
Stanford University Libraries
3 6105 026 465 315







ZEITSCHRIFT

FÜR DIE

ÖSTERREICHISCHEN

GYMNASIEN.

VERANTWORTLICHE REDACTEURE

J. HUEMER, E. HAULER, H. v. ARNIM.

EINUNDFÜNFZIGSTER JAHRGANG.

1900.



WIEN.

DRUCK UND VERLAG VON CARL GEROLD'S SOHN.

I., BARBARAGASSE 2.

Inhalt des einundfünfzigsten Jahrganges

der

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien.

(1900.)

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Seite

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Seite

Programmenschau.

Fünfte Abtheilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen und Erlässe.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Die Stadtbelagerung auf dem homerischen Schilde Achills.

Nirgends ist die Vereinigung archäologischer und philologischer Kenntnisse nothwendiger als bei der Erklärung der berühmten homerischen Beschreibung des Schildes Achills. Die bisher erschienenen neueren Behandlungen dieser Stelle lassen sämmtlich entweder in der einen oder in der anderen Richtung manches vermissen. So macht sich in der bekannten Abhandlung Reichels die mangelhafte Beachtung des griechischen Ausdruckes sehr zum Nachtheile seiner Aufstellungen über den Schild Achills fühlbar. Dies gilt besonders von dem, was Reichel über ein angebliches Missverständnis des beschreibenden Dichters in der Gerichtsscene behauptet. Dass „der vermeintliche Interpretationsfehler des Dichters auf Reichels falscher Auslegung seiner Worte beruhe", hat nach dem Vorgange von Maaß [1]) Hubert Schmidt [2]) überzeugend dargethan und diesen Punkt der Erklärung, wie es mir scheint, endgiltig erledigt. Nicht so den anderen, der die Stadtbelagerung betrifft. Hier hat zwar meines Erachtens Reichels Erklärung darunter gelitten, dass er in seinen Behauptungen weiter gieng, als der Wortlaut der Stelle gestattet. Der letztere ist jedoch nicht so ganz klar, wie es Schmidt a. a. O. uns glauben machen will. Er sagt: „Die beiden Heere müssen das der Belagerer und das der Belagerten **sein**; die Mauern sind von Weibern, Kindern und Greisen besetzt; Vertheidiger würden also ganz fehlen, wenn man beide Heere als Belagerungsheere ansähe. .... Zwischen beiden Parteien finden Berathungen statt, aber ohne Erfolg (*δίχα δέ σφισιν ἥνδανε βουλή*): denn die Belagerer wollen die Stadt völlig zerstören, die Belagerten würden in eine Besitztheilung willigen (*ἠὲ διαπραθέειν ἢ ἄνδιχα πάντα δάσασθαι, κτῆσιν ὅσην*

---

[1]) Deutsche Litteraturzeitung 1895, Sp. 1617 f.

[2]) „Zur kunstgeschichtlichen Bedeutung des homerischen Schildes". in der Satura Viadrina (1896), p. 101.

πτολίεθρον ἐπήρατον ἐντὸς ἔεργεν). Wenn also jetzt fortgefahren wird *οἱ δ' οὔ πω πείθοντο*, so können .... mit *οἱ δ'* nur die Belagerer gemeint sein. .... Im Hinterhalte liegen naturgemäß die Feinde. Dann ist die Herkunft der Viehherde ganz klar ...: sie gehört den Städtern. Auf das beim Überfalle entstehende Geräusch eilen ihre Krieger herbei: sie hatten nach dem erfolglos verlaufenen Rathe und dem Abzuge der Feinde Ruhe gehalten: *εἱράων προπάροιθε καθήμενοι*, was nur auf den Ort sich beziehen kann, nämlich „vor dem Versammlungsplatz lagernd". Bei ihnen finden wir es auch natürlich, dass sie gleich die *ἵπποι* besteigen." Diese Erklärung liest sich recht glatt, und es wäre auch alles in Ordnung, — wenn nicht gerade die Verse unberücksichtigt geblieben wären, die für das Verständnis der Stelle einen sicheren Halt bieten: ich meine die Verse 514—519:

τεῖχος μέν ῥ' ἄλοχοί τε φίλαι καὶ νήπια τέκνα
ῥύατ' ἐφεσταότες, μετὰ δ' ἀνέρες οὓς ἔχε γῆρας.
οἱ δ' ἴσαν· ἦρχε δ' ἄρα σφιν Ἄρης καὶ Παλλὰς Ἀθήνη,
ἄμφω χρυσείω, χρύσεια δὲ εἵματα ἕσθην,
καλὼ καὶ μεγάλω σὺν τεύχεσιν, ὥς τε θεώ περ,
ἀμφὶς ἀριζήλω· λαοὶ δ' ὑπ' ὀλίζονες ἦσαν.

Lassen wir die Frage, was der Dichter dargestellt gesehen habe, zunächst aus dem Spiele und betrachten wir nur, was er erzählt! Der Gegensatz der Worte *οἱ δ' ἴσαν* zu den vorausgehenden *τεῖχος ῥύατ'* sowie die weitere Ausführung in dem Folgenden zeigt mit aller wünschenswerten Deutlichkeit, dass Männer gerüstet aus der belagerten Stadt ausziehen. Und wohin sie ziehen, lässt der Dichter nicht im Unklaren, wenn er fortfährt: *οἱ δ' ὅτε δή ῥ' ἵκανον ὅθι σφίσιν εἶκε λοχῆσαι* usw. Städter also sind es, die den Hinterhalt legen; bei dieser alten Erklärung muss es bleiben. Von diesem Punkte ausgehend, müssen wir die Schwierigkeiten in der Fortsetzung und im Anfange der Stelle zu lösen suchen. Dabei aber befinde ich mich nicht mehr in Übereinstimmung mit Reichel. Wenn wirklich, wie Reichel vermuthet, mit den Worten (V. 530 f.) *οἱ δ' ὡς οὖν ἐπύθοντο πολὺν κέλαδον παρὰ βουσὶν εἱράων προπάροιθε καθήμενοι* Bewohner der anderen, friedlichen Stadt gemeint wären, die von der Gerichtssitzung zur Abwehr des Überfalles auf ihre Herde herbeieilten, dann hätte wahrlich der Dichter alles gethan, um den Sinn der Stelle zu verdunkeln. Früher der Gegensatz der knappen Worte *λόχῳ δ' ὑπεθωρήσσοντο* zu *οὐ πω πείθοντο*, der doch nur an eine Feindseligkeit gegen die Belagerer denken lässt! Und jetzt soll mit einem bloßen *οἱ δ'* auf Personen aus einem andern Bilde, nämlich die Theilnehmer an der Gerichtsversammlung, hingewiesen sein, und das soll mit dem Zusatze *εἱράων προπάροιθε καθήμενοι* verdeutlicht werden, der doch deutlich und also wohl absichtlich an V. 509 *τὴν δ' ἑτέρην πόλιν ἀμφὶ δύω στρατοὶ ἥατο λαῶν* erinnert! Ja, noch mehr; die Leute, von denen es in der Beschreibung der Gerichtsscene heißt: *λαοὶ δ'*

ἀμφοτέροισιν ἐπήπυον, ἀμφὶς ἀρωγοί (V. 502), kann ich mir gar nicht sitzend vorstellen; nur die Geronten sitzen. Die Versammlung in V. 531 ist also keine andere als die im Anfange der Stelle erwähnte; die zur Abwehr des Überfalles herbeigeeilten Besitzer der Herde sind die Belagerer. Übrigens werde ich auf diese Stelle noch zurückkommen. Jene Versammlung aber ist nicht ein Kriegsrath zweier Belagerungsheere,[1]) sondern eine Zusammenkunft der beiden einander feindlichen Heere. Dies beweist, von anderen Erwägungen abgesehen,[2]) allein schon der Wortlaut der Verse 509—512. Das σφίσιν in V. 510 kann sich natürlich nur auf die beiden Heere beziehen. Der Ausdruck aber „δίχα δέ σφισιν ἥνδανε βουλή" kann hier, wie in der Parallelstelle γ 150, nur bedeuten, dass die beiden Heere uneinig waren; das Nächstliegende ist doch sicherlich, an Uneinigkeit in einer eben stattfindenden Beratung zu denken, was er ja in der Odysseestelle bezeichnet. In die Ausdeutung des „δίχα" aber die Worte οἱ δ' οὔ πω πείθοντο hineinzuziehen, wie es Brunn zu thun scheint, verbietet die Grammatik: die Ausführung der einander widerstreitenden Meinungen bieten nur die Worte: ἠὲ διαπραθέειν ἢ ἄνδιχα πάντα δάσασθαι, deren Sinn ja niemandem unklar ist. Man hat aber nicht beachtet, dass, wie zu διαπραθέειν nur die Belagerer, so zu ἄνδιχα πάντα δάσασθαι nur die Städter als Subject zu denken sind: die Belagerten liefern den Feinden die Hälfte ihrer Habe aus und erkaufen sich damit die Befreiung von der Belagerung; die Feinde kommen gar nicht in die Lage, „zu theilen". Die Bestätigung dafür bietet die Parallelstelle Il. XXII 117—120, wo Hektor, indem ihm der Gedanke kommt, Frieden zu stiften, erwägt, ob er nicht außer der Rückgabe des von Paris geraubten Gutes versprechen solle, noch von allem anderen den Achäern zuzutheilen (ἀποδάσσεσθαι), was seine Stadt berge; er fährt fort:

Τρωσὶν δ' αὖ μετόπισθε γερούσιον ὅρκον ἕλωμαι
μή τι καταχρύψειν, ἀλλ' ἄνδιχα πάντα δάσασθαι.

Ist dem aber so, dann kann offenbar das Heer, dessen Absicht es ist, „zu theilen", nur das der Belagerten sein.[3]) Von dieser Absicht aber kann der Dichter nur sprechen, wenn die Darstellung, die ihm vorschwebt, deutlich zeigt, dass Unterhandlungen stattfinden. Sonst müsste ja die Alternative lauten: Zerstörung der

[1]) So Friederichs, „Die philostrat. Bilder" S. 225; Kiene, Philologus XXV, S. 582 f.

[2]) S. Reichel a. a. O. S. 48 (nach dem Vorgange Brunns); Schmidt a. a. O. S. 102.

[3]) So weit stimme ich in der Erklärung dieser Verse mit Schmidt überein. Dadurch fällt auch die von Helbig angenommene Voraussetzung Murrays, die Schilderung des Dichters sei durch ein Bildwerk bestimmt, welches das Belagerungsheer zu beiden Seiten der Stadt gruppierte. Ἀμφί heißt in unserer Stelle dasselbe wie z. B. Il. XI 706: ἀμφί τε ἄστυ ἔρδομεν ἱρὰ θεοῖς.

Stadt oder Sieg der Städter. Mit andern Worten: *ἥατο* in V. 509 heißt nicht „sie lagerten“, sondern wirklich „sie saßen“, nämlich in einer Versammlung, eben das, was in V. 531 mit den Worten *εἰράων προπάροιθε καθήμενοι* gemeint ist. Man denke an Il. III 326! Wie dort die Mannen der beiden feindlichen Heere sich setzen, um dem entscheidenden Zweikampfe zuzusehen, so haben sie es hier zur Verhandlung gethan. Daraus folgt aber, dass Brunns Behauptung, die Verse 509—513 enthielten nur die motivierende Einleitung zur Schilderung des Dargestellten, unrichtig ist.

In V. 513 fährt der Dichter fort:

οἱ δ' οὔ πω πείθοντο, λόχῳ δ' ὑπεθωρήσσοντο.

Ich gebe zu, dass Schmidts Auffassung dieser Worte sprachlich möglich ist. Nothwendig ist sie nicht, ja nicht einmal naheliegend, da sie dem sonst im Ausdrucke knappen Dichter eine starke Tautologie zumuthet. Allerdings, wenn *οἱ δ'* eine der beiden vorher genannten uneinigen Parteien bezeichnen muss, dann sind es die Belagerer. Es fragt sich nur, ob nicht ein Drittes möglich ist, ja durch den Zusammenhang mit dem Folgenden geradezu gefordert wird. Aus dem oben Gesagten ergibt sich, dass es nur Städter sein können, die den Überfall machen. Freilich müssen das andere sein, als die mit den Feinden unterhandeln. Und eben dies, nämlich „andere aber“, wird *οἱ δ'* hier bedeuten. Es liegt hier ein durchaus nicht seltener Sprachgebrauch vor, der aber mitunter infolge der irreführenden scheinbaren Möglichkeit, die damit Bezeichneten im Vorausgehenden genannt zu finden, verkannt wird: die mit *οἱ δέ* eingeführten Personen sind vorher noch gar nicht vorgekommen und treten nun in Gegensatz zu dem zunächst vorhergehenden grammatischen oder logischen Subjecte, ohne dass eine Zweitheilung mit *μὲν — δέ* stattfände. Ein Beispiel bietet die homerische Schildbeschreibung selbst. Dreierlei wird von den Pflügern gesagt: viele fuhren mit ihren Gespannen hin und her; die am Anfangsraine (*τέλσον ἀρούρης*) Angelangten erhielten ihren Labetrunk; und drittens (V. 546 f.): *τοὶ δὲ* [„die aber d. i. andere“, erklärt Ameis' Commentar ganz richtig] *στρέψασκον ἀν' ὄγμους, ἱέμενοι νειοῖο βαθείης τέλσον ἱκέσθαι.* Mit den Worten *οἱ δ' οὔ πω πείθοντο* wird also der Übergang von der ersten zur zweiten Scene gemacht: „die aber, d. i. andere fügten sich noch nicht, sondern ...“ *Πείθεσθαι* in der allgemeinen Bedeutung „sich einer Nothwendigkeit fügen“ hat nichts Auffälliges, wenn man sich an homerische Wendungen wie *νυκτὶ πιθέσθαι* (*H* 282. 293, vgl. *Θ* 502, *I* 65, *μ* 291) oder *γήραϊ λυγρῷ πείθεσθαι* (*Ψ* 645) oder gar *στυγερῇ δαιτὶ πείθεσθαι* (*Ψ* 48) erinnert.

Eine Bestätigung für die Richtigkeit meiner Erklärung finde ich in der Fortsetzung der Erzählung des Dichters. In V. 533 heißt es: *στησάμενοι δ' ἐμάχοντο μάχην ποταμοῖο παρ' ὄχθας:* eine regelrechte Einleitung der Schlachtschilderung. Subject sind

offenbar, wie auch die Erklärer sagen, beide Parteien. Unmittelbar vorher aber stehen die Verse:

οἱ δ' ὡς οὖν ἐπύθοντο πολὺν κέλαδον παρὰ βουσὶν
εἰράων προπάροιθε καθήμενοι, αὐτίκ' ἐφ' ἵππων
βάντες ἀερσιπόδων μετεκίαθον, αἶψα δ' ἵκοντο.

Sind *οἱ δ'* in V. 530 nur die Besitzer der Herde, so muss von V. 532 zu 533 ein Subjectwechsel stattfinden. Diese Annahme ist ja möglich; aber am nächsten liegt es gewiss, dieselben *οἱ δ'* auch in V. 533 als Subject zu denken. Dann müssen aber schon in den Versen 530—532 beide Parteien gemeint sein. Und das ist es gerade, was die Sache erfordert: beide Parteien haben, als sie bei der Verhandlung saßen, den Lärm bei den Rindern vernommen; beide Parteien sind herbeigeeilt und beginnen die Schlacht. Und nur, wenn es sich um eine große Schlacht zwischen den gesammten Streitkräften beider Parteien, nicht um ein bloßes Scharmützel wegen einer überfallenen Herde handelt, ist die Redensart *μάχην ἵστασθαι* und die ganze folgende Schlachtschilderung mit dem Eingreifen der Todesdämonen am Platze.

Erst eine zweite Frage für sich ist diese: Wie hat man sich das Bildwerk vorzustellen, das die Phantasie des Dichters zu seiner beschreibenden Erzählung anregte? Die Beantwortung dieser Frage ist, solange wir von Kunstwerken, die der Dichter gesehen haben konnte, nur so geringe Kenntnis haben, sehr unsicher.[1]) Auch die leider nur fragmentarisch erhaltene Darstellung einer Belagerung auf einem mykenischen Silbergefäße ist nicht derart, dass wir mit Reichel (a. a. O. S. 49) sagen könnten: „Das ist genau das homerische Bild." Die gerüsteten Männer bekämpfen dort von der Höhe herab die auch mit Wagen andringenden Feinde; beim Dichter findet die Schlacht am Ufer eines Flusses statt. Vertheidiger ziehen dort zwar aus der Stadt aus; die meisten sind aber schon im Kampfe begriffen; der Dichter dagegen schildert einen Auszug gerüsteter Krieger. Immerhin ist durch diese und einige dem 6. Jahrhunderte angehörige Darstellungen einerseits der Typus der Feldschlacht um die belagerte Stadt,[2]) andererseits der von klagenden Frauen besetzten Mauerzinnen[3]) nachgewiesen. Nicht belegt aber sind bisher die anderen Scenen durch Beispiele der griechischen Kunst: der Auszug der Krieger aus der Stadt, der Überfall der Herde[4]) und die Sitzung der beiden Heere. Wir sind also da nur

---

[1]) Zur folgenden Erörterung vgl. auch H. Schmidt a. a. O. S. 105.

[2]) Schwarzfig. Amphora bei Inghirami, Vas. fitt IV 301. 304. Vgl. Ps.-Hesiod, Heraklesschild V. 237—242.

[3]) Mon. d. J. I 34; Babelon, Cabin. d. antiq. à la bibl. nat. Taf. 40. (Beides auch bei Benndorf, Heroon von Gjölbaschi-Trysa, S. 152 ff.) Vgl. Ps.-Hesiod a. a. O. V. 242 f.

[4]) Das Motiv der im Hinterhalte knienden Krieger kommt auf schwarz- und rothfigurigen Vasen öfters vor; s. Hartwig, Die griech. Meisterschalen, S. 106, Anm. 1. und 107. Aber gerade für den Viehraub, der auf dem Schilde dargestellt ist, finden sich keine Belege in der Kunst.

auf das angewiesen, was sich aus den Worten des Dichters etwa herausschälen lässt. Das hat dieser uns freilich, weil er nicht eine bloße Beschreibung liefern will, nicht leicht gemacht. Aber ich denke, gerade wenn man von meiner aus dem Wortlaute sich ungezwungen ergebenden Erklärung der Erzählung ausgeht, kann man bei genauer Beachtung der Eigenart dieser Erzählung manches für die Beschreibung des zugrunde liegenden Bildwerkes gewinnen, auch wenn man nicht dem Dichter eine so weitgehende Abhängigkeit von seiner bildlichen Vorlage zumuthet, wie sie Reichel annimmt.

Auszugehen ist von einer treffenden Bemerkung, die Reichel im Anschlusse an Brunn[1]) macht. Er sagt a. a. O. S. 48: „Der Dichter hat drei abgesonderte Bilder vor Augen, die er zu verknüpfen sucht:

a) die belagerte Stadt,
b) den Lochos mit dem Viehraube,
c) die Schlacht.

Diese selbständigen Darstellungen zu einer Art von Einheit zu verbinden, war schwer, und man kann nicht sagen, dass es dem Dichter in anschaulicher Weise gelungen sei." Hier ist das erste der drei „Bilder" nicht richtig angegeben: die „belagerte Stadt" ist kein Bild für sich, sondern der notbwendige Hintergrund zu allen drei Darstellungen aus dem Kriege um eine Stadt. Reichel durfte umso weniger von der „Belagerung" als einer „ersten Scene" sprechen, da er mit Brunn in den Vv. 509—513 nur die motivierende Einleitung zur Schilderung des Dargestellten sah. Überhaupt aber ist den Worten des Dichters rein gar nichts zu entnehmen, was jener angeblich ersten Scene, der Belagerung, einen Inhalt gäbe. Was Reichel S. 49 zur Ausführung des Bildes der Belagerung und der Bedrängnis der Städter beibringt, hat er aus der bildlichen Darstellung auf dem erwähnten Silbergefäße, nicht aus dem Gedichte. Wie die homerische sogenannte Belagerung aussah, lehrt in Übereinstimmung mit den Worten des Dichters der oben angeführte alte Kunsttypus der Feldschlacht vor der befehdeten Stadt. Das ist aber die dritte Scene, die dritte beim Dichter, der in seiner Erzählung einen ursächlichen Zusammenhang zwischen drei Scenen herzustellen sucht, nicht so aber im Sinne des bildenden Künstlers. Eine andere offenbar typische Scene aus der Befehdung einer Stadt ist der Lochos mit dem Viehraube und der Mordung der Hirten. Der Dichter aber findet darin die Ursache für die Feldschlacht. Und eine dritte Scene des Bildwerkes ist — die Friedensverhandlung der beiden gelagerten Heere. Der Dichter löst nun vom unrechten Ende aus die bildliche Darstellung in Erzählung auf. Dadurch geräth er auf einen Einfall, welcher sicherlich das gerade Gegentheil der vom naiven Künstler beabsichtigten Auffassung ist: er interpretiert, ein Theil der Städter

[1]) Vgl. dessen Kunstgeschichte I, S. 76.

wolle sich noch nicht fügen, sondern rüste heimlich zum Hinterhalte. Aber Krieger, die in der Umgebung einer belagerten Stadt aus dem Hinterhalte eine Herde überfallen, sind in den Augen jedes unbefangenen Betrachters einer solchen Darstellung eben Feinde der Stadt.[1] „Aber“, wird man einwenden, „es war doch auch der Auszug dieser Krieger aus der Stadt dargestellt!“ In der That lassen die Verse 516—519 keinen Zweifel darüber zu, dass der Auszug von Kriegern aus der Stadt nicht etwa nur der Phantasie des erzählenden Dichters, sondern wirklich der bildlichen Darstellung angehört. Dafür ist außer der übrigen Beschreibung gerade der Umstand, welcher Schmidt a. a. O. S. 101 für das Gegentheil zu sprechen scheint, beweisend: dass nämlich zwei Figuren durch ihre Größe vor allen übrigen ausgezeichnet waren. Dass dies durchaus nicht bloß in Votivreliefs vorkam, lehrt z. B. ein Blick auf die Größenunterschiede der Figuren in der Hochzeit des Peleus und in Troilos' Verfolgung auf der Françoisvase. Dass übrigens jene zwei Figuren nicht, wie der Dichter sagt, Ares und Athene, sondern verkannte Heerführer seien, behauptet Reichel S. 49; dies wird aber sehr unwahrscheinlich, wenn wir beide Götter auf dem Schilde des Herakles (V. 191—200) bei Kämpfenden wiederfinden.[2] Wenn wirklich, wie Reichel behauptet, die mykenische Kunst keine Götter darstellt, dann gehört eben schon aus diesem Grunde der Schild Achills und seine dichterische Beschreibung einer etwas jüngeren Zeit an. Dass letztere zu den jüngsten Bestandtheilen der Ilias gehört, dafür sprechen ja auch andere Argumente.[3]

Doch kehren wir zu unserem Dilemma zurück! So gewiss in der Darstellung auf dem Achillesschilde es Feinde der Stadt sind, welche die Herde überfallen, so gewiss ist ein Auszug gerüsteter Städter dargestellt. Einen absonderlichen Ausweg hat der leichtfertige jüngere Philostratos in der zehnten seiner Bilderbeschreibungen ersonnen, in welcher er im Anschlusse an den homerischen Dichter den angeblich in den Besitz des Pyrrhos gelangten Schild Achills beschreibt. Er lässt die Städter ausziehen und sich in den Hinterhalt legen, die Feinde aber die Herde überfallen und von den aus dem Hinterhalte herbeieilenden Städtern in ihrem Raube gestört und zur Schlacht gezwungen werden! Philostratos zu folgen, wird wohl niemand Lust haben. Dagegen bietet sich von selbst eine andere Lösung dar: Das Ziel der ausziehenden Krieger ist gar nicht der Hinterhalt, sondern —

---

[1] Nebenbei sei an folgende Homerstellen erinnert: Il. XX 90 f.: … ἤδη με καὶ ἄλλοτε δουρὶ φόβησεν | ἐξ Ἴδης, ὅτε βουσὶν ἐπήλυθεν ἡμετέρῃσιν, und ebenda V. 188 f.: ἦ οὐ μέμνῃ, ὅτε πέρ σε βοῶν ἄπο, μοῦνον ἐόντα, | σεῦα κατ' Ἰδαίων ὀρέων … S. auch Od. XIV 469 ff.

[2] S. Studniczka, Über den Schild des Herakles, Serta Hartel. S. 77 f.

[3] S. Schmidt a. a. O. S. 105; Christ, Homeri Iliadis carmina, proleg. p. 28 f., und ders., Homer oder Homeriden, S. 45.

die Feldschlacht. Es ist sehr wohl denkbar, dass dies in der einfachen Bildersprache der alten Kunst nicht deutlich genug wurde,[1]) so dass der Dichter, verleitet von seinem Bestreben, einen ursächlichen Zusammenhang zwischen drei voneinander getrennte Scenen hineinzudichten, als Ziel der marschierenden Kriegerschar den Hinterhalt ansehen konnte. Durch diese Annahme erledigt sich auch das Bedenken, das Reichel S. 49 äußert, dass ein Lochos, der einen Viehraub bezwecke, ein so starkes göttliches Geleite erhalte.

Mehr aber als das bisher Besprochene war meiner Meinung nach im Bilde nicht dargestellt. Nicht also Beschreibung, sondern nur ausführende Erzählung und Erklärung dafür, dass die vorher am andern Ende des Bildes Versammelten in der Feldschlacht erscheinen, ist es, wenn der Dichter in V. 530 ff. sagt:

οἱ δ' ὡς οὖν ἐπύθοντο πολὺν κέλαδον παρὰ βουσὶν
. . . . αὐτίκ' ἐφ' ἵππων
βάντες ἀερσιπόδων μετεκίαθον, αἶψα δ' ἵκοντο.

Das einzige, was aus diesen Worten für unsere Vorstellung von dem Bilde folgt, ist, dass die Kämpfer auch zu Wagen anrücken. Zu V. 532 bemerkt Ameis (und ähnlich auch Faesi) ganz richtig: „*μετεκίαθον* schilderndes Imperfect, dann Aor. *ἵκοντο* als Abschluss der Bewegung.“ Dass der ganze Vorgang auch bildlich dargestellt zu denken sei, folgt daraus nicht mit Nothwendigkeit. Ja, es scheint, dass der Aorist sogar diesen Gedanken ausschließe. Der Dichter erzählt nämlich alle vom bildenden Künstler dargestellten Vorgänge naturgemäß im Imperfectum (woraus aber nicht folgt, dass alles im Imperfectum Erzählte auch dargestellt sei). Die wenigen Aoriste, die vorkommen, sind nur scheinbare Ausnahmen. Mit *προγένοντο* in V. 525, *προνόησαν* in V. 526. *ἐπέδραμον* in V. 527 werden Dinge erzählt, welche vor dem dargestellten Momente liegen, den die folgenden Worte wiedergeben: *ὦκα δ' ἔπειτα | τάμνοντ' ἀμφὶ βοῶν ἀγέλας καὶ πώεα καλὰ ἀργεννέων οἰῶν, κτεῖνον δ' ἐπὶ μηλοβοτῆρας.* Das Vorausliegende wird nur aus dem Bilde erschlossen, in welchem es ja noch Spuren hinterlassen haben kann. Ganz ebenso erklärt sich mir an unserer Stelle der Aorist *ἵκοντο*.

So komme ich denn auf eine andere, wie ich hoffe, überzeugendere Weise zu einem ähnlichen Ergebnis, wie Reichel: dass nämlich ein dem Dichter nachweisbares Missverständnis uns den Beweis für die Realität, ich will nicht sagen, des ganzen Schildes, wohl aber der Darstellung der Stadtbelagerung liefert.

Wien. Anton Swoboda.

[1]) Man vergleiche z. B. die drei Streifen mit Gewaffneten im Gänsemarsche vor der brennenden belagerten Stadt bei Layard, Niniveh and its remains I. pl. 74. Übrigens ist die Aufreihung marschierender Krieger auch ein bekannter Typus griechischer Kunst; s. Furtwängler u. Löschcke, Myken. Vasen, Taf. 43.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Sophokles' Elektra Für den Schulgebrauch bearbeitet von Prof. Dr. Chr Muff. Bielefeld u. Leipzig. Velhagen u. Klasing 1899. 8. Text (XXVII u. 86 SS.). Preis 90 Pf. Commentar (85 SS). Preis 80 Pf.

In früherer Zeit war der Sophokleslectüre an unseren Gymnasien je ein Semester der VII. und VIII. Classe zugewiesen. Seit einigen Jahren ist dieselbe auf die VIII. Classe beschränkt. Die Frage, ob eine Tragödie für den Gymnasialcursus ausreichend sei und ob nicht in diesem Gegenstande mehr gearbeitet werden sollte, legt sich einem angesichts eines so brauchbaren Hilfsmittels, wie wir es im Folgenden besprechen, besonders nahe.

Dass die Redactoren der Velhagen-Klasing'schen „Sammlung lat. und griech. Schulausgaben" für die Bearbeitung des Sophokles den Rector Muff in Pforta gewannen, kann als eine glückliche Wahl bezeichnet werden. Hier war Wissen und Können in schöner Vereinigung gefunden. Gleich das erste Stück (Oed. tyr. 1894) wurde von der Kritik sehr freundlich aufgenommen und der Wunsch nach einer Fortsetzung geäußert. Diese erfolgte auch, und mit der heuer erschienenen Elektra ist diese Sophoklesausgabe bis auf die Trachinierinnen vollständig. Wenn auch das zuletzt erschienene Stück den unmittelbaren Anlass zu unserer Besprechung bietet, so scheint es doch zweckmäßig, bei dieser Gelegenheit einen Blick auf die ganze Ausgabe, die ja nach den gleichen Grundsätzen gearbeitet ist, zu werfen und eine kurze Charakteristik derselben zu geben.

Text nebst Einleitung und Commentar erscheinen für jedes Stück in separaten Bändchen. Bei der Textgestaltung galt dem Herausgeber der vernünftige Grundsatz, dass man dem Schüler vor allem einen möglichst anstoßfreien Text bieten müsse. Diese Aufgabe hat der Herausgeber durch Aufnahme brauchbarer Conjecturen, worüber ein Anhang Rechenschaft gibt, geschickt gelöst, und man wird ihm den Vorwurf der Maßlosigkeit oder Willkür nicht machen können.

Der Text wird mit Beigaben geboten, wie sie in diesem Umfange sich in keiner dem Ref. bekannten Sophoklesausgabe finden. Zwar will es uns scheinen, dass die ersten Ansätze zu der hier befolgten Methode in Wecklein's Ausgabe (München 1874 ff.) vorliegen. Aber in zielbewusster und energischer Durchführung jener Principien ist der Herausgeber über Wecklein weit hinausgegangen. Während nämlich die alte Eintheilung nach Prologos, Parodos usw. dem Texte beigedruckt ist, wird die Handlung durch Zerlegung in Acte und Scenen dem Schüler näher gebracht. Jedem Acte ist eine Inhaltsangabe vorausgeschickt, wobei auf die einzelnen Stadien der Handlung: erregendes Moment, Steigerung, Höhepunkt, beginnender Fall der Handlung, Katastrophe, mit gesperrter Schrift hingewiesen und auch auf die Entwicklung der Charaktere aufmerksam gemacht wird. Ebenso sind auch den einzelnen Scenen- und Strophen specielle Inhaltsangaben vorangestellt. Freilich wird es manchem scheinen, dass der Verf. hierin zuweit gegangen sei. Aber andererseits kann nicht bezweifelt werden, dass durch diese Inhaltsangaben das Verständnis des darauffolgenden Textes dem Schüler bei seiner Präparation auf das wirksamste erleichtert wird. Da überdies die recht zweckmäßige und anregend geschriebene „Einleitung" neben den erforderlichen literarhistorischen Daten eine anschauliche Inhaltsangabe und Würdigung der jeweiligen Tragödie enthält, so kann sich der Schüler mit Leichtigkeit in den Gang der Handlung einleben. Die Folge aber wird ein rascheres Fortschreiten der Lectüre sein, womit der Hauptzweck einer Schulausgabe erreicht wird.

Eine weitere Beigabe, die den Text begleitet, betrifft die Metra, besonders die lyrischen. Nicht ein kahles Schema der Versmaße auf irgendeinem Blatte hinter dem Texte bietet der Verf., sondern das genau analysierte Schema ist, soweit das typographisch thunlich war, neben oder über dem Texte, somit für den Leser augenfällig, abgedruckt. Neben den metrischen Angaben werden auch Bemerkungen über die Chortechnik gegeben, und es ist gar nicht überflüssig, dass der Schüler so ohne besondere Bemühung eine lebendigere Vorstellung vom Chore erhält, als dies gewöhnlich im Unterrichte der Fall ist.

Im Commentar bewegt sich der Verf. mit jener Sicherheit, wie sie nur langjährige Lehrerfahrung an die Hand geben kann. Mit feinem Takte weiß er herauszufinden, wo dem Lernenden nachzuhelfen ist, und da zu schweigen, wo man dem Schüler mit Recht Selbsthilfe, natürlich unter Benützung des Wörterbuches, zutrauen darf. Fälle, wo sich über das Zuviel oder Zuwenig streiten ließe, werden sich nicht viele finden. Am ehesten möchte der Commentar zum Oed. tyr., der im Vergleiche zu den anderen knapper gehalten ist, eine mäßige Vermehrung vertragen. Andererseits könnten manche gar zu elementare Bemerkungen, wie über den gen. part., den acc. des inneren Objecte u. ä. eingeschränkt werden. Im ganzen aber wird man das richtige Maß gewahrt finden.

Sprachliches und Sachliches wird treffend, nach Thunlichkeit kurz besprochen. Nur zu billigen ist die Art, wie der Verf. das Sprachliche, ohne der Oberflächlichkeit Vorschub zu leisten, behandelt: indem er von grammatischen Citaten und langen Deductionen gänzlich absieht, hilft er bald durch Andeutung der Construction, bald dadurch, dass er einen Specialfall einem umfassenderen Sprachgesetze, dessen Kenntnis beim Schüler ohneweiters vorausgesetzt werden muss, passend subsumiert, bald dadurch, dass er die für die Stelle angemessene Bedeutung aus der Grundbedeutung entwickelt, bald durch eine Übersetzung, wo auf diese Weise das Verständnis am leichtesten vermittelt ist. Besondere Aufmerksamkeit richtet der Verf. auf den Gedankenzusammenhang, den er überall, wo nur ein Zweifel entstehen könnte, darlegt. Überhaupt wird der Leser nicht leicht bei einer wirklichen Schwierigkeit imstiche gelassen, und selbst der Fachmann wird nicht wenige, feinsinnige Bemerkungen, auch ästhetischer Art, finden. Durch dieses alles wird der Lehrer allerdings erheblich entlastet, aber nicht überflüssig gemacht. Denn abgesehen davon, dass die Ausgabe nach ausdrücklicher Bestimmung auch der Privatlectüre dienen soll, wird ja der Lehrer die Durcharbeitung des Commentars seitens des Schülers zu controllieren und auch ein Augenmerk darauf zu richten haben, wie es mit dem Verständnis des Schülers an denjenigen Stellen steht, die der Commentar mit Grund unbesprochen ließ.

Nicht zahlreich sind die Stellen, wo man statt der Erklärung des Verf.s eine andere vorziehen wird, ebenso die Fälle, wo Versehen oder wirkliche Irrthümer vorliegen. So ist beispielsweise Elect. 534 die hergebrachte Erklärung: „wessen Gunst abzahlend d. h. wem zu Liebe?“ tadellos, während die Interpunction und Erklärung des Verf.s: *τοῦ χάριν, τίνων* sc. *χάριν* „welches einzelnen und welcher Gemeinschaft wegen“ sich wegen der dabei unbegründeten *ἔμφασις* nicht empfiehlt. — El. 181 heißt *ἀπερίτροπος* nicht „wer an seinem Vorsatz festhält“, was schon wegen der vorangehenden Negation unmöglich ist, sondern „unbekümmert“. — Irrthümlich wird zu El. 522 verglichen Il. 2, 378, wo doch *ἄρχω* „anfangen“ heißt. während es an der Sophoklesstelle „herrschen“ bedeutet. — Phil. 1111 ist zu *ἴσχων* nicht *τὰ ὅπλα*, sondern *φορβάν* zu ergänzen. — Ant. 691 ist *τέρψῃ* nicht Conjunctiv bei ausgelassenem *ἄν*, sondern Futurum, da der Relativsatz kein hypothetischer, sondern ein consecutiver ist. — Ai. 728 wird unrichtig Aias als Subject zu *πᾶς καταξανθεὶς θανεῖν* angegeben. Es ist offenbar Teukros das Subject, da sonst der Accus. stehen müsste. Die richtige Erklärung hat schon der Scholiast. Dagegen ist Ai. 181 *ἐτίσατο λώβαν* „die ihm, dem Aias, angethane Schmach“ wohl nur ein Druckfehler statt Ares. — Zu Oed. tyr. 335 heißt es: „*ὀργαίνω* hier activ.“ Der Verf. wollte sagen transitiv. Ebenso beruht die Bemerkung zu Oed. tyr. 1040: „zu *ἐκδίδωσι* ist *σὲ* zu ergänzen“ auf einem Versehen, da ja der

Verf. im Texte die Conjectur σ' aufgenommen hat. — Doch können Versehen und Irrthümer dieser Art, die in einer ersten Auflage kaum vermeidlich sind, bei der Beurtheilung des Ganzen nicht schwer ins Gewicht fallen.

Dem im Obigen skizzierten Inhalte der Ausgabe entspricht die äußere Form: es ist die auch sonst bei den Velhagen-Klasingschen Ausgaben allgemein anerkannte glänzende Ausstattung der Bücher, die auch den Preis derselben als einen mäßigen erscheinen lässt. Besonderes Lob verdient die dem Auge wohlthuende Übersichtlichkeit, in der sich Text, Analyse des Inhalts, Metrisches dem Leser darstellt. Der Druck ist fast durchweg correct.

Man würde aber dieser Ausgabe nicht völlig gerecht werden, wenn man nicht noch auf eine Eigenschaft hinwiese, die ihren Wert wesentlich erhöht: wir meinen die Art, wie der Erklärer sich gibt, eine gewisse Unmittelbarkeit, die uns hier entgegentritt. Es geht ein frischer Zug durch den Commentar, und der ungezwungene, muntere Ton macht nahezu den Eindruck des lebendigen Wortes und versetzt einen in die Schulstube. Dem Verf. kommt hiebei ein plastischer Stil zuhilfe, indem er mit wenigen Strichen kräftig zu markieren versteht. Überall ist ersichtlich, dass der Verf. so recht con amore gearbeitet hat, und es kann nicht ausbleiben, dass dieses Interesse sich auf den Leser überträgt. Wir können in der Leistung des Verf.s nur die glückliche Vereinigung tüchtiger Sachkenntnis mit nicht gewöhnlichem Lehrtalent sehen, und wir stehen daher nicht an, diese Schulausgabe des Sophokles als die beste unter den bis jetzt vorhandenen Ausgaben gleicher Kategorie zu bezeichnen.

Zum Schlusse mögen hier noch einige Worte platzfinden. Die Frage, ob commentierte oder bloße Textausgaben dem Schüler zu gestatten seien, ist nicht neu. Wer aber in der Schule mit der Sache zu thun gehabt hat, weiß, dass die Gestattung z. B. des blanken Sophoklestextes für den Schüler so ziemlich einer Anweisung auf die Freund'sche Präparation gleichkommt. Freilich darf man nicht so vertrauensselig sein zu glauben, dass selbst durch die besten Commentare das Unwesen der schädlichen Hilfsmittel gänzlich erdrückt werden könne. Eine gewisse Sorte von Schülern wird immer eine besondere Hinneigung zu ihrem „Freund" haben. Aber wenigstens macht sich der Lehrer, wenn er einen brauchbaren Commentar empfohlen hat, nicht zum Mitschuldigen.

Auch die Art, wie angehende Philologen, die eben die Universität bezogen haben, sich manchmal gleich mit gelehrten Schriftstellerausgaben zu thun machen, um „Kritik" zu üben, verdient schwerlich Billigung. Auf diesem Wege wird weit eher dünkelhaftes Absprechen als gründliche Sachkenntnis erreicht. Das Richtige wird wohl sein, dass sich der tiro philologicus erst ordentlich in seinen Schriftsteller einlese, um so ein Terrain zu gewinnen, auf dem er dann kritisch arbeiten lernen kann. Will er sich nun

in die Lectüre der Dramatiker auf eine angenehme, rasche und dabei doch gründliche Weise einführen, so wüssten wir ihm kein besseres Hilfsmittel zu empfehlen als diese Ausgabe, aus der er neben dem nächsten Zwecke des Sicheinlesens auch gar manches von Methodik für seinen künftigen Beruf profitieren wird. Ebenso unterliegt es für uns keinem Zweifel, dass diese Ausgabe wohlgeeignet ist, auch den Lehrer selbst praktisch weiterzubilden.

Görz. Dr. Adolf Baar.

Dr. Albert Raabe, Platos Apologie und Kriton logisch-rhetorisch analysiert. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresberichte des kgl. Luisen-Gymnasiums zu Berlin. 1. Theil: Ostern 1897; 2. Theil: Ostern 1898. 21 u. 18 SS.

Bevor der Verf. an die eigentliche Aufgabe seiner Abhandlung herantritt, führt er den Leser im Vorworte, das freilich unverhältnismäßig umfangreich ausgefallen ist (18 SS.) den langen Weg, den die höhere Kritik dieser beiden Schriften Platos von Schleiermacher bis auf die neueste Zeit zurückgelegt hat, und kommt zu dem Schlusse, dass die Leistungen der Hermeneutik hinter denen der höheren Kritik zurückgeblieben seien. Er stellt sich daher die Aufgabe, die rhetorische Analyse der Apologie, die Cron begonnen habe, weiter zu führen, den Kriton, soweit er rhetorisch gehalten ist, von demselben Standpunkte aus näher zu betrachten und bei der logischen Analyse etwas genauer zuwerke zu gehen. Auf diese Weise hofft er, bei der Darstellung des Gedankenganges und der Gliederung beider Werke jede Willkür zu vermeiden. Die rhetorische Analyse ist dem Verf. vollständig gelungen; die Darstellung des Gedankenganges ist klar, sachgemäß und erschöpfend. Das Resultat seiner Darstellung fasst der Verf. zum Schlusse in folgender Weise zusammen. In beiden Schriften seien die Erörterungen ähnlich disponiert; in beiden behandle Sokrates den Gegenstand vom doppelten Standpunkte, dem des Rechtes und der Moral und dem des Vortheils. In beiden komme er zu demselben Ergebnis: seine Verurtheilung sei nicht bloß ungerecht, sondern auch für die Athener nachtheilig, seine Flucht wäre nicht nur sittlich nicht zu rechtfertigen, sondern brächte auch niemandem Nutzen. So beruhe die Disposition beider Schriften auf der gleichen Grundlage, dem echt platonischen Gedanken, dass die Gerechtigkeit Gesundheit, die Ungerechtigkeit Krankheit der Seele sei, dass daher das Ungerechte den, der es begehe, immer und beständig schädige, das Gerechte nothwendig und immer nütze.

Neben der genauen und gründlichen rhetorischen Analyse ist die logische etwas zu kurz gekommen und hat meinen Erwartungen nicht entsprochen. So wurde z. B. die logische Schwäche der Beweisführung in der Apologie gar nicht berührt. Auch wäre es

vortheilhaft gewesen, wenn der Verf. zum Schlusse eine knappe übersichtliche Darstellung der einzelnen Dispositionspunkte gegeben hätte, welche die Capitelangabe in den Fußnoten nicht ersetzen kann.

Dr. Gustav Schneider, Die Weltanschauung Platos dargestellt im Anschluss an den Dialog Phaedon. Berlin, Weidmann 1898. XIV u. 198 SS.

Vorliegende Schrift ist in erster Linie für die Einführung in die Philosophie und damit auch für den Gymnasialunterricht bestimmt. Im Vorworte legt der Verf. dar, dass der Dialog Phaedon am geeignetsten sei, die jungen Leute an die Philosophie heranund theilweise in sie einzuführen, zumal die in ihm niedergelegte Weltanschauung ihrer Grundlage nach unserer christlichen Anschauung verwandt sei. Von den 67 Capiteln können nach des Verf.s Ansicht 41 in der Schule gelesen werden, nämlich die erzählenden Abschnitte zu Anfang und zum Schluss, sodann der Abschnitt, in welchem Plato ausführt, das ganze Leben des Jüngers der Philosophie sei eine Übung im Sterben, ferner die schöne Stelle über die Misologie und endlich die Beweise, die aus dem Kreislauf des Werdens, der Ursprünglichkeit der Begriffe in unserem Geiste und aus der Einfachheit der Seele geführt werden.

Den Inhalt dieser Schrift könne man auch für den Unterricht in der philosophischen Propädeutik verwerten, da sich derselben eine Menge Begriffe entnehmen ließe, die im Zusammenhange und aus der Lectüre erklärt werden können, so „Kreislauf des Werdens, a priori, Geist und Materie, Substanz und Accidenz, Sensualismus, Idealismus, a posteriori, Idee, Zweck“ usw.

Der Inhalt stimme aber auch mit der Metaphysik Platos überein. Unser Dialog nehme für die Sinnenwelt eine reale Materie an, und die Ideen seien nichts anderes als Gedanken Gottes. Den Beweis für die Richtigkeit dieser beiden Sätze will der Verf. durch seine Darlegungen erbringen.

Dass der Dialog Phaedon schon vermöge des Themas, das er behandelt, wert sei, in der Schule gelesen zu werden, darüber, glaube ich, gibt es keine Meinungsverschiedenheit. Ob aber in der für die Platolectüre bestimmten Zeit nebst der Apologie und dem Kriton noch die 41 Capitel Phaedon in der vom Verf. geforderten Weise gelesen werden können, möchte ich bezweifeln. Aus demselben Grunde dürfte auch der Vorschlag, die angegebenen philosophischen Begriffe an der Hand der Lectüre zu erörtern und zu entwickeln, an unseren Gymnasien nicht durchzuführen sein. Aber auch sonst scheint mir dieser Vorschlag zuweit zu gehen.

Da unser Buch für Schüler bestimmt ist, so ist die Darstellung einfach und leicht fasslich, und der Verf. hält sich frei von Erklärungen, welche die Fassungskraft der Schüler übersteigen. Er gibt den Inhalt der einzelnen Capitel in einer einfachen, klaren Form und lässt einem jeden kleineren oder größeren Abschnitte

eine durchaus sachgemäße Erklärung folgen, wobei er öfter Platons Ausführungen durch Heranziehung des Dialoges Timaeus ergänzt.

An die Erklärung des Inhalts schließt der Verf. eine Disposition des Dialoges an und legt dar, dass wir es im Phaedon in Wirklichkeit nur mit zwei Beweisen für die Unsterblichkeit der Seele zu thun haben. Der erste Beweis gelte dem Satze, dass die Seele als denkendes Wesen nach dem Tode fortdauere, und setze sich aus zwei Theilen zusammen, erstens, dass die Seele nach dem Tode fortdauere (c. 15—17), zweitens, dass die Seele bereits vor ihrer Verbindung mit diesem Leibe als denkendes Wesen existiert habe (18—22). Der zweite Beweis thue dar, dass die Seele ein eigenes, selbständiges Princip im Menschen sei (41—43), und ergänze sich durch die Darlegungen, dass die Unsterblichkeit der Seele auch ihrer innern Kraft nach aus ihrem Begriffe folge.

Das Schlusscapitel ist der Grundlage und dem inneren Zusammenhange der platonischen Weltanschauung gewidmet. Die Vernunft, die göttliche Vernunft sei das höchste Princip. Sie sei Denken und Macht, ihre Gedanken zu verwirklichen. In dieser göttlichen Vernunft habe die menschliche ihren Grund und Ursprung. Der menschliche Geist sei Geist vom Geiste Gottes und hierin sei alle seine Vollkommenheit begründet, hierin liege auch der letzte und eigentliche Grund für die Unsterblichkeit.

Wenn auch der Verf. bei der Abfassung seiner Schrift von dem Gedanken geleitet wurde, für Schüler ein Hilfsbüchlein zu schaffen, so dürfte auch der Fachmann in derselben manches finden, was sein Interesse zu erwecken imstande ist.

Alphonsus Schäffer, Quaestiones Platonicae. Dissertatio inauguralis. Argentorati, H. L. Kayser 1898. 71 SS.

In vorliegender Schrift sucht der Verf. den Nachweis zu liefern, dass die übliche Unterscheidung der Platohandschriften in zwei Classen, eine bessere (α) und eine schlechtere (β), zu denen noch eine aus beiden gemischte komme, falsch sei. Bei der Beurtheilung der Richtigkeit und Güte einer Lesart dürfe nicht der Umstand maßgebend sein, ob sie aus der Handschriftenfamilie α oder β stamme, sondern in jedem einzelnen Falle müsse geprüft werden, was die Grammatik, der Sprachgebrauch des Schriftstellers und der Gedankengang fordere, und man müsse endlich aufhören, die Handschriften der Familie β die schlechteren zu nennen.

Zu diesem Resultate gelangt der Verf. durch eine genaue Vergleichung der auf Plato bezüglichen Stellen bei Alexander Aphrodisiensis, Iamblichus, Syrianus, Proclus, Simplicius und Olympiodorus mit Lesarten der codd. α und β. Er berücksichtigt bei dieser Vergleichung die Schriften Platos, die bisher von Schanz ediert sind, und die Schrift über den Staat (Ausgabe von Jowett und Campbell), und benützt den kritischen Apparat von Bekker, da Schanz keinen vollständigen liefert. Aus zahlreichen Überein-

stimmungen der Stellen bei den genannten alten Schriftstellern mit den Lesarten der Familie β zieht er den Schluss, dass diese Handschriftenfamilie unmöglich durch Verderbnis und Interpolation aus der Handschriftenfamilie α entstanden sein könne, dass vielmehr beide Familien auf e i n Exemplar zurückgehen, das von einem oder von mehreren Gelehrten herausgegeben worden sei. Die Handschriftenfamilie β sei älter als α, die zwar methodisch besser recensiert sei, aber nicht immer die bessere Lesart biete. Seine Untersuchung erweitert der Verf. durch Heranziehung von Stellen aus Priscian und dem Papyrus Flinders Petrie und zeigt, dass sich Lesarten der Familie α und β bereits im 3. Jahrhunderte v. Chr. vorgefunden haben.

Auf die Einzelheiten der interessanten Untersuchung an dieser Stelle einzugehen, würde zuweit führen, und wir wollen uns nur darauf beschränken, zu bemerken, dass die Untersuchung mit großer Sorgfalt und Akribie durchgeführt und wert ist, von allen Herausgebern der Schriften Platons berücksichtigt zu werden.

Wien. Dr. Franz Lauczizky.

K. Welzhofer, Die ars poetica des Horaz. Kritisch-exegetische Untersuchung. Straubing 1898. 8°, 64 SS.

Th. Birt hat in seinem Aufsatze 'Über den Bau der ars poetica des Horaz' in Dieterichs Buch 'Pulcinella, Pompejanische Wandbilder und römische Satyrspiele. Leipzig 1897' die Behauptung ausgesprochen, dass der Archetypus des Briefes an die Pisonen 17zeilige Seiten gehabt habe. Die Richtigkeit dieser Hypothese zu zeigen, ist der Zweck der vorliegenden, W. v. Christ gewidmeten Untersuchung, die der Verf. selbst in der Einleitung als ein kühnes Werk bezeichnet. W. prüft zuerst die Quellen der ars poetica und zergliedert dann unter Berücksichtigung der reichen einschlägigen Literatur den Zusammenhang des Gedichtes. Von der richtigen Ansicht ausgehend, dass der beste Commentator des Horaz Aristoteles sei, wird übereinstimmend mit Wecklein der Beweis zu erbringen gesucht, dass die von Aristoteles in seiner Poetik beim Drama zugrunde gelegten sechs Gesichtspunkte: *μῦθος, ἤθη, διάνοια, λέξις, ὄψις, μελοποιία* auch bei Horaz 'in ihrer Gesammtheit und in ununterbrochener Folge sich vorfinden, so zwar, dass gerade diese alle zusammen und sonst nichts anderes den ersten Haupttheil des Gedichtes bilden'. In diesen werden demnach alle auf die *τέχνη* sich beziehenden Abschnitte des Gedichtes eingereiht. Nach den als programmatisch für die ganze ars poetica aufzufassenden Versen 408—411 müsse man von einem guten Dichter auch noch *φύσις* und *ἐπιμέλεια* fordern. Diese zwei Forderungen fänden im zweiten Haupttheil des Gedichtes ihre Besprechung. Darnach stellt W. folgende Gliederung des Gedichtes

auf: I. τέχνη. 1. σύστασις τῶν πραγμάτων und λέξις: V. 1—72. 2. ἦθος 73—178. *a*) ἦθος der Darstellung. α) Charakter der Metra: 73—85 und 217—219. β) Charakter der Dichtungsarten: 220—250 und 86—98. γ) Charakter der Sprache der Personen: 99—118. *b*) ἦθος in Beziehung auf den Inhalt. α) Wahrung des Charakters der Personen: 119—135. β) Wahrung des Charakters der ganzen Dichtung und ihrer Theile: 136—152. γ) Charakteristik der Lebensalter: 319—322 und 153—178. 3. ὄψις (äußere Technik des Dramas): 179—201. 4. μελοποιία (Theatermusik): 202-216. II. φύσις: 323—390. III. ἐπιμέλεια: 251—318 und 391—452. 1. lima: 251—294, 2. sapientia: 295—318 und 391—407, 3. Kritik: 408—452. Schluss: 453—476. Die Rechenkünste, mittels welcher die Zersetzung der Textesüberlieferung und die Herstellung der 17 zeiligen Urhandschrift bewerkstelligt wird, will ich übergehen. Sie scheinen mir auf Zufall und Willkür gegründet, wo W. Absicht und Nothwendigkeit erblickt. Gewiss aber geht der Verf. zuweit, wenn er S. 38 seine Verrauntheit in die Zahl 17 auch unserem Dichter aufmutzen will. Am Schlusse der Untersuchung theilt er uns noch seine, freilich ganz unbeweisbaren Vermuthungen mit, wie und wann er sich die Textesverderbnis in der ars poetica, die er in des Wortes doppelter Bedeutung für ein vollendetes Werk hält, vor sich gegangen denkt. Es folgt dann der Abdruck des Textes in der neuentdeckten Anordnung. Der Verf. ist von der Unanfechtbarkeit seiner Beweisführung vollkommen durchdrungen. Wir fürchten aber, dass sich die umstellungslustigen Hyperkritiker dadurch von weiteren Versuchen, das Räthsel der ars poetica zu lösen, nicht werden abschrecken lassen.

Wien. F. Hanna.

M. Tulli Ciceronis scripta quae manserunt omnia recognovit C. F. W. Müller. Partis III. vol. II. continens epistularum ad Atticum libros XVI, epistularum ad M. Brutum libros duos, Pseudociceronis epistulam ad Octavium. Lipsiae, B. G. Teubner 1898. 8°, CLIX u. 565 SS. Preis 4 Mk. 20 Pf.

Mit dem vorliegenden Bande, dem zweiten Theile des Schlussbandes der Teubner'schen Ciceroausgabe, ist endlich, was gewiss von der philologischen Welt freudig begrüßt werden wird, die C. F. W. Müller'sche Ciceroausgabe, ein wahrhaft monumentales Werk deutschen Gelehrtenfleißes, zum Abschluss gebracht. Mit Ausnahme der rhetorischen Schriften, die bekanntlich von W. Friedrich herausgegeben wurden, liegen also nunmehr die gesammten übrigen Schriften Ciceros in der Bearbeitung Müllers vor. Im Jahre 1880 war der erste, die Reden *pro Quinctio, pro Sex. Roscio Amerino* und die *Verrinen* umfassende Band erschienen, so dass also etwa zwei Decennien bis zum Abschlusse des Gesammtwerkes verstrichen.

Ref. hatte wiederholt Gelegenheit, in diesen Blättern bei Besprechung einzelner Bände dieser Ausgabe auf deren hohe Bedeutung für die textkritische Forschung aufmerksam zu machen, so in den Jahrgängen 1887, S. 624—634, 1888, S. 491—497, 1898, S. 408 bis 415. Mit der Herausgabe des ersten Bandes der Briefe Ciceros, der die sogenannten Briefe *ad familiares, ad Quintum fratrem* umfasst, hatte Müller bekanntlich jahrelang gezögert, '*dum Mendelssohni opus exspectatum in manibus esset. Nam magnam is spem moverat novi ac pleni apparatus critici, antea autem Ciceronis epistulas edere inscitiae ac temeritatis fuisset*' (Müller in der praefatio jenes Bandes). Und erst zwei Jahre nach dem Erscheinen der Mendelssohn'schen Ausgabe, welche die gehegten Erwartungen vollständig rechtfertigte, trat Müller mit seiner Ausgabe hervor. Ref. hat a. a. O. 1898, S. 408—414 nachzuweisen versucht, dass jene Ausgabe Müllers, wenngleich sie kein neues handschriftliches Material beibrachte, sondern durchaus auf dem von Mendelssohn geschaffenen apparatus criticus fußt, dennoch auf jeder Seite sich als eine selbständige Arbeit bekunde und in Hinblick auf die Methode der Kritik, nämlich in Bezug auf die Beurtheilung des Wertes der Handschrift M, einen wesentlichen Fortschritt bedeute. Bei der Ausgabe der Briefe *ad Atticum* war jedoch Müller nicht in einer so günstigen Lage. Zwar hatte auch er wie alle Welt eine solche grundlegende, den ganzen kritischen Apparat zusammenfassende Ausgabe dieser Briefe von C. A. Lehmann erhofft; allein mit dem frühen Tode dieses Gelehrten (im Januar 1898) waren alle die von ihm gehegten Erwartungen vernichtet. Und noch schmerzlicher wurde der Verlust dieses ausgezeichneten Kenners der Briefe *ad Atticum* dadurch, dass er in schmerzlicher Verbitterung, wie es scheint, über sein frühes Ende die letztwillige Verfügung getroffen hatte, alle in seinem Nachlasse befindlichen Collationen und Manuscripte durch Feuer zu vernichten. Nun entschloss sich Müller, die Herausgabe dieser Briefe, an der er schon lange gearbeitet hatte, trotz der nach seiner Ansicht unzureichenden textkritischen Grundlage nicht länger mehr zurückzuhalten. Er äußert sich hierüber in seiner adn. crit. zu diesem Bande p. 1 folgendermaßen: *iam nunc in tanta apparatus critici inopia alterum volumen edere animum induxi, quod neque spes erat Mendelssohnianae similem harum epistularum editionem me visurum esse, et quod ad interpretandas et emendandas epistulas ad Atticum et ad Brutum proximis lustris complures viri docti tantum profecerunt, ut eum, qui diligenter eorum studia in suum usum converterit, non difficile sit paulo emendatiores has epistulas edere, quam leguntur in iis editionibus, quibus nunc utimur.* Darin also bestand zunächst Müllers schwierige Aufgabe, die ins Ungemessene angewachsene Literatur der letzten Jahrzehnte aufs gewissenhafteste durchzuarbeiten, all das in den verschiedenen Ausgaben, in Zeitschriften, Programmen und zahlreichen Einzeluntersuchungen ver-

strente Material zu sammeln und zu sichten und mit selbständigem Urtheile für die neue Ausgabe zu verwerten. Und wer Müllers peinliche Sorgfalt, seine strenge Methode und seinen eindringenden Scharfsinn kennt, weiß, dass gerade er der berufene Mann war, diese Aufgabe zu lösen.

Die wichtigste Grundlage seines textkritischen Verfahrens bildete C. A. Lehmanns Schrift 'De Ciceronis ad Atticum epistulis recensendis et emendandis' und weiters das von Lehmann-Andresen leider nur in beschränktem Ausmaße mitgetheilte handschriftliche Material im kritischen Anhange der Hofmann'schen Sammlung ausgewählter Briefe Ciceros. Und gerade der sichtliche Gewinn, der sich aus dem von Lehmann den Briefen dieser Sammlung beigegebenen kritischen Apparat für die Constituierung des Textes ergibt, lässt es umso schmerzlicher bedauern, dass nicht der vollständige kritische Apparat zu den Briefen *ad Atticum* vorliegt. Müller erklärt mit Recht, dass über viele Punkte der Textkritik sich erst dann ein abschließendes Urtheil werde fällen lassen, bis dereinst dieser Apparat vollständig vorliegen wird. Was sich jedoch mit den zur Zeit vorliegenden wissenschaftlichen Behelfen erreichen lässt, ist von Müller in wahrhaft mustergiltiger Weise geleistet worden, so dass seine Ausgabe als eine den gegenwärtigen Stand der Forschung abschließende bezeichnet werden muss, durch die ein sicherer Boden für die weitere Forschung geschaffen worden ist.

Von der ganzen Eigenart des Herausgebers war vor allem auch zu erwarten, dass seine besonnene kritische Thätigkeit sich nicht zuletzt auch zu einer kräftigen Abwehr jener zum Theile sehr willkürlichen und maßlosen Conjecturalkritik gestalten werde, die sich gerade das Gebiet dieser Briefe als Tummelplatz erkoren hatte. In Bezug auf die wichtige Frage der Beurtheilung des Wertes der Handschriften, worüber bekanntlich zwischen dem nun verstorbenen C. A. Lehmann und O. E. Schmidt ('Der Briefwechsel des M. Tullius Cicero') ein lebhafter Streit ausgebrochen war, tritt der Herausgeber mit dem ganzen Gewichte seiner Stimme auf die Seite Lehmanns, der die Ansicht vertreten hatte, dass der Med. zwar die beste der vorhandenen Handschriften sei, dass ihm aber keineswegs eine alle anderen Handschriften sosehr überragende Autorität zukomme, dass andere codd. daneben gar nicht in Betracht kämen, wie O. E. Schmidt meint. Die Forderung O. E. Schmidts, dass der Text von M[1] als der einzige zusammenhängende und unverfälschte Text durchaus die Grundlage der Textgestaltung zu bilden habe, weist Müller adn. p. III mit aller Entschiedenheit zurück und bezeichnet es mit Recht als völlig willkürlich, alles, was jene Handschrift nicht biete, mit Schmidt als interpoliert zu betrachten. Ein schlagendes Beispiel der Lückenhaftigkeit von M., die durch andere Handschriften ergänzt werden muss, ist beispielsweise *ad Att.* XVI, VIII 1, wo die wichtigen Worte *vel non longe a Capua* in M. fehlen. Es ist nach Müllers Überzeugung die Pflicht der

Kritik, neben M. auch noch die französische Überlieferung (Z), die deutsche (c = editio Cratandri, C = margo edit. Crat.), wie nicht minder auch die von cod. M. unabhängige italienische Überlieferung zur Constituierung des Textes heranzuziehen. An zweifelhaften Stellen verhält er sich eklektisch, indem er nicht selten auch der Schreibung minderer Handschriften vor jener des M. den Vorzug gibt. Gespannt war man auch darauf, das Urtheil des hervorragenden Cicerokenners über die vielumstrittene Echtheitsfrage der zwei Bücher Briefe *ad M. Brutum* zu vernehmen. Diese waren bekanntlich nicht nur von Baiter und Wesenberg, sondern neuestens auch von L. Gurlitt in einer Reihe von Untersuchungen mit aller Entschiedenheit als unecht erklärt worden. Doch Müller tritt p. CXLIX der adn. cr. ebenso entschieden für die Echtheit jener Briefe ein, indem er erklärt: *Brutinas epistulas credo veras esse omnes, etiam XVI et XVII.* Diese mit ruhiger Sicherheit ausgesprochene Überzeugung eines so berufenen Richters, eines so intimen Kenners des Ciceronischen Sprachgebrauches fällt schwer in die Wagschale und ist wohl geeignet, die Gegner dieser Auffassung in ihrem Urtheil etwas wankend zu machen, wie dies auch L. Gurlitt in seiner Anzeige dieser Ausgabe von sich gesteht (Berliner philolog. Wochenschr. 1899, Nr. 29, Sp. 905 f.).

Es sei nun gestattet, Müllers adn. critica etwas näher zu betrachten! Diese bietet vor allem vollständig die abweichenden Lesarten der Ausgaben von Baiter, Wesenberg, Boot[2] (Amsterdam 1886), Tyrrell-Purser und Lehmann-Andresen und dann eine Auswahl aus den sonstigen hieher gemachten Verbesserungsvorschlägen, wo es zweckmäßig erscheint, auch die Varianten der Handschriften. Einen besonders wertvollen Schatz bilden auch in diesem Bande wie in den früheren Bänden der Müller'schen Ciceroausgabe die lehrreichen statistischen Zusammenstellungen der in den Handschriften häufig vorkommenden Fehler. Diese Zusammenstellungen, welche auf der eingehendsten Kenntnis der Handschriften beruhen, bilden einen geradezu unentbehrlichen Wegweiser durch die Wirrnis handschriftlicher Verderbnisse. Die Reichhaltigkeit dieser Sammlungen mögen folgende Beispiele zeigen: So bietet M. zu p. 10, 24 zahlreiche Beispiele einer irrthümlichen Verwechslung von *quid* und *quod* in den Hss., von *quo* und *quod* p. 40, 30, von *tamen* und *tandem, et* und *ex* 114, 18, *et* und *ut* 72, 21, *id* und *et* 55, 25, *his* und *eis* 37, 37, *sint* und *sunt* u. ä. 338, 12, verglichen mit 268, 21, woraus hervorgeht, dass den Handschriften in dieser Beziehung wenig Vertrauen beizumessen sei; Verwechslungen activer und passiver Endungen des infin. praes. zu 57, 28, zahlreiche Beispiele des Ausfalles eines m in den Hss. 54, 15, des Ausfalles von non 84, 27, Verwechslungen von *que, quod* oder *quid* in den Hss. (*'in codicibus nihil fere interest inter que et quod'* sagt Müller) 88, 21, Beispiele einer fehlerhaften Einfügung oder des Ausfalles der Silbe *in* 17, 27. Besonders dankenswert

und instructiv ist jene Sammlung von Verderbnissen, die durch Abirren des Auges auf ein folgendes Wort oder durch Angleichung eines Wortes sei es an die Endung oder überhaupt an den Klang eines vorausgehenden oder benachbarten Wortes entstehen. Aus der Fülle der von M. hiefür zu p. 24, 8 beigebrachten Beispiele seien hier ein paar herausgegriffen: ad Att. I 13, 6 liest man in M. statt *facultatibus* vielmehr *ad facultatem* wegen des folgenden *ad dignitatem*, VIII 11 B, 1 *consilium percepisses* für *cepisses* wegen des folgenden *persequendum*, andere Beispiele: *auctor dignitatis* statt *fautor* wegen des folgenden *auctor*, *fore venturum* statt *esse venturum*, *de illius itineris* statt *itinere*, *hereditasse* statt *hereditatem*: es folgt *dictitasset*.[1]) Und m. E. entscheidet sich M. zu Att. III 15, 2 ex. mit vollem Recht gerade aus diesem Grunde [die Stelle lautet: *ceteros quod purgas, debent mihi probati esse, tibi si sunt*] für die Schreibung *probati*, wie M. *marg.* und die übrigen Hss. bieten, gegen *purgati*, das, M folgend, Baiter, Tyrrell und Schmidt billigen. *purgati* ist aller Wahrscheinlichkeit nach, so unvereichtlich auch O. E. Schmidt dafür eintritt, durch Angleichung an den Klang des voraufgehenden *purgas* entstanden. Interessant ist auch p. 71, 8 der Nachweis zahlreicher Verwechslungen eines *a* und *au* in den codd., so *auditu* für *aditu*, *auctorem* für *actorem*, *causam* für *casum* u. ä. Auch die Zusammenstellung jener Fehler ist lehrreich, die Müller zu p. 213, 11 bietet. Es sind das Wortverderbnisse, die durch irrthümliche Einfügung einer Silbe entstanden, wodurch das Wortbild völlig verdunkelt wird, so *ex[er]citatum*, *familiari[ta]te* statt *familiari te*, *recessu[ru]m*, *effi[ca]ci*, *leg[at]iones*, *ami[cis]simus* u. v. ä. Endlich sei noch auf eine sehr interessante Fehlergruppe hingewiesen, die Müller zu p. 101, 11 zusammenstellt. Diese Fehler beruhen auf jenem parasitischen, in der Vulgärsprache vor S-Lauten sich einstellenden *i*, also Schreibungen wie *istatus*, *istomacho*, *iste luta* für *stulta*. Und gestützt auf diese Erwägung, schreibt Müller *ad Att.* IV 1, 4 mit voller Sicherheit: *tamen ea scribam brevi*, codd. *inscribam*, was völlig sinnlos ist und verschiedene Emendationsversuche hervorgerufen hat. Aber es ist nichts anderes als *iscribam*. Man sieht schon aus diesen spärlichen Proben, wie wesentlich Müller durch diese klare Einsicht in die Fehlerarten der handschriftlichen Überlieferung gefördert wurde. Da jedoch die Abschreiber der Briefe *ad Att.* keine Sonderstellung einnehmen, so ist es klar, dass die eben besprochenen statistischen Zusammenstellungen der Handschriftenfehler als eine Fundgrube der Belehrung für die philologische Kritik überhaupt bezeichnet werden dürfen. — Nicht minder ergiebig

[1]) Nicht hieher gehört jedoch m. E. die von M. gleichfalls hieher gezogene Corruptel *multissimis* für *multis* (Att. XI 2, 1), das er durch den folgenden Superlativ *miserrimis* erklären möchte. Näher jedoch liegt hier wohl, dass das unmittelbar folgende *meis* (*multis meis*) die Verderbnis hervorrief.

ist die adnotatio critica an wertvollen sprachlichen Beobachtungen, die Müller zur Unterstützung der von ihm empfohlenen Schreibung und zur Widerlegung unnöthiger oder unrichtiger Conjecturen vorbringt. Hier gerade zeigt sich seine eindringende Kenntnis der lateinischen Sprache, seine Beherrschung insbesondere des Ciceronischen Sprachgebrauches, worin ihm anerkanntermaßen kein jetzt lebender Philologe gleicht, in ihrer vollen Höhe. Es ist wahrhaft erstaunlich, über welch umfassende Belesenheit auf dem Gebiete der gesammten Latinität der Gelehrte verfügt, und wie er, gestützt auf den prompt functionierenden Apparat seiner reichen sprachlichen und stilistischen Beobachtungen, jene zahlreichen, mehr kühnen und geistreichen als ernstlich begründeten Vermuthungen insbesondere Wesenbergs und Boots schlagfertig zurückzuweisen versteht. So weist er Att. I 2, 1: *iudices habemus quos voluimus* die Haltlosigkeit der von Boot vorgeschlagenen Änderung *volumus* durch eine große Zahl von Parallelstellen nach, die darthun, dass der Lateiner sehr gern das Perfect solcher Verba des Wollens, des Affectes u. ä. setzt, wo wir vielleicht ein Präsens erwarten möchten. In ähnlicher Weise schützt Müller (Att. XII 18, 1) das überlieferte *potuerit* (*ego quantum fieri potuerit, ... consecrabo*) gegen die mehrfach gebilligte Änderung *poterit* durch ein erdrückendes Material von Belegstellen. Und nicht ohne Grund bezeichnet er Att. I 11, 1 *tolles, si tanti putaris* Wesenbergs und Boots Forderung, *putabis* herzustellen, geradezu als *inscitia*. Trefflich ist Att. I 18, 1 die Vertheidigung des überlieferten *uno* (*quocum omnia uno communicem*), Boot und andere *una*. — Att. III 8, 2 rechtfertigt Müller gegen die Gesammtheit der übrigen Herausgeber den auf den ersten Blick allerdings etwas befremdlichen Conjunctiv '*conturber*' m. E. mit Erfolg; denn die von ihm angezogenen Parallelstellen zeigen in der That einen ganz ähnlichen Gebrauch. — Sehr schön ist zu Att. VI 1, 26 *ipsas Athenas* die Erörterung über den Gebrauch und die Bedeutung des *ipse* in solchen Fällen. Zu Att. VII 3, 3 stellt er Lehmanns Behauptung über den häufigen Gebrauch der activen Form *adsentio* in Ciceros Briefen richtig. Trefflich sind Att. IX 13, 3 *nec si possem, cum .... bellum pararet, adiuvandum putarem* Müllers Ausführungen zur Widerlegung der Conjectur *paret*. Er weist dieselbe Modusassimilation an einer ganzen Anzahl von Beispielen aus Cicero nach. Att. X 4, 8 *fuit ad me sane diu,* wofür Boot *apud me* verlangt, bietet Müller einen mustergiltigen, die Frage völlig erschöpfenden Nachweis der Richtigkeit der überlieferten Lesart, die er mit zahlreichen Beispielen nicht nur aus den Autoren, sondern insbesondere auch aus dem inschriftlichen Material belegt. Att. XIV 12, 2 *quem sui Caesarem salutabant, Philippus non,* wo mehrere Herausgeber das übliche *non item* fordern, wird gleichfalls von Müller die Überlieferung durch Anführung ganz ähnlicher Stellen bei Cicero selbst und anderen Autoren geschützt. — Ohne weitere Belege,

aber mit sicherem Sprachgefühle weist er Att. IX 15, 2 eine Vermuthung Mommsens: *volet ... vel ut* (cod. *vel ut ... vel ut*) mit der Bemerkung zurück: *contra Ciceronis consuetudinem, qui non utitur simplici particula vel pro aut*; oder Att. XIII 41, 18, wo er gegen Orellis *'nisi quid commeat'* treffend erklärt: *una epistula ab aliquo commeare non potest.* Ebenso wird Brut. I 2, 1 Schelles Vorschlag *cum ⟨eo iam virium veneris, ut⟩* als *non Tulliano more dictum* abgelehnt. — In der Zurückweisung mancher mit größerer Zuversicht als Berechtigung vorgebrachten Conjecturen Wesenbergs, Boots, auch wohl O. E. Schmidts fällt ab und zu auch wohl ein schärferes Wort wie *inscite* oder *imperite*; oder wenn Boot einmal *'propter constantem Ciceronis usum'* eine Schreibung fordert, hält Müller ihm vor *'hunc constantem Ciceronis usum Boot bis novit, bis oblitus est!* Starke Vergesslichkeit wirft er demselben mit Recht auch vor Att. IV 18, 10, wo er Einschiebung eines *me* vor *delectat* fordert, das er einige Seiten vorher im gleichen Falle als völlig überflüssig bezeichnet hatte. Und ironisch bemerkt er einmal gegen Boot: *'Equidem vellem tam gnarus esse linguae Latinae, quam sibi videtur Bootius!'* Es sind wirklich auch zum Theile sehr starke Versehen, welche Boot unterlaufen, wie z. B. wenn er Att. X 12, 2 *utut est luculentus* zu schreiben empfiehlt mit der Erklärung *utut* sei = *etiamsi*, oder wenn er Att. XIII 20, 4 den Ausdruck *hominum iudicia tenere* für unlateinisch erklärt und dafür *timere* fordert. Ebenso leichtfertig ist Att. IV 17, 4 die Behauptung Boots, *partem defendere* sei corrupt, *cum Cicero 'causam' non vocet 'partem'*, was Müller schlagfertig mit zwei Beispielen widerlegt. — An zwei Stellen jedoch scheint mir Müller in der Bekämpfung der von Boot vorgetragenen Ansicht nicht im Rechte zu sein. Att. IV 8 a, 3 bieten die Handschriften: *Quid sit, quod se a me removit, si modo removit, ignoro.* Hier schrieb nun Ernesti, dem Tyrrell folgte: *removit*, Wesenberg im Text † *removit*, in der adn. crit. *removerit*, was Boot eine *necessaria correctio* nennt. Müller jedoch lässt den überlieferten Indicativ, den er für correct hält, unangetastet und bringt im kritischen Apparat eine Reihe von Stellen bei, die zur Stütze jenes Indicativs dienen sollen. Doch scheint mir eine genauere Prüfung jener Beispiele für Müllers Behauptung durchaus nicht förderlich zu sein. So Cic. Verr. III 124 *quid est tandem, in quo se elaborasse dicit? Recita!* Hier ist ja doch *in quo* rein relativ; leicht könnte davor *illud* ergänzt werden. Zu einem Conjunctiv im Relativsatze aber liegt hier nicht der geringste Anlass vor, da *quid est tandem* durchaus nicht etwa rhetorische Frage ist = *nihil est*, wie das folgende *recita* zeigt. Das Gleiche gilt von dem zweiten Beispiel, welches Müller citiert, de or. II 89, 363 *quidnam est id, quod dixisti fore ut tibi ignoscerem?* Auch hier sehe ich in dem Relativsatze nicht den geringsten Grund für einen Conjunctiv. Ebenso Tac. Germ. 40 *quid sit illud, quod*

tantum perituri vident. Auch dieses Beispiel hat mit unserer Stelle, zu der es citiert wird, gar nichts gemein; denn auch hier liegt — außer einer etwaigen Modusassimilation — kein ersichtlicher Grund für den Conjunctiv im Relativsatze vor. — An unserer Stelle jedoch *quid sit, quod se a me removit, ignoro* begegnet *quod* doch in jener Gebrauchsweise, die, wenngleich ursprünglich auch hier *quod* nichts als der Accusativ des Pronom. rel. war, doch als die conjunctionale zum Unterschiede von jener rein pronominalen zu bezeichnen ist. Es ist ja ganz ausgeschlossen, dass hier *quod* die Function des Pronom. rel. habe, wie an den von Müller zur Rechtfertigung des Indicativs beigebrachten Beispielen. Wäre *quod* relativ zu fassen und demnach Subject, so müsste es ja dann, um anderes Auffällige zu übergehen, doch wohl lauten: *quod eum a me removit,* nicht *se*; denn der Gebrauch des Pronom. refl. statt des Pronom. demonstr. findet sich bei Cicero doch nur ganz vereinzelt, vgl. Landgraf zu Sex. Rosc. §. 6 (*scrupulum, qui se .. stimulat*). Kurz, ich sehe, da an unserer Stelle *quod* zweifellos conjunctional zu fassen ist und die gute Latinität in Wendungen wie *est, quod, quid (nihil) est, quod* den Conjunctiv fordert, keine Möglichkeit, den überlieferten Indicativ mit Müller zu retten. Darum halte ich gleichfalls die Schreibung *removerit* oder *remorit* für eine *necessaria correctio.* Freilich führt Müller auch aus Plautus und Terenz einige Beispiele an, in welchen bei zweifellos conjunctionalem *quod* in Fällen, die dem unsrigen in der That gleichen, der Indicativ steht, wie Plaut. Capt. 669 *quid negotist, quam ob rem suscenses mihi?* oder Epid. 560 *quid est, quod voltus turbatus tuus?* Ter. Eun. 559 *quid est, quod laetus es?*[1]) Aber ob dieser Gebrauch der römischen Komiker, in dem klar die ursprünglich noch losere, parataktische Fassung der beiden Sätze zu erkennen ist, für die Gestaltung des Ciceronischen Textes selbst in den Briefen eine Norm abgeben könne, ist denn doch sehr zweifelhaft. Sicher aber ist, dass die beiden anderen aus Cicero angeführten Stellen und das Beispiel aus Tac. Germ. mit unserem Falle hier gar nichts zu thun haben. — Ebensowenig möchte ich Müller an folgender Stelle zustimmen: ad Att. XVI 15, 5 *ne Terentiae quidem adhuc quod solvam expeditum est. Terentiam dico,* so die Handschriften. Hier empfiehlt nun Boot nach Lambin und Baiter die Änderung *Terentiae dico,* weil ihm wegen des vorausgehenden Dativs *Terentiae* der Accusativ *Terentiam* bei *dico* anstößig zu sein scheint. Müller jedoch hält dieses Bedenken nicht für stichhältig und sucht das überlieferte *Terentiam* durch folgende Belegstellen zu stützen: Cic. Flacc. 5, 13 *qui comitatus! comitatum dico.* Lig. 9, 26 *quae fuit constantia?*

[1]) Nicht hieher gehörig ist wieder das Beispiel Plaut. Pseud. 246 *quis est, qui moram mi occupato optulit?,* da hier keinerlei Grund zu einem Conjunctiv vorliegt.

constantiam dico. Phil. II 27, 67 *quae Charybdis tam vorax? Charybdim dico.* Phil. XIV 8, 22 *supplicatio decreta est. decretam dico.* Allein alle diese Beispiele sind nicht geeignet, Boots Bedenken gegen *Terentiam* bei vorausgehendem Dativ zu entkräften. Die Regel ist doch die, dass bei jener mit *dico* nachträglich angefügten Apposition der Nominativ allerdings stets in den Accusativ verwandelt wird, Genetiv und Dativ hingegen erhalten bleiben, vgl. Cic. de fin. III 30 *philosophorum sententias, eorum dico.* Tuscul. V 105 *quid est dulcius otio litterato? iis dico litteris.* Phil. VIII 20 *hesternus dies nobis, consularibus dico, turpis.* Cael. 32 *inimicitiae cum istius mulieris viro, fratre volui dicere.* Sest. 53 *illo ipso die, die dico.* — Hingegen war Boots Forderung, in demselben Paragraphen desselben Briefes etwas weiter oben: *me res familiaris movet, rem dico,* vielmehr *res dico* zu schreiben, ganz unberechtigt.

Eigene Verbesserungsvorschläge hat diesmal Müller, wenn er auch in dieser Beziehung bekanntlich etwas zurückhaltend ist und sie zum Theile bloß in der adn. crit. vorbringt, doch in etwas größerer Zahl aufgenommen, was der unsichere Text erklärlich macht. Ein großer Theil dieser Conjecturen war bereits früher, in Fleckeisens Jahrbüchern 1897 und im Rhein. Mus. 1898, von Müller vorgelegt worden. Nicht wenige unter diesen Conjecturen Müllers verdienen als ganz evidente und sichere Besserungen bezeichnet zu werden, so ad Att. I 19, 3 ex. *cum haec domi mi nascantur,* codd. *domi innascantur.* II 14, 1 *proinde ita fac venias ⟨quasi⟩ ad sitientes aures.* II 20, 2 *simul aliquid,* codd. et edd. *simul et quid.* IV 12 ex. *permanebo,* was, unabhängig von Müller, auch L. Gurlitt vermuthete. VII 3, 2 *vel in hoc ipso,* codd. *ut i. h. i.,* eine bei der von Müller nachgewiesenen Häufigkeit der Verwechslung beider Wörtchen in den Handschriften sehr einfache Änderung. VII 20, 1 *cave putes quicquam esse minori his consulibus curae,* codd. .... *minoris his consulibus. quorum.* Glänzend ist die Wiederherstellung VIII 15, 1 *Automedontis fugam, authemonis* codd. et edd. (†), desgleichen X 10, 3 *furtim hinc evolabo,* die allerdings leider bloß in der adn. cr. sich findet, während der Text † *cartim h. e.* bietet. XI 6, 2 *cogitatum st,* codd. *cogitatum si.* Den Nachweis ganz ähnlicher Verderbnisse liefert die adn. crit. zu Att. I 1, 1 *opiniost.* XI 11, 2 *audebo petere aps te, quod potero,* codd. *quod te oro 'mirabili patientia vulgo toleratum',* wie Müller ganz richtig bemerkt. XI 17 a, 1 *quemadmodum consulenti scripsisti,* codd. verderbt *q. consolandis scr.,* was man verschiedentlich zu bessern suchte. XII 37, 2 *ne totum diem ad villam* (adn. cr.), codd. *in villam.* XIV 12, 1 *illuc redeo,* das überlieferte *refero* suchte Lehmann vergeblich zu vertheidigen. Von bestechender Leichtigkeit ist XIII 20, 4 die Besserung *in To⟨rqua⟩to,* vulgo † *in toto.* XVI 16 B, 9 *et etiam ⟨atque etiam⟩ oro.* ad Brut. I 18, 3 *si is de⟨bitum*

[illegible] Aber ob dieser Gebrauch der r[illegible]
nur die ursprünglich noch losere, parat[illegible]
Sätze zu erkennen ist, für die Gestaltu[illegible]
selbst in den Briefen eine Norm abge[illegible]
sehr zweifelhaft. Sicher aber ist, das[illegible]
Coret angeführten Stellen und das Bei[illegible]
unseren Falle hier gar nichts zu thu[illegible]
möchte ich Müller an folgender Stelle [illegible]
15, 5 *ne Terentiae quidem adhuc q*[illegible]
Terentiam dico, so die Handschriften. [illegible]
nach Lambin und Baiter die Änderung [illegible]
wegen des vorausgehenden Dativs *Teren*[illegible]
tiam bei *dico* anstößig zu sein scheint. [illegible]
Bedenken nicht für stichhältig und suc[illegible]
tiam durch folgende Belegstellen zu st[illegible]
qui comitatus! comitatum d[illegible] L[illegible]g. 9[illegible]

---

[1]) Nicht hieher [illegible]
quis est, qui mor[illegible]
einem Conjun[illegible]

constantiam dico. Phil. II 27 [illegible]
Charybdim dico. Phil. XIV 8 [illegible]
dici. Allein alle diese Beispiele [illegible]
denken gegen *Terentiam* be [illegible]
Die Regel ist doch die, dass [illegible]
fügten Apposition der Nominativ [illegible]
verwandelt wird, Genetiv [illegible]
vgl. Cic. de fin. III 30 [illegible]
Tuscul. V 105 *quid est* [illegible]
Phil. VIII 20 *hesternus die* [illegible]
Cael. 32 *inimicitiae cum* [illegible]
Sest. 58 *illo ipso die*, [illegible]
in demselben Paragraphen [illegible]
ne res familiaris movet, [illegible]
ganz unberechtigt.

Eigene Verbesserungsvorschläge [illegible]
auch in dieser Beziehung [illegible]
sie zum Theile bloß in der [illegible]
größerer Zahl aufgenommen, [illegible]
macht. Ein großer Theil dieser [illegible]
in Fleckeisens Jahrbüchern [illegible]
Müller vorgelegt worden. [illegible]
Müllers verdienen als ganz [illegible]
zeichnet zu werden, so ad Att. [illegible]
nascantur, codd. *domi* [illegible]
⟨*quasi*⟩ *ad sitientes aures.* [illegible]
simul et quid. IV 12 ex [illegible]
auch L. Gurlitt vermuthete [illegible]
i. h. i., eine bei der von Müller [illegible]
Verwechslung beider Wörtchen [illegible]
Änderung. VII 20, 1 [illegible]
vilibus curae, codd. .... [illegible]
Glänzend ist die Wiederherstellung [illegible]
fugam, authemonis codd. et [illegible]
hinc evolabo, die allerdings [illegible]
während der Text † *cartim* [illegible]
codd. *cogitatum si.* Den [illegible]
[illegible]fert die adn. crit. zu Att. I 1, 1 [illegible]
petere aps te, quod potero, codd. [illegible] [illegible]"
[illegible] *toleratum*', wie Müller [illegible] [illegible]uch
[illegible]dmodum *consulenti* [illegible] Rolle,
[illegible] was man verschiedentlich [illegible] bin mir
[illegible] *diem ad villam* (adn. [illegible] [illegible]er Linken
[illegible] *redeo*, das über[illegible] [illegible]nsilio'; hier
[illegible]gen. Von [illegible] [illegible]ass ...' 'alu
[illegible]g *in To*[illegible] [illegible]er Sage). Auch
[illegible] [illegible]nen (Schriftstel[illegible]

non de)pendi facile patitur, codd. *si is dependi f. p.,* eine wahrhaft ingeniöse Emendation. Hingegen möchte es mir scheinen, dass Att. V 10, 4 die von Müller empfohlene Schreibung '*ne rumor quidem quisquam* doch etwas bedenklich sei. Madvig hat wohl recht mit der Behauptung, dass Cicero *quisquam* nur mit Bezeichnungen von Personen oder Collectiven von Personen wie *ordo, genus* verbinde. — Bemerkenswert scheint mir noch, dass Müller in Bezug auf die Schreibung vieler Wörter, worin er sich genauer an cod. M. anschließt, von allen Herausgebern abweicht. So schreibt er Att. VIII 5, 1 *vementem* (vulgo *vehementem*), welche Schreibung durch die Corruptel *venientem* in M. wohl gesichert ist, desgleichen *mercule* (h. e. *mehercule*) (Att. IX 13, 1), so fgm. Wirceb. VI 1, 17, doch führt er diese Schreibung nicht überall gleichmäßig durch, XI 5, 3 *desse* (cod. M. bietet die interessante Corruptel *de sede*), auch *derit,* XIV 19, 1 *aritia* (h. e. *avaritia*) nach den codd., obgleich er die Conjectur ἀργίᾳ für probabel erklärt. XIII 34 *me apsente,* indem er das p richtig aus der verderbten Schreibung *mea pene absente* erschließt.

Eine rühmenswerte Sorgfalt verwendet Müller auch auf die Feststellung einer richtigen und sinngemäßen Interpunction, die er an zahlreichen Stellen, wo er sich von den übrigen Herausgebern entfernt, in der adn. crit. kurz begründet. Auch die ganze mit der Chronologie der Briefe und ihrer genauen Datierung sich beschäftigende Literatur, insbesondere O. E. Schmidts zusammenfassendes Werk wurde von Müller aufs gewissenhafteste durchgearbeitet, und die adnotatio critica verweist jeden, der genauere Belehrung wünscht, auf die einschlägigen Untersuchungen. So muss denn zum Schlusse nochmals hervorgehoben werden, dass durch die vorliegende Ausgabe die Kritik der Briefe *ad Atticum* und *ad Brutum* eine mächtige Förderung erfahren hat. Auch der Druck wurde von Müller, wie immer, mit peinlichster Genauigkeit überwacht. Es ist mir beim Durcharbeiten des ganzen Bandes, insbesondere der adn. crit. mit ihren zahllosen Stellenangaben kein einziges Druckversehen aufgefallen.

Wien. Alois Kornitzer.

Titi Livi ab urbe condita libri. Eine Auswahl des historisch Bedeutsamsten. 1. Bändchen: Lesestoff aus der ersten Decade. Commentar von Prof. Dr. Hermann Wiedel, Oberlehrer am städt. Gymnasium und Realgymnasium zu Köln. Münster i. W., Druck u. Verlag der Aschendorff'schen Buchhandlung 1898. 8°. 140 SS. Preis cart. 1 Mk. 10 Pf.

Der vorliegende Commentar ist zunächst für die im selben Verlage erschienene Auswahl aus der ersten Dekade von A. Egen bestimmt. Er ist nach den Grundsätzen der Aschendorff'schen Sammlung gearbeitet. Der Verf. äußert sich im Vorworte so ver-

ständig und einsichtig über die Art der Hilfen bei der Liviuslectüre, dass man ihm ohneweiters zustimmen kann. Für mich ist diese Zustimmung umso leichter, als ich mich bei vielen Gelegenheiten über dergleichen Hilfsmittel dahin aussprach, dass, soferne sie die Schullectüre vorbereiten helfen sollen, sie nicht in der Weise gemacht sein dürfen, dass sie den gemeinsamen Schulunterricht in seinen Resultaten zu ersetzen sich herausnehmen. Das vorliegende Hilfsmittel gehört nicht zu dieser Art und ist also schon deswegen empfehlenswert. Freilich wie dann diese Art von Hilfsmitteln auf der Mittelstufe des Lateinunterrichtes beschaffen sein soll — bezüglich der Unterclassen äußerte ich mich etwas ausführlicher im Vorworte zur 2. Auflage des Prammer'schen Cäsarwörterbuches —, das kann man apodiktisch auch nicht sagen. Ich glaube aber, die Frage spitzt sich hier lediglich dahin zu, ob man von dem Schüler den Gebrauch eines allgemeinen Lexikons verlangen soll oder nicht. Ich denke, beide Wege führen in gleicher Weise nach Rom, nur freilich wohl der erstere langsamer, aber augenscheinlich erfolgreicher, der letztere dagegen unbedingt schneller; denn es muss in diesem Falle die Grundbedeutung sammt der in den Text passenden im Commentar enthalten sein. Im ersten Falle muss aber der Schüler die Grundbedeutung im Lexikon finden, etwa auch die in den Text passende, und dann erst, wenn er dort imstiche gelassen wird, greift er zu seinem Commentar. W. gieng den ersteren Weg. Somit blieben für den Commentar Hilfen, die dem Schüler eine halbwegs entsprechende erste Übersetzung vermitteln sollen. Er gibt also die in den Text passende Übersetzung der Vocabeln und bemerkenswerten Phrasen, sucht besonders dem grammatischen Verständnisse der Perioden vorzuarbeiten und bietet auch ab und zu, wenn besonders nöthig, sachliche Winke. Und hierin hat W. Tüchtiges geleistet; er hat auch so ziemlich die Mitte zwischen dem Zuwenig und Zuviel eingehalten. Freilich wird nicht jeder mit dem Gebotenen immer einverstanden sein, was ja natürlich ist. Ich will z. B. gleich das erste Capitel des ersten Buches hernehmen. W. erklärt: satis constat] es gilt als ausgemacht; ich hätte hier nichts erklärt. Gibt der Schüler nach Anleitung des Lehrers 'satis = prägnant' wieder, so ist die Übersetzung 'es steht (ganz) genügend fest' ja ebenso gut deutsch; sie hat überdies den Vorzug, dass sie einem wichtigen Übersetzungsgesetze „möglichst wörtlich" Rechnung trägt. Ähnlich „dextrā datā] durch Handschlag". Auch in der deutschen Culturgeschichte spielt die 'Rechte' ihre Rolle, man belasse also auch hier die wörtliche Übersetzung; ich bin mir dabei ganz bewusst, dass der Handschlag nicht mit der Linken geschieht. Zu 'quid quaerentes' notiert er '= quo consilio'; hier hätte ich lieber gesagt '= was sie (da) suchten, dass ...' 'alii ... tradunt' übers. „nach der einen" (Fassung der Sage). Auch hier hätte ich prägnant übersetzen lassen „die einen (Schriftsteller)

überliefern". In der Einleitung zur Lectüre wird ja von den Quellen des Livius gesprochen worden sein. Dafür hätte ich aber einen Fingerzeig notiert zum Zeugma 'pacem cum Aenea, deinde affinitatem iunxisse'. W. schreibt: 'fidem sancire] die Zuverlässigkeit bekräftigen'; ich hätte notiert: 'fidem futurae amicitiae sauxisse = hatte einen treuen Freundschaftsbund für die (oder alle) Zukunft geschlossen' usw. So, glaube ich, geben meine Vorschläge doch eher die Worte als nur den Sinn des Originals wieder, welches letztere doch nur dann geschehen soll, wenn das erstere unmöglich ist, d. h. dem deutschen Sprachgeist zuwiderläuft. Alles in allem sei aber das Büchlein, wie schon gesagt, wärmstens auch unseren Gymnasiasten empfohlen. Druck und Ausstattung sind gleich ausgezeichnet.

Czernowitz. Dr. A. Polaschek.

Die ursprüngliche Bedeutung des Conjunctivs in lateinischen Nebensätzen. 1. Theil: Ut-, Ne-, Quo-, Quominus-, Quin-, Relativ- und Cum-Sätze. Von Eduard Bottek. Wien, Hölder 1899. gr. 8°, 94 SS. Preis 1 fl.

Dem Verf. ist es darum zu thun, den Conjunctiv der im Titel aufgeführten Satzarten aus dessen Gebrauchsweise im unabhängigen Satze zu erklären, d. h. die Hypotaxis auf die Parataxis zurückzuführen und den aus dem Nebensatze hergestellten Hauptsatz auf seinen Conjunctiv hin zu prüfen. B. arbeitet mit bekanntem Material und so ziemlich auch mit bekannten Theorien. In der Erklärung des Consecutivsatzes folgt er A. Dittmar (Studien zur lat. Moduslehre. Leipzig 1897), der hier von der missbilligenden Frage ausgeht und sich auf Beispiele beruft, wie Ter. Heaut. 1049: Mea bona ut dem Bacchidi sciens? Non faciam. Auch das finale ut war nach B. von Haus aus eine Fragepartikel, so dass also in der Stelle Cic. Fin. 5, 64 Consules Romani Pyrrhum monuerunt, ut a veneno caveret der Nachsatz wörtlich wiederzugeben wäre: Wie? Inwiefern? er sollte sich vor Gift hüten. Auf diese Weise findet im weiteren die Partikel quo (ursprünglich = wozu?) ihre Erklärung, die Sätze der Furcht werden als ursprünglich unabhängige Begehrungssätze behandelt und endlich die Partikel quominus = quo? ne (wozu? damit nicht) gefasst. Die Concessivsätze bieten im ganzen weniger Schwierigkeit, quin wird richtig mit 'wie nicht?'. 'warum nicht?' wiedergegeben (ohne Kenntnisnahme von O. Kienitz, Progr. Karlsruhe 1878; vgl. auch diese Zeitschr. 1893, S. 990). Der Conjunctiv im Relativsatze erklärt sich nach B. einfach und natürlich, wenn man die Thatsache festhält, dass das Relativpronomen aus dem Fragepronomen hervorgegangen ist. B. erläutert den consecutiven Relativsatz in der Stelle Cic. Ac. 2, 39, 122 Nulla acies humani ingenii tanta (est),

quae penetrare in caelum, terram intrare possit durch die Umgestaltung: Quae acies .. intrare possit? nulla humani ingenii tanta est. Der causale Relativsatz Sanus tu non es, qui furem me voces? ist nach B. = Bist du nicht recht bei Sinnen? Wie (als welcher) kannst du mich nur einen Dieb nennen? In finalen Relativsätzen wie ministri (intus sunt), qui dapibus mensas onerent (Verg. Aen. I 702) erklärt B. das Relativum als ursprünglich = qui? (zu welchem Zwecke? eigentl. als welche?), wozu der conjunctivische Satz (dapibus m. onerent) die Antwort bildet. So will B. auch den adversativen Relativsatz entstanden sein lassen. Vgl. Cic. fam. XV 21, 2 Tribuno plebis quaestor non paruisti, cui tuus praesertim collega pareret. Dies komme gleich: Cui? 'Was ist daran? (als was für einem Manne?) Mochte ihm füglich dein Amtsgenosse immerhin gehorchen, d. i. obgleich er ihm gehorchte.'

Hervorragendes Interesse beansprucht die Betrachtung der Cum-Sätze. Cum (quom) ist nach Dittmar, dem B. folgt, ursprünglich Fragewort in der Bedeutung 'wann?', 'wo?', je nachdem man es als Accusativ oder Locativ fasst. Im consecutiven (tempus, cum), im causalen, im finalen (Nunc est ille dies, quom gloria maxima sese nobis ostendat) und adversativen Cum-Satz lässt sich thatsächlich die Frageform, sei es der Partikel für sich, sei es des ganzen Nebensatzes, mehr oder minder leicht herstellen und damit die Art des Conjunctivs erklären. Überraschend ist die Gleichung cum narrativum = cum concessivum. B. übersetzt die Stelle Cic. Att. II 15, 3 Cum haec scriberem, ecce tibi Sebosus: als und obwohl ich dieses gerade schrieb (und natürlich ungestört sein wollte), kommt mir schon S. über den Hals.[1] In dieser Weise werden circa 100 Stellen meist aus Cicero vorgeführt und besprochen. Man wird die Besprechung dieser Stellen nur zum Theile überzeugend finden, und wäre sie es durchwegs, so erhebt sich doch die Frage, ob denn im allgemeinen und überall bei cum narrativum der concessive Sinn nachweisbar ist. Durchaus einleuchtend ist hingegen die Erklärung des Conjunctivs im iterativen Cum-Satze als concessivus. Ohne Zwang lässt sich in Fällen wie 'cum in convivium venisset, si quicquam caelati aspexerat, manus abstinere non poterat' das cum venisset = 'mochte er auch noch so oft gekommen sein' fassen.

Im einzelnen hätte Ref. Folgendes zu bemerken. B. beruft sich für die Erklärung, wonach ut consecutivum aus der unwilligen Frage hervorgegangen sei, auf Dittmar: allein sie findet sich

---

[1] Goßrau, Lat. Sprachlehre, 2. Aufl., S. 481 rechnet die Stelle unter diejenigen, in denen ein ursächliches Verhältnis vorhanden ist, obgleich nur die Zeit angegeben ist. 'Sebosus kommt nicht, weil Cicero schreibt; aber was will Cicero sagen? Da kommt mir S. über den Hals, als ich gerade ganz ins Schreiben vertieft war: es ist, als ob er es darauf abgesehen hätte, mich zu stören.'

bereits bei A. Probst, Beiträge zur lat. Gramm., Leipzig 1883, I 58 f., dessen Untersuchungen über ut (Beiträge III, Leipzig 1888) nicht unerwähnt bleiben durften. — Dass B. ältere Ansichten über die Genesis von ut consecutivum übergebt, z. B. B. Dahl, Die lat. Partikel ut. Christiania 1882 (s. die Anzeige des Ref. in dieser Zeitschr. 1883, S. 675—679) oder M. Wetzel, Beiträge zur Lehre von der Consecutio temporum im Lat. Paderborn 1885, S. 29 f., wird man ihm zugute halten. Hingegen waren Elmers gründliche Arbeiten über den Conjunctiv, die Ref. erst unlängst an dieser Stelle besprochen hat, doch einer Notiz zu würdigen. — Die Behauptung, dass ut im Concessivsatze seine ursprüngliche Bedeutung 'wie' eingebüßt hat (S. 23), ist falsch; es dient zum Ausdruck des concessiven Verhältnisses ganz in derselben Weise wie quam bei quamvis; vgl. auch quamquam: s. Wölfflin, Archiv f. lat. Lexikographie VII 420. — Die Erkenntnis, dass praesertim auch dem Ausdrucke der Concession dient (S. 45), gehört nicht Dittmar, sondern Madvig zu Cic. fin. II 8, 25.

Wien. J. Golling.

Otto Behaghel, Die Syntax des Heljand. Prag, Wien, Leipzig, F. Tempsky, G. Freytag 1897. XXV u. 383 SS.

Das vorliegende Buch Behaghels bringt nicht eine Zusammenfassung der älteren Arbeiten, die einzelne Abschnitte der Heljand-Syntax behandeln, sondern der Verf. will ein möglichst vollständiges Bild von den syntaktischen Erscheinungen zeichnen, die die Sprache des Heljand darbietet. Dass er sich gerade die altsächsische Messiade zum Gegenstande einer so eingehenden syntaktischen Darstellung gewählt hat, die in Bezug auf die Vollständigkeit der Beobachtung und die Fülle des Materials alle einschlägigen Abhandlungen auf germanistischem Gebiete in den Schatten stellt, findet seinen Grund darin, dass die zeitliche und örtliche Sonderstellung dieses Denkmal als Grundlage für sprachliche Untersuchungen besonders geeignet erscheinen lässt. Behaghel beschäftigt sich nur mit dem Heljand und geht einer Vergleichung mit den syntaktischen Verhältnissen anderer deutscher Dialecte oder anderer Sprachperioden mit Absicht aus dem Wege. Trotzdem wird es dem Ref. schwer, in dem engen Rahmen einer Anzeige die Reichhaltigkeit dieses Buches zu würdigen.

Die schier unübersehbare Menge des Stoffes gliedert B. in drei Bücher.

In dem ersten Buche behandelt der Verf. „die Grundbestandtheile der syntaktischen Gebilde". Er macht uns zunächst mit den im Heljand vertretenen Wortclassen bekannt, die er in Begriffswörter und Interjectionen scheidet. Erstere zerfallen in Nomina, Pronomina, Adverbia und Verba. Interessant ist, dass

zwischen den Unterabtheilungen des Nomens, dem Substantiv und Adjectiv, keine feste Grenze besteht; denn bei manchen Wörtern, z. B. enkoro, gibeddeo, skolo ist es geradezu unklar, welcher der beiden Gruppen des Nomens wir sie zutheilen sollen; andere wieder, z. B. alounaldo, harm, led, finistar erscheinen sowohl als Substantiv wie als Adjectiv.

Dann geht der Verf. zur Besprechung der Wortformen über und zeigt, dass nicht jedes Wort alle Formen besitzt, die in seinem System überhaupt möglich sind. So gibt es eine ganze Reihe von Substantiven (god, krist, balnniso, middilgard, unerold), die nur im Singular vorkommen. Diesen stehen andere gegenüber, welche nur im Plural erscheinen, so Substantiva, „deren Begriff überhaupt erst durch Vereinigung von mindestens zwei Einzelgrößen zustande kommen kann" (z. B. eldiron, sinhiunn, gibrodar, giunnestar) oder „Bezeichnungen von Objecten, die zwar deutlich umgrenzte Individuen sind, die aber gar nicht oder nur selten für sich allein, sondern mindestens paarweise oder in einer größeren Anzahl von Exemplaren auftreten" (nnihti, armos, branna, kinni, naglos, ognu). Auch beim Adjectivum und Pronomen wiederholt sich diese doppelte Abweichung von dem natürlichen Wortsysteme. Alonnaldo, enag, enfald, hue, gihne, hnedar, man, eoman, neoman, eonniht sind nur im Singular, ennurdi, bede nur im Plural gebräuchlich.

Auch die Zahl der beim Nomen und Pronomen vertretenen Casus ist gewissen Schwankungen unterworfen. Während z. B. beim Masculinum und Neutrum der Pronomina und Adjectiva im Singular noch sämmtliche fünf Casus Nominativ, Accusativ, Genetiv, Dativ und Instrumental erhalten sind, treffen wir beim Masculinum und Neutrum des Substantivs im allgemeinen nur vier, bei den masculinen n-Stämmen nur drei, bei den neutralen und bei den femininen n-Stämmen nur zwei Formen. Die femininen i- und consonantischen Stämme endlich begnügen sich mit einer einzigen Form. Dual und Plural haben uns dagegen ziemlich gleichmäßig drei Fälle Nominativ (= Accusativ), Genitiv und Dativ (= Instrumentalis) bewahrt. Beim prädicativen Adjectiv finden sich nur Nominativ- und Accusativformen Bei der Comparation endlich können wir die Erscheinung beobachten, dass gewisse Adjectiva nicht alle Steigerungsstufen bilden. So zeigen die zusammengesetzten Adjectiva, die Adjectiva und Adverbia mit relativer Bedeutung (fus, gilic, ano), dann Adjectiva, die an und für sich den höchsten Grad einer Eigenschaft bezeichnen, wie die Zusammensetzungen mit ala oder Adjectiva, die eine Negation ausdrücken, nur den Positiv, während bei erist und furist nur der Superlativ auftritt. Das Verbum besitzt an selbständigen Zeiten nur den Indicativ und Conjunctiv des activen Präsens und Präteritums, sodann einen Imperativ und an Nominalformen den Infinitiv des Präsens und das Participium des Präsens und Präteritums. Auch hier wiederholt sich die schon beim Substantiv beobachtete Erscheinung, dass

gewisse Formen des Systems bei einigen Verben fehlen. So vermissen wir bei den Präteritopräsentia den Imperativ, bei giscuop, gifragn, scređ das Präsens und bei liđan die Präteritalformen.

Dieselben Erscheinungen, die B. im Heljand nachweist, kehren selbstverständlich zum großen Theil in den anderen deutschen Dialecten und Sprachperioden wieder; nur haben sie dort noch keinen Beobachter gefunden, der sie mit solcher Genauigkeit und Gründlichkeit verzeichnet hat.

Im zweiten Buche behandelt dann B. die Frage, durch welche Mittel syntaktische Gebilde hergestellt werden. Er unterscheidet dabei:

A. Rein innerliche Mittel (die Bedeutung der Grundbestandtheile), und

B. Äußere Mittel.

Beide Hauptgruppen zerfallen dann in Unterabtheilungen; so sind bei *A.*: I. die Bedeutung der Wortclassen, II. die Bedeutung der Wortformen, und III. die individuelle Bedeutung der einzelnen Wörter zu berücksichtigen, während unter *B.*: I. die Congruenz, II. die Verschiedenheiten in der Schnelligkeit der Rede, III. die Abstufung in der Betonung der Redetheile, und IV. die Anordnung der Redetheile erörtert werden.

In dem Abschnitte, der von der Bedeutung der Wortclassen handelt (*A.* I), untersucht B. besonders genau den Gebrauch des Artikels im Heljand und kommt im allgemeinen zu dem Resultate, dass der Artikel „fast durchgängig in der zweigliedrigen Formel", z. B. uuerold endi uunnea, fehlt. Ferner widerstrebt dem Artikel der Genitiv in Verbindung mit einem Substantiv, besonders dann, wenn die Verbindung durch häufigen Gebrauch fest oder formelhaft geworden ist (z. B. sunnun lioht). Endlich fehlt der Artikel häufig in präpositionalen Verbindungen, wie fan dođe oder te dođe.

Während die erwähnten Fälle, in denen der Artikel fehlt, das gemeinsam haben, dass sich das Substantiv mit einem anderen Worte zu einer engeren Einheit zusammenschließt, erscheint das Ausbleiben des Artikels in den Formeln te dage = „heute" und te naht = „heute nachts" ganz besonders auffallend, weil man in diesen Verbindungen sogar ein hinweisendes Pronomen erwarten würde.

Bei der Besprechung der syntaktischen Rolle der Wortformen (*A.* II) erwähnt der Verf. zunächst die Numeri. Diese „gewähren an und für sich, ohne eine bestimmte Art der Ergänzung, eine abgeschlossene Vorstellung", sie sind also „absolute Wortformen". Interessant sind die Übergänge, welche B. zwischen Singular und Plural nachweist. Diese bestehen darin, dass der Singular neben an und für sich einfachen Vorstellungen auch solche bezeichnen kann, „deren Zusammengesetztsein für den Augenblick außeracht gelassen wird" (z. B. folc), oder dass der Plural als sogenannter „Einheitsplural" zur Bezeichnung von Objecten dient, „die sich

als eine aus mehreren Einzelvorstellungen zusammengesetzte Einheit darstellen"; so kann z. B. scat auch im Plural „das Vermögen" bedeuten. Beim Pronomen dagegen fehlen derartige Berührungen zwischen dem Gebiete des Singulars und Plurals; dafür greift die Form des Plurals in das Gebiet des Duals über, so dass us, user auch zur Bezeichnung des Duals gebraucht werden kann.

Im Folgenden bespricht dann der Verf. die Verwendung der einzelnen Casus und der verschiedenen Flexionsweisen des Adjectivs im Heljand. Bei der Behandlung der Steigerungsstufen macht er darauf aufmerksam, dass Comparativ und Superlativ im Heljand stets relativ sind; in den seltenen Fällen, in denen der Superlativ absolute Bedeutung hat, wie z. B. im V. 278 fon them hohosten heðancuninge, liegt directer Einfluss des Lateinischen vor. Sonst erscheint der Superlativ absolut nur in adverbiellen Ausdrücken (z. B. fon erist, fan eristan). Hierauf erörtert B. die Rolle, welche die einzelnen Verbalformen im Heljand spielen.

Der dritte Abschnitt des zweiten Buches ist dann der individuellen Wortbedeutung gewidmet. Der Verf. zeigt, dass alle Begriffswörter in zwei Hauptclassen zerfallen, in „absolute" Wörter, die für sich allein eine Vorstellung erzeugen, und in „relative" Wörter, „deren Begriff nur dann vollzogen werden kann, wenn gleichzeitig andere Vorstellungen ins Bewusstsein treten". Diese Eintheilung lässt sich auf alle Wortarten ausdehnen. So sind z. B. absolut: die Substantiva hus, sten, leriand, fiskari, die Adjectiva ald, blind, himilisc, die Pronomina ic, thu, neonuiht, die Adverbia her, hinan, nidar, huuedar, die Verba bihon, biliðan, fliotan. Relativ dagegen sind z. B. die Substantiva gital, cunni, endi, blodi, hroðar, die Adjectiva manag, gihorig, ginaðig, die Pronomina he, sin, die Adverbia self, saman, gilico und die Verba gibarian und biginnan. Auch zwischen diesen beiden Hauptclassen gibt es Berührungspunkte, indem manche Wörter sowohl absolute als auch relative Bedeutung annehmen. So fader = 1. Gott, 2. Vater; fiund = 1. Teufel, 2. Feind; elilandig = 1. ausgewandert, 2. fremd; mari = 1. ruhmvoll, 2. bekannt; gihuue = 1. jeder Mensch, 2. jeder; ford = 1. entschieden, gründlich, 2. vorwärts, weg; forhtean = 1. in Furcht sein, 2. fürchten; gisehan = 1. Sehvermögen besitzen, 2. wahrnehmen.

Die Verba können wir nach der Actionsart in Perfectiva und Imperfectiva scheiden. Zu letzteren gehören die meisten unzusammengesetzten Verba, wie ahtian, buan, forhtian, plegan, und einige Präfixcomposita, wie adogian, aunahsan, aftarnuaron, antdradan, antbebbian, bihagon, bihebbian, bistan. Dagegen gehört die große Masse der Präfixcomposita den Perfectiven an, denen auch einige unzusammengesetzte Verba, z. B. findan, geðan, uuerðan beizuzählen sind. Während so die Sprache des Heljand zwischen den Perfectiva und Imperfectiva wenigstens in den meisten Fällen unterscheidet, hat sie für die Unterabtheilungen der Perfectiva,

für die Ingressiva und Effectiva keine besonderen Formen geschaffen, sondern ein und dasselbe Verbum kann sowohl den Beginn einer Handlung bezeichnen als auch die Handlung als vollendet hinstellen.

Außer diesen rein innerlichen Mitteln zur Herstellung syntaktischer Gebilde, nämlich der Bedeutung der Wortclassen, Wortformen und der individuellen Bedeutung der einzelnen Wörter, kommen dann auch äußerliche Mittel in Betracht. Unter diesen nimmt die Congruenz eine wichtige Stelle ein. Als allgemeine Regel gilt, dass der Numerus des Verbs und des zu diesem tretenden Adjectivs mit dem Numerus des Subjects übereinstimmt; ebenso steht das anaphorische Pronomen in demselben Casus wie das Nomen, dessen Stelle es vertritt.

Das Verbum steht in der Regel auch dann im Singular, wenn das Subject von einem Collectivum gebildet wird; doch tritt es häufig in den Plural, wenn das Collectivum durch einen Genetiv des Plurals bestimmt erscheint (z. B. thar so filu stodun thicchero thorno 2406), oder wenn sich an das Prädicat des Collectivs ein weiteres Verbum anschließt: manag fagonoda uuerod gihordun 527. In ähnlicher Weise kann auch das anaphorische Pronomen, das ein Collectiv im Singular vertritt, in den Plural gesetzt werden: z. B. uuas manag thegan, thie gabun 1225.

Wenn dagegen ein Verbum einem Worte vorangeht, das fast ausschließlich im Plural belegt ist, so steht es mitunter im Singular, weil in diesem Falle die pluralische Bedeutung weniger klar empfunden wird, z. B. thar ist alloro manno gihuues modgethahti (1653). Während die Lehre von der Congruenz eine ausführliche Behandlung erfährt, sagt uns der Verf. betreffs des syntaktischen Hilfsmittels der Accentabstufung gar nichts, weil sich nach seiner Überzeugung über den musikalischen Accent des Altsächsischen gar nichts und über den dynamischen Accent und die Satzbetonung nichts Sicheres ermitteln lässt; denn Schlüsse aus den metrischen Tonabstufungen auf die musikalischen will er gegen Sievers, Altgermanische Metrik, nicht gestatten.

Das dritte Buch handelt dann von den syntaktischen Gebilden selbst. Zwei oder mehrere Worte können sich in zweifacher Weise zu einer Gruppe vereinen; entweder bestimmt das eine Glied das andere und ist dann diesem untergeordnet (Bestimmungsgruppe) oder das erste Glied wird durch das zweite bloß vermehrt oder variiert (Erweiterungsgruppe). B. zeigt dann in überaus sorgfältiger Weise, welche Wortarten im Heljand als Mittelpunkte einer Bestimmungsgruppe auftreten und mit welchen anderen Wortarten sie sich zu einer höheren Einheit zusammenschließen können. Er beginnt mit dem Substantiv, lässt das Adjectiv und Pronomen folgen und wendet sich schließlich zum Verbum, das natürlich für diesen Theil der Untersuchung das umfangreichste Material bietet. Bei jeder einzelnen Wortart kommen zunächst die zweigliedrigen, dann die drei-, vier- und mehrgliedrigen Gruppen zur Sprache.

Bei der Aufstellung der einzelnen Unterabtheilungen gliedert der Verf. so ausführlich, dass er mit den römischen und arabischen Ziffern, mit den großen und kleinen lateinischen und mit den griechischen Buchstaben nicht mehr ausreicht, sondern sogar zu Buchstabenverdoppelungen und zur Anwendung hebräischer Schriftzeichen greift, um die gegenseitige Abhängigkeit der einzelnen Gruppen zu veranschaulichen. Es ist natürlich, dass eine so vielfach verzweigte Gliederung dem Gedächtnisse keine Stütze mehr zu bieten vermag, aber bei einem Buche, das, wie die Syntax B.s, mehr als Nachschlagewerk gedacht ist, lässt sich ihre Berechtigung kaum anzweifeln; denn die Auffindung der einzelnen syntaktischen Erscheinung, über die man sich Rath holen will, wird durch sie doch wesentlich erleichtert.

In ähnlicher Weise wie hier die einzelnen Wortgruppen behandelt der Verf. im zweiten Capitel des dritten Buches die Verwendung der einzelnen Wortgruppen zur Bildung von Sätzen. Die einfachen Sätze sind entweder ein- oder zweigliedrig. Die eingliedrigen bestehen entweder aus einem einzelnen Worte sammt den Bestimmungen, die an dasselbe innerhalb derselben Gruppe sich anschließen können; in den zweigliedrigen Sätzen dagegen erscheinen zwei Größen (Subject und Prädicat), die nicht derselben Wortgruppe angehören. In letzterem Falle wird eigenthümlicherweise im Heljand mitunter statt des eigentlichen Trägers der Handlung der Ort, an dem die Handlung stattfindet, zum Subject (z. B. burg, thiu so thicco unas mid thern thiodn giseten). Es ist dies ganz dieselbe Wendung wie im nhd. „die Wand sitzt voll von Fliegen".

Zu Satzgruppen können gleichartige und ungleichartige Sätze sich zusammenschließen. Die Mittel, die bei der Verbindung der einzelnen Sätze zu Satzgruppen vom Heljanddichter verwendet werden, die Einschaltung, das Asyndeton, die verknüpfenden Begriffe und die Conjunctionen, erfahren im folgenden eine ziemlich eingehende Behandlung.

Mit einer Übersicht der „gemischten Constructionen" und mit der Anführung der Störungen, die durch gegenseitige Hemmung verschiedener Constructionen entstehen, schließt der Verf. seine vorzügliche Arbeit, der auf syntaktischem Gebiete nur eine reiche Gefolgschaft zu wünschen ist.

Görz. Dr. Franz Streinz.

Boerner-Kukula, Französisches Lehr- und Lesebuch für die österreichischen Gymnasien. I, II. Wien, Karl Graeser 1899.

Dass endlich auch in Österreich das Französische an den Gymnasien eingeführt wird, wie dies ohne Schädigung des Gesammtunterrichtes wie der einzelnen Disciplinen in Deutschland

und in der deutschen Schweiz schon vor Decennien geschehen ist, wird, wem daran liegt, dass das Gymnasium die vornehmste Vermittlerin der allgemeinen Bildung bleibe, mit der größten Freude begrüßen, und diese Freude wird noch gesteigert, wenn man erfährt, dass die Absicht besteht, womöglich Lateinunterricht und Französischunterricht in ein und dieselbe Hand zu legen. Denn bei aller Verschiedenheit der Methode und der Ziele des Unterrichtes in den beiden Sprachen ist doch die Gruppe Lateinisch-Französisch die vernünftigste, vernünftiger als die Gruppe Französisch und Englisch, wie sie infolge der Noth der Verhältnisse an unseren Realschulen so oft anzutreffen ist, mindestens ebenso vernünftig wie die Verbindung Deutsch und Französisch oder Deutsch und classische Philologie, und vom grammatischen Standpunkte aus auch — man verzeihe mir die Ketzerei — mindestens ebenso vernünftig als die von Griechisch und Lateinisch. So wenig es aber zweifelhaft sein kann, dass bei richtiger Verbindung des lateinischen mit dem französischen Unterrichte sehr leicht ganz bedeutende Vortheile erzielt werden können, so schwierig ist die Frage zu beantworten, wie das geschehen soll, und es wird mancher Versuche bedürfen, bis das Beste gefunden wird. Soll es schon im Lehrbuche geschehen oder soll es dem Lehrer überlassen bleiben? Schon darüber kann sich ein Streit erheben, den zu entscheiden umso weniger leicht ist, als es dabei ja auf die principielle Auffassung von der Selbständigkeit des Lehrers ankommt. Und welche Punkte der Grammatik sollen dabei in Betracht kommen? Wenn ich dabei aus der Erfahrung urtheilen kann, die ich vor fast einem Vierteljahrhundert auf der Schulbank gemacht habe, so kommt zunächst die Etymologie in Betracht. Wir benutzten damals eine Schulgrammatik von K. Keller, in der den Vocabeln die Etymologien beigesetzt waren: lateinische, griechische, deutsche, soweit sie annähernd sicher und einleuchtend waren. Dass dabei häufig auch das italienische Wort mitangeführt wurde, wenn dadurch der Zusammenhang eine Verdeutlichung erfuhr, hat keinem von uns geschadet, wohl aber manchen genützt. So wie ich heute die Dinge ansehe, wäre es allerdings von Vortheil gewesen, wenn der Lehrer die Bedeutungsveränderungen dabei etwas mehr erklärt hätte, als es geschehen ist: wir hätten beobachten gelernt und uns manches erleichtert. Ich besinne mich, dass unser Geschichtslehrer — kein Pedant, aber ein ausgezeichneter Pädagoge — bei der Darstellung altgermanischer Verhältnisse uns den 'Ring' als die berathende Volksversammlung schilderte und dann auf das uns ja wohl bekannte Wort 'harangieren' hinwies. Dass *harangue* dasselbe sei wie deutsches 'Ring', machte er uns durch den Vergleich von deutschem 'Napf' und frz. *hanap*, von lat. *lingua* und frz. *langue* klar. Für uns hatte das, wenn keinen anderen, so doch den Vortheil, dass uns die Bedeutung von *harangue* nicht nur gedächtnismäßig, sondern auch verstandesmäßig feststand. Etwa

zehn Jahre später hatte ich (leider nur für ein halbes Jahr, da ich dann nach Paris gieng) in einer Classe, die schon etwas Französisch konnte, den Lateinunterricht zu geben. Als das Wort *contio* nun vorkam, stolperten natürlich einige über dessen Doppelbedeutung. Ich erklärte die Herkunft aus *conventio* und machte auf die Bedeutungsverhältnisse von 'Ring' und *harangue* aufmerksam. Gewiss kann man auch ohne diese Parallele den zweifachen Sinn von *contio* behalten, ja zum Behalten hilft das vielleicht nicht einmal, aber ebenso sicher ist, dass die Schüler dadurch denken und aufmerken lernen.

Neben der Etymologie und Bedeutungslehre sind es vor allem Wortbildung und Syntax, die dem Gymnasiasten unendlich erleichtert werden können, wenn man vom Lateinischen ausgeht. Nur natürlich muss man das mit Vernunft thun. Den Unsinn, dass *du père* ein Genitiv und *au père* ein Dativ sei, darf man selbstverständlich am Gymnasium noch weniger lehren als an der Realschule, aber Modus- und Tempuslehre ist so viel einfacher, wenn man ans Lateinische anknüpfen kann. Und wie leicht gestaltet sich die Lehre von der Bildung der Adverbia! Warum man *grand' mère*, nicht *grande mère* sagt, das wird auch ein 15jähriger Junge, der weiß, dass *grandis* Masc. und Fem. ist, begreifen, und so wird ihm *prudemment* aus *prudent-ment* = lat. *prudente mente* neben *sainement* = *sana mente* auch einleuchtender; er sieht, dass die lateinischen zweigeschlechtlichen Adjectiva im Französischen ursprünglich auch keine *e*-Form für das Femininum hatten, dass folglich das Suffix, das Adverbia bildet, auch nicht an eine solche, ursprünglich nicht existierende Form treten kann. — Am wenigsten hat die Lautlehre in der Schule zu thun. Wohl kann man die Schüler darauf hinweisen, dass die tonlosen Vocale den lateinischen näher stehen als die betonten: *je moeurs : nous mourons*; dass *s* vor Consonanten oft verstummt ist und oft durch einen Circumflex ersetzt wird, und den so ungeheuer wichtigen Unterschied zwischen Buch- und Erbwort können, wie ich aus Erfahrung weiß, die meisten Schüler auch fassen. So lassen sich wohl noch Einzelheiten bringen, aber doch nicht allzuviel. Umso vielmehr ist aber gerade hier vom Lehrer zu verlangen. Ich räume der Wichtigkeit der Lautlehre für unsere Realschullehrer keine große Rolle ein, jedenfalls nicht die, die sie nach der Stundenzahl, welche sie an manchen deutschen Universitäten verschlingt, zu haben scheint, wohl aber ist sie für den Gymnasiallehrer, der ein richtiges Verständnis für das Verhältnis von Lateinisch und Französisch haben und aus diesem Verständnisse Nutzen für den Unterricht ziehen will, die allererste Bedingung, ja sie ist von so ungeheurer Wichtigkeit, dass man ohne zu übertreiben sagen darf, wo sie fehle, da fehle auch dieses Verständnis.

Ich habe mich bisher nur auf den Standpunkt des Französischlehrers gestellt. Was der Lateinischlehrer gewinnen kann, berühre

ich nicht; denn die Erkenntnis, dass zu einer wirklich richtigen, gründlichen, das Wesen, nicht bloß Äußerlichkeiten erfassenden Kenntnis des Lateinischen das Romanische ein unbedingtes Erfordernis sei — diese Erkenntnis kommt vielleicht in den nächsten Generationen zum Durchbruch. Dass ich es noch erlebe, bezweifle ich.

Inwieweit materiell die beiden Disciplinen miteinander in Verbindung gebracht werden können, ist schwer zu sagen, hängt auch von der ganzen Organisation der Schule ab. Mein englischer Lehrer hat mich Nepos direct aus dem Lateinischen ins Englische übertragen lassen, doch besinne ich mich nur auf recht viele, nicht aber auf die Art und Weise der Fehler. Ich bin aber überhaupt kein Freund von Übersetzungen. Gut übersetzen, d. h. so, dass die Übersetzung wirklich dem Ausdruck der neuen Sprache entspricht, ist außerordentlich schwierig und setzt eine verwickelte geistige Arbeit voraus; wörtlich übersetzen, d. h. Wort für Wort mit dem passenden Sinn zu geben, ist leicht, hat aber nur den Zweck, dass der Lehrer sich überzeugt, ob der Schüler den Text richtig verstanden hat. Übersetzungen in die fremde Sprache halte ich, sobald man über die ersten Anfänge hinaus ist, für wertlos oder — gefährlich. Ich habe oben gesagt, dass Ziele und Methode des Unterrichtes in den beiden Sprachen verschieden seien. In der That ist die hauptsächlichste Aufgabe des Lateinunterrichtes, soweit er ein grammatischer ist, lediglich eine erzieherische. Das bischen Latein, was diejenigen Gymnasiasten, die sich gelehrten Berufsarten zuwenden, etwa später brauchen, um Quellenwerke in lateinischer Sprache zu lesen, könnten sie in reifen Jahren in ganz kurzer Zeit lernen; aber die Beschäftigung mit der fremden Sprache, das Vergleichen, das im Hin- und Herübersetzen liegt, ist zweifellos eine große Geistesgymnastik von nicht hoch genug zu schätzendem Werte. Ob dabei eine Übersetzung ins Latein nicht nur grammatikalisch correct, sondern auch dem lateinischen Sprachgeiste entsprechend sei, ist von nebensächlicher Bedeutung, da ja solche Übersetzungen keinen praktischen Zweck verfolgen und vor allem die Römer, die das lebende Sprachbewusstsein hätten und controllieren könnten, nicht mehr da sind. Ganz anders bei den modernen Sprachen. Wohl jeder von uns, auf welcher Stufe der Prüferthätigkeit er stehe, hat zu hundertenmalen die Erfahrung gemacht, dass man mit Hilfe von Grammatiken, Wörterbüchern, Phraseologien, Antibarbari usw. zwar ein grammatisch correctes Französisch schreiben kann, aber doch (sieht man von einzelnen besonders begabten Schülern ab) nur ein Französisch, das jeden Franzosen ganz fremd anmuthet, auch wenn man mit dem Wörterbuche viel besser umzugehen versteht als der Verf. der vorliegenden Grammatik, der S. 264 in dem Satze *pomus praeclarum spectaculum praebet* das lat. *spectaculum* mit *coup d'œil* zu übersetzen vorschreibt. Ein kurzer Aufenthalt unter Franzosen, bei dem die

Möglichkeit der Übersetzung ausgeschlossen ist, oder, was dasselbe besagt, ein Lernen der Sprache mit möglichst wenig Übersetzung, mit Übersetzen erst, wenn man die Sprache beherrscht, zeigt da sofort ganz andere Resultate. Dass bei einem solchen Unterrichte aber die Grammatik, richtig angewendet, eine sehr wesentliche Rolle spielen soll, will ich nur nebenbei betonen, um Missverständnissen vorzubeugen.

In fast all diesen Punkten sind die Verff. oder richtiger ist der österreichische Verf. des neuen Übungsbuches anderer Ansicht. Er gibt Stücke zum Übersetzen aus dem Lateinischen ins Französische; er bringt Übersetzungen aus dem Lateinischen, die in einem grammatisch correcten, aber trotzdem durch und durch undeutschen Deutsch geschrieben sind, zum Übersetzen ins Französische, wobei man nicht recht sieht, was daraus werden soll, ob etwa gar ein gutes Französisch; er bringt Abschnitte aus dem bellum Gallicum in französischer Sprache, bei denen, wenigstens nach meinen Kenntnissen der zwei Sprachen, keineswegs alles richtig wiedergegeben ist; er hat endlich den 'Hauptregeln' einen Anhang 'Sprachgeschichtliches' beigegeben, einen Anhang, gegen den, man mag über die principiellen Fragen, die oben berührt sind, denken, wie man will, von Seite der Wissenschaft und der Pädagogik der entschiedenste Protest einzulegen ist. Dass *oui* aus *hoc illud* hergeleitet wird, obschon diese Erklärung seit fast einem Vierteljahrhundert als unrichtig erwiesen ist; dass man um 700 gesagt habe *caballus de Petro* statt *equus Petri*; dass das Nordfranzösische vier Dialecte mit eigenen Literaturen: Normannisch, Pikardisch, Burgundisch, Franzisch besessen habe usw., das sind Dinge, die zur Genüge beweisen, dass der Verf. den betreffenden Studien sehr fernsteht; geradezu unglaublich ist aber, was unter dem Titel 'Einige der wichtigsten Veränderungen beim Übergange der Wörter aus dem Lateinischen ins Französische' 1. Ausfall von Lauten, 2. Zusatz von Lauten usw. gebracht wird. Man wähnt, den alten Petrus Ramus oder einen der anderen Grammatiker des 16. Jahrhunderts vor sich zu haben, nicht ein Werk, das geschrieben ist zu einer Zeit, wo der 100. Geburtstag des Begründers der romanischen Philologie schon hinter uns liegt. Und wie die Formulierung der Erscheinungen, so zeigt die Auswahl der Beispiele, dass der Verf. gar nicht weiß, was Sprachwissenschaft, Sprachgeschichte überhaupt und französische im besonderen ist. So kann der Anhang nur Übles stiften, weil er durchaus schiefe Anschauungen erweckt, ganz abgesehen davon, dass auch die veranlagtesten Schüler damit nichts anfangen können, die unkundigen Lehrer auch nicht, die kundigen erst recht nicht.

Es ist zu wünschen, dass die 'Hauptregeln' möglichst bald eine zweite Auflage erleben, die ohne diesen Schluss erscheint, auf dass eine Saat, die richtig gepflegt treffliche Früchte tragen kann, nicht im Keime erstickt werde.

Wien. ——— W. Meyer-Lübke.

Dr. Richard Baerwald, **Eignet sich der Unterricht im Schreiben und Sprechen fremder Sprachen für die Schule?** Marburg, Elwert'sche Verlagsbuchhandlung 1899. 75 SS.

Dr. Richard Baerwald, **Neue und ebenere Bahnen im fremdsprachlichen Unterricht.** Eine methodische Untersuchung auf der Grundlage praktischer Unterrichtsversuche. Marburg, Elwert'sche Verlagsbuchhandlung 1899. 139 SS.

Die leidige Thatsache, dass die Abiturienten unserer höheren Schulen trotz 7—9jährigen Unterrichtes in den classischen oder den modernen Fremdsprachen dieselben weder mit hemmungsloser Hingabe an den Inhalt lesen, noch mit Sicherheit und Genauigkeit verstehen, noch weniger natürlich mit völliger Correctheit schreiben oder gar fließend sprechen können, hat schon hin und wieder die Idee auftauchen lassen, ob es nicht zweckmäßig wäre, auf eines oder das andere dieser vier Ziele des Sprachunterrichtes, da alle gleichzeitig zu erreichen unmöglich scheint, zu verzichten, um mit um so größerer Energie den anderen zuzustreben zu können. Es sei nur z. B. an den Vortrag erinnert, der von Prof. Bartos-Szegedin im Vereine „Die Realschule" zu Wien gehalten und in der Zeitschrift für das Realschulwesen, Jahrg. XXI (1896), S. 3, abgedruckt ist. Der Erkenntnis von der Unmöglichkeit der Erreichung aller vier Aufgaben entspringen auch die beiden obgenannten höchst beachtenswerten Bücher. In dem ersteren versucht der Verf. den Nachweis zu erbringen, dass das Lernen des Sprechens und Schreibens einer Fremdsprache, der productive Sprachunterricht, für eine allgemeine Bildungsschule ganz wohl entbehrlich sei, da diese beiden Fertigkeiten nur für wenige Schüler im späteren Leben ein unabwendbares Bedürfnis seien und, falls dieses Bedürfnis sich einstelle, von bloß receptiv im Lesen und im hörenden Verstehen Geschulten leicht und schnell, namentlich wenn es sich bloß um die Reisesprache handle, nachgeholt werden können. Da überdies die schnelle Verflüchtigung der Sprechfertigkeit bei nicht beständiger Weiterübung, das übermäßige Correctheitsbedürfnis der Schule, die auf die Gewöhnung zu Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit schlechterdings nicht verzichten darf, der nothgedrungen stets rein akademische, des Zusammenhanges mit dem Leben gänzlich entbehrende Charakter aller Sprechübungen in der Schule sowie die auch im günstigsten Falle knappe Zeit, welche denselben eingeräumt werden kann, den productiven Sprachunterricht zu einem äußerst unökonomischen, unlohnenden und unlustvollen gestalteten, so möge dieser Theil der Spracherlernung für jene, die späterhin ein Bedürfnis dafür haben, mit Beruhigung dem Selbst- und Privatstudium überlassen werden, durch das sie in kurzer Zeit ans gewünschte Ziel gelangen; hat doch jeder, der sich in eine Sprache eingelesen und eingehört hat, mühelos, gleichsam als Nebengewinn, einen Theil jener Fertigkeiten erworben, die zum Sprechen und Schreiben erforderlich sind.

Wollte man sich demzufolge entschließen, anstatt wie bisher den Abiturienten nur unvollendete Sprachkenntnisse mit auf den Weg zu geben, sich auf den receptiven Sprachunterricht zu beschränken, so könnte die Schule ihrer Aufgabe vollkommen gerecht werden und die Schüler noch einige Jahre vor dem Verlassen der Anstalten zu einer Lesefertigkeit bringen, die ihnen gestattete, den Inhalt ungehindert in sich aufzunehmen, zu durchdenken und zu genießen, was einen in culturgeschichtlicher, künstlerisch-literarischer und ethischer Hinsicht wohl mehr als hinreichenden Ersatz für die theilweise verloren gehende sprachlich-logische Schulung bedeuten würde. Auch ihr Verstehen des Gehörten wäre am Ende der Schulzeit zu einem so glatten und mühelosen geworden, dass es dem ins Ausland Reisenden nicht nur den Weg ebnete, sondern dem im Auslande länger Verweilenden auch die Vorbedingung für leichtes und schnelles Erlernen der Fremdsprache böte, ist doch das Ohr die Pforte, durch welche diese zu ihm dringt.

Nachdem der Verf. so für das Aufgeben des productiven und für die Beschränkung auf den receptiven Theil des Sprachunterrichtes plaidiert hat, macht er uns in dem zweiten Buche, zum Theil auf Grund von praktischen Versuchen, mit dem Gange bekannt, den der Unterricht nach seiner in ihrer Hauptsache sich auf die Ideen des Grafen Pfeil stützenden Methode nehmen sollte. Besonderes Interesse dürfte erwecken, dass hiebei von einem Vocabellernen in dem herkömmlichen Sinne, das ja freilich langweilig und mühselig ist, ganz abgesehen wird und die neuen Wörter nur durch das Summationsverfahren eingeprägt werden. Nur beim ersten Vorkommen wird die Bedeutung eines Wortes vom Lehrer bekannt gegeben, bei seinem zweiten Auftreten, mit genau demselben Sinne natürlich, hingegen bloß auf die frühere Stelle verwiesen und so den Schülern gezeigt, dass sie es mit einem alten Bekannten zu thun haben. Da sich innerhalb des gelesenen Textes die Wortvorstellungen außerordentlich lang und gut conservieren, so zeigte eine Erprobung dieses Verfahrens im Privatunterrichte, dass im Anfange eine einzige Summation regelmäßig für die Einprägung genügte und erst bei Anwachsen des Vocabelschatzes oder bei selteneren, in größeren Pausen auftretenden Wörtern eine doppelte Summation nöthig war. Doch genug der Einzelnheiten über die Methode selbst; wer sich dafür interessiert — und die Sache ist des Nachdenkens wert — wird das Buch doch selbst zur Hand nehmen müssen.

Wohlthuend wirkt in beiden Schriften die bescheidene Art, mit welcher der Verf. bei aller Überzeugung von der Güte der von ihm verfochtenen Sache seine Ansichten vorbringt. Auch ist er Menschenkenner genug, um in unserer Zeit, wo so häufig gerade die Förderung der Schüler bis zum geläufigen Sprechen der Fremdsprache als oberstes Ziel des Sprachunterrichtes hingestellt wird, nicht auf ein baldiges Durchdringen seiner Ideen zu hoffen; er

erwartet vielmehr den endgiltigen Sieg seiner Ansichten erst von der zunehmenden Einsicht, dass seine Methode eine schwierige, hemmungsreiche, Schüler und Lehrer überbürdende und doch das Ziel nie vollständig erreichende Thätigkeit in eine leichte und gelingende umzuwandeln vermag.

Paul **Rouaix**, Dictionnaire-manuel-illustré des idées suggérées par les mots contenant tous les mots de la langue française groupés d'après le sens. 16 planches de figures hors texte. (Bibliothèque de dictionnaires manuels-illustrés.) Paris, Armand Colin & Cie. 1898. 537 SS.

Die Wahrnehmung, dass die Schüler einen sehr geringen, zur freien Verfügung stehenden Wortreichthum besitzen, demnach bei Umformungen und Aufsätzen entweder in lästiger Weise dieselben Wendungen wiederholen oder unpassende Ausdrücke anwenden, obgleich sie bei der Lectüre oder beim Hören weit mehr Wörter verstehen, hat den Professor am Lycée Henri IV, Paul Rouaix, auf den Gedanken gebracht, ein ganz eigenartiges Wörterbuch zu schaffen. Den in alphabetischer Reihenfolge mit fetten Lettern gedruckten Wörtern, welche die einfache Vorstellung unter ihrer einfachsten Benennung vergegenwärtigen, folgen in vernunftgemäßer Anordnung, nach den Gesichtspunkten des Wesens, der Eigenschaft, der Thätigkeit gruppiert, in gewöhnlichem Drucke jene Wörter, die Unterarten, Schattierungen oder Bestandtheile jener Vorstellung ausdrücken. Zwei Beispiele werden die Einrichtung des Buches deutlicher veranschaulichen. Schlagen wir z. B. das Wort couteau auf, so finden wir zunächst 29 Arten schneidender Gegenstände aufgezählt; diesen reihen sich die Namen ihrer Bestandtheile an; es folgen die Namen von Werkzeugen, die zum Schärfen jener Gegenstände dienen, hierauf die Namen der Erzeuger und Instandhalter jener Instrumente und endlich sechs Zeitwörter, die verschiedene an ihnen ausgeführte Thätigkeiten kennzeichnen; außerdem werden wir noch auf die beiden Artikel couper und aiguiser verwiesen, von denen der erstere uns noch 41 andere Verben mit ähnlichem Sinne, acht Substantiva zur Bezeichnung der jene Handlungen ausübenden Personen und drei Adjectiva mittheilt. Ganz ähnlich verhält es sich bei Abstracten. Unter licence z. B. lesen wir: excès, désordre, saturnales, démagogie, also Synonyma, dann die Redensarten: s'abandonner aux excès, se livrer au désordre, s'en donner. — In einem Anhange bringen 16 Tafeln Abbildungen von complicierten Gegenständen mit Angabe der Benennung der einzelnen Theile derselben. Da durch dieses neuartige Wörterbuch die Möglichkeit geschaffen wird, die zum Ausdrucke irgend einer Vorstellung dienenden Wörter in einer ganzen Gruppe zu überschauen und daraus das Passendste, Geeignetste zu wählen, so unterliegt es keinem Zweifel, dass es Nationalen wie Ausländern die besten Dienste leisten wird, bei letzteren freilich

unter der Voraussetzung, dass sie mit der französischen Sprache genügend vertraut sind, um die Bedeutung der meisten Wörter, ja auch die oftmals vorherrschenden feineren Bedeutungsunterschiede zu verstehen.

Dr. **Albrecht Reum, Französische Stilübungen für den ersten Aufsatzunterricht.** Bamberg, Buchner 1899. 152 SS.

Um die Schüler auch schon auf der Unterstufe zu befähigen, kleine französische Aufsätze auszuarbeiten, der Verf. meint etwa vom zweiten Schuljahre an, was allerdings sehr früh erscheint, ist oben genanntes Buch zusammengestellt worden. Es zerfällt in zehn Lectionen, die bestimmte Stilregeln einüben: Stellung des betonten Wortes am Ende des Satzes, Attribute, Stellung der verschiedenen adverbialen Bestimmungen, Participialconstructionen, Hervorhebungen usw. Nach erfolgter Einprägung der betreffenden Regel an Einzelsätzen bietet jede Lection zehn vom Leichteren zum Schwierigeren sich steigernde Aufgaben, worin die gerade durchgenommene Regel recht häufig angewendet werden soll. Den sich demnach ergebenden 100 Aufsatzskizzen sind noch weitere 20 freiere und längere angefügt, so dass ein reiches Material zur Aneignung des einfach beschreibenden und erzählenden Stiles zu Gebote steht. Während sich anfangs die Thätigkeit der Schüler mehr weniger darauf beschränkt, französische Fragen zu beantworten oder französisch beigebrachte Gedanken in bestimmter Weise zu verknüpfen, woraus von selbst ein kleiner Aufsatz sich ergibt, wird ihnen später größere Selbständigkeit zugemuthet; doch werden ihnen stets die anzubringenden Gedanken und die zu verwendenden neuen Wörter und Redensarten theils in Gestalt von Fragen, theils in infinitivischen Ausdrücken mitgetheilt, so dass bei weiser Vorpräparation in der Schule ein Wälzen des Wörterbuches nicht zu befürchten ist. Obwohl vorzugsweise als Ergänzung der im gleichen Verlage von demselben Verf. herausgegebenen französischen Lehrmittel gedacht, kann das geschickt gearbeitete Büchlein doch auch neben einem anderen Lehrgange mit Vortheil benützt werden, da die hin und wieder angezogenen Lesestücke meist allgemein bekannter Art sind.

Wien. Rudolf Alscher.

Krall Jakob, Grundriss der altorientalischen Geschichte. I. Theil: Bis auf Kyros. Wien, A. Hölder 1899. IV u. 200 SS.

Mit wahrer Herzensfreude hat der Ref. dieses kleine Handbuch der altorientalischen Geschichte zur Hand genommen, denn „das Bedürfnis nach einem Handbuche“, das Krall gefühlt, war bei anderen, die in sich selbst keinen Ersatz fanden, noch viel brennen-

der! Und, was noch höher zu veranschlagen ist, man findet auch wirklich alles so hübsch „handlich" beisammen, was man sucht. In drei Theilen (I. Cultur und älteste Geschichte der vorderasiatischen Völker. II. Die Vorherrschaft Ägyptens. Von Amasis I. bis zum Ende der Ramessiden. III. Die Vorherrschaft der Assyrer und Babylonier. Von Tiglath Pilesar I. bis Nabonit) behandelt Krall die ägyptische, babylonisch-assyrisch-babylonische und kanaanitische Geschichte; ein besonderes Hauptstück des I. Theiles ist den schwierigen ethnographischen Streitfragen gewidmet: dem Lande Mitani, den Chatti, den Urartiern und Elamiten wie den Völkern Kleinasiens, für die neuerlich Kretzschmer soviel Licht gebracht hat. Die umfassende, auf eigene Sprachkenntnis gestützte geschichtliche Einsicht wird durch persönliche Anschauung belebt: war es doch Krall vergönnt, in die Felsengräber von Biban el Moluk bald nach ihrer Erschließung durch Loret, vor allem in das Grab des größten Thetmösiden, einzudringen.

Die Auswahl des Stoffes ist wohl erwogen, von reifer Durchdringung aller Einzelheiten geleitet. Mehr als eine Frage des persönlichen Geschmackes möchte es Ref. aufgefasst wissen, denn als eine auf objective Berechtigung Anspruch machende Abweichung, wenn er für eine wohl rasch folgende zweite Auflage gerne einiges stärker betont hätte. Für die treffliche Zusammenstellung der Beziehungen Ägyptens zum Auslande scheint die absichtlich beiseite gelassene Verwendung der Taxus baccata aus Kleinasien für die Särge der XII. Königsreihe (Recueil de travaux relatifs à la philologie et à l'archaeologie Egyptiennes et Assyriennes 18, 78 ff.) ebenso wichtig zu sein als etwa die durch den Danziger Chemiker Helm (aus dem größeren Gehalt an Bernsteinsäure) erwiesene Verwendung des Ostseebernsteins im mykenischen Zeitalter für eine Übersicht der mykenischen Cultur oder der Hinweis auf das Cedernholz vom Amanus, den Alabaster aus Phönikien und den Diorit für die Statuen des Königs Gudea von Sirgulla aus Arabien bei der Darstellung der Beziehungen Mesopotamiens zum Westen (S. 47). Auch eine Einreihung der ältesten Königsnamen Hetep (Bergkrystall-Bruchstück Jequiers) und Neter[en] (Bruchstück der grünen Schüssel bei Wiedemann, Zeitschr. f. alte Gesch. I, 21) hätte man gerne gesehen, wie es vielleicht auch nützlich wäre, durch den Druck bereits bei den Namen anzuzeigen, ob sie bloß in den großen Königslisten (Tafeln von Abydos, Karnak, Sakkara und Turiner Königspapyrus) oder a u c h d u r c h e i g e n e D e n k m ä l e r bezeugt sind: der Name der Tomoi tritt ohnedies, weil griechisch gedruckt, rasch hervor. Ähnliches würde dann auch von den babylonischen Königen gelten. Sollte nicht auch neben der Wahrscheinlichkeit der ö r t l i c h e n Lösung der Mörisseefrage (Birket el Querun) die Unklarheit der t e c h n i s c h e n Frage hervorgehoben werden? Und endlich, wenn eben so knapp gegeben wie das übrige, würde ein kleiner Abschnitt über die Kunst sehr wertvoll sein.

Aber nun auch eine abweichende Meinung, die Ref. hegt und die wohl verzeichnet werden müsste: lässt sich wirklich noch von einer phoinikischen Colonisation auf Thera (vgl. Studniczka, Kyrene 52 ff.) und Melos nach den Ausgrabungen Hillers von Gaertringen und der Engländer sprechen, wo sich keine Spur phoinikischen Gutes gefunden hat? Mag man den Brief des Königs Abimilki von Tyros über einen Thronwechsel bei den Danuna — Danaern — noch so hoch als erste quellenmäßige politische Nachricht über griechische Ereignisse bewerten, so kann, wenn auch die leidigen „Factoreien“ in Gottes Namen zugegeben werden können, eine phoinikische Colonisation angesichts der negativen Ergebnisse der Ausgrabungen und der Wertlosigkeit der griechischen Überlieferungen über diese Dinge nicht mehr gut bestehen. Und dass die phoinikische Colonisation des westlichen Mittelmeerbeckens nicht so sicher in das 12. Jahrhundert hinaufgerückt werden kann (Sicilien und Sardinien haben noch immer keine phoinikischen vorkarthagischen Funde geliefert), muss wohl auch gesagt werden trotz Menander von Ephesos und dem Buche der Könige I 9, 26 ff. Ref. steht da völlig auf dem Standpunkte Belochs, ohne zu verkennen, dass Krall mit der Bemerkung über die Rolle der Libyer als Vermittler der Kenntnis des Westens eine neue weltgeschichtliche Möglichkeit eröffnet.

So rasch die altorientalische Wissenschaft fortschreitet, ist seit dem Erscheinen des Buches von Krall nur wenig nachzutragen, in der Literatur etwa Petrie, Deshashe, das ohnedies schon durch die Fundberichte bekannt war, und Syria and Egypt.

Unendlich wichtiger aber ist, dass seit dem Erscheinen von Kralls Grundriss eine Thatsache durch den Papyrus Reichardt festgestellt ist, die den vollkommen begreiflichen Verzicht Kralls auf Jahreszahlen der älteren ägyptischen Geschichte unnöthig macht und seinen chronologischen Anhang wertvollst bereichert: das 7. Regierungsjahr des Königs Wesertesen III. (schmerzerfüllt folgt Ref. der ihm ja einleuchtenden, aber leider unbequem neuen Transcription) fällt in die Jahre 1876/3, so dass die Regierung des großen Amenemha III. von 1858/5 bis 1815/2 angesetzt werden muss. Schade, dass diese Entdeckung nicht noch dem vorliegenden Buche zugute kommen konnte: Krall hat ja inzwischen wohl aus derselben eine vollständige Wahrscheinlichkeitschronologie nach aufwärts herausgerechnet.

Hoffen wir auf möglichst baldiges Erscheinen des II. Theiles: es ist nicht gut, dass ein Theil eines so nützlichen Buches allein sei!

Innsbruck. Rudolf von Scala.

V. Gardthausen, Augustus und seine Zeit. Leipzig, B G. Teubner. gr. 8°. I 1 (1891), I 2 (1896), 1032 SS. u. II 1, 2, 649 SS. Preis 37 Mk.

Das Zeitalter der beiden Triumvirate und des Augustus zeigt uns den römischen Staat zwar noch nicht in seiner größten Ausdehnung, aber in seiner großartigsten Kraftentfaltung, die den ganzen Erdkreis zu bezwingen drohte, und dabei in einer merkwürdigen socialen und politischen Umgestaltung, welche aus den für ein einfaches und kleineres Gemeinwesen berechneten, allerdings längst als zu eng und dürftig empfundenen Verhältnissen zu einer planmäßigen und humaneren Organisation der Reichskräfte hinüberleitete, welche im wesentlichen den folgenden Jahrhunderten ihren Charakter verlieh. Diese Entwicklung ist universalhistorisch von weittragender Bedeutung und dramatisch in ihrem Verlaufe. Ihre Protagonisten und deren Parteigänger, aber auch viele ihrer Zeitgenossen, welchen die Neigung oder die Eignung und die Gelegenheit fehlten, in das Räderwerk der Geschichte einzugreifen, sind ein nie versagender Stoff für den Historiker, für den Psychologen und für den Dichter. Sehr groß ist zudem die Fülle der uns erhaltenen Berichte aus dieser Zeit und über diese Zeit; die Stimmungsbilder und das urkundliche Material sind hier so zahlreich vorhanden, wie für keinen anderen Abschnitt der antiken Geschichte. Zwar wäre auch dieses Material, wenn wir es mit den Quellen für spätere Geschichtsepochen vergleichen, immer noch sehr lückenhaft und geradezu arm zu nennen, und es ist nicht zu verkennen, dass hier keiner der antiken Berichterstatter sich seiner Aufgabe gewachsen gezeigt hat. Auch hier gleicht die Überlieferung einem Trümmerfeld, nur dass der Historiker mit größerer Aussicht einen Erfolg erhoffen darf als auf irgend einem Gebiete der antiken Geschichte, wenn er es unternimmt, hier die einzelnen Bausteine wieder zu ordnen und zum Ganzen zu fügen; auch das Detail scheint sich sicher und ansprechend gruppieren zu lassen. Aber obwohl das augusteische Zeitalter der gestaltungsfähigste Zeitabschnitt ist, und obwohl es die vornehmste Aufgabe der römischen Geschichtsforschung ist, das Quellenmaterial dieser Zeit einerseits aus ihren Verhältnissen heraus zu erklären, andererseits es in übersichtlicher Fassung zu einem wohlgerundeten Bilde zu vereinen, hat es im Laufe der letzten Decennien niemand gewagt, diese Aufgabe auf seine Schultern zu laden; selbst der reiche Zuwachs an Inschriften und Münzen und die Ausgestaltung der epigraphischen und numismatischen Technik, die vielfach erst das Verständnis des alten Materials ermöglichten, haben nicht, wie man hätte meinen sollen, zu ihrer Bearbeitung verlockt; aber vielleicht haben gerade die Erfolge, auf welche jene beiden Disciplinen nun zurückblicken dürfen, der Aufschluss immer neuer Quellen und damit die Aufrollung immer neuer Fragen, es gerathen erscheinen lassen, jenem Ziele nicht früher zuzusteuern, als bis alle erheblichen Klippen

erforscht und die Wolken zerrissen seien. Die bedeutendste, ja sagen wir es offen heraus: die einzige Darstellung der römischen Geschichte, die wir besitzen, bricht mit den Siegen Cäsars ab.

Nun hat sich G. dieser Aufgabe zugewendet. In ausführlicher Darstellung will er die Situation vergegenwärtigen, welche durch die ebenso thörichte als verwegene Ermordung Cäsars geschaffen worden war; er will die Entwicklung bezeichnen, welche die Dinge von da an bis zur Sicherung der Alleinherrschaft Octavians genommen haben, und die Bemühungen des Siegers um die neue Organisation des socialen und des politischen Lebens schildern. Er führt seine Darstellung vorläufig bis zum Jahre 12 v. Chr., dem Todesjahr Agrippas. Den Rest hat er für einen dritten Theil aufgespart, so dass das Buch noch um die Hälfte seines gegenwärtigen Umfangs anschwellen dürfte. Eine eingehende Würdigung dieser Leistung verschiebt man am besten bis zum Erscheinen dieses dritten Theils, zumal der Verf. über seine Ökonomie nichts äußert und man zunächst es ihm überlassen muss, in einem Nachtrage zu den früher erschienenen Theilen zu zeigen, wie er dem seit Beginn seiner Publication zugewachsenen Quellenmaterial und den neuen Untersuchungen gegenüber Stellung nehmen will, insbesondere was er aus Kromayers Angriffen und scharfsinnigen, zum Theil überzeugenden Aufstellungen zu gewinnen vermochte.

Man wird das Buch mit großem Interesse lesen und das ernste Bemühen des sehr gelehrten und kundigen Verf.s anerkennen, den ungeheuren Stoff zu sammeln, zu verarbeiten und in genießbarer Weise vorzutragen. Er sucht selbstverständlich ebenso den Einfluss der Persönlichkeiten auf die Gestaltung der Dinge zu ermitteln wie die Umstände, aus denen jene hervorgiengen und in denen sie wirkten. Er will unverkennbar nur charakteristische Striche ziehen und gleichgiltigem Detail ausweichen; freilich ist der gute Vorsatz nicht immer stark genug, um ihn davon abzuhalten, unnützen Anekdotenkram auseinander zu breiten. Animosität ist ihm fremd, und seine Darstellung entbehrt jeder subjectiven Färbung. Er erzählt gut und glatt in gewählter Form; trotzdem wird man an verschiedenen Stellen eine Glättung oder letzte Feile vermissen. Die mit großem Fleiße gesammelten Citate und allerhand Nebensächliches verweist er, um den Leser nicht von vornherein abzuschrecken, in einen besonderen Notenband (II 1. 2), ohne aber Fußnoten ganz zu verschmähen; das Princip, das er bei ihrer Scheidung obwalten ließ, ist nicht streng durchgeführt, jedenfalls mir nicht genügend klar. Übrigens hätte mancher Excurs des Textbandes zum Vortheil der Erzählung besser Eingang in den Notenband gefunden, in dem sich der genügende Raum durch sparsameres Citieren und durch Beschränkung ziemlich gleichgiltiger Citate auf die Angabe von Buch, Capitel und Paragraph hätte schaffen lassen. Die in beide Theile verstreuten Reproductionen von Stadtplänen, Kartenskizzen, Schriftproben und Münzen, Inschriften

und Sculpturen sind eine willkommene Beigabe für jeden Benutzer des Werkes, der nicht über Babelons und Cohens Münztafeln und eine kleine archäologische Bibliothek verfügt; im Gegentheil würde ich einer reichlicheren Illustration das Wort reden.

Im Schlusstheile boffen wir vom Verf. einen sehr ausführlichen Index zu erhalten, der das Nachschlagen erleichtert und insbesondere die durch die Anmerkungen verstreute Literatur benützbar macht; er wird den Wert des fleißigen und dankenswerten Werkes sowohl steigern als auch zu klarerer Vorstellung bringen.

Wien. W. Kubitschek.

Berühmte Kunststätten. Band I: Vom alten Rom. Von Prof. Dr. E. Petersen. 10 Bogen mit 120 Abbildungen. Preis 3 Mk. Band IV: Pompeji. Von Prof. Dr. R. Engelmann. 7 Bogen mit 141 Abbildungen. Preis 3 Mk. Leipzig, E. A. Seemann.

In der Vorrede schickt der Verleger dem Werke Petersens folgende Bemerkung voraus: „Wer zum erstenmale Rom besucht, wird einem Vademecum wie dem vorliegenden, das dem reisenden Kunstfreunde einen Hauch des genius loci bieten soll, gerne ein Plätzchen neben dem Reiseführer gönnen. Wie dieser den materiellen Bedürfnissen, dient jener den geistigen Interessen des gebildeten Reisenden und vermag ihm später die Erinnerung an das Gesehene lebendig zu erhalten oder neu aufzufrischen.“ In den IV. Band führen uns folgende Worte ein: „Wenn irgendwo, so ist in Pompeji ein lebendig erklärendes Wort nöthig. Zwar scheinen die alten Steine eine eindringliche Sprache zu reden, aber ihr Sinn wird nur dem vernehmlich, der sich mit dem Wortschatze der Alten, mit ihren Begriffen und Empfindungen vertraut gemacht hat. Das lebendige Gefühl, das diese verfallenen Bauten, diese beschädigten Bildwerke, diese verblassten Wandgemälde einst erstehen ließ, ist aus- und abgestorben, und nur die Wissenschaft, der Hauch Pallas Athenes, vermag sie wieder zu beseelen. Wer ohne genauere Kenntnis antiker Zustände die Stadt betritt, dem ist nur ein kalt staunender Besuch erlaubt. Nur der mit der alten Cultur, antiken Sitten und Gewohnheiten Vertraute vermag in das Innere der Stadt 'wie in den Busen eines Freundes' zu schauen. Zu dem Ende wurde dieses Buch geschrieben und vervielfältigt.“

Wir haben dem nur hinzuzufügen, dass die übersichtliche Zusammenstellung des ersten Bandes, seine Eintheilung in 25 Hauptstücke, dem beabsichtigten Zwecke außerordentlich dienlich ist. Wir sehen dann auch so recht deutlich an diesem Werke wie in dem zweitgenannten, welch große Fortschritte die Buchausstattung gemacht hat. In den beiden Büchern wirken die musterhaften Autotypien, wenn schon nicht wie Photographien, so doch mindestens wie Lichtdrucke, und geben die Localitäten und Kunst-

objecte mit einer Deutlichkeit und Wahrheit wieder, dass sie uns den vollkommensten Ersatz für ein Originalwerk bieten, soweit man beim plastischen Werke überhaupt von einem Ersatze durch ein Bild reden kann. So stellen denn die 120 Abbildungen einen Bilderschatz vor, den speciell der Altphilologe, und in zweiter Reihe auch der Historiker zu ungezählten Malen im Laufe eines Jahres im Unterrichte verwenden können wird. Dabei ist nicht zum wenigsten der Umstand hoch anzuschlagen, dass die meisten dieser für die Buchdruckpresse hergerichteten Lichtbilder auch als solche künstlerisch erfasst sind und nach den vorzüglichsten Aufnahmen angefertigt wurden. Es fehlt hier der Platz, uns in das Detail zu verlieren, und wir wollen nur einige der in dieser Beziehung bedeutendsten Bilder hervorheben. Wir sehen den sogenannten Drususbogen, den Scheinporticus am Nervaforum, die Architekturlandschaft des Forum Trajani, dessen herrliche Reminiscenz uns Fischer von Erlach in seiner Karlskirche in Wien hinterlassen hat, das schöne Situationsbild des Colosseums und die mit einer mächtigen Aloë bepflanzte Ruine des Nymphäums im Flavierpalaste. Dann begegnen wir als einem Detailbilde dem colossalen, wirksamen Porticus des Pantheons, der Cypressenlandschaft des Thermenmuseums, den Trümmern der Aqua Claudia, der wohlerhaltenen aurelianischen Mauer mit ihrem tief dunkelgrünen Baumhintergrunde. Die Reihe der Grabmonumente eröffnet das starr düstere, fast mittelalterliche Architekturbild der Porta Ostiensis mit der Cestinspyramide, und als lieblicher Contrast dazu fügt sich an S. Urbano. Dann sehen wir das im Mittelalter arg entstellte Grabmal der Caecilia Metella sowie das mächtigste Mausoleum des Alterthums, das des Hadrian, und nehmen endlich mit einem nochmaligen Blicke auf die von den Cypressen des deutschen Friedhofes umgrünte Cestinspyramide Abschied von den Grabdenkmälern. Die letzten Hauptstücke sind den reichen antiken plastischen und malerischen Schätzen der römischen Sammlungen gewidmet, wobei eine besonders interessante Abtheilung die über den Hellenismus ist. Von hervorragendem Interesse ist das elfte Hauptstück, die Säule des Trajan und Marc Aurel.

Mit Pompeji werden wir durch die interessante Geschichte seiner Vernichtung vertraut gemacht, wobei auch hier eine Reihe von instructiven Bildern den gut geschriebenen Text auf das Beste ergänzt. Rasch werden wir in die aufgedeckten Ruinen der Stadt eingeführt und durchziehen, geleitet von einem kundigen Führer, die ehedem so belebten Straßen. Seite für Seite treten uns gute Bilder entgegen, meist mit dem Anblicke auf den Vesuv. Von besonderem Interesse ist die Ruine des Jupitertempels und die darunter angebrachte moderne Reconstruction desselben von Weichardt. Eine der schönsten Illustrationen ist die Statue der Eumachia, der bekannten Draperiefigur. Von besonderem Reize sind dann die Einblicke in die verschiedenen Theater und in die bekannten Bäder-

anlagen. Eine Reihe von antiken Wandgemälden, dann Plastiken, wie der tanzende Faun und der sog. Narciss, treten uns im Bilde entgegen. Die frappante römische Porträtkunst lernen wir in verschiedenen Büsten kennen; auch die innere Einrichtung der Häuser mit aller möglichen Art von Geräth, vom Nutz- bis zum Prunkzwecke, tritt uns vor Augen. So sehen wir in Wort und Bild die alte, wie durch ein Wunder wenngleich in Trümmern erhaltene Stadt vor uns zu neuem Leben auferstehen, und es ist nicht allzuviel Phantasie nothwendig, um sie, wenn auch nicht im Detail, so doch beim Blicke auf eine Gesammtansicht, wie etwa die auf S. 7 des Werkes ist, in großen Umrissen zu reconstruieren.

Troppau. Rudolf Böck.

Deutschland. Einführung in die Heimatkunde von Friedrich Ratzel. Mit 4 Landschaftsbildern und 2 Karten. Leipzig, Grunow 1898. kl. 8°, 332 SS.

Ein mit viel Wärme geschriebenes Büchlein, das die Kenntnis des deutschen Vaterlandes vertiefen, das dem Deutschen zeigen soll, was er an seinem Vaterlande hat, wie der Boden und das deutsche Volk zusammengehören. Es ist keine Heimatkunde im gewöhnlichen Sinne, obwohl es uns über alle Erscheinungsformen des deutschen Bodens, des Volkes und Staates unterrichtet und zwar vielfach auf Grund persönlicher Beobachtungen und Wahrnehmungen; der Schwerpunkt liegt vielmehr darin, dass der Verf., entsprechend den in einem früheren Werke ausgeführten Grundsätzen, überall den ursächlichen Zusammenhang aufsucht, der sich einerseits zwischen den verschiedenen Erscheinungsformen des Festlandes und der Meeresküste selbst, andererseits zwischen diesen und ihrer Besiedlung ergibt, so dass also der gegenwärtige Zustand sich als das nothwendige Product vieler Einzelfactoren erweist. Der Verf. gliedert seinen Stoff in: Lage, Boden, Meer und Küste, Klima, Pflanzen-, Thierwelt und Bodencultur, Volk und Staat. Besonders anregend ist, wie der Verf. die Bodenform mit der Eigenart und Geschichte des Volkes in Zusammenhang zu bringen weiß. Als einen der Gründe für den Verfall des alten deutschen Reiches führt er seine zu große Ausdehnung an, „da es seine alpinen, burgundischen und danubischen Interessen mit denen des Tieflandes und den maritimen immer nur vorübergehend vereinigen konnte“ (S. 216), so dass also auch die heutige Zweitheilung als eine nothwendige Entwicklung erscheint. In dem Zusammenhange des deutschen mit dem östlichen und westlichen Tieflande sowie in der Meeresgrenze findet er den hauptsächlichen Grund für das Übergewicht des Nordens gegenüber dem Süden (S. 40). Der diagonale Höhenzug vom Böhmerwalde bis zum Teutoburgerwalde sei auch eine wichtige Grenzlinie zwischen der rein deutschen Bevölkerung im Südwest

und der deutsch-slavischen im Nordost. Die germanische Härte stellt er der keltisch-slavischen Weichheit gegenüber und bezeichnet die keltisch-romanisch-slavisch gemischten Deutschen bajuvarischen Stammes in Österreich als die weichste Abart der deutschen Natur (S. 320). Als hervorstechendsten Zug der deutschen Eigenart nennt er den Sinn für die Selbständigkeit der Einzelnen, Familien und Gemeinden, der dem Staate nur das Nothdürftigste gestattet. Daher der so häufig beklagte Mangel an nationalem Sinn, daher das schnelle Aufgeben der nationalen Eigenart in einem fremden Volke. Es sei kein Zufall, dass die Niederfranken und Alemannen, bei denen dieser Selbständigkeitstrieb am stärksten hervortritt, in den Niederlanden und der Schweiz republicanische Staatsverbände, dagegen die mit Slaven am meisten gemischten Deutschen in Preußen und Österreich die festest organisierten Monarchien ausgebildet haben. Schön und warm empfunden, aber ohne alle Überschwänglichkeit sind auch die folgenden Worte gegen den Schluss (S. 314): 'Deutschland ist nicht das größte, nicht das fruchtbarste, nicht das sonnigheiterste Land Europas, aber es ist groß genug für ein Volk, das entschlossen ist, nichts zu verlieren; es ist reich genug, ausdauernde Arbeit zu lohnen; es ist schön genug, Liebe und treueste Anhänglichkeit zu verdienen.' — Die Darstellung ist einfach und klar. Ausdrücke wie: hochebenenhafter, gebirgshaftest (S. 56), die höchsten Ursprünge (S. 58), verandertbalhfachen (S. 171), Schwerwegsamkeit (S. 228) usw. sagen allerdings nicht jedermann zu. Auf S. 111 werden Narew und Pregel verwechselt, der höchste Punkt des Ludwigscanals im Frankenjura ist mit 230 m (S. 121) natürlich zu gering angegeben. — Die beiden dem Buche vorn und rückwärts eingeklebten Karten sind der Übersicht halber recht zweckmäßig.

Nordpolar-Karte von Vincenz von Haardt. Maßstab 1 : 5,000.000. 4 Blätter in vielfachem Farbendruck, zusammen 172 cm breit, 148 cm hoch. Wien, Hölzel 1898. Preis in losen Blättern 17 K, auf Leinwand in Mappe 22 K, auf Leinwand mit Stäben 24 K.

Bei der außerordentlichen Theilnahme, die heute von allen Seiten den kühnen Erforschern der Polarländer entgegengebracht wird, war es ein glücklicher Gedanke, durch eine große, in erster Linie wohl für Unterrichtszwecke bestimmte Nordpolarkarte ein allgemeines Bild über den gegenwärtigen Stand unserer Kenntnis der Polargebiete zu liefern und gleichzeitig auch die hervorragendsten Entdeckungsfahrten, durch welche wir zu dieser Kenntnis gelangt sind, zu veranschaulichen. Die im Maßstabe 1 : 5,000.000 entworfene Karte reicht bis zum 60.° n. Br. herab. Der verdiente Kartograph hat damit wieder ein tüchtiges Stück Arbeit geleistet, namentlich wenn man bedenkt, dass die Küstenumrisse mit Rücksicht auf die Ergebnisse der jüngsten Forschungsreisen vielfach neu gezeichnet werden mussten. So wurden bei der Küstenentwick-

lung Asiens außer den Ergebnissen, welche die Fahrt Nordenskjölds auf der Vega gebracht hatten, vor allem auch die Entdecknngen Nansens und Wilkizkis verwertet. Für die amerikanischen Küsten benützte der Herausgeber die neuesten Karten des hydrographischen Amtes und der geographischen Gesellschaft in Washington, für Grönland die von R. Kiepert im Jahre 1889 herausgegebene Specialkarte. Auch die Zeichnung von Spitzbergen und Franz-Josefsland wurde nach den neuesten, znm Theile erst im Jahre 1898 veröffentlichten Forschungsergebnissen richtiggestellt. Das Festland erscheint ähnlich, wie auf den früheren Schulwandkarten des Herausgebers: das Tiefland grün, das Hochland lichtbraun, aber nicht mit Schraffen, sondern mit einfacher Schummerung. Die Karte verzichtet bei ihrem eigenartigen Zwecke von vornherein in dieser Beziehung auf übergroße Genauigkeit. Sehr dankenswert sind die eingetragenen Grenzlinien, so die durch einen starken rothen Strich gegebene Grenze der dauernden menschlichen Wohnsitze nach Hassert, die durch einen starken blauen Strich gegebene Grenzlinie des beständig gefrornen Bodens, die Grenze des Getreidebaues, die sich mit der früheren Linie wiederholt krenzt, sowie die Polargrenze der Birke, Fichte und Lärche. Wichtiger in gewissem Sinne, namentlich mit Bezug auf die Entdeckungsfahrten selbst, sind die durch abgestuftes Blau angedeuteten Meerestiefen, die in verschiedenen Jahren beobachteten Grenzen des Packeises und die durch rothe und blaue Pfeile angedeuteten Meeresströmungen. — Nicht minder bedeutsam sind die eingezeichneten Forschungsreisen, von denen allerdings der Übersicht wegen nur die allerwichtigsten aufgenommen erscheinen. Da finden wir die Fahrt des Entdeckers der nordwestlichen Durchfahrt, Mac Clures, von der Beringstraße durch den Lancastersund in die Baffinsbai, die Fahrt Nordenskjölds auf der Vega von Tromsö zur Beringstraße, also die nordöstliche Durchfahrt, die Fahrt der Entdecker des Franz-Josefslandes, Weyprecht und Payer, die Fahrt Nansens, des jüngsten dieser Nordpolheroen, und endlich auch noch den Punkt, wo sich Andrée am 11. Juli 1897 allzukühn in die Lüfte erhoben hat. Unstreitig verfolgt man alle diese recht deutlich gehaltenen Linien sammt den in der Geschichte der arktischen Forschung wichtigen, mit einem rothen Kreuze versehenen Punkten mit großem Antheil.

Jedem der vier Hauptblätter sind zwei kleinere Karten beigegeben: die Isobaren und Winde im Januar, im Juli, die Jahresisothermen und die Niederschlagsmengen, alles im Maßstabe 1 : 25,000.000; ferner die magnetischen Verhältnisse und zwar Declination und Inclination, die Isothermen im Januar und im Juli im Maßstabe 1 : 50,000.000.

Wien. L. Weingartner.

Die Gletscher der Alpen von John Tyndall, F. R. S. Autorisierte deutsche Ausgabe. Mit einem Vorwort von Gustav Wiedemann. Mit eingedruckten Abbildungen und einer farbigen Spectraltafel. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn 1898.

Tyndall hat es in dem vorliegenden Werke verstanden, neben der herrlichen, plastischen und mehrfach poetischen Schilderung seiner Reiseeindrücke uns wieder in die Art seines wissenschaftlichen Beobachtens und seiner hervorragenden speculativen Thätigkeit im Gebiete des physikalischen Denkens einzuführen. Er zeigt, wie man die Vorgänge in der Natur betrachten müsse, um aus ihnen den wahren Naturgenuss ziehen zu können und auf die physikalischen Ursachen der beobachteten Erscheinungen zu schließen. In dem Buche, das in der ersten Fassung im Jahre 1860 geschrieben wurde, hat Tyndall den ersten Theil, der im wesentlichen beschreibend ist, so dargestellt, dass der Leser einen Begriff von dem großartigen Wesen der Gletscherwelt und von dem Leben eines Alpenforschers erhält, ebenso von den Wegen, auf denen er seine Kenntnisse gewinnt; der zweite Theil enthält eine wissenschaftliche, physikalische Verarbeitung der beobachteten Erscheinungen, wobei er von den einfachsten Principien der Physik seinen Ausgangspunkt nimmt, um in leichtverständlicher Weise allen seinen Lesern Rechnung zu tragen. Da der Text des englischen Originales bis zum Jahre 1856 zurückreicht und auf den Wunsch des Verf.s keine Veränderungen vorgenommen werden sollten, so sind einige in dem Buche enthaltene Ergebnisse durch neue Forschungen erweitert und berichtigt worden.

Die erste Abtheilung erstreckt sich auf Alpenreisen und Touren im Berner Oberland, in Tirol, im Gebiete des Genfer-Sees, auf Beobachtungen des Mer de Glace, auf die Besteigungen des Mont Blanc, auf den Übergang über die Strahleck, die Besteigung des Finsteraarhorn, die Besteigungen des Monte Rosa, die Expedition auf das Gorner Grat und das Riffelhorn. Von großem Interesse sind die fesselnden Schilderungen, die auf die Winterexpedition auf das Mer de Glace bezugnehmen.

In der zweiten Abtheilung sind die Grunderscheinungen von Licht und Wärme auseinandergesetzt, dann werden dieselben in Anwendung auf die Erklärung des Ursprunges der Gletscher und der sämmtlichen Erscheinungen gebracht, welche sie darbieten. Die Ursachen der Gletscherbewegungen werden nach den Theorien von de Saussure und Rendu erörtert; nach Besprechung der Messungen von Agassiz wendet sich der Verf. zur Theorie von Forbes, welche sehr oft auch als die Zähigkeitstheorie bezeichnet wird. Die schöne Theorie von William Thomson, die Plasticitätstheorie, wird auseinandergesetzt, nachdem die physikalische Thatsache des Einflusses des Druckes auf den Schmelzpunkt des Eises beleuchtet wurde. Die Versuche über die Rege-

lation des Eises, welche zuerst von Faraday angestellt wurden, leisten bei der Erklärung der Gletschererscheinungen wesentliche Dienste. Zum Schlusse dieser physikalischen Erläuterungen werden noch einige Begleiterscheinungen, welche sich auf Gletschern zeigen (Schmutzbänder auf dem Mer de Glace, geaderte Structur der Gletscher), besprochen und auf Grund der früheren Betrachtungen in sinngemäßer Weise erklärt. In einer kurzen Übersicht werden die gewonnenen Ergebnisse der Beobachtung und der Theorie zusammengestellt. In einem Anhange wird ein vergleichender Überblick der Spaltung von Krystallen und Schieferfelsen gegeben und dargethan, dass der Druck genügt, um die Spaltung zu entwickeln, und dass die schieferigen Massen einem ungeheuren Drucke ausgesetzt gewesen sind. Tyndall weist bei dieser Gelegenheit nach, wie die Geologie Hand in Hand mit der Physik arbeiten müsse, um eine sichere Erklärung der einschlägigen Erscheinungen geben zu können.

Das vorliegende an allen Stellen frisch und fesselnd geschriebene Buch wird kein Leser unbefriedigt und ohne aus demselben vielfache Anregungen empfangen zu haben weglegen; er wird den Genuss einer angenehmen und einer lehrreichen Lectüre gehabt haben. Die von Prof. Wiedemann besorgte Übersetzung ist ausgezeichnet, die Ausstattung des Buches seitens der Verlagsbuchhandlung splendid.

Physikalische Demonstrationen. Anleitung zum Experimentieren im Unterrichte an Gymnasien, Realgymnasien, Realschulen und Gewerbeschulen. Von Adolf F. Weinhold. 3. verb. u. verm. Aufl. Mit 4 lithographierten Tafeln und gegen 550 in den Text gedruckten Holzschnitten. In 3 Lieferungen. 1. Lief. Leipzig, Quandt u. Händel 1898.

Die Versuche, welche im Unterrichte in der Physik an mittleren Lehranstalten angestellt werden müssen, verfolgen entweder den Zweck, das Qualitative einer Erscheinung oder Erscheinungsgruppe den Zöglingen darzulegen oder auf Grund vorzunehmender Messungen ein theoretisch vorhergesagtes Gesetz zu bestätigen. Der rühmlichst bekannte Verf. des vorliegenden Buches hat beiden Standpunkten Rechnung getragen, in den vorgeführten Demonstrationsversuchen werden gewisse Erscheinungen dem Schüler überhaupt gezeigt oder die Richtigkeit mathematisch ausdrückbarer Gesetze nachgewiesen. Die Apparate der einen und der andern Art mussten so eingerichtet werden, dass durch sie die Erscheinungen und die Gesetzmäßigkeit derselben in überzeugender Weise zutage gefördert werden können, dass ferner durch sie keinerlei Verwicklung in die Untersuchung gebracht wird. Dem Verf. ist es gelungen, in dieser Beziehung die beste Auswahl aus dem vorhandenen überreichen Material zu treffen und auf diese Weise dem Lehrer ein Buch zu bieten, das ihm bei experimentellen Vorträgen ein treuer und schätzenswerter Rathgeber sein wird.

Die Veranstaltung einer neuen Auflage erwies sich nothwendig, da die 2. Auflage schon seit einiger Zeit vergriffen war, andererseits in dem letzten Decennium viele Arbeiten auf dem Gebiete der Experimentalphysik geleistet wurden, welche im Unterrichte Verwertung finden müssen. Namentlich musste auf die jetzt an vielen Orten gebotene Möglichkeit des Anschlusses an ein öffentliches Elektricitätswerk und auf die Möglichkeit, eine durch Elementarkraft betriebene Dynamomaschine anzuschaffen, Rücksicht genommen werden. Auch konnte von der Demonstration der elektrischen Wellen, von der Vorführung der Versuche mit Röntgen-Strahlen nicht mehr Umgang genommen werden.

Sehr anerkennend hervorzuheben ist der Umstand, dass in der neuen Auflage des vorliegenden Buch der Verf. noch mehr als in den früheren Auflagen der objectiven Darstellung Raum gegönnt hat. Der physikalische Unterricht muss in Bahnen gelenkt werden, dass die objective Darstellung der Erscheinungen durchwegs platzgreift und dass die physikalischen Laboratorien mit hiezu geeigneten Projectionsvorrichtungen versehen werden. Wenn dies erreicht sein wird — und es wird erreicht werden, wenn die Unterrichtsbehörden die Dotationen für die physikalischen Cabinette wenigstens einige Jahre hindurch in entsprechender Weise erhöhen —, dann werden wir uns auf jenem im Interesse des Physikunterrichtes anzustrebenden Standpunkte befinden, der durch die ausgezeichneten Schriften Tyndalls, die als Lehrbücher in des Wortes bester Bedeutung zu bezeichnen sind, in genügend scharfer Weise charakterisiert ist.

Der erste Abschnitt des vorliegenden Buches handelt von der Einrichtung des Locales und von der Beschreibung der Apparate, welche zu mehrseitigem Gebrauche dienen. Bei der Anlage von physikalischen Laboratorien werden die betreffenden Bemerkungen sehr schätzenswerte Dienste leisten. Besonderes Augenmerk ist in diesem Abschnitte den Einrichtungen der Projectionsapparate, wie dieselben sich für den Physikunterricht geeignet erweisen, gewidmet worden.

Im zweiten Abschnitte werden jene Versuche vorgeführt, welche sich auf den Nachweis der allgemeinen Eigenschaften der Körper beziehen; im dritten Abschnitte finden wir die Experimente dargestellt, durch welche die Erscheinungen und Gesetze der Statik und Dynamik erläutert werden sollen. In ausgezeichneter Weise ist die Lehre von der Fliehkraft, der Präcessions- und Pendelbewegung behandelt worden. Zum experimentellen Nachweis des Satzes, dass die Drehung der Schwingungsebene des Foucault'schen Pendels dem Sinus der geographischen Breite proportional ist, wird der hiezu sehr geeignete Apparat von Eisenlohr beschrieben. Mit großer Genauigkeit und Ausführlichkeit sind die Versuche angegeben worden, welche zum Nachweise des Archimedischen Principes dienen. Ebenso wurden die grundlegenden

Versuche der Hydrodynamik, ferner die Versuche über Molecularwirkungen in Flüssigkeiten sorgfältig dargelegt. Experimente über das Gleichgewicht, die Bewegung und die Molecularverhältnisse der Gase finden wir im Folgenden angegeben. Unter den darauf bezugnehmenden Instrumenten finden wir auch ein sehr geeignetes, für den Unterricht bestimmtes Modell eines Tiefenmessers beschrieben. Die Luftpumpen sind in ausführlicher Weise erläutert worden; von Quecksilberluftpumpen wurde die Sprengel'sche und jene von Geißler in Erörterung gezogen. Dass die Saugwirkung rasch fließenden Wassers in sich erweiternder Leitung vorzüglich zur Evacuierung von Räumen geeignet ist, zeigt die in dem Buche beschriebene hydrodynamische Luftpumpe von Arzberger und Zulkowsky, welche wegen ihrer verhältnismäßigen Billigkeit und ihrer einfachen Bedienung in keinem physikalischen und chemischen Laboratorium fehlen sollte.

Im nächsten Abschnitte (Schwingungserscheinungen) sind die Versuche über Wellenlehre in erster Linie besprochen. Besondere Sorgfalt ist auf die graphische Darstellung der Schwingungen und auf die Nachahmung der Wellenbewegung (Wellenmaschinen von Christiani, von Fessel und Pfaundler) verwendet worden. Der Wellenmaschine von Mach hätte wohl auch Erwähnung gethan werden können. In dem in der ersten Lieferung noch theilweise enthaltenen Abschnitte über Akustik finden wir sehr bemerkenswerte Versuche über Schallfortpflanzung, Druckänderung bei Schallwellen (Vorrichtungen von Kundt, Szymanski; Drucklibelle von Töpler), Sprachrohr, Schallröhren, Reflexion des Schalles, Fadentelephon angegeben. Die Schwingungsverhältnisse in Flötenpfeifen, beziehungsweise der Variationen des Luftdruckes werden mittelst des König'schen oder Töpler'schen Flammenzeigers illustriert. Der Verf. hat bei der Bearbeitung seines Buches außer der physikalischen Technik von Frick-Lehmann und dem kaum zu übertreffenden reichhaltigen Werke von Müller-Pouillet-Pfaundler vorzugsweise die Zeitschrift für den physikalischen und chemischen Unterricht von Poske zurathe gezogen und aus den genannten Schriften unter den aufgenommenen Versuchsanordnungen eine recht zweckmäßige Auswahl getroffen. Schließlich sei noch die Sorgfalt hervorgehoben, mit welcher die bestens bekannte Verlagsbuchhandlung das vorliegende Buch ausgestattet hat. Dasselbe soll in keiner dem physikalischen Laboratorium beigegebenen Bibliothek fehlen, da es dem Lehrer der Physik in seinen den Unterricht vorbereitenden Arbeiten geradezu ein unerlässlicher Führer und Rathgeber sein wird.

Grundzüge der Meteorologie. Die Lehre von Wind und Wetter. Nach den neuesten Forschungen gemeinfasslich dargestellt von H. Mohn, Director des norwegischen meteorologischen Instituts, Professor der Meteorologie an der Universität zu Christiania. Deutsche Original-Ausgabe. 5. verm. u. verb. Aufl. Mit 24 Karten und 45 Holzschnitten. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) 1898.

Das Lehrbuch der Meteorologie von Mohn enthält eine gemeinfassliche Darstellung dieses Gegenstandes und hat schon in seinen früheren Auflagen sich viele Freunde erworben, da es unter den erschienenen Lehrbüchern der Meteorologie am meisten geeignet erscheint, die betreffenden Lehren zu popularisieren und dadurch einem weiteren Kreise zugänglich zu machen. In den ersten Theilen werden die Grundsätze der Klimatologie dargelegt, welche als Vorbereitung für die eigentliche Lehre vom Wetter anzusehen sind. Der Leser wird auch mit den Einrichtungen der meteorologischen Instrumente, mit der Aufstellung derselben bekannt gemacht, ebenso erhält er Einblick in die Methodik der meteorologischen Beobachtung. Zur Berechnung der Beobachtungen wurden dem Buche einige Tabellen hinzugefügt, die sich auf die Vergleichung von Thermometerscalen, auf psychrometrische Ablesungen, auf die Reduction der Barometerhöhen auf 0° C., auf die in Metern ausgedrückte Höhe einer Luftsäule, deren Druck ein Millimeter ausmacht, endlich auf die Reduction für die Regenhöhe beziehen. Die meteorologischen Erfahrungen wurden in sehr gut dargestellten Karten eingetragen, welche auf Grundlage von genauen klimatologischen Mittheilungen entworfen wurden. Der Verf. hat sich bestrebt, dem Leser seines Buches nur sichere Ergebnisse zu geben und das Gebiet unfruchtbarer und willkürlicher Hypothesen nicht zu betreten, wofür ihm der besondere Dank des Lesers gebürt.

In den einzelnen Abschnitten finden wir die Wärme der Luft, des Meeres und der Erde, das Verhalten der Wasserdämpfe in der Luft, den Druck der Luft, die Bewegung der Luft und des Meeres, den Niederschlag in der Atmosphäre besprochen. Nach Erörterung dieser vorbereitenden Lehren wird die Lehre vom Wetter, von den Stürmen, von den elektrischen und optischen Erscheinungen in der Atmosphäre dem Leser vorgeführt und im Schlussabschnitte demselben der Einblick in die praktische Meteorologie, die Aufgaben der Klimatologie und in die Vorausbestimmung des Wetters eröffnet. Überall hat der Verf. die neuesten Beobachtungen seiner Darstellung zugrunde gelegt und das statistische vorliegende Material in gewissenhafter Weise verwertet und übersichtlich dargelegt. Auf die Theorie und Erklärung einiger Erscheinungen musste, da höhere Rechnung zu vermeiden war, verzichtet werden; das gilt namentlich von der Erklärung der optischen Erscheinungen in der Atmosphäre. Die Grundsätze der Meteorologie, z. B. das berühmte Gesetz von Buys-Ballot, wurden

mittels der Grundlehren der Mechanik erklärt und die Folgerungen aus den theoretischen Betrachtungen gezogen und mit den Thatsachen verglichen.

Das vorliegende Lehrbuch wird — davon ist Ref. überzeugt — zu den vielen alten Freunden in seiner neuen Auflage neue sich erwerben und sicherlich auch den Laien Gelegenheit bieten, das Studium der Meteorologie anzubahnen und auf Grund der durch das Buch erworbenen Kenntnisse weiter zu verfolgen. Die Ausstattung des Buches verdient besonders anerkennend hervorgehoben zu werden.

Wien. J. G. Wallentin.

Prof. Dr. Lassar-Cohn, Die Chemie im täglichen Leben. Gemeinverständliche Vorträge. 3. Aufl. Mit 21 Abbildungen. Hamburg u. Leipzig, Leopold Voss 1898. 317 SS.

Das Buch präsentiert sich in äußerst gefälliger Form und bietet in sehr klarer und schöner Darstellung eine große Summe interessanter Thatsachen, die in wissenschaftlich-volksthümlicher Art vorgeführt werden. Es muss für diejenigen, welche die Vorträge hören konnten, eine wertvolle Erinnerung abgeben, wird aber auch für viele andere, die einige Vorbildung aus Chemie empfangen haben, ein sehr brauchbares Repetitorium im besten Sinne des Wortes sein. Sehr zweckdienlich erscheinen dem Ref. die vielen „Verweise“ auf Definitionen und ähnliches, und er meint, es müsse sich das Buch für die oberen Classen der Mittelschulen als Bibliotheksbuch ganz ausgezeichnet bewähren. Im besonderen soll auf die sehr plastische Darstellung der Athmungsresultate und auf die (in Chemiebüchern selten) richtige Schilderung des chemischen Theiles der Athmungsvorgänge hingewiesen werden. Das am ausführlichsten besprochene Capitel ist wohl dasjenige vom Eisen; es umfasst circa 30 Seiten.

Von den geschilderten Versuchen eignen sich viele zur Vornahme im Schulunterrichte; nur würde es etwas schwer fallen, bei der in Fig. 3 und 4 dargestellten Anordnung des Versuches „den in der Glocke zurückgebliebenen Rest der Luft zu untersuchen“.

Kleine Verstöße sind unterlaufen S. 124, wo den Ziegeln ein „rhombischer“ Querschnitt zugeschrieben, und S. 217 u. 218, wo Steinzeug, respective Steingut für dieselbe Ware genommen wird.

Die Namengebung ist den Bedürfnissen der populären Darstellung allzusehr angepasst, daher durchaus nicht einspruchfrei. Das führt zu Inconsequenzen wie etwa S. 213, wo der Kryolith ein nur auf Grönland vorkommendes, „Thonerde“ und „Natron“ in Verbindung mit „Fluor“ enthaltendes Mineral genannt wird. Wie müsste denn danach die Formel dieses Körpers aussehen?

Es möchte sich vielleicht lohnen, bei einer Neuauflage des schönen Werkchens der Umgestaltung der Nomenclatur in mehr modernem Sinne die volle Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Verwendbarkeit des Buches in der früher angedeuteten Richtung könnte hiedurch nur gewinnen.

Rücksichtlich des Stiles, der fast durchwegs lobenswert zu nennen ist, wären folgende Stellen abzuändern. S. 196, A. 1: „Ist auch der Verbrauch an Soda sehr groß und hat aus vielen Industriezweigen die Pottasche verdrängt, so ...“ S. 240, A. 3: Das Gefüge: „Es muss einer Art von Strahlen, die mit den Kathodenstrahlen gleichzeitig entstehen, aber von ihnen verschieden sind, seine Entstehung verdanken, die unser Auge nicht wahrzunehmen vermag, und die andererseits schwarze Pappe durchdringen.“ S. 245, A. 1: „Im Bergbau dienen ... außer dem Quecksilber das Cyankalium, ein in der Neuzeit gefundenes Lösungsmittel.“ S. 259, A. 4: „Diese Vorsichtsmaßregeln bilden die 'Schlacken'.“ Abänderung heischen ferner: S. 69, A. 1: „So schmecken ... Kartoffeln nach dem Erfrieren — wenn auch durchaus nicht schön — süß.“ S. 179, A. 2: „Der so erhaltene gelöschte Kalk hat sehr stark ätzende ... Eigenschaften, und wird der gebrannte Kalk daher auch geradezu Ätzkalk genannt.“ Ebenda: „Weil er (der gebrannte Kalk nämlich) sich mit Säuren zu Salzen vereinigt, ... ist er chemisch eine Base oder ein Alkali.“

Wien. Joh. A. Kail.

Hann, Hochstetter, Pokorny, Allgemeine Erdkunde. 5., neu bearb. Aufl. von J. Hann, Ed. Brückner und A. Kirchhoff. III. Abtheilung. Pflanzen- und Thierverbreitung. Von Alfred Kirchhoff. Mit 157 Abbildungen im Text u. 3 Karten in Farbendruck. Prag, Wien u. Leipzig, F. Tempsky u. G. Freytag 1899.

Dieser Band schließt die 5. Auflage des bekannten und weitverbreiteten erdkundlichen Werkes. Auch dieser Theil musste vom Grunde aus neu bearbeitet werden, um sowohl den wissenschaftlichen Fortschritten als auch den Ansprüchen des Geographen besser zu entsprechen. Durch eine solche Neugestaltung hat das treffliche Werk eigentlich den Charakter einer Novität erhalten und kann ohne Rückhalt als ein vornehm-wissenschaftliches und doch im besten Sinne populäres Compendium der Pflanzen- und Thiergeographie bezeichnet werden. Im ersten Abschnitte sind die allgemeinen Beziehungen zwischen der Erde und den Organismen eingehend und lichtvoll behandelt. Von der Vermehrungs- und Wanderfähigkeit der organischen Wesen ausgehend, werden die Einflüsse des Bodens, des Wassers, des Klimas, des Lichtes, der Nahrung usw. auf die Pflanzen- und Thierwelt geschildert. Nichts Wesentliches aus dieser schwierigen Materie ist übergangen; auch die Concurrenz der organischen Wesen untereinander wird ent-

sprechend gewürdigt. Sehr klar ist die Abstammungslehre und deren geographische Bewährung auseinandergesetzt, worauf die allgemeinen Grundsätze der Pflanzen- und Thierverbreitung folgen. Der 2. und 3. Abschnitt (Florenreiche und Faunenreiche) bringt nicht bloß eine Übersicht der pflanzen- und thiergeographischen Sonderbezirke, sondern auch eine zwar knappe, aber doch alles Wesentliche hervorhebende Charakteristik derselben. Zahlreiche vortreffliche Abbildungen erläutern in dankenswerter Weise den Inhalt dieses ausgezeichneten Werkes, das dem Naturfreunde einen ausreichenden Ersatz für die großen und theueren, nicht jedermann zugänglichen Handbücher der Pflanzen- und Thiergeographie bietet.

Wien. Dr. Franz Noë.

Das Ich und die sittlichen Ideen im Leben der Völker. Von O. Flügel. 3. Aufl. Langensalza, Beyer u. Söhne.

Trotzdem nach einem bekannten Ausspruche das Interessanteste für den Menschen der Mensch selbst ist, gehört das Ich-Problem zu jenen philosophischen Problemen, denen erst verhältnismäßig spät die psychologische Forschung sich zugewendet hat. Dieses Problem hat O. Flügel nach der Seite hin zum Gegenstande obigen Werkes gemacht, dass er die Ichvorstellung in ihrer Entwicklung bis zum abstracten Ich und zum „Wir" verfolgt und für alle Phasen derselben reiches, anschauliches Material aus den Quellen der Anthropologie, Sociologie, Ethnographie, der vergleichenden Religionswissenschaft, überhaupt der Culturgeschichte beibringt. In gleicher Weise sind die sittlichen Ideen des Wohlwollens, der Vollkommenheit, des Rechtes, der Billigkeit, der inneren Freiheit, der Einfluss der Religion auf die Moral, das Absolute in der Moral behandelt.

Wenn nun zur Charakterisierung des Werkes noch hinzugefügt werden kann, dass der Verf. das Hauptgewicht auf die Exemplification gelegt und den rein theoretischen Theil möglichst beschränkt hat, so ist es begreiflich, dass das Werk nach seinem ersten Erscheinen im Jahre 1885 in der 2. und der vorliegenden 3. Auflage sich besonders nach der Seite der die Theorie veranschaulichenden Mittheilungen aus dem Völkerleben erweitert hat.

Die Sichtung und zweckmäßige Auswahl dieses Materiales hat der Verf. in meisterhafter Weise durchgeführt. Nach einer kurzen Einleitung, welche eine kurze Begründung dafür enthält, dass die Darstellung in zwei große Theile (1. Das Ich im Leben der Völker. 2. Über die Entwicklung der sittlichen Ideen) zerfällt, geht O. Flügel auf das Ich-Problem ein.

Wie vom Kinde zunächst das physische, das leibliche Ich erworben wird, so sprechen die zahlreichen aus ursprünglichen Zuständen einzelner Volksstämme entnommenen Thatsachen, welche

nach Flügels Darstellung nicht nur auf den Leib, sondern auch auf seine Umgebung, auf Besitz, auf den Namen sich beziehen, für dieselbe Entwicklung der Ichvorstellung. Anregend wirkt, dass der Verf. es nicht verschmäht, auch auf ähnliche der Thierpsychologie angehörende Erscheinungen hinzuweisen, wie z. B. S. 11, wo er zeigt, wie Thiere, aus ihrer gewohnten Umgebung gebracht, sozusagen ein anderes Wesen annehmen.

Sehr anschaulich wird beim Übergange vom physischen Ich zum psychischen, dem Ich des Inneren, als dessen Bestandtheile O. Flügel, wohl nicht im Einklange mit der neueren Psychologie, Gedanken, Gefühle und besonders das Wollen bezeichnet, gezeigt, wie die mannigfachen Anthropomorphismen der Naturreligionen nur darin ihre Erklärung finden, dass dem Menschen zunächst andere Dinge nicht als „Nichtich“, sondern als „Ich“ neben seinem „Ich“ gelten, besonders diejenigen, welche Veränderungen erleiden und erzeugen. Das Capitel „Ich als thätiges Princip“ scheint Ref. zu sehr in Vorgänge des Gemüths und des Wollens den eigentlichen Inhalt der Ichvorstellung zu finden, wogegen bereits der Hume-Lichtenberg'sche Skepticismus angekämpft hat. Damit aber steht im Zusammenhange, dass der Verf. die Herbart'sche von der neueren Psychologie vielfach verlassene Hemmungstheorie hier zuhilfe nimmt. Wenn also gegen die den Beispielen, welche die Entwicklung des Selbstgefühls zeigen, vorausgeschickten theoretischen Darlegungen manches Bedenken entgegensteht, so enthalten die Beispiele selbst reiches Beobachtungsmaterial, aus dem vieles Brauchbare, wohl aber mehr für die Gefühlslehre als für das Ich-Problem, entnommen werden kann.

Nach dem Dafürhalten des Ref. hätte das ganze folgende Capitel „Erweiterung des Ich“ seine Stelle in oder unmittelbar an den Abschnitt „Das Ich als eigener Leib“ erhalten sollen. Scheint doch, wie Hering u. a. gezeigt haben, das hier erwähnte Vergrößern des Ich durch Kleidung und Putz nicht in einer Projection der Empfindung oder des Gefühls begründet zu sein, sondern in einer Gewohnheit. Wir sind gewohnt, uns nicht für die Empfindungen selbst, sondern für die Erreger derselben zu interessieren und betrachten daher die die Erregung vermittelnden Dinge (Kleider, Sachen usw.) als zu unserem Leibe gehörig.[1]) Dadurch, dass das Ich sich selbst vorzustellen lerne, unter ganz veränderten Umständen bilde sich das „abstracte Ich“, dem der folgende Abschnitt gewidmet ist. Es wird in diesem Abschnitte von der Zersplitterung des „Ich“ im Affecte, in Paroxismen, in der Beichte usw. gesprochen. Dabei hätte der Verf. nicht versäumen sollen, darauf hinzuweisen, dass diese Fälle nicht eine wirkliche Auflösung der Einheit des Bewusstseins in eine Zweiheit beweisen, da wir doch in diesen Fällen die Gedanken, Gefühle usw., die sich entzweien, als unsere Gedanken, Gefühle erkennen. Gerade mit Bezug auf

[1]) Vgl. Höfler, Psych. S. 377.

die Beichte sagt Ziegler (Gefühl): „Es ist ein und dasselbe Ich, das jetzt den Becher der Lust mit gierigen Zügen schlürft und gleich darauf von den Furien der Reue gepeitscht bitteren Schmerz empfindet."

Sehr geistreich sind die Ausführungen des Verf.s über die Seelenwanderung und den indischen Mysticismus. Beide Glauben sind erklärlich aus der Vorstellung des abstracten Ich, „wo man die Identität desselben unter ganz und gar veränderten Lebensbedingungen festhalten zu können glaubt". Nun findet der Verf. aber den Widerspruch des Glaubens von der Seelenwanderung darin, dass versucht wird, das Ich mit sich selbst identisch und zugleich nicht identisch zu denken, wenn Mensch und Tiger identisch sein und letzterem doch fehlen soll, was das menschliche Ich erst zu einem Ich macht, nämlich das Selbstbewusstsein. Bei den Glauben der indischen Mystiker findet der Verf. das Eigenthümliche darin, das Ich scheinbar ganz abstract, d. h. so gut als nicht seiend und doch unter dem Ich immer wieder etwas von dem Concreten, Individuellen mit zu denken. Diese Thatsache, dass in beiden Glauben ein Rückfall ins Concrete bemerkbar ist, erklärt der Verf. eben aus der Abstractheit dieses Ich; wohl mit Recht. Nur möchte Ref. der näheren Ausführung dieses Gegenstandes (S. 61) etwa folgende Form geben: „Dem abstracten Ich geht es wie jedem Begriffe. Als abstracte Vorstellung kann er nicht anschaulich vorgestellt werden. Tritt aber das Bestreben ein, es anschaulich vorzustellen, dann ist ein concretes Substrat nothwendig, wie eben der Begriff des Kreises auch nicht ohne bestimmten Halbmesser anschaulich vorgestellt werden kann."

Wie die Ichvorstellung zur Wirvorstellung weiterschreitet, wobei irgendwelche Gemeinsamkeiten „ein Zusammenschmelzen der einzelnen Individuen in einem oder mehreren Punkten" den Inhalt bildet, und eine Analyse der Begriffe Familie, Nation usw. immer auf den Begriff der Individualität und einer die Individuen verschmelzenden Einheit führt, ist Gegenstand des folgenden Abschnittes. Daran anschließend nimmt der Verf. Gelegenheit, schon hier dem im 2. Abschnitte von der Rechtsidee Gesagten vorgreifend, von dem Verhältnisse des Einzelnen zur Gesellschaft wie auch von dem Sittlichen zu sprechen. Dabei wird die Art der Gegenüberstellung des individuellen und socialen Gesichtspunktes, wie ihn Post (Einleitung in das Studium der ethnologischen Jurisprudenz S. 18) entwickelt, einer eingehenden Kritik unterzogen.

Der zweite Haupttheil „Über die Entwicklung der sittlichen Ideen" beginnt mit einer Classification der Gefühle, die dem Ref. manches Bedenken zu involvieren scheint. Es liegt ihr die Eintheilung der Gefühle in die des sinnlich Angenehmen und Unangenehmen, der Lust und Unlust, und in die ästhetischen zugrunde, eine Eintheilung, die wohl nicht den strengen logischen Regeln entspricht, denn Lust und Unlust sind Merkmale jeden Gefühles, angenehm und unangenehm aber Intensitätsgrade der Lust- und

Unlustgefühle. — Ebenso dürfte das Einreihen der sittlichen Gefühle unter die ästhetischen nicht allgemeine Billigung finden.

Die Besprechung der sich an die Gefühle anschließenden „Werturtheile" führt den Verf. zu den Begriffen „gut" und „schön" und zur Aufdeckung der zu vielen Verwechslungen führenden Äquivocationen derselben. Zum Beweise dafür, dass dem Beurtheilen im Sinne des Sittlich-Guten der Gesichtspunkt des Nützlichen und Angenehmen vorangeht, wird die bekannte Erzählung von den Missionären herangezogen, denen die Menschenfresser trotz der gegentheiligen Ansicht jener das „Menschenfressen" als sehr gut bezeichneten, welche Anekdote Büchner zu einem verfehlten Beweis des Relativismus im Ethischen verführt hat. Die Darlegung der Thatsache des erst später hervortretenden Sittlichen bildet den Übergang zu der Darstellung der Entwicklung der sittlichen Ideen. Vorangestellt ist die Idee des Wohlwollens. Sie entwickelt sich aus den Gefühlen der Sympathie. An einer Reihe von Beispielen, die dem Verhältnisse zwischen Eltern und Sprösslingen bei Menschen und Thieren, der Familienmitglieder untereinander (dem Tödten der Alten und Kranken, Witwenverbrennung), dem Verhältnisse der Genossenschaften (Feindschaft, Grausamkeit, Gastfreundschaft, Sclaverei, Unterschied der Bildung usw.) entnommen sind, wird von dem Verf. gezeigt, wie die „Quellen der Sympathie und Antipathie" die hauptsächlichsten Bedingungen sind, welche dem Entstehen des reinen Wohlwollens günstig sind.

Das Wohlgefallen, welches der aus der Stärke dem Einzelnen und dem Ganzen sich ergebende Nutzen hervorruft, führt nach der Ausführung des Verf.s in einem folgenden Abschnitte zur Entwicklung der Idee der Vollkommenheit. Wie diese sich oft so einseitig und rücksichtslos im Völkerleben entfaltet, dass meist alle anderen Ideen zurückstehen müssen, zeigt der Verf. an der Machtstellung der asiatischen Despoten, aber auch an der Beeinflussung des Urtheiles sonst sehr richtig urtheilender Männer durch die Machtstellung großer Eroberer, wie z. B. Napoleon I. Wie sich, mag auch anfangs der Krieg aller gegen alle geherrscht haben, allmählich die Besitzverhältnisse befestigen und das „glücklich sind die Besitzenden" der erste Ansatz zum dinglichen Rechte wird, das Respectieren der einmal gezogenen Schranken zur Idee der Ehrlichkeit führt, und so sich als Ziel der Rechtsidee das friedliche Zusammenwohnen und das aus dem Missfallen am Streit hervorgehende energische Auftreten gegen drückende und harte Rechte herausstellt, ist Gegenstand des Abschnittes „Die Idee des Rechtes".

Um im weiteren die Entwicklung der Idee der Billigkeit oder der Vergeltung und damit des Strafrechtes zu zeigen, geht der Verf. von dem natürlichen Rachegefühl aus und beantwortet die vier Fragen: wer soll strafen? nach welchem Maßstabe soll gestraft werden? was und endlich wer soll gestraft werden? mit Rücksicht auf die Vergeltung bei den einzelnen Völkern, um zu

zeigen, wie sich allmählich aus dem Rachegefühle das Gefühl für gerechte Vergeltung entwickelt. Dabei werden die Blutrache, die Geldbuße, die harten Strafen, die Bestrafung der Sippe einer genaueren Besprechung gewürdigt. Wie sich die Idee der Billigkeit nach der Seite der Vergeltung der Wohlthaten, also als Dankbarkeit, Anerkennung des Verdienstes am Feind, im Völkerrechte Halten des gegebenen Wortes entfaltet, zeigt der übrige Theil dieses Abschnittes.

Mit der oben kurz berührten Subsumierung der sittlichen Gefühle unter die ästhetischen steht es in innigem Zusammenhange, dass der Verf. unter der Überschrift „Die Idee der inneren Freiheit", welche er „ganz allgemein als das Streben der Menschen" bezeichnet, „mit sich in Harmonie zu kommen, also seinen Willen in Einstimmung zu bringen mit dem, was man für beifalls- und erstrebenswert hält", das Streben sich zu schmücken, die Kunst bei den Naturvölkern, Reinlichkeit, Schamhaftigkeit, Keuschheit einer eingehenden Besprechung unterzieht, um erst in dem letzten Theile neben dieser inneren Freiheit im weiteren Sinne, wie er sie nennt, Beispiele für die innere Freiheit im engeren Sinne zu bringen, für die „Übereinstimmung des Willens mit den Weisungen der sittlichen Ideen", und im Zusammenhange damit für die Zufriedenheit der Naturvölker, die Selbstgerechtigkeit, die Stärke in Versuchung, die Selbsterkenntnis und endlich das Bedürfnis der Religion.

Der letzte dieser Abschnitte bildet den Übergang zu dem Theile, der über den Einfluss der Religion auf die Moral spricht, und zwar *a*) über den schädlichen Einfluss der natürlichen Religionen auf die Keuschheit, das Wohlwollen, die Moral überhaupt; *b*) über den heilsamen Einfluss der Religion auf das Leben, formale Tugenden, Scheidung des Rituellen von dem Sittlichen, nach einem Hinweis auf die Überschätzung der Opfer, über den Einfluss des Glaubens an die Unsterblichkeit, der Religion auf das Handeln. Da sich bis zu diesem Punkte dem Verf. eine große Mannigfaltigkeit der sittlichen Urtheile ergeben hat, beschließt er seine Ausführungen mit einem Versuche, auf die Frage: „Gibt es Absolutes in der Moral?" die Antwort zu geben. Im Hinblicke auf den Begriff der Wahrheit der Urtheile und seiner Unterordnung der sittlichen Urtheile unter die ästhetischen lautet dieselbe dahin, dass „das sittliche oder allgemein das ästhetische Urtheil im eigentlichen Sinne als ein Urtheil über Glieder eines ästhetischen Verhältnisses, welche sich im vollendeten Vorstellen der willenlosen Beurtheiler darstellen, absolut ist". „Das sittliche Urtheil aber, sofern man darunter ein Urtheil über Verhältnisse auf dem sittlichen Gebiete, die zwar allein dem absoluten willenlosen Urtheile unterliegen sollten, in Wirklichkeit aber auch nach relativen Gesichtspunkten des Nützlichen und Angenehmen beurtheilt werden, hat sich im Laufe der Zeit mannigfach geändert."

Wien. Gustav Spengler.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Gymnasium und Universität.

Professor Dr. Karl R. v. Holzinger, d. Z. Rector der deutschen Universität in Prag, behandelte in seiner Inaugurationsrede[1]) das Thema „Das Verhältnis der deutschen Universitäten zu den Bildungsbestrebungen der Gegenwart". In dieser von der Versammlung mit Beifall aufgenommenen Rede wird mehrfach von dem Gymnasium als humanistischer Bildungsanstalt und von seinem Verhältnisse zur Universität gehandelt, daher wir im Sinne unserer Leser zu handeln glauben, wenn wir mit Zustimmung des Herrn Rectors einen Auszug der Rede hier vermitteln:

„Für mich, als einen der Vertreter der classischen Philologie, wäre es bei diesem Anlasse eine dankbare Aufgabe, die aufsteigende Entwicklung der classischen Philologie während dieses Jahrhunderts darzustellen und dabei zu beweisen, dass die classische Philologie keineswegs — wie manche meinen — zu den absterbenden Wissenschaften zählt, sondern, dass sie auf allen ihren Einzelgebieten das reichste Leben entfaltet.

Jüngst erst hat sie in der Papyrologie eine neue Tochterwissenschaft aus sich geboren, seitdem man sich auf diesem Gebiete nicht mehr mit der Ausnützung zufälliger Funde begnügt, sondern es als richtig erkannt hat, auch die Papyrusfundstätten — ebenso wie die der dauerhafteren Monumente — systematisch zu durchforschen. So verdiente denn auch die Buchphilologie wegen ihres ständigen Zuwachses an Material und selbstverständlich auch wegen dessen gelehrter und kunstvoller Verarbeitung gar wohl eine Lobrede am heutigen Festtage.

Allein noch höher stellt sich mir die Aufgabe, meinen Blick auf das Ganze zu richten, auf die Gesammtheit der vielfältigen an der Universität betriebenen Disciplinen und auf das Verhältnis der Universität zu den Bildungsbestrebungen der Gegenwart!

---

[1]) Die Rede ist vollständig abgedruckt in der „Bohemia" vom 5. November 1899.

Soll die Unterrichtsmethode, die sich in unseren Vorträgen und Übungen ausprägt, einem Vorgange weichen, der auf kurzen Wegen zu nahegesteckten Zielen führt? Soll sich die alte universitas litterarum, um den praktischen Bedürfnissen der einzelnen Berufszweige besser zu dienen, im nächsten Jahrhundert in Fachschulen auflösen, oder soll sie sich im Gegentheile neue Facultäten angliedern und sich mit den technischen Hochschulen zu einem ungeheuerlichen Ganzen verbinden? Sollen wir die Zugänge, die zur Universität führen, ängstlich behüten, oder soll die alma mater ihre liebenden Mutterarme nach der ganzen Bevölkerung ausstrecken und dasjenige wiederzuwerden trachten, was sie einstmals war, das einzige Centrum aller Bildungsbestrebungen der Zeitgenossen?

Durch diese Fragen habe ich die Stoffe, welche nicht bloß uns Professoren, sondern die weitesten Kreise der Gebildeten beschäftigen, nur angedeutet, nicht erschöpft. Es gibt der Gefahren viele, welche den jetzigen Bestand der deutschen Universitäten bedrohen und einen Umsturz altererbter Verhältnisse herbeiführen können. Bei der Kürze der mir zu Gebote stehenden Zeit vermag ich nur einige Punkte aus diesem weitverzweigten Stoffe herauszugreifen. — Werfen wir zunächst einen Blick auf die Vorhalle der Universität — das humanistische Gymnasium!

Das Ziel unseres Gymnasiums ist die Erzeugung einer allgemeinen höheren Bildung und die Vorbereitung zum Universitätsstudium. Man führt diese zwei Ziele aus äußeren Gründen neben einander an, aber dem Wesen der Sache nach bilden diese zwei Ziele nur eines.

Denn gerade dadurch, dass die gewonnene Gymnasialbildung eine allgemeine und höhere Bildung ist, stellt sie auch die Vorstufe dar für den Universitätsunterricht.

Allgemein nennen wir diese Bildung, weil sie die wichtigsten grundlegenden Fächer des menschlichen Wissens umfasst.

Eine höhere Bildung aber — im Verhältnisse zu derjenigen, welche die Volks- und Bürgerschule vermittelt — nennen wir sie darum, weil sie nicht bloß Thatsachen einprägt, sondern auch auf die Gründe der Erscheinungen im Verkehre der Menschen und im Leben der Natur Bedacht nimmt.

Die Herren Naturforscher und Mediciner freilich vermissen als Universitätslehrer an den absolvierten Gymnasiasten vielfach die Gewandtheit und die Schärfe der sinnlichen Beobachtung. Und es lässt sich ja in der That viel Lehrreiches darüber sagen, ob im Gymnasialunterrichte in den naturwissenschaftlichen Fächern mehr auf die Entwicklung der Beobachtungsgabe Nachdruck zu legen wäre, als auf die eingehende Begründung einer Reihe von vorgewiesenen Erscheinungen.

Ich räume bereitwillig ein, dass über solche Punkte, wie auch über das Mehr oder Weniger des Lehrstoffes die Reformdebatten noch nicht geschlossen sein mögen, aber undiscutabel bleibt für mich die humanistische Grundlage des Gymnasiums, die vor allem auf dem Unterrichte beruht, der in den beiden classischen Sprachen ertheilt wird, dem Lateinischen und dem Griechischen.



Über den Wert oder Unwert des Unterrichtes in den classischen Sprachen an unseren Gymnasien findet man im großen Publicum oft unrichtige Ansichten verbreitet. Nicht selten wird die Debatte in der Weise geführt, als wären es nur ethische, ästhetische und sogenannte formale Momente, welche bei der Vertheidigung dieses Unterrichtes in Betracht kämen.

Der einzig ausschlaggebende Grund für die Festhaltung eines — so große Opfer an Zeit und Mühe auferlegenden — Unterrichtes ist aber bekanntlich ein anderer, nämlich die Notbwendigkeit einer historischen Continuität unserer Bildung — gerade für die gelehrten Stände.

Um es kurz zu sagen: Die Bildung und die Wissenschaft des deutschen Volkes gieng aus dem lateinisch schreibenden Mittelalter hervor, leitet also zunächst zurück auf die römische Weltmacht. Die Quellen der römischen Cultur aber in Literatur und Kunst und größtentheils auch in der Wissenschaft sind hellenisch.

Der Mann, der auf der Höhe der Bildung seines Volkes stehen soll, muss in seinen Jugendjahren den Weg durchmessen, den die Bildung seiner Nation in Jahrhunderten zurückgelegt hat.

Wer sich zu den Quellen dieser Bildung nicht emporarbeiten kann, steht nothwendigerweise zurück hinter demjenigen, der es zu thun vermag. — Ein solcher Mangel wird vielen nur in ihrer Allgemeinbildung fühlbar sein.

In den humanistischen Fächern aber und in allen anderen Disciplinen — insofern sie angrenzen — hängt geradezu der wissenschaftliche Betrieb von der directen Benutzung der Quellen ab.

Eine unentbehrliche Brücke, welche die neueste Generation mit den Alten verbindet, ist das Gymnasium.

Nicht also einem naheliegenden und allgemein verständlichen Ziele — dem der unmittelbaren Nützlichkeit des Erlernten — strebt unser humanistisches Gymnasium nach, sondern einem idealen Ziele — ideal freilich auch darin, dass es nur unvollkommen erreichbar bleibt.

Im ganzen aber ist doch die Leistung unserer deutschen Gymnasien eine befriedigende, und geradezu erfreulich wird man sie nennen, so oft ein Maturand mit Lust zu einer bestimmten Fachrichtung erfüllt und mit der Kraft ausgestattet ist, das für seine Fachbildung Fehlende zu ergänzen und das Versäumte nachzuholen.

Und gerade solcher Hörer, die gewohnt sind, in ihrer Ausbildung nicht bloß nach dem Nächstliegenden zu streben, bedarf die Universität. Denn in viel höherem Grade noch als das Gymnasium verfolgt die Universität auch ihrerseits wieder ideale Ziele.

Die Ziele der Universität sind dreifach: 1. Die Förderung der Wissenschaft an sich. 2. Die Heranbildung von wissenschaftlich productiven Arbeitern, in deren Hände die Vertreter der wissenschaftlichen Forschung und Lehre die Fackel des Wissens weitergeben. 3. Das dritte Ziel ist die Massenerziehung brauchbarer Lenker der menschlichen Gesellschaft, als da sind — nach der Ordnung unserer Facultäten — die

Priester, die Männer der Justiz und politischen Verwaltung, die Ärzte und der mittlere Lehrstand.

Auch diese drei Ziele des Universitätsstudiums stehen nicht etwa nur äußerlich nebeneinander. Ein inneres Band umschlingt sie alle, so dass auch das letztgenannte dieser Ziele, welches vielen als ein rein praktisches erscheinen mag, keineswegs erreicht werden kann, ohne dass die anderen wenigstens erstrebt würden. — Denn nur wer selbst sein ganzes Sinnen und Trachten der Förderung der Wissenschaft zuwendet, wird als Lehrer im Stande sein, den Trieb zur Forschung in die Seele der Jugend zu legen und ihr die Kraft zu eigener wissenschaftlicher Bethätigung einzupflanzen. Und nur wer dieses hohe Ziel verfolgt, wird auch den richtigen Nachwuchs in die verantwortungsvollsten Berufszweige des Lebens entsenden. Denn auf dem Wege selbstthätigen Eindringens in die wissenschaftliche Forschung erzeugt sich die geistige Reife, der kritische Scharfsinn, die Tiefe der Auffassung, der freie Umblick, der Ernst der Selbständigkeit, das Streben nach Wahrheit, der Muth der Überzeugung, die begeisterte Treue des Berufes und die Krone dieser und anderer Tugenden, die Humanität. Ein Vorgang hingegen, der bloß auf die Receptivität der Zuhörerschaft gerichtet wäre, und nur das Ziel hätte, dass Vorgetragenes nachgelernt, Vorgesagtes nachgesagt würde, könnte — so meine ich wenigstens — nach einem Zeitraume von etwa fünf Jahren allerdings anscheinend glänzendere Prüfungsresultate ergeben, als wir sie gegenwärtig erzielen. Es wäre nicht schwer, denjenigen, die einen der früher genannten Berufszweige ergreifen, die erlernte Sachkenntnis, deren sie zum Eintritte in einen derselben unmittelbar bedürfen, in höherem Grade mit auf den Lebensweg zu geben, als dies jetzt geschieht. Gerne verzichtet die Universität auf diesen billigen Ruhm.

Wir wissen, dass dasjenige, was die akademische Jugend bei uns erlernt, noch reicher Ergänzung bedarf in der Praxis des Berufes. Aber wir wissen auch, dass, wer in seinem Studiengange nur einmal auf jenen sogenannten Umwegen, auf denen wir die Jugend führen, das Wesen der Forschung erfasst und die Freude productiver Geistesarbeit empfunden hat, von diesem Augenblicke an, der ihn zum Fachmanne in einer noch so kleinen Specialität geweiht hat, bei jeder geistigen Aufgabe, die späterhin an ihn herantritt, einen hohen Maßstab an seine Leistungen anzulegen gewohnt sein und auch befähigt sein wird, demselben zu entsprechen. Und das nun ist das Herrliche, ja das Unvergleichliche an unseren deutschen Universitäten, dass sie jeden Einzelnen so führen, als wären alle insgesammt dazu berufen, dereinst in wissenschaftlicher Forschung das Höchste zu leisten. In unserem Unterrichte kennen wir keine Rangstufen. Das Beste, was wir leisten, ist für Alle da und leicht finden wir jedesmal die Stärksten heraus, die sich jenes Beste, das an jedem Einzelnen von uns sein mag, auch holen.

Dies ist also die Eigenart der jetzt noch bestehenden deutschen Universitäten, und bei der Verwandtschaft ihres Wesens mit dem Charakter des humanistischen Gymnasiums spreche ich es aus: Diese zwei

Anstalten gehören zusammen, sie bilden innerhalb der amerikanisierenden Bestrebungen der Neuzeit ein Ganzes, sie sind eine mit der anderen geschichtlich geworden und werden beide zusammen, so wie sie sind, bestehen — oder aber beide zusammen zugrunde gehen.

Es ist dies meines Erachtens ein Punkt, in dem sich Viele täuschen, die nicht bedenken, dass die Angriffe, denen das humanistische Gymnasium jetzt so häufig ausgesetzt ist, auch eine Verneinung jenes Geistes bedeuten, der die Universität erfüllt, und auch eine Verneinung jener freiheitlichen Institutionen, in denen das akademische Leben allein gedeiht. Wir aber, die wir diese Zusammenhänge durchschauen, haben darum auch die Pflicht, gegenüber jenen Reformgedanken Stellung zu nehmen, welche die Menge, deren Sinn stets nach dem unmittelbar Nützlichen gerichtet ist, beherrschen und dadurch einen gefährlichen Druck auch auf die Regierungen ausüben.

So lange sich die deutsche Wissenschaft, die an den auf dem humanistischen Gymnasium beruhenden Universitäten gepflegt wird, des höchsten Ansehens bei allen Völkern des Erdkreises erfreut — so lange die deutschen Universitäten einen Gegenstand bewundernden Neides der Culturnationen darstellen, so lange aus den deutschen Gymnasien und Universitäten Jahr für Jahr zahlreiche Priester, Juristen, Ärzte und Lehrer hervorgehen, die thatsächlich jene hohen Tugenden besitzen, die ich vorhin als eine Frucht des selbstthätigen Eindringens in die freie Forschung bezeichnet habe — so lange gibt es keine triftige Veranlassung zu grundstürzenden Reformen.

Es werden vielmehr nur jene Reformen als gerechtfertigt erscheinen, welche die Hemmnisse und Störungen der jetzigen im Principe als richtig anerkannten Organisation beseitigen und daher geeignet sind, das wahre Wesen sowohl des Gymnasiums als der Universität in reinerer Erscheinungsform zu zeigen als bisher.

Da ich nun dergestalt meinen Standpunkt in der Hauptfrage — der Auffassung des gesammten Universitätsunterrichtes — klargelegt habe, will ich aus der großen Zahl der sich darbietenden Einzelstoffe die Seminarfrage, die Technikerfrage, das Frauenstudium und die Hochschulcurse mit einigen Worten berücksichtigen.

Die Seminarfrage gehört zu den internen Angelegenheiten der Universitätsdidaktik und beschäftigt sich mit dem Verhältnisse, welches zwischen Vorlesung und Seminar obwaltet. Nicht selten ertönen unzufriedene Stimmen aus dem Publicum, die sich über „verstaubte Collegien“ und über „ängstlich vor dem Zutritte frischer Luft behütete Seminare“ beklagen. Im ganzen meint man, dass, wenn nur erst die classischen Studien am Gymnasium abgeschafft und die beengenden Schranken zwischen Polytechnik und Universität niedergerissen wären, dann eine wissensdurstige Menge ungehindert in die Seminare einströmen dürfte und dass dann wohl eine neue Epoche des Aufschwunges der wissenschaftlichen Forschung zu verzeichnen wäre.

Aber man vergisst hinzuzufügen, dass diese wissensdurstige Menge aus unseren gelehrten Seminarien sehr bald wieder herausströmen dürfte.

Denn nach unseren Erfahrungen können nur diejenigen den Anforderungen eines wissenschaftlichen Seminars dauernd Stand halten, welche hiezu die richtige Vorbildung besitzen. Zu dieser aber gehört nicht bloß die entsprechende Mittelschulbildung, sondern auch die Vorbereitung durch das Universitätscolleg.

Der Wert eines Collegs besteht nicht nur in der Wiedergabe der gesicherten wissenschaftlichen Resultate, sondern es führt über die einem Handbuche gesteckten Grenzen hinaus in jene Gebiete, wo der Zweifel und die freie Forschung ihren Anfang nehmen.

Durch die sorgfältige Erörterung der Gründe und Gegengründe erhält der Zuhörer einen Wegweiser durch die unermessliche Literatur und nimmt die Arbeitsmethode des Vortragenden unwillkürlich in sich auf.

In diesem einen Punkte wenigstens ist der mündliche Vortrag hoch erhaben über jedem häuslichen Privatstudium eines noch so trefflichen Handbuches. Die Zeit der Autodidacten ist jetzt — wohl gerade wegen der Masse der vorhandenen Bücher — vorbei. Das Seminar nun hat nicht die Bestimmung, ein Repetitorium des im Universitätscolleg behandelten Stoffes zu sein, sondern legt den Mitarbeitern schwierige und umfangreiche Fragen zur Erledigung vor, deren Behandlung in der Vorlesung nur in geringerem Umfange möglich war. Das Seminar ist demnach nicht ein Ersatz des Collegunterrichtes, sondern eine nothwendige Ergänzung desselben. An der Hand des Collegs führt das Seminar unmittelbar in die wissenschaftliche Forschung ein, deren Resultate erst die zukünftigen Handbücher zieren. Ein solcher Unterricht in dieser Höhe ertheilt, kann stets nur auf die Wenigeren, die Auserwählten berechnet sein.

Und vom Standpunkte eines Seminardirectors darf ich wohl hinzufügen, dass ein Seminarleiter, der es sich zum Gesetze macht, jeden Theilnehmer an den Übungen zur Mitarbeit zu zwingen und bis zu einer selbständigen Leistung zu führen, finden wird, dass schon 20 Theilnehmer eine große Arbeitsleistung von seiner Seite in Anspruch nehmen. Aus dem Gesagten ergibt sich ohne Mühe, dass das jetzt bei uns übliche Verhältnis von etwa fünf Vorlesungsstunden zu zwei Seminarstunden im ganzen ein richtiges ist und dass keine Rede davon sein kann, dass man entweder die Collegien durch Seminare ersetze oder auch nur die Seminarübungen auf Kosten der Collegsstunden weiter ausdehne.

Gehen wir nun auf die Technikerfrage, das Frauenstudium und die Hochschulcurse über! Diesen drei Stoffen ist das Eine gemeinsam, dass es sich um die Einbeziehung eines neuen Elementes in die Zuhörerschaft des Universitätsprofessors handelt.

Bei der Betrachtung der Technikerfrage ist für mich das eine maßgebend, dass die Techniker nicht die Träger einer historischen Bildung sind und es auch nicht zu sein brauchen. Auch ist ihr praktisches Ziel nicht die Seelenleitung durch Wort und Schrift, wie dies bei den Priestern, den Richtern und Beamten der politischen Verwaltung, den Lehrern und in hervorragender Weise bei den Meistern der ärztlichen Kunst der Fall ist, sondern ihr praktisches Ziel ist die Bekäm-

pfung und Überwältigung der Kräfte der unbeseelten Natur. Daher ist denn die lateinlose Realschule, wie wir sie in Österreich haben, der richtige Unterbau der technischen Hochschule, und ich würde jede Reform beklagen, welche darauf ausgienge, den reinen Charakter dieser Anstalten zu verwischen.

Auf dem Gebiete des Unterrichtswesens geht der Zug der Zeit nach möglichst differenzierten Schultypen. Die hohe Regierung ist diesem Zuge seit mehreren Jahrzehnten durch mannigfaltige Schulgründungen mit Glück gefolgt und hoffentlich werden auch die jetzt wieder stärker hervortretenden Einheitsträume keine Verwirklichung finden.

Die äußerliche Vereinigung der Techniken mit den Universitäten zu einem phantastischen Zwitterkolosse ohne einheitlichen Geist, ja selbst nur die Ausdehnung aller Berechtigungen auf alle Individuen bei getrennten Hochschultypen würde sofort den Bestrebungen nach einer Vereinheitlichung der Mittelschulbildung neue Nahrung geben. Eine solche Einheitsschule wäre aber bei dem stofflichen Reichthume aller Lehrfächer heutzutage nur auf Kosten der Qualität, insbesondere auf Kosten der humanistischen Bildung durchführbar oder aber durch eine unerwünschte Vermehrung der Jahrgänge. Weder die wissenschaftliche Behandlung der eigentlich technischen Fächer, noch auch der Geist, in dem das jetzige Universitätsstudium gedeiht, würde dabei gewinnen. Die Ausdehnung von Berechtigungen aber auf solche, welche die nöthige Vorbildung und Sinnesrichtung zur wirksamen Ausübung jener Berechtigungen nicht besitzen, käme einer Irreführung gleich, deren sich der Staat niemals schuldig machen darf. Zahlreiche verlorene Existenzen würden die Fehler eines solchen Systems anklagen.

Vielmehr sollen sich die technischen Hochschulen, die uns gesetzlich gleichgestellt sind und nun auch schon bald ihr erstes Jahrhundert hinter sich haben, ebenso wie die Universitäten nach dem Ideale ihres eigenen Wesens ausgestalten. .

Im weiteren wird über das Frauenstudium an den Universitäten und über die Hochschulcurse gehandelt. Über ersteres heißt es:

Aus meinen früheren Äußerungen geht bereits hervor, dass sich die Ziele einer deutschen Universität umsomehr verwirklichen, ein je größerer Procentsatz der Zuhörer an der wissenschaftlichen Production Antheil nimmt und je wenigere sich ausschließlich receptiv verhalten. Das Wesen und der Ruhm der deutschen Universitäten besteht in der Verbindung von Lehre und Forschung. Die Frau nun stellt nach ihrer innersten Natur ein receptives Element dar und bis einmal die Frauen und Mädchen in vielleicht nicht allzuferner Zeit in hellen Scharen in die alten Mauern der Universität einziehen, werden sie das Gewicht jenes ohnehin beträchtlichen Theiles unserer Zuhörerschaft verstärken, der sich auch jetzt nur receptiv verhält.

Die Zahl der productiven Mitarbeiter im Hörsaale wird also zu der Zahl der bloß willig aufnehmenden Zuhörer in ein noch ungünstigeres Verhältnis treten, als dies jetzt der Fall ist. Das heißt mit anderen Worten: Das Niveau der Universitätsleistung, welches zu erhalten und

zu erhöhen auch jetzt unserer ganzen Kraft bedarf, wird sinken. Denn die Höhe, auf der sich der gesammte Unterricht bewegt, hängt keineswegs allein vom Lehrer ab. In einem gewissen Grade wird sich der Vortragende stets seinem Zuhörer anpassen, da dies zu den ersten Grundsätzen jeder Art von Beredsamkeit gehört.

Daher wird denn auch der Sprecher im Hörsaale manches gute und treffende Wort, das unter Männern zündend gewirkt hätte, in sich verschließen, wenn er sich plötzlich der Anwesenheit des anderen Geschlechtes erinnert.

Ich will es nicht näher ausführen, wie sehr durch die Ungleichartigkeit der Zuhörerschaft nicht bloß das Unterrichtsniveau, sondern auch die Lehrfreiheit Schaden leidet. Man wird dies unmittelbare Gefahren des Frauenstudiums an Männeruniversitäten nennen. Es gibt deren aber auch mittelbare, weiter abliegende, aber darum nicht weniger bedenkliche.

Eine solche Gefahr liegt darin, dass für den Eintritt an unsere Universitäten auch von den Frauen die gleiche Vorbildung verlangt werden muss, wie von den jungen Männern, also die Absolvierung des humanistischen Gymnasiums. Die alten Autoren haben aber nun einmal nicht für Mädchen geschrieben, und die Angriffe, die gegen die classischen Sprachen, insbesondere gegen das Griechische, als obligate Grundlage der weiblichen Universitätsstudien erhoben werden dürften, können auch den eifervollen Gegnern dieses Unterrichtes an Männer-Gymnasien neue Kräfte verleihen. Darin aber liegt eine Gefahr für den nothwendigen Unterbau der Universitäten überhaupt, der schon bis jetzt nur mit Mühe zu vertheidigen war.

Ich wünschte von Herzen, dass der jetzige Zustand des Frauenstudiums an Männer-Universitäten nur einen Übergang darstellte und dass man die Universitäten in absehbarer Zeit wieder ihrer ausschließlichen Bestimmung für Männer zurückgäbe. Wenn es uns innerhalb eines oder zweier Jahrzehnte gelänge, an unseren Universitäten eine genügende Anzahl tüchtiger Ärztinnen und Lehrerinnen höherer Ordnung heranzubilden, so könnte man ihnen dann den Unterricht der nachrückenden weiblichen Generationen an eigens hiefür zu errichtenden Anstalten probeweise übergeben. Wohl dann erst wird es auch, je nach der wissenschaftlichen Höhe, auf welcher sich diese von Frauen geleiteten Frauen-Akademien erhalten, gestattet sein, ein begründetes Urtheil über die jetzt vorschnell behauptete Gleichwertigkeit abzugeben.

Kurz ist das Leben, lang die Wissenschaft!

Wir, die wir von Jugend auf nach wissenschaftlicher Leistung streben, wissen es am besten, welch unerschöpflicher, anhaltender Kraftanstrengung sie bedarf.

Erst in späten Tagen — wenn überhaupt — senkt sich jetzt der Kranz des wissenschaftlichen Ruhmes auf den schon silbergerglänzenden Scheitel.

Welche geistige, physische und moralische Kraft dazu erforderlich sein wird, die ausschließlich von Frauen geleiteten Frauenstudien dauernd

auf der Höhe deutscher Universitätsleistung zu erhalten, davon macht sich wohl nicht ein Jeder die richtige Vorstellung.

Die Frauen aber auf der höchsten Unterrichtsstufe an Männerunterricht zu verweisen, heißt ihnen unter dem Scheine der Gleichberechtigung die Gleichwertigkeit absprechen.

Grundzüge der psychologischen Erziehungslehre. Nebst einem Anhange über Charakterologie. Von Dr. A. Huther. Berlin, Rosenbaum & Hart 1898. 169 SS.

In einem ersten theoretischen Theile (S. 3—82) gibt der Verf. eine psychologische Analyse der sittlichen Charakterbildung und sondert hier die Stufe der naiven Sittlichkeit (S. 7—40) und die der reflectierten Sittlichkeit (S. 40—82). Bei Erörterung der ersteren wird, meist in Anlehnung an W. Wundt, in ziemlicher Breite eine psychologische Motivenlehre gegeben, ohne wesentlich neue Ergebnisse zu bringen. Weder die neueren werttheoretischen Forschungen noch die Fortschritte auf dem Gebiete der Gefühlspsychologie sind irgend zu weiterem Ausbau oder feinerer Fassung verwertet. Die reflectierte Sittlichkeit wird vom Verf. — in Kant'schem Sinne (?) — wohl etwas hoch eingeschätzt, die Natur des ethisch bewussten Handelns mit Heranziehung des Wundt'schen Apperceptionsbegriffes dargelegt, die verschiedenen Pflichtenkreise im großen und ganzen so wie in Wundts Ethik abgehandelt. Wo der Verf. polemisiert, vermisst man unbeugsames Festhalten eines einmal gewonnenen Standpunktes.

Der zweite Theil (S. 83 ff.) lehnt sich größtentheils an Herbart an und sucht dessen Lehren mit den Fortschritten der Psychologie in Einklang zu bringen, oder genauer gesagt, mit Hilfe dessen, was die Psychologie bis einschließlich Wundt geleistet, den oft so überraschend feinen praktischen Lehren Herbarts, soweit sie bei diesem lediglich glücklicher erzieherischer Begabung entsprungen sind, einen wissenschaftlichen Unterbau zu substruieren; ein Unternehmen, das selbst dann noch als gewagt bezeichnet werden muss, wenn man auch das heranzieht, was neben Wundt und über ihn hinaus an festen Ergebnissen psychologischer Forschung bis heute errungen worden ist. Ref. gewann gerade bei den einschlägigen, meist sehr sorgsamen Ausführungen des Verf.s so recht klar das Gefühl, wie groß noch die Kluft sei zwischen der durch Begabung, Takt und Erfahrung vermittelten erzieherischen Kunstübung und exact wissenschaftlicher Beweisführung, und wie sehr man sich hüten müsse, über der Wertschätzung der letzteren erstere etwa zu vernachlässigen. Immerhin sei nebst einigem, das in etwas ermattender Breite bekannte Gebiete behandelt, auf manche recht glückliche und für den Praktiker wertvolle Partien besonders hingewiesen; so auf den Abschnitt über „Zucht“ (103 ff.), dann auf die maßvolle und doch überzeugende Darlegung der „Maßregeln zur Anleitung der Jugend zum re-

flectierten sittlichen Handeln" (S. 120 ff.),[1]) wobei der Verf. den Wert einer directen moralischen Unterweisung betont, ohne sich deshalb mit allen Lehren etwa des „ethical movement" zu identificieren. Der schöne Herbart'sche Gedanke, gerade die spontanen moralischen Triebkräfte des Zöglings auf das sorgsamste hervorzulocken, zu entwickeln und zu leiten, wird voll gewürdigt. Das uns vielfach abhanden gekommene richtige Verhältnis von Lob und Tadel wünscht der Verf. mit Recht wiederhergestellt. Die Herbart'sche Forderung, den Zögling allgemach an freiere Selbständigkeit zu gewöhnen, wird ebenso mit vollem Rechte wieder erhoben. — Als interessante Einzelnheit sei erwähnt, dass der Verf. in der Anmerkung zu S. 130 etwas als wünschenswert hinstellt, was der österreichische Organisations-Entwurf vom Jahre 1849 durch die in den §§. 117—121 verfügte Einsetzung einer städtischen oder Gemeinde-Deputation erfüllt hat. Gesetzliche Kraft hat diese Bestimmung allerdings nicht erlangt, immerhin aber hat eine Ministerial-Verordnung vom 16. September 1855, Z. 10.497, sie für facultativ giltig erklärt.[2]) In den „Weisungen" wird bekanntlich dieser Einrichtung keine Erwähnung gethan. Für gänzlich indiscutabel möchte sie Ref. indes doch nicht halten: die gelegentlich in Deutschland nicht nur gewünschten, sondern auch versuchten „Elternabende" — vgl. den betreffenden Artikel in Reins Encyklop. Handbuch der Pädagogik I — scheinen darauf hinzudeuten, dass man in etwas geänderter Form den Gedanken des Organisations-Entwurfes wieder aufzugreifen beginnt.

Im Anhange (S. 138 ff.) spricht der Verf. über die Verschiedenheiten intellectueller Veranlagung. Hier hätte Baerwalds „Theorie der Begabung" (Leipzig 1896) unbedingt herangezogen und verwertet werden müssen, trotz gelegentlicher Einseitigkeiten, deren sich dieses Buch schuldig macht. Der Verf. sondert „formale" und „materiale" Charakterunterschiede, ohne die Fassung dieser beiden Termini zu voller begrifflicher Klarheit herauszuarbeiten. Unter ersterem bietet er im wesentlichen eine sehr sorgsam ausgearbeitete Theorie der Temperamente, ohne dieses etwas abgenützte Lieblingscapitel der Populärpsychologie in versprechendere Bahnen zu leiten; unter letzterem eine Lehre vom theoretischen, ästhetischen und praktischen Verhalten.

Im ganzen lässt das Buch bei allem Fleiße der Durcharbeitung jene Frische und jenen fesselnden Reiz vermissen, der sich überall dort einstellt, wo entweder der Theoretiker mit voller selbständiger Forscherfreude Neues erkämpft und erschließt, oder der Praktiker unmittelbar und ungebrochen das gibt, was er selbst erfahren und aus der nie versiegenden Quelle des Verkehrs mit der Jugend geschöpft hat.

Graz. Dr. Ed. Martinak.

[1]) Der wenig glücklichen Stilisierung dieser Capitelüberschrift entspricht auch sonst mitunter eine gewisse Härte des Ausdruckes, so z. B. S. 94, Z. 13 v. u. oder S. 107, Z. 11 v. u.

[2]) Marenzeller, Normalien für Gymnasien, S. 543 u. Anm. 4 ebenda.

Über Abbildungen aus dem Gebiete des classischen Alterthums in Schulbüchern.

I.

Der siegreiche Vorstoß, den die Archäologie in den letzten Jahrzehnten gethan, hat seine Wirkung auch in der Aufnahme von Abbildungen aus dem Gebiete des classischen Alterthums in Schulbücher verschiedener Art geäußert. Schon haben sich ferner mit Recht Stimmen geltend gemacht, welche die Herausgabe von Bilderheften empfehlen,[1]) in denen der Schüler ebenso vertraut werden soll, wie etwa in seinem geographischen Atlas, schon sind solche vorhanden,[2]) andere werden gewiss folgen, und sicherlich werden dabei die schon in Schulbüchern vorhandenen Abbildungen benützt werden. „Ein Ansatz zu diesem Unterrichtsmittel (der Bilderhefte)", sagt Kukutsch in dem Anm. 1 citierten Aufsatze, S. 12, „dürfte in der Ausstattung unserer Schulautoren, Specialwörterbücher und Geschichtsbücher mit entsprechend ausgewählten Abbildungen bereits zu finden sein. Man braucht das hie und da Zerstreute nur zu sammeln und entsprechend zu ergänzen, und das Bilderheft ist fertig."

Doch noch etwas wird gerade in diesem Zeitpunkte wohl am Platze sein, eine Prüfung der hier angesammelten Abbildungen, eine Sichtung, die vermeiden soll, dass daselbst eingedrungene Fehler auch in die Bilderhefte herübergeschleppt werden.

Unter den österreichischen Verlagsfirmen schreitet, auch was den classischen Anschauungsunterricht betrifft, die Firma Tempsky-Freytag rüstig voran; die bei dieser erschienenen Schulausgaben römischer und griechischer Autoren, die Schülercommentare und Specialwörterbücher zu denselben, sowie die Lehrbücher der Geschichte sind zum großen Theile mit Abbildungen versehen, wofür der genannte Verlag gewiss Anerkennung verdient, die auch durch die folgende Hervorhebung einiger Mängel nicht geschmälert werden soll, deren Beseitigung wünschenswert erscheint.

Ein Mann, dessen Werke der Schüler liest oder von dessen Thaten er hört, wird ohne Frage dem Schüler menschlich näher gebracht, wenn dieser sein Bildnis zu Gesichte bekommt. So ist also die Aufnahme derartiger Abbildungen entschieden zu billigen, vorausgesetzt jedoch, der

[1]) So Luckenbach in seinem auf der Kölner Philologenversammlung gehaltenen Vortrage: „Archäologische Anschauungsmittel im Gymnasialunterrichte", abgedruckt in der Zeitschrift für Philologie und Pädagogik, 1. Heft 1896; Kukutsch in seinem Aufsatze: „Bemerkungen zum archäologischen Anschauungsunterrichte mit besonderer Beziehung auf die Vergil-Lectüre" im Jahresberichte des Gymnasiums der k. k. Theres. Akademie in Wien 1896.

[2]) So die von Luckenbach zusammengestellten „Abbildungen zur alten Geschichte für die oberen Classen höherer Lehranstalten", 2. Aufl., München u. Leipzig 1898, die mir den Kreis des zu Bietenden zu eng zu ziehen scheinen.

Beweis sei erbracht, dass die betreffende Büste oder Statue den Mann, als den man sie anspricht, wirklich wiedergibt. Diese Forderung erfährt allerdings eine Modificierung bei Phantasieerzeugnissen, wie den Homerbüsten des Alterthums. Hier bedarf es nur des Beweises, dass die betreffende Büste von dem antiken Bildner wirklich als Homerbüste gearbeitet, von den Alten als solche angesehen worden ist, dann hat auch ein solches Gebilde das Recht, Aufnahme in einem Schulbuche zu fordern. Nur wird es bei der Gedankenlosigkeit mancher jungen Köpfe nicht überflüssig sein, wenn der Lehrer ausdrücklich darauf hinweist, dass man es mit einem Phantasiegebilde zu thun hat.

Entschieden nothwendig aber ist dieser Hinweis bei den manchen Schulbüchern (wie der „Auswahl aus den Schriften Xenophons" von Robert R. v. Lindner, 1892 nach S. 122) beigegebenen Abbildungen von Sokratesbüsten. Wie Helbig im I. Bande seines „Führers durch die öffentlichen Sammlungen classischer Alterthümer in Rom, 1899" S. 317 ausführt, zeigen alle erhaltenen Bildnisse des Sokrates einen naturalistischen Stil, wie er erst um die Zeit Alexanders des Großen zur Ausbildung kam; alle diese Exemplare geben also Typen wieder, die von späteren Künstlern vorwiegend auf Grundlage bekannter Stellen des Plato und Xenophon gestaltet worden sind. Diesen Hinweis vorausgesetzt, ist gegen die Aufnahme von Sokratesbüsten gewiss nichts einzuwenden.

Anders verhält sich jedoch die Sache bei den Büsten, in denen man Roms großen Redner, Cicero, zu erkennen glaubt. Man beurtheilte früher die Möglichkeit, eine Büste diesem zuzusprechen, nach der größeren oder kleineren Ähnlichkeit mit zwei inschriftlich bezeichneten Exemplaren, von denen sich das eine in Madrid, das andere in London befindet. Noch Bernoulli erklärte im ersten Bande seiner römischen Ikonographie, der 1882 erschienen ist, S. 137 diese zwei Büsten für die einzigen absolut sicheren Bildnisse Ciceros. Die Madrider Büste ist denn auch als Titelbild dem „Schülercommentar zu Ciceros Reden gegen L. Catilina und seine Genossen" von Hermann Nohl, 1895, beigegeben und in dem Schülercommentar desselben Verfassers zu Ciceros Reden für den Oberbefehl des Cn. Pompeius, für T. Ligarius und für den König Deiotarus, 1896, S. 54 aufgenommen. Neuerer Zeit aber ist die Beziehung dieser sowie der Londoner Büste auf Cicero in Frage gestellt worden. Henzen hat im VI. Bande des Corpus inscr. lat. 1, n. 1326 die Echtheit der an dem Londoner Exemplare angebrachten Inschrift bezweifelt, und hinsichtlich der Madrider Büste hat es sich ergeben, dass der Kopf nicht zu der inschriftlich bezeichneten Büste gehört, ja es ist sogar der Verdacht geäußert worden, dass der Kopf eine moderne Arbeit ist.[1]) Allerdings passt das Porträt, welches die beiden Büsten geben, ganz gut zu dem Bilde, das wir uns von Cicero machen, ebenso „deutet der physiognomische Typus wie der Stil auf die Zeit des Cicero, und lässt der Umstand, dass mehrere Wiederholungen dieses Porträts erhalten sind, darauf schließen,

[1]) Vgl. Helbig, Führer 1, S. 66.

dass wir es mit einem berühmten Manne zu thun haben",[1]) aber jedenfalls ist die Sicherheit der Beziehung auf Cicero erschüttert.

Dieser Umstand war die Ursache, warum in der Schulausgabe von Ciceros Reden gegen Catilina, die auch von H. Nohl und zwar vor den beiden eben genannten Commentaren besorgt worden ist, in der 2. Ausgabe 1893 anstatt einer der beiden Cicerobüsten die Wiedergabe einer Zeichnung von Rubens gewählt worden ist, die der Meister offenbar nach einer Büste, welche ihm als die Ciceros gegolten, entworfen hat.[2]) Nohl rechtfertigt die Aufnahme dieser Zeichnung auf der letzten Seite dieser Ausgabe, nachdem er auf die eben besprochene Unsicherheit bezüglich der Madrider und Londoner Büste hingewiesen hat mit den Worten: „Ist es auch vielleicht nicht der echte Cicero, so ist es wenigstens ein geistvolles Kunstwerk." Diese Argumentation ist gewiss nicht glücklich. Es wird keine der vorgenannten Büsten aufgenommen, weil deren Beziehung auf Cicero nicht feststeht, und dafür eine Zeichnung gewählt, bei der dies noch weniger der Fall ist. Und was das von Nohl hervorgehobene Moment des geistvollen Kunstwerkes angeht, so ist für den vorliegenden Zweck in erster Linie die Frage maßgebend, ob man dieses Bild aus sachlichen Gründen für Cicero ansprechen könne oder nicht. Ich würde es, solange kein sicheres Cicerobild vorhanden ist, vorziehen, dem Schüler überhaupt keine Abbildung des Redners vorzuführen.[3]) Sollte man sich aber nicht entschließen können, Cicerobilder bis auf weiteres aus den Schulbüchern wegzulassen, dann wäre wenigstens an augenfälliger Stelle auf die Unsicherheit der Zuweisung aufmerksam zu machen.

Ein offenbarer Fehler aber hat sich bezüglich der aufgenommenen Abbildungen des Cn. Pompeius Magnus eingeschlichen. In dem schon genannten Schülercommentar zu Ciceros Reden für den Oberbefehl des Cn. Pompeius, für T. Ligarius und für den König Deiotaros von Nohl wird auf S. 15 ein Bildnis desselben nach einer Büste im Vatikan gegeben, das auch in Weidners Schulwörterbuch zu Cornelius Nepos S. 181 aufgenommen worden ist und sogar noch in der kürzlich erschienenen 2. Auflage von Pauls C. Iulii Caesaris commentarii de bello civili, bearbeitet von Ellger 1899, S. 204 zu finden ist. Und doch ist die Deutung dieser Büste auf Pompeius, die Bernoulli a. a. O. I, S. 130 noch mit allem Vorbehalt als möglich hingestellt hat, vollständig haltlos und

---

[1]) Helbig a. a. O.

[2]) Auch dem 2. Bande der im selben Verlage erschienenen „Sammlung griechischer und römischer Classiker mit Erläuterungen für die Privatlectüre, enthaltend M. Tullii Ciceronis Tusculanarum disputationum libri I, II, V", herausgegeben von Em. Gschwind, 1896, ist diese Abbildung beigegeben, irrthümlich jedoch im Verzeichnisse der Abbildungen p. XXVIII als die Büste in Madrid bezeichnet.

[3]) Auch Luckenbach sagt in seiner Vorrede zu den „Abbildungen": „Freilich kann ich die von einigen Beurtheilern der ersten Auflage geforderten Porträts von Cicero und von römischen Dichtern auch jetzt nicht bringen, denn weder von Cicero (noch von Vergil) besitzen wir sicher beglaubigte Bilder."

völlig abgethan, seitdem Helbig in den Mittheilungen des deutschen archäologischen Instituts in Rom vom October 1886, I, S. 37–41 die Frage der Pompeiusbildnisse einer endgiltigen Lösung zugeführt hat. Eine Marmorbüste in Paris, die auch schon in Baumeisters „Denkmälern" S. 1386 aufgenommen ist, stimmt in einem solchen Grade mit Münzen überein, welche Gnaeus, der Sohn des Magnus, mit dem Bildnisse des Vaters versehen ließ, dass an der Identität dieser Büste nicht mehr gezweifelt werden kann.

Eine andere unrichtige Identificierung — es ist allerdings ein weit verbreiteter Fehler — findet sich in Gindelys Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für die oberen Classen der Mittelschulen, bearbeitet von Dr. F. M. Mayer, I. Band 1896. Auf S. 304 ist die Abbildung einer sitzenden Römerin aufgenommen mit der Unterschrift: „Agrippina, die Gattin des Germanicus. (Nach Duruy)." Und in der That ist sowohl in Duruys Geschichte des römischen Kaiserreiches, übersetzt von Hertzberg, I. S. 340, als auch bei Baumeister S. 234 diese sitzende Römerin, die aus dem Capitolinischen Museum stammt, als Agrippina angesprochen. Und doch beweist schon die Anordnung des Haares, wie bereits Bernoulli a. a. O. II, S. 246 und Helbig im I. Bande des „Führer" S. 310 hervorheben, dass diese Dame aus viel späterer Zeit stammt, aus der Trajans, wie ersterer meint, oder aus der der Antonine, wie Helbig annimmt; dazu kommt, dass das Gesicht mit sichergestellten Porträts der Agrippina keine Ähnlichkeit zeigt. Ein solches ist die im selben Museum befindliche Büste, die denn auch mit Recht in der demselben Verlage entstammenden Schulausgabe der Annalen des Tacitus von Müller-Christ, 1895, I. Band, S. 200 aufgenommen ist.

Dafür zeigt der II. Band dieser Ausgabe, der 1896 erschienen ist, auf einem anderen Gebiete der Abbildungen eine Ungenauigkeit, ich meine die S. 171 befindliche Abbildung des Pantheon des Agrippa in dem „heutigen Zustande", wie hervorgehoben wird, obzwar das berühmte Bauwerk hier noch mit den beiden Glockenthürmen, den „Eselsohren des Bernini", die 1883 abgetragen worden sind, verunstaltet erscheint.[1])

Bedauerlich ist endlich, dass die gleichen Bilder in den verschiedenen Lehrbehelfen (Classikerausgaben, Geschichtsbüchern, Commentaren usw.) planlos wiederkehren und dadurch zur Vertheuerung der Lehrbücher und Lehrmittel in bedenklicher Weise beitragen.

Dies die Bemerkungen, welche mich ein Durchmustern der Abbildungen in den mir zur Hand liegenden Schulbüchern des genannten Verlages machen ließ.

Prag. M. Strach.

[1]) Auch die beiden Bänden beigegebenen Kärtchen, namentlich das des Palatinus mit der unrichtigen Ansetzung des Tempels der Mater magna, bedürfen einer bessernden Durchsicht, bei welcher die Benützung von Arthur Schneiders „Das alte Rom. Entwicklung seines Grundrisses und Geschichte seiner Bauten auf 12 Karten mit 14 Tafeln dargestellt". Leipzig, Teubner 1896, gute Dienste leisten wird.

Über neugeplante zoologische Wandtafeln.

Über den Wert und die Verwendbarkeit von Wandtafeln für den Unterricht in Naturgeschichte mag man verschieden günstig urtheilen, ganz entbehren wird man dieselben niemals können, da ein solch' idealer Unterricht, bei welchem jedem Schüler jedes Object unmittelbar vor Augen geführt werden kann, einfach undenkbar ist.

Von den für den zoologischen Unterricht auf der Oberstufe der Mittelschulen zur Verfügung stehenden Abbildungen können eigentlich nur die Wandtafeln von Leukart (Cassel, Verlag von Fischer) in Betracht kommen. Dass das vorzügliche Bilderwerk in Bezug auf Inhalt und Umfang vielfach über den Rahmen der Mittelschule hinausgeht, ist, dem Plane des Werkes entsprechend (es ist ja für Mittel- und Hochschulen berechnet), nur natürlich und jeder Mittelschullehrer wird dies bereits empfunden haben; war die Schule auf das ganze Tafelwerk abonniert, so wird gewiss eine ziemliche Anzahl dieser Tafeln unbenützt im Naturaliencabinet liegen, ohne je für den Unterricht Verwendung zu finden. Es kann doch kein Lehrer an der Mittelschule z. B die Spongien in solcher Ausdehnung behandeln, dass er sechs Leukart'sche Tafeln (für die Hexactinelliden allein schon zwei) verwenden würde. Aber auch die für die Mittelschule übrig bleibenden Tafeln sagen mir trotz ihrer Vorzüge nicht in jeder Beziehung zu: es mag völlig ketzerisch erscheinen, wenn ich mich zum Theile gegen das mit Recht berühmte Tafelwerk ausspreche; es handelt sich mir ja nur um seine Verwendbarkeit für die Mittelschule, und da glaube ich, dass manche Collegen mit mir übereinstimmen werden, wenn ich die eine oder die andere Tafel als für den Mittelschulunterricht nicht recht geeignet bezeichne.

Auf den meisten Tafeln sind der Raumausnützung wegen geradezu verwirrend viele Figuren, so dass die Aufmerksamkeit des Schülers zu leicht von der eben zu besprechenden Figur abgelenkt wird. Auf der Tafel für die Honigbiene z. B. befinden sich 24 Figuren, auf Tafel 58 (behandelt einen Theil der Milben) sind 13 ziemlich gleich große Figuren gezeichnet; für die Mittelschule hätte ich lieber nur eine oder zwei Milben darauf! Durch die große Anzahl der Figuren sind dieselben natürlich auch oft gar zu klein ausgefallen und derartige kleine Zeichnungen vertragen wieder die Ausführung in starken Strichen nicht, so dass dann ein besonders gutes Auge dazu gehört, um auch aus den letzten Bänken des Schulzimmers diese zarten Bilder und nun gar deren Details noch zu erkennen. Ich erwähne die Nachtheile deshalb eigens, weil gerade das Riesenformat der Leukart'schen Tafeln als den Dimensionen des Schulzimmers entsprechend sehr oft besonders rühmend hervorgehoben wurde. Bei der häufig so geringen Größe der Figuren geht der Nutzen des großen Formates wieder verloren. Ferner möchte ich darauf hinweisen, dass viele Tafeln, dem höheren Unterrichte angemessen, Figuren enthalten, über die man an der Mittelschule discret hinweggehen muss: über ein Ovarium hinaus wird die Besprechung der Fortpflanzungsorgane kaum reichen.

Da nun eigentlich keine der Mittelschule vollkommen angepassten zoologischen Wandtafeln existieren (für Botanik geht es uns übrigens nicht viel besser, von Mineralogie gar nicht zu sprechen), habe ich mich schon seit Jahren mit dem Gedanken der Herstellung von großen Handzeichnungen befasst, die, wenn sie sich als tauglich erweisen sollten, vervielfältigt werden könnten. Ich habe dieselben sowohl für den zoologischen Unterricht im engeren Sinne, als auch für Somatologie des Menschen geplant; denn gerade hierin sind nach meiner Ansicht große, weithin sichtbare Bilder ein wahres Bedürfnis. Zu meinem Leidwesen habe ich den Beginn dieser Arbeit immer wieder hinausschieben müssen, da ich es zunächst für nothwendig hielt, eine brauchbare, den Bedürfnissen des Unterrichtes entsprechende Lehrmittelsammlung zu schaffen. Da ich nun, wollte ich dieses Ziel halbwegs erreichen, fast die ganze freie Zeit meiner zehnjährigen Lehrthätigkeit am Franz Joseph-Gymnasium diesem Zwecke zugewendet habe, kam ich in früheren Jahren über kleinliche und missglückte Versuche dieser Art nicht hinaus und konnte erst vor einigen Monaten an die ernstliche Ausführung meines Planes gehen. Die Bedürfnisse der Mittelschule muss doch, sollte man glauben, der Mittelschullehrer selbst am besten kennen und die Fassungskraft der Schüler muss doch der Lehrer am besten beurtheilen können. Warum sollte nicht einmal aus dem heimischen Kreise der Mittelschullehrer selbst ein brauchbares Lehrmittel hervorgehen, statt dass uns ein solches immer von ferne stehender Seite beigestellt wird! Ich war mir der Schwierigkeit der Aufgabe, die ich mir gestellt, wohl bewusst, und bin es, offen gestanden, noch mehr, seit ich einige Tafeln fertiggestellt habe.

Es war natürlich der Gedanke naheliegend, mir den unterstützenden Rath von Fachcollegen zu erbitten, so dass allenfalls die Auswahl des Stoffes die gemeinsame Arbeit mehrerer Collegen gewesen wäre und nur die Ausführung der Zeichnungen ich allein übernommen hätte. Aber es missglückte mir schon die Anbahnung einer solchen Vereinigung; meiner an die nächstbefreundeten Fachcollegen gerichteten Bitte, die ersten Tafeln zu besichtigen und mir ihre verbessernden Rathschläge mitzutheilen, konnten die Herren leider nicht nachkommen, und da ich nicht weitere, vielleicht wieder vergebliche Bitten stellen wollte, arbeitete ich, auf mich selbst angewiesen, unverdrossen weiter. Nur mein verehrter College König machte eine für mich sehr erfreuliche Ausnahme: das lebhafte und ungekünstelte Interesse, das er bei wiederholter Besichtigung meiner Tafeln zeigte, war für mich eine wohlthuende moralische Unterstützung.

Ich wende mich nun durch diese Zeilen an die Herren Fachcollegen, die für neue Wandtafeln ein Interesse haben, und lade dieselben hiemit freundlichst ein, die bis jetzt fertig gestellten Tafeln zu besichtigen, ob ihnen dieselben brauchbarer als die bisher verwendeten Abbildungen erscheinen und ob also auch an eine Vervielfältigung derselben gedacht werden solle.

Ich habe bisher die Mollusken in Arbeit genommen; auf jeder der Tafeln, die ein noch etwas größeres Format als die Leukart'schen haben

(nämlich 130 × 140 cm statt 104 × 140 der letzteren) befindet sich gewöhnlich nur eine Hauptfigur und ein paar, die erstere erläuternde Nebenfiguren. Es hat z. B. die Hauptfigur von Helix pomatia eine Höhe von circa 1 m, die der Sepia von 125 cm, die der Unio eine Länge von 110 cm usw. Bezüglich des Formates glaubte ich (nach wiederholt im Schulzimmer vorgenommenen Proben) nicht unter die angegebene Größe herabgehen zu dürfen: was einem am Zeichenbrett auf der Staffelei riesig groß erscheint, erweist sich fürs Schulzimmer häufig noch zu klein. Bemerken will ich noch, dass ich die Figuren größtentheils nach meinen eigenen Präparaten angefertigt habe und auch in Zukunft, wenn nicht besondere Gründe dagegen sprechen, nach Thunlichkeit nach der Natur zeichnen werde; schematische Figuren werden sich allerdings ab und zu als nothwendig erweisen.

Ich möchte mich nur noch gegen die Ansicht verwahren, als würde ich die Tafeln als vollgiltigen Ersatz der Naturobjecte ansehen und in dieser Absicht dieselben anpreisen; mit Bildern allein zu unterrichten, ohne Objecte zu verwenden, halte ich nach wie vor für verkehrt.

Es sollte mich freuen, wenn diese Zeilen einige der Herren Fachcollegen veranlassen würden, bei mir im Naturaliencabinet des Gymnasiums die Bilder sich anzusehen; die Herren seien hiemit nochmals freundlichst dazu eingeladen. (An Sonntagen vormittags würde ich jedenfalls im Gymnasium zu treffen sein, für Wochentage würde ich um vorhergehende Verständigung bitten.)

Wien. Dr. Paul Pfurtscheller,
Prof. am k. k. Franz Joseph-Gymnasium.

Hygienische Belehrungen des Elternhauses hinsichtlich der Schüler.

Die Direction der k. k. Staatsrealschule im VI. Bezirke in Wien hat „Rathschläge zur Gesundheitspflege der Schüler für die Eltern und die Pfleger von Kostzöglingen“ drucken lassen. Die „Rathschläge“ wurden, äußerlich praktisch ausgestattet und mit einem Coupon versehen, durch die Schüler den Eltern, bezw. Pflegern zugestellt, welche den Erhalt auf dem Abschnitte zu bestätigen hatten. — Die genannte Direction ist bereit, Anstalten, welche es wünschen, ein Exemplar zuzusenden.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Papst Leo XIII. und die classischen Studien.

Dass Leo XIII. ein großer Freund und Kenner der classischen Literaturen sei, dürfte allgemein bekannt sein. Ist er doch der Verfasser von lateinischen Gedichten, die sich allseitiger Anerkennung erfreuen.

Am ausführlichsten äußert er seine betreffenden Ansichten in der Encyclika vom 8. September 1899, die er an den französischen Episcopat gerichtet hat, in der er Vorschriften über die Heranbildung des Clerus gibt. S. 10 fordert der Papst die Bischöfe auf, ja nicht die literarische Bildung (l'étude des belles lettres) ihrer Zöglinge zu vernachlässigen. Die schönen Worte, die der Papst bei dieser Gelegenheit spricht, erinnern lebhaft an die großartige Schilderung Ciceros in der Rede für den Dichter Archias. Besonders legt er S. 11 den Bischöfen die Pflege der griechischen und lateinischen Sprache ans Herz und erinnert daran, dass bereits im Jahre 1849 bittere Klagen über den Rückgang der Verbreitung der lateinischen Sprache auf mehreren Provinzialsynoden geführt wurden. Gleichzeitig bedauert er aufs lebhafteste, dass in den staatlichen Anstalten Frankreichs die classischen Studien immer mehr eingeschränkt wurden. Besonders schmerzlich berührt ihn die Unterdrückung des lateinischen Aufsatzes und der poetischen Übungen. „Gegen diese Neuerungen", ruft Se. Heiligkeit S. 12 aus, „müssen sich die Seminare mit aller Macht stemmen; sie sind nur vom reinen Utilitäts Standpunkte verständlich und machen jede solide Geistesbildung unmöglich". Sollten einmal diese Studien, was Gott verhüten möge, aus den Staatsschulen ganz verschwinden, so müssten an ihnen die Seminare und Collèges libres mit aller Energie (avec une intelligente et patriotique sollicitude) im Interesse des Vaterlandes festhalten. Ja, der Papst steht nicht an, auf diese Aufgabe der Bischöfe die Worte anzuwenden, die der Apostel Paulus an Timotheus (I, VI. 20) richtet: „Depositum custodi, devitans profanas vocum novitates et oppositiones falsi nominis scientiae", da er in der Erhaltung der classischen Studien eine der schönsten Aufgaben der Kirche erblickt.

In Leo XIII. ist demnach ein warmer Vertreter der classischen Studien erstanden. Es sei gestattet, seine herrlichen Worte selbst anzuführen:

„Toutefois, et après avoir fait à cette exigence des programmes la part qu'imposent les circonstances, il faut que les études des aspirants au sacerdoce demeurent fidèles aux méthodes traditionnelles des siècles passés. Ce sont elles qui ont formé les hommes éminents dont l'Eglise de France est fière à si juste titre, les Pétau, les Thomassin,

les Mabillon et tant d'autres, sans parler de votre Bossuet, appelé l'aigle de Meaux, parce que, soit par l'élévation des pensées, soit par la noblesse du langage, son génie plane dans les plus sublimes régions de la science et de l'éloquence chrétienne. *Or, c'est l'étude des belles lettres qui a puissamment aidé ces hommes à devenir de très-vaillants et utiles ouvriers au service de l'Eglise, et les a rendus capables de composer des ouvrages vraiment dignes de passer à la postérité et qui contribuent encore de nos jours à la défense et à la diffusion de la vérité révélée.* En effet, c'est le propre des belles lettres, quand elles sont enseignées par des maîtres chrétiens et habiles, de développer rapidement dans l'âme des jeunes gens tous les germes de vie intellectuelle et morale, en même temps qu'elles contribuent à donner au jugement, de la rectitude et de l'ampleur, et au langage, de l'élégance et de la distinction."

„Cette *considération acquiert une importance spéciale quand il s'agit des littératures grecque ou latine,* dépositaires des chefs-d'œuvre de science sacrée que l'Église compte à bon droit parmi les plus précieux trésors. Il y a un demi-siècle, pendant cette période trop courte de véritable liberté, durant laquelle les Evêques de France pouvaient se réunir et concerter les mesures qu'ils estimaient les plus propres à favoriser les progrès de la religion et, du même coup, les plus profitables à la paix publique, plusieurs de vos Conciles provinciaux, Vénérables Frères, recommandèrent de la façon la plus expresse la culture de la langue et de la littérature latines. Vos collègues d'alors déploraient déjà que, dans votre pays, la connaissance du latin tendit à décroître." [1])

„*Si, depuis plusieurs années, les méthodes pédagogiques en vigueur dans les établissements de l'Etat réduisent progressivement l'étude de la langue latine, et suppriment des exercices de prose et de poésie que nos devanciers estimaient à bon droit devoir tenir une grande place dans les classes des collèges, les petits Séminaires se mettront en garde contre ces innovations inspirées par des préoccupations utilitaires, et qui tournent au détriment de la solide formation de l'esprit.* A ces anciennes méthodes, tant de fois justifiées par leurs résultats. Nous appliquerions volontiers le nom de S. Paul à son disciple Timothée, et avec l'Apôtre, Nous vous dirions, Vénérables Frères. „Gardez en le dépôt", [2]) avec un soin jaloux. Si un jour, ce qu'à Dieu ne plaise, elles devaient disparaître complètement des autres écoles publiques, *que vos petits Séminaires et collèges libres les gardent avec une intelligente et patriotique sollicitude.* Vous imiterez ainsi les prêtres de Jérusalem qui, voulant soustraire à de barbares envahisseurs le feu sacré du Temple, le cachèrent de manière à pouvoir le retrouver et à lui rendre toute sa splendeur, quand les mauvais jours seraient passés." [3])

Noch sei darauf hingewiesen, dass der Cardinal Dr. Kopp bei der Einweihung des Knabenseminars in Weidenau sich vollständig diesen Ausführungen Sr. Heiligkeit angeschlossen hat.

Wien. Dr. Karl Wotke.

---

[1]) Porro linguam latinam apud nos obsolescere nec quisquam est qui nesciat, et viri prudentes conqueruntur. Discitur tardissime, celerrime dediscitur (Litt. Synod. Patrum Conc. Paris. ad clericos et fideles, an. 1849 in Collectio Lacensis. Tom. IV, Col. 86).

[2]) I Tim. VI. 20.

[3]) II Mach. I. 19—22.

Literarische Miscellen.

Die deutsche Gesellschaft für Alterthumskunde in Prag hat eben den Bericht über das 7. Jahr ihres Bestandes veröffentlicht. Darnach fanden vom October 1898 bis Juli 1899 neun Vereinsabende statt, an welchen 18 Vorträge gehalten wurden. Außerdem wurden noch in Prag und anderen Städten Böhmens 15 für ein größeres Publicum berechnete Vorträge veranstaltet. Die Zahl der Mitglieder betrug 43. Als Obmann fungierte Univ.-Prof. Dr. M. Grünert, als dessen Stellvertreter Gymn.-Prof. M. Strach, als Schriftführer Gymn. Prof. A. T. Christ.

Lateinische und griechische Schulausgaben herausgegeben von H. J. Müller und O. Jäger. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing.

1. Cornelius Nepos. Gesammtausgabe. Zum Gebrauche für die Schüler bearbeitet von Dr. P. Doetsch, Director des Progymnasiums zu Euskirchen. Text. Mit 2 Karten. 1896. 8°, VIII u. 110 SS. Preis geb. 1 Mk.

2. Herodot. Auswahl für den Schulgebrauch herausgegeben von Prof. Dr. Hermann Kallenberg, Oberlehrer am Friedrich Werder'schen Gymnasium in Berlin. 1895. Text. Mit einer Übersichtskarte. 8°, XIX u. 262 SS. Preis geb. 2 Mk. — Commentar. 8°, 219 SS. Preis geb 1 Mk. 60 Pf.

1. Indem Ref. auf Jahrg. 1894, S. 997—999 dieser Zeitschrift verweist, wo er die Einrichtung der von J. H. Müller und O. Jäger begründeten Sammlung lateinischer und griechischer Schulausgaben, u. a. insbesonders Doetschs Auswahl aus Nepos besprochen hat, bemerkt er bezüglich der vorliegenden Gesammtausgabe des Nepos, dass der Text nach denselben Grundsätzen gearbeitet ist wie der der Auswahl. Ausgeschieden sind diesmal nur: De regibus, Cato und Atticus. (Warum letztere Vita weichen musste, ist schwer einzusehen; wird sie doch von manchen Schulmännern in den Schulcanon der Biographien des Nepos aufgenommen.) An dem Wortlaute der Überlieferung sind ziemlich weitgehende Änderungen vorgenommen, wie sie eben bei Bearbeitung des Autors für Unterrichtszwecke herkömmlich sind. Die Einleitung berichtet über Leben und Werke des Nepos, ein erklärendes Verzeichnis der Eigennamen ist beigegeben, zwei Kartenskizzen, die Mittelmeerländer, westlicher und östlicher Theil, angehängt. Einen Commentar zu dieser Gesammtausgabe gedenkt der Herausgeber nicht abzufassen. Warum nicht?

2. Kallenbergs Herodot enthält zunächst einige Abschnitte aus den Büchern I, III, IV und V (Buch II fehlt vollständig), worunter I durch das Prooemium und die wenig gekürzte Partie c. 26—130, III durch c. 39—43 und 120—125 (Geschichte des Polykrates), IV durch c. 97—98 und 136—142 (Die Ionier an der Donaubrücke; Darius durch Histiäus gerettet), endlich V durch die Capitel 11, 23—25, 35—38, 99—107 (Histiäus und der jonische Aufstand) vertreten ist, während Buch VI—IX nur Kürzungen geringen Umfanges erfahren haben. Es ist also keines der neun Bücher vollständig aufgenommen, so dass dem Schüler nicht hinreichend Gelegenheit geboten werden kann, Einblick in die Darstellungsweise des Schriftstellers mit all ihren Vorzügen und Schwächen zu nehmen. Ob in der Schule die regelmäßige Lectüre ausgewählter Abschnitte oder eines ganzen Buches vorzuziehen sei, ist eine andere Frage. — Jedes Buch hat seine Disposition vor sich, was eine gute Neuerung bedeutet. In der Einleitung interessiert vor allem der Ab-

schnitt über den herodotischen Dialect, eine Partie, die auf völlig neuer Grundlage (jonische Inschriften) aufgebaut ist. — 'Die Erklärung steigt tief herab' und beschränkt sich, soweit irgend möglich, auf das Grammatische. Ref. würde in Fällen wie V 107 διέβαλλε der gegebenen Übersetzung 'suchte zu täuschen' eine grammatische Note, also hier 'conatives Imperfect', vorziehen.

Plutarchs ausgewählte Biographien. Für den Schulgebrauch erklärt von Otto Siefert und Friedrich Blass. 4. Bändchen. Aristides und Cato. Von Dr. Friedrich Blass. 2. Aufl. Leipzig, Teubner 1898. gr. 8°, II u. 116 SS. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Wenn vorliegende Ausgabe erst nach einem Zeitraume von 26 Jahren zum zweitenmal erscheint, so weiß jeder Schulmann, was dies zu bedeuten hat: Plutarch wird in der Schule genannt, aber von den Schülern nicht gelesen. Vielleicht bessert sich die Sachlage, seitdem die Privatlectüre bei uns ein weites Feld gewonnen hat. In der That wurde unlängst die Biographie des Perikles in der 'Sammlung griechischer und römischer Classiker mit Erläuterungen für die Privatlectüre' bei Tempsky ediert, und es ist zu gewärtigen, dass noch andere folgen. — Was die Neuerungen vorliegender 2. Auflage anlangt, so war infolge der inzwischen entdeckten Πολιτεία des Aristoteles manches in den Anmerkungen anders zu fassen. Auch der Text der beiden Biographien ist durch Beseitigung verfehlter Conjecturen sowie durch Aufnahme neuerer berichtigt. Im übrigen bewahrt die 2. Auflage den Plan und den sonstigen Inhalt der 1.: Würdigung der Biographien Plutarchs, insbesondere der des Aristides und des Cato; Anhang: Ἀριστείδου καὶ Κάτωνος σύγκρισις, chronologische Übersicht zur Biographie des Cato, kritischer Anhang.

Wien. J. Golling.

Deter, Dr. Johannes, Mathematisches Formelbuch für höhere Unterrichtsanstalten, neu herausgegeben von Erdmann Arndt. 4. Aufl. Berlin, Verlag von Max Rockenstein. 58 SS.

In dem vorliegenden Büchlein werden die gebräuchlichsten Formeln der elementaren Arithmetik und Geometrie, denen zuletzt noch einige Entwicklungen der analytischen Geometrie des Raumes, sowie der Differential- und Integralrechnung angeschlossen werden, gebracht. Die Anordnung derselben erfolgt in planvoller und durchaus sachgemäßer Weise. Wenn jedoch in der Einleitung seitens des Verf.s der Wunsch ausgesprochen wird, es möge die Sammlung auch in der neuen Gestalt den Schülern den Pfad der Mathematik ebnen helfen, so ist nicht einzusehen, inwieferne eine mit noch so großer Umsicht zusammengestellte Sammlung bloßer Formeln im Stande sein sollte, irgendwelche Schwierigkeiten in der Mathematik für den Schüler aus dem Wege zu räumen.

Nikolsburg. Dr. E. Grünfeld.

Frommes Österreichischer Professoren- und Lehrer-Kalender für das Schuljahr 1899/1900. 32. Jahrgang. Redigiert von Joh. E. Dassenbacher, k. k. Gymnasialprof. d. R. in Graz. Wien.

Dieses bewährte Büchlein ist heuer um einige schätzenswerte Beiträge bereichert. Im Schematismus sind bei jeder einzelnen Lehrperson die eingerechneten Supplentenjahre in der Klammer angegeben. Ferner sind bereits die heuer so zahlreich erfolgten Versetzungen in

die VIII. Rangclasse in jedem einzelnen Fall verzeichnet. Man sieht also, dass die Redaction thut, was nur in ihren Kräften steht, um die Brauchbarkeit des Kalenders zu erhöhen. Hieher ist auch die Aufnahme des neuen Gehaltsgesetzes (S. 45 ff.) zu rechnen. Könnte nicht auch, wie es bei dem bekannten Concurrenzunternehmen der Fall ist, bei den Directoren etwa in eckiger Klammer deren Ernennung angeführt werden, da man ja bereits hinsichtlich der Landesschulinspectoren die gleiche Gepflogenheit einhält? Dem Büchlein ist die weiteste Verbreitung zu wünschen.

Wien. Dr. K. Wotke.

Programmenschau.

1. **Hawrlant Franz, Horaz als Freund der Natur nach seinen Gedichten.** III. Theil. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Landskron (Böhmen) 1898, 8°, 22 SS.

Der Verf. bespricht in diesem Theile seiner Arbeit zuerst die Empfänglichkeit des Dichters für den Pflanzen- und Blumenschmuck der Erde und die verschiedenen Anlässe, bei welchen Blumen zur Verwendung kommen. Die folgenden Abschnitte beschäftigen sich mit den vom Dichter vorgeführten Natursceneriern, wie sie die einzelnen Jahreszeiten mit sich bringen, mit der Jagd, 'einer Nebenart der Landschaftsscenerie' (S. 12), und dem Echo, das der Verf. S. 15 zu den angenehmen Zerstreuungen zählt, die der Mensch in der freien Natur genießen kann. Ein Schlusscapitel ist der Besprechung der bildlichen, den mannigfachen Gebieten der Natur entlehnten Ausdrücke und Wendungen gewidmet. Die Darstellung leidet an derselben Schwerfälligkeit und Weitschweifigkeit, wie in den beiden ersten Theilen, und auch die sprachliche Correctheit lässt hie und da etwas zu wünschen übrig. So lesen wir S. 17: 'Der leblosen Natur ist die Eigenschaft entnommen in Sat. I 5, 41, da dort der Charakter des Menschen glänzend weiß genannt wird' und S. 18: 'Sat. I 4, 34 der beißende Spott des Dichters ist ein stößiger Ochse, vor dem durch die an die Hörner gebundenen Heubündel gewarnt wird.' — Für die Wissenschaft fällt von der ganzen Arbeit auch nicht der geringste Gewinn ab.

2. **Zambra V., Poesie Oraziane.** [Sagio di traduzioni da Orazio di Antonio Gazzoletti. Poesie inedite.] Progr. des Obergymn. in Trient 1897 u. 1898, 8°, 63 u. 58 SS.

Zambra veröffentlicht hier nach einem in der Stadtbibliothek von Trient befindlichen Manuscript des 1866 in Mailand verstorbenen Dichters Gazzoletti dessen bisher ungedruckte Übersetzung einiger horazischer Gedichte und zwar C. I 4, 5, 22, 30, II 16, 18, III 2, 5, 6, 9, IV 13, Ep. 2 u. 7, S. I 9, Epist. I 10 und Ars poetica. Die Übersetzung der Ars poetica hatte G. bereits 1861 in Florenz mit anderen Dichtungen zusammen veröffentlicht. Später wurde sie von ihm nochmals durchgearbeitet und an manchen Stellen verbessert. Die Abweichungen dieser Ausgabe vom Manuscript (Lucca 1866) verzeichnet Zambra I S. 56—59 und theilt im Anhang (S. 60—63) auch noch die vom Dichter zu anderen Dichtungen gemachten Randverbesserungen mit. Voran geht eine längere Einleitung, in welcher G. über die beim Übersetzen im allgemeinen und bei Übersetzungen horazischer Dichtungen insbesondere zu beobachtenden Grundsätze spricht. Horaz biete so wie Tacitus infolge seiner außerordentlich concisen und kraftvollen Ausdrucksweise dem Übersetzer ganz

besondere Schwierigkeiten. Daher erkläre es sich, dass die meisten italienischen Übersetzungen desselben matte und farblose Paraphrasen des Originals seien, in denen das Eigenthümliche der horazischen Diction gar nicht zum Ausdruck komme. G. gibt zu, auch seinerseits das ideale Ziel nicht erreicht zu haben, aber auf dem von ihm eingeschlagenen Wege könne ein Dichter, der neben größerer Begabung auch größere Gewalt über die Sprache habe als er, eine Übersetzung des Horaz liefern, wie sie in Italien noch immer vermisst werde. Bei der Mehrzahl der Oden hat G. die Verszahl des Originals beibehalten; er hat sich diese Beschränkung auferlegt, theils weil er glaubte, dass es unstatthaft sei, einzelne Metra wie z. B. das sapphische durch ein anderes zu ersetzen, theils um seine Gedanken in knappe Formen zu bringen und so dem Originale möglichst nahezukommen. Inwieweit dies G. überhaupt gelungen ist und welchen Fortschritt seine Übersetzung gegenüber denen seiner Vorgänger zeigt, darüber ein Urtheil abzugeben fühle ich mich nicht berufen. — Die der Übersetzung beigegebenen Anmerkungen (II S. 41 ff.) enthalten theils eine Rechtfertigung des zugrunde gelegten Textes, theils einzelner Übersetzungen selbst, wobei G. sich öfter veranlasst fühlt, die Sprache und die Gedanken des Dichters näher zu beleuchten und einzelne Übersetzungen, bezw. Erklärungen anderer zu kritisieren. Neue beachtenswerte Gesichtspunkte treten nirgends zutage. Sehr viel verdankt G. der Ausgabe von Orelli, die er sehr hoch schätzt. C. I 22, 19 glaubt G. 'nebulae malusque Iupiter' übersetzen zu müssen mit 'nebbie e gelo'. — Die verdienstliche Arbeit des durch mehrere Abhandlungen über Horaz bereits bekannten Herausgebers wird das besondere Interesse der italienischen Fachgenossen beanspruchen.

Wien. F. Hanna.

---

3. **Ott Eduard, Rom.** Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Böhm.-Leipa 1898, 8°, 72 SS.

Hat uns der Verf. in dem Progr. 1897 derselben Anstalt seine durch ein Reisestipendium ermöglichte Fahrt nach einigen Städten Oberitaliens geschildert (vgl. die Anzeige in dieser Zeitschrift 1898, S. 1149), so will er uns hier mit seinen Studien in Rom und Umgebung bekannt machen. S. 1—40 behandelt die Topographie, S. 40—55 die Museen, S. 55—61 mittelalterliche und moderne Bauten, der Schluss Ausflüge in die Umgebung.

Nach einmonatlichem Aufenthalte ein Bild der Schätze Roms zu geben, muss als ein kühnes Unternehmen bezeichnet werden. Aber die eingehendste Vorbereitung konnte eine intensive Ausnützung der Zeit ermöglichen, und der Zweck der Erzählung ist ein bescheidener: sie soll jugendliche Leser durch jene Stätten geleiten, die ein gütiges Geschick als Zeugen der Vergangenheit erhalten hat. Fortwährende Bezugnahme auf Stellen der Gymnasiallectüre dienen diesem Bedürfnisse. Zu bedauern bleibt freilich hier wie bei anderen ähnlichen Arbeiten, dass es die für ein Gymnasialprogramm zugebote stehenden Mittel nicht gestatten, das Wort durch das Bild zu unterstützen. Ein Versuch dazu liegt vor in Reiseberichten des Kronstädter Gymnasiums, z. B. 1896/7 „Eine Schulreise nach Venedig". Vielleicht ließe sich dieser Forderung eher Rechnung tragen, wenn man sich beschränkte, den Schülern vollständig abgerundete Einzeldarstellungen zu geben statt des ganzen Reisetagebuches.

S. 5: von dem Jupitertempel sind nebst Säulentrümmern auch Verkleidungsstücke erhalten, welche für die Vorstellung des ältesten Baues wichtig sind. S. 11: Bezüglich der Rostrareliefs ist jetzt Petersen „Vom alten Rom" S. 29 zu vergleichen, der wohl mit Recht die suovetaurilia als die Außenseiten auffasst. S. 18: Die Menge der Zuschauer, welche das Colosseum fasste, hat Hülsen, Bull. della comm. arch. di Roma 1895,

S. 10 auf 40—50.000 berechnet. S. 51: Über das sogenannte Spottkreuz ist Wünsch, „Sethianische Verfluchungstafeln aus Rom“, S. 111 zu vergleichen.

Wien. Dr. Eduard Hula.

---

4. Blumer Josef, Die Familiennamen von Leitmeritz und Umgebung. V. Abschnitt: Familiennamen, die von körperlichen und geistigen Eigenschaften, von Nahrung und Kleidung usw. abgeleitet sind. Progr. der Staats-Oberrealschule in Leitmeritz 1898, 8°, 16 SS. (Fortsetzung.)

Die Fortsetzung dieser sorgfältigen und lehrreichen Abhandlung behandelt die Familiennamen, die von körperlichen und geistigen Eigenschaften, von Nahrung, Kleidung und Geldstücken abgeleitet sind. Ferner werden die imperativischen und Satznamen, sowie diejenigen, welche von Kirchenfesten, Wochentagen und Tageszeiten abgeleitet sind, besprochen. Ein Anhang behandelt latinisierte und gräcisierte Familiennamen, sowie solche, die aus dem Französischen und Italienischen stammen.

Weidenau. Dr. F. Prosch.

---

5. Bobrzyński Karl, Zur literarischen Plagiatfrage. Progr. des k. k. Gymn. in Krakau 1898, 8°, 34 SS.

In den letzten Jahren ist die Frage über das Wesen des Plagiates von ästhetischer wie juridischer Seite wiederholt betrachtet worden, ohne dass aber bisher eine vollständige Klärung erfolgt wäre. Ich habe in den Jahresberichten für neuere deutsche Literaturgeschichte die einschlägigen Aufsätze zusammengestellt. So umfassend wie Paul Albrecht in seinem unvollendeten Werke „Lessings Plagiate“ hat aber noch niemand diesen Begriff angewendet; von falschen Voraussetzungen ausgehend, brachte er infolge seiner staunenswerten Belesenheit ein überraschendes Material für das „indirecte Erlebnis“ bei Lessing bei und ermöglicht eine Menge von Detailuntersuchungen. Karl Bobrzyński legt in seiner Programmarbeit mit Geschick und Geschmack, zugleich mit hübschen Parallelen aus anderen Literaturen und Künsten dar, was an Albrechts Nachweis zutreffend, was falsch sei. Sein Standpunkt, dass es in der Poesie nicht so sehr auf das Was, als auf das Wie ankomme, dass die Forderung der Originalität nicht zu allen Zeiten gleich groß gewesen sei, dass zwischen dem Einzelnen und dem Ganzen unterschieden werden müsse, dass man den Begriff des Plagiats von Entlehnung, Reminiscenz, Bearbeitung und Übersetzung zu trennen habe, ist der einzig richtige. Darum kann man seine Kritik von Albrechts Methode, die nur in der Form nicht ausgeglichen genug ist, durchaus billigen, und muss bloß bedauern, dass er sich nicht zu einer umfassenden Darstellung des Plagiats aufschwang. Klopstock hat absichtlich antike Wendungen in seinen Oden nachgeahmt, weil er sich bemühte, mit der Antike zu wetteifern; darum setzt es uns keineswegs in Erstaunen, dass Lessing in seiner 8. Ode sich einer Reminiscenz aus Horaz bediente. Geibel sagt in seiner Jugendsammlung bescheiden:

Kaum weiß ich, was mein eigen,
Was nur ein Echo war.

In meinem Werke „Lyrik und Lyriker“ finden sich zahlreiche Nachweise, wie gerade durch „indirectes Erlebnis“ ganz vortreffliche Gedichte zustande kamen. Zwischen bewusster und unbewusster Aneignung muss eine feste Grenze gezogen werden, so weit das überhaupt möglich ist. Die einzelnen Dichtungsgattungen, das hat Bobrzyński ganz richtig hervorgehoben, verhalten sich durchaus nicht gleich; er bringt für die

Fabel mannigfaltiges Material bei, verweist für das Sinngedicht auf Einzelnes, ist für das Lustspiel nachsichtiger. Die Stoffwahl wird gestreift und allenthalben bewiesen, dass er sich mit den wichtigsten Seiten des Themas befasst habe. Die Arbeit verdient gelesen zu werden.

Wien. Richard Maria Werner.

---

6. Frenzel R., Flächen zweiter Ordnung, die durch Rotation eines ebenen Gebildes um einen im Raume befindlichen Strahl entstehen. Progr. der Staats-Realschule in Jägerndorf 1898, 8°, 15 SS.

Rotiert ein Kegelschnitt um eine Gerade, so entsteht eine Fläche vierter Ordnung. Dieselbe degeneriert zu zwei sich deckenden Flächen zweiter Ordnung, wenn die Projection der Rotationsachse auf die Ebene des Kegelschnittes mit einer Achse desselben zusammenfällt. Nur mit diesem Specialfalle beschäftigt sich die vorliegende Arbeit, in welcher zunächst die Gleichung der Rotationsfläche abgeleitet und hierauf zur Beantwortung der Frage benützt wird, welche erzeugende Curven zu den einzelnen Gattungen der Rotationsflächen gehören. Wie man sieht, ist diese Untersuchung gleichbedeutend mit der Frage nach den ebenen Schnitten der Rotationsflächen zweiter Ordnung und kann daher nicht zu neuen Resultaten führen. Der Fall einer zur Ebene des Kegelschnittes parallelen Rotationsachse wird nicht besonders berücksichtigt.

Die Arbeit ist correct und übersichtlich durchgeführt.

7. Jacob, Dr. J., Zur Einführung in die analytische Geometrie. Progr. des Staats-Gymn. in Leitmeritz 1898, 8°, 12 SS.

Der Verf. stellt die Forderung auf, dass der Schüler vor Beginn der systematischen Behandlung der analytischen Geometrie eine ungefähre Vorstellung von der Methode dieser Wissenschaft zu erhalten habe. Zu diesem Zwecke sei vor allem unter Zugrundelegung eines rechtwinkligen Coordinatensystems an passend gewählten Beispielen nachzuweisen, dass jeder Gleichung zwischen zwei Veränderlichen eine Linie entspreche. Von den der Physik entlehnten Beispielen ist jenes, welches die Ausdehnung eines Quecksilberfadens durch die Wärme zum Gegenstand hat, mit den Thatsachen auch nicht annähernd im Einklange; denn nach der Gleichung $l = 100 + 2t$ müsste der Quecksilberfaden bei 50° doppelt so lang sein als bei 0°.

Der nächste Schritt bestehe darin, dass man die wesentlichen Merkmale einer bekannten Curve, z. B. eines Kreises, aus der entsprechenden Gleichung ableitet und so den Schüler zur Erkenntnis führt, dass man die Gleichung einer Curve als die analytische Definition derselben ansehen könne. Diese Definition entspreche in mancher Hinsicht den Forderungen der Logik besser als die geometrische, da sie insbesondere eine strenge Classification der Curven ermögliche. Treffend ist der Hinweis auf die Ausnahmstellung, welche die Gerade einnimmt, da derselben nur eine analytische und keine unanfechtbare geometrische Definition entspricht. Man könnte noch hinzufügen, dass jede Bestimmung der Geraden durch ein charakteristisches Merkmal (Abstände, Winkel) den Begriff der Geraden bereits voraussetzt.

Der Aufsatz ist wohldurchdacht und lesenswert. Der praktischen Durchführung der darin ausgesprochenen Gedanken dürften sich jedoch größere Schwierigkeiten in den Weg stellen als bei der üblichen Anordnung, vorausgesetzt, dass man gewisse Begriffe, wie z. B. die Polarcoordinaten, die Drehung des Coordinatensystems usw., welche dem Anfänger Schwierigkeiten bereiten, anfänglich übergeht.

Graz. Dr. F. Hočevar.

Zusatz

zu dem Aufsatze des Herrn Professors Dr. J. Pernter: 'Ein Versuch, der richtigen Theorie des Regenbogens Eingang in die Mittelschulen zu verschaffen' im 12. Hefte des Jahrganges 1898.

Das Bedürfnis einer zweiten Auflage hat Herrn Prof. Pernter Gelegenheit zu Ergänzungen gegeben, die wir hier mittheilen:

„In vorstehender Abhandlung habe ich mehrmals die Theorie der "wirksamen" Strahlen von Cartesius als unrichtig, wohl auch als falsch bezeichnet. Gegen diese Bezeichnung wurde mir von verschiedenen Seiten mündlich und brieflich und dann von Herrn Maiß in den Vierteljahrsber. des Vereines zur Förderung des phys. u. chem. Unterrichtes in Wien 1899, S. 44 bemerkt, dass der Ausdruck unrichtig und falsch zu weit gehe, man sollte statt "unrichtig" oder "falsch" doch wohl nur "ungenügend" sagen. Diese Auffassung wird dadurch begründet, dass man sonst auch die Erscheinungen bei Schatten und die der Bilder von Fernrohren, ja ziemlich die ganze geometrische Optik als unrichtig und falsch bezeichnen müsste, weil da nirgends die Beugung berücksichtigt wird.

Hierauf habe ich in denselben Vierteljahrsberichten 1899, S. 82 geantwortet. Der Vergleich des Regenbogens mit den Erscheinungen bei Schatten und Fernrohren usw. ist nicht zutreffend. Bei den letzteren haben wir es mit Beugungserscheinungen zu thun, welche nach den symmetrischen Richtungen gleichartig sind, und infolgedessen vereinigen sich die Strahlen nach den Gesetzen der geometrischen Optik immer noch zu einem Bilde, das demjenigen außerordentlich nahe kommt, das ohne Beugung entstehen würde. Beim Regenbogen aber sind die Beugungsvorgänge nicht symmetrisch gleichartig zum Mittelpunkte (den mindestgedrehten Strahlen), sondern gänzlich einseitig angeordnet. Dadurch geschieht es, dass der ganze Regenbogen schlechterdings nur als Beugungserscheinung behandelt werden kann. Denn nur nach der einen Seite (der convexen Seite der Wellenfläche) dehnt sich das Beugungsbild dabei im Wechsel der Maxima und Minima ins Unendliche aus, während nach der anderen Seite (concave Seite der Wellenfläche) nur ein sehr rascher Abfall der Intensität ohne einen Wechsel von Maximum und Minimum auftritt. Dadurch ist es unmöglich, dass sich im geometrischen Mittelpunkte (Richtung der mindestgedrehten Strahlen) jene Ausgleichung einstelle, wie bei den nach allen Seiten symmetrischen Beugungserscheinungen, und daher ist ein Vergleich mit den in der geometrischen Optik behandelten Problemen nicht zulässig.

Ich kenne nur ein Analogon zum Regenbogen, das zum Vergleiche herangezogen werden kann: es ist dies die Beugung an einem nach einer Richtung unendlichen Schirme, der von einer unendlichen Linie begrenzt ist. Die dabei auftretende Beugungserscheinung ist ebenfalls eine einseitige und verläuft ganz analog der Regenbogenerscheinung. In der geometrischen Schattenbegrenzungslinie ist die Intensität nur ein Viertel der normalen Lichtintensität, in den Schatten hinein fällt sie rasch, ohne Maxima und Minima, ab; in den Lichtraum hinaus nimmt sie zu einem die normale Intensität übertreffenden Maximum zu, und diesem folgen dann Minima und Maxima in unabsehbarer Reihe. Es wäre unmöglich, diese Erscheinung nach den Gesetzen der geometrischen Optik darzustellen, und das Gleiche gilt vom Regenbogen.

Dennoch wurde es beim Regenbogen durchwegs so gehalten; man konnte daher nicht anders als zu falschen Resultaten kommen, denn es war unerlaubt, sagen wir unrichtig oder sagen wir falsch, diesen Vorgang bei der Erklärung des Regenbogens anzuwenden. Sehen wir uns die dadurch erzielten Resultate an.

Der Regenbogen ist ein Farbenbild der Sonne. Zur richtigen Bestimmung eines Bildes fordert die Optik, dass die Theorie erstens Lage,

Größe und Farbenvertheilung, zweitens die Intensitätsvertheilung — und das ist bekanntlich die Hauptsache, da die maßgebenden Gleichungen der theoretischen Optik Intensitätsgleichungen sind — richtig und der Wirklichkeit entsprechend wiedergebe. Der Regenbogen der Natur entspricht aber in allen diesen Punkten nicht dem Bilde, welches nach der bisher gebräuchlichen, gewöhnlich die Descartes'sche genannten Theorie davon entworfen wurde. Weder die Größe (Breite) des Regenbogenbildes, noch die Größe (Breite) und Lage der einzelnen Theile desselben der Farben, noch die Farbenvertheilung und Farbenfolge (man denke neben anderem z. B. an die Umkehrung der Farben in den Secundären des weißen Regenbogens) stimmen mit dem nach der geometrischen Optik entworfenen Bilde überein. Was aber den wichtigsten Punkt, die richtige Intensitätsvertheilung, anlangt, so versagt auch darin die alte Darstellung gänzlich. Denn nicht nur, dass sie die Bilder der einzelnen Farben unrichtig bestimmt, im resultierenden Gesammtfarbenbilde verlangt sie, dass das Maximum in der Farbe liegt, welche im Normalspectrum des Sonnenlichtes das Maximum besitzt. In der Wirklichkeit ist die Intensitätsvertheilung im Regenbogen aber eine nach der Größe der Regentropfen wechselnde, derart, dass z. B. bei Tropfen von 1 mm Durchmesser das Intensitätsmaximum auf den Anfang des Violetts fällt, wie es jeder einigermaßen aufmerksame Beobachter der Regenbogen sicher schon bemerkt hat, und wie ich es in Laboratoriumsversuchen oft dargestellt habe. Das ergibt nun allerdings die Rechnung nach der Airy-schen Theorie, nach der alten Theorie wäre es aber unmöglich.

Es ist also zweifellos, dass die alte Theorie, die auf die geometrische Fortpflanzung der „wirksamen" Strahlen sich beschränkte, zu unrichtigen und falschen Resultaten führt. Daraus folgt aber, dass in der Theorie selbst etwas falsch sein muss. Und da sie in den wesentlichen Punkten der Bildbestimmung zu falschen Resultaten kommt, so muss in ihr etwas Wesentliches falsch sein. Wenn aber das, dann kann man ihr die Bezeichnung „unrichtig" oder „falsch" nicht ersparen.

Dies war im wesentlichen der Inhalt meiner Antwort auf den Einwurf des Herrn Maiß.

In der Zeitschrift für den physik. und chem. Unterricht (Berlin) 1899, XII. Jahrg., Heft VI, S. 338, wurde nun ein Auszug aus meiner vorliegenden Abhandlung veröffentlicht, dem Herr Poske auf S. 366 eine Notiz über den Einwurf des Herrn Maiß und meine Antwort darauf beifügt. Ich ersehe aus derselben, dass meine Entgegnung nicht bewirken konnte, dass Herr Poske die Bezeichnung unrichtig als zutreffend anerkennen würde. Aus den Darlegungen des Herrn Poske entnehme ich folgenden Gedankengang. Es ist richtig, dass der Regenbogen dadurch entsteht, dass die Sonnenstrahlen in den Regentropfen gebrochen und darin reflectiert werden; es ist richtig, dass dabei eine Zerlegung des Lichtes in Farben auftritt; es ist richtig, dass wir den Regenbogen in der Richtung der sogenannten „wirksamen" Strahlen sehen. Dies sagt uns alles die alte, gewöhnlich Descartes'sche genannte Theorie. Damit ist aber soviel erklärt, dass man einen allgemeinen und in den obigen Punkten richtigen Begriff von der Entstehung des Regenbogens erhält. In den Schulen wird man auch kaum mehr über diese Frage der Entstehung des Regenbogens vortragen können. Wenn man dann im Vortrage beifügt, dass eine genauere Theorie zu diesen und jenen weiteren Resultaten führt, so erreicht man alles, was erreichbar ist.

Diese Darstellung ist recht gut, sie würde die Frage nach „richtig" oder „unrichtig" umgehen. Herr Poske hält aber dafür, dass, nachdem so viel Richtiges in der alten Theorie ist, dieselbe nicht als unrichtig bezeichnet werden könne. Die Sache verhält sich aber doch wohl, wie folgt. Die alte Theorie gibt den Gang der Strahlen im Regenbogen und auch die für die Bildung derselben maßgebenden Strahlen auf dem Wege durch den Tropfen und in diesem vorbereitenden Stadium ist sie richtig.

Von dem Momente an aber, wo es sich um die wirkliche Entstehung des Regenbogens handelt, kann sie nichts mehr über die Vorgänge aussagen, ohne dass sie — wenn sie nicht zur Beugung greift und dadurch zur Airy'schen Theorie wird — Unrichtiges und Falsches zutage fördert. Es erweist sich daher als unrichtig und falsch, wenn man die bis zur Bestimmung der mindestgedrehten Strahlen richtigen Darlegungen verwendet, um in der Voraussetzung, die letzteren pflanzten sich einfach nach den Gesetzen der geometrischen Optik fort, die eigentliche Erklärung des Regenbogens zu geben. Wenn demnach die Aufstellung der Vorbedingungen für die Entstehung des Regenbogens in der alten Theorie thatsächlich richtig war, so war die Erklärung der eigentlichen Erscheinung des Farbenbildes, d. h. die eigentliche Erklärung des Regenbogens, schlechterdings unrichtig und falsch.

Was den Schulvortrag betrifft, so möchten wohl für viele Fälle Herr Maiß und Herr Poske recht haben. Es könnte wohl sein, dass nur allzuhäufig man sich in der Schule auf die Darlegung und Erklärung der Vorbedingungen beschränken müsse und dann hinzufüge, dass die weitere Verfolgung der Vorgänge bei der Entstehung des Regenbogens die Herbeiziehung der Beugung erfordere, mit deren Berücksichtigung man dann zu den richtigen Resultaten gelange; worauf man diese Resultate aufzählen und wohl auch durch das Experiment darstellen könnte, wie es in meiner Abhandlung angegeben ist.

Sehr richtig ist auch die Auffassung der genannten Herren, dass die elementaren mathematischen Darstellungen, die ich am Schlusse meiner Abhandlung gegeben habe, in den Mittelschulen keine Verwendung finden können. Ich habe das übrigens selbst mit großem Nachdruck betont. Damit ein Satz im Schlussabsatze S. 23 nicht trotzdem missverstanden werde, habe ich jetzt dort in Klammern die Worte eingeschaltet: „falls es in besonderen Ausnahmsfällen erwünscht sein sollte“. Ich empfehle aber neuerdings, auch die Bestimmung der Richtung der mindestgedrehten Strahlen nicht auf dem bekannten Wege, den ich auch auf S. 11 angegeben, durchzuführen, sondern sich dabei nur der auf S. 10 angegebenen Methode zu bedienen.

Es sei mir gestattet, noch eine Bemerkung mehr historischer Natur beizufügen. Was man allgemein als die Descartes'sche Theorie des Regenbogens auffasste, hatte nach den Darstellungen der Lehrbücher folgenden Inhalt. Die Sonnenstrahlen werden durch Brechung im Regentropfen in die spectralen Farben zerlegt. Nach ein- oder zweimaliger Reflexion im Inneren des Tropfens treten sie aus letzterem aus, um in unser Auge zu gelangen. Wir sehen aber jede einzelne Farbe nur in einer bestimmten Richtung, und zwar in derjenigen der mindestgedrehten Strahlen, beim Hauptregenbogen also im Ablenkungsmaximum, beim Nebenregenbogen im Ablenkungsminimum. Diese Strahlen werden die „wirksamen“ Strahlen genannt, und als Grund, warum sie allein „wirksam“ sind, wird angegeben, dass nur in der nächsten Nähe des Minimums der Drehung ein paralleles Strahlenbündel sich vorfinde; ein solches ist nothwendig, um auf unser Auge einen Lichteindruck zu machen, weil divergente Strahlen wie vereinzelte Strahlen wirken und daher kein Bild erzeugen können.

Ich muss nun constatieren, dass der Ausdruck „wirksame Strahlen“ nicht von Descartes herrührt. Dieser hat nur bewiesen, dass nach der einmaligen Reflexion am meisten Strahlen in der Richtung von 41° bis 42° Ablenkung austreten müssen, dass sie hier am dichtesten seien und man daher in dieser Richtung den Hauptregenbogen sehen müsse. Das Gleiche beweist er für den Nebenregenbogen für den Winkel von 51°—52° Ablenkung, und zwar liefert er den Beweis durch eine Rechnung ähnlich derjenigen auf S. 10. Er macht auch einen Versuch der Erklärung der Farben (Descartes, Oeuvres. Edit. Cousin, t. 5. Les Météores, discours 8, p. 265). Auch Newton nennt die mindestgedrehten

Strahlen nicht „wirksam“ (Newton, Optik. Ostwalds Classiker Nr. 96, I. Buch, S. 109). Doch findet sich schon bei ihm die Berechnung der Breite des Regenbogens unter der falschen Voraussetzung der geometrischen Entstehung des Farbenbildes des Regenbogens durch die mindest gedrehten Strahlen.

Wer nun zuerst diese Strahlen die »wirksamen« genannt hat, ist mir unbekannt geblieben. Noch weniger weiß ich anzugeben, wer dieselben zuerst als parallele wirksame Strahlen bezeichnete, ihnen also irrigerweise die Eigenschaft der Parallelität zueignete. In dem Artikel »Regenbogen« von Muncke im Gehler'schen phys. Wörterbuche (Bd. 7, 2. Abth., S. 1318 usw., 1834) findet sich sowohl die Bezeichnung „wirksame Strahlen“, wie ihnen auch die Eigenschaft der Parallelität zugeschrieben wird.

Endlich darf ich nicht unterlassen zu betonen, dass zwar die in Fig. 12 der vorstehenden Abhandlung angegebenen Farben und Farbenfolge der Regenbogen unmittelbar als Rechnungsresultat sich ergeben haben, dass ich aber für Tropfengrößen von 1 und solche von $^1/_2$ mm die Richtigkeit der Rechnung experimentell genau bestätigen konnte; dass ich auch für die weißen Regenbogen die Bestätigung meiner Farbenberechnungen experimentell im Laboratorium erhalten habe und dass ich durch Beobachtungen an den Regenbogen feststellen konnte, dass der Wechsel in Farben und Intensitätsvertheilung, wie er sich aus meinen Rechnungen und Laboratoriumsversuchen ergab, auch in der Natur auftritt.

Es sind daher die Berechnungen der Orte und Grenzen der Farben sowie die Farbentabellen meiner Abhandlung über den Regenbogen nicht in der Luft hängende Rechnungsresultate, sondern durch das Experiment bestätigte Ergebnisse.

Aufruf an die neuphilologische Lehrerschaft Deutschlands und Deutsch-Österreichs.

Der Verband der deutschen neuphilologischen Lehrerschaft hat sich bis jetzt im wesentlichen darauf beschränkt, die Sache der neueren Sprachen durch seine Hauptversammlung zu fördern, die von 1886 bis 1888 alljährlich, von da an alle zwei Jahre abgehalten wurde.

Die mannigfachen Erfolge dieser Versammlungen bedürfen hier keiner näheren Ausführung, doch verlohnt es sich, die Aufmerksamkeit der Herren Fachgenossen auf ein anderes, der Erreichung der Verbandszwecke dienendes Mittel zu lenken, das zwar ausdrücklich in den Satzungen vorgesehen, bisher aber doch noch nicht genügend zur Geltung gekommen ist, wenigstens nicht in der Form einer unmittelbar vom Vorstande ausgehenden Anregung.

Es heißt in §. 2 der Satzungen, dass die Aufgabe des Verbandes

„durch Gründung von Vereinen, welche wieder untereinander in Verbindung treten, und welche die vereinzelt wohnenden Vertreter und Freunde der neueren Sprachen an sich anschließen“,

erstrebt wird.

Dass neuphilologische Ortsvereine in größerer Zahl bestehen, ist allgemein bekannt. Nach den Jahren ihrer Gründung geordnet, sind es folgende 16: Berlin (1858), Dresden (1878), Hannover (1880), Hildesheim (1882), Hamburg (1883), Elberfeld, Danzig, Kassel (1886), Leipzig (1888), Braunschweig, Wien (1894), Köln (1895), Bremen (1896), Chemnitz, Breslau (1898), Freiberg i. S. (1899). Dazu kommt noch die Section für neuere Sprachen des Freien deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M.

So erfreulich nun auch das in der Gründung und dem Bestehen dieser Vereine sich ausdrückende Leben ist, so drängt sich doch der

Wunsch auf, dass man auch in den zahlreichen übrigen Städten, wo ebenfalls alle erforderlichen Elemente vorhanden sind, die Gründung neuphilologischer Vereine möglichst bald in die Hand nehmen möge.

In erster Linie sind hier zu nennen Städte wie Halle, Karlsruhe, Königsberg, Magdeburg, München. In jeder dieser Städte wohnt eine Zahl von mindestens 20 Fachgenossen, so dass die Möglichkeit einer Vereinsgründung von vornherein gegeben erscheint, und für mehrere derselben kommt das Vorhandensein einer Hochschule als ein besonders günstiger Umstand noch hinzu.

Außer diesen fünf Städten, in denen es wahrscheinlich auch ohne diese Anregung früher oder später zur Gründung, bezw. zur Neugründung eines Vereines kommen dürfte, gibt es noch zahlreiche andere, in denen etwa je 12—15 Neuphilologen wohnhaft sind, die sehr wohl in der Lage wären, zu einem Vereine zusammenzutreten. Wenn man bedenkt, dass an einem Orte wie Hildesheim seit 1882 ein neuphilologischer Verein besteht, der im vorigen Jahre nur 13 Mitglieder hatte, früher sogar noch weniger, so darf der Versuch, in Städten, die größer oder mindestens ebenso groß sind, Vereine zu gründen, sehr wohl als aussichtsvoll bezeichnet werden.

Auf mehrere Punkte würde allerdings gerade hier besonders zu achten sein.

Einmal würde es sich empfehlen, den Kreis der Mitglieder nicht zu eng zu ziehen, sondern nach dem Vorbilde des deutschen Verbandes auch Freunde der neueren Sprachen als Mitglieder zuzulassen. Es ist vom größten praktischen Interesse, möglichst weite Kreise des gebildeten Publicums für unsere Bestrebungen zu interessieren. Manches, was uns am Herzen liegt, wird nur unter dieser Voraussetzung zu verwirklichen sein.

Zweitens würde man darauf Bedacht nehmen müssen, nach dem Beispiele verschiedener Vereine, wie der von Braunschweig, Dresden, Köln, Leipzig u. a., auch die in den benachbarten kleineren Orten wohnhaften Neuphilologen zum Beitritt einzuladen. Im Leipziger Verein z. B. bilden die auswärtigen Mitglieder ein erhebliches Contingent und betheiligen sich mit reger persönlicher Hingabe an der gemeinsamen Arbeit. Bei den durch die Eisenbahnverhältnisse heute gegebenen Erleichterungen des Verkehrs sollte die Angliederung zerstreut wohnender Neuphilologen und Freunde der neueren Sprachen noch weit mehr zur Ausführung kommen, als es bis jetzt geschehen ist. Die Vereine würden dadurch einen Zuwachs an Stärke gewinnen, und den vereinzelt wohnenden Neuphilologen würde durch Zugehörigkeit zu einem benachbarten Vereine, mit dem persönliche Fühlung möglich wäre, eine willkommene Quelle der Anregung erschlossen werden.

Für die Organisation im einzelnen würden natürlich die Bedürfnisse der Mitglieder selbst maßgebend sein. Um aber den Bedenken derer Rechnung zu tragen, die in der Vereinsarbeit eine zu große Belastung erblicken, würde es vielleicht rathsam sein, die Sitzungsabende nur einmal monatlich abzuhalten, mit der Maßgabe, dass sie lediglich auf das Winterhalbjahr bis einschließlich des Monats März beschränkt werden, und dass man für das Sommerhalbjahr nur gesellige Zusammenkünfte in Aussicht nimmt. Sechs Sitzungen, von October bis März, sind unschwer einzurichten, und die Erfahrung mehrerer Vereine hat gelehrt, dass auch ein so einfacher Apparat durchaus genügt.

Wünschenswert ist es natürlich in hohem Grade, dass die neu zu gründenden Vereine in corporativen Zusammenhang mit dem großen deutschen Verbande gesetzt werden, entsprechend den Beschlüssen, die schon von den meisten der jetzt bestehenden Vereine und Verbände gefasst worden sind. Wenn, wie es wahrscheinlich ist, Pfingsten 1900 die auf so vielen Seiten gewünschte organische Verbindung zwischen den Einzelvereinen und dem großen Verbande hergestellt

wird, so ist daraus jedenfalls die Wirkung zu erhoffen, dass jedem einzelnen Vereine, sei es vom Verbandsvorstande selbst oder durch seine Vermittlung von den übrigen Vereinen, immer neue Anregungen zufließen (vgl. §§. 10 und 11 des Satzungsentwurfes). Andererseits wird dadurch zugleich, was von großer Bedeutung ist, ein ungleich festerer Zusammenhang zwischen den deutschen Neuphilologen hergestellt werden, als wie es bei der bisherigen lockeren Organisation des Verbandes möglich war. Das wird und muss der ganzen Stellung unseres Faches zugute kommen.

Eine weitere Lücke in der Organisation der deutschen Neuphilologen ist der Mangel einer Verbindung der einzelnen Vereine untereinander zu größeren Verbänden, die ebenfalls in §. 2 der Satzungen vorgesehen ist. Hier liegen bisher nur Anfänge vor, aber schon diese Anfänge lassen erkennen, dass hier ein ungemein fruchtbares Feld für weitere Bethätigung liegt. Die einzigen Vereine, die bis jetzt in dieser Richtung vorgegangen sind, sind der Dresdner und der Leipziger, die 1895 ein Cartell miteinander geschlossen und durch diesen Schritt, man kann es wohl sagen, einen Aufschwung der neuphilologischen Verhältnisse in Sachsen eingeleitet haben. Seit jenem Jahre bestehen in Sachsen allgemeine Neuphilologentage, die schon manche nützliche Arbeit geleistet haben, und aus denen 1896 der Sächsische Neuphilologen-Verband hervorgegangen ist. Was hier hat erreicht werden können, ist auch anderwärts ohne Zweifel möglich. Das Beispiel Sachsens zeigt zugleich, dass solche Verbände Anziehungskraft besitzen, dass sie ohne Mühe auch die Neuphilologen der kleineren Orte an sich anschließen.

Das Nächstliegende ist ja ohne Zweifel, Verbände zu schaffen, die die Fachgenossen einer Provinz oder eines staatlichen Ganzen zusammenfassen, doch braucht auch staatliche Getrenntheit kein unbedingtes Hindernis für die Begründung größerer Verbände zu sein, vorausgesetzt, dass die alljährlichen Hauptversammlungen grundsätzlich für die Behandlung gemeinsamer Angelegenheiten von allgemeinem Interesse reserviert bleiben. Gerade durch die persönliche Berührung zwischen den Fachgenossen benachbarter, aber politisch getrennter Gebiete dürften besonders fruchtbare Keime gegeben sein. Die Sonderinteressen einer jeden der einzelnen Gruppen des Verbandes könnten dabei durchaus selbständige Pflege finden.

Wenn es bei der Herstellung größerer Verbände als das Zweckmäßigste erscheint, vorhandene Einzelvereine als Grundlage zu benützen, so zeigt doch die Gründung des Württembergischen Vereines für neuere Sprachen (1887) und die des Bayrischen Neuphilologen-Verbandes (1899), dass dies Verfahren nicht unter allen Umständen angewandt werden muss. Die Formen können mannigfaltig sein, und es ist nicht rathsam, die Verschiedenheit der Verhältnisse in einen einzigen starren Rahmen zwängen zu wollen. Die Hauptsache ist, dass die reiche Summe von Kraft und Intelligenz, die in unserem Berufsstande enthalten ist, durch eine zweckmäßige Organisation überhaupt möglichst entfesselt und für das Ganze nutzbar gemacht wird.

Gerade die gegenwärtige Zeit erscheint in besonderem Maße günstig für ein Vorgehen in dieser Richtung. Aus der Thatsache, dass seit der Wiener Hauptversammlung eine Reihe neuphilologischer Vereine ihren corporativen Beitritt zum Deutschen Verbande beschlossen haben, aus der Thatsache ferner, dass seit eben jener Versammlung etwa 200 deutsche Neuphilologen sich neu organisiert haben, in den Vereinen zu Chemnitz, Breslau, Freiberg i. S. und in dem Bayrischen Neuphilologen-Verbande, geht deutlich hervor, dass der Wert eines organisierten Zusammenschlusses in immer weiteren Kreisen erkannt wird. An zahlreichen Stellen hat man das Gefühl, dass das kommende Jahrhundert die deutschen Neuphilologen vor neue wichtige Aufgaben stellen wird, und dass diese Aufgaben umso befriedigendere Lösung finden werden, je mehr die vorhandenen Kräfte gelernt haben, sich in gemeinsamer organisierter Arbeit zu bethätigen.

So bittet der unterzeichnete Vorstand die Herren Fachgenossen, unter Berücksichtigung des oben Ausgeführten in eine ernstliche Prüfung der angeregten Fragen einzutreten, Fühlung darüber untereinander zu nehmen, und wo immer das Werk Aussicht auf Gelingen bietet, unverzüglich die entsprechenden Schritte zu thun.

Mit Obigem seien noch folgende auf den IX. allgemeinen deutschen Neuphilologentag in Leipzig (Pfingsten 1900) bezügliche Mittheilungen verbunden:

Alle Geldsendungen werden an den Cassenwart Herrn Oberlehrer Johannes Mättig, Leipzig-Connewitz, Leipzigerstraße 14 erbeten. Der Verbandsbeitrag beträgt 1 Mk. jährlich. Es empfiehlt sich, denselben für die zwei Jahre 1899 und 1900, unter Hinzufügung von 5 Pf. Bestellgeld, zugleich zu entrichten.

Mitglieder, die zu einem neuphilologischen Vereine gehören, der schon für dieses Jahr seine corporative Zugehörigkeit zum Verbande der deutschen neuphilologischen Lehrerschaft beschlossen hat, werden gebeten, ihre Verbandsbeiträge an den Cassierer ihres Vereines zu entrichten, damit dieser sie dann in einer Sendung, zugleich mit den Namen der Mitglieder, an den Verbandscassenwart übermitteln kann.[1])

Diejenigen Herren, welche in der Wiener Liste aufgeführt sind, mit ihren Beiträgen aber noch zurückstehen, werden höflichst ersucht, dieselben möglichst bald zu entrichten; andernfalls müsste angenommen werden, dass sie ans dem Verbande austreten wollen.

Alle Herren Fachgenossen, die dem Verbande noch nicht angehören, werden um der gemeinsamen Sache willen dringend gebeten, ihren Anschluss zu bewirken, allen Mitgliedern aber wird ans Herz gelegt, ihre persönlichen Beziehungen in diesem Sinne zu verwerten.

Vorträge und Thesen wolle man bei einem der beiden in Leipzig-Gohlis wohnhaften Vorsitzenden

bis spätestens zum 15. Februar 1900

anmelden. Laut Beschluss des VIII. Neuphilologentages in Wien sind Anträge von größerer Bedeutung mindestens ein halbes Jahr vor Zusammentritt der Versammlung in Fachblättern zu veröffentlichen und zur Discussion zu stellen, damit bei den Debatten Zeit gespart und eine Abstimmung ermöglicht werde.

Leipzig und Wien, im August 1899.

Der Vorstand
des Verbandes der deutschen neuphilologischen Lehrerschaft.

Dr. Richard Wülker,
ord. Prof. der engl. Sprache und Literatur an der Univers. Leipzig,
1. Vorsitzender, Leipzig-Gohlis, Bismarckstraße 5.

Dr. Martin Hartmann,
Prof. am Kgl. Gymn. zu Leipzig,
2. Vorsitzender, Leipzig-Gohlis, Wiesenstraße 2.

Hofrath Dr. Jakob Schipper,
ord. Prof. der engl. Sprache und Literatur an der Universität Wien,
3. Vorsitzender, Wien, XIII./6, Elßlergasse 23.

---

[1]) Die Mitglieder des Wiener neuphilologischen Vereines (Vorsitzender: Hofrath Prof. Dr. Schipper; Sitz: Roman. Seminar der k. k. Universität; Jahresbeitrag: 3 K; Aufnahme auswärtiger Mitglieder zulässig) sind zugleich auch Mitglieder des „Verbandes"; der Jahresbeitrag hiefür wird aus der Vereinscasse bestritten, daher für solche Mitglieder keinerlei Schritte nöthig sind.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Die Verwendung der Anschauungsmittel beim geographischen Unterrichte.

Die kürzlich erschienene 5. Auflage der Instructionen für den Unterricht an den Realschulen Österreichs (1899) verbreitet sich bei dem Abschnitte Geographie in treffender Weise über den Anschauungsunterricht. Die Forderung, dass der geographische Unterricht ähnlich wie der naturgeschichtliche Sachunterricht werden müsse, ist ein nunmehr allgemein anerkannter Grundsatz geworden. Auch in den preußischen Lehrplänen wird als Ziel hingestellt „verständnisvolles Anschauen der umgebenden Natur und der Kartenbilder“ usw., während die methodischen Bemerkungen ausdrücklich darauf hinweisen, dass der Gedächtnisstoff überall zu beschränken und auf verständnisvolles Anschauen das Hauptgewicht zu legen ist. Prof. Borhein in Schulpforta hat in dem im letzten Novemberhefte der Zeitschrift für das Gymnasialwesen enthaltenen Aufsatze „Die höheren Schulen Deutschlands in amerikanischer Beleuchtung“ die Erfahrungen des mit dem Studium deutscher Anstalten betrauten Fachmannes James E. Russel einer Besprechung unterzogen, die auch für die Lehrer der Geographie Österreichs von hohem Interesse sein dürfte. Denn J. E. Russel äußert sich in seinem Werke „German Higher Schools“ (New-York 1899) dahin, dass in Deutschland der Geographieunterricht vielleicht das bestversehene aller Fächer sei, weil man hier weniger hemmenden Formalismus und mehr echt wissenschaftlichen Geist als auf irgend einem anderen Gebiete finde.

Die in Österreich bestehenden Normen sind jenen im Deutschen Reiche fast völlig gleich. Tüchtige Fachlehrer haben seit einigen Decennien den Unterricht in Geographie in völlig neue Bahnen gelenkt. E. Trampler entwickelte in dem sehr lesenswerten Programmaufsatze „Der geographische Anschauungsunterricht und das geographische Schulcabinet“ (1896) eingehend die maßgebenden Gesichtspunkte, welche Kirchhoff in seiner

„Didaktik und Methodik des Geographie-Unterrichtes" (München 1895) kurz andeutete. Bereits zehn Jahre früher veröffentlichte J. Papouschek eine Monographie „Die geographischen Lehrmittel und ihre Verwendung beim Unterrichte" (Wien 1885), der ein Jahr später J. Gellhorn die Abhandlung „Zur Methodik des geographischen Unterrichtes" folgen ließ (Leipzig 1886). In beiden Schriften wird, ähnlich wie es bereits einige Jahre früher bei der dritten Directoren-Versammlung in Hannover geschah, die Nothwendigkeit des Anschauungsunterrichtes betont. Einige Jahre darnach erschien bereits in 3. Auflage die Facharbeit von H. Trunk „Über die Anschaulichkeit des geographischen Unterrichtes" (Wien 1890). Daneben sprechen sich die Instructionen für den Unterricht an Gymnasien (1884) dahin aus, „dass die Schüler zu eingehenderem Betrachten der vorgezeigten Schaustücke anzuleiten seien, um die vom Unterrichte entwickelten Begriffe und Anschauungen zu erkennen und zu vergleichen", eine Forderung, die in der letzten Auflage der „Instructionen für Realschulen" dahin näher präcisiert wird, dass der Vergleich besonders mit Dingen, welche die Umgebung des Schulortes bilden, angestellt werden möge.

Genau dieselben Grundsätze finden sich bei den Fachgenossen in Deutschland, wie die Verhandlungen bei der dritten Versammlung der „Freien Vereinigung der Lehrer im Gebiete der Nahe und der mittleren Saar" am 1. Juli 1899 beweisen. Oberlehrer Kretzschmar in Neunkirchen, Bezirk Trier, forderte in einem Vortrage über die Aufgaben des Unterrichtes in der Erdkunde, dass der Knabe durch unmittelbare Anschauung die Objecte kennen lerne, die der geographische Unterricht ihm vorführt.

Es möge hier gestattet sein, einige Grundsätze über den Gebrauch der geographischen Anschauungsmittel zu entwickeln, wie sie sich mir bei einer langjährigen Erfahrung zuerst unter dem Einflusse des rühmlichst bekannten Fachmannes Dr. Wilhelm Schmidt, dann in selbständiger Praxis bildeten.

Die Schüler treten mit bestimmten Vorstellungen in die Schule ein, die so heterogen sind wie die Lebensverhältnisse, unter denen sie aufwuchsen. Anders ist der Vorstellungskreis eines eilfjährigen Knaben der Großstadt, anders der eines Dorfjungen. Nicht mit Unrecht kann man behaupten, dass beide Kreise nur sehr wenige Berührungspunkte haben. Die Großstadt vermittelt zumeist Anschauungen der menschlichen Kraft, des rührigen Wirkens und der sich drängenden Erfindungen. Das Landleben entfaltet je nach der Ortslage eine reiche Fülle von Naturbildern, die mit einer sehr starken Betonung der regelmäßigen Wiederkehr dem seelischen Leben der Kinder anhaften. Das Hochgebirge, das Hügelland, die Ebene, dann der warme Süden und der rauhere Norden Österreichs müssen nothwendig ihre Einflüsse auf den Entwicklungsgang geltend

machen. Gewiss tief durchdacht ist die Frage, die Schiller in seinem „Tell“ dem kleinen Walter in den Mund legt: „Gibts Länder, Vater, wo nicht Berge sind?“ (III 3).

Es kann also als ausgemacht gelten, dass *jede Schule einen eigenen, ganz specifischen Wissenskreis bei den neu eintretenden Schülern voraussetzen muss.*

Der Lehrer wird sich daher die Frage vorlegen: „*Was finde ich vor bei dem Beginne meines Wirkens in der Schule?*“ Es wird zum voraus eine schablonenhafte Ertheilung des Unterrichtes in der Geographie ebenso ausgeschlossen sein als in der Naturgeschichte, da beide Disciplinen an die bereits *vorhandenen* Vorstellungsmassen *anzuknüpfen* haben.

Wann und wie sind aber die neuen Vorstellungen, die während des Unterrichtes von den Erdformen, dem Völkerleben usw. mitgetheilt werden sollen, an die früheren anzuknüpfen? Der Lehrer in der Großstadt, und dabei denken wir hauptsächlich an Wien, wird bereits im Laufe der ersten Stunden die Wahrnehmung machen, dass *einige* seiner Schüler noch niemals auf einem Berge, selten in einem Walde waren, ja dass ihnen mitunter sogar die Vorstellung eines wogenden Weizenfeldes völlig mangelt. Die gelegentlichen Sonntagsausflüge des Kleinbürgers beschränken sich wegen der schwer zu beschaffenden Geldmittel auf die unmittelbare Umgebung der ehemaligen Vororte und enden bereits kurz nach dem Anfange mit der Einkehr in eine Restauration. Fast ebenso beschränkt ist der *Umfang* des Kreises der Anschauungen bei Schülern auf dem Lande; denn fast niemand hatte bisher ein Interesse, sie auf die Besonderheiten des heimatlichen Bodens aufmerksam zu machen. Die bekannte Welt hört für viele mit den Grenzen ihrer Dorfflur auf. Dennoch ist der Lehrer der Geographie in kleinen *Landstädtchen günstiger* gestellt als sein College in der Großstadt; denn er findet bald Gelegenheit, die ganze Umgebung mit fachmännischem Auge zu durchstreifen, oder er nimmt sich die Mühe, mit Hilfe einer Specialkarte die Heimat seiner Schüler kennen zu lernen, und weiß nun, wenn die Schülerzahl nicht zu groß ist, was da und dort im Umkreise vieler Stunden zu sehen ist.

Aus dem Gesagten geht hervor, dass *hier der Unterricht von den Anschauungen in der wirklichen Natur ausgehen kann.* Viele Schüler haben den Schulort und seine Umgebung früher niemals gesehen; sie sind für sie eine völlig neue Welt. Und ist die erste Scheu vor der Fremde glücklich überwunden, so wird der Reiz der Neuheit den Wissenstrieb gewaltig heben. Findet sich auch in der Natur nicht alles so passend beisammen wie auf einem Tableau zur physikalischen Geographie, fehlt beispielsweise das Hochgebirge mit seinen Erscheinungen oder das Meer mit seinen Küstenformen, so wirkt doch die Realität des Erschauten in Verbindung mit den in der Schule durchgearbeiteten theoretischen Einführungen in die Kartensprache und Symbolik klärend und befestigend.

Beide früher angezogenen Instructionen verhalten sich in Bezug auf den Unterricht im Freien ziemlich skeptisch und stimmen darin überein, dass sich ein solcher mit einer ganzen Classe schwer ausführen lasse. Wenn auf Schülerausflüge verwiesen wird, so ist vielleicht übersehen worden, dass daran auch ganze Classen theilnehmen und die Stimmung der Schüler einen viel zu bewegten Untergrund bildet, um sie etwa für die Neigung eines Böschungswinkels, die Erosion eines Baches und dergleichen Dinge mehr empfänglich zu machen. Immerhin ist es möglich, dass sich ein ganz kleiner Kreis von wissbegierigen Jungen um den Lehrer schart und seinen Worten lauscht. Die Erfolge der Belehrung können aber nur mittelbar auch für die übrigen spärlich verwertet werden.

Was nun in großen Städten kaum oder gar nicht möglich ist, lässt sich in Provinzialstädtchen leicht anbahnen, wenn von den drei geographischen Unterrichtsstunden in der ersten Classe durch Verschiebung der Stunden mitunter zwei zusammengelegt und zu einem Anschauungsunterrichte im Freien verwendet werden. Wird in der darauffolgenden Stunde das in der freien Natur Besprochene abverlangt, so ist zugleich für die Aufrechthaltung der nöthigen Disciplin gesorgt. Zumeist wird man reichlich Gelegenheit haben, die verschiedenartigsten Terrainformen, wenn auch im beschränkten Raume und Verhältnisse, kennen zu lernen oder auch andere Übungen anzustellen, z. B. die Einprägung der Längen- und Flächenmaße, das Abschätzen der Entfernungen, der Größe des Gesichtskreises von einem nahen Hügel aus usw. Auch für die Dichte der im Umkreise des Schulortes wohnenden Bevölkerung können aus der Häufigkeit der menschlichen Ansiedelungen schätzenswerte Bilder gewonnen werden. Die amtlichen Angaben über die Größe der Bezirkshauptmannschaft, bezw. des Bezirksgerichtssprengels, nach Flächenausmaß und Bevölkerungszahl werden hiefür die Basis bilden. Die Art der Bodenwirtschaft führt zur Besprechung des Klimas, der Feuchtigkeit und der Verdunstung. Wir werden uns der kleinen Mühe unterziehen müssen, täglich die mittleren Temperaturgrade, die Häufigkeit der Bewölkung oder der Niederschläge zu notieren, um die Ergebnisse mit Rücksicht auf die Bodenwirtschaft zu verwerten. Der nächste Stein, der von einem Abhange losgebrochen wird, vermittelt die ersten Kenntnisse der geologischen Verhältnisse der Umgebung des Schulortes. Das telegraphische Glockensignal zur Mittagszeit, das vom nächsten Wächterhaus herüberklingt, lenkt die Sprache auf die mitteleuropäische Zeit und deren Unterschied von der Ortszeit, wobei allerdings vorausgesetzt wird, dass die öffentliche Stadtuhr die wirkliche Ortszeit angibt und nicht etwa nach der Laune des Wetters einmal vorausgeht, um dann ebenso zurückzubleiben. Leidet aber die Schule und die Bevölkerung unter diesem Gebrechen, was

übrigens bei dem Aufschwunge der Uhren-Industrie nur in ganz vernachlässigten Gemeinwesen vorkommen dürfte, so werden wir unsere Taschenuhr auf die genaue Ortszeit einstellen und auf das Constante bei Reisen nach Nord-Süd und das Variable bei solchen in der West-Ostrichtung hinweisen. Ebenso kann der Anblick auf das Firmament, die Art der Wölbung, die Sonnenbahnen, die Richtung des Schattens und dessen Länge in den Bereich der Erörterung gezogen werden. Windrichtung und Bewölkung und der Zusammenhang beider werden nicht unerwähnt bleiben; es mögen auch die Schüler aufmerksam gemacht werden auf die verschiedene Höhe der Wolken. Vielleicht bietet eine nahe Bergspitze ein einfaches Mittel, die senkrechte Entfernung des Wolkenzuges vom Erdboden abzuschätzen. Der Unterschied der beiden Begriffe „Entfernung zweier Orte" und „Steigung" lässt sich leicht an praktischen Beispielen zeigen. Die Höhenangaben an den Stationsgebäuden dürften den methodischen Gang erleichtern. (Das Bahngeleise der Südbahn zwischen den Stationen Wiener-Neustadt und Neunkirchen liegt bereits in gleicher Höhe mit der Spitze des Stephansthurmes, obgleich man die Steigung kaum merkt, während die Fahrt über das ganze Marchfeld bis Wolkersdorf von Wien aus eine fallende Tendenz hat.) Eine ungeahnte Fülle von Einzelheiten lässt sich für die gesammte Lehre der Hydrographie finden: Das Aufsuchen von Wasserscheiden, die Entstehung kleiner Rinnsale, Erosion, Accumulation, Gefälle, vielleicht auch Stromschnellen in Miniatur, Wasserfälle, Schluchten, Klausen usw., je nachdem die Umgebung reicher oder ärmer in der Profilierung des Bodens ist. Vielleicht ergibt sich Gelegenheit, bei hereinbrechendem Winter auf einen in der Nähe befindlichen höheren Berg zu verweisen, der schon eine Schneekappe trägt, oder beim Herannahen des Frühlings zu zeigen, dass die flache Gegend bereits eisfrei ist, während auf den rings herumliegenden Höhen der Winter noch stille zu sitzen scheint. So wäre Veranlassung gefunden, die Abnahme der Wärme mit Zunahme der Höhe zu erläutern, eine Wahrnehmung, die freilich in höheren Classen einiger Berichtigung bedarf.

Man verzeihe, wenn nur einige Punkte, wie sie sich eben zwanglos bieten, herausgegriffen wurden. Der denkende Lehrer, der ganz seinem Berufe lebt, wird, ohne in den Fehler zu verfallen, ein Quodlibet zu bringen, in dem Mikrokosmus seines Schulortes eine unerschöpfliche Fundgrube zur Erläuterung und Vermittlung geographischen Wissens entdecken. Die Schüler mögen kleine Notizbücher mit steifen Deckeln, etwa im Formate 8 × 12 cm, im Umfange von etwa 20—30 Seiten zu sich stecken, um an Ort und Stelle ganz kurze Anmerkungen einzutragen. Vielleicht würde es sich empfehlen, die Excursionen mit fortlaufenden Nummern zu versehen, die einzelnen Wahrnehmungen bei jeder Excursion ebenfalls zu numerieren, damit Gleiches oder Ähnliches

rasch aufgesucht, untereinander verbunden und verglichen werden kann. Soll nämlich das gewonnene Wissen sich nicht zerfasern, so muss es auf irgendeine Weise zusammengefasst werden.

Wenn der Lehrer das eine- oder das anderemal Gelegenheit nimmt, seine Erfahrungen bei den Conferenzen mitzutheilen oder sie dem Jahreshauptberichte in Form eines kurzen Referates zur Kenntnisnahme der hohen Unterrichtsverwaltung beizuschließen, so ließe sich über die Ersprießlichkeit des Anschauungsunterrichtes in der freien Natur im Umfange der Provinzialgymnasien und Realschulen bald ein gesichertes Urtheil fällen.

Das Ideal eines ersprießlichen Unterrichtes wäre, zwischen die Anschauung in der Natur und die Deutung der Kartensprache den Gebrauch einer Reliefkarte einzuschieben. Leider sind derlei Reliefkarten von kleinen Bezirken, etwa im Maßstabe 1 : 25.000, wie sie von der Schneekoppe, der Tatra, dem Ortler, der Umgebung von Adelsberg, von Linz, vom Großglockner und im kleinen Maßstabe von der ganzen Schweiz existieren, für die gedachte Stufe des Unterrichtes nur an sehr wenigen Schulorten mit Erfolg zu benützen.

Jedenfalls ist aber anzurathen, dass der Lehrer bei den Excursionen das entsprechende Blatt der Specialkarte im Maßstabe 1 : 25.000 oder wenigstens 1 : 75.000 mit sich nimmt, um an Ort und Stelle seine Schüler mit der Darstellung des Terrains auf Karten bekannt zu machen. Die Schüler werden in kurzer Zeit durch die unmittelbare Anschauung das nöthige Verständnis für die Kartensprache gewinnen.

Weitere Anschauungsmittel sind der Globus und die Karten des Atlasses. Wir enthalten uns vorläufig, uns über deren Verwendung zu verbreiten, da sie häufig nicht zu den Anschauungsmitteln im engeren Sinne gerechnet werden. Es genügt etwa, auf einen häufig zu beobachtenden Fehler hinzuweisen. Die Kinder sind nämlich gewohnt, ihre Blicke schnell über eine Gegend schweifen zu lassen, eine Wahrnehmung, die man übrigens auch bei Erwachsenen machen kann, wenn man Gelegenheit hat, mit ihnen einen Aussichtspunkt zu erreichen. Man begnügt sich hier zumeist mit dem Totaleindrucke und schaut fast gleichzeitig nach vorne und rückwärts, rechts und links. So entsteht in der Erinnerung ein sehr verschwommenes Bild. Die Schüler übertragen nun diese Gewohnheit auf das Beschauen der Karte; ihre Blicke schweifen schnell von einem Punkte zum anderen. Die geehrten Fachcollegen werden mir zustimmen, dass in der Gewöhnung der Schüler zum sachgemäßen Anschauen eines kleinen Theiles der Karte eine der Hauptschwierigkeiten des Unterrichtes liegt. Der Lehrer wird also seine Schüler langsam im Schauen zu unterrichten haben, in der Kleinarbeit, die geübt werden muss. Eben diese Akribie im Kartenlesen stößt bei der flüchtigen Natur der Kinder auf ungeahnte Hindernisse.

Immerhin ist dem Lehrer die Aufgabe in jüngster Zeit durch den enormen Aufschwung der Technik auf dem Gebiete der Kartographie erleichtert worden. Man lege beispielsweise eine ältere Auflage von B. Kozenns Geographischem Atlasse neben die neueste, von V. v. Haardt und W. Schmidt besorgte, und man wird den gewaltigen Unterschied auf den ersten Blick herausfühlen. Wegen der stark hervortretenden Terraindarstellung ist E. Richters Schulatlas fast noch günstiger zu beurtheilen. Jetzt erst ist es möglich geworden, die Schüler in die Kunst, die Karte anzuschauen, einzuführen.

Der Lehrer der Naturgeschichte kann aus seinem Cabinette die präparierten Objecte entweder in Natur oder in guten Modellen in die Classe bringen. Der Physiker zeigt in dem eigens für seinen Unterricht gebauten Saale die Apparate und ruft durch seine Einwirkungen die Erscheinung willkürlich hervor, welche Gegenstand des Unterrichtes bildet. Diesen gegenüber ist der Geograph im Nachtheile. Er müsste, um auf gleicher Stufe zu stehen, mit seinen Schülern Weltreisen unternehmen. Hier muss nun das Bild über die bedeutendsten Schwierigkeiten hinweghelfen.

Dass Bilder gebraucht werden sollen, ist ein allgemein anerkannter Grundsatz geworden; in der Art, wie sie gebraucht werden, begegnet man entgegengesetzten Anschauungen.

An einigen Schulen besteht die Übung, die geographischen Charakterbilder — und hier haben wir in erster Linie die Hölzelsche Ausgabe im Sinne —, in Gängen und Schulzimmern vertheilt, ausgehängt zu lassen. Was dafür angeführt wird, ist gewiss berücksichtigenswert: durch das häufige Anschauen soll das Bild umso tiefer eingeprägt werden. Auch lässt sich nicht leugnen, dass das Schulzimmer, mit Bildern behängt, einen freundlicheren und fast einen behäbigen Eindruck macht und mehr anheimelt als die kahlen Wände. Dagegen lässt sich aber einwenden, dass diese gewiss weniger Zerstreuung bieten als eine bunte und lange Reihe von Bildern.

Es sei ferner gestattet, darauf zu verweisen, dass der gesammte Unterricht, soll er überhaupt gedeihlich wirken, auf den psychischen Gesetzen aufgebaut werden muss.

Wenn wir ein Theater betreten, ist der Vorhang herabgelassen; die Musik bereitet auf das kommende Stück vor. Es entsteht bei dem Zuschauer das Gefühl der Spannung, wodurch der Geist für die Aufnahme der kommenden Eindrücke empfänglicher gemacht wird. Das Interesse wächst erfahrungsgemäß mit der Größe der Spannung. Ferner muss beim Unterrichte auch die Einbildungskraft der Schüler auf Grund der schon vorhandenen persönlichen Erfahrungen angeregt werden. „Da nun alles Wissen“, äußert sich G. Voigt, „auch auf seinen einfachsten Stufen, darauf gerichtet ist, den Kreis der vorgestellten Objecte über den Kreis

der schon vorhandenen Anschauungen hinaus zu erweitern, so ist die Thätigkeit der Einbildungskraft die Voraussetzung, ohne welche ein Wissen, welches sich über die engsten Schranken des sinnlich Wahrgenommenen erhöbe, und ohne welches darum eine Wissenschaft nicht möglich wäre."[1] Der Unterricht muss daher die Phantasie[2]) der Kinder verwerten und dann weiter entwickeln. Der geschulte Lehrer wird daher einerseits seine Schüler in eine möglichst große Spannung zu versetzen wissen und gleichzeitig ihre Phantasie anregen. Wir denken uns den Vorgang folgendermaßen: Zuerst wird auf der Karte der Gebirgsbau oder, was es sonst auch sein möge, durchgenommen. Der Lehrer führt sodann in einer zutreffenden Schilderung sein Auditorium dorthin, woher der Zeichner oder Photograph einen freilich nur kleinen, aber charakteristischen Theil der Landschaft aufnahm. Anknüpfend an die persönliche Erfahrung der Schüler[3]) erschließt die lebendige Beschreibung diesen eine ganz neue Welt. Der Schüler wird sich, während der Lehrer spricht, in seiner Phantasie ein Bild von dem zu entwerfen suchen, was sein Ohr aus dem Munde desselben hört. Durch diese Schilderung entsteht bei jedem einzelnen eine Gesammtheit von Vorstellungen, die unmöglich ganz unrichtig sein kann und zum Theil auf der combinierenden, zum Theil auf der abstrahierenden oder determinierenden Einbildungskraft beruht. Schüler in dem Alter von 12 – 14 Jahren werden sich nach der Schilderung kahle Felswände, die zu einer vielverzweigten Bucht abfallen, Bergketten, hintereinander immer höher steigend, bis die höchste und letzte mit dem weißen Schneekleide bedeckt ist, weitgedehnte Ebenen mit tummelnden Ross- und Rinderherden usw. einigermaßen vorstellen können. Während sich das Bild in ihrer Seele entwickelt, wird gleichzeitig das nöthige Interesse erweckt.[4])

Während dieser rein geistigen Werdeprocesse ist das Bild umgewendet etwa an der Wand gelehnt; nun erst wird es in guter Beleuchtung an die Tafel gehängt. Die Schüler haben in diesem Augenblicke zwei Bilder: das eine mit Hilfe ihrer Phantasie in ihnen selbst entstandene, das andere, das ihr Auge an der Tafel gewahrt. Es ist nach den psychischen Gesetzen ganz gleichgiltig, ob sich beide Bilder decken oder nicht; aber es ist bereits ein

---

[1]) Schumann und Voigt, Lehrbuch der Pädagogik, II. Theil. Psychologie. 10. Aufl. Hannover 1898. S. 138.

[2]) Märkel, Über die Einbildungskraft und ihre Bedeutung für den Unterricht. 2. Aufl. Döbeln 1892.

[3]) „So soll der Unterricht in der Geographie durchwegs auf die persönliche Erfahrung der Kinder zurückgehen: geographische „Vorstellungen", die nicht auf dieser Grundlage entstanden sind, entbehren des Inhaltes und sind nichts als todte unfruchtbare Namen." Lehrbuch der Pädagogik l. c. S. 149.

[4]) Ostermann, Das Interesse. Eine psychologische Untersuchung mit pädagogischen Nutzanwendungen. Oldenburg 1895.

Untergrund vorhanden, auf welchem das Erschaute sofort in das geistige Eigenthum der Schüler übergeht. Dieser Process, der von der Spannung anhebt und endlich in Befriedigung ausklingt, versetzt die Schüler, so oft der Lehrer ein Bild zu zeigen sich anschickt, nothwendig in eine freudige Erregung.

Wir haben die Erfahrung gemacht, dass eine unmittelbar nach dem Vorzeigen des Bildes eingelegte Ruhepause von einigen Minuten dazu beiträgt, die nun folgende Phase der Erklärung und Besprechung geeignet vorzubereiten.

Diese Phase wird sich nun sachgemäß in mehrere Abschnitte theilen, welche zusammen das vorgezeigte Bild beleben. Es war ein sehr glücklicher Gedanke der beiden letztgenannten Herausgeber von Kozenns Atlas, auf Blatt 6 den verkleinerten Hölzel'schen Bildern kleine Specialkarten nebenanzusetzen und mit einem Sternchen den Standpunkt des Zeichners zu bestimmen. Denn die erste Sache, welche zur Behandlung kommt, dürfte wohl sein, die Localität genauer als hieher zu bestimmen. Dieses geschieht:

1. in Bezug auf das Gebirge und den Gebirgstheil,
2. auf das Flussystem,
3. auf das Land.

Es ist ganz selbstverständlich, dass die „Textbeilagen zu Hölzels Geographische Charakterbilder“ (Wien, Hölzel, ohne Jahr) zur Vorbereitung gute Dienste leisten, für den Gebrauch in der Schule aber erst mundgerecht gemacht werden müssen.

Wählen wir als Beispiel das Bild: „Großglockner und Pasterze“, so wird ad 1. der Hinweis genügen, dass wir hier ein Stück der Hohen Tauern und speciell jenen Theil vor uns auf dem Bilde haben, der den höchsten Gipfel trägt. Dieser liegt aber nicht im Hauptkamme, sondern entsteigt einem Nebenkamme, der vom Hintergrunde des Bildes dem Beschauer links entgegenzieht. Vom Hauptkamme ist nur im Hintergrunde ein kleines Stück mit dem Johannisberge zu sehen, das andere ist durch die auf dem Bilde rechts befindliche Freiwand verdeckt. Fügt man hinzu, dass vom Hauptkamme die Senkung nach Südosten geht, so werden die Schüler ad 2. bald einsehen, dass die Abfallsgewässer vom Pasterzenbogen nicht zur Salzach, die sich jenseits des Hauptkammes befindet, sondern zur Drau abfließen. Ganz deutlich ist in der linken Ecke die Neigung des Thales zu erkennen; nach dieser Richtung wird der Gletscherbach enteilen. Es ist die Möll, die zur Drau geht. Ad 3. Die zwei Männer, welche im Vordergrunde des Bildes stehen, befinden sich mit der ganzen Umgebung auf kärntnerischem Boden; links, hinter dem Großglockner, beginnt bereits Tirol; jenseits des Hauptkammes liegt das Salzburgische Land.

Würden wir, dem Laufe der Möll auf einem Saumpfade folgend, zu Thale steigen, so erreichten wir in etwa zwei Stunden

das Dorf Heiligenblut. Dabei sind wir bereits bei dem 2. Abschnitte der Besprechung angelangt, welchen wir die Ausweitung des Bildes nennen möchten. Bei diesem werden die Entfernungen nach dem üblichen Längenmaße und nach Wegstunden anzugeben sein. Die Luftlinie vom Vordergrunde bis zur Spitze des Glockners beträgt (auf die Ebene projiciert) rund 6 km. In der Ebene würde ein solcher Weg einen Zeitaufwand von $1^1/_4$ Stunden erheischen. Die Entfernung zum Hintergrunde beträgt rund 10 km, mithin wäre unter derselben Voraussetzung eine Zeit von zwei Stunden erforderlich. Dazu kommt aber die Steigung: dort circa 1600 m, hier circa 1000 m. Die Schüler hören nun zu ihrem Erstaunen, dass für den Anstieg zum Großglockner ein Zeitaufwand von $8^1/_2$ Stunden erforderlich ist, während man zu der im Hintergrunde des Bildes sichtbaren Riffischarte 6 Stunden braucht. Auch die Breite des Pasterzengletschers mit circa 1 km wird einiges Interesse erregen. (Ähnlich wird die Ausweitung bei anderen Bildern vorgenommen: z. B. in der Bocche di Cattaro: die Dauer einer Dampfschiffahrt von Castelnuovo bis Cattaro circa 30 km = 2 Stunden; beim Himalaya erfahren die Schüler, dass man früher von Hamburg nach New-York als von Dardschiling auf den Kindschinschinga gelangt.)

Nun kann man auch auf die Neigung der Böschungswinkel, besonders auf den wandartigen Abfall der „Glocknerwand", aufmerksam machen. Die Steilhänge stürzen in Winkeln von 50 bis 70° 800—1000 m tief zu den angrenzenden Gletscherflächen ab.[1])

Ist das geschehen, so gehen wir zum 3. Abschnitte, zur Betrachtung der Flora, über. Es erscheint von eminenter Wichtigkeit, stets die Jahreszeit zu betonen, wann das Bild aufgenommen wurde. Wir sehen auf dem Bilde nur spärlichen Graswuchs, einige Alpenpflanzen; weder Baum, noch Strauch; hingegen Unmengen von Eis und Schnee. Und doch ist es Hochsommer, also dieselbe Zeit, da auf unseren Feldern das Getreide reift oder der Schnitt beendigt ist und Thiere und Menschen oft unter einer unerträglichen Hitze leiden.

Ist die Anstalt im Besitze von Photochromen aus dem Verlage Photoglob in Zürich, so ist die Nebeneinanderstellung folgender Bilder hochinteressant. Nr. 1620 zeigt uns den Weg nach Grindelwald. Wir sehen grüne Matten, Laub- und Nadelbäume, menschliche Siedelungen — es ist Sommer. Nr. 1432 führt uns nach Zermatt; nur wenige Bäume sind zu sehen; aber der Thalgrund ist von grünen Matten ausgefüllt; dann fallen kleine, gelbgehaltene Vierecke an weniger steilen Stellen der Bergabhänge auf. Es sind winzige Saatfelder, die mit der größten Anstrengung bebaut werden. Im Hintergrunde des sommerlichen Bildes sehen wir die großen Hotels von Zermatt, zu welchen hoch oben

[1]) Man vergleiche damit die höchsten Bauwerke der Stadt.

die Spitze des Matterhorns im Schneekleide herunterschaut. Das dritte Bild daneben, Nr. 1474, führt uns auf den Gornergrat mit dem Ausblick auf den Monte Rosa und den Lyskamm — eine völlige Polarlandschaft. Alle drei Bilder sind vom Photographen fast zur selben Zeit aufgenommen und zeigen uns die Verschiedenartigkeit der Flora bei verschiedenen Höhenlagen.

Mutatis mutandis lassen sich derlei Übungen bei vielen anderen Bildern anstellen. Der berühmte Palmenhain von Elche in Spanien und Hammerfest oder die Gletscherlandschaft von Svartisen am Polarkreise zeigen die größten Elongationen der Flora auf europäischem Boden. Durch Hervorkehrung der Gegensätze, durch Nebeneinanderstellung des Gleichartigen, durch den Hinweis auf den Übergang von dem einen zu dem anderen wird das Interesse und die Einbildungskraft der Schüler sosehr angeregt, dass auch nicht einer von ihnen theilnahmslos bleiben wird.

Hie und da wird sich auch Gelegenheit ergeben, auf die perspectivische Darstellung einer Gegend die Sprache zu bringen. Wir wären z. B. eben daran, die Puszta zu besprechen. Nur ein verhältnismäßig kleiner Theil des Bildes zeigt uns die weitgedehnte Grasebene; der größte Theil ist von dem etwas bewölkten Firmamente eingenommen. Zur Ausweitung des Bildes wird erforderlich sein, auf die scheinbare Verkürzung der Ebene hinzuweisen, wenn das Auge des Beschauers sich nahe derselben befindet. Die Entfernungen werden da häufig unterschätzt, und man pflegt daher zu sagen: „Der Weg zieht sich."

Es ist gewiss von sämmtlichen Fachcollegen immer geübt worden, das Bild nach der Besprechung nicht etwa einige Zeit ruhig an der Wand hängen zu lassen, bis der Platz anderweitig benöthigt wird. Es wird also hier nur der Vollständigkeit wegen darauf hingewiesen, dass nach der bis jetzt geschilderten 2. Stufe der Übermittlung die 3. Stufe des Unterrichtes, nämlich die Verarbeitung, beginnt. Das Bild wird also in der nächsten Lehrstunde wieder an die Tafel gehängt und zum Theil in erotematischer Weise dieselben Gesichtspunkte wiederholt oder neue hervorgekehrt. Wir haben die Wahrnehmung gemacht, dass die Lust der ganzen Classe, ihr erworbenes Wissen zu zeigen, kaum einzudämmen war. Aber selbst wenn die durchgenommene Partie schon längst als abgethan gelten könnte, arbeitet der Lehrer durch gelegentliche Vertiefung noch immer an demselben Stoffe, sei es, dass er die in der Erinnerung der Schüler haftenden Eindrücke bloß auffrischt, oder Veranlassung nimmt, Altes und Neues zu vergleichen.

Mitunter spielt der Zufall mit, dass ein Effect erzielt wird, der selbst den Lehrer in Erstaunen setzt.

Ein vielbeschriebenes und oft besungenes Phänomen unserer Kalkalpen ist das Alpenglühen. Dass der Lehrer wenigstens

in der achten Classe darauf zu sprechen kommt, ist selbstverständlich, und hat er die prächtige Naturerscheinung selbst einmal beobachtet, so wird er seinen Schülern eine lebendige Beschreibung geben können. Bei Hölzel ist eine Collection von Alpenlandschaften unter dem Titel „Aus den Alpen“ nach berühmten Aquarellbildern erschienen (Format ohne Rand 55 × 42 cm). Es war gelegentlich der Abhaltung eines Bürgerschul-Lehrercurses, als etwa im Monat März in einer Vorlesung zwischen 5 und 6 Uhr abends das Bild „Der Grundelsee“ im Hintergrunde mit dem „Todtes Gebirge“, in der Abenddämmerung aufgenommen, vorgezeigt wurde. Zufallsweise fielen die Strahlen der untergehenden Sonne schräge auf das Bild und erzeugten einen Effect, der im Lehrzimmer nicht schöner und großartiger gedacht werden kann. Die Landschaft schien belebt, die rosa angehauchten Wände des Gebirges ließen den im tiefen Schatten liegenden und von hohen Tannen umrahmten See in unvergleichlicher Schöne erscheinen. Bei tiefer sinkender Sonne erblassten langsam die goldigrothen Farben der Höhen wie ein allmählich ausklingender Accord. — Wir sind überzeugt, dass der Eindruck des Alpenglühens bei sämmtlichen Hörern und Hörerinnen des Curses ein bleibender war. Damit ist der Hinweis gegeben, dass Anschauungsmittel mitunter eine ganz besondere Beleuchtung erfordern.

Neben den Hölzel'schen Geographischen Charakterbildern kommen nur in zweiter Linie die Lehmann'schen in Betracht. Hingegen verdienen die bereits früher erwähnten Photochrome aus Zürich alle Anerkennung, wenngleich der Preis (das Stück 1 K 20 h) etwas hoch ist. Es wäre nur zu wünschen, dass speciell für Schulzwecke kurze Erläuterungen beigegeben würden.

Ganz gute Dienste leistet das Bilderwerk „Im Fluge durch die Welt“, eine Sammlung photographischer Ansichten aus allen Welttheilen, herausgegeben von J. L. Stoddard, The Werner Company, Chicago. In derselben Verlagsanstalt, die ihre Filialen in London, Berlin und Paris hat, ist in 16 Lieferungen ein ähnliches Bilderwerk „Die neue Welt“ erschienen. Jedes bringt circa 250 gelungene photographische Aufnahmen im Format 25 × 20 cm ohne Rand. Es ist natürlich, dass die für das große Publicum berechneten Werke auch Bilder bringen, die für Schulzwecke keinen Wert haben; aber bei dem sehr billigen Preise — es kommt ein Bild nicht ganz auf 4 h — lässt sich eine passende Auswahl treffen. Der unter jedem Bilde befindliche phrasenhafte und nichtssagende Text wird am besten in der Weise verdeckt, dass man es hinter ein entsprechend ausgeschnittenes Blatt Zeichenpapier bringt und in einem von rückwärts zu öffnenden Bilderrahmen ausstellt. Es genügen 4—5 einfache Holzrahmen zum Wechseln der Bilder vollständig für Schulzwecke. Wir haben den Versuch gemacht, beiläufig 25 solcher Bilder im Schulgange auszuhängen und sie nach einiger Zeit gegen andere zu vertauschen.

Sowohl Schüler als Lehrer haben daran das größte Interesse genommen. Das Interesse wird hier durch den Wechsel erzeugt. Dabei kommt zustatten, dass die Schüler in Landgymnasien, die zwar sehr dahin neigen, sich mit dem engsten Kreise ihrer Heimat zufrieden zu geben, auf den Bildern fremde Städte, Hafenplätze, Seen, Wasserfälle, Volkstypen u. dgl. m. schauen und nun sich angeregt fühlen, während der Geographiestunde auch davon zu hören.

Für Mittelschulen Böhmens und Mährens sind einige photographische Ansichten empfehlenswert, welche im Format 20 × 25 cm unter dem Titel: „Letem Českým světem“ von der Verlagshandlung Vilímek in Prag herausgegeben wurden.

Für die Vaterlandskunde in der VIII. Classe sind Gebirgspanoramen, wie sie beispielsweise der Deutsch-Österreichische Alpenverein als Beilagen zu seinen Mittheilungen veröffentlicht, von schätzenswertem Nutzen. Bei dem Gebrauche setzen wir voraus, dass eine bestimmte Partie des Alpenlandes an der Hand der Karte bereits durchgearbeitet wurde. Es empfiehlt sich, ohne weitere Bemerkung ein Panorama, z. B. vom Luschariberge, auszuhängen. Die Aufgabe besteht nun darin, den Aufnahmspunkt des Panoramas aus diesem und der Karte genau zu bestimmen. Macht man nun die Schüler aufmerksam, dass sich am obersten Rande die Weltgegenden verzeichnet finden und Reihen von Berggipfeln, unter denen die Culminationspunkte schon früher öfters genannt wurden, mit Klammern zusammengefasst sind, über welchen die Namen der Gebirgsgruppen zu lesen sind, so wird klar, dass der Aussichtspunkt dort liegen muss, wo die von den bekannten Culminationspunkten nach den entgegengesetzten Richtungen gezogenen Geraden sich schneiden. Erscheint also vom Aussichtspunkte der Monte Cristallo fast westlich, die Dreiherrnspitze im WNW, der Großglockner genau im NW, der Sonnblick fast im N. der Dobrač in NO und der Mangart in OSO so wird sich auf der Karte der Mittelpunkt des Rundgemäldes construieren lassen, wenn man von den genannten Bergspitzen in der entgegengesetzten Richtung Gerade zieht und den Schnittpunkt heraussucht. Auch die Lage und Richtung der Hauptthäler werden sich spielend in das Gedächtnis prägen und ebenso die diesen folgenden Verkehrswege. Bleibt Zeit, so lässt sich eine Menge interessanter Erörterungen über die Aussichtsweite und die Berechnung derselben unter der Voraussetzung anknüpfen, dass die Aussicht nicht etwa durch unmittelbar daranstoßende höhere Ketten nach einer Richtung beschränkt wird. Die Panoramen vom Großvenediger, vom Großglockner, von der Passeierspitze usw. würden sich wegen der dominierenden Lage dieser Gipfelpunkte besonders eignen. Es wird bekannt sein, dass J. Hann im 1. Bande der Allgemeinen Erdkunde (5. Aufl. 1896) auf S. 7 die mögliche Aussichtsweite vom Großglockner eingehend behandelt.

Analog könnten auf billig zu beschaffenden Karten zuerst theoretisch die Aussichtsweiten eingezeichnet und mit einem vorhandenen Panorama verglichen werden.

In neuerer Zeit ist von verschiedenen maßgebenden Seiten das *Skioptikon* für Schulzwecke empfohlen worden. Neben warmen Vertheidigern traten auch entschiedene Gegner auf den Plan. [1]) Es ist fast überflüssig, von dem *Werte* der Lichtbilder für den Unterricht zu sprechen. Daher sei nur mit einigen Worten angedeutet, dass dieser nicht sosehr in der Größe als in dem *plastischen Ausdruck* liegt. Durch den *Lichteffect*, der vom Bilde ausstrahlt, erscheint es innerlich *belebt* und bringt den Beschauer der Wirklichkeit am nächsten.

Durch die Verdunklung des Zimmers wird die Erwartung der Schüler womöglich noch höher gespannt als vor dem Aushängen gewöhnlicher Bilder. *Bevor* die Projection auf die Wand geschieht, werden die einleitenden Worte des Demonstrators auf das Vorkommende *vorbereiten*. *Dann* tritt, wie durch Zauberhand, plötzlich ein lebensfrisches Bild plastisch aus dem Dunkel. Auf jugendliche Gemüther muss dieser fast magische Vorgang von durchschlagender Wirkung sein. Während im alten Babylon nach dem Berichte des Propheten Daniel der König mit dem ganzen Hofe in Schreck versetzt wurde, als sie an der Wand plötzlich Schriftzeichen auftauchen sahen, so werden die Schüler durch eine ganz natürliche Erscheinung höchlich erfreut.

So verlockend nun derlei Theorien auch sein mögen, ebensolchen Schwierigkeiten begegnet die exacte Ausführung. Zuerst liegt eine solche in der Beschaffung der nöthigen *Lichtquelle*. Nur wenigen Lehranstalten steht elektrisches Licht zur Verfügung; die meisten müssen sich mit Acetylen- oder Ligroingas oder selbst mit Petroleum behelfen. Aus den Erfahrungen, welche wir mit Ligroinlampen machten, möchten wir *ausschließlich Acetylen* anempfehlen, wenn elektrisches Licht mangelt. Tiefer gehend sind die *pädagogisch-didaktischen Bedenken*. Die Vorführung der Lichtbilder erfordert größere Vorbereitungen. Die Verdunklung der Lehrzimmer ist in den meisten Fällen nicht möglich; meist ist nur die IV. und VIII. Classe mit Holzläden versehen. Der Lehrer wird sich also entschließen müssen, außerhalb der Unterrichtszeit die Demonstrationen zu machen und dabei eine ganze Reihe von Bildern vorzuführen. Hier liegt nun die Gefahr nahe, dass auf *einmal zuviel* geboten wird, dass sich die Bilder in der Erinnerung *theilweise* verwischen oder scheinbar ganz verschwinden.

Freilich kann diesen Übelständen deshalb und wegen der zu kurzen Dauer der Exposition (2—3 Minuten) abgeholfen werden, wenn

---

[1]) Vgl. K. Rethwisch, Jahresberichte über das höhere Schulwesen. XIII. Jahrgang 1898. Berlin 1899, S. X, 24 ff.

wir uns nicht scheuen, öfter eine Stunde unserer freien Zeit zu opfern. In kleinen Landstädten haben die Schüler zur Winterszeit, wenn die Eisbahn nicht prakticabel ist, an den Sonntagen abends Langweile. Wenn wir da einen Schülerkreis um uns versammeln, dann sind die eben ausgesprochenen Bedenken geschwunden. Die Schüler werden, so nehmen wir wenigstens an, von Fall zu Fall sich freuen und dankbar sein. Wir konnten sogar die angenehme Wahrnehmung machen, dass auch Erwachsene für diese Skioptikonabende reges Interesse bekundeten und, wenn ihre Mittel es erlaubten, zur Bereicherung der Sammlung beitrugen. Allein dieser Ausweg ist nur in kleineren Städten zutreffend, wo die Schüler innerhalb weniger Minuten im Anstaltsgebäude eintreffen können.

In großen Städten liegen die Verhältnisse häufig einfacher. Hier existieren in den prächtigen Schulpalästen physikalische Lehrsäle mit elektrischen Leitungen. Bei normaler Schülerzahl sind sie beiläufig in 9 oder höchstens in 12—15 Stunden besetzt; es erübrigen mithin beiläufig 16, respective 13 oder mindestens 10 Stunden. Es ist zu hoffen, dass der Lehrer der Physik nichts einzuwenden hat, wenn mit Vorwissen des Directors die eine oder andere Geographie-, Geschichts-, Latein- oder Griechischstunde in diesem Raume abgehalten wird. Das Skioptikon ist bereits am Platze; die Holzläden werden im Augenblicke geschlossen, und durch eine Drehung an der Leitung wird das Lichtbild in wenigen Secunden vor dem Auge der Classe erscheinen.

Zur Vollständigkeit eines geographischen Cabinettes gehört eine Sammlung von Robproducten, verschiedene Kunsterzeugnisse, die von der Thätigkeit und Cultur einzelner Volksstämme Kunde geben. Die Instructionen für Realschulen äußern sich diesbezüglich dahin, dass beim Unterrichte zwar keine Pflanzengeographie im eigentlichen Sinne in Betracht kommen könne, wohl aber die besonders hervorragenden Pflanzen in einem bestimmten Gebiete. Wir denken hier, um ein Beispiel zu bringen, an unsere Alpenflora. Die Lehrer der Mittelschulen in Alpengegenden würden vielleicht zu gewinnen sein, zur Sommerszeit Alpenblumen, in feuchtes Moos verpackt, durch die Anstaltsdirection portofrei an einzelne fernliegende Schulen verschicken zu lassen, wenn sie darum ersucht würden und für ihre Mühewaltung oder Auslagen eine angemessene Entschädigung erhielten. Die Ausgaben wären von der Lehrmitteldotation zu decken. Das Küstenland erzeugt Feigen, Wein, Öl; auf dem Hochgebirge wächst das Edelweiß, die Edelraute, Enzian, Alpenrosen usw. In Böhmen, Mähren und Galizien sind Tausende von Schülern, die noch niemals eine frische Weinrebe oder eine Alpenblume sahen; andererseits ist uns bekannt, dass vielen Schülern in Triest oder in Dalmatien Weizen, Korn, Gerste und Hopfen seltene Dinge sind. Es ist möglich, dass wir zuviel verlangen; aber vielleicht könnten

sich in dem reichgegliederten Österreich Gruppen einzelner Schulen bilden, die untereinander in Tausch treten wollten.

Die pflanzengeographischen Tafeln im Ausmaße von 100 × 75 cm, welche eben Prof. A. Hansen bei der Neuen Photographischen Gesellschaft in Berlin-Steglitz mit kurzen Erläuterungen erscheinen lässt, helfen einem lange gefühlten Bedürfnisse ab. In sehr gelungenen Aufnahmen werden in der ersten Lieferung auf drei Tafeln charakteristische Gewächse vom tropischen Asien vorgeführt: „Farnbäume in den Gebirgswäldern Ceylons"; „Tropische Culturebene mit Cocospalmenanpflanzungen in Bengalen"; „Bambusgebüsch in West-Java". Die 4. und 5. Tafel bringt einen „Regenwald im östlichen Himalaya mit epiphytischen Araceen" und „Dattelpalmen in der Oase von Tripolis". Leider wird es nur wenigen Anstalten möglich sein, die noch weiters folgenden 15 Tafeln (Original-Photographien) anzuschaffen, da der dem Gebotenen allerdings entsprechende Preis von 160 Mk. für gewöhnliche Mittelschulen zu hoch ist.

Kommen beim Unterrichte Rohproducte zur Verwendung, z. B. ausgewachsene Halme des Zuckerrohres, die Frucht der Cocospalme, Baumwollkapseln, Reispflanzen, Manilahanf, Chinarinde, Weihrauch, Manna, Durra, Farbhölzer, Gewürzsorten usw., so werden für die Schüler nicht nur die Lebensbedingungen dieser ausländischen Culturpflanzen von Interesse sein, sondern vielleicht noch mehr die Art des Anbaues, der Pflege, Ernte und der ersten Verarbeitung. Die Jugend interessiert sich weniger um die Pflanze als solche, als um die sich entfaltende Thätigkeit der Menschen. Wie Homer den Schild des Achilles beschreibt, indem er ihn entstehen lässt, ebenso wird es empfehlenswert sein, unter Vorausschickung der klimatischen Verhältnisse den Inder oder Fellah bei seiner Arbeit zu begleiten. Schätzenswerte Winke enthält der 3. Band der Allgemeinen Erdkunde, bearbeitet von Kirchhoff (Wien, Prag, Leipzig 1899), und Schimpers Pflanzengeographie auf physiol. Grundlage (Jena 1899). Die in der Verlagsbuchhandlung Pichlers Witwe u. Sohn (Wien) von Goering und Schmidt herausgegebenen „Ausländischen Culturpflanzen" mit erläuterndem Texte von Tewes (2. Aufl. Leipzig-Wien, Wachsmuth-Pichler 1894) sind in den Schulen Österreichs so weit verbreitet, dass jede weitere Bemerkung überflüssig wäre. Der Vorzug dieser colorierten Bilder liegt darin, dass die Verfasser wichtige Pflanzentheile im größeren Maßstabe am Rande bringen, während die Mitte von einer Landschaft eingenommen wird, die uns die einheimischen Arbeiter bei der Ernte zeigt.

Der Lehrstoff der astronomischen Geographie ist durch die Verordnung vom Jahre 1892 (V.-Bl. 1892, S. 402) bekanntlich „auf jenes Maß von Kenntnissen der sogenannten scheinbaren Bewegungen der Sonne eingeschränkt, welche einerseits zur Orien-

sierung, anderseits zur Darstellung der Verschiedenheiten der Tages- und Jahreszeiten und der daraus hervorgehenden klimatischen Grundthatsachen als fester Bestandtheile der Landschaftsbilder nothwendig und ausreichend ist".

Weder in dieser Verordnung, noch in den eben erschienenen Instructionen für Realschulen ist von einem Anschauungsmittel die Rede. Von den approbierten Behelfen würden in Betracht kommen: A. Klippel, Der Sternenhimmel (11. Aufl. 1894); E. Wetzel, Wandkarte für den Unterricht in der mathematischen Geographie (Berlin 1884) und E. Letoschek, Tableau der wichtigsten astronomisch-geographischen Verhältnisse (Wien 1880). Daran reihen sich die in jedem Atlas der mathematischen Geographie gewidmeten Blätter.

Es ist bis jetzt die Nichtübereinstimmung zwischen Verordnung und Unterrichtsbehelfen nicht genügend gewürdigt worden. Diese sind fast ausnahmslos zur Erläuterung für die wirkliche Bewegung gearbeitet. Über diese äußert sich die bereits angezogene Verordnung: „Dagegen ist die Kenntnis der wirklichen Bewegung der Erde nicht unerlässlich nothwendig ..." Sucht nun der Lehrer nach einem passenden Anschauungsmittel für die scheinbare Bewegung, so kommt er in einige Verlegenheit, wenn er sich nicht auf die „Anleitung zur eigenen Beobachtung" beschränken will. Diese ist wohl in erster Linie zu empfehlen; sie erfordert aber eine Vertheilung auf verschiedene Tages- und Jahreszeiten. Wo die Sonne zur Zeit der Solstitien und Äquinoctien auf- und untergeht, wie hoch sie zur Mittagszeit emporsteigt und um Mitternacht hinabsinkt, kann nicht gelegentlich ein- oder das anderemal gezeigt werden, sondern erfordert eine wiederholte systematische Beobachtung. Soweit wir während unserer Praxis den Mittelschlag der Schüler kennen zu lernen Gelegenheit hatten, möchten wir der Genauigkeit der eigenen Beobachtung nur wenig vertrauen. Da man aber bei astronomischen Observationen nicht genau genug sein kann, dürfen diese nicht den Schülern mehr oder weniger allein überlassen bleiben. In großen Städten, wo der Gesichtskreis durch hohe Häuser eingeengt und das Schülermaterial dem Lehrer nicht zur Hand ist, wird es mit den Beobachtungen seine guten Wege haben. Wir brauchen also ein geeignetes Anschauungsmittel im Schulzimmer, welches einigermaßen den Wegfall der Beobachtungen am Himmelszelte ersetzen kann. Man behilft sich mit graphischen Darstellungen auf der Schultafel, wie sie Wetzel auf seiner Wandkarte in Figg. I, III und IV bringt und andere Verfasser in Lehrbücher aufnahmen. Zumeist sind es Sonnenbahnen für verschiedene Parallelkreise. Da nun der Unterricht dieser Partien mit der zweiten Classe anhebt, wird eine Auffassung und Vorstellungsgabe vorausgesetzt, die selten bei einem 12—13jährigen Knaben zu

finden ist. Die Construction der unter verschiedenen Winkeln sich schneidenden Ellipsen, die eigentlich Kreise sind und nur in der Perspective als Ellipsen erscheinen, begegnet nicht selten ungeahnten Schwierigkeiten. Dazu kommt, dass wir in Wirklichkeit den Vorgang vom Mittelpunkte des Gesichtskreises beobachten, während das Auge des Beschauers bei den graphischen Darstellungen sich außerhalb befindet und daher der Ost- und Westpunkt zur Meridianebene verschoben ist.

Ein kleiner Apparat aus Cartonpapier, von Prof. E. Richter im Begleitworte zu seinem Lehrbuche der Geographie vorgeschlagen, eignet sich für den Anfang des Unterrichtes ganz gut, wenn die für die Sonnenbahnen gewählte orthographische Projection sinngemäß auch auf den Horizont Anwendung findet und die beiden Wendekreise zur leichteren Unterscheidung vom Himmelsäquator roth und hellblau gezeichnet werden. Dabei muss der Lehrer beim Gebrauche dieses Anschauungsmittels einer leicht begegnenden fehlerhaften Auffassung entgegentreten: das ist die Unterscheidung der Lage des Himmelskreises zum Horizonte und des Einfallswinkels des jeweiligen Sonnenstrahles zum Beschauer. Durch Anbringung einer Gummischnur vom Drehungspunkte zur Peripherie der Scheibe und auf der rückwärtigen Seite zu diesem zurück könnte der Einfallswinkel der Sonnenstrahlen zur Mittagezeit für die einzelnen Monate mit Leichtigkeit gezeigt werden.

Der radicalste Behelf bleibt aber zweifellos ein brauchbares Tellurium. Fast jede Schule ist im Besitze eines Telluriums, das aber im Sinne der früher erwähnten Min.-Verordnung vom Jahre 1892 fast durchaus unbrauchbar geworden ist. Die Ursache liegt in dem Gegensatze der Auffassung. Nach der Verordnung und den Instructionen ist auf die scheinbare Bewegung die Aufmerksamkeit zu lenken; die Tellurien sind mit wenigen Ausnahmen zur Demonstration der wirklichen Bewegung construiert. Es wird daher die Behauptung nicht zu gewagt sein, dass die wenigsten Schulen sich im Besitze eines brauchbaren Telluriums befinden. Brauchbar ist der Apparat, wenn man mit ihm die wirkliche und scheinbare Bewegung demonstrieren kann. Wir haben in dieser Beziehung die besten Erfahrungen mit dem vom Schulrathe Prof. Dr. W. Schmidt erfundenen und bei der Firma Hölzel in Wien verlegten Tellurium gemacht. Daneben verdient das auf demselben Principe beruhende Coelo-Tellurium von A. Michalitschke in Prag (1898) Empfehlung. Soll mit dem Tellurium der gewünschte Erfolg erzielt werden, so dürfen nicht mehr als etwa zehn Schüler gleichzeitig an den Demonstrationen theilnehmen. Der Grund liegt darin, dass das Auge möglichst nahe der dem kleinen Globus aufgesteckten Horizontalplatte sein soll, „um“, wie die Instructionen für die Realschulen treffend bemerken, „die nämliche gegenseitige, aber eine andere Lage zum jeweiligen Horizonte“ zu bemerken. Auch die Auf-

stellung des Apparates darf im Schulzimmer nicht willkürlich geschehen. Der Lehrer wird nämlich, bevor er zum Tellurium übergeht, mit der Hand die Richtung und Neigung der Sonnen- und Sternbahnen gezogen und die Lage zum Polarsterne bestimmt haben. Schauen die Schüler mit dem Gesichte gegen Norden, so können sie vor sich hin zu diesem zeigen, während sie sich um 180° umwenden müssen, wollen sie nach den Sonnenbahnen weisen. Würde man in diesem Falle das Tellurium so anfstellen, dass es den Schülern zugekehrt ist, so entstünde hier eine der Wirklichkeit entgegengesetzte Neigung der Bahnen. Da nun die Achse desselben in der Verlängerung den Weltpol treffen soll, so ist zur richtigen Beobachtung der Vorgänge in den meisten Fällen ein Verlassen der Sitzplätze erforderlich. Auch deshalb wird es sich empfehlen, gleichzeitig nur wenige Schüler theilnehmen zu lassen.

Das Anschauungsmittel wird die besten Dienste leisten, wenn es in dem von der Sonne beleuchteten Schulhofe zur Aufstellung gelangt und hier nach Monat, Tag und Stunde eingestellt wird. Auch die schwächeren Schüler werden bald eine klare Vorstellung von den scheinbaren Bewegungen der Himmelskörper bekommen. — Der Apparat selbst ist in einzelnen Theilen ziemlich compliciert. Eben deshalb möchten wir eine sehr genaue Vorbereitung für die ersten Demonstrationen empfehlen, um die Combinationen, die sich durch die Einstellung auf Monat, Tag und Stunde ergeben, glatt zur Lösung zu bringen.

Als Grundlage für eine einfache graphische Tafeldarstellung verdient ein sehr wenig verbreitetes, wenn auch approbiertes Lehrmittel besondere Erwähnung. Es ist F. Lingge Erdprofil der Zone vom 31.° bis 65.° nördlicher Breite. (München, Piloty u. Löhle 1886.) Auf jedem siebenten Breitengrade nämlich ist eine Schwer- oder Lothlinie gefällt, welche Zenith und Nadir desselben Punktes zeigt; ferner die Linie der Richtung des Halbmessers, die Richtung der zu den beiderseitigen Brennpunkten der großen Achse führenden Leitstrahlen, eine zur Erdachse gleichlaufende Nordlinie (scheinbare Himmelsachse) und eine senkrecht auf dieser stehende Parallelkreislinie; ferner Linien für die Mittagshöhen der Sonne zur Zeit des Winter- und des Sommersolstitiums. Wenn auch in anderen Theilen die Ergebnisse durch neuere Forschungen überholt sein dürften, so bleibt die treffliche Arbeit, besonders in höheren Classen, ein sehr brauchbares Anschauungsmittel, wenn folgende Abschnitte zur Behandlung kommen: Tiefe der Erdbebencentra, der Bohrlöcher und Schächte; die bei Ballonfahrten erreichten Höhen; die Höhe der Wolken, der Polarlichter und Nordlichtringe, der Sternschnuppen; die Abnahme des Luftdruckes, des Dunstdruckes und der Temperatur mit der Höhe; die Zunahme der Temperatur nach dem Inneren der Erde; das Verhältnis der Erhebungen in den Gebirgen zum Erdumfange. Ebenso wirksam ist die durchaus natürliche, auf Millimeterbruch-

theile genaue Einzeichnung der Meerestiefen, alles im durchgängigen Maßverhältnisse 1 : 1,000.000, also ohne jede Überhöhung.

Wir haben in der VIII. Classe nochmals Gelegenheit, die geographischen Anschauungsmittel in Gebrauch zu setzen. Es ist selbstverständlich, dass auf der obersten Stufe die Aufmerksamkeit auf andere Erscheinungen gelenkt wird, als vier bis fünf Jahre früher. Der Inhalt der Besprechungen vom Untergymnasium wird jetzt nur kurz anklingen, etwa wie eine Arie, die, sonst wohlbekannt, nur in Erinnerung zu bringen ist. Der Kreis der Anschauungsmittel ist durch den Lehrstoff geengt; nur jene kommen hier in Betracht, die sich auf die österreichisch-ungarische Monarchie beziehen. Hingegen werden viele Partien zur Besprechung kommen, welche früher nur angedeutet werden konnten.

Auf deductivem Wege werden bei Vorzeigung der Bilder sehr interessante Abschnitte über die feste Erdrinde und ihre Formen behandelt werden. Das Bild „Dolomiten“ führt zum Capitel der Verwitterung, und zwar sowohl der mechanischen als der chemischen; speciell diese kann bei dem Bilde „Die Adelsberger-Grotte“ verdeutlicht werden. „Die Zugspitze mit dem Eibsee“ zeigt Schutthalden, bereits mit Gehölz bewachsen. Werden die Wirkungen der Abspülung erörtert, so dienen die Bilder „Die Erdpyramiden bei Bozen“, „Das Prebischthor“ und „Die Sandsteinfelsen von Adersbach“ zur Illustration. „Die Donau bei Wien“ führt uns einerseits zur Lehre vom Durchbruche der Gewässer bei Gebirgen, anderseits zur Besprechung der fluviatilen Ablagerungen. „Die Liechtensteinklausen“ zeigt die Wirkungen der Erosion, „Der Großglockner“ oder „Die Ortlergruppe“ lenkt die Aufmerksamkeit auf die Höhe der Schneegrenze;[1]) beim ungarischen Tieflande bietet sich Gelegenheit, von der Entstehung der Ebenen, bei dem Bilde „Bocche di Cattaro“ von der Bildung der sogenannten Riasküsten[2]) einerseits, anderseits von dem Karstphänomen zu sprechen. Zieht man die meteorologischen Karten als Anschauungsmittel heran, so lassen sich einige Bemerkungen über die Vertheilung des Luftdruckes über Mitteleuropa,[3]) über die Eisverhältnisse der Donau in Österreich,[4]) über die Temperaturen fließender Gewässer[5]) und über die besonders interessanten Abfluss- und Niederschlagsverhältnisse von Böhmen einflechten.[6])

[1]) L. Kurowski, Die Höhe der Schneegrenze. Geographische Abhandlungen. Ed. A. Penck. Bd. V, 1. Wien, Hölzel.

[2]) F. v. Richthofen, Führer für Forschungsreisende. Berlin 1886.

[3]) J. Hann. Die Vertheilung des Luftdruckes über Mittel- und Südeuropa. Geographische Abhandlungen. Ed. A. Penck. II, 2.

[4]) A. Swarowsky, Die Eisverhältnisse der Donau in Bayern und Österreich. l. c. V, 1.

[5]) A. Forster, Die Temperatur fließender Gewässer Mitteleuropas, l. c. V, 4.

[6]) V. Ruvarac. Die Abfluss- und Niederschlagsverhältnisse von Böhmen. l. c. V 5. — Über das Karstphänomen vgl. die morphologische Monographie von J. Cvijić. l. c. V, 3.

Alle geehrten Fachcollegen werden die Wahrnehmung gemacht haben, dass die Studierenden der VIII. Classe ein großes Interesse für die österreichischen Alpenseen zeigen. Über deren Höhenlage und Zugehörigkeit zu Flussystemen und Kronländern ist bereits in der IV. Classe gesprochen worden. Schweift der Blick vom grünen Seespiegel hinan zu den steilen Felswänden, über welchen knapp der Flug der Wolken jagt, so wird mit psychologischer Nöthigung der Wunsch erregt, auch etwas von dem kühlen Seegrunde zu erfahren. Wenn auch in geographischen Werken die größten Tiefen der bedeutendsten Seen zu finden sind, so genügt das der Wissbegierde noch lange nicht. Es wäre gar schön, genauer zu wissen, wie es am Grunde des Hallstätter- oder Attersees aussieht, wie weit abwärts sich der Steilabfall der Wände fortsetzt, wie sich die Tiefe der Alpenseen zu jener der Fjorde verhalte. Wir halten es für überflüssig, auf den mit Unterstützung des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht von den Professoren A. Penck und E. Richter im VI. Bande der Geographischen Abhandlungen herausgegebenen Atlas der österreichischen Alpenseen zu verweisen. Für den Schulbedarf wird die eine oder die andere der 21 Tafeln trefflich zu verwerten sein.

Man wird zweifellos dem Gedanken zustimmen, dass durch den geographischen Unterricht und den richtigen Gebrauch der Anschauungsmittel die Jugend angeregt werden soll, auch nach der Beendigung der Studien an der Ausweitung und Vertiefung des Wissens unentwegt zu arbeiten. Hier kommt uns Lehrern der Geographie die Veranlagung der menschlichen Natur zuhilfe. Der Wissenstrieb nach der Gestaltung ferner Länder, Küsten und Inseln braucht durch eine vorher wohl überlegte Vorführung geographischer Anschauungsmittel nur geweckt zu werden. Da sich der Unterricht nur auf das Reale erstreckt und jede phantastische Ausschmückung vermieden wird, so ist nicht zu fürchten, dass die Phantasie der Schüler krankhaft aufgeregt werden könnte. Man wird ja auch niemals vergessen, neben den Lichtauch auf die Schattenseiten ferner Länder zu verweisen. Was den Gang der Schilderungen betrifft, dünkt uns am zweckmäßigsten, diese mit menschlichen Handlungen in Verbindung zu bringen, wie unser Lieblingsdichter F. v. Schiller es so prächtig schön in seinem „Tell“ gethan:

> „Wenn man hinuntersteigt von unsern Höhen
> Und immer tiefer steigt den Strömen nach,
> Gelangt man in ein großes, ebnes Land,
> Wo die Waldwasser nicht mehr brausend schäumen,
> Die Flüsse ruhig und gemächlich ziehen.
> Da sieht man frei nach allen Himmelsräumen.
> Das Korn wächst dort in langen, schönen Auen,
> Und wie ein Garten ist das Land zu schauen.“ (III, 3.)

Mies. Dir. Dr. Georg Juritsch.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Aeschyli Choephoroi. Cum annot. crit. et comm. ed. Fr. H. M. Blaydes. Halis Sax. 1899. 196 SS.

Ich würde kaum Tadler finden, wenn ich zur Beurtheilung des vorliegenden Buches unsere Leser einfach auf meine Anzeige des Blaydes'schen Agamemnon in dieser Zeitschrift 1898, 11. Heft, S. 981 f. verweisen wollte: denn die beiden Ausgaben gleichen einander in allen Dingen wie ein Ei dem andern. Aber ich weiß, dass ich mit meinem günstigen Urtheile so ziemlich allein dastehe — wie man sonst verfährt, möge der Leser aus der Anzeige im Lit. Centralblatte vom 28. October 1899, S. 1471 entnehmen —, und deshalb muss ich, weil ich an demselben festhalte, meinen Standpunkt begründen.

Schon durch Äußerlichkeiten (z. B. die lateinische Orthographie) werden wir daran erinnert, dass der Verf. auf den Ruhm, eine Ausgabe zu schaffen, die allen Erfordernissen moderner Forschung entspricht, verzichtete. Er bemüht sich fast ausschließlich um die Textkritik und will den Wert der Conjectur, insbesondere jener, die auf einer peinlichen Berücksichtigung des gesammten Sprachgebrauchs der Tragiker und Komiker fußt, praktisch erweisen. Wer also diese Ausgaben zu dem Zwecke studiert, um sich zu einem gesicherten Texte durchzuarbeiten, wird dem unermüdlichen Verf. für die reiche Anregung, die er Schritt für Schritt bietet, gewiss Dank wissen und sichs überlegen, den Vertreter einer jetzt leider immer seltener werdenden Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit mit billigem Hohne zu kränken. Mehr als diese Anerkennung verlangt aber der Verf. auch gar nicht. Sein Text ist durchaus nicht radical umgestaltet: der kritische und exegetische Commentar aber wird ihm in dem Sinne entgegengestellt, dass sie eine laute Sprache reden sollen von dem unglaublichen Umfange der hier herrschenden Corruptel. — Betrachtet man die Blaydes'sche Ausgabe der Choephoren von

diesem Standpunkte, so wird man ihr selbst neben der Wilamowitzschen die Berechtigung zu existieren nicht absprechen, ja man wird sogar das Unglaubliche einigermaßen entschuldbar finden, dass Bl. Wilamowitz' Angabe unbeachtet gelassen hat.

So wird auch manche Absonderlichkeit des Buches erklärlich, z. B. dass zu V. 994, einem 'locus vexatissimus', zehn Conjecturen vorgeschlagen werden und es dann schließlich heißt: 'sed locum *haud dubie spurium* vix operae pretium est tentare', oder dass der kritische Commentar zu 1025 also lautet: 'ἄδειν mes. Vix sanum. Fors. πηδᾶν (cf. Arist. Nub. 1392). Sed nil mutandum, quum recte consocietur ἄδειν et ὑπορχεῖσθαι *(to dance quick and wildly to music).* Sed nil temere mutandum. Cf. Athen. XIV 631 C.' Dies lehrt eben, dass der Verf. nur den Weg zum Rechten zeigen will, dass er Material in Fülle bieten will, sei es selbst ungeordnetes und an Wert ungleichartiges.

Versehen und Druckfehler sind allerdings nicht eben selten. S. 97 heißt es zu V. 23 'Aeschyli fabula fuit Προπομποί inscripta', und dieselbe Anmerkung nur mit dem Wortlante 'Προπομποὶ inscripta fuit Aeschyli tragoedia' ist acht Zeilen später zu demselben Verse ohne jegliche Veranlassung an ungehöriger Stelle wiederholt. Zu V. 28 ist die Stelle Suppl. 129 so citiert: *πολλάκι δ' ἐμπίτνω ξὺν λακίδι λίνοισιν ἢ Σιδονίᾳ καλύπτρᾳ*, obwohl dort erst die unzweifelhafte Emendation Tuckers (nicht, wie Wecklein angibt, Büchelers) λινοσινεῖ (statt λίνοισιν ἢ) das im Texte der Choephoren überlieferte λινοφθόροι λακίδες ins richtige Licht stellt.

Wien. Hugo Jurenka.

Lycurgi oratio in Leocratem post Carol. Scheibe adiectis ceterarum Lycurgi orationum fragmentis ed. Frid. Blass. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri 1899. 8°. XLIV u. 86 SS.

Scheibes Ausgabe der Leocratea vom Jahre 1877 hat unter der neuen Bearbeitung durch Blass ein durchaus neues Gepräge erhalten; nicht eine neue Auflage, sondern eine neue Ausgabe der Rede haben wir vor uns. So zahlreich sind die Änderungen am Texte, denen wir begegnen, sowohl eigene Besserungen, als auch fremde Conjecturen. Blass hat zunächst den maßgebenden Codex Crippsianus einer erneuten Durchsicht unterzogen, besonders jene Stellen, an welchen eine Änderung durch eine spätere Hand sichtbar ist, über die Seite V der Praefatio Auskunft gibt, ferner die Lesarten des Oxoniensis N benützt, welcher allerdings nur einen Theil der Rede Lykurgs enthält und von Thalheim neuerdings verglichen worden ist. Indessen ist die Bedeutung dieser Handschrift, welcher Blass geneigt ist ein hohes Gewicht beizulegen, nicht allzu hoch zu veranschlagen; sie ist aus derselben Quelle geflossen wie der

Crippsianns und bietet nur in wenigen Fällen Besseres, aber auch eine große Reihe von Fehlern. Immerhin hat ihr Bl. manche Änderung entnommen, während Scheibe diese Handschrift unbekannt geblieben war.

Dazu kommt die Absicht des Herausgebers, die Zahl der Stellen, wo Hiatus vorkommt, nach Möglichkeit zu verringern, wenngleich er zugeben muss, dass Lykurg ihn nicht streng gemieden hat. Wo dies mit leichten Mitteln erreichbar ist, z. B. durch Umstellung, wird man dem Herausgeber gerne folgen, wie §. 22, wo auch der Oxon. die Abfolge ἔχοντα αὐτοῦ bietet, 27 ἔσεσθε ῥαθυμότατοι u. öfters. Aber des Hiatus wegen §. 43 ψήφῳ zu streichen ist zu gewaltsam, §. 9 unnöthig, ἐνὶ ὀνόματι in ἕν ὁ νόμος τι zu ändern, da sonst gegen die Überlieferung kein Bedenken obwaltet, wie Rehdantz nachgewiesen hat. Der Dativ scheint mir ἀπὸ κοινοῦ zu stehen. Dagegen wäre das hier wiederholte ὁ νόμος überflüssig und schleppend.

Neben diesem Gesichtspunkte ist für Blass noch ein anderer maßgebend gewesen: die Rücksicht auf den Sprachrhythmus. Dass auch Lykurgs Sprache rhythmische Entsprechung der Glieder zeige, war Blass noch in der 2. Auflage seiner Geschichte der attischen Beredsamkeit entgangen, und erst hier weist er in der Praefatio Spuren davon in der Leocratea nach. Bei der nahen Verwandtschaft, in welcher der Stilcharakter Lykurgs zu dem des Isokrates steht, ist das Vorhandensein rhythmischer Färbung der Sprache an sich nicht verwunderlich; jedenfalls tritt aber diese nicht in dem Maße hervor, dass man an eine b e w u s s t e Anwendung des Rhythmus als Regel denken mag. Wenn nun gar der Herausgeber Änderungen des Textes wiederholt damit begründet oder mindestens unterstützt, dass sich nunmehr rhythmisch gleiche Silbenabfolge ergebe, so hat für mich ein solcher Hinweis wenig Beweiskraft. Betrachten wir einige dieser Stellen. §. 3. Statt ἐν ταύτῃ hat Blass eine ältere Conjectur ἐνταῦθα aufgenommen. In diesem läge der Hinweis auf die Stätte des Gerichtes wie §. 11 (vgl. ἐνθάδε § 12), ein solcher wäre aber neben τοὺς κρίναντας weit überflüssiger als die Beziehung auf das vorangegangene τῇ πόλει, welche mit ἐν ταύτῃ oder dem schwächeren ἐν αὐτῇ (so Reiske!) gegeben ist. — §. 17. Mit der Änderung des ἐφοβήθη in φοβηθείς ist das Anakoluth beseitigt und die Concinnität zum ersten Gliede hergestellt. Aber die Aufeinanderfolge ἀφορῶν καὶ προδιδοὺς φοβηθείς wäre so unbeholfen, dass ich bei der Überlieferung verbleiben möchte; die Härte des Anakoluth wäre durch Änderung des οὔτε in οὐδέ zu mildern. — §. 51. Unnöthig schreibt Blass statt δίκαιον καί (wie es scheint, nur in Rücksicht auf den Rhythmus) δίκαιοι. — §. 139. Τοιαύτης (oder τοσαύτης nach Coraes) χάριτος ist richtig, τινός, wie jetzt Blass verlangt, gibt weder einen guten Sinn, wie aus der folgenden Parenthese erhellt, noch verträgt es sich mit der an der Spitze des Satzes stehenden Negation; es müsste οὐδεμιᾶς

heißen. — §. 140. Gegen *ἀξιοῦν*, das Blass in Klammern stellt, liegt kein Bedenken vor; dass im vorigen Paragraph *ἀξιοῦσι* steht, ist doch kein ausreichender Grund, um jenes hier zu beseitigen. — Es muss übrigens anerkannt werden, dass in manchen Fällen der Herausgeber auch die handschriftliche Autorität mit dem Hinweise auf rhythmische Responsion vertheidigt.

Den vielen Fällen, wo Ref. dem textkritischen Verfahren des Herausgebers nicht beizustimmen vermag, stehen nicht wenige gegenüber, wo wir ihm wirklichen Gewinn zur Besserung des ziemlich schlecht überlieferten Textes verdanken. So empfiehlt sich §. 18 *μόλις* für *μόνος*, desgleichen §. 43 die Versetzung des Satzes *οὐθ' ἡ μὲν χώρα — τὰ ὅπλα* aus dem folgenden Paragraphen nach *σωτηρίαν*, wo das wiederholte *συμβάλλεσθαι* deutlich für diese Verbindung spricht. Die Lücke nach *οἰκέτας* §. 28 wird passend nach den Überresten im Oxoniensis durch *ἧς ἀκοῦσαι ἄξιόν ἐστιν* ergänzt; ebenso ist §. 51 die Hinzufügung des Objectes *ἀνδρείαν* vor *ἐπετήδευον* zu billigen und mit Recht der Relativsatz ungeändert geblieben, der ja ebensowenig Anstoß erregt, wie etwa z. B. bei Plato Symp. 220 *A ὃ πάντων θαυμαστότατον, Σωκράτη μεθύοντα οὐδεὶς πώποτε ἑωράκει ἀνθρώπων.* — In §. 26 ist die Tilgung der Worte *ὁμώνυμον αὐτῇ*, die gleich darauf an richtiger Stelle wiederkehren, begründet, dagegen die Änderung der voraufgehenden Worte in *ὡς τὴν χώραν τῆς Ἀθηνᾶς εἰληχυίας* ebenso willkürlich und unsicher, wie die Vermuthung anderer: *τῇ Ἀθηνᾷ . . εἰληχυίᾳ*. Der überlieferte Accusativ lässt vielmehr vermuthen, dass nach *εἰληχυῖαν* ein Particip (*σεβόμενοι* oder dgl.) ausgefallen ist; nur so ist die Stellung der Worte zu erklären. Sie ganz zu tilgen, wie Bekker wollte, wäre natürlich ein schlechtes Auskunftsmittel. — Wenig wahrscheinlich ist §. 39 *ἀρτίως*, was Blass an Stelle des *τῷ* mit der folgenden Lücke vermuthet. Es scheint vielmehr ein Dativ nothwendig, nicht wegen *προσήγγελτο*, sondern wegen *γεγονός*. — §. 138. Mit der Schreibung *τοῖς τοιούτοις* bin ich nicht einverstanden, möchte aber das handschriftliche *οἱ τοιοῦτοι* in *αὐτοῖς οὗτοι* geändert wissen.

Gegenüber der Ausgabe von Scheibe ist die vorliegende nicht nur um die Fragmente aus Lykurgs Reden bereichert, sondern bietet noch in der Praefatio die ganze pseudo-plutarchische Vita, die kurze des Suidas, ferner die inschriftlich erhaltenen Anträge des Lykurg, alles dies mit kritischen Noten, endlich ein Sachregister am Schlusse.

Wien. Franz Slameczka.

Zur Xenophon-Literatur.

1. **Xenophontis Expeditio Cyri.** Recensuit Guilelmus Gemoll Editio maior. Adiecta est tabula geographica. Lipsiae, Teubner 1899. 8°, VIII u. 305 SS. Preis 1 Mk. 20 Pf.
2. **Xenophons Anabasis.** Für den Schulgebrauch in verkürzter Form herausgegeben von Dr. Josef Werra, Gymnasialdirector zu Vechta i. O. Mit einer Karte. Münster i. W., Aschendorff 1899. 8°, XVI u. 160 SS. Preis geh. 1 Mk. 25 Pf. [Aus Aschendorffs Sammlung lateinischer und griechischer Classiker.]
3. **Wörterbuch zu Xenophons Anabasis.** Für den Schulgebrauch bearbeitet von Ferdinand Vollbrecht. 9. verb. Aufl. besorgt von Dr. Wilhelm Vollbrecht, Professor am Christianeum zu Altona Mit 68 Abbildungen im Texte, zwei Tafeln und einer Übersichtskarte. Leipzig, Teubner 1899. gr. 8°, IV u. 251 SS. Preis geb. 2 Mk. 20 Pf.
4. **Wörterbuch zu Xenophons Hellenika.** Mit besonderer Rücksicht auf Sprachgebrauch und Phraseologie. Für den Schulgebrauch bearbeitet von K. Thiemann. 4. Aufl. Leipzig, Teubner 1898. gr. 8°, VI u. 124 SS Preis 1 Mk. 50 Pf.
5. **Präparationen für die Schullectüre griechischer und lateinischer Classiker.** Begründet von Prof. Dr. Krafft und Prof. Dr. Ranke. Heft 5. Präparation zu Xenophons Anabasis. Buch I. Wortkunde. 3. Aufl. Neu bearbeitet von Prof. Dr. Koehler. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt (O. Goedel) 1898. gr. 8°, 37 SS. Preis 60 Pf. — Heft 9. Präparation zu Xenophons Anabasis. Buch II—IV. Wortkunde. 2. Aufl. Neu bearbeitet von Prof. Dr. Koehler. Ebenda 1899. gr. 8°, 40 SS. Preis 65 Pf.
6. **Vocabeln und Präparation zu Xenophons Hellenika** für den Gebrauch zu allen Ausgaben eingerichtet von M. E. Grundmann, Oberlehrer am königl. Gymnasium zu Rawitsch. Gotha, Perthes 1898. 1. Heft: Buch 1. 8°, 42 SS. — 2. Heft: Buch 2. 8°, 42 SS. — 3. Heft: Buch 3. 8°, 48 SS. Preis à 50 Pf.
7. **Xenophons Hellenika.** Ausgewählte geschichtliche Gruppen und Einzelbilder. Ausgabe A. II. Theil: Commentar, bearbeitet von Dr. Konrad Roßberg, Professor am Gymn. Andreanum zu Hildesheim. Münster i. W., Aschendorff 1897. 8°, IV u. 202 SS. Preis cart. 1 Mk 50 Pf. [Aus Aschendorffs Sammlung lateinischer und griechischer Classiker.]

1. Den von Dindorf für die Textkritik von Xenophons Anabasis aufgestellten, von Hug gebilligten Grundsatz 'ut, ubi sana ratione fieri posset, cum meliorum librorum consensui tum ubi hi inter se dissentirent, primae manui C codicis (Parisini 1640) obtemperaretur' glaubt Gemoll dahin abändern zu müssen, dass er die erste Hand von Parisinus C als die beste Repräsentantin des Textes erklärt und alle übrigen Handschriften, sei es der 1. oder 2. Familie, als minderwertig hinstellt. Unter solchen Umständen ist es wohl begreiflich, dass er trotz der vorhandenen Collationen der Handschrift von Dübner und von Hug dieselbe für seine Zwecke aufs neue verglichen hat. Dass er in der Lesung mancher Stelle von seinen Vorgängern abweicht, wird niemand überraschen, der

die Schwierigkeiten kennt, die sich bei Collationierung selbst weniger schwer lesbarer Handschriften, als der Parisinus stellenweise ist, ergeben. Mit der Aufnahme eigener Conjecturen ist der Herausgeber zurückhaltender als in seiner Schulausgabe vom Jahre 1896: die dort eingesetzten sind entweder ganz aufgegeben oder in die Fußnote verwiesen, welche den Text begleitet; hier erscheinen allerdings auch einige neue Vermuthungen. Dass der Herausgeber endlich von der von ihm hochgehaltenen Handschrift öfter als in seinem Schultexte abgeht, ist gleichfalls bemerkenswert. Einigermaßen seltsam berührt die Bemerkung des Vorwortes: 'Quid de dialecto Xenophontea et de auxilio rebus orthographicis et grammaticis ab inscriptionibus Atticis repetendo sentiam, in praefatione prioris editionis disserui.' Zum Glück hat sich über diese Fragen der Herausgeber, von seinen anderen für gelehrte Zwecke bestimmten Publicationen zu Xenophon abgesehen, besonders auch in seinen 'Bemerkungen zu Xenophons Anabasis', über welche Ref. in dieser Zeitschr. 1899, S. 277 berichtet hat, des näheren verbreitet.

2. 'Vor dem Erscheinen verkürzter Anabasisausgaben pflegte man in der Regel nur die ersten 3—4 Bücher zu lesen: man ließ also die Griechen auf ihrem Rückzuge in den karduchischen Bergen oder im Schnee Armeniens stecken, höchstens folgte man ihnen bis Trapezus; und doch hat gewiss der Schüler ein Interesse daran, an der Hand des Xenophon, wenn auch in größerer Kürze, noch die weiteren Schicksale des vielgeplagten Söldnerheeres bis zur schließlichen Auflösung desselben oder bis zum Eintritt des Restes in das Heer des Spartaners Thibron kennen zu lernen.' So der Herausgeber. Durch Werras Auswahl ist der Schüler in die Lage versetzt, den ganzen Zug des Heeres von Sardeis bis zurück nach Pergamos zu lesen. Gegen die Auswahl, die reich bemessen ist und ungefähr die Hälfte des ganzen Werkes umfasst, lässt sich kaum etwas einwenden, nur dass hier wieder die ausgelassenen Partien durch deutsche Texteinlagen ersetzt sind. Wie Ref. über diese Einrichtung denkt, hat er wiederholt in dieser Zeitschrift ausgesprochen. Sehr zu billigen ist die Aufnahme einer nicht allzu knapp bemessenen Inhaltsangabe in die Einleitung, welche Leben und Schriften Xenophons bespricht. Im übrigen zeigt das Buch die bewährte Einrichtung und Ausstattung der Aschendorffschen Ausgaben.

3. Ref. hat über die 7. Auflage von Vollbrechts Wörterbuch (die 8. kam ihm nicht zu Gesichte) in dieser Zeitschrift 1892, S. 1132 f. berichtet. Was dort bemängelt wurde, ist in gegenwärtiger 9. Auflage durchwegs gebessert. Überhaupt aber hat das Buch bedeutend gewonnen und zwar zunächst in der äußeren Ausstattung. 'Außerdem sind die in den Text eingedruckten Abbildungen und Figuren, soweit nöthig, verbessert, zum Theil auch durch größere und schönere ersetzt, auch ist eine Anzahl ganz

neuer hinzugefügt. ... Statt der früheren drei Figurentafeln sind jetzt die zwei neuen aus der 9. Auflage des ersten Bändchens meiner Anabasisausgabe auch diesem Wörterbuche beigegeben.' Im übrigen erfuhr das Buch zahlreiche formelle Besserungen, aber auch Berichtigungen und Erweiterungen, die durch die neuere Literatur über Xenophon veranlasst wurden. 'Insbesondere ist auch die neue Textausgabe von A. Gemoll berücksichtigt, so dass deren besondere Lesarten und Schreibungen vom Schüler in diesem Wörterbuche gefunden werden können.'

4. Die Besserungen der 4. Auflage von Thiemanns Wörterbuch sind meist nur redactioneller Art, so dass eine schlichte Anzeige kaum Wesentliches hierüber zu berichten hat. Da jedoch das Buch in dieser Zeitschrift eine Besprechung bisher nicht gefunden hat, so sei auf seine eigenartige Anlage hiemit in Kürze hingewiesen. Es ist nach der Erklärung des Verf.s bestimmt, dem Schüler eine auf eigenen Kräften beruhende häusliche Vorbereitung auf die Lectüre des Schriftstellers zu ermöglichen. Ob nun aber die äußere Anordnung des Stoffes diesem Zwecke förderlich ist, muss Ref. dahingestellt sein lassen. Das vorliegende Lexikon unterscheidet sich dadurch von anderen Specialwörterbüchern, dass das Namenverzeichnis 'zum Zwecke der schnelleren Orientierung' von dem übrigen Stoffe abgesondert ist, ebenso dass die mit Präpositionen zusammengesetzten Verba unmittelbar ihrem Simplex angeschlossen sind. In Übereinstimmung hiemit sind ferner die von Nominibus abgeleiteten Verba sowie auch diejenigen, deren Simplex ungebräuchlich ist, unter dem auf die Präposition folgenden Buchstaben aufgeführt, jedoch durch den Druck von den ersteren unterschieden. Ref. muss mit seinem Urtheil über den praktischen Wert dieser lexikalischen Neuerung zurückhalten, da er doch dieselbe erst im Unterrichte erproben müsste. Soviel aber ist von vornherein sicher, dass der Schüler durch den vorausliegenden Gebrauch anderer Wörterbücher auf diese Einrichtung nicht vorbereitet ist. Übrigens versichert der Verf., dass er ein gleiches Verfahren in seinem homerischen Wörterbuche 'unter allseitiger Anerkennung' zur Anwendung gebracht hat. — Schließlich ist zu bemerken, dass vorliegendes Wörterbuch weit davon entfernt ist, ein unerlaubtes Hilfsmittel abzugeben, sondern sich durch Präcision und Kürze auszeichnet.

5. Über vorliegende Präparation berichtet Ref. bereits zum drittenmal in dieser Zeitschrift. Wiederum ist der Bearbeiter ein anderer. Koebler hat zwar sichtlich die Arbeit seines Vorgängers M. Krafft, des Nachfolgers J. A. Rankes in der Herausgabe des einen Bändchens zu Buch I, zur Grundlage der seinigen genommen, ohne sich jedoch irgendwie daran zu binden. Infolgedessen ist manches für den präparierenden Schüler unnütze Wortmaterial entfallen. Namentlich sind die Wortfamilien auf die dem Schüler bereits bekannten Vocabeln beschränkt, so dass z. B. I 1, 2 unter

ὁ φίλος nur φιλέω und φιλία erscheint, während die früher beigegebenen Bildungen φίλιος und φιλικός weggeblieben sind. Auch die zwecklos verschwenderische Druckeinrichtung wurde vereinfacht, und das eine Heft (zu Buch I), das ehedem 62 Octavseiten umfasste, enthält gegenwärtig deren 37. Man kann mit der gegenwärtigen Anlage der Arbeit wohl zufrieden sein, so dass sie nicht einen vierten Herausgeber zu suchen braucht.

6. Grundmanns Arbeit schließt sich an den vollständigen Text der Hellenika nach O. Kellers Ausgabe an. Sie bietet zunächst und vor allem ein Vocabular, das nur ausnahmsweise etymologische Nachweise, in der Regel nichts außer der eben anwendbaren Bedeutung, bei unregelmäßigen Verben allenfalls noch einige Stammformen bringt. Daneben finden sich erklärende Bemerkungen sprachlicher und — seltener — sachlicher Art, wie sie in Schulcommentaren zu finden sind. Im ganzen setzt der Verf. das Wissen eines mäßig begabten Schülers voraus und bietet daher der Hilfen eher zuviel als zuwenig.

7. Roßberg liefert zunächst einen Commentar, aber auch — in gewissen Schranken — ein Vocabular. Was ersteren anlangt, so kann derselbe gerade nicht karg genannt werden: er sorgt für ein ziemlich weitgehendes sachliches und sprachliches Verständnis, ohne dass indes des Guten zuviel gethan wäre. Ein besonderes Augenmerk richtet der Verf. darauf, eine mustergiltige Übersetzung, wie sie in der Schule erarbeitet werden soll, vorzubereiten, in der richtigen Voraussetzung, dass diese Aufgabe des Unterrichtes nur mangelhaft erfüllt wird, wenn nicht der Schüler bereits eine gewisse Vorbereitung dazu mitbringt. Was den lexikalischen Theil der Anmerkungen anlangt, so stimmt der Vorgang des Verf.s vollkommen zu den Ansichten des Ref.; es ist thatsächlich, wie sich der Verf. ausdrückt, unfruchtbare Zeitvergeudung, den Schüler das Lexikon wälzen zu lassen bei Vocabeln, die ihm unbekannt sein müssen und für die nur eine Bedeutung existiert; bei Vocabeln und Wendungen, über die das Lexikon ihm keinen genügenden Aufschluss gibt; bei Phrasen und Ausdrücken, die an der betreffenden Stelle einen durch den Zusammenhang bedingten speciellen Sinn haben.

Wien. J. Golling.

Präparationen für die Schullectüre griechischer und lateinischer Classiker. Begründet von Krafft und Ranke. Heft 38 u. 40: Präparationen zu Horaz' Oden Buch I und II, III und IV nebst dem Säcularliede. Von A. Chambalu. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt (O. Goedel) 1899. 8°, 62 u. 64 SS. Preis eines Heftes 90 Pf.

Die Urtheile über den pädagogischen Wert dieser gedruckten Präparationen gehen auseinander. Ich stelle mich entschieden auf

die Seite derer, welche in diesen dem Schüler so weit entgegenkommenden Hilfsmitteln keine geringe Gefährdnng der idealen Zwecke des Unterrichtes erblicken.

Es lässt sich nicht leugnen, dass der Herausgeber der vorliegenden Hefte ans guten Hilfsqnellen viel Brauchbares, namentlich für die sachliche Erklärung, znsammengetragen hat, daneben aber findet sich in dem Vocabelverzeichnis nnd in den sprachlichen Anmerkungen einerseits so viel Triviales, anderseits so manches über den Fassnngskreis des Schülers hinausgehende Material aufgespeichert, dass dadnrch die Branchbarkeit des Bnches wesentlich herabgedrückt wird. Sollte es wirklich Schüler geben, denen man anf der obersten Stufe noch immer die gangbarsten Wörter in ihren gewöhnlichsten Bedeutungen vorführen mnss, die nicht wissen, dass novi perf. zu nosco, noris = noveris, princeps = primus, non levis = gravis ist, et häufig für etiam steht, primo vere bei Anbruch des Frühlings, snb Alpibns am Fuße der Alpen heißt, amicus als Adjectiv mit dem Dativ verbnnden wird usw. usw.? Setzt man aber ein so tiefes Wissensniveau bei dem Schüler voraus, so ist es nicht recht begreiflich, wie man von demselben verständnisvolles Interesse für die aus den verschiedensten Sprachen und Dialecten herbeigeholten etymologischen Hinweise nnd Erklärungen erwarten darf. Glaubt der Herausgeber im Ernste, dass durch Erklärnngen, wie z. B. I S. 14 p-ius (*pu-ī-ins), S. 18 pi-nus (*piz-nos), S. 50 ped-ester (pedit-ster), II S. 33 idō-neus (id-dō 'dazu', vgl. quan-dō), S. 58 hībernus (ans χειμερ-ινός durch *heimrino-, hīmrino-, hībrno-) dem Schüler die Worterkenntnis 'erschlossen' wird? Wie nnn hier Beschränknng anf wirklich lehrreiche, dem Schüler einleuchtende Beispiele rathsam war, so sollten ihm auch nur möglichst gesicherte Etymologien vorgeführt werden. Bei manchen ans den Werken von Stowasser, Stolz, Osthoff n. a. entlehnten Etymologien, die jene Gelehrten selbst als zweifelhaft hinstellten, sollte das Fragezeichen nicht fehlen. Gegen eine Reihe von etymologischen Dentungen wird man sich geradewegs ablehnend verhalten müssen. Ich will mich auf ein paar Beispiele beschränken. Dass horreum (I S. 1) ein griechisches Lehnwort sei, ist an und für sich unwahrscheinlich. Eher könnte das erst spät überlieferte ὡρεῖον Lehnwort ans dem Lateinischen sein. Festns hat es gewiss nicht erfunden, wenn er sagt: horreum antiqui dicebant farreum a farre. Vgl. Corssen, Ausspr. I² S. 100, Stolz bei Iw. Müller S. 295. Es hat daher weder Weise noch Saalfeld horreum als verdächtiges Lehnwort erwähnt. Credo (S. 6) heißt keinesfalls cordi do, ja es enthält nicht einmal dare. Die Gleichsetzung von credo mit skt. śrad-dadhâmi gehört zn den frühesten Errnngenschaften der vergleichenden Sprachwissenschaft. Vgl. Brugmann, Grundr. I §. 507. Pott, WWb. II 2, S. 144 ff. Wörtlich übersetzt würde credo heißen: cor pono. Arbiter (S. 6) enthält sicher nicht die Wz. fu. Die alte Ableitung von ad und bītere, bētere ist laut-

lich und begrifflich tadellos. Vgl. Skutsch in Bezzenbergers Beitr. XXIII (1897), S. 104.

Die Anmerkungen sprachlichen Inhaltes enthalten zahllose Hinweise auf die auf dem Heftumschlag abgedruckten 'Vorbemerkungen'. Diese bieten eine knappe Charakteristik der Sprache der Oden (I. Lyrische Kürze, II. Wortschatz) und sind im allgemeinen wohl geeignet, dem Schüler ein besseres Verständnis der dichterischen Sprache und eine klare Erfassung des Gedankens zu vermitteln. Einzelne Bemerkungen, wie über die Beifügungen, attributive Appositionen, Participien, die durchwegs als Vertreter von Nebensätzen aufgefasst werden, scheinen mir übertrieben und können den Schüler zu einer Übersetzung verleiten, die der Horaz'schen Lyrik jede poetische Färbung raubt. Nach jener Anleitung müsste er virgo III 11, 35 übersetzen: Trotzdem sie nur ein Mädchen ist, pater Aeneas IV 7, 15: Äneas trotz seiner Göttlichkeit. Ähnlich I 35, 9 Dacus asper: trotz seiner Rauhheit, der sonst so rauhe Daker, I 1, 5 palma nobilis: weil sie ihn adelt, I, 2: (Dir weihe ich Bch. I—III) (denn Du bist) . . usw. Viel Unnützes ist besonders in dem Capitel 'Wortschatz' aufgehäuft, so die Bemerkung, dass 38 Wörter 10mal, nur 14 Wörter 15mal, nur 7 Wörter 20mal vorkommen, et 549-, — que 381mal sich findet u. dgl. Wir müssten jeden Lehrer bedauern, der die Lectüre des Venusiers zu solchen statistischen Spielereien missbrauchte. Was wir an diesen 'Vorbemerkungen' noch besonders zu tadeln haben, das ist der Druck, der allen Anforderungen der Schulgesundheitspflege geradezu Hohn spricht. Nimmt man noch dazu, dass der Heftumschlag schon bei kurzem Gebrauche stark abgenützt wird, so wird der Schüler, weil er ohne die 'Vorbemerkungen' viele der gewundenen Erklärungen nicht verstehen kann, bald rathlos dastehen. Aber aus dieser Klemme reisst ihn schnell die geschäftige Hand der Verlagshandlung, die ihm ja zehn Exemplare auf einmal bezogen um 7 Mk. 50 Pf. bietet!

Es wäre noch mehreres zu sagen über manche mehr verwirrende als orientierende, gekünstelte, theilweise auch unrichtige Erklärungen, über wenig ansprechende Übersetzungen, über die geschmacklosen gereimten Überschriften der Gedichte, über sprachliche Härten und Flüchtigkeiten; doch schon das oben Angeführte dürfte es rechtfertigen, wenn wir die vorliegenden Hefte als für die Gymnasialjugend ungeeignet, um nicht zu sagen schädlich, bezeichnen müssen.

Wien. F. Hanna.

J. Vahlen, De emendatione Tulliana, enthalten im Index lectionum der Berliner Universität für das Sommersemester 1898/9 und Wintersemester 1899/1900.

Im Folgenden sei es dem Ref. gestattet, mit aller Eindringlichkeit auf diese hochbedeutsame, in zwei Theile zerfallende Untersuchung hinzuweisen, die Vahlen an der bezeichneten Stelle publiciert hat. Sie betrifft eine methodologische Frage der philologischen Kritik und zwar speciell der Kritik Ciceros, dem schon zwei an derselben Stelle erschienene Abhandlungen des berühmten Berliner Gelehrten gewidmet waren. Mit Recht lauscht die philologische Welt stets begierig den scharfsinnigen, streng methodischen und stets den Kern der Sache treffenden Ausführungen Vahlens, so oft er zur Erörterung irgendeiner Frage das Wort ergreift; denn seine Ausführungen bedeuten allemal eine Förderung der philologischen Wissenschaft. Diesmal erhebt Vahlen seine warnende Stimme gegen eine Besonderheit des kritischen Verfahrens, unter dem gerade Ciceros Schriften in nachgerade bedenklicher Weise zu leiden haben, nämlich gegen die seit Halm immer mehr um sich greifende Sucht, überall Interpolationen zu argwöhnen, die zur Folge hat, dass selbst in der Ausgabe C. F. W. Müllers der Text gar häufig mit jenen bekannten eckigen Klammern verunziert erscheint, die Vahlens Unwillen erregen. Freilich, wenn in dieser Beziehung schon Müllers Verfahren, das sicherlich im ganzen als conservativ bezeichnet werden muss, das Misfallen Vahlens erregte, wie scharf würde wohl erst sein Urtheil lauten über manche andere neuere Herausgeber Ciceros, die, wie etwa A. Eberhard und mehr noch C. Meissner in seiner Ausgabe des Cato Maior und Laelius, in noch viel größerem Umfange von jenen berüchtigten Klammern bei Constituierung des Textes Gebrauch machen? Es ist wahrlich dankbar zu begrüßen, dass ein Mann von der Autorität Vahlens gegen die hierin sich breitmachende subjective Willkür ernstlich Stellung nimmt und den überzeugenden Nachweis erbringt, dass dieses Verfahren zumeist einer ernstlichen Prüfung nicht standzuhalten vermöge. Im ersten Theile der Abhandlung werden Stellen aus den Reden Ciceros, im ganzen acht, in Untersuchung gezogen, im zweiten Theile neun Stellen aus den philosophischen Schriften. An die Spitze der ganzen Abhandlung stellt Vahlen gleichsam als Wegweiser drei treffliche Regeln, die er, wie er erklärt, den Jüngern der Philologie, um sie vor Irrthümern in der bezeichneten Richtung zu bewahren, immer wieder einprägt. Es sind wahrhaft goldene Regeln, die wahrlich wohl geeignet sind, auch von gelehrten Kritikern beherzigt zu werden. 1. Man solle, um zu einem richtigen Urtheil über eine als unecht verdächtigte Stelle zu gelangen, den ganzen Zusammenhang der Stelle mit w i r k l i c h e r B e s e i t i g u n g der verdächtigten Stelle sorgfältig prüfen. Die bloße Einklammerung genüge durchaus nicht; sie erhalte vielmehr den Leser, der ruhig über die Klammern weglese, in der gefährlichen Täuschung,

ut adesse credat quae absunt. Aber man merke häufig sofort die gewaltsame Verstümmlung, wenn man sich die Stelle herausschreibe mit Streichung der eingeklammerten Worte. 2. Man habe sich stets ernstlich zu fragen, aus welchem Grunde und in welcher Absicht jener angebliche Interpolator die verdächtigten Worte dem Texte hinzugefügt haben solle. Wer eine Interpolation statuiere, ohne einen annehmbaren Grund für deren Entstehung angeben zu können, gleiche dem Blinden, der im Finstern herumtappe. Und gegenüber ganz unwahrscheinlichen Begründungen solcher Interpolationen bemerkt er treffend (p. 4): *non audiendos esse ne eos quidem, qui, ut interpolatoris sui rationes aperiant, incredibilia fingant et quae nusquam gentium fieri manifestum sit, ea facta esse nobis persuadere velint*. Der dritte von Vahlen aufgestellte, sehr beherzigenswerte Grundsatz, gegen den freilich besonders häufig gefehlt wird, ist der, dass man dort, wo die gute Überlieferung schwanke, indem die einen Quellen etwas bieten, was in anderen fehlt, nicht vorschnell mit der Mehrzahl der Kritiker sofort an eine Interpolation denken solle, sondern durch sorgfältige Prüfung zu ermitteln suchen möge, *utrum addendo peccatum sit an omittendo, quandoquidem utrumlibet fieri potuit*.

Die Ausführungen Vahlens zu den einzelnen von ihm behandelten Stellen sind durchaus nicht knapp gehalten, sondern ergehen sich in behaglicher Breite, ganz in der Art und im Tone der Erörterungen in einem philologischen Seminar. Sie beleuchten den Gegenstand von allen Seiten und machen schließlich durch die logische Schärfe der Argumentation jeden Zweifel und jedes Bedenken verstummen. Es sei uns hier gestattet, den Lesern dieser Zeitschrift, von denen viele möglicherweise die Abhandlung selbst nicht zu Gesichte bekommen werden, eine oder die andere Probe der mustergiltigen Beweisführung Vahlens vorzuführen. — Aus den Büchern *de officiis* [*„quibus nulli paene Tulliani magis uncinatis notis criticorum beneficio ornati sunt“*] wird u. a. folgende Stelle behandelt: l. III, 20, 81, wo die Handschriften Folgendes bieten: *explica atque excute intellegentiam tuam, ut videas, quae sit in ea species forma et notio viri boni*. Hier nun erklärt Müller *species* für unecht und klammert es ein, andere wieder halten *forma* für ein Einschiebsel. Schon aus dieser Unsicherheit, welches der beiden Wörter zu verdächtigen sei, schließt V. mit Recht, dass ein wirklich ernst zu nehmender Einwand gegen eines der beiden Wörter nicht vorhanden sei. In der That ist ja das Fehlen der Verbindungspartikel zwischen *species* und *forma* [gegenüber *et notio*!] der einzige Grund, weshalb man hier an eine Interpolation dachte. V. weist nun vor allem an einer Reihe von Beispielen nach, dass Cicero gerade die beiden Wörter *species* und *forma* gern verbinde und sowohl in ursprünglicher als auch in übertragener Bedeutung nach seiner gewohnten Redefülle nebeneinanderstelle. Daraus folgert er mit Recht, dass es ein verkehrter Weg zur Heilung unserer

Stelle sei, eines jener beiden Wörter zu tilgen, und erklärt *hoc solum ambigi, utrum addatur particula, quae desit, an quae sit, removeatur, quoniam utrumque ferri potuit.* Von diesen beiden Möglichkeiten zieht V. die Häufung der Verbindungspartikeln vor und schreibt *species et forma et notio* einmal aus einem paläographischen Grunde, weil *et* nach *species* leicht ausfallen konnte, was V. noch zum Überflusse mit zwei ähnlichen Versehen in den Handschriften belegt, und verweist hinsichtlich des Polysyndetons auf ein ganz analoges Beispiel aus Cic. r. p. II 29, 51 [*prima sit haec species et forma et origo tyranni*] und andere ähnliche Fälle hin. Sicherlich wird durch diese zwingende Beweisführung die Annahme einer Interpolation als völlig haltlos verwiesen. — Auf ganz analoge Weise emendiert V. de fin. IV 20, 56 *ut haberentur aptae* ⟨*et*⟩ *habiles et ad naturam accommodatae*, wo der Umstand, dass in den codd. *et* vor *habiles* fehlt, die verschiedenartigsten Verbesserungsvorschläge hervorgerufen hat. Allein nur V.s Vorschlag, der in schöner Beweisführung begründet wird, heilt die Stelle, ohne ihr Gewalt anzuthun. — Acad. I 4, 13 *sed ignorare te non arbitror, quae contra Philonis Antiochus scripserit.* Hier klammert Müller *Philonis* ein und bemerkt in der adn. cr., er würde gegen *Philonia* oder *Philonis sententiam* nichts einwenden. Letzteres bekämpft V. entschieden. Die Schreibung *Philonia* hält er, obgleich er einige Beispiele beibringt, nicht für nothwendig, vertheidigt vielmehr mit allem Nachdruck die überlieferte Lesart *contra Philonis* und bringt einen erschöpfenden, überaus lesenswerten Nachweis des Gebrauches dieses freieren, sogenannten '*genetivus pendens*' bei der Bezeichnung der Zugehörigkeit von Schriften oder auch von Büchertiteln. — Ganz besonders vortrefflich ist auch die Widerlegung der Annahme einer Interpolation an einer Stelle der Planciana 36, 88. Die Stelle lautet: *vinci autem improbos a bonis fateor fuisse praeclarum, si finem tum vincendi viderem, quem profecto non videbam. Ubi enim mihi praesto fuissent tam fortes consules quam L. Opimius cet.?* Hier wurden von Müller die Worte '*quem profecto non videbam*' nach Halm für interpoliert erklärt, ebenso dann auch von anderen neueren Herausgebern. Der Grund ist das Fehlen dieses Satzes in den zwei besten Handschriften Teg. und Erf. und in einigen geringeren codd. Demgegenüber weist V. vor allem mit Recht darauf hin, dass zugestandenermaßen die Autorität jener Handschriften doch nicht so erdrückend sei, dass daneben die übrigen, welche das Sätzchen enthalten, gar nicht in Betracht kämen, und dass besonders im cod. Teg. auch sonst gar manches ausgefallen sei. Er geht nun weiter und erörtert die paläographische Möglichkeit des Ausfalles jener Worte, die sich darauf gründet, dass das Auge des Abschreibers von *viderem* auf das ziemlich ähnliche Wortbild *videbam* leicht abirren konnte. Und nun erst geht er daran nachzuweisen, dass jenes angeblich interpolierte Sätzchen

für den Zusammenhang unbedingt nothwendig sei und gar nicht entbehrt werden könne. Es ist in der That merkwürdig, dass die Herausgeber, die jene Worte ausschieden, sammt und sondere gar nicht merkten, dass durch deren Eliminierung eine klaffende Gedankenlücke entstehe. Denn der folgende begründende Satz *'ubi enim mihi praesto fuissent'* hat nur dann einen Sinn, wenn er sich an jene verdächtigten Worte *'quem profecto non videbam'* anschließt, sonst ist das *enim* und die ganze Fassung dieses Begründungssatzes unverständlich. Es hätte dann — ohne jenen Zwischensatz — vielmehr, wie V. treffend bemerkt, fortgesetzt werden müssen: *at ubi mihi praesto fuissent tam fortes consules?* Hiedurch ist zur Evidenz erwiesen, dass an unserer Stelle unter allen Umständen den schlechteren Handschriften zu folgen sei, die allein jene vom Sinne unbedingt geforderten Worte bieten. Obgleich nun diese Ausführungen V.s kaum einer weiteren Stütze bedürftig wären, so bringt er doch noch eine auf feiner Beobachtung des Ciceronischen Sprachgebrauches beruhende Sammlung von Stellen bei, die genau die gleiche Ausdrucksweise wie an der vorliegenden Stelle aufweisen. *'Ciceroni nihil est familiarius,* bemerkt V., *quam si qua condicionali forma aliove quo modo incerta posuit, ea statim addito enuntiato, sive id affirmandi sive negandi vim habet, reddere certiora.* So z. B. Rosc. Am. §. 150 *sin ea crudelitas vestros quoque animos, id quod fieri profecto non potest, duriores reddidit.* Aus den Reden Ciceros allein führt Vahlen 19 derartige Beispiele an, so dass hiedurch jene als Interpolation verdächtigte Stelle nach allen Richtungen hin gegen jede Anfechtung gesichert erscheint. — Und so mögen hier denn noch die übrigen Resultate der Ausführungen V.s kurz angeführt werden: Planc. 24, 59 emendiert V. also: *Nonne 'id quod multi invideant' qui scripsit, gravis et ingeniosus poeta, scripsit, non ut illos cet.*, wo Müller nach Madvig *Nonne — invideant* als interpoliert erklärt, während V. bloß durch Änderung des überlieferten *quae* (vor *scripsit*) in *qui* die Stelle heilt. — Rab. Poet. 15, 43 *nec amicum prudentem ruere* [codd. *corruere*] *patitur*, Müller [*nec amicum p. c. p.*]. — Pis. 7, 15 *vi terrere patriam, vos adtulistis*, codd. *vos adiuvistis*. — Planc. 25, 61 wird die überlieferte Wortfolge *tribunus in Macedonia militum* gut vertheidigt. Müller hält *militum* wegen seiner ungewöhnlichen Stellung für einen Zusatz, hierin Cobet folgend, der erklärt hatte, *'ne tirones quidem, quibus verba Latina quovis modo disponi et disici posse videntur, ita scripserint'*. Doch V. führt neben anderen Beweisen auch eine ganz ähnliche Stelle an: r. p. 6, 9 *tribunus ut scitis militum* und schließt *'Ciceroni permittendum esse, ut nonnunquam vel infra tironem peccaret'*. — Phil. XI 6, 14 *Lysidicum ipsum Graeco verbo* werden die beiden letzten Worte, die Müller einklammert, als echt und sinngemäß erwiesen. — ib. §. 15 schreibt V. *severam, gravem, re publica dignam sententiam,* Müller *severam,*

gravem, ⟨*e*⟩ *re publica* [*dignam*] *s.* — Eine wahrhaft ingeniöse Emendation bietet V. Pis. I 2, wo er schreibt: *omnes honores populus Romanus mihi ipsi*, ⟨*non n*⟩*omini* (codd. *ipsi homini*) *detulit*, die Herausgeber streichen einfach das überlieferte *homini*. Aus den philosophischen Schriften: Ac. I 4, 15 wird das mehrfach verdächtigte *id quod constat inter omnes* gegen die Angriffe in Schutz genommen; der Aufbau des Satzes dort sei zwar nicht streng logisch, aber nicht schlimmer als an anderen Stellen. In lehrreicher Erörterung bespricht V. auch die Stelle fin. I 6, 19 *itaque attulit rem commenticiam*, wo auch *itaque* der Gedankenabfolge gar nicht entspricht und von den Herausgebern theils ausgeschieden, theils durch mehr oder weniger gewaltsame Conjecturen ersetzt wird. Doch zeigt V., dass nichts zu ändern sei, sondern nur ein Versehen des Schriftstellers selbst vorliege, durch das '*coepta dicendi forma derelicta neque rite ad suum finem deducta est*'. — off. III 4, 16 werden die Worte *aut Aristides* im Gegensatze zur Gesammtheit der neueren Herausgeber, die sie verwerfen, in schöner Beweisführung in Schutz genommen, und V. empfiehlt nur die leichte Änderung *ut Aristides*. — fin. V 24, 69 schreibt V. *quae quidem sapientes natura tamquam duce utentes sequuntur*. — Tusc. V 40, 117 *quoniam mors* ⟨*ubi est*⟩, *ibidem est aeternum nihil sentiendi receptaculum*. — ib. V 17, 51 *propendere illam bonorum animi lancem*.

Ref. war geflissentlich bemüht, die mustergiltige Methode der Beweisführung Vahlens und die wichtigsten Resultate seiner Abhandlung den Lesern dieser Zeitschrift vorzuführen, kann aber nur mit dem Wunsche schließen, dass kein Fachgenosse verabsäumen möge, die treffliche Schrift selbst zu lesen. Denn sie zeigt, dass die philologische Kritik, so wie Vahlen sie betreibt und lehrt, nicht ziellos umhertreibt auf uferlosem Meere, sondern nach den festen Principien einer streng wissenschaftlichen Methode verfährt Zugleich ist die Schrift infolge der lebendigen Darstellung und des eleganten Flusses der Latinität eine wahrhaft genussreiche Lectüre für jeden, der noch Sinn für diese Studien hat. Es wäre nur zu wünschen, dass die beiden Abhandlungen vereinigt auch in Buchform erscheinen möchten.

Wien. Alois Kornitzer.

A. W. Stratton, History of Greek Noun-Formation. I. Stems with -μ. (Sonderabdruck aus dem 2. Bande der von der 'University of Chicago' herausgegebenen 'Studies of classical Philology'). Chicago 1899. S. 115—243.

Nach einer kurzen Einleitung, in welcher im wesentlichen nach der Darstellung Brugmanns im zweiten Bande seines Grundrisses über die indogermanischen Suffixe *-mo- -mā-*, *-meno-*

-menā- [1]) *-mono- -monā- -mno- -mnā, -men- -mon- -mn-, -mnto-* und ihre Verwendnng in den einzelnen indogermanischen Sprachen kurz gehandelt wird, folgt S. 125 ff. der eigentliche Hanpttheil der Arbeit. Es wird der Reihe nach eine Anfzählung der Bildungen anf *-μήν, -μών, -μα (-σμα), -μον* und *-μος (-σμος)*, und zwar der snbstantivischen und adjectivischen (natürlich soweit solche in Betracht kommen können) nach chronologischen Gesichtspunkten gegeben, in welcher das Vorkommen derselben in den verschiedenen Literatnrgattn ngen (Sprache des Epos, der Tragiker, der Komiker, der Redner, Historiker, Philosophen) snmmarisch durch Anführnng der einzelnen Antorennamen, aber ohne Angabe der einzelnen Stellen verzeichnet wird. Der Wert der Schrift würde ganz bedentend erhöht werden, wenn die Stellen ansdrücklich verzeichnet wären, wie in den beiden Büchern von Cooper 'Word Formation in the Roman Sermo plebeins' nnd Olcott 'Stndies in the Word Formation of the Latin Inscriptions' [2]), die ja einen ganz ähnlichen Zweck verfolgen. Den Verzeichnissen der einzelnen Kategorien sind dankenswerte Ansführnngen voransgeschickt, welche die Bildung der betreffenden Nomina einer eingehenden Betrachtnng unterziehen nnd denen man im allgemeinen zustimmen kann.

Innsbrnck. Fr. Stolz.

C. Lindskog, Beiträge zur Geschichte der Satzstellung im Latein. Lund. E. Malmströms Buchdruckerei 1896. 4°, 60 SS.

Es ist ein interessantes und im ganzen noch wenig bearbeitetes Gebiet, das der Verf. betritt. Gewiss wird man für das Lateinische nie jene Festigkeit der Wortstellnngsregeln ermitteln können, wie sie das Französische von allem Anbeginn oder wie sie das Deutsche zeigt, vielmehr herrscht eine gewisse Freiheit, wie noch heute im Italienischen und Spanischen, aber doch fehlt es nicht an gewissen Neigungen, die im Lanfe der Zeit sich befestigen oder Veränderungen ansgesetzt sind. Dass man bei solchen Untersuchnngen nicht die Logik zugrnnde legen darf, sondern dass ganz andere Gesichtspnnkte gelten, ist zwar eigentlich für jeden, der sprachliches Wesen ohne Voreingenommenheit zn benrtheilen im Stande ist, selbstverständlich, anch schon oft ansgesprochen worden, aber doch noch lange nicht so ins Bewusstsein gedrnngen, dass

[1]) Zum mindesten nicht sicher ist die Ansicht, dass *φερόμενος* aus **φέρομονος (*φερόμονος)* nmgeformt sei, die der Verf. S. 119 dieser Schrift nach Bloomfield (Trans. Am. Phil. Soc. XXVIII 55 ff.) ausspricht. Vgl. auch Brugmann, Griech. Gramm.[3] 190, der sich allerdings nicht ganz bestimmt äußert.

[2]) Vgl. meine kurze Anzeige des an zweiter Stelle genannten Buches im Jahrgang 1899, S. 984 und in der Berliner philolog. Wochenschrift 1899. Sp. 1302—4.

man es nicht nochmal sagen dürfte. Auch Lindskog schickt den Untersuchungen über die Satzstellung zunächst einige Bemerkungen über die Wortstellung voraus, denen zuzustimmen ich nicht anstehe. In der That nämlich haben wir zwei Principien, deren gegenseitiges Verhältnis, deren Kampf die Geschichte der Wortstellung bildet: das affectische, demzufolge der Sprechende mit dem Bekannten, ihm am Naheliegendsten beginnt und mit dem Unbekanntesten, Entferntesten schließt, und das grammatische, das ein bestimmtes Gruppierungsverhältnis zwischen den verschiedenen Theilen eines Satzes verlangt. Auch darin hat der Verf. recht, dass die Satzstellung ähnlichen Regeln folgt wie die Wortstellung. So finden wir in der That verallgemeinernde Relativsätze und Bedingungssätze zumeist vorangestellt, ebenso die *si non*-Sätze, die *nisi* Sätze nachgestellt: bei jenen ist es die Bedingung, um die es dem Sprechenden zunächst zu thun ist, wogegen diese eine nachträgliche Einschränkung enthalten. Oder wenn die ältere Sprache unterscheidet zwischen *nescio quis hic loquitur* und *quis hic loquatur nescio*, so stehen, wie der Verf. richtig hervorhebt, die Verschiedenheit der Stellung und des Modus im engsten Zusammenhange mit einander. Der zweite Satz bedeutet: Wer mag sprechen — ich weiß nicht, der erste: ich weiß nicht, wer spricht; bei dem einen ist das Nichtwissen einer Thatsache das Wesentliche, bei dem anderen ists die Persönlichkeit, die dem Sprechenden auffällt; *nescio quis* kann dann geradezu einem 'irgendeiner' gleichkommen. Ist also die Stellung H S. — N S. und N S. — H S. oder, um die in der Untersuchung verwendeten Sigeln zu brauchen, A a und a A ohne weiters verständlich und als affectische zu bezeichnen, so ist A a A dagegen in den meisten Fällen eine grammatikalische, d. h. sie ist bei Relativsätzen aus dem grammatischen Bedürfnisse entstanden, den Relativsatz seinem Beziehungsworte unmittelbar folgen zu lassen, wie sich auch aus der Behandlung der verschiedenen Arten von Relativsätzen ergibt. Nicht minder lehrreich ist endlich der Fall einer Periode, die aus dem Hauptsatz und einem Nebensatze ersten und zweiten Grades besteht. Die volksthümliche, affectische, auch im Romanischen wiederkehrende Stellung ist A α a, die grammatische, namentlich bei Schriftstellern, die mit Überlegung kunstvolle Perioden bauen, dagegen A a α a, d. h. der eine Nebensatz wird durch die Conjunction wenigstens angedeutet. Beispiele für die Stellung A α a hat, beiläufig bemerkt, auch Vahlen gegeben, vgl. Sitzungsber. der preuß. Akad. der Wissensch. 1882, II, 265.

Die Arbeit ist in den meisten Punkten einwandfrei und kann als gute Grundlage für weitere Untersuchungen in dieser Richtung dienen.

Wien. Meyer-Lübke.

Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften von Erich Schmidt. 2. veränd. Aufl. Berlin, Weidmann 1899. 2 Bände. 8°, VIII u. 715 SS., VIII u. 656 SS.

Schon die Thatsache, dass ein so umfangreiches gründliches Werk, das weder den Leibbibliotheken noch der Schulpräparation zugute kommt, in verhältnismäßig kurzer Zeit zu einer 2. Auflage vorgeschritten ist, bleibt bemerkenswert und äußerst erfreulich. Hatte sich die erste Ausarbeitung über volle acht Jahre (1884 bis 1892) erstreckt, in denen der zweite Band sogar eine wenig vortheilhafte Theilung sich gefallen lassen musste, so tritt jetzt das ganze Werk auf einmal auf den Plan und präsentiert sich schon in seiner buchhändlerischen Form als einheitlich. Der Umfang ist an und für sich nicht wesentlich gewachsen; den Fehler des übermäßigen Anschwellens, der bei erneuter Durcharbeitung eines immer vertrauteren und bereicherten Stoffes so nahe liegt, hat der Verf. ebenso glücklich vermieden, wie er sich auch andererseits mit vollem Rechte nicht zu Kürzungen verstanden hat, die dem Werke einen anderen Charakter als bisher gegeben hätten. Eine der sogenannten „populären" Lessing-Biographien will und soll die vorliegende weder in ihrer früheren, noch in ihrer jetzigen Gestalt sein. Dass sie aber nicht völlig gleichartig wieder auf dem Markte erscheinen würde, hat S. programmatisch schon am Schlusse der ersten Ausarbeitung verkündet (2[1], 780): „Heute würde ich zumal in den früheren Partien, mit der freien Selbstkritik, die uns die Jahre eigenen Versuchen gegenüber zulegen, und dank fremder Thätigkeit auf dem so reich bebauten Felde deutscher Literaturgeschichte manches anders fassen, Unerledigtes vertiefen und befestigen, Accente verrücken und verstärken, Maschen weiterziehen, aber auch etwas Ballast hinauswerfen . . . Alles Wesentliche bliebe unberührt." Diese Worte erscheinen mit bestimmter Absicht in der neuen Ausgabe wiederholt (1[2], 687). Und mit derselben „freien Selbstkritik" hat S. sich in ausführlicher Selbstanzeige über seinen zweiten Band gestellt (Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte 1892, IV 6), der in seinen Augen etwas mühsam in Gang kommt und gelegentlich der klaren Gliederung ermangelt. In der im ganzen festgehaltenen Disposition sind einige vortheilhafte Verschiebungen vorgenommen worden: von dem großen IV. Capitel des ersten Buches „Der Berliner Literat" haben sich zwei Abschnitte als selbständige Capitel: V. „Wittenberger Studien. Wieder in Berlin", VI. „Miss Sara Sampson" mit größerem Nachdruck losgelöst, in das V. ist der ursprünglich VI. Abschnitt „Berliner Verkehr" einbezogen worden. Das zweite Buch „Von Berlin bis Wolffenbüttel" gehört nunmehr vollständig dem ersten Bande an, der so ganz ausgezeichnet abschließt. Auch hier sind aus Abschnitten Capitel geworden. So II. „Dramatische Experimente", III. heißt nunmehr „Kritische Gänge" und zieht den 3. Abschnitt des I. Capitels „Logau. Die Fabel" und das II. Capitel „Briefe,

die neueste Literatur betreffend" zur wohlberechtigten Vereinigung. Ebenso wird im IV. Capitel „Krieg und Friede" das ursprünglich III. „Breslau" und IV. Capitel „Minna von Barnhelm" zusammengezogen. Das letzte, VII. Capitel des Buches „Emilia Galotti" eröffnet jetzt den 2. Band und zugleich das III. Buch „Wolfenbüttel", wo ja das Drama thatsächlich erst vollendet worden ist. So tritt uns ein Capitel mehr in dem neuen 2. Bande entgegen, der sonst gleich disponiert geblieben ist. Die Anmerkungen, die früher der 2. Band in ihrer Gesammtheit brachte, sind jetzt auf beide Bände entsprechend vertheilt, den Schluss macht das Register, in dem ich gerne die einzelnen Schriften Lessings aufgenommen sähe. Kleine Umstellungen treffen auch Einzelheiten: das Urtheil Mauvillons über deutsche Literatur, das früher den Eingang des Absatzes über die literarische Constellation bildete, wird jetzt nachdrucksvoll an den Schluss gerückt (1, 58); Lessings Selbstbewusstsein nach dem Handel mit Voltaire 1[1], 213 charakterisierte die Ode „Ich"; sie fällt ganz, um 1[2], 220 f. einer wirksamen Gegenstellung des von einem Könige beschützten Klopstock platzzumachen, an den die männliche (von 1[1], 243 herübergenommene) Prosahymne in herbem Unmuthe denkt. Die Porträts Lessings werden an den zeitlich entsprechenden Stellen besprochen. — Unübersehbar sind die Bereicherungen, welche aus der neu erstandenen oder neu benützten Literatur erfließen. Vieles aus den Anmerkungen ist in den Text übergegangen, diese sind aber keineswegs leer geworden, sondern haben dafür wieder neue Briefstellen und Citate aufgenommen. Für die Quellenuntersuchungen hat Albrechts unwissenschaftliches, aber reichhaltiges Buch, ergänzt durch eigene Studien des Verf.s, zahlreiche Nachweise geliefert, die mitunter allzu üppig wuchern und die Lectüre erschweren. Allerdings wird uns erst dadurch vollkommen klar, was S. neu hervorhebt (1, 126), wie Lessing, auch in der Epoche seiner Meisterschaft, Fremdes zu nutzen liebt, bezeichnend wird auch als Motto für den Abschnitt „Fabeln und Erzählungen. Epigramme" gewählt: „Je prends mon bien où je le trouve" (1, 93). Für Gottsched und seine Zeit hat Waniek, für die Mannheimer Zustände Stengel, für Schröder und das Hamburger Theater Litzmann, für den Nathan Kettner, für die Darstellung der Freimaurerei Boos, für die Theologie Harnack, letzterer auch persönlich berathend, neue, dankbarst und bestens benutzte Rathschläge und Winke gegeben. Aus eigenen Studien erweiterte sich dem Verf. die Kenntnis Mylius'scher Zeitschriften, die Ausgabe der Voltaire'schen Kleinen Schriften gab ihm neue Beobachtungen an Lessings Übersetzerpraxis. Tausende von Einzelheiten, die nicht einmal in den Anmerkungen, sondern nur in den Jahresberichten ihren Platz gefunden haben, lassen oft ihre Spur in einem hinzugefügten Relativsatz, einem schmückenden Beiwort. Reiche Ernte floss aus Briefsammlungen, wie der Gleim-Correspondenz; deutliche Zeichen umfassender Lectüre geben die vielen Heran-

ziehungen Lichtenbergs, Grillparzers; die Grimm'sche Correspondenz, der Diderot in Assézats Musterausgabe ist neu durchgearbeitet, und sowohl die Fortschritte der Herder-, wie der Weimarer Goethe-Ausgabe kommen zahlreichen feinen Bemerkungen zugute. Dass Lessing durch neuere Forschung anders gestellt werden sollte, als er steht, darf niemand erwarten, auch die wenigen Briefe, die seit der Hempel-Ausgabe zutage getreten sind, bestätigen Schmidts in der Vorrede zum 1. Bande der 1. Auflage geäußerte Ansicht, dass überraschende handschriftliche Aufschlüsse kaum mehr zu gewärtigen seien. Auch der meines Wissens neue Brief, den eben Friedrich Walter, Archiv und Bibliothek des Großherzoglichen Hof- und Nationaltheaters in Mannheim (1899) I 42, vom 3. December 1776 bringt, zeigt nur wieder, wie weit die Verhandlungen beim Theater schon gediehen waren. So steht auch das Urtheil des Biographen fest und kann nur in Kleinigkeiten sich modificieren. Das Fragment „Giangir" wird aus der Berliner Zeit (1[1], 203) in die Leipziger zurückversetzt (1[2], 130), S. findet bei der Miss Sara Sampson einige freundlichere Wendungen für Richardson, der nunmehr auch in der Motivengeschichte der Emilia Galotti eine stärkere Rolle spielt, und ist härter geworden gegen die „stille Anmuth" der Fabel „Das Schaf", indem er ein abkühlendes „nur etwas rührselig" hinzufügt, die zweifelhafte „Zorade" scheint ihm nach Einsicht der Handschrift viel glaubwürdiger als früher (1[2], 703). Eine Stelle der Duplik heißt nicht mehr „prachtvoll" (2[1], 716), sondern gebt „hie zur Manier" (2[2], 560). Freund Nicolai wird noch mehr vertheidigt und erscheint nicht mehr eines Platzes neben Lessing nicht ganz unwert (1[1], 302), sondern wert (1[2], 263). Auch der Tadel Zolas, wie er 2[1], 33 gestanden, ist durch einen lobenden Nachsatz gerecht gemildert; eine scharfe Bemerkung streift unmittelbar daran die Goncourts.

Doch die Darstellung selbst ist eine so völlig andere geworden, dass weniger eine neue Auflage, als ein neues Buch vorliegt. Zumeist durch einschneidende Zusätze und Umstellungen. Unendlich gewonnen hat das 6. Capitel Miss Sara Sampson. Da thürmt sich nicht mehr der alte Berg von Motiven, sondern nur gelegentlich und an richtigem Platze wird auf sie hingewiesen, ausgezeichnet wird die Analyse concentriert, die Figuren gleich scharf umrissen, selbst der blasse Mellefont bekommt jetzt etwas Farbe, wenn der moderne Zug, der in ihm liegt, mehr herausgearbeitet wird. Überhaupt wird das Lebendige, so weit es noch in dem Werke liegt, stärker zur Anschauung gebracht. Eine gesteigerte Kunst der Analyse — diese offenbart sich in dem Buche überall: beim Kleonnis, beim Faust, wo auch die entscheidende Wendung der Rettung im Hinblick auf Goethe erst ins rechte Licht gesetzt wird, ein Meisterstück ist jetzt die Analyse von Farquhars Constant couple in ihrer sicheren Concentrierung (465 f.). So gewinnt auch die Darstellung der Minna von Barnhelm durch

verringerte Motivenjagd, neue Citate machen sie breiter und behaglicher, sie sieht nicht mehr so „preußisch“ aus. Goethes Kritik wird in die Darstellung mitverweht, statt isoliert voranzustehen Die stärkste Umgestaltung erfuhr „Emilia Galotti“. Ein neuer Eingang spricht allgemein über die Wandlungen eines Stoffes in Menschen-, wie in Zeitaltern. Die Virginia, die früher schon an anderem Platze behandelt worden war (1^1, 337), wird jetzt erst hier durchgenommen, so dass sich die Geschichte des Stückes einheitlich zusammenfasst. Von seinen Vorgängern und Gewährsmännern erhalten Boccaccio, Bandello, den er früher nur in einem Nachworte gestreift, Montiano, der besonders stark für Lessings Plan berücksichtigt wird, Crisp, auf den Roethe so glücklich hingewiesen, eine im steten Hinblick auf Lessings Drama vertiefte Beachtung. Die Charakteristik der Personen wird, wie sie der Verlauf der Arbeit für Lessing ergeben, historisch zu entwickeln gesucht S. macht nachdrücklicher auf die Unwahrscheinlichkeiten der Handlung und Motivierung aufmerksam (2^2, 20, 21, 35). Sehr hübsch wird für das „Ihn selbst“ der Emilia der Nathan und Schillers Brief, der von Goethe als „Er“ spricht, herangezogen. Im „Nathan“, dessen Behandlung dem Verf. gleich nach Vollendung nicht genug that, erscheint die Parabel noch mehr in den Mittelpunkt gestellt, und von ihr aus sind sichere Verbindungsfäden zur Theologie und Religionsphilosophie gezogen, ein ganz besonderer Nachdruck wird auf die „Aussaat der Liebe“, welche der letzte Theil derselben streut, gelegt, und die eigene Herzensverschlossenheit des Dichters in seinem Werke wiedergefunden. Bei Minna und Nathan wird auf die Geschichte ihrer Übersetzungen des Näheren eingegangen. Gänzlich umgestoßen erscheint auch der Eingang: die entbehrliche Vorrede fällt ganz weg, aber ebenso die Einleitung des ersten Capitels: hier macht vielleicht das Altgewohnte ungerecht gegen das Neue. Gewiss ist die Feststellung desjenigen, was an Lessing unveraltbare Poesie ist, die Fixierung seiner Persönlichkeit für seine, wie auch für unsere Zeit eine äußerst würdige Eröffnung und brauchte keiner anderen Platz zu machen; aber wenn man E. Schmidts Lessing aufschlug, war man schon vorbereitet, die lebendigen Zeilen zu grüßen: „Wer in der deutschen Literaturgeschichte vorschreitend zu Lessing gelangt, fühlt sich aus dumpfer Stube in frische Morgenluft versetzt und mit gestählter Kraft eilt er zielsicher weiter.“ Solche Sätze vermissen wir ungern — und nicht nur hier. Der Einheit des Tones und der akademischen Vollendung hat der Verf. manches launige, anheimelnde Wort geopfert; auf welcher Seite die größere künstlerische Form steht, ist allerdings gar keine Frage.

Diese großen Veränderungen ziehen zahlreiche kleinere nach sich, von denen nur die wichtigeren hervorgehoben werden können. Sie bestehen zunächst in Zusätzen und Erweiterungen. Oft sind es nur einzelne Worte und Sätzchen, die hübsche Schilderungen, wie

die Bilder der Stätten, an denen Lessing geweilt hat, anschaulicher machen. Gleich am Eingang wird die sächsische Schriftstellerwelt charakterisiert. Den sächsischen Hof illustriert das Gedicht „August im Lager" (36). Die Persönlichkeiten Kästners (42), Christs (54), Abbts (434) erhalten markiertere Züge. Eine Rundung erfährt die Berufung des Studenten nach Kamenz (72). Bei den „Juden", die hier nach der kräftigeren Fassung des ersten Druckes citiert werden, wird ein starker Accent auf den Freimuth gelegt, der dieses Werk bedeutsam macht. „Henzi" wird sorgfältiger analysiert, auch eine genauere Biographie seiner Persönlichkeit gegeben. Was die Anmerkungen 2[1], 791 getadelt hatten, dass der Übergang zum 2. Buche: „Leipzig und Berlin" — jetzt besser: „Sachsen und Preußen" — allzu sprunghaft sei, wird 1[2], 312 zu verhessern gesucht. Wielands Psychologie in seinen verschiedenen Perioden wird feiner ergründet, der Einwirkung des Aristoteles auf den Laokoon genauer nachgegangen, unter Anregung von Oberländers Buch über die Theorie der Schauspielkunst im 18. Jahrhundert Lessing als Theaterkritiker an seinen französischen Vorgängern entwickelt und vieles andere. Gelegentlich erhält eine Andeutung durch weitere Ausführung mehr Klarheit. So wenn S. 1[1], 150 beiläufig von einem „spassigen Effect" des Théâtre italien sprach und nun 1[2], 135 hinzufügt: „wo ein solches Doppelwesen sich bald von der linken, bald von der rechten Seite zeigt". Aber eine oder die andere Ergänzung erscheint beinahe als eine Abschwächung. Wie markig war der Schluss des Abschnittes über die theologischen Schriften (2[1], 485): „Der zwölfte Anti-Goeze heißt Nathan der Weise." Jetzt (2[2], 321) schleppt noch ein ganz überflüssiger Satz nach: „Er donnert und blitzt nicht, sondern wölbt sich in reinem Glanz als Regenbogen nach dem Gewitter." Vielleicht erschien die erste Fassung dem Verf. als einer jener „Theatercoups", die sein Lessing nicht leiden mag. Neuere und neueste Literatur und Kunst wird in noch größerem Umfange beigezogen. Die Besprechung des Hercules ziert der Name Wilamowitz, für Alcibiades ergibt sich ebenso ein natürlicher Verweis auf Schillers Themistocles, wie für den Spartacus auf Grillparzers Entwurf, der wohl etwas allzuscharf als „schwach und blumig" (2[2], 53) weggeschoben wird. Beispiele für schöne Bewegung und Schilderung liefern Kleist und Keller, die Rechte der Modernen werden (1[2], 523) besonnen zu wahren gesucht. Zu den Porträts Velazquez' und Rembrandts tritt jetzt auch der Name Lenbach (1[2], 540), unter den Theatern, die durch stilvolles Ensemble berühmt sind, figuriert das deutsche Theater in Berlin, wie auch Kainz als Tempelherr ehrenvoll erwähnt wird. Zu den Kritikern, die es verstehen, schauspielerische Charakteristiken zu entwerfen, gesellen sich auch Schlenther und Minor. Die Matrone von Ephesus ruft ihm verwandte Motive bei Daudet und Heyse, dem auch der neue Lessing geweiht ist, ins Gedächtnis, ein wirksames Gegenbild der antiken Vorstellung des Todes liefert Claudius'

Freund Hain. Damit betreten wir das vielumstrittene Gebiet de
Anspielungen, das S. als sein ureigenstes Territorium festhält,
auch wo er Angriffe von Gegnern nicht unbegreiflich findet. Si
bilden das Hauptmerkmal seines vielfach „gesucht“ gescholtene
Stils, den die Anmerkungen der ersten wie der zweiten Ausgab
als seinen eigenberechtigten Ausdruck vertheidigen, den selbst di
bereits erwähnte Selbstanzeige des 2. Bandes als „nicht eben
mäßiger und anspielungsloser geworden“ kennzeichnet. Und in
der That: dieser Stil entspricht dem präsenten, fast blitzartige
Wissen und Denken des Autors, und alle die Vorzüge, die den
entspringen, werfen ihren natürlichen Schatten. Er beansprucht
für diese seine schriftstellerische Eigenart nur dasselbe Recht, da
Lessing für sich gefordert hat: „Jeder Mensch hat seinen eigene
Stil, so wie seine eigene Nase. Was kann ich dafür, dass ich
nun einmal keinen andern Stil habe? Dass ich ihn nicht erkünstle
bin ich mir bewusst.“ Die erwähnten neuen Anspielungen sin
durchaus klar, illustrierend. Es muss hervorgehoben werden, das
einige ältere ganz beseitigt wurden: so auf Werther und Hein
(1, 17), auf Herwegh bei Horaz (1, 234), mit Freude verzichte
man beim „Jungen Gelehrten“ auf den „Professor in der alberne
Hochzeitsreise“. Ebenso — und das ist ein hübscher Gewinn —
fallen manche allzu absichtliche Vordeutungen; so war bei de
„Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters“ auf Lange
beim „Ineptus religiosus“ auf den Nathan, beim Faustspiel au
die Orsina vorgewiesen worden. In zwei Fällen jedoch erscheine
mir ehemals deutliche Erwähnungen etwas verdunkelt: Bei de
„Juden“ nennt er den Namen des „ebenso witzigen als gescheidte
und rechtschaffenen Israeliten“ nicht (1², 150), der den Protest
brief in die „Theatralische Bibliothek“ eingerückt hatte, erst vie
später (1², 257) wird Gumpertz bezeichnet. Und 1², 211 schreib
Henzi Spottverse gegen den „roi Teutobcc und seine Genossen“
wo früher (1¹, 204) angenehm erklärend hinzugefügt war: „Gott
sched und seine Knappen Triller und Schwarz.“ Hier war wol
das Streben nach Kürzung maßgebend, das sich naturgemäß gelten
machen musste, sollte nicht das Buch ungebürlich aufschwellen
So schwinden allgemeine Excurse, wie über Lessings Verhältni
zur Natur, über die literarische Constellation bei seinem Eintritt
in Leipzig, die Schilderung Berlins; er schränkt sich in der Ana
lyse der „Briefe“, wie des „Vademecum“ und der „Theatralische
Bibliothek“ ein, er versagt sich etwas nicht unbedingt Noth
wendiges, wie die Erörterung über Congreves guten Mann ode
Swifts Märchen von der Tonne, er gewinnt viel Raum durch da
Weglassen des „lustigen“ Briefes Lessings an Nicolai (1², 442)
die ungemein reducierte Charakteristik der Oden Pyras und Lange
(1², 235) hat jetzt viel von ihrer ursprünglichen Frische (1¹, 227
eingebüßt. Mit Axt und Beil aber wüthet er in „Floskeln“ un
lichtet wirklich manch dunkles Gestrüpp. Schon die Anmerkunge

der ersten Ausgabe hatten einen Relativsatz als „lästig und belanglos“ gestrichen und zu der Aufschrift Lessings für Kleists Grab die Wendung des Textes (1[1], 712) „Das Grab des Edlen umrauscht Lessings stolzer Nachruf“ „zu rhetorisch für diese Entlehnung aus der griechischen Anthologie“ gefunden (2[1], 792); jetzt heißt es (1[2], 317): „Er weiht das Grab des Edlen mit dem griechischen Spruch auf Euripides.“ So meidet er Übertreibungen, wie „Göttliche, selbstbewusste Worte für einen Zwanzigjährigen“, die einfach zu „Große Worte“ werden. Der etwas verstiegene Satz: „Das Bild ist schon eine Perle für das leuchtende Stirnband, mit dem Lessing auf der Höhe seiner Prosa die deutsche Sprache schmückt“ klingt ruhig ab in: „Das Bild ist schon der besten, sinnlich gsistreichen Prosa würdig.“ Eine witzelnde Anspielung „Danzel sagt es; und Danzel ist ein ehrenwerter Mann“ erfährt gleichs Verdammung, wie das überflüssige persönliche Dazwischentreten nach einem citierten Briefe Lessings an Eva: „Wer könnte bei diesem Ausbruch männlicher Empfindungsfülle ungerührt bleiben?“ Am meisten zu bewundern ist es, wie es S. gelingt, lange Sätze zu verkürzen, größere Perioden zu einem kleineren Ganzen zu vereinigen. Da ergeben sich Beispiele fast auf jeder Seite, zumal im ersten Bande, der überhaupt viel stärker von der Correctur betroffen worden ist, als der zweite, dem heutigen Stilgefühle des Verf.s viel näher stehende. Der kürzeste Ausdruck ist ihm der beste. Aus „Umso schwerer däuchte ihn die Unvergänglichkeit des Haller'schen Ruhms“ wird „Desto unvergänglicher däuchte ihm Hallers Ruhm“; aus „dessen Programm nun erweitert und dessen Lücksn ausgefüllt werden müssen“ wird „das nur der Ergänzung bedarf“; aus „bereichernd auf die Beine zu helfen“ wird „zu bereichern“; aus „Der Gedanke lag doch zu nahe, dass die Polemik wenigstens mitthätig gewesen sei“ wird „Der Verdacht einer Polemik lag ja nahe“. Ein so langer Satz, wie die Bemerkung, dass Lessing den Berengarius Turonensis dasjenige Buch nannte, „bei dessen Abfassung er das größte Vergnügen gehabt habe und die Zeit ihm am wenigsten lang geworden sei“ schrumpft zusammen nun: er heißt es „seine befriedigsndste und kurzweiligste Arbeit“. Zusammengesetzte Sätze schließt er mit Präsensparticip, vielleicht etwas gar zu häufig, einem Hauptsatze an, wie: „Zu tüchtig, um nicht das Getändel der Gleim und Genossen für leere Kinderei zu erklären“, jetzt „Das Getändel ... für leere Kinderei erklärend“; oder er verwandelt sie in Apposition, z. B.: „Die Intrigue ist unwahrscheinlich; aber die Charakteristik des Erhonkels ... recht lebendig“, jetzt „Aus unwahrschsinlicher Intrigue tritt ein alter Erbonkel recht lebendig hervor.“ Er richtet Perioden, die von Gedankenstrichen unterhrochen wurden, regelrecht ein. Pleonastisches fällt, wie: „eine (kräftige) Herrschernatur“. Energisch wird die Neigung bekämpft, das Prädicat ans Ende eines langen schwer übersehbaren Satzgefüges zu stellen. Die häufiger angewendete

Präsensform beschleunigt das Tempo der Darstellung. Burschikose Wendungen und Ausdrücke räumen den Platz: das beliebte „schneidig“ erscheint fast durchwegs aufgegeben, für ein „und damit Punctum“ steht ein gesitteteres: „und nichts weiter“. Substantiva mit Genetivapposition sind zumeist in zusammengesetzte Substantiva verwandelt: „Gekräusel der Verse“ — „Versgekräusel“, „Grund der Überzeugung“ — „Überzeugungsgrund“, „Die Hauptsätze dieser Polemik“ — „die polemischen Hauptsätze“, „Gewand der Kunst“ — „Kunstgewand“, „Proben von Talent“ — „Talentproben“. Geradezu zum Stilprincip erscheint die Vertauschung des „aber“ mit „doch“ erhoben. Und ebenso wie Lessing selbst ist sein Biograph zum vernünftigen Puristen geworden; die Ausrottung der vielen entbehrlichen Fremdworte ist ein erheblicher Gewinn. Er sagt für: submiss — unterwürfig, Surrogat — Ersatz, Acten der Emancipation — Vorgänge der Befreiung, Die Diction ist elegant — Das Gespräch ist glatt, Debatte — Austausch ... Die Beispiele ließen sich ins Unendliche vermehren. Als Druckfehler ist mir in dem äußerst sorgsam corrigierten Buche aufgefallen: 2, 626 Tauber statt Teuber (auch schon 2[1], 800 falsch).

Ich habe mich, außer Stande, dem Verf. auf alle Gebiete, die er an der Hand Lessings zu durchstreifen hat, zu folgen oder gar nachzuprüfen, darauf beschränkt, die Arbeit, die er sich bei der Neuherausgabe des Werkes gestellt, zu kennzeichnen: es könnte mancher die vollbrachte Leistung unterschätzen, der nicht zurückblickt, auf welcher älteren Grundlage sie sich erhoben hat. Und ich gestehe offen, dass mir eine derartige Neuschöpfung fast noch mehr Bewunderung einflösst als die erste Ausgestaltung selbst. Hier schafft man in voller Freiheit, dort drücken die Ketten des fixierten Wortes und Gedankens schwer, und es bedarf einer ungeheuren Kraft, sie abzustreifen. Neues an entsprechender Stelle einzuordnen, ist keine große Kunst; aber es mit dem Alten vereint umzugießen, bedarf eines sicheren künstlerischen Geschmackes. Zweifel im einzelnen mögen leicht aufsteigen; aber das Ganze ist die große Leistung eines **Schriftstellers**, der einem gelehrten Werke jene Form zu geben weiß, die Bernays in schönen Worten für dasselbe fordert (Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte 4, 345): „Dem dichterischen Kunstwerke gehört seine eigenthümliche Form, aber auch das wissenschaftliche Werk verlangt die seinige. Eine dichterische Schöpfung kann auch bei unvollkommen entwickelter Form dauernd bestehen und dauernd wirken ... Einer Schrift wissenschaftlichen Gehalts dagegen wird ihre Fortdauer nur durch ihre Form gesichert.“ Und Schmidt selbst bekräftigt diese Anschauung, wenn er (2, 460) sagt: „Eine künstlerisch befriedigende Darstellung bringt die Subjectivität des Urhebers zu vollem charakteristischen Ausdruck. Individuelle Züge fesseln den Leser, denn der Autor, der schön schreiben will, legt mehr von seiner Besonderheit in die Darstellung, als wer seine Gedanken unbekümmert um gefällige Prägung auf die Bahn schafft.“

Nachdem die erste Auflage ein so schönes buchhändlerisches Ergebnis geliefert, die zweite so viele Vorzüge aufzuweisen hat, darf man noch beherzter den Ruf wiederholen, mit dem Schmidt seine erste Fassung geschlossen: „Und nun — I liber!"

Pfalzgräfin Genovefa in der deutschen Dichtung. Von Bruno Golz. Leipzig, B. G. Teubner 1897. 8°, VI u. 199 SS.

Ludwig Tiecks Genovefa als romantische Dichtung betrachtet von Johann Ranftl. (Grazer Studien zur deutschen Philologie, herausg. von A. E. Schönbach u. B. Seuffert. Heft 6.) Graz, Styria 1899. XII u. 258 SS.

Das Buch Golz' ist eine fleißige, sorgfältige Studie, die von guter Beherrschung des Materials zeugt, aber in der Kritik der literarisch bedeutsamen Genovefa-Dramen nicht viel über Inhaltsangaben hinauskommt. Der Verf. betrachtet zunächst die Legende, und mustert dann die Jesuitendramen. Die Aufführung des Wiener Dramas (S. 19) ist für 1673 bezeugt durch die handschriftlichen „Litterae annuae", die „Calendis Januarii" die „Innocentia Sanctae Genovefa caelitus detecta", vorgeführt durch die vier unteren Classen des Professhauses, verzeichnen. An der Priorität des Avancinusschen Dramas halte ich fest (vgl. meine „Geschichte des Wiener Theaterwesens von den ältesten Zeiten bis zu den Anfängen des Burgtheaters", S. 31, 34); Avancinus (s. ebenda S. 21 f.) hat durch Scheid eine monographische Behandlung erfahren (Programm des Gymnasiums zu Feldkirch 1899), die feststellt, dass er zu Brez December 1611 geboren ist. Dann folgt die Behandlung als Oper und als Trauerspiel der deutschen Truppe. Sehr interessant ist der S. 49 mitgetheilte Theaterzettel aus Breslau, aus dessen Angaben Zusammenhang mit der niederländischen Version hervorgeht. Von bekannten Dichtern haben sich mit dem Stoffe beschäftigt: Maler Müller (54) unter Einfluss des Puppenspiels, Tieck (71), dessen Hauptquelle in Cochems Darstellung gefunden wird, Creuzer und Schuster, Hebbel, Ludwig u. a. Für Hebbel sowie für die später erwähnte musikalische Bearbeitung seines Textes durch Schumann ist hinzuweisen auf B. Auerbachs „Dramatische Eindrücke" (S. 206 f.): „Es war der unglückseligste Gedanke, gerade Hebbels 'Genoveva' zum Text einer Oper zu nehmen. Hebbel, der es einzig verstand, alles Natürliche unnatürlich, alles Gerade krumm, alles Einfache verwirrt zu machen, ist der gerade Gegensatz zum Musikalischen... Zu meinem älteren Thema von der Wandlung der dichterischen Urstoffe bot mir gestern Genoveva ein neues Motiv. Genoveva ist die ins Christlich-romantische verwandelte Penelope. Aus der umworbenen Griechin wird eine Dulderin, aus Telemach der hilflose Schmerzenreich, aus den prassenden Freiern wird Golo." Sehr wertvoll sind die im Anhange mitgetheilten Fragmente von Ludwigs Drama. Zum Schlusse bespricht G. Puppenspiele und Gedichte. Ein neuer Puppenspieltext erscheint in J. J. Amanns „Volksschau-

spiele aus dem Böhmerwald", Th. 2 (Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde, Bd. 2, Heft 2), S. 81 ff. mitgetheilt.

Wie man wirkliche Analysen macht und literarische Einflüsse verfolgt, das kann der Verf. an der methodisch musterhaften Studie Ranftls sehen. Sie scheint zunächst etwas umfänglich für den kleinen Stoff, bald aber sieht man, dass sie sich eigentlich zu einer für das romantische Drama überhaupt bedeutsamen Schrift ausgewachsen hat. Schade, dass R. keine Rücksicht auf die kleine hübsche Schrift von H. Bischoff: „Ludwig Tieck als Dramaturg" 1897 (Bibliothèque de la faculté de philosophie et lettres de l'université de Liège, fasc. 2) genommen hat, die nur in dem Bestreben, Tieck einen Ehrenplatz als Kritiker wieder zu erobern, manchmal zu weit geht. Neue, überraschende Ergebnisse über Anregungen und Motive bei Tieck konnte man nicht erwarten. Außer der allgemeinen Grundstimmung der Romantik, die hauptsächlich im Erwachen des Sinnes für Religion und Alterthum auf Tiecks Production einwirkt, tritt besonders deutlich der Einfluss Schleiermachers, Böhmes, Novalis' hervor, der die Grundlage des Volksbuches in ihrer poetischen Ausgestaltung modificiert und weiterbildet. Von literarischen Einflüssen sind besonders der Müllers, Goethes, Shakespeares, vornehmlich mit seinem Perikles, und Calderons hervorstechend. Als Kunstwerk der Romantik erscheint das Drama in der von R. sorgfältig durchgeführten Charakteristik seiner Hauptpersonen, seines religiösen Gehaltes, seiner absichtlichen Untechnik, die nur mit dem Kunstgriffe der Contrastwirkung stark arbeitet, seines Costüms, des in ihm wogenden Naturgefühls, das besonders eingehend gewürdigt wird, und des Stils. Der Gegensatz zwischen Tiecks und Müllers Drama spitzt sich zu einer Gegenüberstellung von Geniezeit und Romantik überhaupt zu. Bei den Urtheilen von Zeitgenossen wird zu wenig auf Goethes Äußerungen Rücksicht genommen. Wie Goethe die bekannte Vorlesung Tiecks vom 5. December 1799 im Gedächtnis geblieben ist, zeigt noch sein Brief an ihn vom 29. September 1829 (Schriften der Goethe-Gesellschaft 13, 311): „Gar wohl erinnere ich mich, theuerster Mann, der guten Abendstunden, in welchen Sie mir die neuentstandene Genovefa vorlasen, die mich so sehr hinriss, dass ich die nahertönende Thurmglocke überhörte und Mitternacht unvermuthet herbeykam." (Vgl. dazu die Anmerkung S. 330.) Zum „Octavian", der mit Recht S. 252 herangezogen wird, vgl. das Wort A. W. Schlegels an Goethe, 16. März 1802 (ebda S. 126): „ganz der Gegensatz der Genoveva, nur in seiner Art vielleicht noch vollendeter und energischer". Derselbe spricht auch (ebda S. 61) von dem Plane einer Theaterbearbeitung durch Tieck. Das Buch ist eine willkommene, vielversprechende Leistung.

Wien. A. v. Weilen.

Forschungen zur englischen Sprache und Literatur. Herausgegeben von Eugen Kölbing. Heft 1: The Stage-Quarrel between Ben Jonson and the so-called Poetasters by Bosco Addison Small, Ph. D., late Instructor in English at Brown University. Breslau, M. & H. Marcus 1899. VIII u. 204 SS. Preis 6 Mk.

Der vorliegende Band enthält die Erstlingsarbeit eines amerikanischen Gelehrten, der, nachdem er im Jahre 1897 an der philosophischen Facultät der Harvard University in Cambridge, Massachussets, den Doctorgrad erworben und dann ein Jahr lang an der Brown University in Providence, Rhode Island, als Lehrer gewirkt hatte, plötzlich im Sommer 1898 im Alter von 27 Jahren starb. Die Druckbogen 5—12 wurden nicht mehr vom Verfasser, sondern von Prof. G. K. Kittredge von der Harvard University durchgesehen; aus der Feder des letzteren stammt auch ein kurzes Lebensbild Dr. Smalls, das der Abhandlung vorangeht (S. VI—VIII).

Da der Bühnenstreit, der sich zwischen Ben Jonson und den sogenannten Poetastern in den Jahren 1599—1601 entspann, von den bisherigen Literarhistorikern vielfach überschätzt worden ist, und da auch Kenner, wie F. G. Fleay in den Büchern *„Chronicle History of the London Stage"* (London 1890) und *„Biographical Chronicle of the English Drama"* (London 1891) und J. H. Penniman in der Schrift *„The War of the Theatres"* (Boston 1897) die Ursachen und Wirkungen des erwähnten Bühnenstreites unzureichend und ungenau behandelt haben, so nimmt sich der Verf. vor, die ganze Frage noch einmal gründlich zu studieren. Er beginnt mit der Darstellung des Lebens und der Werke Ben Jonsons (S. 13—61). Nachdem er zunächst die schwankende Chronologie der Jonson'schen Stücke auf eine sichere Basis gestellt hat, weist er durch eine genaue Analyse derselben nach: 1. dass sich in den Stücken *„A Tale of a Tub"*, *„The Case is Altered"* und *„Every Man in his Humour"* noch keine satirische Anspielung auf zeitgenössische Dichter findet; 2. dass in *„Every Man out of his Humour"* (Februar oder März 1600) einige Ausdrücke, die Marston in seinem Histriomastix gebraucht, lächerlich gemacht werden; 3. dass in *„Cynthia's Revels"* (Februar oder März 1601) die Dichter Marston und Dekker unter den Namen Hedon und Anaides verspottet werden; und 4. dass diese beiden Dichter in dem wahrscheinlich im Juni 1601 erschienenen *„Poetaster"* unter den Namen Crispinus und Demetrius den ganzen Zorn und Spott Jonsons zu fühlen bekommen. Als dieser Angriff durch Dekkers Satiromastix schlagfertig pariert wird, lässt Jonson im Herbst seinen *„Apologetical Dialogue to the Poetaster"* erscheinen, worin es zum Schluss heißt:

.... „And since the Comic Muse
Hath proved so ominous to me, I'll try
If Tragedy have a more kind aspect."

In der That erscheint das nächste Lustspiel *„Eastward Ho!"*, das Ben Jonson gemeinsam mit Chapman und Marston schreibt,

erst im Jahre 1604. — Der folgende längere Abschnitt (S. 62 bis 118) ist John Marston gewidmet. Wir lernen daraus, dass „*Histriomastix*", das den ersten Anlass zur Verstimmung Ben Jonsons gegeben hat, ein altes von Marston im Jahre 1599 überarbeitetes Stück sei, das einen Angriff auf die Schauspieler enthalte und nichts mit dem Bühnenstreit zu thun habe; die darin vorkommende Dichtergestalt Chrysogonus sei von Marston eingefügt worden, um Jonson zu ehren, nicht um ihn zu beleidigen. Für die Angriffe Jonsons rächte sich Marston durch die Stücke „*Jack Drum's Entertainment*" (September 1600) und „*What You Will*" (1601), in denen er Jonson unter den Namen „Brabant Senior" und „Lampatho Doria" verspottete. Nach Jonsons „Poetaster" verstummte Marston bis 1603 oder 1604, wo „*The Malcontent*" von ihm erschien; dass er zu dieser Zeit schon mit Jonson versöhnt war, folgt daraus, dass er das Stück in einer sehr schmeichelhaft gehaltenen lateinischen Widmung „seinem Freunde" Ben Jonson zueignet. — Auf den Seiten 118—132 bespricht der Verf. das Stück „*Satiromastix*" von Thomas Dekker, in welchem Jonson unter dem Namen „Horace" auf die Bühne gebracht wird. Der Verf. beweist, dass das Stück im August oder September 1601 entstanden ist und dass die darin von Dekker gegen Jonson vorgebrachten Anschuldigungen viel berechtigter sind, als die Vorwürfe, die Jonson gegen die „Poetaster" geschleudert hat. — Der Abschnitt über William Shakespere (S. 133—171) bildet den Glanzpunkt des ganzen Buches. Dem Verf. gelingt es, auf Grund einer eingehenden metrischen und stilistischen Analyse von Shakesperes „*Troilus and Cressida*" nachzuweisen, dass dieses Stück Ende 1601 oder Anfang 1602 entstanden ist, dass der Prolog und die Scenen 4—10 des fünften Actes von Caxton herrühren, endlich dass der Dichter dem Ajax einige Charakterzüge Ben Jonsons gegeben hat, um diesem für den Angriff gegen die Chamberlain's Company, deren Mitglied bekanntlich Shakespere war, einen Hieb zu versetzen. Dieser Spott Shakesperes ist aber auch die letzte Kundgebung des ganzen Streites, der zwar einige Zeit hindurch die Thätigkeit der drei Dichter Ben Jonson, Marston und Dekker stark beeinflusste, aber für die übrigen Schriftsteller der Zeit nicht die geringste Bedeutung hatte und nach dem Jahre 1602 auch für die wenigen genannten Autoren jedes Interesse verlor. Die von Fleay und anderen Gewährsmännern vertretene Ansicht, dass auch Antony Monday und Samuel Daniel zu den „Poetastern" gehören, widerlegt der Verf., indem er überzeugend nachweist, dass der letztere mit der ganzen Angelegenheit nichts zu thun hat und dass der erstere nur insofern passiv an dem Streite theilnimmt, als er je einmal von Jonson und Marston persifliert wird.

Wir können nicht umhin, die posthume Arbeit Dr. Smalls, die sich nicht nur durch eine exact durchgeführte philologische

Methode, sondern auch durch eine klare und gefällige Darstellung auszeichnet, allen Freunden des Elisabethanischen Dramas auf das eindringlichste zu empfehlen.

Keats' Hyperion. Mit Einleitung herausgegeben von Johannes Hoops. 3. Heft der „Englischen Textbibliothek", herausg. von Joh. Hoops, a. o. Professor an der Universität Heidelberg. Berlin, Emil Felber 1899. 103 SS. Preis 1 Mk. 60 Pf.

Die von J. Hoops begründete „Englische Textbibliothek" soll, wie aus der Ankündigung des Herausgebers zu entnehmen ist, „hervorragende Werke aus allen Perioden der englischen Literatur, namentlich aber die Meisterschöpfungen der Poesie seit dem 16. Jahrhundert in kritischen Ausgaben" bringen und ist in erster Linie zum Gebrauch an Universitäten bestimmt. Während die schon bestehenden — für alle Arten und Stufen höherer Lehranstalten berechneten — Textausgaben das Hauptgewicht auf den Commentar legen, ist in der oben genannten Sammlung ein streng kritischer Text mit Apparat die Hauptsache, und rein sprachliche, grammatische oder metrische Anmerkungen sind hier, wenigstens bei Werken der neuenglischen Poesie, grundsätzlich ausgeschlossen. Bis jetzt sind drei Bändchen dieser interessanten Sammlung erschienen. Als erstes Bändchen ist mit Recht Kölbings kritische Ausgabe von Byrons *„Prisoner of Chillon"* angesetzt worden, da es ja Kölbing war, der in seiner Ausgabe der *„Siege of Corinth"* zuerst die streng philologische Methode für die Herausgabe eines neuenglischen Textes angewandt hat. Das zweite Bändchen bringt die beiden Singspiele *Beggar's Opera* und *Polly* von John Gay, herausgegeben von Gregor Sarrazin.

Das vorliegende dritte Bändchen zerfällt in eine Einleitung und den Text. Die erstere besteht wieder aus folgenden Abschnitten: I. Entstehungsgeschichte (S. 1—10), II. Urtheil der Zeitgenossen und der Nachwelt (S. 10—16), III. Literarhistorische Stellung (S. 16—27), IV. Die Überarbeitung des Hyperion als Vision (S. 27 bis 38), V. Bibliographisches (S. 38—46). Aus dem ersten Abschnitte lernen wir Folgendes: Nach dem Erscheinen der Mondromanze *Endymion* (1818) entwirft Keats den Plan zu der Sonnenromanze *Hyperion*. Er beginnt dieses Gedicht im December 1818 und arbeitet daran mit Unterbrechungen bis April 1819, lässt aber dann, nachdem er ungefähr 900 Verse gedichtet, den ganzen Plan fallen; im Spätjahre 1819 nimmt er das Thema wieder auf und arbeitet es in Form einer Vision um. Das erste Fragment wurde im Juli 1820 in dem dritten und letzten Bande seiner Gedichte veröffentlicht, während die Vision erst im Jahre 1856, also 35 Jahre nach Keats' Tode, von seinem Biographen Monckton Milnes in den *„Miscellanies of the Philobiblon Society"* (Vol. III, 1856—57) abgedruckt wurde. — Von des Dichters Zeitgenossen sprachen sich Woodhouse, Leigh Hunt, Jeffrey, Crabbe Robinson,

Shelley und Byron in äußerst schmeichelhafter Weise über das Hyperion-Fragment aus; nicht minder günstig lautet das Urtheil späterer Kritiker, wie Swinburne, Sidney Colvin, Georg Brandes. Der Herausgeber fasst sein Urtheil dahin zusammen, dass es zwar ein gigantisches Bruchstück sei, an dem man die classische Durcharbeitung der Einzelheiten bewundern müsse, von dessen vollendeter Gestalt man sich aber keine Vorstellung machen könne; jedenfalls würde die größte Schwäche des auf zehn Bücher berechneten Epos Mangel an Handlung sein. — Im nächsten Abschnitt wird gezeigt, wie stark unsere Dichtung, und zwar nicht nur in der Anlage und im Rhythmus, sondern auch in Wortschatz und Sprachgebrauch von Miltons „*Paradise Lost*“ beeinflusst worden ist. Außerdem finden sich darin viele Anklänge an Chapmans Homerübersetzung; dagegen sind die zwei auf S. 25 citierten Shakespere-Reminiscenzen nicht völlig überzeugend. Zu der auf S. 26 erwähnten Neubildung *outspreaded* ist zu bemerken, dass Keats überhaupt die vollen Formen der schwachen Participien liebt; vgl. *bended* (Hyp. I, 45), *builded* (Vision I, 63), *builded-up* (ib. I, 359). Zum Schluss folgt die Bemerkung, dass Keats seine Kenntnis von dem Titanenkampfe aus verschiedenen Büchern gesammelt habe, dass aber die Charaktere und die Einzelheiten der Handlung Schöpfungen seiner eigenen Einbildungskraft seien. — Im vierten Abschnitte wird die Frage beantwortet, warum der Dichter die erste Fassung des Hyperion unvollendet gelassen, dafür aber diesen Entwurf in die Form einer Vision gekleidet hat. Auf den letzteren Gedanken wurde er wohl durch das Studium von Dantes „Divina Comedia“ gebracht, dessen von Carey besorgte Übersetzung er schon im Jahre 1817 gekannt hatte. Das Neue an der „Vision“ ist nur die Einleitung, die bis zum Verse 266 reicht; die ganze Dichtung ist eine beabsichtigte Allegorie, die der Herausgeber in scharfsinniger Weise entwickelt und erklärt. — Da kein Originalmanuscript des Hyperion erhalten ist, muss einem kritischen Texte der einzige, vom Dichter selbst besorgte Druck aus dem Jahre 1820 zugrunde gelegt werden. Daneben existiert aber noch eine frühere Fassung in einer von Woodhouse veranlassten Abschrift aus dem Sommer 1819, welche der jetzige Besitzer, Prof. Sidney Colvin, dem Herausgeber zur Benützung überließ. Dieser hält sich in Bezug auf die Orthographie streng an den ersten Druck, ahmt also nicht das Beispiel Formans, des besten Herausgebers von Keats' Werken nach, der die Schreibung normalisiert. Die Varianten der Woodhouse-Copie werden, jedoch nicht vollständig, in Fußnoten gegeben. Bei dem Abdruck der „Vision“ hält sich Hoops an die zweite, verbesserte Ausgabe Lord Houghtons vom Jahre 1867, nimmt aber in den Anmerkungen auch von dessen erster Ausgabe und von Formans Gesammtausgabe Notiz.

Der Druck wurde sorgfältig überwacht; nur Hyp. III 67 ist *Js't* statt *Is't* stehen geblieben.

Die schöne Ausgabe ist allen Fachgenossen und zur Anschaffung für die Lehrerbibliotheken auf das wärmste zu empfehlen.

Wien. Dr. J. Ellinger.

Karl Wunderer, Polybios-Forschungen. Beiträge zur Sprach- und Culturgeschichte. 1. Theil: Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten bei Polybios. Leipzig. Dietrich'sche Verlagsbuchhandlung 1898. 123 SS. Preis 2 Mk. 80 Pf.

Die vorliegende Untersuchung, von Otto Crusius angeregt und ihm gewidmet, setzt sich das Ziel, einen Beitrag zu dem 'Bildungsschatze' des Polybios und zu dessen Charakteristik zu liefern — also eine Ergänzung zu den denselben Gegenstand behandelnden Studien von Scalas — und damit auch in das Verständnis des geistigen Lebens und der Volksanschauungen im 2. Jahrhundert v. Chr. einzudringen. Was letztere Frage anlangt, so ist in den Erörterungen des Verf.s besonders interessant, wie sich die Auffassung, welche die unterworfenen Griechen von ihrem Verhältnis zu den Römern hatten, in den Sprichwörtern und Redensarten wiederspiegelt. Der Verf. prüft zunächst, wie der Unterschied aufzufassen sei, welchen Polybios zwischen παροιμίαι und λέξεις machte, und stellt fest, dass die παροιμίαι ein abgeschlossenes Urtheil über irgend eine Seite des menschlichen Lebens enthalten oder leicht in ein solches gebracht werden, während die λέξεις — eingeführt mit τὸ δὴ λεγόμενον — meist nur Redensarten sind, die erst in den Zusammenhang gebracht werden müssen. Nach diesem allgemeinen Ergebnisse untersucht W. die Herkunft der παροιμίαι, von welchen, was bezeichnend, nur wenige auf die voralexandrinische Zeit zurückgehen, sie müssen in letzter Linie aus der Komödie und aus Epigrammen der nachalexandrinischen Zeit stammen; das volksthümliche Element ist in dieser Classe verhältnismäßig selten vertreten, um vieles mehr in den λέξεις (untersucht S. 81 ff.). Polybios hat aber, was wichtig ist, die Sprichwörter nicht selbst zusammengebracht, sondern Sammlungen von παροιμίαι und λέξεις benützt, u. zw., wie W. wahrscheinlich macht, hauptsächlich die Sammlung des Stoikers Chrysippos. Eine besondere Stellung nehmen die nicht ausdrücklich als solche bezeichneten παροιμίαι und λέξεις ein, die unmittelbar aus dem Sprachschatze der damaligen Zeit stammen und daher für den geistigen Besitz der nachalexandrinischen Culturwelt von Wichtigkeit sind; der Verf. scheidet sie nach denselben Kategorien (δημώδεις, ἐπικαί und τραγικαί, κωμικαί) und sucht ihre ursprüngliche Bedeutung herauszufinden. Auch die ursprüngliche Bedeutung der Eigennamen (S. 94 ff.) ist speciell für die damalige Beurtheilung einzelner historischer Persönlichkeiten und die Charakterisierung der Volksstämme interessant. In einem zusammen-

fassenden Abschnitte (S. 85 ff.), der allerdings nicht am Schlusse steht, erörtert W. die Bedeutung, welche die Verwendung der Sprichwörter für die Abfassung des Polybianischen Geschichtewerkes hat (er ist geneigt, eine Sonderstellung der beiden ersten Bücher anzunehmen) und geht darauf ein, was aus Polybios für die Entstehung der *κοινή* zu folgern sei. Er hebt deren Vorzüge — Einfachheit, Klarheit, Schärfe — und deren volksthümlichen Charakter, sowie den Einfluss hervor, welchen die medicinischen und philosophischen Studien damals auf die Ausdrucksweise übten.

Damit ist der Hauptinhalt von W.s Buch wiedergegeben. Die Untersuchung ist sehr sorgfältig; allerdings hat man den Eindruck, dass sie manchmal zu sehr nach dem Schema angelegt ist und daher ohne Noth trocken wird. Das Hauptverdienst der Arbeit liegt mehr in den Einzelheiten als in den allgemeinen Ergebnissen; auch möchte man wünschen, dass die Folgerungen, welche sich für die Charakterisierung des Polybios einerseits und für das geistige Leben seiner Zeit andererseits ergeben, strenger auseinandergehalten würden. Die Schilderung der — wenn man so sagen darf — damaligen culturellen Atmosphäre hat eine viel breitere Basis nöthig als die hier dargebotene ist; auch was über die *κοινή* gesagt wird, verlangt eine Verknüpfung mit den Thatsachen, wie sie die Erforschung der Inschriften darbietet (vgl. darüber jetzt besonders E. Schweizer, Grammatik der pergamenischen Inschriften. Berlin 1898).

Prag. H. Swoboda.

H. Brettschneider, Hilfsbuch für den Unterricht in der Geschichte für die mittleren Classen höherer Lehranstalten. II. Theil: Deutsche Geschichte bis zum Ausgang des Mittelalters. (Lehraufgabe der Untertertia.) Halle, Waisenhaus 1898. 92 SS.

Wie das Hilfsbuch desselben Verf.s für den Unterricht in der Geschichte des Mittelalters an den oberen Classen, das ich in dieser Zeitschrift 1894, S. 801 ff. angezeigt habe, verdient auch das in der Überschrift genannte alles Lob. Im Gegensatze zu dem Lehrbuche von Knaake-Lohmeyer überlässt es dem Lehrer bedeutend mehr Arbeit, da es stellenweise fast nur eine Disposition des Stoffes enthält; so wird z. B. Rudolf von Habsburg nur eine halbe Seite gewidmet. Ferner unterscheidet sich das Brettschneidersche Buch von dem eben genannten noch dadurch, dass es der inneren Entwicklung bedeutend mehr Raum gewährt.

Da es sich um ein Hilfsbuch der deutschen Geschichte handelt, halte ich die Darstellung der römischen Kaiserzeit auf acht Seiten, mit der das Buch beginnt, für zu ausführlich. Dagegen hätte wohl die Errichtung der Ostmark durch Karl den Großen und ihre spätere Übergabe an die Babenberger Erwähnung verdient. Hin-

sichtlich der sonst sehr sorgfältig durchgeführten Gliederung möchte ich beanständen, dass die auf S. 11 ff. erzählten Kämpfe zwischen den Römern und den Germanen folgendermaßen geordnet sind: I. Das römische Reich in der Abwehr (Cimbern und Ariovist). II. Die Germanen in der Abwehr (Drusus, Tiberius und Germanicus). III. Das römische Reich in der Abwehr: Die Völkerwanderung. Um die zweimalige gleichlautende Überschrift zu vermeiden, würde ich den ersten Abschnitt etwa: „Die ersten vereinzelten Zusammenstöße zwischen den Römern und Germanen“ betitelt haben.

Auch im einzelnen ist das Buch sehr genau, so dass ich nur wenige Unrichtigkeiten bemerkt habe. Ich führe an: S. 11. Noreia (Neumarkt) liegt in Steiermark. S. 24. Die Araber heißen nicht in Nordafrika Mauren, denn die ersteren sind Semiten, die letzteren aber Hamiten. S. 31. Die richtige Schreibweise des Wortes ist Roncesvalles. S. 35. Karl der Dicke vereinigte nicht das ganze Frankenreich. S. 36. Die Magyaren drangen nicht erst am Ende des 9. Jahrhunderts nach Europa vor. S. 61. Cortenuova liegt westlich vom Oglio. S. 73. Der Verf. thut dem Kaiser Friedrich III. unrecht, wenn er sagt, dass infolge seiner Thatenlosigkeit Ungarn und Böhmen nach dem Tode Albrechts II. dem Hause Habsburg verloren gegangen sind.

Dr. K. Schenk, Lehrbuch der Geschichte für höhere Lehranstalten, in Übereinstimmung mit den neuen Lehrplänen. Ausgabe A Für Gymnasien. Ausgabe B. Für Realanstalten. III. Theil: Lehraufgabe der Quarta. und VII. Theil: Lehraufgabe der Obersecunda. Geschichte des Alterthums. Leipzig. Teubner 1898.

Der Verf. hat damit begonnen, für alle Classen der Gymnasien einerseits, der Realanstalten und höheren Bürgerschulen andererseits Lehrbücher der Geschichte abzufassen, die dem Lehrplane vom Jahre 1892 gerecht werden.

Was zunächst den Umfang anbetrifft, so ist er bescheiden; denn das Lehrbuch der Quarta umfasst 85, das der Obersecunda der Gymnasien nur 200 Seiten Text. Doch bedürfen manche Angaben, namentlich solche culturgeschichtlicher Art, zahlreiche Bemerkungen in den Noten sowie mehrere Analogien, auf welche der Verf. verweist, einer eingehenderen Besprechung, so dass die Darbietung des Stoffes mehr Zeit in Anspruch nehmen muss, als man nach dem geringen Umfange des Buches annehmen möchte. Von den Analogien sind noch dazu manche verfrüht; so wenn z. B. bei der Solonischen Seisachtheia auf die I. Poetelia verwiesen wird. Hiezu kommen noch einzelne Sätze, wie: „Anaxagoras stellte eine eigene Lehre auf“ (S. 72), die für den Schüler nur dann einen Wert haben, wenn sich der Lehrer länger dabei aufhält.

Der Hauptunterschied der beiden Ausgaben, die an Umfang einander ziemlich gleich sind, besteht darin, dass die für Gymnasien bestimmte griechische und lateinische Ausdrücke und Quellen-

nachweise, die andere dagegen hie und da mehr Culturgeschichte enthält, wobei es freilich unverständlich erscheint, warum z. B. die Mosaikmalerei in der ersteren Ausgabe nicht erwähnt wird. Im Folgenden beschränke ich mich auf die Besprechung der Ausgabe A.

In der griechischen Geschichte berücksichtigt der Verf. das ganze hellenische Volk; er erzählt daher auch eingehender, als es sonst in Schulbüchern geschieht, die Schicksale der Griechen auf Sicilien. Die griechische Geschichte vor Solon und die römische vor den punischen Kriegen behandelt der Verf., dem preußischen Lehrplane gemäß, sehr kurz; die orientalische wird an zwei Stellen der griechischen eingeschaltet. Die Sage bleibt grundsätzlich unerwähnt. Sehr ausführlich ist die Geographie Griechenlands, viel weniger eingehend die Italiens dargestellt. Was das Verhältnis der politischen und der Culturgeschichte zueinander betrifft, so könnte die letztere wohl an mehreren Stellen gekürzt werden. So findet man S. 51, 53 und 69 ein Übermaß von Namen; S. 66 wird als der reichste Grieche genannt Hipponikus, der Sohn des Kallias Lukkoplutus(!); S. 72 werden die Geburtsorte mehrerer Sophisten angegeben. Ich glaube, man sollte dem Schüler jeden entbehrlichen Namen und jede überflüssige Jahreszahl ersparen. Das Zeitalter des Perikles wird auf 14 Seiten dargestellt, wobei besonders Literatur und Kunst zu eingehend behandelt sind. Zu ausführlich sind namentlich die Abschnitte über die Lebensweise der Griechen und Römer. Ich verweise u. a. auf S. 127 u. 189; auf ersterer heißt es: „Der Pflug ... besaß zuletzt Pflugschar und Streichbrett und war auf Räder gebracht. Egge und Sense, Hacke und Walze wurden in Formen, die den heutigen ähnlich sind, angewandt", und auf der letzteren ist von der Verbreitung des Hosentragens, des Bier- und Weingenusses, ja sogar davon die Rede, wie oft ein berühmter Wagenlenker den 1., 2. und 3. Preis davon getragen hat! Ebenso ist S. 178 die Sorge des Augustus um seine Nachfolge viel zu ausführlich gehalten.

Dagegen möchte man an einzelnen Stellen eine eingehendere Behandlung wünschen. So heißt es über die ersten zwei messenischen Kriege nur: „In zwei schweren Kriegen — im zweiten angefeuert von dem Sänger Tyrtäus — eroberten die Spartaner das fruchtbare Messenien." S. 101 könnten unter den Alexandrinern auch Polybius und Hipparchus genannt sein. S. 112 ist das römische Priesterwesen mit ein paar Zeilen abgethan, S. 114 sind die Rechte des Senates sehr kurz behandelt, S. 183 wird der Markomannenkrieg nur erwähnt. Die Anführung der knidischen, koischen und mediceischen Aphrodite würde ich in einem Schulbuche unterlassen; bedenklich erscheint mir der Satz (S. 191): „Wohl waren manche schwere Misstände vorhanden, wohl herrschte in den Großstädten eine furchtbare Sittenlosigkeit, aber beides ist in den meisten Zeiten der Fall."

In der griechischen Geschichte kommt an mehreren Stellen eine entschiedene Abneigung gegen Sparta zum Ausdrucke, am stärksten S. 79: „Sparta hatte sich nicht entblödet ..." Manchmal finden sich Wiederholungen; so ist von der zunehmenden Humanität der römischen Gesetzgebung in der Kaiserzeit an drei Stellen die Rede. Das Jahr der Schlacht im Teutoburger Walde ist eigenthümlicherweise mit einem Fragezeichen versehen.

Die Gliederung des Stoffes lässt an mehreren Stellen etwas zu wünschen übrig. Beim 2. punischen Kriege (S. 134) finden wir die Überschrift: „*a*) Hannibals Siegeszug (218—216)"; dann fehlt in beiden Ausgaben, offenbar aus Versehen, jede weitere Gliederung. Ein so wichtiger Gegenstand, wie die Heeresreform unter Marius, sollte nicht in einer Note, sondern im Texte besprochen werden. §. 35 trägt die Überschrift: „Die Zeit des Strebens nach der ersten Stellung" und ist getheilt in die Zeit des Pompeius, Cäsars und des Augustus. Unter jener Überschrift hätten auch die Gracchen, Marius und Sulla behandelt werden sollen, wie ja auch der Verf. die Geschichte vom Auftreten der Gracchen bis auf Augustus unter der Hauptüberschrift: „Das Ringen um die Alleinherrschaft" erzählt. Im culturgeschichtlichen Theile wird mitunter zu wenig scharf auf die Zeit geachtet, in der diese oder jene Erscheinung zutage tritt, sowie an anderer Stelle wieder Dinge und Personen erwähnt werden, die erst später erklärt oder behandelt werden. So werden z. B. S. 63, 3 Einrichtungen angeführt, die bereits der Solonischen Verfassung eigenthümlich sind, wodurch unrichtige Vorstellungen erweckt werden können; S. 125 wird schon vor den punischen Kriegen erwähnt, dass die römischen Frauen sich gerne mit den Haaren germanischer Jungfrauen schmückten; S. 147 wird bereits vor dem Auftreten der Gracchen das Composita-Capitäl beschrieben; S. 184 wird (vor Diocletian) von der allgemein üblichen Anrede des Kaisers als *dominus* gesprochen; S. 168 erwähnt der Verf. die Basiliken, während er sie erst neun Seiten später beschreibt; die Alimentarstiftung wäre besser bei Trajan als bei Hadrian angeführt; S. 185 ist von der *constitutio Antoniniana* die Rede, bevor noch Caracalla vorgekommen ist; S. 186 werden mehrere Kaiser genannt, die erst später behandelt werden; S. 189 ist schon im 2. Jahrhundert von Honorius die Rede.

Von Unrichtigkeiten sind mir aufgefallen: S. 19 ist angegeben, dass es bei den Ägyptern Kasten gegeben hat. S. 44 steht *φύλαι* (st. *φυλαί*). S. 46 wird der Regierungsantritt des Cyrus ins Jahr 559 versetzt. S. 47. Die Zahl der persischen Satrapien wechselte. S. 52. Ein bestimmtes Jahr für das Aufkommen des korinthischen Stiles lässt sich nicht angeben. S. 61. Perikles war nicht Strateg schlechthin, sondern erster Strateg. S. 72. Herodot schrieb die Geschichte nicht bis zum Jahre 179, Thukydides nicht bis 409. S. 101 (Ausgabe B) wird das Fresco als die auf dem Stuckgrunde vorgenommene Malerei bezeichnet.

In sprachlicher Beziehung erwähne ich: Wiederholt gebraucht der Verf. die Bezeichnung „Olymphalhinsel" für Griechenland; S. 63 heißt es: „Tausende wurden außerhalb (wessen?) mit Grundbesitz ausgestattet; S. 192: „Die Stämme der Germanen einigten sich zu Völkerbündnissen." Eigenthümlich sind in einem für Gymnasien bestimmten Lehrbuche die Schreibweisen: Kornelia, Klaudia, Konsul usw.

Mit Rücksicht auf das Gesagte kann ich den unbedingt anerkennenden Worten des Herrn Referenten in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1899, S. 148 nicht ohne Einschränkung beistimmen.

Recht zweckmäßig und der Altersstufe durchaus entsprechend ist das Lehrbuch für die Quarta, das mit dem Tode des Augustus schließt, abgefasst. Nur verstehe ich nicht, warum S. 19 „der erste persische Feldzug" (492), dann „der erste Perserkrieg" (490) und nicht lieber der 1., 2. und 3. Perserkrieg, wie allgemein üblich, geschrieben wird, wenn auch der erste Zug sein Ziel nicht erreicht hat. Etwas sonderbar ist die Angabe auf S. 61, dass der Metaurus nordöstlich von Rom mündet.

Villach. A. Zeehe.

Lehmann und Petzold, Atlas für die unteren Classen höherer Lehranstalten. Geographische Anstalt von Velhagen u. Klasing in Leipzig 1899. Preis br. 1 Mk. 60 Pf.

Neben ihrem bereits in 2. Auflage erschienenen Atlas für Mittel- und Oberclassen haben nun die Herausgeber Lehmann und Petzold auch einen Atlas für die unteren Classen höherer Lehranstalten der Öffentlichkeit übergeben. Vergleicht man sie miteinander, so zeigt sich, dass der letzte nicht etwa eine Auslese aus jenem für die höheren Classen enthält, sondern ein ganz selbständiges Werk ist, mit dem ausgesprochenen Zwecke, den Schülern der unteren Stufe vor allem die Grundbegriffe beizubringen, und von diesem Gesichtspunkte aus bedeutet er einen wesentlichen Fortschritt gegenüber den früheren Lehrmitteln dieser Art. — Die zwei ersten Tafeln führen den Schüler in die elementarsten Sätze der mathematischen Erdkunde ein, und zwar in durchaus klarer, leicht verständlicher Art, derart, dass jede Zeichnung mit einem erläuternden Texte versehen ist. Bei der Veranschaulichung der Größenverhältnisse wäre es wohl zweckmäßig gewesen, Erde und Mond in ihrem entsprechenden Abstande voneinander in die Sonnenscheibe einzutragen. — Der Einführung in das Kartenverständnis dienen nicht weniger als sechs Tafeln. Zuerst wird dem Schüler der Unterschied zwischen einer Ansicht und einer Karte oder einem Plane durch einander gegenübergestellte sehr einfache Zeichnungen klar gemacht, sodann

vom Nächstgelegenen zum Entfernteren vorgeschritten, indem Ansicht und Plan des Schulhauses, des betreffenden Stadttheiles, der ganzen Stadt und endlich der Stadt mit ihrer flachen Umgebung der Reihe nach einander gegenübergestellt werden. Sodann folgen die Böschungs- und Höhenverhältnisse. An die Darstellung eines einzelnen Berges reihen sich Ansicht und Karte eines anschließenden Gebirgszuges, einer größeren idealen Mittelgebirgelandschaft mit anliegendem Meere und endlich einer Hochgebirgslandschaft, wobei der sanfte und steile Abhang, die Wasserscheide, Längen- und Querthäler, Pässe, Firnmulden, Halbinseln usw. ihre Erklärung finden. Auf der Hochgebirgslandschaft steht allerdings die Farbengebung nicht ganz mit der Beschreibung im Einklang, indem mehrere Gipfel über 3000 m nicht zur Schneeregion gehörig erscheinen. Den Schluss dieses Theiles bilden wirkliche, besondere typische Kartenbilder, aber nicht mit ihren Eigen-, sondern den Gattungsnamen, wie Hoch-, Rand-, Massen-, Kettengebirge usw. — Unter den zunächst folgenden Übersichtskarten der Erde seien die der wichtigsten Pflanzen- und Thiergebiete hervorgehoben. So erscheint hier das Verbreitungsgebiet des Straußes, des Flusspferdes, des Elephanten, Kameels, Löwen, Tigers, des Renthiers, der Affen usw. Daran reihen sich Übersichtskarten der Menschen nach Völkern und Religionen. Selbstverständlich aber sollen sie alle nicht systematisch durchgearbeitet werden, sondern nur zum gelegentlichen Nachschlagen dienen. — Auf den Karten der einzelnen Erdtheile und Länder Europas ist die Bodengestalt von der staatlichen Gliederung gesondert, diese durchaus in Flächenfärbung und häufig nur auf kleinen Nebenkarten gegeben. Man erkennt eben überall eine weise Beschränkung auf das Allernothwendigste, wie es für diese Stufe passt. Das Deutsche Reich dagegen ist auf nicht weniger als 14 Tafeln sehr eingehend behandelt, die Übersichtskarten im Maßstabe 1 : 4 Mill., die Karten der einzelnen Theile 1 : 2 Mill., wie in dem Atlas für Mittel- und Oberclassen. Der Zweck ist auch hier nicht gleichmäßige Durcharbeitung des Ganzen, sondern für den einzelnen Fall eine wünschenswerte Auswahl zu ermöglichen. Auch Österreich-Ungarn ist gegenüber den anderen europäischen Staaten eingehender behandelt, indem ihm zwei Doppelseiten im Maßstabe 1 : 4 Mill. und eine Nebenkarte für die Völkervertheilung gewidmet sind.

Alle Karten, ob sie nun die staatlichen oder Bodenverhältnisse darstellen, zeichnen sich durch eine außerordentliche Klarheit und Übersichtlichkeit aus, so dass das Auge mit wahrem Vergnügen darauf verweilt. Die Gebirgszüge treten überall plastisch hervor, die Flüsse heben sich auf dem grünen oder braunen Untergrunde scharf ab, desgleichen ist die Schrift so deutlich, dass selbst im dunkelsten Hochgebirge jeder Name leicht lesbar ist. Alles in allem können wir die deutschen Schulen zu diesem vor-

trefflichen Lehrmittel beglückwünschen. An unseren Schulen hätt ein eigener Atlas für die unteren neben einem solchen für di Oberclassen freilich keine Daseinsberechtigung, da wir eben, mi Ausnahme der Vaterlandskunde, leider nur an den unteren Classe einen Geographieunterricht haben und in den oberen gründlic vergessen wird, was im 2. und 3. Jahrgang gelernt wurde.

Pahde, Erdkunde für höhere Lehranstalten. I. Theil: Unterstuf mit 16 Vollbildern und 14 Bildern im Text. Glogau, Karl Flemmin, 1899. 8°, 96 SS. Preis geb. 1 Mk. 80 Pf.

Vor uns liegt ein Lehrbuch, das aus der Schule Kirchhoff hervorgegangen ist und das schon bei flüchtigem Durchlesen di Vorzüge des Meisters erkennen lässt. Vorderhand ist nur die Unter stufe für Sexta und Quinta erschienen, doch soll der zweite Thei demnächst folgen. Der Verf. gliedert seinen Stoff derart, dass e auf die Grundbegriffe einen Abriss der Länderkunde und sodan Deutschland folgen lässt. Im ersten Theile der Grundbegriffe be handelt er auf 14 Seiten ohne strenge Systematik, sondern wi sich die Dinge in Anlehnung an die Heimat ergeben, das Orien tieren, Messen, die Bodenerhebung, Flüsse, Meere, Globus un Landkarten, Klima usw. Im zweiten Theile derselben, den e „Die Erde" überschreibt, auf weiteren 12 Seiten Gestalt und Grö der Erde, ihr Verhältnis zu Sonne und Mond, die verschiedene Hilfslinien usw., kurz die Grundbegriffe der mathematischen Geo graphie. Der kurze Abriss der Länderkunde (25 SS.) beginnt nach dem Vorgange Kirchhoffs, mit dem Fernstgelegenen, nämlic Australien, und geht über Amerika, Afrika und Asien zu Europ über. Deutschland erfährt als Lehrstoff der Quinta auf 34 SS eine eingehendere Darstellung. Worin sich der Verf. von Kirch hoff vor allem unterscheidet, das ist sein Bestreben, den Schüler ihre Aufgabe sowohl dem Inhalte wie der Form nach etwas leichte zu gestalten. So z. B. verzichtet er selbst bei Deutschland au eine genauere Darstellung des geologischen Aufbaues, während e in formeller Beziehung den sogenannten Telegrammstil vermeide und durch anregende Schilderung auf die Jugend zu wirken sucht Stellenweise geht er jedoch hierin zu weit, und Ref. möchte de kurzen, lapidaren Sätzen den Vorzug vor den schönstgebaute Perioden geben. Die Anmerkungen sind reichlich, fast möcht man sagen, zu reichlich. Denn vom kopernikanischen System, vo Aristarch, Strabo, Ptolemäus usw. braucht wohl ein zehnjährige Junge noch nichts zu hören. Die Erklärung des Namens Delta aus der Form der Nilmündung (S. 5), an und für sich nichts sagend, hat zu einer Zeit, da der Schüler noch nichts vom Nil gehört hat, wohl gar keinen Wert. Eigenmächtig ist auch die Unterscheidung der Ausdrücke „nördlicher Breitengrad" und „Grad n. Br." (S. 21). Darnach hätte man zu sagen: Berlin (zwischen dem 52° und 53°) liege auf dem 53. nördl. Breitengrad. Dagegen

Kranz (das vom 50. Parallel geschnitten wird) auf dem 50. Grad n. Br. Im zweiten Falle muss es offenbar heißen: auf dem 50. nördl. Breitenkreise. — Vergleichen ist die Seele des geographischen Unterrichtes, aber zu weit darf man es doch nicht treiben. Dass Australien einem „nierenförmigen Blatte ähnle“, ist geschmacklos; dass Tasmanien „eine schildförmige Insel“ sei, unpassend, da es nicht bloß dreieckige, sondern z. B. auch runde Schilde gibt. Hieher gehört auch die Gliederung Afrikas in ein Nord-Viereck und ein Süd-Dreieck (S. 35); dass das südwestdeutsche Landbecken ein Dreieck sei, wird dem Schüler nach der beigegebenen Karte nicht recht einleuchten, ebensowenig, dass seine Nordgrenze ein „stumpfer Winkelhaken“ sei (S. 57). Auch möchte Ref. das Attribut „plump“ von einer Halbinsel nicht gebrauchen (S. 39). Vergleichen soll man überhaupt nur mit Bekanntem. So lange beispielsweise der Schüler nichts von Großbritannien gehört hat, hat es wenig Wert, wenn er hört, dass Hondo etwas kleiner sei als dieses. Dass die Baffinsbai im Norden nicht geschlossen ist, wissen wir schon seit der Durchfahrt Mac Clures, nicht erst seit 1873 (S. 31). Bei den Mongolen Europas sind (S. 48) die Magyaren vergessen. Eine mindestens schielende Vorstellung bekommt der Schüler über das staatsrechtliche Verhältnis Österreich-Ungarns durch folgenden Satz: „Deutsch ist auch mehr als ein Drittel der Bevölkerung im Kaiserthum Österreich, dessen Herrscher gleichzeitig König von Ungarn ist“ (S. 49).

Im übrigen ist das Büchlein, dem am Schlusse auch 16 wohlgelungene Abbildungen der Hölzel'schen Charakterbilder angefügt sind, innerlich wie äußerlich sehr sorgfältig gearbeitet, so dass dem Ref. nur ein einziger Druckfehler auffiel (Mrak statt Mark auf S. 78, Z. 2 v. u.). Zu billigen ist es auch, dass der Verf. sich von der sklavischen Nachahmung fremder Namensformen lossagte und z. B. frischweg Neu-York schrieb. Es steht zu erwarten, dass das Beispiel in anderen Schulbüchern bald Nachahmung finde. — Fassen wir unser Urtheil zusammen, so können wir sagen, dass Pahdes Erdkunde ein ganz vorzügliches Büchlein ist, das sich namentlich in Verbindung mit dem Atlas für die unteren Classen von Lehmann und Petzold, auf den sich der Verf. wiederholt beruft, recht brauchbar erweisen dürfte.

Wien. L. Weingartner.

Encyklopädie der mathematischen Wissenschaften mit Einschluss ihrer Anwendungen. Mit Unterstützung der Akad. zu München und Wien und d. Ges. d. Wiss. in Göttingen herausgeg. von H. Burkhardt u. W. F. Meyer. Theil I. Bd. I, Heft 3 u. Theil I. Bd. II, Heft 1.

Den angezeigten ersten Heften des großen Unternehmens sind nun zwei weitere in kurzer Zeit gefolgt. Vom ersten Band

bringt das dritte Heft die rationalen Functionen einer Veränder lichen und ihre Nullstellen, also die Grundlagen der Theorie de algebraischen Gleichungen und die rationalen Functionen mehrere Veränderlichen, beides von E. Netto; die algebraischen Gebild und die arithmetische Theorie algebraischer Größen von G. Lands berg und den ersten Theil der Invariantentheorie von W. Fr Meyer. Die Artikel sind umsomehr zu begrüßen, als umfassend Monographien vom neueren Standpunkte aus über diese Gebiet nicht existieren. Eine Übersicht über das intricate Problem de Elimination wird in den Artikeln Nettos gegeben. G. Landsberg verfolgt den umfangreichen und durchaus der neuesten Zeit an gehörigen Stoff nach allen Seiten. W. Fr. Meyer ist für die In variantentheorie durch seinen Bericht bekannt genug.

Vom II. Bande liegt vor: Grundlagen der allgemeinen Func tionentheorie von Alfr. Pringsheim, Differential- und Integral rechnung von A. Voss und bestimmte Integrale von G. Brunel Pringsheim setzt in seiner bekannten klaren, übersichtlichen und scharfen Weise die Begriffe und Fragestellungen der allgemeiner Functionentheorie in musterhafter Weise auseinander, und es se gerade dieser Artikel jenen empfohlen, welche über Tendenz und Inhalt dieses Gebietes in neuerer Zeit sich unterrichten wollen ohne der ausgebreiteten und schwierigen Einzelliteratur folgen zu können oder zu wollen. Dasselbe ist über den Beitrag von A. Voss zu sagen. Es seien besonders hervorgehoben die Abschnitte über Extreme (Maxima und Minima), über die Sätze von Green und Stokes und der in dieser Verbindung neue Anhang über Instrumente zur Auswertung von Integralen über empirisch gegebene Functionen (Planimeter-Integraphen, harmonische Analysatoren). Auch der Abschnitt über bestimmte Integrale von Brunel entspricht seinem Zwecke, obwohl hier Bemerkungen im einzelnen zu machen wären und die Auswahl des nach sehr verschiedenen Richtungen gehenden Stoffes in den Einzelheiten schwierig ist. Vieles wird hier ja durch spätere Artikel ergänzt werden. Hier sei nur auf die von Laplace und Euler entwickelten Kettenbrüche für bestimmte Integrale und auf die in neuerer Zeit in verschiedener Richtung wichtig gewordenen asymptotischen Darstellungen hingewiesen, welche ich hier vermisse.

Innsbruck. W. Wirtinger.

Die Ingenieur-Mathematik in elementarer Behandlung. Von Prof. Dr. Gustav Holzmüller, Director der Maschinenbauschule zu Hagen i. W. 1. Theil. Mit 287 Figuren und zahlreichen Übungsaufgaben. Leipzig, B. G. Teubner 1897. Preis geb. 5 Mk.

Das vorliegende Buch enthält die elementare Berechnung einiger Probleme, welche von der Theorie und Praxis des Inge-

mehrfaches gebraucht werden. Dadurch wurde dem Studierenden der technischen Hochschule die Möglichkeit geboten, schon im ersten Semester sich in die wesentlichsten Begriffe der technischen Mechanik hineinzuarbeiten, da er zum Verständnis derselben der Mittel des Infinitesimalcalcüls entbehren kann. Auch für die praktischen Ingenieure, welche sich der höheren Analysis nicht mehr bedienen können und wollen, hat das Buch große Vortheile. Weiters darf nicht unerwähnt bleiben, dass die in dem Buche vorgetragenen Berechnungsmethoden, von denen wir nicht wenige als originell anerkennen müssen, ebenso auch eine Reihe von instructiven Constructionen dem Lehrer der Mathematik willkommen sein werden. Lobend soll an dem Buche auch hervorgehoben werden, dass der Verf. — entsprechend dem Bedürfnisse des Praktikers — ohne viele einleitende Worte an den zu behandelnden Gegenstand herantritt, dass er ferner die vorgetragenen Theorien durch vielfache Beispiele in überzeugender Weise illustriert.

Auf die bedeutende Literatur des Gegenstandes ist in einem Vorworte verwiesen worden.

Zuerst werden Schwerpunktsbestimmungen für ebene Flächen vorgenommen; dieselben werden in den meisten Fällen mit der fruchtbringenden Regel von Guldin vollzogen; dann aber finden wir die Methoden der Graphostatik vorzugsweise bei der Bestimmung der Schwerpunkte von Trägerquerschnitten berücksichtigt. Im 2. Abschnitte findet man Berechnungen der einfachsten Trägheitsmomente ebener Flächen. Die geometrische Veranschaulichung des Trägheitsmomentes durch abgeschrägte Körper verdient volle Beachtung, ebenso jene durch parabolisch begrenzte Körper. Der Zusammenhang der Lehre von den achsialen und polaren Trägheitsmomenten mit verschiedenen Problemen der Mechanik und der Festigkeitslehre wird in lichtvoller Weise zur Darstellung gebracht. In zusammenhängender Weise sind Berechnungen von Trägheitsmomenten für die wichtigeren Querschnittsformen des Bau- und Maschinenwesens vorgeführt.

Die Theorie der Centrifugalmomente und der Trägheitsmomente für beliebige Achsen ist im 4. Abschnitte enthalten.

Im weiteren zieht der Verf. die Newton-Simpson'sche Regel für Körper und Flächen und die Schichtenformel für Querschnitte bis zur dritten Ordnung sowohl für ganz positive Exponenten als auch für gebrochene und negative Exponenten heran, um mit diesen sowie mit der erweiterten Simpson'schen Regel mehrere Aufgaben zu lösen. Dieser Theil des Buches wird für den Mathematiker und Physiker manch Wertvolles bieten. Es werden in demselben auch einige Aufgaben über Maxima und Minima aufgenommen. — Im Folgenden wird die Anwendung der lemniscatischen Abbildungen auf die Bestimmung polarer Trägheitsmomente und polarer Momente erster Ordnung gezeigt. Es

werden von den sehr bemerkenswerten mathematischen Erörterungen auch mannigfache Anwendungen auf physikalische Probleme gemacht, so auf die Theorie der Elektricitätsströmung, auf die Forchheimer'sche Theorie der Grundwasserstände; ebenso findet dieser mathematische Calcül Anwendung auf kartographische Probleme, auf Torsionsprobleme und auf einige Aufgaben der Capillarität.

Im Weiteren sind die graphostatiechen Methoden zur Bestimmung der Trägheits- und Centrifugalmoments auseinandergesetzt worden. — Hier finden wir die interessanten Methoden von Nehls, Mohr, Land, Culmann, Reye ausführlich besprochen und an Beispielen illustriert. Diese Methoden sind namentlich im Bauwesen von weitgehender Wichtigkeit. — Mechanisch-physikalischem Interesse wird der folgende Abschnitt begegnen, der von den Schwerpunkten und statischen Momenten homogener Körper handelt. Von der Schwerpunktelehre werden auch einige wichtige Anwendungen gemacht. Dieser Abschnitt handelt von den polaren, achsialen und Plan-Momenten erster Ordnung, der nachfolgende von den Trägheits- und Centrifugal-Momenten der wichtigsten Körper, also von den entsprechenden Momenten zweiter Ordnung. Der Abschnitt ist reich an Excursen auf physikalischee Gebiet. Die Theorie des Trägheitsellipsoidss ist ausführlich und lichtvoll behandelt worden und fand mehrfache Anwendung. Als ein wichtiges Beispiel zur Lehre von den Trägheitsmomenten wird die Schwungradtheorie auseinandergesetzt.

Zusammenfassend können wir nur anerkennend über die Wahl des reichen Inhalts, über die Zweckmäßigkeit der Anordnung der einzelnen Theile, über die vielfach originelle und elegante Darstellung, über die stets ins Praktische übersetzte und praktisch gedeutete Form der Resultate der Rechnung sprechen. Das Buch kann ebensowohl Mathematikern und Physikern als auch Praktikern wärmstens empfohlen werden.

Theorie der atmosphärischen Strahlenbrechung von Dr. Alois Walter, Professor an der k. k. Staats-Oberrealschule in Graz. Veröffentlicht mit Unterstützung der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Mit 4 Textfiguren. Leipzig, Teubner 1898.

Der Verf. bezweckte, das Problem der atmosphärischen Strahlenbrechung unabhängig von jeder Voraussetzung specieller Annahmen über die physikalische Beschaffenheit der Atmosphäre in Bezug auf deren Abhängigkeit von der Erhebung über die Erdoberfläche, also allgemein zu lösen und allgemein giltige Formeln aufzustellen; weiter versuchte er im zweiten Theile der Schrift die physikalische Beschaffenheit der Erdatmosphäre, soweit diess für das Problem der Strahlenbrechung von Bedeutung ist, darzustellen. Es ist somit in vortheilhafter Weise von dem ersten geometrischen Theile der zweite, der physikalisch-meteorologischer Natur ist, losgelöst worden.

In der Einleitung finden wir allgemeine Bemerkungen über terrestrische und astronomische Höhenrefraction, sowie über Seitenrefraction, dann über die Geschichte des Problemes, wobei auch die Quellen genannt werden.

Im zweiten Abschnitte werden die Refractionsgrößen unter der Voraussetzung entwickelt, dass in gleich hoch gelegenen Punkten die physikalische Beschaffenheit der Atmosphäre dieselbe ist. Die für jede Lichtcurve giltige Gleichung wird auf zweifache Weise abgeleitet. Aus der betreffenden Differentialgleichung kann auch erschlossen werden, welchen Werteverlauf der Brechungsquotient in einem Mittel annehmen muss, damit die Lichtcurven in demselben von bestimmter gegebener Art seien. Die weiteren Entwicklungen beziehen sich auf die Anfstellung und Eigenschaften der Potenzreihen für den Abstand eines auf einer Lichtcurve als veränderlich gedachten Punktes vom optischen Mittelpunkte. Sehr lehrreich ist der Vergleich der Gesammtrefraction für ein Lichtcurvenstück, unter der man den Winkel versteht, den die Tangenten in den Endpunkten des Curvenstückes miteinander einschließen, mit der Formel der älteren empirischen Refractionstheorie. Die Refractionscoefficienten werden ausgerechnet und gezeigt, dass der erste Refractionscoefficient das Verhältnis des Erdhalbmessers für den Beobachtungsort zum Krümmungshalbmesser einer durch den Beobachtungsort hindurchgehenden Lichtcurve ist. Aus den Gleichungen für die Höhenrefraction werden jene für die astronomische Refraction abgeleitet und schließlich die Werte der Refractionsgrößen auch für den Fall angegeben, dass die Punkte von derselben physikalischen Beschaffenheit nicht auf concentrischen Kugelflächen, sondern in parallelen Ebenen liegen. In dem physikalischen Theile wird die Ermittlung der Abhängigkeit des Brechungsquotienten von atmosphärischer Luft von der physikalischen Beschaffenheit derselben besprochen, im meteorologischen Theile wird der Frage näher getreten, wie in der Erdatmosphäre die physikalische Beschaffenheit mit zunehmender Entfernung vom optischen Mittelpunkte sich ändert. Ist dann der Brechungsexponent n als Function von r dargestellt, dann können die Refractionscoefficienten unschwer berechnet werden. Es wird von dem namentlich von Mascart als giltig erwiesenen Gesetze, dass $\frac{n-1}{d} = \text{constant}$ ist, wenn n den Brechungsexponenten der Luft und d deren Dichte bedeutet, ausgegangen; einige vorgeführte meteorologische Erörterungen haben den Zweck, die Luftdichte auf dem Umwege über Spannung, Feuchtigkeitsgehalt und Temperatur als Function von r darzustellen. Diese Aufgabe kann, da das Temperaturgesetz nicht sicher feststeht, nur in beschränkt giltiger Weise gelöst werden. Im weiteren werden die Refractionscoefficienten bei offen gelassenem Temperaturgesetze betrachtet, dann wird die Darstellung der Luftdichte als Function von r auf Grund der Bauernfeind'schen Rela-

tionen eingeführt. Schließlich werden verschiedene Werte des ersten Refractionscoefficienten, die bei geodätischen Messungen erhalten wurden, zusammengestellt und auf die betreffenden wertvollen Arbeiten des Prof. H. Hartl, ehemaligen Abtheilungsleiters im k. u. k. militär-geographischen Institute in Wien, verwiesen.

Die vorliegende Arbeit, deren reicher Inhalt nur in Kürze skizziert werden konnte, ist sehr scharfsinnig und vom theoretischen sowohl als auch vom praktischen Standpunkte aus bedeutungsvoll.

Wien. J. G. Wallentin.

Grundriss der Psychophysik von Dr. G. F. Lipps. Sammlung Göschen Nr. 98. Leipzig 1899.

Eine der jüngsten Wissenschaften, die Grenzwissenschaft zwischen Psychologie und Physik (im weitesten Sinne), die Psychophysik, hat durch dieses Büchlein nun auch seine Vertretung in der immer mehr Ansehen gewinnenden Sammlung Göschen gefunden. Prof. Lipps in München, der Verf. desselben, hat die Schwierigkeiten, die sich naturgemäß gerade diesem Stoffe gegenüber ergeben mussten, nicht gescheut und einerseits der Forderung der Gemeinverständlichkeit bei möglichster Aufrechthaltung wissenschaftlichen Geistes, andererseits aber dem noch nicht ausgereiften Charakter dieser jungen Wissenschaft in sehr umsichtiger Weise Rechnung getragen und so ein Werkchen geschaffen, das gewiss dem Leserkreise der „Sammlung Göschen“ sehr willkommen sein wird. Es zeigt sich freilich, wenn man das Werkchen durchliest, wie es wohl schon für jede Bearbeitung der Psychologie unumgänglich ist, die psychophysischen Probleme und zwar in umfangreicher Weise zu berücksichtigen, soll sie den modernen Forderungen vollauf genügen.

Zunächst wird im ersten Abschnitte „Die Aufgabe der Psychophysik“ diese Wissenschaft als die Grenzwissenschaft zwischen naturwissenschaftlichem und psychologischem Arbeitsgebiete näher bestimmt, zur Fixierung dieser Grenze aber ihre Aufgabe der Naturwissenschaft und der Psychologie gegenüber charakterisiert. Der ersteren gegenüber hat sie die Aufgabe, „einestheils der Klarlegung der subjectiven Bedingungen, denen die Naturbeobachtung unterliegt, anderentheils der physiologischen Untersuchung der Sinneswahrnehmungen und der sonstigen geistigen Erscheinungen“, der Psychologie gegenüber die der „Klarlegung der physischen, insbesondere der physiologischen Grundlagen der Bewusstseinserscheinungen“, mit einem Worte den „psychophysischen Parallelismus“ zu erforschen. Durch diese Aufgabe erhält nach der Darstellung des Verf.s die Psychophysik einen rein empirischen Charakter, weil sie eben den bloßen Parallelismus betrachtet und

dahin gestellt sein lässt, ob das Physische und das Psychische selbständig nebeneinander stehen oder ob das eine nur eine Wirkung des anderen sei, so dass auch von jedem erkenntnistheoretischen oder metaphysischen Standpunkte abgesehen werden kann. So erklärt es sich, dass der Verf. es gar nicht für nothwendig erachtet, auf die verschiedenen metaphysischen Theorien von den Beziehungen zwischen Physischem und Psychischem näher einzugehen.

Da die Welt des Physischen aus Naturobjecten, die des Psychischen aus Bewusstseinsinhalten besteht, so wird als Grundlage des psychophysischen Parallelismus zunächst der Bewusstseinsinhalt „als eine in räumlicher und zeitlicher Form bestehende Vereinigung von Empfindungen und Gefühlen" bestimmt und „Vereinigung" in „Verbindung" und „Verschmelzung" distinguiert, während die Naturobjecte als Systeme substanzieller, räumlich angeordneter, in einem Bewegungszustande befindlicher Elemente charakterisiert werden, deren Wirkungen in der Änderung der räumlichen Anordnung und des Bewegungszustandes sich zeigen.

Da der Mensch nun als erkennendes und als handelndes Subject den Naturobjecten gegenübertritt, so bildet der Leib das Organ für die Aufnahme der Einwirkungen der Objecte, wobei die Empfindungen in Betracht kommen, und das Mittel zur Ausführung der Handlungen, wobei es auf die Gefühle ankommt.

Daher ist der übrige Theil des 2. Capitels der Beschreibung des Nervensystems gewidmet, welches eben in unmittelbarer Beziehung zum Bewusstsein tritt.

Es ergibt sich daraus, dass das Nebeneinander von Reiz und Empfindung, von Gefühl und Gefühlsausdruck, die Beschaffenheit der räumlichen und zeitlichen Formen den Umfang des psychophysischen Parallelismus ausmacht.

Die Bestimmungsweise desselben, die in eine qualitative und in eine quantitative zerfällt, wird im 3. Capitel erörtert. Durch die erstere ergebe sich die Aufstellung der zwei Hauptarten psychischer Elemente, der Empfindungen und der Gefühle. Dabei schließt sich der Verf., von der gewöhnlichen Unterscheidung der vier Specialsinne abgesehen, Wundt an, indem er die sogenannten Schmerzempfindungen den Wärme-, Kälte- und Druckempfindungen coordiniert, während andere Psychologen nach dem Dafürhalten des Ref. mit mehr Recht die sogenannten Schmerzempfindungen unter die sinnlichen Gefühle einreihen. Dagegen begnügt sich der Verf. mit Recht mit dem Qualitätsunterschiede von Lust- und Unlustgefühlen auf dem Gebiete der Gefühle.

Der Übergang zur quantitativen Bestimmungsweise wird durch die Erwägung erreicht, dass gleichartigen Empfindungen bestimmte Arten des Reizvorganges, gleichartigen Gefühlen bestimmte Arten des Gefühlsausdruckes entsprechen.

Die quantitative Bestimmungsweise findet von Seite der Psychophysik nur auf dem Gebiete der Beziehungen zwischen Reiz

11*

und Empfindung und des Verhältnisses objectiver Raum- und Zeitformen zu ihrer subjectiven Auffassung statt. Im §. 10 f. nun bespricht der Verf. zunächst die theoretisch feststehenden Gesetzmäßigkeiten in den Beziehungen von Reiz und Empfindung, um dann §. 12 die Methoden für ihre Herleitung auf Grund psychophysischer Versuche darzustellen. Dabei findet das Weber-Fechner-sche Gesetz eine klare Darstellung. Nur hätte nach dem Dafürhalten des Ref. eine Berücksichtigung der relations-theoretischen Deutung dieses Gesetzes, wie sie Meinong in der Zeitschr. f. Psych., Bd. XI geliefert hat, viel zu einer noch präciseren Darstellung beigetragen. So ist z. B. dadurch, dass die „Differenzen der Ordnungszahlen der Empfindung" an mehreren Stellen zu den „Differenzen der Maßzahlen der zugehörigen Reize" in Beziehung gesetzt werden, die Unzukömmlichkeit nicht vermieden, dass das eine Glied dieser Beziehung die an sich unmögliche arithmetische Differenz zweier Empfindungen an Stelle „der Größe der Verschiedenheit" der zwei Empfindungen enthält, während die relationstheoretische Deutung durch Einführung des Symbols $e_n V e_1$ ausdrücklich das „e_p bis e_n" anstatt des $e_n - e_1$ setzt.

Wie oben schon erwähnt ist, werden mit §. 12 die Methoden für die Herleitung der Gesetze besprochen und zwar die Zähl- und Messmethoden der Psychophysik. Zu den ersteren gehört die von Fechner begründete Methode der richtigen und falschen Fälle, zu den letzteren die Methode der eben merklichen Fehler und die Methode der mittleren Fehler.

Nach dieser allgemeinen Erörterung über die Methode der Psychophysik bespricht das 4. Capitel „Reiz und Empfindungen" die psychophysischen Feststellungen auf den Gebieten der einzelnen Sinnesgebiete und zwar in der Ordnung, dass zunächst „der allgemeine Sinn", ferner „der Geschmack", „der Geruch", „das Gehör" und „der Gesichtssinn" zur Besprechung gelangen.

Zur Begründung der Einordnung der sogenannten Schmerzempfindung zu den Gemein e m p f i n d u n g e n neben Druck-, Wärme- und Kälteempfindungen führt der Verf. S. 73 Analgesie und Anaesthesie an, welche zeigen sollen, dass die Tastempfindlichkeit ohne Schmerzempfindung als auch die letztere ohne die erstere vorkommen kann. Doch zeigt wohl eine vollständigere psychologische Beobachtung, wie Höfler, Psychologie S. 396 darlegt, dass in diesem Falle infolge der hohen Schmerzintensität (Schmerz als Gefühl gefasst) der Empfindungsantheil übersehen wird, wie eben dem heftigen Gefühle des Zahnschmerzes gegenüber die haptischen Empfindungen unbeachtet bleiben. Das dürfte wohl eher dagegen sprechen, die sogenannten Schmerzempfindungen, wie der Verf. thut, in die Empfindungsgruppe einzureihen, als dafür.

Im Folgenden bringt der Verf. bei den einzelnen Sinnen in sehr übersichtlicher Weise das zur Anschauung, was bisher durch psychophysische Studien festgesetzt werden konnte. Dass dabei

gerade der Gehörs- und der Gesichtssinn einen größeren Theil des Buches für sich in Anspruch nimmt, wird der Kundige begreiflich finden. Auf dem Gebiete der Gehörsempfindung schließt sich im wesentlichen die Darstellung des Verf.s an Helmholz und Stumpf an und registriert die Versuchsergebnisse der quantitativen Bestimmungsreihe dieser Empfindung.

Die Darlegungen über die Gesichtsempfindung lassen keine der hier in Betracht kommenden und gerade in den Werken der neueren Psychologie mit vieler Sorgfalt behandelten Erscheinungen außeracht. Nur ist Ref. aufgefallen, dass der Verf. sowohl auf dem Gebiete der Gehörs- wie auf dem der Gesichtsempfindung es unterlassen hat, die Begriffe „psychologische und physikalische Stille“ und „psychologische und physikalische Finsternis“ vergleichend einander gegenüberzustellen.

Dass die Erforschung der Elemente des Gefühlslebens noch weit hinter den über die Empfindungen gewonnenen Forschungsergebnissen zurückstehe, ergibt sich ganz äußerlich genommen aus dem Umstande, dass der Verf. nur 14 Seiten seines Buches diesem Gegenstande zutheilt.

Die auf den „Ausdruck der Gefühle“ sich beziehenden Versuchsergebnisse, wie sie S. 146 zusammengefasst sind, haben lediglich die Erscheinungen des Körpers, was Puls, Athem, Blutgefäße und Volumen des Körpers betrifft, in Begleitung der Lust- und der Unlustgefühle zu fixieren gesucht.

Der VI. Abschnitt verbreitet sich über die subjective und die objective Beschaffenheit der räumlichen und zeitlichen Formen. Der Verf. setzt zunächst die Feststellung der objectiven Beschaffenheit der Formen durch Messen, die Einführung von Zeitmaßen durch Verwendung von gleichmäßiger Bewegung auf der einen Seite dem subjectiven Erfassen der räumlichen und zeitlichen Formen in Raum- und Zeiturtheilen auf der anderen Seite entgegen. Bei Besprechung der Raumformen werden die Raumschwelle, die Weber'schen Empfindungskreise und dessen Zirkelspitzenversuche, die Empfindungskreise der Netzhaut besprochen. Dem Vergleiche der objectiv gemessenen Strecken mit der subjectiven Auffassung ihrer Länge sowie der Besprechung der Versuche über das Augenmaß folgt eine Erörterung über die geometrisch-optischen Täuschungen. Der Begriff der Zeitschwelle, die Verschiedenheit derselben je nach dem Sinnesgebiete, die Schätzung der Zeiten bilden den Inhalt des letzten Capitels über die Zeitformen, woran sich in einem Anhange eine kurze geschichtliche Übersicht der psychophysischen Forschung anschließt.

Deduction und Induction. Eine Begriffsbestimmung von Karl Gneisse. Straßburg, Ed. Heitz (Heitz u. Mündel).

Wie oft werden im wissenschaftlichen und außerwissenschaftlichen Gebrauche auf „Induction“ und „Deduction“ bezügliche

Ausdrücke verwendet! Wenn man aber näher zusieht, so muss man oft gestehen, dass es bloß Worte sind, wo die Begriffe fehlen. Dass es sich so verhält, wird dem Kundigen erklärlich aus den weitauseinandergehenden Ansichten auf rein wissenschaftlichem Gebiete über diese Denkoperationen. Denn die populäre Unklarheit ist oft sozusagen ein Reflex des Mangels der wissenschaftlichen Klarheit. Der letztere aber geht wieder darauf zurück, dass es an einer von allen anerkannten Begriffsbestimmung mangelt. Zu den vielen Versuchen, Deduction und Induction zu definieren — und es gibt ihrer, wie der Verf. bemerkt, so viele als Handbücher der Logik, und manche bieten sogar mehrere zur Auswahl — fügt Gneisse eine neue Theorie derselben. Obwohl damit das letzte Wort über diese crux logica, wenn man es so nennen darf, gesprochen ist, will Ref. dahingestellt sein lassen und sich damit begnügen, den Gang der fleißigen und gewissenhaften Untersuchung den Lesern dieser Zeitschrift vorzuführen.

Der Verf. sucht hauptsächlich folgende Fragen zu beantworten: „In welchem Verhältnisse stehen Deduction und Induction? Welches ist das logische Recht ihres Verfahrens? Wieweit ist ihren Ergebnissen apodictische oder nur problematische Sicherheit zuzuerkennen? Kann sich die Induction auf eine einzelne Erfahrung begründen? Wieweit ist dieselbe der Mathematik eigenthümlich?" Nach Beantwortung dieser Fragen gibt der Verf. eine Kritik verschiedener Theorien älteren und neueren Datums.

Der Vorgang der Begriffsbestimmung der Induction und Deduction kann nach den Ausführungen des Verf.s nicht der gewöhnliche sein, wie ihn der Verf. an dem Beispiele der Begriffsbestimmung der „geraden Linie" als „Linie mit unveränderlicher Richtung", nämlich durch Gegenüberstellung der Merkmale der „krummen Linien", darlegt, und zwar deshalb nicht, „weil es kaum ein Beispiel gibt, das von allen Gelehrten als unter den Begriff Deduction und Induction fallend anerkannt wird".

Obige Fragen beantwortet er daher an der Hand zweier Beispiele und zwar *a)* mit der Zergliederung des als Muster deductorischen Beweises von Drobisch[1]) dargelegten bekannten Beweises für den Lehrsatz: „Parallelogramme ABCD, ABEF auf einerlei Grundlinie und zwischen denselben Parallelen AB, DE sind an Flächeninhalt einander gleich" und *b)* mit Zuhilfenahme eines Beispieles von Induction, welches bei Jevons[2]) angeführt ist. Mit dem ersteren Beispiel beschäftigt sich der I. Abschnitt. Es lautet in der vom Verf. geänderten Ordnung folgendermaßen:

I. *a)* $ABCD = ABED - BCE$,
b) $ABEF = ABED - ADF$,
II. *a)* $ABED = ABED$,
b) $BCE \cong ADF$,

[1]) Vgl. „Neue Darstellung der Logik usw." 4 Aufl., S. 221—231.
[2]) Vgl. „Elementary lessons in logic: deductive and inductive."

III. A B E D — B C E = A B E D — A D F,
IV. A B C D = A B E F.

In jedem der Glieder des Beweises I, II, III, IV weist der Verf. folgende Acte nach: *a*) die Subsumtion des Gegenstandes unter einem bereits in unserem Bewusstsein vorhandenen Begriff, *b*) die Vergegenwärtigung eines weiteren, mit diesem Begriffe ebenfalls nach früherer Erfahrung nothwendig verknüpften Merkmales und *c*) den Syllogismus, der dieses Merkmal dem subsumierten Gegenstand zuweist. So wurde bei der Deduction das neue Merkmal, durch das der Gegenstand näher bestimmt wird (was zugleich den Zweck der Deduction bildet), gefunden durch das an ihm selbst Gegebene vermittelst des auch schon vorhandenen Begriffes, unter den dieses Gegebene fällt, und des Merkmales, durch das dieser Begriff bereits näher bestimmt ist. Ref. will zur Darlegung des Gesagten nur eines der Glieder herausheben, weil die Nachweisung der obigen drei Acte bei allen Gliedern conform sich darstellt, nämlich den Congruenzfall „B C E ≅ A D F". Nachdem nämlich durch dieselbe Verbindung der obigen drei Denkvorgänge sich ergeben hat, dass A D = B C, < D = < C, D E = C E ist, finden wir nach der Ausführung des Verf.s, dass die beiden Dreiecke zu der Begriffsgruppe der Dreiecke gehören, die durch die drei Merkmale (Gleichheit der zwei Seiten und des eingeschlossenen Winkels) ausgezeichnet sind [*a*) Subsumtion]; wir werden uns zweitens bewusst, dass mit dieser Begriffsgruppe nach früher erlangter Erkenntnis das Merkmal der Congruenz nothwendig verknüpft ist [*b*) Vergegenwärtigung eines weiteren mit diesem Begriffe nach früherer Erfahrung nothwendig verknüpften Merkmales] und endlich einer durch dieses Merkmal erlangten näheren Bestimmung der beiden Dreiecke [*c*) Syllogismus]. Dabei gelangt der Verf. zu folgenden Definitionen: **Subsumtion** ist das Denkverfahren, das einen Gegenstand durch einen Begriff bestimmt. **Begriff** ist die Vorstellung der Merkmale, unter denen ein Gegenstand (oder eine Gruppe von Gegenständen) von allen anderen Gegenständen unterschieden wird. Dabei unterscheidet er **Hauptbegriff**, der vorhanden ist, wenn ich z. B. den Theil vorstelle als eine Größe, die gleich einer zweiten ohne dritte ist, und **Nebenbegriff**, wenn ich den Theil vorstelle als eine Größe, die mit der dritten gleich der zweiten ist. Nach dem Dafürhalten des Ref. ist damit doch nichts anderes als die gewöhnliche Unterscheidung constitutiver und consecutiver Merkmale gemeint. **Axiome** seien daher Formeln, die den Inhalt des Nebenbegriffes von dem Hauptbegriffe aussagen. **Syllogismus** endlich wird als das Denkverfahren bezeichnet, das einen begrifflich bestimmten Gegenstand durch ein mit seinem Begriffe nothwendig verknüpftes Merkmal oder durch seinen Nebenbegriff näher bestimmt.

Eine von Drobisch nicht berücksichtigte, aber unumgängliche Frage nach dem Vorgange, durch den wir, wenn wir wissen,

dass A B C D = A B E F, erkennen, dass (alle) Parallelogramme zwischen denselben Parallelen und auf gleicher Grundlinie gleich sind, wird wieder durch den Nachweis der drei Acte beantwortet. Hier erscheint es aber doch Ref. viel natürlicher, die Antwort der Frage in der Abstractheit und daher Allgemeinheit der Vorstellungen zu finden, welche in die Voraussetzungen des Beweises aufgenommen sind. Allerdings will der Verf. von „Abstraction" nichts wissen, wie aus einer Bemerkung (S. 20, 2) ersichtlich ist

Die Zergliederung der Denkvorgänge bei der Induction nimmt Gneisse an folgendem von Jevons a. a. O. angeführten Fall von Induction vor: „Glänzende Regenbogenfarben sieht man auf Blasen und dünnen Schichten von Theer, die auf Wasser schwimmen, auf Blättchen von Glimmer, wie auch in Rissen im Glas oder zwischen zwei aneinander gedrückten Glasstücken. Wenn man solche Fälle prüft, so scheinen sie in nichts übereinzustimmen als in dem Vorhandensein einer sehr dünnen Schicht oder Platte, und es scheint keinen merklichen Unterschied hervorzurufen, aus welcher Art von Stoff, ob fest, flüssig oder gasförmig, die Schicht gebildet ist Daher schließen wir, dass solche Farben bloß durch die Dünnheit der Schichten verursacht werden und dieser Schluss wird als richtig bewiesen durch die Thatsache der Interferenz." Da der Verf. den Beweis nur im Vergleiche zu der von Drobisch dargelegten Deduction prüfen will, den übrigen Abschnitten des Beweises nichts im Drobisch-Beispiele entspricht, so handelt es sich nur um die Art, wie die Frage beantwortet wird: Von welchem Merkmale der beobachteten Gegenstände ist die Erscheinung der Regenbogenfarben abhängig? Diese Frage wird nun, wie eine eingehende Untersuchung zeigt, durch folgenden Gang des Beweises beantwortet. 1. Die Grundlage bildet die Erkenntnis, welche Merkmale den Arten von Gegenständen, an denen Regenbogenfarben vorkommen, außer diesem Merkmale eigenthümlich sind. Darauf gründet sich die neue Erkenntnis, dass nur Körperlichkeit mit dünner Schichtung allen Arten gemeinsam ist. Diese Feststellung, dass ein Merkmal einer Reihe von Gegenständen gemeinsam ist, weil vorausgesetzt ist, dass dasselbe an jedem einzelnen Gegenstande wahrgenommen wird, ist eine S u b s u m t i o n. 2. Die Combination der obigen Erkenntnis mit der, dass diese Arten die Erscheinung solcher Farben gemeinsam haben, ergibt, dass die beiden allen Arten allein gemeinsamen Merkmale von einander abhängig sind. Auch hier ist wieder nur Subsumtion, da die Allgemeinheit oder Stetigkeit das Zeichen ist, durch das ich einen besonderen Fall von Verknüpfung unter eine gewisse Gruppe von Verknüpfungen — nämlich unter die der nothwendigen Verknüpfungen — einordne. Syllogismus wäre es nur, wenn die nothwendige Verknüpfung ein mit der Allgemeinheit oder Stetigkeit nothwendig verknüpftes Merkmal wäre. 3. Daraus nun, dass Regenbogenfarben und Dünnheit der Schichten von einander abhängig

oder mit einander nothwendig verknüpft sind, dass aber sich Körperlichkeit und dünne Schichtung ohne Regenbogenfarben findet, bestimmen wir die Art der Abhängigkeit in der Weise, dass wir Körperlichkeit mit dünner Schichtung als Ursache, jene Farben aber als Wirkung fassen; wir subsumieren also wieder einen besonderen Fall der Verknüpfung unter jenen der nothwendigen Verknüpfung, indem wir dabei den Begriff verwenden: Wenn eine Erscheinung sich nie ohne die andere, diese aber ohne jene findet, so ist die erstere die Wirkung, die letztere die Ursache. Der Zweck dieses Beweises ist also, einen Begriff durch ein mit ihm nothwendig verknüpftes Merkmal näher zu bestimmen.

Eine Vergleichung der beiden Beweise ergibt aber, wie Abschnitt III. zeigt, als Resultat zunächst die Antwort auf die Frage nach dem logischen Rechte des Verfahrens. Beide Operationen, Induction und Deduction, haben den Zweck, zu einem Begriffe ein mit ihm nothwendiges Merkmal zu finden, was aber bei der Deduction durch Entgegensetzung dieses Begriffes mit einem höheren Begriff, mit dem nach unserem Wissen das Merkmal nothwendig verknüpft ist, bei der Induction durch Entgegensetzung mehrerer Einzelerscheinungen desselben Begriffes geschieht, ohne Rücksicht auf einen höheren Begriff. Es sind also zwei einander sich ausschließende Formen der näheren Bestimmung eines Begriffes. Dann wird gezeigt, dass sie von Syllogismus und von Subsumtion zu scheiden sind, was sich schon aus der bisherigen Darstellung ergibt. Die oben erwähnte „nähere Bestimmung des Begriffes" unterscheidet dann der Verf. von Begriffsbildung und Begriffsbestimmung, und weist derselben den Platz in unserer Erkenntnisthätigkeit an, um schließlich eine systematische Übersicht über die Denkvorgänge, die bei den beiden Beispielen zutage traten, zu geben und die gewonnenen Definitionen zusammenzustellen. Diese Denkoperationen werden, wie sich der Verf. ausdrückt, vielfach unbewusst ausgeführt. Davon sei aber die unvollkommene Ausführung, die Subsumtion, Deduction, zu welch letzterer die Wahrscheinlichkeits- und Analogieschlüsse gehören, zu unterscheiden. Vollständige und unvollständige Induction deckt sich nicht mit vollkommener und unvollkommener Induction. Von einem Falle aus zu inducieren sei unmöglich, weil die Stetigkeit des Merkmales nicht erkannt werden kann.

Die Frage nach dem Sicherheitsgrade (ob apodictisch oder problematisch) der Ergebnisse beider Denkoperationen findet in der Weise Beantwortung, dass sowohl vollständige als unvollständige Induction nur problematische Resultate liefern, weil es sich, worin der Verf. in Gegensatz zu den herrschenden Ansichten tritt, nicht darum handle, ein Merkmal, das an allen Erscheinungen des Begriffes beobachtet ist, der Gesammtheit zuzuerkennen, sondern auf Grund seiner Stetigkeit oder Allgemeinheit als mit dem Begriffe nothwendig verknüpft zu erkennen, was aber eine unvollkommene

Subsumtion involviere. Bei der Deduction liege aber die praktische Consequenz der Einsicht vor „was nothwendig verknüpft ist, ist immer mit einander verbunden“. An und für sich seien daher die Ergebnisse der Deduction rein apodictische.

Deshalb ist alle mathematische Deduction, weil sie auf Begriffsbildung beruht und der Grundsatz der Deduction ein unbedingt sicherer ist, apodictisch sicher. Induction führe in ihr nur zu vorläufigen Ergebnissen. Wohl aber ist Deduction, welche auf noch entwicklungsfähige Begriffe zurückgeht, oder durch Inductionen gefundene nothwendige Verknüpfung mit dem Begriffe zur Voraussetzung hat, wie bei dem bekannten Schlusse Cains ist sterblich usw., unsicher. Der übrige Theil ist dem Verhältnisse der Induction zur Deduction und beider zur Bildung wissenschaftlicher Begriffe gewidmet.

Gelangt die Deduction zu ähnlichen Ergebnissen wie die Induction, so dient jene zur Bestätigung der Ergebnisse dieser. Dagegen weist die Induction das durch Deduction zuerkannte Merkmal als stetig an einzelnen Erscheinungen nach. Die Deduction vermag allein zum Aufbau eines wissenschaftlichen Systems zu dienen, weil sie allein allgemeine Erkenntnis aus einer allgemeineren herleitet.

Was endlich das Verhältnis beider Denkoperationen zur Bildung wissenschaftlicher Begriffe anbelangt, so werden durch Deduction und durch Induction die mit den Begriffen nothwendig verknüpften Merkmale gefunden; da aber die wissenschaftlichen Begriffe nichts anderes sind, als Vereinigungen gewisser mit den populären Begriffen nothwendig verknüpfte Merkmale, so wird durch Induction und Deduction die Bildung wissenschaftlicher Begriffe ermöglicht.

Im 4. Abschnitte setzt sich der Autor mit den Theorien der Induction und Deduction, wie sie St. Mill, Sigwart, Wundt, Erdmann u. a. aufstellten, auseinander, und fasst die Resultate seiner Untersuchung in folgender Weise zusammen:

„Beide, Induction wie Deduction, setzen einen Begriff voraus und wollen ihn, wie seine Erscheinungen durch ein mit ihm nothwendig verknüpftes Merkmal näher bestimmen; die Induction findet es in dem neuen stetigen Merkmal, das sie an diesen seinen Erscheinungen feststellt; die Deduction findet es in dem Merkmale, das mit einem höheren Begriff nothwendig verknüpft ist, unter dem sie jenen subsumiert.“

Wien. Gustav Spengler.

Eisenstabübungen zum Gebrauch beim Turnunterrichte in Schulen und Vereinen von Prof. Fr. Kessler. Mit 117 Abbildungen. Stuttgart. Verlag von A. Bonz u. Comp. 1898. kl. 8°, VII u. 118 SS. Preis 2 Mk. 40 Pf.

Der überaus reichhaltige Stoff ist auf Prof. Dr. O. H. Jägers geschaffener Grundlage „Turnschule für die deutsche Jugend", Leipzig, Kail 1864, und seiner „Neuen Turnschule", Stuttgart, Bonz 1876, aufgebaut. Prof. Kessler hält sich leider noch zu viel an Jägers Bezeichnungen, die nicht immer verständlich sind. Das Streben nach Kürze im Ausdruck soll nicht auf Kosten der Deutlichkeit und Klarheit erreicht werden. Immerhin ist die Arbeit K.s eine sehr verdienstvolle zu nennen, und man muss ihm dankbar sein, dass er einen wertvollen Theil der Jäger'schen Turnschule in gangbares Deutsch gesetzt hat. Seine Übungsbeispiele sind „auf den unmittelbar praktischen Gebrauch zugeschnitten, dürften aber gleichwohl auch zum selbständigen Suchen und Finden im Sinne und Geiste der Jäger'schen Turnschule anregen." Die Übungen werden beschränkt auf die mit Eisenstäben in der Länge von 85 cm bis 95 cm. Ausgehend von einer Grundhaltung werden sie in solche mit festem und mit wechselndem Griff eingetheilt, wobei aber auf die Übungen mit anderen Stäben, Griffarten, Grundhaltungen oder Ausgangsstellungen, sowie auf ihr Gewicht hätte wenigstens hingewiesen werden können. Einiges wird wohl gelegentlich gebracht, wie z. B. in den Bestimmungen zur Ausführung von *b α* 3), S. 9, ferner 5. Gruppe S. 16.

Die Ausstattung und der Druck lassen nichts zu wünschen übrig. Hie und da sind die Abbildungen und Erläuterungen nicht in Übereinstimmung. Die leicht in den Ellbogen gebeugten Arme Fig. 4 der Grundstellung mögen lieber gestreckten Armen platzmachen. Zwischen Fig. 5 und 6 sollte eine Übereinstimmung im Griff herrschen. In Fig. 10 (Stab vornaus = Waghaltung vorw.) ist der Stab ein wenig zu hoch gehoben. Er befindet sich dort fast in Augenhöhe und sollte in Schulterhöhe sein, denn die von den Armen und dem Stabe gebildete Ebene soll parallel zur Bodenfläche sein. In Fig. 31 sollte die rechte Hand vor der linken Schulter sein, statt dessen ist sie vor der Mitte der Brust. Eine Stellung, bei welcher die Körperlast gleichmäßig auf beiden Beinen ruht, nennt man gewöhnlich eine Grätschstellung. S. 62 *a α*) heißt es „mit Hände in Hüft und mit Stab in Ellbogen". Während nun das letztere zutrifft, ist das erstere Verlangen nicht erfüllt, weil in den Fig. 65—72 die Hände immer in der Höhe der Brustwarzen gehalten werden. Auf S. 62 ist auch ein Druckfehler in der Ausführung zur 1. Übung der 1. Gruppe zu finden: ein statt einen.

Vollen Widerspruch aber muss die Auffassung über die Richtungsbezeichnung bei Schrittstellungen und Ausfällen hervorrufen. Es ist doch gewiss verfehlt, wenn man die Richtung

nach den Füßen bezeichnen will, wie das aus den Fig. 55 und 64 hervorgeht und auch erläutert wird. Wie im Leben so auch im Turnen muss der Kopf die Hauptsache bleiben, also auch maßgebend für die Bestimmung der Richtung sein. Die Auffassung Prof. K.s führt zu den grellsten Widersprüchen, die auseinanderzusetzen hier zu weit führen würde. Dass der Verf. diese Widersprüche auch einsieht, geht aus den Fußnoten hervor, in welchen er der bisher gebräuchlichen Auffassung folgt. Übrigens schließen in der gewöhnlichen ungezwungenen Grundstellung die Füße nicht einen Winkel von 90°, sondern einen solchen von 60° ein; jene ist für die allermeisten Menschen schon eine Zwangstellung.

Diese Verschiedenheit der Auffassung in einem wichtigen Theile der Turnübungen ist aber nicht imstande Prof. Kesslers neuestes Werk zu beeinträchtigen. Es zeichnet sich durch eine übersichtliche Gliederung und mancherlei schöne Anregungen aus. Hieher gehören insbesondere die Zusammenstellung der Stabschwünge mit Kreisen, Stößen, Hieben und Deckungen und viele Stellungen. Und da die abweichende Auffassung und Bezeichnung mancher Übung für den Praktiker nicht bindend ist, da er sie für seinen Gebrauch leicht umbilden kann, wird das vorliegende Werk den Fachgenossen bestens empfohlen.

Wien. Max Guttmann.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Zur Frage der Einheitsschule.

Man darf die Behauptung wagen, dass so ziemlich alle europäischen Culturstaaten das Einheitsschulfieber ergriffen hat. Bald war es von kurzer Dauer, bald intermittierend, bald auch stationär. Nach Baumeisters Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre, I. Bd., 2. Abth. (Die Einrichtung und Verwaltung des höheren Schulwesen in den Culturländern von Europa und Nordamerika), aus dem unsere Schulreformer viel lernen könnten, wurde in Bayern schon im Jahre 1804 ein Lehrplan für alle kurpfalzbayrischen Mittelschulen von Wismayr eingeführt, der mit der Zusammenfassung der humanistischen und realistischen Bildung die Einheitsschule zur Grundlage hatte. Nach diesem Lehrplan war der Knabe im ersten Triennium Realschüler (mit Latein), im zweiten Gymnasiast (mit Latein, Griechisch, Französisch), im dritten Lyceist. Der Lehrplan hatte keinen Erfolg und wurde schon nach vier Jahren abgeändert. In Österreich fand der Einheitsschulgedanke seinen Ausdruck in der Gründung der Realgymnasien mit gemeinsamem Unterbau für die ersten zwei Classen, der Gabelung in der III. Classe und mit dem Abschlusse nach der IV. Classe. Die Einrichtung unseres Realgymnasiums ist von der der preußischen Realgymnasien völlig verschieden, was von unseren Reformern unglaublicherweise nicht berücksichtigt wird. Das österreichische Realgymnasium hat sich nicht bewährt, daher der größere Theil derselben bereits aufgelassen oder in Gymnasien oder Realschulen umgewandelt wurde, der Rest ist allem Anscheine nach gleichfalls in der Auflösung begriffen. Es wäre nun verlockend, alle Einheitsschulprobleme vergleichend zusammenzustellen, mit gemeinsamem Unterbau durch 1–6 Jahre und den mannigfachen Gabelungen, soweit sie anderwärts bestehen oder versucht wurden, um gewissen Anhängern dieses Schulideals zu beweisen, dass ihre Vorschläge nichts Neues bieten.

In Österreich ist seit dem verunglückten Versuche mit dem Realgymnasium in den Lehrerkreisen die Idee der Einheitsschule, wie sie in verschiedenen reichsdeutschen Broschüren ventiliert wird, nicht mehr

verfolgt worden. Nur von zwei Seiten ist in der letzten Zeit diese Frage wieder vor die Öffentlichkeit gebracht worden.[1] Da dies in den Mittelschulkreisen nicht allgemein bekannt ist, so dürfte es angezeigt erscheinen, die Leser dieser Zeitschrift darüber zu informieren. Wie aus polnischen Tagesblättern zu entnehmen war, tagte im October 1898 in Lemberg eine vom Landesausschusse für Galizien einberufene gemischte Enquete, die sich mit der Reform der Mittelschulen beschäftigte. Die Berathungen nahmen einen bewegten Verlauf. Die Reformfreunde traten für die Einheitsschule oder für die Bifurcation ein, während die Gegner das bestehende System vertheidigten und nur für dessen zeitgemäße Vervollkommnung sich aussprachen. Ein entschiedener Vertreter der Einheitsschule war — ein Gewerbeschuldirector.

Keine Partei errang den Sieg, es kam zu einem Compromiss und es erlangte folgender Antrag (des Grafen Rey) die knappe Majorität (mit 17 gegen 14 Stimmen): „Die Grundlage der Reform hat ein System zu bilden, welches in den unteren Classen einen gemeinschaftlichen Unterricht, in den oberen Classen aber eine Bifurcation und zwar in eine humanistische und realistische Richtung mit Latein (sic) einführen würde. In den Classen mit humanistischer Richtung wird anstatt der griechischen Sprache eine erschöpfende Belehrung über die griechische Cultur[2]) vermittelt werden. Die griechische Sprache bleibt relativ obligat. Der Eintritt in die Universität steht den Abiturienten beider Richtungen zu."

Die Beschlüsse der Enquete wurden dem Landesschulrathe zur Kritik übermittelt. Die interessante Note des Landesschulrathes erschien in der Lemberger Zeitung. In derselben wird der Gedanke der Einheitsschule in ruhiger und sehr sachgemäßer Weise bekämpft. Wir entnehmen daraus Folgendes. Nach einer Beleuchtung des in einer „fast unverständlichen Weise" formulierten Antrages heißt es: Die Anhänger der Einheitsschule stellen als Hauptargument für die Einführung dieses Typus den Umstand auf, dass hiedurch eine gleiche und einheitliche Bildung der gesammten Jugend, welche sich den akademischen Studien zuwende, erzielt werden kann, dann auch diesen bedeutenden Vortheil, dass durch Einführung der Einheitsschule die Wahl des Berufes und der Bildungsrichtung bis zu jenem Augenblicke hinausgeschoben wird, in welchem die geistige Entwicklung hiezu einen genügenden Anhaltspunkt bietet. Die Gegner wenden dagegen ein, dass die Einheitsschule, falls sie wirklich der Jugend in einem späteren Zeitpunkte die Berufswahl erleichtern wollte, entweder zu diesem Zwecke die besonderen Richtungen und die Lehrgegenstände des Gymnasiums und der Realschule vereinigen, also eine Überbürdung der Schüler in physischer und geistiger Be-

---

[1]) Berührt wurde die Frage auch unlängst von Prof. v. Holzinger (vgl. diese Zeitschr. 1900, S. 71).

[2]) Soll dies nicht eine bloße Phrase sein und bleiben, so müsste der Antragsteller der Lehrerwelt zeigen, wie diese erschöpfende Belehrung ohne Griechisch eigentlich zu denken ist.

ziehung herbeiführen oder aber das Niveau der Kenntnisse und der Bildung herabdrücken müsste. Wenn aber die Einheitsschule auch die Wahl zwischen den verschiedenen Richtungen der akademischen Studien erleichtern würde, so ist doch noch fraglich, ob dieselbe auch für diese Studien im allgemeinen gut vorbereiten würde, ob sie den von den Hochschulen in ihren Specialrichtungen gestellten Anforderungen gerecht werden könnte.

Eine Schule, die sich einer allgemeinen Schablone nähert, muss immer Befürchtungen und Misstrauen erregen. Die Anzahl der darin ertheilten Lehrgegenstände steht häufig in umgekehrtem Verhältnisse zu ihrem Erfolge in Bezug auf die allgemeine Bildung und Erziehung. Es bleibt noch die wichtigste Frage, ob eine einheitliche Vorbildung der gesammten Jugend, welche sich zu den akademischen Studien vorbereitet, für die Gesellschaft wirklich ersprießlich ist. Ob die Gesellschaft, welche so verschiedene Gebiete und Richtungen des Denkens und der Arbeit darbietet, nicht vielmehr aus unterschiedlich gebildeten Menschen zu bestehen hätte? Die Befürchtung, dass auf diese Weise gebildete Menschen aufhören werden, einander zu verstehen, erscheint doch eitel, da trotz der Unterschiede des heutigen Gymnasiums und der heutigen Realschule immer noch ein weites, beiden Schultypen gemeinsames Gebiet besteht, welches die Zöglinge derselben in ihrer bürgerlichen Arbeit vereinigen wird.

Die Bifurcation der Oberclassen, welche die Wahl der einzuschlagenden Richtung um einige Jahre hinausschieben soll, begegnet wieder dem Einwande, dass sie den Unterricht jener Gegenstände, welche das charakteristische Kennzeichen der Gymnasien und Realschulen bilden, zu ihrem Wesen nothwendig gehören und einen langen systematischen Unterricht erfordern, viel zu spät beginnen lässt und ihm folglich zu wenig Zeit widmet. Diese Einwendungen gegen die Einheitsschule und gegen die Bifurcation sind nicht genügend widerlegt worden.

Die in der Enquete durchgeführte Discussion war auch eine getreue Wiederspiegelung jenes Streites, welcher um die Frage der Mittelschule gegenwärtig in der pädagogischen und politischen Literatur und in Versammlungen mannigfacher Art fast in ganz Europa entbrannt ist.

Dieser Streit ist bis jetzt nicht einmal in der Theorie zu einem positiven Resultat gelangt, und es ist selbst unter den Anhängern der Einheitsschule noch nicht entschieden, ob diese Schule mehr der classischen oder der realen Richtung sich nähern soll, ob sie neben den Gymnasien und Realschulen als dritter Typus zu gründen wäre, oder ob sie die Stelle der beiden Typen einzunehmen hätte, endlich können die in einigen Ländern vorgenommenen Versuche einer radicalen Reform keine positiven Resultate aufweisen. Schließlich erklärte der Landesschulrath nicht in der Lage zu sein, die Lösung einer noch nicht zur Reife gediegenen Frage anzubahnen. Auch sei die Nothwendigkeit und eine Veranlassung, der Schulreform praktisch näher zu treten, nach dem bestehenden Zustande der Mittelschulen nicht vorhanden ...

Allem Anscheine nach hat dieses treffliche Referat seine Wirkung in Galizien nicht verfehlt.

Von den vielen Vereinen, die in Österreich bestehen, befasst sich seit 20 Jahren der Österreichische Ingenieur- und Architekten-verein in Wien mit der Frage der Einheitsschule. Die Schulmänner stehen naturgemäß diesem Vereine fern und scheinen solche auch den Verhandlungen über dieses Schulthema nie beigezogen worden zu sein. Dieser Verein hat im Mai v. J. unter anderem neuerdings die These zum Beschluss erhoben: „An Stelle der Realschule und des Gymnasiums wäre eine einheitliche Mittelschule mit Zutrittsberechtigung zu sämmtlichen Hochschulen zu schaffen." In den Erläuterungen zu dieser These stehen einige recht sonderbare Dinge, wie, dass an der technischen Hochschule den wenigen Gymnasiasten zu Liebe der Unterricht in der darstellenden Geometrie von vorn begonnen wird; die Zweistufigkeit des Unterrichtes in der Naturgeschichte wird auf den Umstand zurückgeführt, dass die Unterrealschule eine Vorbereitungsclasse für den Gewerbestand war, also nicht auf pädagogische Motive. Es wird behauptet, dass die Erfolge im Griechischen unbefriedigend seien, dass die Kenntnis der ganzen alten Cultur ohne classische Sprachen (mit Übersetzungen!) erworben werden kann. Wahrlich kühne Behauptungen! Mit Berufung auch auf die im Vorjahre von einer Wiener Zeitschrift aus irgend welchen Gründen inscenierte Mittelschul-Enquete, die aber ohne Erledigung der Hauptsache auseinandergieng, und unter Berufung auf die Bestrebungen in Ungarn, über die wir, nebenbei bemerkt, durch Kemény in ganz anderer Art belehrt werden (vgl. Zeitschr. f. d. Realschulwesen 1898 u. 1899), wird schließlich der schon bekannte Typus empfohlen: „Einheitliche Mittelschule mit gemeinsamem sechsclassigen Unterbau (Unterschule) und einer realistischen und humanistischen zweiclassigen Oberschule. Ein detaillierter Lehrplan, auf den schließlich alles ankäme, wird nicht aufgestellt. Die Vertheilung der Gegenstände erfolgt nicht nach ihrem Bildungswerte oder ihrer didaktischen Schwierigkeit, sondern lediglich nach einer Art Zahlenschema. Nur Griechisch soll als Pflichtgegenstand überhaupt und Religionslehre in der Oberschule ausgeschaltet werden. Wir stehen diesem Vorschlage gegenüber wieder vor der bekannten Schwierigkeit: Können wichtige Gegenstände mit anerkanntem Bildungswerte trotz des Protestes der Schulmänner und Erzieher ohneweiters unberücksichtigt bleiben? Ist bei so vielen Gegenständen, die sowohl dem Bedürfnisse der Universität, Technik und der Hochschule für Bodencultur Rechnung tragen sollen, also mit einer gewissen Gründlichkeit gelehrt werden müssten, eine ungeheuere Überbürdung der Schüler nicht zu besorgen? Nebenher wird in den Erläuterungen auch auf die deutsche „Reformschule" hingewiesen. Davon abgesehen, dass in Deutschland nun verschiedene Reformschulen existieren[1]) und dass über die Reform dieser Reformschulen bereits eine stattliche Literatur vor-

[1]) Am Reformgymnasium in Frankfurt a/M. sind dem Latein 52, dem Griechischen 32 Stunden zugewiesen (an den österreichischen Gymnasien dem Latein 50, dem Griechischen nur 28).

liegt, sind die Resultate dieser Schulen durchaus nicht so befriedigend, als man glauben zu machen bestrebt ist. Bekanntlich geriethen bei der 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Bremen (1899) die Vertreter des alten Gymnasiums und des Reformgymnasiums (Frankfurter- und Altonaer-System) hart aneinander, als Prof. Fritze am Schlusse seines Vortrages über „das sogenannte Reformgymnasium" folgende Thesen aufstellte: Das Reformgymnasium ist schädlich, weil es den humanistischen Charakter des Gymnasiums beeinträchtigt, indem es die Beschäftigung mit den alten Sprachen nicht zu ihrem vollen äußeren wie inneren Rechte kommen lässt, mit seinem Lehrgange viele Schüler auf einen falschen Bildungsgang lockt und die Schüler der oberen Classen überbürdet. Das Reformgymnasium wird die von ihm erhofften Vortheile nicht bieten, weil es trotz aller Nützlichkeitsbestrebungen weder die vermeintlich nöthige Erleichterung der Berufswahl und die Entlastung der gelehrten Berufsarten gewähren kann, noch eine erhebliche Ersparnis in Aussicht stellt. An der lebhaften Debatte betheiligten sich u. a. Wendt, Reinhardt (Director des Reformgymnasiums in Frankfurt), Hirzel, Schmeding, Lehmann, Teudering, Loos (aus Linz). Eine Einigung kam nicht zustande. Loos setzte unter dem Beifalle der Versammlung auseinander, dass in Österreich nur zwei Arten von Mittelschulen bestehen, von denen sich jede eigenartig entwickle. Eine gegenseitige Bekämpfung finde nicht statt.

Angesichts dieser lebhaften Bewegung in Deutschland, die von den dortigen Schulmännern schwer empfunden wird, kann man unserer Unterrichtsverwaltung nur beipflichten, dass sie bisher vor Experimenten im Mittelschulwesen zurückschente und nur der ruhigen inneren Entwicklung unserer beiden Mittelschulen sich widmet. Denn gerade in unserem Staate müsste das Experimentieren auf diesem Gebiete zum größten Schaden werden.

Der ruhige Beobachter unserer neueren Lehrpläne wird übrigens wahrnehmen, dass eine Annäherung des Gymnasiums und der Realschule namentlich in den Unterclassen stetig angestrebt und dass der Übergang von einer Schule zur anderen auch administrativ fortwährend erleichtert wird. Dadurch wird der Schule und dem Publicum mehr gedient als durch Entwerfen von Reformplänen, die zwar nach landläufigem Ausdrucke auf dem Papier sich schön ausnehmen, deren Ausführung aber entweder unmöglich oder selbst als Versuch höchst bedenklich erscheint.[1]) Solche Versuche mögen zunächst anderen Staaten überlassen bleiben.

[1]) Vor einschneidenden Änderungen in unserem Mittelschulwesen warnt auch (anlässlich der Besprechung der Vorschläge des Ingenieur- und Architektenvereines) Dr. P. von Salvisberg „Die Concentration des technischen Unterrichtes in Österreich" (Hochschulnachrichten 1899, Heft 111).

Kleine Schriften.

Dr. Jul. Asbach, Darf das Gymnasium seine Prima verlieren? Düsseldorf, L. Schwan 1899. 8°, 18 SS. — Den Inhalt bildet zunächst eine Bekämpfung der für das preußische Gymnasium gemachten Vorschläge von W. Münch und v. Sallwürk, welche in ihrem wichtigsten Theile auf Gabelung des jetzigen Gymnasiums von der Unterprima oder (Münch) Obersecunda an abzielen, wobei dann das sieben- (sechs) jährige Gymnasium mit seinen dreifach gegliederten Oberclassen an Stelle der Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen treten könnte. Der Verf. lehnt einen solchen Umsturz des Bestehenden mit triftigen Gründen ab und schlägt im weiteren einige, minder wesentliche Besserungen der jetzigen Lehrpläne vor.

Christian Eidam, Über Gymnasialreform und die Reihenfolge der fremden Sprachen beim Unterricht. München, J. Lindauer'sche Buchhandlung 1899. 8°, 20 SS. Preis 50 Pf. — Für eine Reform des bayrischen Gymnasiums werden folgende Hauptpunkte vorgeschlagen: Stärkere Betonung des Deutschen, gemäßigt inductive Methode für den fremdsprachlichen Unterricht, späterer Beginn des schriftlichen Hinübersetzens und überhaupt Einschränkung der lateinischen Stilübungen; fürs Französische Methode der Sprachbildung (nicht Sprachfertigkeit), Beginn des fremdsprachlichen Unterrichtes mit Französisch.

Dr. Max C. P. Schmidt, Zur Reform der classischen Studien auf Gymnasien. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 8°, 40 SS. Preis 75 Pf. — Die vom Standpunkte des preußischen Gymnasiums aus geschriebene, für weitere Kreise berechnete und leicht verständliche Arbeit bietet eine gute Orientierung namentlich über den Kampf zwischen Humanismus und Realismus. Neues ist nur in dem Vorschlage enthalten, dass sich die altclassischen Studien in ihren Stoffen mehr als bisher den realistischen Fächern, wie Mathematik und Astronomie, Physik und Geographie, annähern sollen. Wie das geschehen könnte, wird in ausführlicher Weise dargelegt, und gezeigt, dass das Alterthum auch technisch, praktisch, mathematisch weder völlig überwunden noch so gar primitiv ist, dass sich's nicht verlohnte, seine Leistungen kennen zu lernen. Solche Leistungen also auf dem Gebiete der Mathematik (z. B. Pythagoräischer Lehrsatz, Ptolemäischer Lehrsatz, Euklids Elemente u. a.), der Geographie, der Technik usw. sollen dem Schüler in den Originalschriften vorgeführt werden — zu diesem Zwecke plant der Verf. seit langem eine Chrestomathie.

G. Voigt, Christenthum und Bildung. Vortrag, gehalten im Evangelischen Waisenhause zu Berlin. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung 1899. 8°, 29 SS. Preis 60 Pf. — Nach der gründlichen Abhandlung hat die Gegenwart ihresgleichen nur in den Jahrhunderten, in denen das Christenthum seinen Siegeslauf begonnen und die Welt des antiken Heidenthums sich unterworfen hat; das Christenthum ist so noch einmal vor die Aufgabe gestellt, mit der widerchristlichen Weltanschauung den Kampf um Sein und Nichtsein aufzunehmen. Wesen des Christenthums ist die in

Gott gegründete, sittlich thätige Persönlichkeit. Im weiteren zeigt die Untersuchung, dass das Christenthum Bildung fordert dass es der Bildung Ziel und Weg in eigenartiger Weise und mit unvergleichlicher Tiefe bezeichnet, dass es uns die Möglichkeit vermittelt, uns dem Ideale der Bildung anzunähern, und dass es endlich auch die Wirklichkeit dieser Annäherung verbürgt. Concrete Forderungen für die Gestaltung der Schulen werden nicht aufgestellt.

Eine inhaltsähnliche, auf dem Boden der Universität sich bewegende Schrift ist: Dr. Albert Ehrhard, Der katholische Student und seine Ideale. Eine Programmrede, allen deutschen Studenten an Österreichs Hochschulen gewidmet. Wien, Verlag von Mayer u. Comp. 1899. kl 8°, 68 SS. Preis 40 kr. — Der genannte Gelehrte, Theologieprofessor an der Wiener Universität, veröffentlicht hier in erweiterter Form die Rede, die er auf der Festversammlung der katholisch-österreichischen Studentenverbindungen Austria und Rudolphina am 28. Januar 1899 gehalten hat, und stellt hierin systematisch das katholische Studentenideal dar, „wie es sowohl von einzelstehenden Studenten, als insbesondere in den katholischen deutschen Studentencorporationen in Österreich angestrebt wird". Der Inhalt gipfelt in den drei Hauptpunkten: dass der katholische Student sich als muthigen Träger des christlichen Gedankens, als treuen Sohn der christlichen Kirche und des österreichischen Vaterlandes bekenne und endlich verspreche, in Zukunft ein tüchtiger Förderer der christlichen Culturarbeit zu werden. Welche Aufgaben hiemit dem katholischen Studenten gestellt seien, wird in ausführlicher und gründlicher Weise dargelegt. Dabei werden auch die Geschichte und das Leben der Gegenwart berücksichtigt; letzteres zeigt sich z. B. in der Stellungnahme gegenüber der antichristlichen Philosophie der Neuzeit, in der Besprechung der Duell- und der Nationalitätenfrage. Die Abhandlung hält sich von Zelotismus, von Übertreibung und Verhetzung gänzlich fern.

Wien. J. Rappold.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Schulerlässe des Herzogs Carl August von Sachsen-Weimar.

Im Weimar'schen Herder-Album findet sich eine Anzahl vo Briefen zwischen dem Herzog Carl August von Sachsen-Weimar un Herder, worin viel die Rede ist von dem Pflichtbewusstsein, das di Männer der Wissenschaft gegenüber der Öffentlichkeit erfüllen soll. De Herzog findet, dass die Lehrenden eine Pflicht gegen die Gesammthei auch außerhalb der Schulstube haben; er misst den Grad des Ansehen der Gelehrten an ihrer Mitwirkung für die Erziehung und Bildung de Volkes, er tadelt die „selbstgefällige Magisterweisheit", die sich inner halb der engen Grenzen des Fachwissens bewegt, ohne die Fähigkei zu besitzen, einen hohen, allgemeinen Standpunkt einzunehmen. Ma muss viel gelesen, viel erlebt und viel über das Erlebte nachgedach haben, um so sicher, selbständig und unabhängig von den Einflüssen de Umgebung sich, wie Carl August, eine feste Ansicht über die Verbrei tung und Steigerung der geistigen Entwicklung zu bilden.

Aber auch seine nebenher gemachten Äußerungen und flüchtiger Niederschriften in Schul- und Unterrichtsangelegenheiten lassen den prak tischen Weisen erkennen, der es an Fingerzeigen und Anordnungen zur Besten der Jugend nicht fehlen ließ und hierüber gerne die Rathschläg verständiger Männer einholte. Unter Carl August bekleidete Herder di Stelle eines Ephorus der Schulen, wir würden sagen eines Schulinspector Er hatte als solcher die Obliegenheit, sich eine genaue Kenntnis des Zu standes der seiner Aufsicht zugewiesenen öffentlichen und privaten Lehr anstalten zu verschaffen, sich von der Beobachtung und richtigen Durch führung der Schulvorschriften zu überzeugen und gegebenen Falles neu Erlässe in Anregung zu bringen.

„Ich bin überzeugt", schrieb ihm der Herzog unter dem 1. Augus 1786, „dass Ihnen das Schulmeistern der Kleinen so gut wie das Lehre der Großen gerathen wird. Mich wird's immer sehr freuen, wenn Si mein Lieber, Ihren Geist auch mit der Pflanzung der Blumengärtche beschäftigen und sie ebenso auszunutzen verhältnismäßig sich bemühe wie Sie es an großen Pflanzungen gewohnt sind"... Allein auch in de jungen Pflanzungen gab es allerlei Misswachs. Die ungezogenen Junge erregten mitunter das Missfallen des Herzogs, und er nahm Veranlas sung, in einem Schreiben an Herder, dto. 5. Mai 1797, der Sache kur folgendermaßen zu erwähnen: „Erweisen Sie mir den Gefallen, gelegent lich den Schullehrern in der Stadt Weimar aufzutragen, die jungen Leut

in den Classen zu ermahnen und dieses oft zu wiederholen, sich in dem Parke und an anderen öffentlichen Orten bescheiden und sittsam aufzuführen; namentlich ist die Vermahnung von Secunda abwärts an nöthig. Das Zeug ist gewaltig übel gesittet, lärmt, beschmiert, beschädigt und läuft bei jeder Kleinigkeit zusammen. Die Schullehrer können diesem Unwesen wirklich am besten steuern, da die Polizei solchen Kindern nicht viel thun kann. Auf die folgenden Jahre hat so etwas gewiss Einfluss . . ."

Die größte Sorgfalt verwendete der Herzog auf die Erziehung seines ältesten Sohnes, des 1783 geborenen Erbprinzen Carl Friedrich.

Als dieser vierzehn Jahre alt, bereits schöne Proben seiner Kenntnisse der lateinischen und griechischen Sprache abgelegt hatte, sollte er hinfort auch in der französischen Sprache und Literatur gründlichen Unterricht erhalten. Als Lehrer war Mounier ausersehen, damals der einzige in Weimar, der seine Muttersprache nicht nur vollkommen beherrschte, sondern auch wissenschaftlich betrieb. Der Herzog erbat sich die Meinung Herders, ob es nicht mit der Zeit für den Jüngling nützlich sein könnte, ihm, um ihn zuversichtlicher und seiner selbst gewisser zu machen, Lectionen wie in den classischen Sprachen, so auch in der französischen nehmen zu lassen, u. zw. mit ausgesuchten jungen Leuten, die auf seiner Alters- und Bildungsstufe stünden, wes Standes sie auch sein möchten. Die Sache, meinte der Herzog, wäre so einzurichten, vorerst den Jüngling im Familien- und Freundeskreise zu prüfen, wie weit er im Französischen sei, dann aber ihm einige Themata, Übersetzungen aus dem Latein ins Französische, aufzugehen, welche der junge Mann mit Muße ausarbeiten müsste. Wären diese gemacht, alsdann gienge sie der Meister wieder mit ihm durch und brächte bei der Correctur die Regel zum Verständnis. „Ein anderer Punkt der Erziehung des Prinzen", versichert der besorgte Vater, „liegt mir noch schwer auf dem Herzen, dessen Erfüllung mit unserer häuslichen Einrichtung verknüpft ist und dessentwegen ich nothwendig einige Veränderungen in unserem Privatleben machen muss. Dieser Punkt ist, den Jüngling mehr, zumal des Abends, in die Gesellschaft erwachsener Männer zu bringen und ihn der Kinderstubenluft nach und nach zu entziehen. Der Natur der Sache nach sollte diese Veränderung den mindesten Schwierigkeiten unterworfen sein, leider aber sind Persönlichkeiten und Gewohnheiten im Wege, welche sie sehr schwer machen. Indessen hoffe ich auch, diesen Stein der Hindernisse wegzuwälzen".

Zu Neujahr 1798 ersuchte der Herzog den Erzieher des Prinzen Herrn Riedel, ihm einen Plan für die reifere Ausbildung seines Sohnes vorzulegen. Die Vorlage ließ etwas lange auf sich warten, da ihr Verfasser, von dem Bestreben geleitet, ein möglichst einwandfreies Gutachten zu erstatten, sich muthmaßlich mit bewährten Schulmännern ins Einvernehmen setzte. Anfangs März 1798 sendete der Herzog den Entwurf an Herder mit folgendem kurzen Begleitschreiben: „Es hat etwas lange gedauert, ehe ich beikommenden Aufsatz erhielt. Auch wollte ich Ihnen während der Festtage mit der bewussten Sache nicht beschwerlich fallen. Der Riedel'sche Aufsatz sollte zur Grundlage dienen, um diejenige neue oder veränderte Bearbeitung des jungen Menschen, die man bei ihm für nöthig erachten könnte, mechanisch möglich zu machen. Ihre fernere Beurtheilung dieser Angelegenheit erbitte ich mir, und hoffe, dass Sie im Laufe dieser Woche mir ein paar Stunden Unterhaltung, zu der ich auch am Schlusse Riedel beiziehen möchte, schenken werden."

Folgendes Handbillet an Herder, das uns das Bild eines durch Güte, Bürgerfreundlichkeit und richtige Wertschätzung der Verständigsten ausgezeichneten Fürsten vor Augen stellt, wird man mit Vergnügen lesen: „Ich danke für das Überschickte und werde heute noch das Nöthige wegen Danz (gemeint ist Johann Lebrecht Danz, der Sohn

eines Gymnasiallehrers zu Weimar, der sich in Jena dem Studium der Sprachwissenschaft widmete) besorgen. Goethe hat mir geschrieben; gestern erhielt ich seinen Brief, meine Frau soll ihn Ihnen schicken. Leben Sie wohl und grüßen (Sie mir) Frau und Kinder ....“

Die Zeilen sind nicht datiert. H. Düntzer, der diese und andere Notizen gesammelt hat, vermuthet das Jahr 1787, was auch mit des Herzogs Vormerkungen in seinem Schreibkalender stimmt. „Dass der erlauchte Briefschreiber als Muster nicht bloß fürstlicher, sondern menschlicher Besonnenheit und Bescheidenheit Bewunderung verdient als ein höchst großartiger Charakter“, erkennt jeder Schulfreund mit Goethe, der nur der Wahrheit genügte, als er in wehmüthiger Erinnerung an den erlauchten Freund diese Worte niederschrieb.

Innsbruck. F. Lentner.

Literarische Miscellen.

C. Iulii Caesaris Commentarii de bello Gallico erklärt von Friedrich Kraner. 16. verb. Aufl. von W. Dittenberger. Mit einer Karte von Gallien von H. Kiepert. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1898. 8°, 424 SS. Preis 2 Mk. 55 Pf.

Die 15. Auflage, die im Jahre 1890 erschien, wurde von mir in dieser Zeitschrift 1891, S. 305 ff. ausführlich angezeigt. Ich kann mich daher wohl kurz fassen, zumal D. meine dort vorgebrachten Ausstellungen und Wünsche zum größten Theile berücksichtigt hat. Er hat auch meinen Vorschlag zu I 44, 5 in den Text aufgenommen. Überhaupt hat D. die bessernde Hand überall angelegt, in der Einleitung, die um drei Seiten länger wurde, im Text, den er dem jetzigen Standpunkte der maßgebenden Cäsarkritik wieder näher brachte, insoferne als er die β-Classe noch weiter berücksichtigte, im Commentar und im kritischen Anhang, der in der letzten Auflage 20 Seiten betrug, nunmehr aber um neun Seiten gewachsen ist. Auch die Karte erfuhr Verbesserungen, kurz D. hat alles gethan, um seiner Ausgabe, die nunmehr zu den allerbesten Hilfsmitteln für Cäsar zählt, auf die Höhe der Wissenschaft zu bringen. Sie sei daher rückhaltlos den Jüngern der Philologie und insbesondere den Cäsar lesenden Lehrern aufs wärmste empfohlen.

Czernowitz. Dr. A. Polaschek.

Übungsstücke im Anschluss an die beiden ersten Bücher von Tacitus' Annalen, bearbeitet von Prof. Dr. C. Knaut, Director des König Wilhelms-Gymnasiums zu Magdeburg. Gotha, F. A. Perthes 1898. 8°, IV u. 45 SS.

Der Grundsatz, von dem sich der Verf. leiten ließ, ist 'eine starke Anlehnung an den Lesestoff nach lexikalisch-phraseologischer und stilistischer Seite, bei der jedoch Überlegung und Urtheil zu ihrem vollen Rechte kommen und für jede Arbeit der Wert einer selbständigen Leistung gewahrt bleibt.' Dass dies keine Phrase sei, wird jedem klar, der sich mit dem Büchlein eingehender beschäftigt. Der Verf. steht auf der Höhe der Situation sowohl als Schul- wie als Fachmann. Die einzelnen Stücke weisen ein würdiges Gepräge in sprachlicher Beziehung auf und sind, dem Wissen und Können, das von einem Primaner verlangt werden darf, angemessen, nichts weniger als bloße Übersetzungen des lateinischen Textes. Gar viele von den Stücken unterscheiden sich an Güte der



Sprache kaum von denjenigen (5), die den Geschichtswerken von Mommsen, Peter und Weber entnommen sind. Wenn sich trotzdem einzelne Härten finden, so werden sich diese bei der nächsten Auflage beseitigen lassen. Als solche möchten mir erscheinen S. 8 'von den Soldaten waren die letzten zur Schuld auch die ersten zur Reue'. S. 13 'er fürchtete, es könnten diejenigen Legionen, weil zurückgesetzt, noch zu größerer Wuth entflammt werden, welche den im Krieg erprobten Princeps ... nicht in ihrem Lager sähen.'

Wo immer sich ein Bedürfnis nach solchen Unterrichtsbehelfen herausstellt, da sei das Büchlein empfohlen.

Präparation zu Tacitus' Annalen I 1—52, 55—72, II und III in Auswahl. Von E. Stange, Oberlehrer am kgl. Gymnasium zu Allenstein. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt. 2 Hefte 1898 und 1899. 8°, 18 u. 23 SS. Preis des Heftes 40 Pf.

Wer der Ansicht ist, dass beim Unterrichte in den classischen Sprachen dem Schüler jede selbständige Arbeit möglichst zu ersparen sei, der mag diese Präparationen, die in der von den Professoren Dr. Krafft und Dr. Ranke begründeten Sammlung von Präparationen für die Schullectüre griechischer und lateinischer Classiker das 26. und 42. Heft bilden, immerhin empfehlen. — Man hat es mit Vocabel und Phrasenangaben zu thun, denen hie und da Übersetzungshilfen beigegeben sind, im 2. Hefte zu Ann. II 5—32, 37—46, 53—55, 59—63, 69—75, 82—83, 88. III, 1—18, 25—29, 31, 52—57, 64—65. Die Angaben sind bequem, ohne Vermeidung von Wiederholungen und für Primaner angelegt, denen Auskünfte erwünscht sein mögen, wie *principium, ii, n.*, Anfang, *gnarus, a, um*, kundig oder zu II 41, dass *propter* Präp. mit Accusativ sei, = 'nahebei, neben'. Solchen Bedürfnissen gegenüber konnte auf manche andere Bemerkung verzichtet werden, z. B. I 50, dass dasselbe *propter* bei Tac. als Präp. sehr oft 'neben' bedeute (unter sieben Stellen sind es fünf). Wurden aber solche gemacht, so sollten sie richtiger sein als II 10 '*plerique*, die meisten; bei Tac. auch: gar manche, sehr viele' oder I 30 '*praecipuus* bei Tac. hier wie oft mit superlativer Bedeutung.' Es hat diese Bedeutung stets bei Tacitus. Auch sonst wird sich trotz der im ganzen fleißigen Zusammenstellung manches beseitigen lassen. So unpassende Bemerkungen, wie I 12 '*procumbere*, sich fußfällig herablassen.' I 19 steht *manipularis, is, m.*; trotzdem liest man 'zu einem Manipel gehörig'. I 28 ist *quin* = 'warum nicht' nicht Conjunction. Schlecht ist I 31 '*asciscere* im Pass. sich benennen'. Dies ergibt sich erst in Verbindung mit *in suum cognomentum*. I 44 fehlt bei *Raetia* Graubündten. II 11 (*suffosso equo*) besagt suffosso nicht, dass das Pferd von unten, sondern dass es unter dem Reiter durchbohrt wurde. II 42 ist '*turbare* hier pass.: in Unruhe gerathen' keine glückliche Bemerkung. I 13 steht '*curatus*, sorgfältig, eifrig', und erst zu II 27 heißt es '*curatius* = accuratius'. Falsch ist I 68 '*proruunt fossas*, sie stürzen die Gräben ein, d. h. sie stürzen die Wälle in die Gräben.' Auf Druckfehlern mögen beruhen III 18 '*revolvere*, wieder überdecken' und III 52 '*prodigere*, verschwinden'.

Wien. Franz Zöchbauer.

Martin Luther. Sein Leben dem deutschen Volke erzählt von Prof. Dr. Friedrich Junge. Mit Bildnissen und Facsimile. 4. Aufl. Berlin, Siemenroth u. Troschel 1898. 162 SS.

Dieses für das Volk bestimmte Büchlein erzählt das Leben Luthers in lebendiger, allgemein verständlicher, mitunter schwungvoller Sprache.

Der Verf. versteht es vortrefflich, auch schwierige Gegenstände klar darzulegen, wie das Capitel beweist, in dem er die Zustände im deutschen Reiche und in der Kirche darlegt, oder der Abschnitt, in dem von den Wittenberger Unruhen die Rede ist. Sehr angenehm berührt es, dass er niemals in gehässiger Weise von dem Katholicismus spricht; über die Zustände in der katholischen Kirche während der Zeit des Schismas und über die Päpste Alexander VI., Julius II. und Leo X. hätte er sich kaum mäßiger äußern können. Das gediegene Schriftchen verdient volle Anerkennung.

Graz. F. M. Mayer.

Programmenschau.

8. **Schmelzer, Prof. Adolf, Tabellen zur Geschichte Österreich-Ungarns.** Progr. des Landes-Obergymn. in Leoben 1897. 8°, 89 SS.

Diese Tabellen, die dem „Begleitworte" zufolge zunächst den Schülern des Leobener Gymnasiums gewidmet sind, sind nach den approbierten Lehrbüchern der Vaterlandskunde zusammengestellt, und zwar schließen sich die für die 8. Classe bestimmten, namentlich auch in der Gliederung des Stoffes, enge an Hannak, die für die 4. bestimmten an Mayer an. In einzelnen Fällen, wie z. B. bei der Gründung von Göss, der Ertheilung mehrerer Stadtrechte usw., geht der Verf. über Hannak hinaus. Ein fünf Seiten langes, eng gedrucktes Verzeichnis von Druckfehlern ist der Arbeit beigegeben; doch finden sich außerdem noch einzelne Versehen, wie z. B. bei der Angabe der Regierungsjahre des Herzogs Boleslav Chrobry. Auf drei Seiten sind die Geburts- und Todesjahre der hervorragendsten Gelehrten, Dichter und Künstler im 18. und 19. Jahrhundert angegeben. Es ist aber nicht klar, warum z. B. bei Lenau, Grün, Schwind das Geburtsjahr nicht mitgetheilt wird, warum am Schlusse bei den nichtdeutschen Malern mehrere Werke angeführt sind, bei Schwind aber kein einziges u. a. S. 39 ist in der Note neben Eggenburg der Name Rosenburg eingeschlossen, doch handelt es sich hier um verschiedene Orte.

Den historischen Tabellen, die also fast nur den in unseren Lehrbüchern enthaltenen Stoff bringen, folgt ein alphabetisches Verzeichnis der geschichtlich wichtigen Orte, in dem u. a. auch Berlin, Brünn, Wien nicht fehlen.

9. **Beneš J., Ein Grundstock geschichtlicher Jahreszahlen.** Progr. der Landes-Oberrealschule in Krems 1897, 8°, 35 SS.

Der Verf. geht von dem in den Instructionen ausgesprochenen Wunsche aus, dass im Geschichtsunterrichte ein Grundstock der Jahreszahlen eingeprägt werde, und betont dann die große Verschiedenartigkeit unserer Lehrbücher hinsichtlich der Menge der angegebenen Jahreszahlen. Die Ursache hievon sieht der Verf. in der verschiedenen Wertschätzung der Thatsachen, bei denen Jahreszahlen vorkommen. Unrichtig scheint mir seine Meinung, dass jede Jahreszahl „ohne Rücksicht auf die daran geknüpfte geschichtliche Thatsache" nur einmal zu zählen sei; denn der Schüler muss z. B. die Zahlen 1386, 1410, 1415 u. a. zweimal, jedesmal neu, lernen. Ebenso kann ich dem Verf. nicht recht geben, wenn er meint, die Jahreszahlen, welche der Gliederung oder Zusammenfassung des Stoffes dienen, seien entbehrlich, ja sogar schädlich (sie unterstützen angeblich die Denkfaulheit des Schülers); sie sind vielmehr ganz gut am Platze, wenn der Schüler eine größere Wiederholung durchzunehmen hat. Der Verf. gibt dann drei Grundsätze an, die für die Aufstellung eines Grundstockes der Jahreszahlen maßgebend sein sollen, bei deren strengen Einhaltung aber die politische Geschichte zu kurz käme.

Den Schluss der Arbeit bildet der Entwurf eines Grundstockes von Jahreszahlen, der mit der falschen Angabe endet, dass im Jahre 1879 der Dreibund abgeschlossen worden ist.

Villach. A. Zeehe.

---

10. **Gratzer Carlo, Genesi e Morphologia della Pianura Padana.** Programma della Civica Scuola Reale Superiore die Trieste 1897.

Der Verf. bringt eine auf gewissenhaftem Studium der einschlägigen Literatur beruhende geologisch-geographische Beschreibung der Po-Ebene und ihrer nächsten altdiluvialen Umrandung. Der 1. Theil der Arbeit enthält in vier Capiteln die Entstehungsgeschichte der Po-Ebene. Von der Erhebung der Alpen und des Appennin ausgehend, werden die Ursachen und der Verlauf der Eiszeit und deren verschiedene Ablagerungen, sowie die Vertheilung und Beschaffenheit der alten und recenten Moränen geschildert. Der 2. Theil beschreibt in zwei Capiteln vom geographisch morphologischen Standpunkte aus die Po-Ebene und die zahlreichen Wasserläufe derselben. Eine gut ausgeführte geologische Übersichtskarte der quaternären Ablagerungen in der Po Ebene, sowie zwei Tafeln mit erläuternden Skizzen und Profilen sind der fleißigen Arbeit beigegeben.

Wien. Dr. Franz Noë.

---

11. **Pawlitschek, Dr. A., Beobachtungen an der Makrolepidopterenfauna von Radautz,** nebst einem Verzeichnisse der daselbst bisher gefundenen Arten. Progr. des k. k. Staats-Obergym. in Radautz (in der Bukowina) 1893, 8°, 49 SS.

Der Aufsatz enthält Erwägungen „über die Bukowiner Lepidopterenfauna im allgemeinen“, ferner über „die Radautzer Faunenverhältnisse im besonderen“, endlich ein „Verzeichnis der um Radautz bisher beobachteten Makrolepidopteren“. Die Arbeit ist umso verdienstvoller als der Verf. sich nur auf wenige Vorarbeiten stützen konnte, ja die Radautzer Umgebung in Bezug auf die Lepidopterenfauna vorher überhaupt noch nicht erforscht war. Sie ist das Ergebnis achtjährigen fleißigen eigenen Sammelns und Beobachtens, und zeichnet sich überdies durch häufige Vergleiche mit den Faunen anderer Länder aus, in welchen der Verf. zu sammeln Gelegenheit hatte. Das „Verzeichnis“ ist ein für die ärmlichen Florenverhältnisse des betreffenden Gebietes reiches zu nennen; es weist 82 Rhopaloceren, 19 Sphingiden (incl. *Zygaena*), 69 Bombyciden, 135 Noctuiden und 116 Geometriden auf. Es ist aber keine bloß trockene Aufzählung, sondern enthält eine Menge von biologischen Daten bei den einzelnen Arten. Bemerkt zu werden verdient, dass der Verf., seines Faches Philolog, nur Liebhaber der Lepidopterologie ist, dass aber der Programmaufsatz auf vollständig wissenschaftlicher Basis aufgebaut erscheint. Befremdend wirkt (auf S. 16) der Vulgärname Weißbuche für *Fagus silvatica*, welcher Baum im Deutschen doch allgemein nur als Rothbuche bekannt ist. Auch ist die Sitte, alle wissenschaftlichen Namen der Arten mit großen Initialen zu schreiben, veraltet, mit welcher Bemerkung wir aber der jetzt eingerissenen Unsitte, alle Speciesnamen (selbst wenn sie *nomina propria* sind) „klein“ zu schreiben, durchaus nicht das Wort reden wollen.

12. **Walz, Dr. R., Über die Functionen der Sinnesorgane wirbelloser Thiere.** Progr. des n. ö. Landes-Realgymn. zu Stockerau 1893, 8°, 33 SS.

Eine übersichtliche Darstellung der Physiologie der Sinnesorgane bei den sogenannten niederen Thieren, geordnet nach den einzelnen Sinnes-

organen, und hier wieder nach den einzelnen Thiergruppen. Der Verf. benützt mit Umsicht die wichtigste einschlägige Literatur, ohne dabei im einzelnen die Selbständigkeit seines Urtheils aufzugeben, und kleidet den vielfach spröden Stoff mit besonderem Geschicke in ein populäres Gewand, so dass in dem Aufsatze eine belehrende und anziehende Lectüre dargeboten wird.

13. Redtenbacher Jos., Über Wanderheuschrecken. Progr. der deutschen k. k. Staats-Realschule in Budweis 1893, 8°, 42 SS.

Der durch seine systematisch-entomologischen Publicationen, namentlich aber durch seine morphologische Arbeit „Vergleichende Studien über das Flügelgeäder der Insecten“ (in den Annalen des k. k. Naturhistor. Hofmuseums, Wien 1886) nicht minder, als durch seine zahlreichen meisterhaften Insectenabbildungen in der Wissenschaft rühmlichst bekannte Verf. gibt uns in dem vorliegenden Programme eine höchst interessante, in jeder Richtung erschöpfende Abhandlung über die schon im grauen Alterthume berüchtigten Wanderheuschrecken. Actuell ist die Abhandlung durch die in neuester Zeit erfolgten Verheerungen geworden, welche diese Thiere in Tunis, Algier und Marokko Jahr für Jahr anrichteten. Bekanntlich sind es mehrere Arten von Heuschrecken, welche die physiologisch so merkwürdigen Wanderzüge antreten. Redtenbacher zählt deren 24 auf; davon gehören 20 den Schnarrheuschrecken (*Acridiodea*) und 4 den Laubheuschrecken (*Locustodea*) an. Von den vielen Thatsachen, welche der Verf. über den in Rede stehenden Gegenstand in seiner Abhandlung umständlich darlegt, seien nur einige der wichtigsten hervorgehoben: die geographische Verbreitung der Wanderheuschrecken, die Literatur über diese Thiere, die Verwüstungen und deren Folgen, die Beschränkung des Wanderns auf gewisse Arten, die Beschaffenheit der Schwärme selbst, Übersicht der bekannten Wanderheuschrecken, natürliche Feinde derselben (der Verf. hat unter den zweiflügeligen Feinden die Bombyliiden zu erwähnen vergessen), Mittel gegen die Schwärme, essbare Heuschrecken. — Die Abhandlung bietet nicht nur wissenschaftliches Interesse, sondern wird auch von dem Laien mit Vergnügen gelesen werden.

14. Nalepa, Dr. Alfred, Die Naturgeschichte der Gallmilben. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Wien, IV. Bezirk 1894, 8°, 30 SS.

Der Berichterstatter erinnert sich noch ganz gut einer zu Anfang der Sechzigerjahre gepflogenen Unterredung mit einem Biologen, welcher sich auch mit Pflanzengallen beschäftigt hat. In dieser Unterredung erwähnte der Betreffende, dass es unmöglich sei, die Gallmilben, die doch so verschiedene Pflanzengallen erzeugen, wissenschaftlich zu unterscheiden; sie sind sich derart ähnlich, dass sie alle nur einer Art anzugehören scheinen. So weit stand damals die Kenntnis von den Gallmilben. Seit den ersten Publicationen Dr. Nalepas über die Anatomie und Systematik der Gallmilben (1887 und 1889) wurde jedoch über das Gebiet dieser Acariden-Familie, deren Glieder früher allgemein unter dem Namen der Phytoptiden bekannt waren, jetzt aber aus nomenclatorischen Prioritätsrücksichten Eriophyiden heißen, ein helles Licht verbreitet. Man weiß nunmehr, dass die vielen verschiedenen Gallproducte dieser Thierchen von ebenso vielen verschiedenen Arten erzeugt werden. Durch Dr. Nalepas Forschungen, deren Resultate in zahlreichen Abhandlungen zumeist in den Denkschriften und Sitzungsberichten der kais. Akademie der Wissenschaften zu Wien sich niedergelegt finden, ist nicht nur der Grund zum Systeme der Gallmilben gelegt worden, sondern es hat sich auch unsere Kenntnis dieser Pflanzenschmarotzer und ihrer Gallproducte bis heute in unerwarteter Weise außerordentlich erweitert. Dr. Nalepa

wird daher mit Recht für alle Zeiten als der Vater der Eriophyidenkunde bezeichnet werden müssen. — Nach so schnellen Schritten in einem Zweige der Wissenschaft war es wohl erwünscht, eine Zusammenfassung des darüber Publicierten zu erhalten. Diesem Wunsche ist der Verf. in der vorliegenden Programmarbeit nachgekommen, und sie wird besonders demjenigen als eine vortreffliche, einführende und leitende Richtschnur dienen, welcher sich mit diesen interessanten Thierchen beschäftigen will. Dieselbe enthält folgende Capitel: „Äußere Organisation, Das Integument, Der Darmcanal, Das Nervensystem, Die Sinnesorgane, Athmung und Kreislauf, Zur Biologie der Gallmilben und Die Milbengallen". Besonders ausführlich erscheint das erst- und letztgenannte Capitel. Zum Schlusse wird die „Systematische Übersicht" der damals noch Phytoptiden genannten Familie besprochen. Ein „Anhang" endlich handelt noch über Lothringische Milbengallen, welche dem Verf. zur Bearbeitung übermittelt wurden und zahlreiches neues Material enthalten. — Es sei erwähnt, dass der hier besprochene Programmaufsatz unter demselben Titel („Die Naturgeschichte der Gallmilben") auch als „ergänzter Sonderabdruck" (32 SS. umfassend) 1894 im Selbstverlage des k. k. Staatsgymnasiums in Wien, IV. Bez., erschienen ist, und dass nach Prof. Nalepas neuester synoptischer Arbeit über Eriophyiden in der 4. Lief. des Werkes „Das Thierreich" (Berlin 1898) bereits 227 Arten von Gallmilben bekannt geworden sind, die sich auf 9 Gattungen und 2 Subfamilien vertheilen und zumeist den Verf. zum Autor haben.

15. Taurer, Hans R. v. Gallenstein, Studien aus der Najadenfauna des Isonzogebietes. Progr. der k. k. Oberrealschule in Görz 1894. 8°. 49 SS.

Eine streng wissenschaftliche Abhandlung, in welcher der Verf. die drei im Isonzogebiete vorkommenden Bivalven aus der Gruppe der Najaden oder Unioniden ausführlich bespricht. Diese drei Arten sind: *Unio Requienii* Mich. und *Microcondyllaea Bonelli* Fér., beide der oberitalienischen Tiefebene angehörige Formen, dann *Anodonta cygnea* L. (mit etwas eigenthümlicher Wirbelstructur). Es ist bemerkenswert, dass *Unio pictorum* L. dem Gebiete fehlt; die früheren Angaben über das Vorkommen dieser Muschel im Isonzogebiete hat der Verf. als unrichtig zurückgewiesen, da mit derselben *Unio Requienii* verwechselt wurde. Besonders interessant sind die Erörterungen über die reichen Formenkreise von *U. Requienii*, deren Entstehung der Anpassung an die jeweilige Localität zuzuschreiben ist. Der Verf. weist an der Hand langjähriger entwicklungsgeschichtlicher und morphologischer Studien der Najaden nach, dass die Formenkreise alle nur einer Species angehören und dass den auf diese Formen aufgestellten Arten das Artrecht nicht zukommen könne. Der Berichterstatter erinnert hier an die Variabilität vieler anderer Mollusken, insbesondere an den auffallenden Polymorphismus der känozoischen Leitschnecke, *Melanopsis Martiniana*; ähnliche Factoren, welche der Verf. in der Einleitung seines Programmaufsatzes für die Veränderlichkeit der Najaden als maßgebend bezeichnet hat, werden auch hier auf die Ausgestaltung der Formen Einfluss genommen haben und warnen vor allzu sorgloser Aufstellung von eigenen Arten.

16. Schletterer August, Zur Hymnopteren-Fauna Istriens. Progr. des k. k. Staats-Gymn. in Pola 1894, 8°, 35 SS.

Die Abhandlung ist ein wichtiger Beitrag zur Kenntnis der Hymenopteren-Fauna Istriens, wenngleich das Gebiet, in welchem der Verf. (während vier Jahren) gesammelt und beobachtet hat, sich nur auf den südlichsten Theil (Pola und Umgebung) der Halbinsel erstreckt und die

Apiden und Formiciden einer späteren Publication vorbehalten wurde. Das Verzeichnis der Arten ist aber auch in Bezug auf die allgemein geographische Verbreitung der Hymenopteren, auf ihre Biologie u Systematik nicht ohne Interesse: wir ersehen aus diesem Verzeichnis die Mannigfaltigkeit der Formen auf dem kleinen Gebiete (die 267 a gezählten Arten gehören 102 verschiedenen Gattungen an), die Flugze den Pflanzenbesuch der einzelnen Arten; wir werden durch manche k tische, systematische und nomenclatorische Bemerkungen belehrt u finden überdies sechs neue Species beschrieben. Die Aufzählung v Arten in einer Localfauna hat nur dann einen Wert, wenn die Garant der richtigen Bestimmung dieser Arten geboten ist. Hier gewährt u Schletterers Autorität auf hymenopterologischem Gebiete die be Bürgschaft. Noch sei der einleitenden Worte zu dieser Abhandlung e wähnt, welche die Umgebung Polas in schwungvoller, poetisch ang hauchter Weise schildern; ein besonderes Lob wird den blühenden G sträuchen von *Paliurus aculeatus* gezollt, welche dem Verf. die reichs Ausbeute an Arten lieferten. Wer je im Süden Gelegenheit gehabt ha an den nektartriefenden Blütentrauben des genannten Strauches Insect zu sammeln, wird dem Lobe des Verf.s vollständig beistimmen; nur i die überaus starke Bewehrung des Strauches, welche in den zu gekrümmte Stacheln umgewandelten Nebenblättern besteht, ein Feind unseres Fan netzes, welchem Übelstande wir durch den fast ausschließlichen Gebrauc der Fangklappe begegnen müssen.

Wien. Josef Mik.

17. Koller Rafael, Der Schulgarten der k. k. Theresia nischen Akademie und die Gartenarbeiten der Zöglinge Progr. des Gymn. der k. k. Theresianischen Akademie. Wien 189 8°, 9 SS. (S. 17—25).

In der Zeit, in welcher alles schematisiert und in feste Norme gebracht zu werden pflegt, gewiss nicht immer zum Vortheile der Sach wie z. B. bei der Pflege der körperlichen Übungen im allgemeinen un bei den Jugendspielen im besonderen, berührt Einen eine frisch aus d Praxis herausgegriffene Schilderung der Beschäftigung der Zöglinge eine Internates bei der Instandhaltung eines Schulgartens doppelt angenehm Sehr empfehlenswert ist die (S. 22 hervorgehobene) kurze Besichtigung des Schulgartens vor Beginn der neuen Gartenarbeitsstunde zum Zweck des Hinweises auf die seit dem letzten Besuche eingetretenen Verände rungen. Gerade die auf solche Weise angeregte Beobachtung wird de gedankenlosen Zerstörungstrieb der Jugend im Pflanzen- und Thierreich (vgl. S. 25) sicherlich eindämmen.

18. Kny Hans, Einiges über Erziehung zur Ordnung. Progr der öffentlichen Unterrealschule in Wien, III. Bez., 1898, 8°, 6 SS.

Recht skizzenhaft; manches kleinste Detail (Tintenkleckse, Lösch blatt) wechselt mit bereits durch Bestimmungen Fixiertem (Arbeits kalender) und theils geradezu Unglaublichem. Kommen in eine Mittel schule(!) wirklich noch Kinder mit ungewaschenen Händen, schmutzigem Gesicht oder ungekämmtem Haare? Höchstens doch wohl ohne Halsbinde, was unerwähnt bleibt. Soll die etwa nothwendige Reinigung beim Schul brunnen vorgenommen werden. Gibt es noch immer keinen anderen Raum für die Oberkleider als die Classenzimmer? Kostet es wirklich so viele Opfer an Zeit und Mühe, die Schüler zum Abgeben der Arbeiten an den festgesetzten Terminen zu gewöhnen? An welcher Mittelschule tritt das Zuspätkommen mancher Schüler „ordentlich epidemisch" auf?

Aussig. Dr. G. Hergel.

Professor Franz Daurer †. [1])

Daurers Heimat ist das n.-ö. Waldviertel. Er wurde in dem auf dem Rücken des Manhartsberges in reizloser Gegend liegenden Orte Klein-Meiseldorf als der Sohn des Wirtschaftsbesitzers Franz Daurer am 18. Juli 1852 geboren.

Daurer wuchs als ein echter Bauernknabe auf; im Sommer musste er barfuß das Vieh hüten, selbst noch als er schon der Dorfschule entwachsen war und als Schüler der 4. Hauptschulclasse in Horn auf Ferien heimkam.

Da die Schule des Heimatsortes nicht bis zum Eintritte ins Gymnasium vorbereitete, wurde er 1863 nach Horn gebracht, wo die Piaristen eine Hauptschule und ein Untergymnasium besaßen; er trat in die 4. Classe der Hauptschule ein. In allen Classen des Gymnasiums war Daurer der erste, und von den zwölf Colloquienzeugnissen der Universität lauten zwei auf „vorzüglich“, zehn auf „ausgezeichnet“. In seinen Aufzeichnungen erwähnt er die Schulprämien, die er in der Volksschule errungen hat, und mit einem gewissen Stolze erzählt er, dass er schon in der I. Gymnasialclasse der erste geworden sei und diesen Platz auch nicht mehr verloren habe.

Daurer blieb bis zum Schlusse der 2. Classe am Gymnasium in Horn. Da er für den Priesterstand bestimmt war, so vermittelte ein geistlicher Onkel, dass er 1866 in die 3. Classe des bischöflichen Knabenseminars in Krems aufgenommen wurde. Seminardirector war damals Karl Erdinger (jetzt Dompropst in St. Pölten), ein Freund der Jugend, ein ausgezeichneter Botaniker und sehr musikliebend. Bei festlichen Gelegenheiten fanden in der Regel musikalisch-declamatorische und theatralische Veranstaltungen statt. Es bestand ein eigener Seminaristen-Gesangverein, dessen Vorstand Daurer im Obergymnasium wurde.

Im Jahre 1869 wurde sein um fünf Jahre jüngerer Bruder Josef ebenfalls Zögling des Kremser Seminars. Daurer hieng mit innigster Liebe an diesem Bruder, dessen treuer Mentor er wurde. Von den anderen Zöglingen schloss er sich am meisten an einen Mitschüler an, den er selbst in seinen Aufzeichnungen seinen liebsten Schulkameraden nennt; es ist dies der jetzige Director der k. k. Lehr- und Versuchsanstalt für Photographie und Reproductionsverfahren, Hofrath Dr. Josef Eder. Die Liebe zur Mathematik weckte insbesondere Professor Anton Powondra, der die hervorragenderen Schüler privatim sogar in die höhere Mathematik einführte; es machte den Mitschülern keinen geringen Spass, als Daurer eines Tages den Nachfolger Powondras bei einer Beweisführung mit Differentialen und Integralen verblüffte.

Als Daurer die 6. Gymnasialclasse absolviert hatte, wurde das Knabenseminar von Krems nach Seitenstetten verlegt (1871). Inzwischen hatte sich bei ihm eine Umwandlungsprocess vollzogen, von dem niemand eine Ahnung hatte: er wurde sich klar, dass er nicht für den geistlichen Stand tauge. Er widmete sich dem Lehramte.

Im Herbste 1872 ließ er sich an der Wiener Universität immatriculieren und studierte Mathematik und Physik. Seine Hauptlehrer waren Stefan, Loschmidt, Boltzmann und Weiss. 1874 erhielt er den Platz eines ordentlichen Zöglings des physikalischen Instituts. Damals gründete eine Schar strebsamer junger Männer an der Universität den „Akademischen Verein der Mathematiker und Physiker Wiens“. Sein erster Obmann wurde Daurer, der gleich im ersten Vereinsjahre vier Vorträge für die Mitglieder hielt. Bezogen sich seine Studien auch in erster Linie auf Mathematik und Physik, so hörte er doch auch anderes; wie Vor-

[1]) Aus dem Nachrufe, gehalten im Vereine „Realschule“ am 18. November 1899.

lesungen über Logik und Psychologie, Encyklopädie der Philosophi alte und neue Logik, Geschichte der Philosophie; sogar ein Colle „Mittelhochdeutsche Übungen". Überhaupt war er vielseitig gebilde Am Gymnasium hatte er schon fleißig Französisch betrieben und la später mit Vorliebe französische physikalische Zeitungen. Er war auc ein tüchtiger Stenograph und schwer zu besiegender Schachspieler. Sein musikalische Bildung war eine gründliche.

Im Juli 1877 legte Daurer die Lehramtsprüfung aus Mathemati und Physik für Obergymnasien ab und begann im Herbste des genannte Jahres sein Probejahr am Franz Josephs-Gymnasium in Wien, wo er b Ende April 1878 blieb. Von da bis zum Schlusse des Schuljahres sup plierte er an der Wiener Handelsakademie. In den Ferien des Jahre 1878 machte er mit seinem Bruder Josef seine erste Reise; sie gien durch das Waldviertel ins Salzkammergut. Es war ein erster Flug i die Welt, wie ihn gewiss manche in diesem Kreise auch gemacht haben zu Fuß, mit leichtem Sinn und leichtem Gepäck — auch der Geldbeute drückte nicht schwer — aber voll Jugendmuth und Wanderlust.

Für das Schuljahr 1878/79 war Daurer dem Josefstädter Gym nasium in Wien als Supplent zugewiesen. 1879 kam er in gleiche Eigenschaft an die Wiedner Communal-Oberrealschule. Die Verwendungs zeugnisse der Schuldirectionen sind geradezu glänzend, und als im Herbs 1881 an der Wiedner Realschule eine Lehrstelle für Mathematik un Physik zur Besetzung kam, schlug der Director den bisherigen Supplenten dieser Stelle als den Würdigsten vor.

Nach erlangtem Definitivum that Daurer das, was in gleicher Lag die meisten deutschen Schulmeister thun: er führte seine Braut heim

Zwanzig Jahre gehörte Daurer der Wiedner Realschule an, un man darf ihn wohl eine Zierde derselben nennen. Mit vollster Hingab und Liebe lag er seinem Lehramte ob, und die Schüler verehrten in ihn ebenso den ausgezeichneten Lehrer wie den wohlwollenden Freund de Jugend. Wir, seine Collegen, bewunderten besonders bei den Maturitäts prüfungen seine Kunst des Prüfens, gewiss nicht die letzte Eigenschaft eines guten Lehrers. Für seine Thätigkeit an der Schule lässt sich kaum etwas Treffenderes anführen als die Worte, welche die Direction des Theresianums Daurers im Jahre 1892 verstorbenem Bruder Josef widmete der durch fünf Jahre Präfect dieser Anstalt war. Es heißt im Jahresberichte von 1892: „Daurer vereinte alle Vorzüge eines Pädagogen; er war gewissenhaft und energisch, streng und zugleich mild, ein scharfer Beobachter und ein theilnahmsvoller Freund der ihm anvertrauten Knaben, voll werkthätigen Verständnisses für die moralische und intellectuelle Entwicklung der Jugend."

Was hier vom jüngeren Bruder gesagt wurde, passt genau auch auf den älteren. Peinliche Ordnungsliebe, Gründlichkeit und Verlässlichkeit der Arbeit waren charakteristische Seiten seines Wesens. Wie er schon an der Universität musterhafte Collegienhefte geführt hatte, so legte er sich als Lehrer vor Beginn des Schuljahres die Lehrstoffvertheilung für jede Classe zurecht, und jede mathematische Schularbeit für die oberen Classen arbeitete er in einem eigenen Hefte vorher bis ins Detail aus. Das physikalische Cabinet seiner Anstalt wurde von ihm mit einer Liebe und Sorgfalt hergerichtet, dass es von Sachverständigen geradezu als ein Mustercabinet bezeichnet wurde.

Neben den Vorzügen, die Daurer für sein Amt mitbrachte, hatte er auch alle Eigenschaften eines guten Collegen und eines ausgezeichneten Gesellschafters. Seine gefälligen Umgangsformen, sein reiches Wissen und sein schlagfertiger Witz machten ihn zu einem überaus wertvollen Gliede jeder Gesellschaft.

Es darf nicht wundernehmen, dass, als im Jahre 1897 sich die Nothwendigkeit ergab, einen Fachmann der realistischen Gruppe ins

Unterrichtsministerium zu berufen, die Aufmerksamkeit der Schulbehörden sich auf Daurer richtete, der sich auch außerhalb der Schule schon durch viele wissenschaftliche Arbeiten und Vorträge bemerkbar gemacht hatte.

Im October 1897 wurde er dem k. k. Unterrichtsministerium zur Dienstleistung zugewiesen. Schon früher hatte ihn das Vertrauen seiner Collegen an die Spitze unseres Vereines gestellt; da er noch nicht wusste, welche Anforderungen sein neuer Wirkungskreis an ihn stellen werde, so legte er, der nichts halb thun wollte, die Obmannstelle bald nach dem Antritte seines neuen Dienstpostens nieder.

Während seiner Dienstleistung im Ministerium beschäftigte sich die Unterrichtsbehörde mit der Reform der Realschulen; es erschien ein neuer Lehrplan, neue Instructionen und eine neue Maturitätsprüfungsordnung. Nach dem Zeugnisse seines unmittelbaren Vorgesetzten im Ministerium hat Daurer einen wesentlichen Antheil an diesen Arbeiten gehabt.

So konnte dem Fernerstehenden Daurers Lebensgang als ein glücklicher erscheinen, der sich noch in aufsteigender Richtung bewegte und noch manchen Erfolg verhieß. Aber das Bild hat eine Kehrseite: seine überaus zarte Gesundheit. Er muthete seinem schwachen Körper wohl zuviel zu.

Das in Schulkreisen bekannte Scherzwort, dass das Schuljahr eine unangenehme Unterbrechung der Ferien sei, könnte man in Bezug auf Daurer fast umkehren und sagen: die Ferien seien eine unangenehme Unterbrechung des Schuljahres. Er war an Arbeit so gewöhnt, dass er in der Regel das Ende der Ferien schon herbeisehnte.

Er unterrichtete nebenbei noch bis vor wenigen Jahren an der Gewerbeschule; mehrere Jahre hindurch war er auch Lehrer an einem Mädchensinstitute. Als Privatlehrer des gegenwärtigen Vicekönigs von Ägypten erhielt er den Medschidjeorden.

Daneben fand er noch Zeit zu wissenschaftlichen Arbeiten. So erschienen von ihm folgende Aufsätze theils in Schulprogrammen, theils in der Zeitschrift für das Realschulwesen und in fachwissenschaftlichen Blättern: 1. Physikalische Eigenschaften der Mischungen des Äthylalkohols mit Wasser, 1881. 2. Die elektrischen Lampen, 1882. 3. Biographische Notizen über hervorragende Männer, welche beim Physikunterrichte genannt werden, 1893. 4. Ergänzungen zu dem vorstehend genannten Aufsatze, 1897. (Diese vier Aufsätze in den Jahresberichten der Wiedner Realschule.) 5. Ein Universal-Pachytrop. (In Exners „Repertorium der Physik".) 6. Einfache Polarisationsbatterie für Schulversuche. 7. Fundamentalversuch über den Gramme'schen Ring. 8. Schwebesystem zur Statik paralleler und antiparalleler Kräfte. (Nr. 6, 7 und 8 in der „Zeitschrift für das Realschulwesen".) 9. Über einen Apparat zur Statik paralleler und antiparalleler Kräfte. (In der Zeitschrift des „Wiener Vereines zur Förderung des physikalischen und chemischen Unterrichtes".)

Im Jahre 1889 erschien von ihm bei Hölder in Wien das Hilfsbuch: Übungsbuch zum Studium der elementaren Mechanik. Eine Aufgabensammlung für Lehrer und Studierende.

Ferner ist er der Erfinder von vier nach seinen Angaben construierten physikalischen Apparaten; diese sind: 1. Ein Universal-Pachytrop. 2. Ein Schwebesystem zur Statik paralleler und antiparalleler Kräfte. 3. Pneumatisches oder Luftthermometer. 4. Modell zur Erklärung der Erscheinung des Hauptregenbogens.

Dieser starken Arbeitslast war sein Körper auf die Dauer nicht gewachsen. Immer häufiger wiederholten sich quälende Bronchialkatarrhe, und auch ein Herzleiden machte Fortschritte. Gleichwohl habe ich ihn nie klagen gehört; sein starker Wille glaubte den schwachen Körper beherrschen zu können.

Zu Beginn der verflossenen Ferien trat er einen Urlaub an und begab sich nach Mauterndorf im Lungau, wo er von der Höhenluft

Besserung seiner zeitweilig auftretenden Athembeschwerden erhoffte. Aber das rauhe Klima wirkte höchst nachtheilig auf ihn; sein altes Leiden, ein heftiger Bronchialkatarrh, trat mit verstärkter Kraft auf, und nach drei Wochen musste er Mauterndorf verlassen. Er reiste mit seiner Familie in einem Zuge nach Wien und schon am nächsten Tage nach Altenburg im Waldviertel, wo er schon viele Sommermonate verbracht hatte. In der Nacht vom 7. auf den 8. August d. J. machte ein Herzschlag seinem Leben ein Ende.

Da Daurer in den Ferien und ferne von Wien in einem nicht an der Bahn gelegenen Orte starb, so war es natürlich, dass nur die nächsten Angehörigen und wenige Freunde seinem Sarge folgen konnten. Das Unterrichtsministerium hatte einen Vertreter gesendet, der zwei Kränze im Namen des Ministeriums sowie des Departements, dem Daurer angehört hatte, überbrachte; auch der Lehrkörper seiner Schule sendete einen Kranz. Fünfzehn Geistliche des Benedictinerstiftes Altenburg — die meisten persönliche Freunde des Verstorbenen — geleiteten die Leiche zur letzten Ruhestätte auf dem Dorffriedhofe. Am offenen Grabe hielt der Pfarrer von Groß-Pertholz im Waldviertel dem heimgegangenen Freunde einen alle Anwesenden aufs tiefste ergreifenden Nachruf.

Den Hinterbliebenen wurden die wärmsten Beileidsbezeugungen von Seite Sr. Excellenz des Herrn Unterrichtsministers sowie aller anderen Vorgesetzten zutheil, und auch der k. k. n.-ö Landesschulrath sprach dem Lehrkörper der Schule, welcher Daurer zuletzt angehört hat, sein Beileid aus zu dem Verluste eines in jeder Beziehung so hervorragenden Mitgliedes.

Das Wirken des Schulmannes ist der Natur der Sache nach im öffentlichen Leben wenig beachtet; die mühevolle Arbeit, die Sandkorn nur für Sandkorn reicht, ist nicht geeignet, ihn berühmt zu machen; die Nachwelt flicht ihm keine Kränze. Gewöhnlich wird ja nur der ein Held genannt, der sich den Lorbeer auf dem Schlachtfelde geholt oder den im Kampfe die tödtliche Kugel getroffen hat. Wer aber wie Daurer in rastloser Arbeit und zugleich in stetem Kampfe gegen einen kränklichen Körper seine Pflicht, ja weit mehr als diese erfüllt und auf seinem Posten treu ausgeharrt hat, ohne je zu murren und zu klagen, der ist auch den Heldentod gestorben. Wir in diesem Kreise wissen ein solches schlichtes Heldenthum zu würdigen.

Darum Ehre seinem Andenken!

Wien. Ig. Pölzl.

Da in der nächsten Zeit bei B. Behr in Berlin eine historisch-kritische Ausgabe von Friedrich Hebbels Werken, besorgt von Herrn Dr. R. M. Werner, Professor an der Universität in Lemberg, erscheinen wird, werden alle Besitzer von Handschriften Hebbels gebeten, diese gütigst dem Herausgeber zur Verfügung zu stellen. Auch der Nachweis von seltenen Drucken, Zeitschriften u. s. w. mit Beiträgen Hebbels würde zu Dank verpflichten. Derlei Sendungen sind entweder an den Herausgeber Herrn Professor Werner Lemberg (Galizien) Zygmuntowska 12 A 1 oder an die Direction der k. k. Universitätsbibliothek in Lemberg zu richten, in diesem Falle mit dem Zusatze, dass sie für Herrn Professor Werner bestimmt seien.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Über den Einfluss der vorkritischen Ästhetik Kants auf Herder.[1])

Als ich, wo man nichts denkt — nichts fühlt,
Einst Ketten trug, durchnagt von Staub und Schweiß,
Seufzt' ich — denn singt ein Sclave wohl?
Da kam Apoll, der Gott:
Die Fesseln weg! Mein Erdenblick
Ward hoch — Er gab mir Kant!

In diesen Zeilen, welche sich in Herders Nachlasse als Fragment eines Gedichtes aus der Königsberger Zeit vorgefunden haben,[2]) fühlen wir den freudigen Herzschlag, der Herders Brust zu jener Zeit bewegte, da seine von Wissensdurst erfüllte, in den unwürdigen Banden drückender Noth und gemeiner Alltäglichkeit schmachtende Seele sich jauchzend in die lichten Regionen geistigen Lebens erhob, um dort die ersehnte Freiheit zu erlangen. Jene Fesseln löste ihm aber nach seinem eigenen Geständnisse niemand anderer als Kant. Dieser richtete seinen entmuthigten Blick wieder aufwärts, belehte und stärkte seine Seele mit frischer Kraft, mit herrlichen Gaben ihm all das Leid aufwiegend, das ihm die Ungunst des Schicksals bisher zugefügt hatte.

Am 21. August 1762 führte Herder sein Freund Emerich in die philosophische Facultät der Universität Königsberg, wo der schüchterne Jüngling nach gut bestandenem Examen aufgenommen wurde. Wenn aber die Königsberger Studienjahre auf

---

[1]) In den Citaten bediene ich mich folgender Abkürzungen: L. B. = Joh. G. Herders Lebensbild, herausgegeben von seinem Sohne Emil G. v. Herder (Erlangen 1846). — S. W. S. = Herders sämmtliche Werke, herausgegeben von Suphan. — K. = Kant, Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen. — K. W. = Herders „Kritische Wälder". — L. H. = Haym, Herder nach seinem Leben und seinen Werken dargestellt. Berlin 1880 u. 1885.

[2]) L. B. I, 1, 187.

Herder irgend welchen Einfluss ausübten, so gieng dieser in erster Linie von Kant aus. Dieser ist ihm der Inbegriff des Wertvollsten und Bedeutendsten, das er mit der Erinnerung an seine Studienzeit verknüpft. Er ist ihm das „leuchtende Meteor", das mit seinem Glanze alle Gestirne des Gelehrtenhimmels überstrahlt, in ihm ruht für Herder die ganze Bedeutung der Königsberger Studienjahre. Und diesem Gedanken leiht er selbst in jenem Fragmente Ausdruck, wenn er Kant als ein herrliches Geschenk Apolls bezeichnet.

Im literarischen Cirkel des Kanter'schen Buchladens war Kant auf die außerordentlichen Geistesanlagen des Jünglings aufmerksam geworden und erbot sich nun, ihn alle seine Vorlesungen über Logik, Metaphysik, Moral, Mathematik und physische Geographie unentgeltlich hören zu lassen.[1])

Mit besonderer Liebe und Achtung hieng damals Herder an seinem Meister, mit wahrer Begeisterung lauschte er dessen Vorträgen, die, weit entfernt vom trockenen, nüchternen, farblosen Kathederstil, sich besonders durch gefällige Form und geistreichen und unterhaltenden Ton auszeichneten, weshalb sie auf das empfindsame Gemüth des jungen Dichters umso zündender wirken mussten.

Als Kant, so erzählt Bock,[2]) in einer heiteren Frühstunde, wo er gewöhnlich mit vorzüglicher Geisteserhebung und poetischer Begeisterung zu sprechen und oft Stellen aus seinen Lieblingsdichtern Pope und Haller anzuführen pflegte, sich über Zeit und Ewigkeit in kühnen Hypothesen ergoss, entflammte er Herders Gemüth derart, dass dieser, als er nachhause kam, die Ideen des Lehrers in Verse kleidete. Kant, dem er am nächsten Morgen das Gedicht überreichte, war von der meisterhaften poetischen Darstellung seiner Gedanken betroffen und las es mit „lohpreisendem Feuer" im Auditorium vor; jedenfalls keine geringe Aufmunterung für den strebsamen Geist des jungen Schülers. Leider ist das Gedicht verloren gegangen. — Ähnlich berichtet auch Wilpert, der wie Bock Herders Commilitone war, wie dieser im Collegium Kants mit gespannter Aufmerksamkeit jedes Wort des großen Philosophen erfasste und zu Hause Gedanken und Ausdruck ordnete, wie er dann in Mußestunden sich mit seinen Genossen gerne darüber unterhielt. Die erhaltenen Notatenhefte bestätigen dies vollkommen.[3]) Wie tief die Verehrung war, die Herder damals dem großen Philosophen entgegenbrachte, beweist uns der Schluss seines Gedichtes „Vorwelt, Gegenwart und Nachwelt",[4]) wo er mit odenhaftem, pathetischem Schwunge den einstigen unvergänglichen Ruhm Kants verkündet:

---

[1]) Nach dem Berichte des Kriegsrathes Bock (L. B. I, 1, 133).
[2]) L. B. I, 1, 133.
[3]) L. B. II, 1, 133—137.
[4]) L. B. I, 1, 198.

„Wenn Zeit! einst nach zertrümmertem All
Du deiner Brust tief deinen Liebling eingräbst,
Dann mit den Phönixschwingen dir ein Feuer anfachst,
So brenne, der Ewigkeit Nacht unüberglänzbar zu leuchten,
Auch Dein Name, Kant!"

Dass Kant bei der begeisterten Verehrung und Theilnahme, die der strebsame Jünger seiner Philosophie entgegenbrachte, zumal im Stadium der größten Empfänglichkeit, einen bedeutenden Einfluss auf Herder ausüben musste, ist von vornherein klar. Gesteht doch dieser selbst in einem Briefe an Eichhorn,[1]) dass ihm durch Kant die Philosophie das „Lieblingsfeld" seiner Jugend wurde. Und in einem Briefe an Scheffner aus Riga vom 23. Sept. / 4. Oct. 1766[2]) bezeichnet er Kant als denjenigen, der ihn in die Rousseaniana und Humiana gleichsam eingeweiht habe, welche Schriften er täglich lese.

Diesen Einfluss in seinem ganzen Umfange darzustellen, ist eine ebenso interessante als lohnende Arbeit, die zum großen Theile bereits ausgeführt ist. Eine eingehendere Untersuchung dieses Einflusses aber auf dem Gebiete der ästhetischen Anschauungen steht noch aus. Es möge daher der folgende Aufsatz als Versuch, diese Frage einigermaßen zu beleuchten, angesehen werden.

Wie allgemein bekannt, hat gerade das ästhetische Hauptwerk Kants, die „Kritik der ästhetischen Urtheilskraft", auf Herder nicht den geringsten Einfluss geübt, sondern ihn vielmehr zum lebhaftesten Widerspruche herausgefordert. Hingegen hat ein anderes, minder bekanntes Werk Kants, dessen „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen" in Herders literarischen Jugendschriften so viele und so bedeutende Spuren hinterlassen, dass es sich verlohnt, sie genauer zu verfolgen, umsomehr, als dies, von Hayms Andeutungen in seiner Herderbiographie abgesehen, bisher noch nicht geschehen ist.

Kant selbst hatte es in den Jahren 1762—1766 auf dem Gebiete der ästhetischen Forschung noch zu keinem Systeme gebracht. Er stellt auch in seinen „Beobachtungen" bloß in empirischer Weise Erfahrungen aus dem Bereiche des ästhetischen Lebens zusammen. Nicht speculative Regeln, sondern nur „das Gefühl von der Schönheit und Würde" der menschlichen Natur sind die Grundlage seiner Forschung.

Kaum hatte Herder die Universität Königsberg verlassen, voll der glühendsten Begeisterung für den großen Lehrer, als ein Jahr darauf Kants „Beobachtungen" in Riga bei Hartknoch erschienen. Herder hat, wie Haym a. a. O. bemerkt,[3]) keine von den Schriften Kants unberücksichtigt gelassen; aber seine Lieblingsschrift war gerade die, welche von Metaphysik nichts enthielt,

[1]) Vgl. L. H. S. 31.
[2]) L. B. I. 2. 193.
[3]) L. H. S. 35.

nämlich die seinem ästhetischen Interesse näher liegenden „Beobachtungen". Mit einer üppigen, blühenden Phantasie begabt, voll tiefer Empfindungen, welche die Ruhe abstracter Speculation stören, schauert er zurück vor den leeren, farblosen Schattenbegriffen der Transcendentalphilosophie; und so konnte er nur an einer Ästhetik des Gefühls Gefallen finden, die als eine seiner Lieblingsbeschäftigungen im innigsten Bunde mit dem Hauptziel seines Lebens, der geistigen Ausbildung und Veredlung der Menschheit, ihn durchs ganze Leben begleitete.

So erklärt es sich denn, dass Herder, der bisher Kants Schriften mit dem größten Eifer gelesen hatte, sich auch für dessen „Beobachtungen" bald so sehr erwärmte, dass der Gedankeninhalt dieses Büchleins, wie wir im Folgenden sehen werden, in den Jahren 1766—1768 förmlich den Kreis bildet, in dem seine Seele lebt und webt. Er wird daher auch nicht müde, Kant als Ästhetiker und insbesondere jener Schrift das höchste Lob zu spenden.

An einer Stelle der „Literaturfragmente"[1]) stellt er Kant neben Baumgarten, Winkelmann und Sulzer, und im vierten „Kritischen Wäldchen"[2]) nennt er ihn unter den besten Schriftstellern, die Riedel in seinem ästhetischen Lehrgebäude „nicht gemissbraucht" habe. An einer anderen Stelle desselben Wäldchens, die wegen ihres klaren, unzweideutigen Wortlautes mehr als alle anderen geeignet ist, die im Folgenden angenommenen Beziehungen zwischen ihm und Kant zu stützen, weist er bedeutungsvoll auf die „Beobachtungen" hin. „Darf ich hier einen Ausgang nehmen", heißt es dort,[3]) „um einen Philosophen über das Große und Erhabene zu nennen, der in diesen letzten Gattungen insonderheit sehr lesenswürdig ist. Kant, ganz ein gesellschaftlicher Beobachter und der gebildete Philosoph, nimmt in seiner Abhandlung vom Schönen und Erhabenen auch insonderheit die bildsame Natur des Menschen, die gesellschaftliche Seite unserer Natur in ihren feinsten Farben und Schattierungen zum Felde seiner Beobachtungen. Das Große und Schöne am Menschen und an menschlichen Charakteren und Temperamenten und Geschlechtstrieben und Tugenden und endlich Nationalcharakteren: das ist seine Welt, wo er bis auf die feinsten Nuancen fein bemerkt, bis auf die verborgensten Triebfedern fein zergliedert und bis zu manchem kleinen Eigensinn fein bestimmt, — ganz ein Philosoph des Erhabenen und Schönen, der Humanität, und in dieser menschlichen Philosophie ein Shaftesbury Deutschlands. W i e k o m m t e s d e n n , d a s s d i e s e k l e i n e S c h r i f t v o n s o r e i c h e m I n h a l t e w e n i g e r b e k a n n t u n d a n g e m e l d e t i s t , a l s s i e e s v e r d i e n t e ? . . . ." Ja, in einem

[1]) I, 60. S. W. S. I, 170.
[2]) S. W. S. IV, 153.
[3]) S. W. S. IV, 175.

Briefe an Kant[1]) mißt er dieser Schrift sogar eine Bedeutung für die Cultur des Jahrhunderts bei; und noch in der „Kalligone“[2]), in der er aufs heftigste gegen Kant ankämpft, nennt er sie ein Werk voll Witzes und Scharfsinnes.

Bevor ich aber daran gehe, den Einfluss Kants auf Herder darzustellen, möchte ich noch zwei Stellen einer Abhandlung Herders anführen, die uns einen willkommenen Anhaltspunkt zur Beurtheilung dieses Einflusses bieten, weshalb ich sie auch zum Ausgangspunkte meiner Untersuchung machen will. In der Abhandlung „Die Mosaische Schöpfungsgeschichte: keine Offenbarung über den Hergang der Schöpfung“[3]) heißt es an einer Stelle (S. 531): „Gewiss, nicht blos was, sondern wie wir in der Jugend denken lernen, ist Erziehung. Nicht Materialien allein, sondern die Methode, in der man sie zuerst gelernt hat — das wird Denkart, das wird innere Mechanik der Seele!“ Ganz ähnlich lautet eine Stelle in der Denkschrift auf Baumgarten, Heilmann und Abbt:[4]) „Daher hören wir so gerne Erfinder und Denker und Originalköpfe von der Methode reden, in der sie denken, sollten sie uns auch nur Embryonen von Begriffen und unausgebildete, halbentworfene Gedanken liefern.“ Die Methode betont also Herder als das ungleich Wichtigere. In diesen Sätzen liegt eigentlich in allgemeinster Fassung schon die Antwort auf die von uns zu behandelnde Frage. Denn dass Herder die Wahrheit dieser seiner Ansicht an sich selbst erfahren hat, dass auch er von Kant vornehmlich in der Methode der philosophischen Forschung beeinflusst wurde und außer dieser ihm meist nur „unausgebildete, halbentworfene“ Anschauungen, bloße Anregungen zu verdanken hatte, dürfte sich auch im Verlaufe dieser Untersuchung bestätigen. Demgemäß wollen wir auch zuerst die Frage zu beantworten suchen, inwieferne Herder unter dem Einflusse der philosophischen Methode Kants steht, dann Entlehnungen einzelner Gedanken und Anschauungen nachweisen.

I. Die philosophische Methode Kants.

Kants „Beobachtungen“ enthalten, wie schon der Titel sagt, nichts als eine Summe von Erfahrungen aus dem Gebiete des ästhetischen Lebens, als deren Quelle nicht die Speculation, sondern das bloße Gefühl angesehen wird. Diese Methode, die Herder gelegentlich als die „Methode Kants“ bezeichnet, wird dieser nicht müde, zu preisen und zu empfehlen. Eine Unzahl von Stellen, von den Fragmenten, Skizzen, Entwürfen usw. des Jahres 1766 an bis zur „Kalligone“ beweist zur Genüge, welchen Wert Herder

[1]) L. B. I, 2, 299.
[2]) III, 15. S. W. S. 22, 230.
[3]) L. B. I, 3 a, 416—542.
[4]) L. B. I 3 a, 275—346, S. 289.

auf Kants empirisch-analytische Methode legte. Dies
fordert er z. B. in dem Fragmente einer Abhandlung „Über di
Ode“[1]) ganz besonders für die Ästhetik: „Ja, weil die Ästhetik
überhaupt sehr nahe mit unserem Busen verwandt ist, da sie sich
statt allgemeiner Vernunftgründe mit den feinsten Erfahrungen
der Empfindung beschäftigt, so ist ihr Knäul auch schwerer
zu entwickeln, als andere mehr angebaute, metaphysische Begriffe.“
Ebenso an einer anderen Stelle im vierten „Kritischen Wäldchen“[2]):
„Diese (sc. die Ästhetik) wählt sich die Methode der Philosophie,
die strenge Analysis, nimmt Producte der Schönheit jeder
Art, so viel sie kann, merkt auf den ganzen, ungetheilten Ein-
druck, wirft sich aus der Tiefe dieses Eindrucks auf den Gegen-
stand zurück usw.“ Desgleichen in demselben Wäldchen[3]): „Was
nach meiner Idee das Hauptaugenmerk des Werks (gemeint ist
Riedels „Theorie der schönen Künste“) wäre, die Phänomene und
Daten des Schönen zu sammeln, zu ordnen, auf ihre Ursprünglich-
keit zurückzuführen ...“ Und so noch an vielen anderen Stellen.
Ja, in den „Literaturfragmenten“ sind ganze Abschnitte der Be-
sprechung, Erklärung, dem Lobe und Preise dieser Methode ge-
widmet, so der 11. und 12. Abschnitt der 3. Sammlung.[4])

Herder, dessen geniale Kraft mehr aus dem Gefühle und
der lebhaften Anschauung als aus dem klaren, durchdringenden
Verstande eines Lessing quillt, musste sich natürlicherweise von
dieser das Gefühl als oberstes Princip der ästhetischen Forschung
anerkennenden Philosophie ungemein angezogen fühlen. So ist
denn als das erste bedeutende Ergebnis des Kant'schen Einflusses
die Anregung zu einer Ästhetik auf inductiver Grundlage
hinzustellen.

In seinen „Beobachtungen“ macht Kant den Menschen
zum Mittelpunkte seiner ästhetischen Betrachtungen. Bald spricht
er von den „Eigenschaften des Erhabenen und Schönen am Men-
schen überhaupt“, bald von dem Unterschiede des Erhabenen und
Schönen „in dem Gegenverhältnisse beyder Geschlechter“, dann
wieder von den Nationalunterschieden, wofern sie auf dem unter-
schiedlichen Gefühle des Erhabenen und Schönen beruhen u. s. f.[5])
Diese Methode, *κατ' ἄνθρωπον* zu philosophieren, den Menschen
zum Mittelpunkte der Philosophie zu machen, diese auf Erkenntnis
des menschlichen Geistes, seiner Äußerungen und seiner Entwick-
lung ausgehen zu lassen, lobt Herder schon in der Recension der
Kant'schen Schrift „Träume eines Geistersehers erläutert durch

---

[1]) L. B. I 3 a. 611.
[2]) S. W. S. IV, 21.
[3]) S. W. S. IV, 55.
[4]) Vgl. Fragm. III. 4, 103, 105, 108, 115, 117. L. B. I, 3 a.
S. 61, 73, 94, 97, 190, 210, 312, 344, 345. „Kalligone“ (S. W. S. Bd. 22.)
S. 91, 97, 105, 116 u. a.).
[5]) K. S. 9, 47, 81.

Träume eines Metaphysikers" [1]), und empfiehlt sie besonders für die Ästhetik an einer Stelle des Fragments der Denkschrift auf Baumgarten, Heilmann und Abbt: [2]) „Da wir eher Menschen als Weltweise sind, so ist es natürlich, dass die menschliche Denkart der philosophischen zugrundeliegen müsse" oder ebenda (S. 335): „Ich stelle mir vor, dass ich durch diese Schrift mit Menschen spreche, die aber ein solches Gefühl der Menschlichkeit haben wie ich; und welche Philosophie, mein Leser, wird Dir angenehmer sein, die in der Welt umherirrt und sich vergiset, oder die Freundin Deiner Natur und, mit einem Briten zu reden, die Hausphilosophie Deines Herzens? Was wird Dir also für eine Theorie der Wissenschaft des Schönen gefälliger seyn, als die Deine Empfindungen hervorzulocken weiß und in einer Art Gespräch mit Deinem Herzen mit Dir wetteifert und alles, was sie Dir vorzeigt, aus Dir selbst entwandt hat?"

Dieser Methode bedient er sich nun auch selbst in seinen Werken. Gleich im Jahre 1766, in dem auch Kants „Beobachtungen" erschienen waren, verfasst er eine Reihe von Fragmenten, Plänen, Entwürfen, die beinahe alle in das Gebiet jener „menschlichen Philosophie" fallen. All die fragmentarischen Aufsätze über die Verschiedenheit des Geschmackes unter den Völkern, das Fragment einer Untersuchung „Wie die Philosophie für das Volk nutzbar zu machen sei?" [3]), darin der Abschnitt „Wie kann die Philosophie zum Besten des Volkes seinen Geschmack verfeinern?" [4]) u. a. m. beweisen, wie mächtig der Anstoß war, den er von Kant nach dieser Richtung hin erhalten hatte.

Kants „Menschheitsphilosophie" lenkte schon frühzeitig seinen Blick auf den großen Schauplatz der Entwicklung menschlichen Geisteslebens von den ältesten Zeiten an. Von ihrer Höhe aus zeigte ihm Kant den Menschen in seinen mannigfachsten Gestalten. Er deutete auf das bunte Gewirr der verschiedenartigsten Völker, die aber alle ein gemeinsames Band vereinige. Das reifste philosophische Werk Herders, die „Ideen zur Geschichte der Menschheit", dem schon frühzeitig, im Jahre 1774, die Schrift „Auch eine Philosophie zur Geschichte der Bildung der Menschheit" vorhergegangen war, hat ja zum Zwecke die Darlegung des Entwicklungsganges der menschlichen Cultur bei allen Völkern. Die Betrachtung dieser Erscheinungen ist Herder das erhabenste Ziel seines Forschens gewesen, sie hat in ihm auch jenen kosmopolitischen Geist geweckt, den er selbst neben Lessing seinem Jahrhunderte aufprägte, indem er so die deutsche Nation für das Beste der Cultur und Eigenart aller Völker empfänglich machte. An dieser „mensch-

[1]) S. W. S. I, 125—130, S. 128.
[2]) L. B. I 3 a, 310.
[3]) L. B. I 3 a, 207.
[4]) L. B. I 3 a, 251.

lichen Philosophie“ hielt er zeitlebens fest, in ihren Dienst stellte er alle seine Kräfte; das Allgemein-Menschliche war stets Gegenstand seiner Betrachtungen, wie die Aufklärung und sittliche Veredlung der Menschheit sein höchstes Lebensziel war. Da aber der menschliche Charakter als solcher und insbesondere der „gesunde Menschenverstand“ und die natürliche, rein menschliche Empfindung im Volke am reinsten bewahrt ist, so wurde in weiterer Folge sein Blick auch auf die Volksnatur und ihre Äußerungen gelenkt.

Bei der innigen Wechselbeziehung, in der Poesie und Charakter eines Volkes zu einander stehen, musste er, der selbst als beste Quelle zur Erforschung des Nationalcharakters die Poesie betrachtet, naturgemäß auch auf das mit dem Volksliede leider noch immer oft genug verwechselte Nationallied kommen. Die Sammlung der sogenannten „Volkslieder“ ist seine hervorragendste Leistung auf dem Gebiete der Literaturkunde. Und auch hier erkenne ich Kants Anregung.

Wenn man das ausführliche Capitel der „Beobachtungen“ über die Nationalcharaktere liest und dann verfolgt, wie Herders Blick gerade im Jahre des Erscheinens dieser Schrift (1766) beständig auf Eigenartigkeiten, Bräuche, Sitten der verschiedenen Völker gerichtet ist, wie er bald die menschliche Schönheit bei verschiedenen Völkern betrachtet,[1]) bald in einer Abhandlung über die Ode die Bedingungen zur Entwicklung dieser Dichtungsart bei vielen Völkern aufzusuchen bemüht ist,[2]) wie er in seinem Fragmente der Geschichte der Dichtkunst als nothwendige Forderung aufstellt, dass man vor allem anderen in jedem Volke selbst den Samen suchen muss, der die Wissenschaften und Künste hat hervorbringen mögen,[3]) wie er in mehreren Entwürfen dieses Jahres sich für den Geschmack verschiedener Völker interessiert,[4]) ja sogar gelegentlich selbst zugibt,[5]) dass er seinen Geschmack „aus mehr als einer Nation, Zeit und Sprache selbst zu bilden gesucht habe“, so wird man wohl nicht umhin können, anzunehmen, dass er durch Kants Schrift schon in früher Zeit, also während seines Aufenthaltes *in* Riga, zum Probleme der Erforschung des Charakters der verschiedenen Nationen und dadurch indirect zum Nationalliede geführt wurde.

So war es denn in erster Linie das „Wie“, die Methode der wissenschaftlichen Forschung, durch welche Herder von Kant „die Anregung zu einer inductiven Ästhetik und zur

---

[1]) L. B. I 3 a, 3.
[2]) L. B. I 3 a. 61.
[3]) L. B. I 3 a. 114.
[4]) L. B. I 3 a. 187, 191, 199, 205.
[5]) L. B. I 3 a, 208.

richtigen Würdigung des Nationalliedes empfieng. Aber auch das „Was“ sollte zur Geltung kommen, wie es die folgenden Capitel zeigen werden.

II. Die Aufsätze, Skizzen, Pläne u. a. aus dem Jahre 1766.

Welch mächtigen Eindruck die Lectüre der Kantischen „Beobachtungen“ auf Herder hervorgerufen hatte, wie gewissermaßen sein ganzes Denken durch jene Abhandlung bestimmt wurde, beweisen die Pläne, Entwürfe, Aufsätze usw. des Jahres, in dem die „Beobachtungen“ erschienen (1766). Es dünkt mich, als hätte Herder durch den Wink, den Kant gleich zu Anfang seines Büchleins allen Gelehrten zu ähnlichen Untersuchungen gibt, sich besonders aufgemuntert gefühlt, in derselben Materie weiter zu arbeiten. Kant spricht von der Verschiedenheit der „Empfindungen des Vergnügens oder Verdrusses“, die er nicht auf die Beschaffenheit der Dinge, sondern auf ein jedem Menschen eigenes Gefühl, mit Lust oder Unlust gerührt zu werden zurückführt, und schließt dann den ersten Absatz mit folgenden Worten: „Das Feld der Beobachtungen dieser Besonderheiten der menschlichen Natur erstreckt sich weit und verbirgt annoch einen reichen Vorrath zu Entdeckungen, die ebenso anmuthig als lehrreich sind ...“ Diesen Vorrath zutage zu fördern, drängte es den jungen Herder ganz besonders. Aus einem Briefe an Scheffner[1]) aus demselben Jahre[2]) ersehen wir, dass er damals an einer Abhandlung „Über die Veränderung des Geschmacks und der Grundsätze bei Nationen blos durch die Zeitfolge“ arbeitete.[3]) Am 21. August desselben Jahres notiert er die Gegenstände, mit denen er sich um jene Zeit zu beschäftigen gedachte, und da nimmt gleich den ersten Platz das ästhetische Thema ein: „Wie weit sich der Geschmack der Völker verändert“. Es ist mit dem Zusatze „für die gelehrten Beiträge“ versehen. In seinem Nachlasse fanden sich nur Fragmente, die als Bestätigung dafür dienen können, wie ernst er es mit diesen Plänen nahm, so die zwei (unter Nr. 7 und 8) in dem „Lebensbilde“ veröffentlichten[4]) „Von der Verschiedenheit des Geschmackes und der Denkart unter den Menschen“, und „Von der Veränderung des Geschmackes der Nationen durch die Folge der Zeitalter.“ Keine geringere Frage als eben die vornehmste in jeder künftigen Ästhetik: ob die einander widersprechenden Geschmacksarten verschiedener Völker doch gemeinsame Berührungspunkte haben, wird hier aufgeworfen. Aber Herder lässt die „zweifelnden Philosophen“ La Motte, de Vayer, Montaigne und Hume

[1]) L. B. I 2, 195.
[2]) L. B. I 2, 195.
[3]) L. B. I 3 a. Einl. XVI.
[4]) L. B. I 3 a, 187 u. 191.

über die Möglichkeit der Vereinbarung so entgegengesetzter Geschmacksarten und Gesinnungen bedenklich den Kopf schütteln; er will — und darin zeigt er sich von den „Beobachtungen" Kants am allermeisten abhängig — „bloß historische Beispiele sammeln, wie weit sich die Verschiedenheit der Menschen erstrecken könne: er will diese unter Classen bringen und alsdann zu erklären suchen", also Beobachtungen wie Kant anstellen, Winke geben zur Schaffung einer inductiven, naturwissenschaftlichen Ästhetik, die wir allerdings bis heute noch nicht besitzen. Man sieht, dass er schon hier an der empirisch-analytischen Methode seines Meisters wie an einem Kanon festhält. Er führt, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, seine Leser nur auf eine Anhöhe und zeigt ihnen, wie im Thale und auf der Ebene Geschöpfe umherirren, die so verschieden sind, dass ihnen kaum ein gemeinschaftlicher Name übrig bleibt. Dabei hofft er, dass dieser Anblick „unterhaltend und lehrreich" sein werde, ganz so wie Kant im Eingange seines Büchleins von Entdeckungen spricht, die „ebenso anmuthig als lehrreich" sind (S. 14). Aber auch in einzelnen Gedanken erkennen wir das Vorbild Kants. Herder verurtheilt jene Leute, welche andere Völker für thöricht halten, aus keinem andern Grunde, als weil der Geschmack derselben von ihrem abweiche. „Sie sind", meint Herder, „in Behauptung ihrer Meinungen und Empfindungen so eigensinnig, dass sie mit dem Namen: dumm und albern so fertig sind als die Griechen und Römer mit dem Titel Barbar . ." Ganz ähnlich erklärt es Kant (S. 42) als Unrecht, „wenn man denjenigen, der den wahren Wert oder die Schönheit dessen, was uns rührt oder reizt, nicht einsieht, damit abfertigt, dass er es nicht verstehe". Es käme hiebei nicht so sehr darauf an, was der *Verstand einsehe*, sondern was das *Gefühl empfinde*. Also Empfindung, nicht Verstand, hat in Dingen des Geschmackes das erste Wort, dies setzt Kant auch gleich an die Spitze seiner Abhandlung. Das ist es ja auch, was Herder an oben angeführter Stelle sagen will. Wie Herder aber bereits auf dem besten Wege war, unter Anwendung der einmal von Kant angenommenen Methode, die Ursache der erwähnten Erscheinungen auf dem Gebiete des Geschmackes zu ermitteln, beweist der Umstand, dass er gleich im ersten Abschnitte seiner beabsichtigten Abhandlung die verschiedenartige Bildung des Körpers, bez. die Beschaffenheit der Sinne bei den einzelnen Völkern untersucht „sofern sie auf die Denkart einen Einfluss hat", da ja doch die Sinne „*die Thür zu allen unseren Begriffen*" wären. Es ist nur zu bedauern, dass Herder auf dem eingeschlagenen Wege nicht weiter gieng, — oder besser gesagt — nach dem damaligen Stande der naturwissenschaftlichen und ethnologischen Forschung vielleicht auch nicht weiter gehen konnte.

Hatte das Capitel der „Beobachtungen", welches von den verschiedenen Nationalcharakteren handelt, im ganzen Herder zum

Thema des eben hesprochenen Fragments angeregt, so liegt im Schlusse des erwähnten Capitels die Veranlassung zum Plane des weiten Fragments. Kant lenkt (S. 107) die Blicke der Leser auf die Geschichte, nm ihnen darin die Proteusfignr des sich stets wandelnden Geschmackes zn zeigen; er sncht anch theilweise diese Veränderungen desselhen ans socialen und politischen Verhältnissen zu erklären. Was Kant andeutet, will nnn Herder ausführen: ja in der Vorrede bezeichnet er die geplante Abhandlung als „Vorläuferin ähnlicher Betrachtnngen über den Geist der Veränderungen in verschiedenen Zeitaltern". Leider ist anch davon wenig oder gar nichts ansgeführt, und nur eine Skizze, die nach einer Vermuthung des Sohnes Herders[1]) in jener Zeit abgefasst sein dürfte, lässt uns die Großartigkeit der Anlage und der Ideen des geplanten Werkes ahnen. Die Skizze führt den Titel: „Vom gothischen Geschmack".[2]) Ganz im Geiste des knrzen Abrisses, den Kant in den „Beobachtungen" (S. 107) von der geschichtlichen Entwicklung des Geschmackes gibt, gedenkt er, den gotbischen Geschmack vom Orient an, wo dessen Wnrzeln liegen, durch Araber, Römer, Normannen his znr Blüte desselben um die Zeit der Kreuzzüge zu verfolgen: klare Umrisse für eine genane Geschichte des gothiscben Geschmackes, wie sie später von den Romantikern versucbt wnrde. Für uns aber bat diese Skizze den Wert, darznlegen, dass die von Kant gepflanzten Keime bei Herder Wurzeln schlngen, sich entfalteten und zur Blüte der Vollendnng emporstrebten.

Während der am 21. August 1766 entworfene Plan zu einer für die „Rigiscben gelehrten Beiträge" hestimmten Abhandlnng über die Veränderung des Gescbmackes bei verschiedenen Völkern nicht weiter gediehen ist, da sich nur spärliche Reste und Ansätze finden, erscheint in derselhen Zeitschrift, u. zw. im Jahre 1766, als die zweite schriftstellerische Arbeit Herders, die in Riga veröffentlicht wurde, ein Aufsatz: „Ist die Schönheit des Körpers ein Bote von der Schönheit der Seele?", der unverkennbare Spnren Kantischen Einflnsses verräth. Hier ist es vor allem **die Unterscheidung des Geschmackes in drei Arten**, welche Herder aus Kants Schrift entlehnt hat. Kant nnterscbeidet zunächst einen „**gesunden nnd derhen Geschmack**" (S. 64), „der sich jederzeit sehr nahe hei dem Triebe hält", auf den die Reize des Anstands, der Gesichtszüge, Angen u. ä. an der weiblichen Gestalt keinen besonderen Eindruck machen, von einem „etwas **feineren Geschmack**", der sich entweder anf das „was in der Gestalt und dem Ausdrucke moralisch ist, oder auf das nnmoralische heftet". Im letzteren Falle sind es der proportionierte Ban, **regelmäßige** Züge usw., die Beifall erwerben, im ersteren der **Ausdruck der**

[1]) L. B. I 3 a, Einl. S. XVI.
[2]) L. B. I 3 a, 205.

Seele, der entweder schön oder erhaben sein kann; das erstere ist dem „schönen Geschlechte" besonders eigenthümlich, das letztere dem männlichen. Der Ausdruck des Schönen kann wieder „annehmlich" sein, wenn „unter einer Miene von Gelassenheit und einem edlen Anstande der Schimmer eines schönen Verstandes aus bescheidenen Blicken hervorspielt", reizend, wenn „Munterkeit und Witz in lachenden Augen, etwas feiner Muthwille das Schäkerhafte der Scherze und schalkhafte Sprödigkeit zeigt". Dass nun Herder bei seiner Eintheilung der Geschmacksurtheile sich ganz von diesen Anschauungen leiten ließ, ergibt sich auf den ersten Blick aus einer Vergleichung mit den entsprechenden Stellen seiner Schriften. Die erste Art des Geschmackes findet er bei Leuten oder Nationen, „die das andere Geschlecht bloß zu den genuss- und nutzbaren Sachen zählen, die ihre Häuser bevölkern und anordnen sollen: bei diesen gilt muntere Dauerhaftigkeit, die nur nicht widerlich ist, statt aller körperlichen Reize, und ein guter, gesunder Küchenverstand statt aller Schönheit des Geistes".[1]) Den zweiten Grad des Geschmackes nimmt nach ihm die sogenannte „Naturschönheit" ein, die eine feine, regelmäßige Bildung des Körpers verräth, aber nicht durch geistige Reize belebt ist. Als die dritte und höchste Stufe der Schönheit stellt Herder den geistigen Reiz, die Anmuth und Grazie hin, welche die übrigen Schönheiten belebt. In seinem Nachlasse fand sich auch ein Fragment unter dem Titel: „Ist Schönheit des Körpers ein Bote von der Schönheit der Seele" — wahrscheinlich die Kladde zu dem vorliegenden Aufsatze — das aber, nach den einzelnen entworfenen Punkten zu urtheilen, viel größer angelegt war. Darin finden wir auch in wenigen Strichen dieselbe Eintheilung: „Schönheit: ein Teint, dies ist ein Zeuge der Munterkeit; Wohlgebildetheit: ein Zeuge von Regelmäßigkeit der Seele; Reiz: Zeuge von Reizen des Geistes und Herzens."

Ebenso finden wir in diesem Aufsatze ganz im Einklange mit Kant die Einschränkung des Schönen auf das weibliche, des Erhabenen auf das männliche Geschlecht, die Kant in die folgende Antithese gefasst hat: „Wenn alles aufs Äußerste kömmt, so wird der Mann, dreist auf seine Verdienste sagen können: 'Wenn ihr mich gleich nicht liebt, so will ich euch zwingen mich zu achten', und das Frauenzimmer, sicher der Macht der Reize, wird antworten: 'Wenn ihr mich gleich nicht innerlich hochschätzet, so zwingen wir euch, doch uns zu lieben'". Bei Herder kehrt diese Antithese beinahe wörtlich wieder: „Daher darf auch das männliche Geschlecht sich um die Schönheit des Körpers nicht trostlos grämen; denn es macht nicht sowohl auf eine schöne, als auf eine starke, edle und große Seele Ansprüche und sucht diese durch Schönheit zu erheben." „'Wollt ihr mich nicht schön finden, will

[1]) S. W. S. I 51.

ich auch zwingen, mich hochzuachten', so kann ein Mann sagen, wenn hingegen das schöne Geschlecht die noch größere Macht hat, dass auch der ernsthafteste Mann sie wegen eines schönen Körpers und einer schönen Seele lieben muss."[1]) Die Übereinstimmung erstreckt sich hier sogar auf Einzelheiten. Der Gedanke, dass dem schönen Geschlechte auch nur schöner, aber nicht tiefer Verstand eigen sei,[2]) erscheint auch bei Herder, wenn auch nicht vollkommen entwickelt.[3]) „Wer aber aus der Schönheit auf einen tiefen Verstand, auf eine starke und wirklich tugendhafte Seele schließen will, wird zehn falsche Schlüsse gegen einen wahren begehen." Noch zwei andere Stellen bei Kant und in diesem Aufsatze entsprechen einander vollkommen. Die bei Kant (S. 68) angeführte Ansicht Buffons, dass für den Menschen die Züge derjenigen weiblichen Gestalt, die beim Erwachen des Geschlechtstriebes den ersten Eindruck macht, auch das „Urbild für alle weiblichen Bildungen bleibe", tritt uns auch bei Herder[4]) entgegen, der nicht nur jeder Nation, sondern auch jedem einzelnen Menschen ein solches „Ideal der Schönheit" vindiciert. Auch das abfällige Urtheil über die geistigen Eigenschaften der Neger ist den „Beobachtungen" entnommen. Beide, Kant und Herder, berufen sich dabei auf Hume.[5]) Was Kant ferner (S. 62) in die Worte fasst, dass „die Geschlechterneigung doch allen übrigen Reizen endlich zum Grunde liegt", und gleich darauf (S. 63) in anderer Form wiederholt,[6]) bildet den Eingangsgedanken bei Herder, wo es unter anderem heißt, dass die Schönheit ein Begriff sei, „der sehr oft sich bloß in den Geschlechtertrieb verliert".

Auch das Fragment „Betrachtungen über das verschiedene Urtheil von der menschlichen Schönheit"[7]) ist ganz unter dem frischen Eindrucke der Lectüre der Kantischen Schrift verfasst. Schon dem Gedankenkreise nach gehört es den zwei Capiteln jenes Buches: „Von dem Unterschiede des Erhabenen und Schönen in dem Gegenverhältnisse beyder Geschlechter" (S. 47) und „Von den Nationalcharakteren, insoferne sie auf dem unterschiedlichen Gefühle des Erhabenen und Schönen beruhen" an und ist daher jedenfalls durch sie angeregt. Aber auch in anderen in jene Zeit gehörenden Fragmenten und Aufsätzen, deren Stoff von dem der „Beobachtungen" auch etwas weiter absteht, stoßen wir stellenweise auf einzelne Gedanken Kants. In dem „Fragmente einer Abhandlung über die Ode", dessen ganze Anlage

---

[1]) S. W. S. I 54 (vgl. K. S. 48, 75).
[2]) K. S. 50.
[3]) S. W. S. I, 53.
[4]) S. W. S. I, 50.
[5]) K. S. 102 und H. S. W. S. I, 48.
[6]) „Diese ganze Bezauberung ist im Grunde über den Geschlechtstrieb verbreitet."
[7]) L. B. I 3 a, S. 3—8.

insoferne Kantischen Einfluss verräth, als Herder hier die Entwicklung dieser Dichtungsart je nach den verschiedenden Nationalcharakteren betrachtet, begegnet uns zum erstenmale das Urtheil Kants über die Deutschen, wonach diese hinsichtlich ihrer Empfindungsart die Mitte zwischen den Franzosen und den Engländern hielten,[1]) ein Urtheil, welches bei Herder oft wiederkehrt, so im Fragment über das deutsche Theater,[2]) dann in den „Fragmenten über die neuere Literatur".[3]) „Der Deutsche", heißt es bei Kant, „hat ein gemischtes Gefühl, aus dem eines Engländers und dem eines Franzosen", und ebenso behauptet Herder, dass das deutsche Volk „ein Gemisch von französischer und britischer Empfindung habe." Daraus zieht er dann den Schluss, dass auch die Ode der Deutschen einen unbestimmten Charakter tragen müsse. Auch sonst zeigt sich in der Charakteristik der in diesem Aufsatze besprochenen Nationen die in den „Beobachtungen" Kants herrschende Auffassung, so z. B. an einer Stelle,[4]) wo, ganz ähnlich wie bei Kant, von den „Riesen" der Spanier, den „Drachen" der Chinesen, den „Feen" der Franzosen usw. die Rede ist.[5]) Auch das Urtheil Kants über Ovids Metamorphosen tritt hier bei Herder zum erstenmale auf (S. 106) und erscheint gleich wieder in den „Fragmenten" noch einmal. Die Stelle lautet bei Kant (S. 18): „Die Verwandlungen des Ovids sind Fratzen, die Feenmärchen des französischen Aberwitzes sind die elendsten Fratzen, die jemals ausgeheckt worden." Die entsprechende Stelle Herders zeigt aber außer der inhaltlichen noch eine wörtliche Übereinstimmung:[6]) „Ovids Verwandlungen sind auf der einen Seite so unschmackhaft als Feenmärchen nur seyn können." Dieses Urtheil Herders über die Metamorphosen Ovids ist im übrigen durch Goethes Vermittlung aus „Dichtung und Wahrheit" hinlänglich bekannt.

Das Urtheil, das Herder in dem Fragmente „Über das deutsche Theater"[7]) über die Deutschen fällt, hat er sogar mit deutlichem Hinweis auf Kant aus dessen „Beobachtungen" entnommen. „Der Deutsche ist nicht so launisch", meint Herder, „wie der Engländer, und hat nicht die Dose komischen Esprit, wie der Franzose; er schwankt zwischen beiden und verfällt, wie ein Schriftsteller von philosophischer Denkart sagt: auf das Äußere des Erhabenen und Schönen: er liebt Pracht." Die Stelle, auf welche sich Herder bezieht, findet man in den „Beobachtungen" (S. 71 ff.), wo es zunächst heißt: „Der Deutsche hat ein gemischtes Gefühl aus dem eines Engländers und dem eines

[1]) L. B. I 3 a, S. 69.
[2]) L. B. I 3 a, S. 18—54.
[3]) 2. Aufl. S. W. S. II 226.
[4]) K. S. 86, 102, 19 u. a.
[5]) L. B. I 3 a, S. 73.
[6]) L. B. I 3 a, S. 100.
[7]) L. B. I 3 a, S. 48.

Franzosen", dann weiter unten: „indem er das Schöne mit dem Erhabenen verbindet, so ist er in Ansehung der Empfindung beyder halt genug, um seinen Kopf mit den Überlegungen des Anstands, der Pracht und des Aufsehens zu beschäftigen usw."

Noch ein Fragment sammt dem genauen, bis in die kleinsten Einzelheiten gegliederten Schema aus dem Jahre 1766, nämlich das Skizzenfragment einer philosophischen Untersuchung „dass und wie die Philosophie für das Volk nutzbar zu machen sey",[1]) gründet sich in den meisten Punkten, soweit sie eben das Gebiet der Ästhetik berühren, auf die Kantischen „Beobachtungen". Abgesehen von dem der analytisch-empirischen Methode Kants gespendeten Lobe (S. 210) leiten zahlreiche Gedankenfäden der „Anlage" (Disposition) zu den „Beobachtungen" über.[2])

Ich glaube diese Übereinstimmung mit Kant nicht klarer machen zu können, als wenn ich hier Stelle für Stelle näher betrachte. Der Abschnitt der geplanten Abhandlung, in welchem die Frage der Nutzbarmachung der Philosophie für das weibliche Geschlecht besprochen werden soll, zeigt eine geradezu überraschende Ähnlichkeit mit einer Kantstelle. Leider ist nur das Schema dazu erhalten, aus dem ich das mit Kant Übereinstimmende heraushebe:[3]) „Frauenzimmer ist Volk — Ein Philosoph denke doch an ihre Erziehung — ist wichtig — Unterschied zwischen der weiblichen und männlichen Erziehung — Werde nicht Philosophin — nicht gelehrt — ein gelehrter Mann und Frau — aberwitzig im Denken." Ebenso verurtheilt auch Kant, der den Gemüthscharakter des weiblichen Geschlechtes mehr im Schönen, den des Mannes im Erhabenen findet, in ziemlich scharfer, beißender Art die weiblichen Philosophinnen und Gelehrten vom Schlage einer Dacier und Chastelet (S. 51): „Mühsames Lernen oder peinliches Grübeln, wenn es gleich ein Frauenzimmer darin hoch bringen sollte, vertilgen die Vorzüge, die ihrem Geschlechte eigenthümlich sind ... Der schöne Verstand wählt ja zu seinen Gegenständen alles, was mit dem feinen Gefühle nahe verwandt ist, und überlässt abstracte Speculationen oder Kenntnisse, die nützlich, aber trocken sind, dem ämsigen, gründlichen und tiefem Verstande." Auch die Betonung des Unterschiedes zwischen männlicher und weiblicher Erziehung finden wir bei Kant (S. 49). Oder man vergleiche weiter die Stelle bei Herder: „(das Frauenzimmer) lerne nichts auswendig – lerne nichts Männliches, ihm Fremdes: Kriege, Politik.." etwa mit der Stelle Kants: „Man wird ihr gesammtes moralisches Gefühl und nicht ihr Gedächtniß zu erweitern suchen", dann (S. 52): „Sie (die Schönen) werden in der Geschichte sich nicht den Kopf

---

[1]) L. B. I 3 a, 207—253.
[2]) L. B. I 3 a, 214—217.
[3]) L. B. I 3 a, 248.

mit Schlachten, in der Erdbeschreibung mit Vestungen a füllen . ." Da aber Herder, wie er gleich zu Anfang des Schem hervorhebt, in der Frage der Nutzbarmachung der Philosophie f das Volk, dieses mit dem weiblichen Geschlecht in eine Katego stellt („Frauenzimmer ist Volk" und S. 217 „Frauenzimmer am meisten Volk"), so macht er für dasselbe das über das Fraue zimmer Ausgesagte geltend. Und so heißt es wieder, sogar m wörtlichem Anklange an Kant, in dem 3. Abschnitte des allg meinen Entwurfes zur Abhandlung[1]) unter anderem: „Die Männ — 1. Logik. Man lehre sie denken. Nicht Regeln — sonde empfinden — vorher Sinne brauchen... 2. Moral. Man bilde nic durch Speculationen, sondern durch das Gefühl des Edlen." B Kant lesen wir an der entsprechenden Stelle (S. 53): „Man wi ihr gesammtes moralisches Gefühl und nicht ihr Gedächtnis zu e weitern suchen, und zwar nicht durch allgemeine Regeln, sondern . oder weiter unten (S. 55): „Niemals ein kalter, speculativer Unte richt, jederzeit Empfindungen . ." Ich müsste eigentlich gan Seiten aus Kant und Herder ausschreiben, um die bis in Einze heiten gehende Übereinstimmung ins klarste Licht zu setzen, wen nicht schon die bisher angeführten Daten überzeugend wären.

Aus diesen Entlehnungen ergibt sich nun die Thatsache dass Herder durch Kants „Beobachtungen" gleich im Jahre ihre Erscheinens (1766) zu beständigem Schaffen angeregt wurde dass er in diesem Büchlein eine unerschöpfliche Fundgrube vo Ideen entdeckte, die ihn zu weiterer Ausführung reizten. Beinah in keinem einzigen Plane, den er damals fasste, unterließ er es jene Schrift Kants wie einen guten Freund zurathe zu ziehen Doch von der bedeutendsten Wirkung war der Einfluss derselben insofern, als Herders Blick schon frühzeitig auf die verschiedenen Nationen und die Verschiedenheiten im Geschmacke derselben gelenkt wurde, was ihn weiterhin zur Vergleichung jener Geschmacksunterschiede, also zur Idee einer vergleichenden, inductiven Ästhetik führte.

III. Die Fragmentensammlung „Über die neuere deutsche Literatur" (aus dem Jahre 1867).

In dem siebenten Stücke der ersten Sammlung[2]) begegnen wir zunächst jener schon oben besprochenen Stelle, wo Herder Kant im Hinblick auf dessen „Beobachtungen" neben Baumgarten und anderen Ästhetikern erwähnt. Auch die oben bereits erwähnte Ansicht Kants über den Nationalcharakter der Deutschen, welche hinsichtlich ihrer Schreibart, Sitten und Sprache die Mitte zwischen den Engländern und Franzosen hielten, taucht im elften Briefe derselben Fragmentsammlung[3]) wieder auf. Kants Zusatz, dass

[1]) L. B. I 3a, S. 216.
[2]) S. W. S. I. 162—170, 1. Ausg.
[3]) S. W. S. 186.

der Deutsche dem Engländer näher zu stehen scheine, tritt uns an einer anderen Stelle derselben Sammlung entgegen[1]), wo es heißt, dass das „Genie des Deutschen sich mehr auf die brittische Seite neige". Ein weiterer Charakterzug, den Herder den Deutschen und insbesondere Klopstock gelegentlich einer Vergleichung desselben mit Milton beilegt[2]), ist ebenfalls von Kant entnommen, den er an dieser Stelle, wenn auch ohne Nennung des Namens citiert: „Klopstock zeigt gegen den Britten, was ein Philosoph mit Grund behauptet: ‚Wenn ein Engländer und Deutscher das Erhabene schildert, wird jener es furchtbar und schreckhaft zeichnen, dieser aber auf die Pracht verfallen'." Dieses Citat ist zwar nicht wörtlich, dient aber gerade deswegen zum Beweise, dass Herder, der es offenbar aus dem Gedächtnisse aufgezeichnet haben muss, den Inhalt seiner Lieblingsschrift lange Zeit nach deren Erscheinen beherrschte. Es scheint sogar, als ob ihm hier eine kleine Verwechslung mit unterlaufen sei, da Kant das Schreckhaft-Erhabene nicht den Engländern, sondern den Spaniern beimisst. (S. 82.)

Wenn Herder der französischen Nation besondere „Lustigkeit" zuschreibt, da diese „mehr und lieber lache, als die Deutschen", womit die Thatsache übereinstimme, dass die Franzosen mehr Ausdrücke für das Lächerliche hätten, als die Deutschen[3]), so scheint er dies auch im Hinblick auf die „Beobachtungen" gethan zu haben, wo Kant über die Franzosen unter anderem Folgendes sagt: „Wichtige Dinge werden als Späße behandelt, und Kleinigkeiten dienen zur ernsthaftesten Beschäftigung. Im Alter singt der Franzose alsdann noch lustige Lieder und ist, soviel er kann, auch galant gegen das Frauenzimmer". Und wieder sind es die Franzosen, in deren Beurtheilung Herder im Schlusstücke der ersten Fragmentsammlung Spuren Kantischen Einflusses zeigt. Kant legt den Franzosen vor allem ein Gefühl für das „Moralisch-Schöne" bei. Dann urtheilt er so weiter: „Der Gegenstand, auf welchen sich die Verdienste und Nationalfähigkeiten dieses Volkes am meisten beziehen, ist das Frauenzimmer". Kant widmet hierauf dieser Thatsache eine weitläufige Anmerkung, worin es heißt, dass das Frauenzimmer in Frankreich in allen Gesellschaften und allem Umgange den Ton angebe und illustriert dies durch Beispiele. Dass Herder bei Erörterung der Frage, wodurch es die Franzosen dahin gebracht hätten, dass man ihre Sprache die Sprache der Vernunft nenne[4]), auch die Kantische Charakteristik der Franzosen vor Augen schwebte, ist mir sehr wahrscheinlich. Als Grund für diese Erscheinung gibt Herder unter anderem den Umstand an, dass die Franzosen an ihrer Sprache „soviel Politur angewandt", als viele

[1]) S. W. S. I. 216.
[2]) II, 254, S. W. S., 282.
[3]) S. W. S. I. 216.
[4]) S. W. S. I, 236.

andere Sprachen nicht erhalten hätten. Das käme daher, dass die Franzosen immer lieber für ein Publicum und schönes Publicum schreiben, der Deutsche hingegen für Studierstuben und Kathedern. So wie schon die alten Gallier zur höchsten Obrigkeit ein Weiberrathhaus gehabt haben, so ist das schöne Geschlecht auch immer der Mittelpunkt ihres gelehrten Kreises geblieben. Man sieht die Bücher immer mehr für schriftliche Gespräche, für Unterredungen im schönen Ton an". Die Übereinstimmung mit Kant ist hier so klar, dass ich meine oben ausgesprochene Annahme gewiss nicht näher zu begründen brauche.

Was Herder im zweiten Stücke der Sammlung über den Zusammenhang zwischen Sitten und Geschmack eines Volkes äußert, verräth nicht undeutlich Kantischen Einfluss. Ein äußerer Umstand, nämlich die Übereinstimmung in der Gedankenfolge, tritt noch als Stütze unserer Annahme hinzu. „Möchte man doch bedenken, 'so beginnt Herder', dass der Geschmack der Völker und unter einem Volke der Geschmack der Zeiten sehr genau seinen Fortgang mit Denkart und Sitten habe: dass also, um sich dem Geschmack eines Volkes zu bequemen, man ihren Wahn und die Sagen der Vorfahren studieren müsse". Und nun führt er als Beispiele an, wie der „Romantische Geschmack der Spanier und Italiener durch die 'Maurische, bezw. Saracenische Überschwemmung' entstanden sei; wie dann der 'Gothische und Rittergeschmack' hinzukam, nachher auch der 'Katholische Hang zu Kreuzzügen und Heldenabenteuern' u. s. f.". Und nun betrachten wir das entsprechende Stück bei Kant (S. 107): „Wenn wir zuletzt noch einige Blicke auf die Geschlechter werfen, so sehen wir den Geschmack der Menschen, wie einen Proteus, stets wandelbare Gestalten annehmen". Kant weist weiter darauf hin, wie der edle und feine Geschmack der Griechen und Römer mit dem Verfalle der beiden Staaten und ihrer Sitten verschwand und dann die Barbaren den gothischen Geschmack einführten, da alle Wissenschaft und Kunst in Verkehrtheiten und Fratzen ausartete und der höchste Schwung, den der Geist jener Zeiten nahm, nur in „Abenteuern" bestand, „geistlichen und weltlichen Abenteuern, oder einer widrigen Bastardart beider, den Kreuzzügen". Die Anklänge sowohl den Gedanken als auch theilweise dem Wortlaute nach sind zu augenfällig, als dass man noch an der Thatsache zweifeln könnte. Etwaigen Zweifeln und Einwänden möge folgende Kantstelle selbst erwidern, in der die Beziehung zwischen Sitten und Geschmack noch deutlicher zum Ausdrucke kommt. Von der romantischen Zeit der Turniere handelnd, fährt Kant so fort: „Während dieser Zeit ward die Religion zusammt den Wissenschaften und Sitten durch elende Fratzen entstellt, und man bemerkt, dass der Geschmack nicht leichtlich auf einer Seite ausartet, ohne auch in allem übrigen, was zum feineren Gefühle gehört, deutliche Zeichen seiner Verderbnis darzulegen".

Aber eben dasselbe Stück der Literaturfragmente, in welchem wir diesen Einfluss Kants wahrgenommen haben, enthält zugleich — und das dürfte nicht bloßer Zufall sein — die Aufforderung, sich nach den „alten Nationalliedern" der einzelnen Völker umzusehen, weil man nur auf diese Art in die poetische Denkart der Vorfahren eindringen und sich „dem Geschmacke eines Volkes bequemen" könne. Diese Stelle eröffnet gleichsam die Perspective der hervorragendsten literarhistorischen Thätigkeit Herders, sie ist ein Vorbote der im Jahre 1778 erschienenen „Volkslieder" und daher besonders geeignet, die oben ausgesprochene Vermuthung zu stützen, dass Herder durch Kant indirect zur richtigen Würdigung des Volksliedes angeregt wurde. Hatte er bereits in seinem Jugendaufsatze „Ist die Schönheit des Körpers ein Bote von der Schönheit der Seele?" in Übereinstimmung mit Kant den Schluss von der Schönheit auf Tiefe des Verstandes entschieden abgewiesen und hiemit dem schönen Geschlechte das Urtheil gesprochen, so erklärt er sich darüber viel ausführlicher und deutlicher in dem fünften Stücke der dritten Fragmentsammlung[1]), und diesmal wieder im engsten Anschlusse an eine gleichfalls recht umfangreiche Stelle der Kantischen „Beobachtungen". Um die augenscheinliche, bis auf Einzelnheiten sich erstreckende Beeinflussung in klares Licht zu setzen, müsste man eigentlich beide Stellen ganz ausschreiben. Kant, der das weibliche Geschlecht als das schöne par excellence ansieht, spricht ihm auch nur einen schönen, aber nicht tiefen Verstand zu (S. 50—55). Schönheit verlange als Bedingung Leichtigkeit und vertrage sich nicht mit Spuren überwundener Schwierigkeiten. Eine gefurchte Denkerstirne könne ja ein schönes weibliches Gesicht nur entstellen. Daher hinweg mit allem abstracten Grübeln, Speculieren, mit allem gelehrten, tiefsinnigen Weisheitskram, hinweg mit der Gelehrtenmiene einer Dacier und Chastelet, denen Kant zu dem Gesicht voll Tiefsinn noch den Bart dazu wünscht. Von allen Disciplinen und Wissenschaften sollte das Weib nur so viel sich zu eigen machen, als nothwendig sei, seinen Geschmack und dadurch mittelbar sein sittliches Gefühl zu verfeinern und zu erheben, und das Mittel dazu sei einzig und allein die Empfindung, nicht todte Buchstabenweisheit. „Niemals" ruft Kant aus, „ein kalter und speculativer Unterricht, jederzeit Empfindungen, u. zw. die so nahe wie möglich bei ihren Geschlechterverhältnissen bleiben". So Kant. Und nun wenden wir uns zu Herder! Da begegnet uns gleich obenan die These: „Das Frauenzimmer gehört ohne Zweifel nicht in die Hörsäle und Studierzimmer der Gelehrten, wenn es sich bilden will zu seiner Bestimmung, damit es seine Seele verschönere und das Vergnügen des männlichen Geschlechtes sei". Also ganz dieselbe Auffassung!

[1]) S. W. S. I, 393.

Und nun lässt er wie Kant die Antwort auf die Frage folgen, wie das weibliche Geschlecht gebildet werden solle. „Schulmethoden", „Kathedersprache", „gelehrte Gründlichkeit", das alles verfehle seine Wirkung auf die echte Frauenbildung. Und wie Kant betont auch er wieder die Schwierigkeit einer richtigen Unterweisung, einer Erziehung, „die sich zu den bekanntesten Begriffen herablässt, in denen sie erzogen worden, sie über Sachen unterrichtet, die rings um sie sind, die Empfindungen entwickelt, die in ihren Herzen schlafen; von der ganzen Gelehrsamkeit, Weltweisheit und schönen Literatur, von der Geschichte und den schönen Wissenschaften ihnen soviel vorhält, als nöthig ist, sie zur Schönheit des Geistes zu bilden".

Doch wir wollen nicht durch weitere Vergleichung ermüden; die Beeinflussung Herders durch Kant an dieser Stelle geht schon aus dem bisher Vorgebrachten so klar hervor, dass die Annahme, diese Ansichten über den Beruf des weiblichen Geschlechtes seien allgemeiner Natur, also gewissermaßen Gemeinplätze, ausgeschlossen scheint.

In den „Beobachtnngen" (S. 52) führt Kant aus, dass all die erhabene Weisheit der Philosophie und Astronomie, wenn sie auch in der witzigen Manier eines Fontenelle oder Algarotti vorgetragen würde, dem schönen Geschlechte keinen sonderlichen Nutzen einbringe: „Die Schönen können den Cartesius seine Wirbel immer drehen lassen, ohne sich darum zu bekümmern, wenn auch der artige Fontenelle ihnen unter den Wandelsternen Gesellschaft leisten wollte, und die Anziehung ihrer Reize verliert nichts von ihrer Gewalt, wenn sie gleich nichts von dem wissen, was Algarotti zu ihrem Besten von den Anziehungskräften der groben Materie nach dem Newton aufzuzeichnen bemüht gewesen". An derselben Stelle der Fragmente[1]) spricht auch Herder den Wunsch aus, es möchte sich ein deutscher Schriftsteller finden, der dem schönen Geschlechte ein Buch zu seiner Bildung schaffen könnte, in der Art eines Algarotti, das gesunden Verstand, echtes Wissen mit einem ungelehrten, gemeinverständlichen Ausdrucke vereinigte. Die Unterscheidung, welche Herder in derselben Fragmentsammlung[2]) zwischen Enthusiasten und Fanatikern macht, geht theilweise sogar im Wortlaut auf eine Stelle in den „Beobachtungen" zurück. Nach Kant glaubt der Fanatismus eine unmittelbare und außerordentliche Gemeinschaft mit einer höheren Natur zu fühlen. Der Enthusiasmus hingegen „bedeutet den Zustand des Gemüthes, da dasselbe durch irgend einen Grundsatz über den geziemenden Grad erhitzt worden ist". Im Einklange damit hält Herder Klopstock für einen Enthusiasten, der seine Empfindungen zu einer außerordentlichen Höhe aufschwingt, nicht

[1]) III. 62 = S. W. S. I, 393.
[2]) S. W. S. I, 524 (316).

aber für einen Fanatiker, „der den physischen Einfluss eines höheren Wesens zu fühlen und sich von ihm mit neuen Wahrheiten beschwängert glaubt“ [1]).

Sonst weist die dritte Sammlung der Fragmente nur noch wenige vereinzelte und beinahe kaum merkliche Spuren Kantischen Einflusses auf. Wie nach Kant „ein proportionierlicher Bau, regelmäßige Züge, Farben von Auge und Gesicht“ nur den Eindruck des „Hübschen“, nicht des „Schönen“ hervorrufen, so heißt es wohl mit Beziehung auf diese Stelle im sechsten Stücke derselben Fragmentsammlung [2]): „Die Farbe und glatte Haut macht nie die Schönheit vollkommen aus“. Wenn Herder in demselben Stücke die der Eitelkeit und Mode ergebenen Männer „süße Herren“ nennt, so scheint darin eine dunkle Reminiscenz an eine Kantstelle nachzuwirken, wo Kant diese Bezeichnung als eine Art terminus hinstellt (S. 77): „Eitelkeit und Mode können wohl diesen natürlichen Trieben eine falsche Richtung geben und aus mancher Mannsperson einen süßen Herrn, aus dem Frauenzimmer eine Pedantin oder Amazone machen“.

IV. Die kritischen Wälder. (1768 und 1769.)

Auch in den „Kritischen Wäldern“ wirken noch einzelne Ideen der „Beobachtungen“ nach, aber in ungleich geringerem Maße als in den „Fragmenten“. Auch lässt sich hier mit Ausnahme des Excurses über „Schamhaftigkeit“ im zweiten Wäldchen, wo Herder sich selbst auf Kant beruft, sonst nicht mit voller Bestimmtheit Kantischer Einfluss nachweisen. Im 24. Stück des ersten Wäldchens wendet sich Herder gegen die Lessing'sche Behauptung, dass Homer seinen Göttern eine Größe gegeben, die alle natürlichen Maße überschreite. Juno als Beispiel heranziehend, meint er, dass die Schönheit derselben bei all der Erhabenheit und Größe, die ihr als Himmelskönigin und Gattin des Donnerers zukomme, leiden müsste, sobald die gigantische Natur nur durch einige Züge zum Hauptaugenmerk würde, weil dann die Grenzen der Schönheit verschwänden. Der Gesichtspunkt, von dem aus er dieses Urtheil fällt, ist entschieden derselbe wie der der Kantischen „Beobachtungen“, wo die Merkmale des Schönen hauptsächlich dem weiblichen, die des Erhabenen dem männlichen Geschlechte zugeschrieben werden und eine Mischung von beiden Elementen zwar zugelassen wird, doch mit der Einschränkung, dass der Grundcharakter des Schönen, bezw. des Erhabenen nicht verschwinde. (S. 47—79.) Desgleichen scheint Herder in dem Abschnitte des dritten K. W. [3]) „Über die Reichsgeschichte“ in seinem Urtheile über die Deutschen durch Kantische Ideen be-

[1]) S. W. S. I, 524 (316).
[2]) S. W. S. I, 396.
[3]) S. W. S. III, 468

stimmt, wenn er von ihnen Folgendes aussagt: „Der Charakte der Deutschen hat von jeher das Trockene gehabt, sich um eine Ceremonienrang, um das und jenes urkundliche Hoheitsrech ...... zu interessieren, sich oft die Hälse zu brechen". Ic lasse gleich die analoge Stelle der „Beobachtungen" folgen. Zu nächst lesen wir in der Charakteristik des Deutschen von seine Neigung zu Pracht und Ansehen: „Daher sind Familie, Titel un Rang bei ihm sowohl in bürgerlichen Verhältnissen als in de Liebe Sachen von großer Bedeutung", und weiter unten (S. 94 spricht Kant von dem Hoffärtigen: „Der Beyfall aber, den er (de Hoffärtige) bey andern sucht, besteht in Ehrenbezeugungen. Dahe schimmert er gern durch Titel, Ahnenregister und Gepränge .. Der Deutsche ist vornehmlich von dieser Schwachheit angesteckt". Sollte an dieser Stelle, nachdem kurz vorher im zweiten Wäldchen jener ausführliche Abschnitt über die „Schamhaftigkeit" vorhergegangen ist, wo Kant ausdrücklich genannt wird, von einer zufälligen Übereinstimmung die Rede sein? Einen deutlich ausgesprochenen und bedeutend intensiveren Einfluss als an den bisher angeführten Stellen der „K. W.", zeigt eine ganze Reihe von Aufsätzen, welche Herder als zweiten Theil des zweiten Wäldchens zusammengefasst hat. Wenn auch die hier beeinflussenden Ideen Kants nicht rein ästhetischer Natur sind, da sie sich auf das Sittlich-Schöne beziehen, so soll die Betrachtung ihres Einflusses das Gesammtbild der Einwirkung der Kantischen Schrift auf Herder ergänzen. Herder wendet sich dort gegen Klotz, der in den „Homerischen Briefen" sich der in Ansehung des poetischen Wertes einer Dichtung gleichgiltigen und nutzlosen Aufgabe unterzogen hatte, unter Heranziehung einer Unzahl von Parallelstellen und Gemeinplätzen die Schamhaftigkeit Vergils, d. h. seiner Schriften sowohl als seiner Persönlichkeit nach allen Regeln philosophisch-kritischer Manier zu beweisen, sich dabei aber eine derartige Principlosigkeit zu Schulden kommen ließ, dass er, in der besten Absicht, Vergils Muse von allen Flecken der Unkeuschheit zu reinigen, ihr gerade in vielen Fällen erst recht die Schamröthe ins Gesicht hätte treiben können. Klotz hat in seiner Abhandlung, in der er Homer zugunsten Vergils in Bezug auf Schamhaftigkeit herabsetzt, und letztere darin bestehen lässt, dass Vergil sich zweideutiger Redewendungen obscöner Natur (κακόφατα) nicht bediene, „die wahren und falschen Gattungen von Schamhaftigkeit, die natürlichen und künstlichen Arten derselben, den griechischen und römischen Geschmack hierüber, alle Zeiten und allerlei Schriftsteller beider Nationen" derart vermengt, dass Herder mit Recht zuletzt die Frage aufwirft, ob der Verfasser der „Homerischen Briefe" überhaupt wisse, was Schamhaftigkeit sei. Gerade in dieser Frage, von deren Beantwortung Herder die Beurtheilung der Klotzischen Schrift abhängig macht, geht er auf Kant zurück. „Worte eines Weltweisen", sagt

er im zweiten Stücke der zweiten Abtheilung des zweiten Wäldchens[1]) „dergleichen wir jetzt nicht so gar viele haben, dünken mich hierüber so neu gesagt und doch so allmenschlich empfunden, dass meine Leser ihn gern statt meiner hören werden". Und so schreibt er denn eine über ein ganzes Blatt sich erstreckende Stelle der „Beobachtungen" heraus. Dass er die darin vorkommenden Anschauungen zum Ausgangspunkt seiner Darlegung macht, hebt er selbst am Schlusse jener Stelle hervor. „Ich finde die Beobachtungen meines Philosophen so genau und so unterscheidend, dass ich sie auf der Bahn meines Zweckes als ein würdiges Vorbild zu erreichen wünsche"[2]). Dass er aber bei seiner Unterscheidung der drei Arten von Schamhaftigkeit nicht nur diese, sondern auch andere Stellen jener „Beobachtungen" im Auge gehabt hat, geht aus Folgendem hervor. An der oben beschriebenen Stelle definiert Kant die Schamhaftigkeit als ein „G e h e i m n i s d e r N a t u r, einer Neigung Schranken zu setzen, die sehr unbändig ist, und indem sie den Ruf der Natur vor sich hat, sich immer mit guten sittlichen Eigenschaften zu vertragen scheint, wenn sie gleich ausschweift"...

„Sie ist demnach als ein Supplement der Grundsätze höchst nöthig; denn es gibt keinen Fall, da die Neigung nicht leicht zum Sophisten wird, gefällige Grundsätze zu erklügeln, als hier". Aber schon an einer früheren Stelle spricht Kant vom Gefühl der Schamhaftigkeit (S. 20—26). Dort unterscheidet er die „e c h t e T u g e n d" von der „a d o p t i e r t e n". Wenn jene nach moralischen Grundsätzen handle, sei diese auch ohne Grundsätze einer sittlich-schönen Handlung fähig. Die Natur habe ihre „hilfeleistenden Triebe" als Supplement der Tugend in uns gelegt, als Stütze unseres allgemeinen moralischen Gefühls, das bei der geringen Macht, die es über viele Herzen hat, sonst von dem gemeinen Triebe des Eigennutzes erstickt werden könnte. Solch adoptierte Tugenden wären nach Kant Mitleid und Gefälligkeit. Da aber diese beiden Triebe, die mehr im Wesen der menschlichen Natur begründet sind, nicht ausreichen würden, dieselbe zu gemeinnützigen Handlungen anzutreiben, so hat die Vorsehung in uns noch ein Gefühl gelegt, welches fein ist und uns in Bewegung setzen oder auch dem gröberen Eigennutze und der gemeinen Wollust das Gleichgewicht halten kann. Dieses ist das Gefühl der Ehre und dessen Folge die S c h a m. (S. 25)... „Was ein guter Theil der Menschen weder aus einer unmittelbar aufsteigenden Neigung der Gutherzigkeit, noch aus Grundsätzen würde gethan haben (adoptierte und echte Tugend), geschieht oft genug bloß um des äußeren Scheines willen, aus einem Wahn, der sehr nützlich, obzwar an sich selbst sehr seicht ist", d. i. aus Scham.

[1]) S. W. S. III, 280.
[2]) S. W. S. III, 281 (138).

Während die adoptierte Tugend (Mitleid, Gefälligkeit) noch diesen Namen verdient, weil sie, aus inneren Momenten hervorgehend, der Tugend unmittelbar durch die Schönheit der Handlung verwandt ist, kann das Gefühl der Ehre, die Scham diesen Anspruch nicht erheben, weil es durch äußere Umstände „durch den in fremde Augen fallenden Anstand... bewegt werden kann; (S. 26) es ist blos tugendähnlich; und was dadurch veranlasst wird, Tugendschimmer". Man bemerkt auf den ersten Blick, dass Kant an jener von Herder citierten Stelle von der Scham als einem dem Menschen angeborenen Triebe der Natur spricht, während sie nach dem eben Vorgebrachten zu einem Resultate conventioneller, gesellschaftlicher Forderungen herabsinkt. Kant hatte daher nach seiner eigenen Terminologie jene angeborene innere Scham, wenn ich mich so ausdrücken darf, ebenso wie Mitleid und Gefälligkeit (Gutherzigkeit) eine adoptierte Tugend nennen können, im Gegensatze zur äußeren, angelernten Scham, die überhaupt keine Tugend ist, sondern nur Schein der Tugend, Tugendschimmer. Herder brauchte zu diesen zwei Arten von Schamhaftigkeit analog der Kantischen Eintheilung nur noch eine auf Grundsätzen beruhende, moralische Schamhaftigkeit anzunehmen, und der von ihm entwickelte Unterschied der Arten von Schamhaftigkeit war damit gegeben. Der dritte Brief des zweiten Abschnittes des zweiten kritischen Wäldchens, in welchen er eine solche Dreitheilung annimmt und motiviert, liefert zuletzt auch das Resultat, dass es drei Arten von Schamhaftigkeit gebe, solche aus bloßer Naturempfindung, eine gesellschaftliche und eine moralische[1]). Die Scham aus bloßer Naturempfindung ist eben ein Geschöpf der Natur; „sie steigt aus dem Herzen auf die Wangen", in das sie von der Natur eingepflanzt wurde. Die gesellschaftliche (politische, bürgerliche) Scham ist ein Product der Gesellschaft, von deren Erziehung, Lebensart, Geschmack usw. sie ihre Gesetze empfängt; ihre Begriffe sind von außen ins Herz des Menschen eingepflanzt. Sie ist daher in demselben Maße wie die Gesellschaft nach Zeiten, Nationen usw. verschieden, ein „Kind der Mode"[2]). Während nun Herder betreffs der ersteren bemerkt, dass schon unsere Sprache sie mit dem Namen „Tugend" bezeichne (Kants „adoptierte Tugend"), spricht er dieser jene Bezeichnung ab. Je weniger tugendhaft man ist, desto mehr wird man durch diesen Schein trügen wollen, und „je ungünstiger man denkt, desto mehr vielleicht die Keuschheit seines Ohres schonen, desto edler, desto wähliger und üppiger in der Wortwürde werden, desto eher nach Zweideutigkeiten haschen"[3]). Die mora-

[1]) S. W. S. III, 292.
[2]) S. W. S. III, 290—291.
[3]) S. W. S. III, 292.

liche Schamhaftigkeit endlich deckt sich allein mit dem Begriffe „Tugend“ vollkommen (Kante „echte Tugend“); sie ist Scham vor einem Laster als Laster.

Nachdem Herder auf diese Weise den Begriff der Schamhaftigkeit auf Grund Kantischer Anschauungen festgestellt hat, wirft er einen flüchtigen Blick auf die charakteristischen Unterschiede in der Auffassung der Schamhaftigkeit in verschiedenen Zeitaltern und bei verschiedenen Völkern der alten und neuen Zeit, insbesondere bei den alten Griechen und Römern. Auch darin zeigt sich entschieden Kants Einfluss. So z. B. in der Ansicht, dass die „angeborene Scham“ vorzüglich dem weiblichen Geschlechte eigen sei[1]). „Betrachten wir“, sagt Kant, „das Geschlechterverhältnis in diesen Welttheilen, so finden wir, dass der Europäer einzig und allein das Geheimnis gefunden hat, den sinnlichen Reiz einer mächtigen Neigung mit so viel Blumen zu schmücken und mit so viel Moralischem zu durchflechten, dass er die Annehmlichkeit derselben nicht nur überaus erhöht, sondern auch sehr anständig gemacht hat. Der Bewohner des Orients ist in diesem Punkte von sehr falschem Geschmacke. Indem er einen feinen Begriff hat von dem Sittlich-Schönen, das mit diesem Triebe kann verbunden werden, so büßt er den Wert des sinnlichen Vergnügens ein, und sein Harem ist ihm nur eine beständige Quelle der Unruhe..“ Man vergleiche nun damit die Stelle bei Herder[2]): „Wenn also unter allen Tugenden eine das Anrecht hätte, in der Allegorie als ein Frauenzimmer vorgestellt zu werden, so ist die Schamhaftigkeit dazu die erste. Sie ist der Reiz der Liebe und die Tugend des Geschlechtes, das die Natur zum liebenswürdigen Theile der Menschheit bestimmte: sie ist also eine weibliche Tugend. Dies ist in den despotischen Morgenländern, wo die Weiberharems Behältnisse von Sclavinnen sind, nicht....“, dann die Stelle[3]): „In einem Publicum, wo das Frauenzimmer nicht mit zum Publicum gehört, da kann auch ihre weibliche Sittlichkeit keinen Einfluss in den Ton des Lebens äußern, da wird nur der männliche Charakter die Denkart des Ganzen bezeichnen“. Bei solchen Völkern also, schließt Herder, wo beide Geschlechter nicht in gleichem Maße ihre Stimme zum Tone des Ganzen geben, wie im Orient, entstehe eine gewisse Offenheit in der männlichen Gesellschaft, durch welche die Grenzen des Anstandes etwas hinausgerückt werden. Diese „männliche Schamlosigkeit“ finde sich nun bei den Morgenländern in ausgedehntestem Maße; auch dem Römer sei sie vermöge seines an und für sich rohen Charakters eigen. Der Grieche halte eine gewisse Mitte zwischen beiden[4]). — Aus

[1]) K. S. 81 u. 105.
[2]) S. W. S. III. 288.
[3]) S. W. S. III. 293 (156).
[4]) S. W. S. III, 294—296.

diesem Gesichtspunkte müsse man, meint Herder, Griechen u Römer, also auch Vergil und Homer beurtheilen, und dies tl er auch, wenn er in den folgenden Briefen gegen Klotz gera die Züchtigkeit der homerischen Gesänge betont, gegen welc gehalten die Vergils bedeutend verliere. Von demselben Gesich punkte aus verurtheilt er auch Klotzens Motivierung, Vergils G dicht sei rein von Obscönitäten, weil er sich der κακόφαι jener schielenden, zweideutigen Ausdrucksweise enthalte. Die Zw deutigkeit existiere aber nur für das unkeusche Gemüth, welcl die obscöne Nebenbedeutung erst in den Ausdruck hineinleg Gerade Vergil sei wegen seiner archaisch gefärbten Sprac solchen Umdeutungen am meisten ausgesetzt. — Auch in d vierten „Kritischen Wäldchen", einer mächtigen kritischen Bomb die Herder gegen Klotzens Freund und Parteigänger Riedel er sendet, erkennen wir deutlich genug den Einfluss einzelner Ka tischer Gedanken. Vor allem ist es die Methode Riedels, ästhetisc Grundsätze ohne entsprechende und genügende Induction von ob herab zu dictieren, deren entschiedendste Ablehnung Herder a Schüler Kants kennzeichnet. Die „Beobachtungen" hatten ihn ästhetischen Fragen eben wegen der subtilen, aber treffend Nüancierung der Begriffe sehr vorsichtig gemacht. Daher muss ihm jenes Verfahren Riedels, der in seiner „Theorie der schön Künste" ein chaotisches Gewirr aus vielen Abhandlungen zusan mengetragener Ideen seinen Lesern aufgetischt hatte, ganz ve fehlt erscheinen. Da das Genie nicht nach Regeln schaffe, mei Herder, da solche wenigstens im Augenblicke des Hervorbringe der Phantasie des Dichters nicht vorschweben, verwirft er al ästhetischen Regeln, in diesem praktischen Sinne genommen[1] „Sie sollen gar nicht Regeln, Beobachtungen sollen sie sei aufklärende, entwickelnde Philosophie für Philosophen, nicht f Dichterlinge, nicht für selbstherrschende Genies". Derselbe G danke begegnet uns an einer anderen Stelle desselben Wäldchens[2] die wir schon oben bei Besprechung der „Kantischen Methode erwähnt haben. Nachdem er nun, wie wir eben gesehen, da ganze ästhetische Lehrgebäude Riedels niedergerissen und sic hiedurch deutlich als Anhänger der vorkritischen Ästhetik Kan gezeigt hat, geht er daran, jenen auch im einzelnen zu bekämpfe wobei er wieder in einigen Fällen Kantische Ideen heranzieht. I der Polemik gegen Riedels Annahme der drei Grundkräfte d Seele für das Gute, Wahre und Schöne, welche den ersten Ab schnitt des vierten kritischen Wäldchens ausfüllt, kommt Herde indem er den Widerspruch erweisen will, in welchem diese An nahme mit der Verschiedenheit des Geschmackes einzelner Völke und Zeiten steht, auf die Ursache zu sprechen, welche diese

[1]) S. W. S. IV, 19.
[2]) S. W. S. IV, 55.

Unterschied hervorbringen. Dass ihm hiebei das Schlusscapitel der „Beobachtungen“ vorschwebte, ist gewiss. Da begegnet uns zunächst ein Gedanke, den wir auch schon früher einmal als entlehnt constatierten, nämlich die Ansicht von dem Urbilde der Schönheit, das aus den ersten Eindrücken bestehe und sowohl beim Kinde als bei einer ganzen Nation für die Gesammtentwicklung des Geschmackes von Bedeutung werde[1]). Im weiteren Verlaufe der Abhandlung stoßen wir wieder auf eine Stelle, die mit dem erwähnten Schlusse der Kantischen Schrift theilweise sogar im Wortlaute übereinstimmt. Zeiten, Sitten und Völker, meint Herder, prägen auch dem Geschmacke die Eigenart auf[2]). Es sei daher verfehlt, mit Riedel sich auf ein Grundgefühl des Geschmackes im Menschen zu berufen, das uns ohne Urtheil zwinge, etwas für schön zu erklären, das dann zu allen Zeiten und überall gleiche Wirkungen hervorbringen müsste. „Und beweiset also nicht“, fährt er fort, selbst dieser Proteus von Geschmack, der sich unter allen Himmelsstrichen, in jeder fremden Luft, die er athmet, neu verwandelt, beweiset er selbst nicht mit der Ursache der Verwandlung, dass alle Schönheit nur Eins sei, sowie die Vollkommenheit, sowie die Wahrheit?“ Herder glaubt also, dass es möglich sei, die widersprechenden Geschmacksarten verschiedener Völker und Zeiten unter einem einheitlichen Begriff zu fassen, mit anderen Worten: Herder spricht hier den Gedanken einer vergleichenden Ästhetik aus und wiederholt damit um so nachdrücklicher die schon oben (S. 208) ausgesprochene Forderung. Allerdings harrt dieser Gedanke noch heute seiner Verwirklichung. Ähnlich weist auch Kant auf den stets wandelbaren Geschmack hin, der wie ein Proteus unter verschiedenen örtlichen und zeitlichen Umständen sich verändere. Demselben Wäldchen gehört endlich noch jene bekannte Stelle an, wo Herder über Kant und dessen „Beobachtungen“ Worte lobender Anerkennung ausspricht[3]).

Um das bezüglich des Einflusses Kants auf Herders „Fragmente“ und „Kritische Wälder“ bisher Gesagte kurz zusammenzufassen, ergeben sich ferner aus unserer Betrachtung folgende Resultate: In den Jahren 1767—1769 dauert die mitunter beinahe schülerhafte Art der Entlehnung einzelner Gedanken wie im Jahre 1766 fort, wenn sie auch allmählich seltener auftritt. Durch die vereinzelt erscheinenden, zumeist minder bedeutenden ästhetischen Wahrheiten, die Herder aus Kants Büchlein entlehnt hat, wird jener in seinen principiellen ästhetischen Anschauungen wohl weniger beeinflusst. Aus ihnen wäre auch nur eine geringe Ausbeute für ein ästhetisches System zu machen gewesen. Aber ein

[1]) S. W. S. IV. 38.
[2]) S. W. S. I. 41.
[3]) S. W. S. IV. 175.

solches strebte Herder auch vorderhand gar nicht an, sondern er stellte — und darin gipfelt auch diesmal der Einfluss Kants — auf Grund der „Methode Kants“ die Forderung einer dem Geschmacke verschiedener Völker und Zeiten Rechnung tragenden vergleichenden Ästhetik auf inductiver Grundlage auf, wo man also Beobachtungen machen, Daten sammeln, erklären und erst dann möglicherweise Grundsätze abstrahieren sollte.

V. Die Jahre 1769—1800.

In der Folgezeit verlieren sich die Spuren Kantischen Einflusses — wenn man von der Methode absieht — immer mehr. Parallelstellen hören ganz auf oder lassen sich nicht mehr sicher nachweisen. Wenn auch Herder späterhin noch seinen großen Lehrer hoch ehrte, was wir aus den öffentlich ausgesprochenen lobenden und anerkennenden Urtheilen, wie auch aus dem Umstande schließen können, dass beide durch einen leider beinahe ganz verloren gegangenen Briefwechsel in Berührung blieben, so war er doch immer von blindem Nachbeten und Nachtreten weit entfernt. Dafür war, wie Haym richtig bemerkt[1], sowohl durch Kants liberale Denkart als Herders Eigenart und Selbstgefühl hinlänglich gesorgt. In dem einzigen noch erhaltenen Briefe an Kant wagt es der junge Herder, dessen „Beobachtungen“, nachdem er ihnen Lob gezollt hat, einer Kritik zu unterziehen, die von großer Selbständigkeit zeigt. Burke, meint er, dringe an manchen Stellen tiefer ein als Kant, dafür wisse dieser unsere Ansichten mehr zu generalisieren[2]. Auch nach der Rigaer Zeit blieb das Verhältnis zu Kant ungetrübt, was aus einem aus Bückeburg an Lavater gerichteten Briefe Herders, sowie aus dem gegen die sogenannte „Modephilosophie“ gerichteten Aufsatze aus dem Jahre 1776 erhellt[3]. Aber schon 1784 kam es zu einem Zwiste zwischen beiden, da Kant den ersten Theil der „Ideen“ ungünstig recensiert hatte. Doch trat Herder noch immer nicht offen gegen seinen einstigen Lehrer auf. Nur die große, immer weiter um sich greifende Bewunderung und Vergötterung der kritischen Philosophie Kants reizte ihn zu jenen von Bitterkeit und ungerechtem Eigensinn nicht freizusprechenden Streitschriften der „Metakritik“ (1790) und der „Kalligone“ (1800). In der Vorrede zur letzteren wird er sogar Kant gegenüber ungerecht. Auf die akademischen Studienjahre in Königsberg zurückblickend, erzählt er von sich in der dritten Person als von einem Jüngling, der mehrere Vorlesungen des „Urhebers der kritischen Philosophie“ besucht hätte. Er stellt Kant als einen Mann von „dia-

[1]) L. H. S. 39.
[2]) L. B. I, 2, 299.
[3]) Suphan Z. f. d. Ph. IV, 237.

tischem Witz", „politischen sowohl als wissenschaftlichen Scharfsinn" und von besonders mächtiger Redegewalt hin, die den Jüngling leicht in das „dialectische Wortnetz" gezogen hätte, wenn er nicht stets bestrebt gewesen wäre, durch eigenes Nachdenken und Lesen anderer Schriftsteller sein selbständiges Urtheil zu wahren[1]). Man merkt, wie er hier bemüht ist, die einigemal öffentlich ausgesprochene Anerkennung herabzumindern und abzuschwächen. Der Bruch war nun einmal erfolgt. Herder musste Kant untreu werden, weil dieser in seinen kritischen Schriften sich selbst untreu geworden war. In glühendem Zorne, in flammender Entrüstung über den vermeintlichen Unfug der kritischen Philosophie ist beinahe die ganze „Kalligone" geschrieben. Widerspruch auf Widerspruch! So geht es von Capitel zu Capitel. Doch so interessant es auch wäre, das Verhältnis dieser Schrift zu Kants „Kritik der ästhetischen Urtheilskraft" näher zu beleuchten, fällt doch diese Sache schon ganz aus dem Bereiche unseres Themas.

Worin besteht also im großen und ganzen der Einfluss, den Kants vorkritische Ästhetik auf Herder ausübte? Wie weit geht derselbe speciell auf den drei Hauptgebieten der Wirksamkeit Herders, nämlich auf dem der Ästhetik, der Geschichtsphilosophie und der Literaturkunde? Herders an die Spitze dieser Untersuchung gestellte Ansicht von dem Einflusse hervorragender Denker auf andere Geister, finden wir an ihm selber bestätigt. Auch Herder hat von Kant thatsächlich nicht so sehr einzelne positive Wahrheiten (das „Was"), als die Methode (das „Wie") entlehnt, deren dieser sich in seinen „Beobachtungen" bediente.

Am meisten berührt Kants Einfluss Herders ästhetische Forschung. Als Summe der Entlehnungen auf diesem Gebiete lassen sich folgende Ansichten Herders hinstellen: Die Schönheit ist ein subjectiver Begriff, der nur durch das Gefühl, nicht durch Speculation bestimmt wird. Daher die verschiedenen Geschmacksarten bei verschiedenen Völkern und in verschiedenen Zeiten. Und doch ist die Ursache des Gefallens am Schönen überall und immer dieselbe. Daraus leitet Herder die Forderung einer naturwissenschaftlich-empirischen, vergleichenden Ästhetik ab, welche die Phänomene zu sammeln, zu ordnen, zu erklären und dann erst womöglich Grundsätze zu abstrahieren hätte.

Diesen Weg schlägt er, durch Kant angeregt, auch wirklich ein, indem er schon 1766 eine Menge von Plänen, Skizzen usw. entwirft, die alle auf eine solche Ästhetik hinauslaufen, und auch in den späteren Schriften, insbesondere in den „Kritischen Wäldern", wertvolles Material dafür liefert. Wenn nun Herder selber

[1]) S. W. S. 22, 12.

es trotzdem zu keinem wissenschaftlichen ästhetischen Systeme brachte und uns insbesondere die Antwort schuldig blieb, welche die oben erwähnte gemeinsame Ursache des Gefallens am Schönen bei verschiedenen Völkern sei, so war ein System entweder nach dem damaligen Stande der Naturwissenschaften nicht möglich, oder er lieferte indirect den Beweis von dem Unwerte eines deductiven Systems der Ästhetik: eine Wahrheit, deren Erkenntnis ich höher stelle, als vielleicht alle anderen positiven ästhetischen Wahrheiten, die er von Kant entlehnte. Als Geschichtsphilosophen mochte wohl Herder die Kantische „Menschheitsphilosophie" die erste Anregung zu den später in großartigem Umfange betriebenen Studien der menschlichen Culturentwicklung gegeben haben, die ihn sein ganzes Leben beschäftigten und deren schönste Frucht die „Ideen" sind. Endlich können wir mit einiger Bestimmtheit annehmen, dass auch der Antrieb zum Studium und in weiterer Folge auch zur Sammlung von Volks-, bezw. Nationalliedern auf den Kantischen Einfluss indirect zurückzuführen ist, besonders wenn wir in Betracht ziehen, dass Herder lange vor dem Erscheinen der Volkslieder (1778) schon in Straßburg sich nach Volksliedern umsah.

Aber auf allen drei Gebieten: Ästhetik, Geschichtsphilosophie und Literaturkunde gipfelt der Einfluss der vorkritischen Ästhetik Kants nicht so in der Entlehnung einzelner positiver Wahrheiten, wie in der Anregung, die ihm dadurch für die weitere Forschung zu Theil wurde.

Radautz. Cornel Jaskulski.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Arbeit und Rhythmus von Dr. Carl Bücher. 2. Aufl., Leipzig, Teubner 1899. 412 SS.

In erster Auflage war dieses Werk in den Abhandlungen der königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften vom Jahre 1897 enthalten und vielleicht nicht zur Kenntnis weiterer Kreise gelangt. Dieser Umstand rechtfertigt eine besondere Anzeige. Es ist aber hauptsächlich ein Capitel, welches das allgemeine Interesse wachrufen dürfte, das 7., 'Der Ursprung der Poesie und Musik' betitelt, und ich glaube auch kaum zu irren, wenn ich annehme, dass Verf. auf diesen Theil seiner Arbeit das Hauptgewicht gelegt wissen will. Darnach soll denn auch meine Besprechung eingerichtet sein.

Der Verf. untersucht zunächst das Wesen der menschlichen Arbeit und geht hiebei von den Naturvölkern aus. Der Satz *paresse et sauvagerie sont synonymes* sei unrichtig. Es genüge, ein gewisses Element, welches in der Arbeit schlummere, wachzurufen, um der Arbeitsbethätigung der Wilden ihren desultorischen Charakter zu nehmen und die Unlust zum Arbeiten in deren Gegentheil zu verwandeln. Dies Element sei der Rhythmus: Heben und Senken, Stoß und Zug, Streckung und Einziehung seien die Urformen der rhythmischen Thesis und Arsis. Ist einmal die Arbeit rhythmisch gestaltet, so verlaufe sie continuierlich und werde mit Frische, mit Lust und Liebe geübt. Aber auch das Element der Musik sei in der Arbeit enthalten, u. zw. in der rohen Form der Arbeitsgeräusche (z. B. beim Worfeln des Getreides und Aufladen des Sandes das Einstoßen der Schaufel und Wegschlendern und Auffallen der Getreide- und Sandkörner, ferner der melodische Schlag der Dreschflegel. des Hammers usw.). Endlich sei es längst bekannt, dass laute Rufe verwendet werden, wenn es gilt, zur Überwindung starker Hindernisse der Arbeit eine besondere Anspannung der Kräfte zu erzielen. Diese Bethätigung der Sprachorgane während der Arbeit sei wieder die Ur-

form der sprachlichen Seite der Poesie. Im weiteren Verlaufe d
Entwicklung führen die Arbeitsgeräusche zur Instrumentalmus
Melodie und Text aber werden, immer noch im engsten Anschlu
an die einzelnen Phasen der Arbeit, diese zum Theil imitieren
immer selbständiger ausgebildet. Da nun Arbeit, Musik u
Dichtung auf der primitiven Stufe ihrer Entwicklung in eins ve
schmolzen waren, jedoch so, dass das Grundelement dieser Dr
einheit die Arbeit bildete, so hätten wir in dieser den eigen
lichen Urquell der Poesie und Musik zu erblicken,

Ich kann diese Ausführungen nicht billigen, weil sie a
unrichtigen Voraussetzungen beruhen. Denn erstens ist der Rhythm
durchaus nicht schon in der Arbeit an sich enthalten, er ist vi
mehr etwas völlig Selbständiges, seinem Wesen nach Abstract
Damit er in die Erscheinung trete, bedarf er, um mit Aristoxen
zu reden, eines *ῥυθμιζόμενον*, und dieses kann zwar auch
Arbeit sein, aber ebensogut das Spiel, der Gang, die Gesang
und Sprechstimme des Menschen. Ja die letzteren sind es sog
viel häufiger als die Arbeit, welche nur unter besonders günstig
Umständen, nämlich nur dann, wenn die Materie der Bearbeitu
keinen oder einen geringen Widerstand entgegensetzt, zu
ῥυθμιζόμενον tauglich wird. Es ist richtig, dass die Zaube
macht Rhythmus bei der Arbeit Wunder wirkt, aber ebenso sich
ist es, dass es erst eines äußeren Antriebes bedarf, um d
Rhythmus in die Arbeit hineinzubringen. Sowie durch den Rhythmu
das 'holde Maß der Zeiten' (Schiller), der Gang feierlich, d
menschliche Rede zu Poesie und Gesang wird, so wird auch d
Arbeit durch ihn veredelt, auf eine höbere Stufe gehoben, s
erhält den Charakter des Spieles, und es wird so ihre Beschwe
lichkeit leichter überwunden. Ist einmal in die Arbeit Rhythmu
gebracht, dann können freilich auch Musik und Gesang unmitte
bar aus den Vorgängen der Arbeitsbethätigung entspringen, un
dies ist der Ursprung einer bestimmten Gattung der Poesie, d
Arbeitsgesanges. Aber hier ist es eben nur wieder die Wunder
wirkung des Rhythmus, dass er gleichzeitig mit der Erweckun
der Lust zur Arbeit auch den Geist des Menschen auffrischt und
um ein sokratisches Bild zu gebrauchen, die Seiten des Gemüth
in jene Stimmung (Harmonie) bringt, welcher Melodie und Poesi
entquellen. Dass in diesem Falle die Vorgänge bei der Arbe
selbst und was in der nächsten Umgebung geschieht, das *Objec*
solcher Naturdichtung werden, ist sehr begreiflich.

Zweitens sind die Arbeitsgeräusche sicherlich nicht die Er
reger melodischer Gebilde. Denn die Musik operiert nur mi
Tönen, nicht mit Geräuschen, und selbst dort, wo die Arbeit, wa
aber nur selten der Fall ist, wirkliche Töne hervorbringt (de
'singende' Hammer), genügen der eine Ton oder selbst zwei und
drei Töne nicht zur Melodiebildung: mehr als drei verschiedene
Töne entstehen aber bei der Arbeit niemals.

Was endlich drittens jene Rufe des παρακελευστής anlangt, so sind sie jedes Gedankeninhaltes so sehr bar, dass aus ihnen nie auch nur eine Spur von Poesie erwachsen kann.

Unter jeder Bedingung ist also festzuhalten, dass, damit Poesie und Musik entstehe, eine Einwirkung von außen da sein muss, die jene Erregung des Gemüthes zur Folge hat, welche Sokrates das ἐνθουσιάζειν nennt. Aber gerade diese Stimmung kann die Arbeit an sich als etwas Beschwerliches nur zur Noth hervorbringen. Dazu ist das gerade Gegentheil der Arbeit, die Muße, die Festesfeier, das Spiel entschieden viel geeigneter.

Das Hauptziel des Buches ist also verfehlt. Es muss aber hervorgehoben werden, dass die große Menge (195) der Arbeitslieder, viele davon mit Musiknoten und neben der Übersetzung auch dem Originaltexte, dann die reiche Literatur, die hier zusammengetragen ist, endlich der anziehende Ton der Darstellung desselben bleibenden Wert sichern [1]).

Wien. Hugo Jurenka.

Conradus Heim, De puerorum in re scaenica Graecorum partibus. (Dissertationes philologicae Halenses. Vol. XIII. Pars IV. p. 217—295.) Halis Saxonum, Max Niemeyer 1897. gr. 8°.

„Auch die Kinder bringt Euripides mehr als sein Vorgänger auf die Bühne, ungefähr in derselben Absicht, in welcher man sie bei schweren peinlichen Rechtssachen vor Gericht brachte, um durch ihre Unschuld und Hilflosigkeit zu rühren; er bringt sie in Situationen, bei denen gewiss kein zärtliches Vater- oder Mutterherz unter den Zuschauern ungerührt blieb, wenn er sie auch nur selten sprechend oder singend auftreten lässt: was ohne große Weitläufigkeiten nicht möglich war." Diese Sätze, mit denen bereits Otfried Müller (Gesch. d. griech. Literatur I⁴, S. 593) im wesentlichen das Richtige getroffen hat, [2]) sucht die vorliegende Arbeit schärfer zu fassen und zu begründen Nach einer methodischen Musterung aller in Betracht kommenden Stücke der griechischen Sceniker, der erhaltenen sowohl wie der verlorenen, kommt der Verf. zu dem Resultate, dass Euripides zuerst Kinder auf die weltbedeutenden Bretter gebracht hat. Besonders häufig machte er hievon in den Jahren 438—421 Gebrauch, da sämmtliche in diesem Zeitraume aufgeführten Stücke mit Ausnahme des Hippolytos II Kinderrollen enthielten. Nach dem Jahre 421 kommen

---

[1]) Als diese Anzeige bereits geschrieben war, gelangte Ref. in Kenntnis der Recension v. Wilamowitz' in der „Deutschen Litt.-Ztg." vom 1. Jän. 1900, S. 91 ff. Er fand sich aber nicht veranlasst, an dem Gesagten etwas zu ändern.

[2]) Zu erwähnen war auch Th. Bergk, Griech. Literaturgeschichte, III, S. 197.

sie nur noch zweimal, und zwar stumm, vor; von 415 ab v. schwinden sie vollständig. Äschylus hatte in seinen Stücken üb haupt keinen Raum für Kinderrollen, Sophokles konnte sich neuen Mode, die eine Zeitlang kräftig durchgeschlagen zu hab scheint, nicht entziehen und ließ im Aias und König Ödipus Kin auftreten, die freilich nichts zu sprechen hatten.

Es war wohl vor allem die Rücksicht auf die Thränendrüs der Zuschauer, von der sich Euripides, der raffinierte Kenner d Bühnenwirksamen, bei dieser Neueinführung leiten ließ. In d gleichen Tendenz verschmähen es ja auch unsere neueren Bühne dichter bis auf die Vertreter der „Moderne“ keineswegs, Kinder die Handlung eingreifen zu lassen.[1]) Wo dies freilich in en scheidender Weise geschieht, bekennt der Dichter, der rühren wi wo er nicht überzeugen kann, seine poetische Hilflosigkeit. Ab welcher Zuschauer sollte sich nicht auf das tiefste ergriffen fühl von jener Scene, wo in Gerhard Hauptmanns „Versunkener Glock die beiden barfüßigen Bübchen „im bloßen Hemdchen“ dem Vat in einem Krüglein „was Salziges, was Bitteres, Mutters Thräne bringen? Man wird auch dem Verf. rechtgeben, dass Euripid χαριζόμενος τοῖς θεαταῖς bei der Einführung der Kinderroll wohl öfters nur ein malerisches Bühnenbild gewinnen wollte. M Kopfschütteln liest man es dagegen, dass die demokratische Te denz der euripideischen Dichtung bei dieser Einführung mitgewir habe: itaque Euripides, ut aequo iure omnes complecteretur, puer quoque proprium in scaena locum tribuit (S. 292).

Die fleißige Arbeit, der Karl Robert Pathe gestanden, empfieh sich durch die sorgsame Berücksichtigung der Denkmäler in Schri und Bild. Die Zeitansätze der aufgeführten Stücke, die übriger der Verf. selbst öfters mit einem Fragezeichen versieht, sow manche damit zusammenhängende Schlussfolgerung dürften nur m Vorsicht gutgeheißen werden. Das Latein ist im ganzen mit a erkennenswerter Gewandtheit behandelt. Versehen im Ausdruc begegnen S. 222, wo interpellarentur fälschlich als Deponens g braucht wird (ut regem de avertenda peste interpellarentur S. 228, wo statt affuisse posse doch wohl adesse potuisse un S. 263 Quam coniecturam, quamvis *praeterea* probabilis videatu wo für das unverständliche praeterea etwa per se zu corrigiere ist. — Infolge Druckfehlers steht S. 228 amoebacum für amoebaeum S. 229 laetatia f. laetitia und S. 292 pestringitur f. perstringitur

Prag-Kgl. Weinberge. Siegfried Reiter.

---

[1]) Über das „Kind im Drama“ plaudert in einer Skizze A. vo Gaudy in der Zeitschrift „Bühne und Welt“, I, S. 543 ff.

Lateinische und griechische Schulausgaben, herausgegeben von H. J. Müller und O. Jäger. Ciceros Reden. Auswahl für den Schulgebrauch. bearbeitet von J. H. Schmalz. 6. Heft: Die Rede für Sestius. Rede für Milo, die erste und zweite Philippische Rede, Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen und Klasing, 1898. Preis (gebunden) M. 1·50.

Die Grundlage der Textesgestaltung bildete auch hier wie in den früheren Bändchen die kritische Ausgabe C. F. W. Müllers; doch wurde der Forderung, dass eine Schulausgabe einen glatt lesbaren Text den Schülern bieten soll, durchaus entsprochen. Es sind daher alle bei der Lectüre nur störenden kritischen Zeichen, als da sind: Kreuze, Klammern, cursiver Druck u. a. aus dem Texte verbannt worden. Während die früheren Bändchen dieser von Schmalz besorgten Ciceroausgabe auch mit einem Commentar ausgestattet sind, wurde diesem Bändchen, das für die Lectüre in Prima bestimmt ist, ein solcher nicht mehr beigegeben. Die einzige dem Schüler gebotene Hilfe besteht in kurzen Einleitungen zu den einzelnen Reden und einem Verzeichnis der Eigennamen mit knapp gehaltenen Erläuterungen. Hübsch ist in der Einleitung zur Rede für Sestius die Bemerkung, dass diese Rede, in welcher neben der Vertheidigung des Angeklagten die Rechtfertigung der eigenen politischen Thätigkeit Ciceros einen ziemlich breiten Raum einnimmt, hierin eine gewisse Verwandtschaft aufweise mit der Kranzrede des Demosthenes. Leider findet sich aber auch in dieser Einleitung, u. zw. gleich an der Spitze derselben eine ganz unrichtige Behauptung. Es heißt dort nämlich: 'Unter dem Consulate Ciceros waren die Genossen Catilinas vom Senate zum Tode verurtheilt worden. Der Consul Cicero hatte das Todesurtheil beantragt (!) Der Senat schloss sich seinem Antrage an' usw. Es ist mir ganz unfassbar, wie eine so falsche Behauptung von Schmalz aufgestellt werden konnte. Denn bekanntlich hatte vielmehr der designierte Consul D. Junius Silanus den Antrag auf Todesstrafe gestellt (vgl. Sall. b. Catil. c. 50, Cic. IV. Catil. § 7), der dann insbesondere infolge der Unterstützung durch die Rede Catos vom Senate zum Beschlusse erhoben wurde. — Auch die Einleitung zur Miloniana bietet eine solche auf Flüchtigkeit der Abfassung zurückzuführende Ungenauigkeit. S. XIII wird behauptet: 'Bei der Gerichtsverhandlung war der Marktplatz mit Bewaffneten besetzt. Dieser ungewohnte Anblick verwirrte die Redner; die (!) Vertheidiger, so besonders Cicero, sprachen befangen und ohne Erfolg'. — Er spricht also hier von mehreren Rednern und kann damit offenbar nur jene meinen, die zu Gunsten Milos sprachen, wie denn im unmittelbar Folgenden ausdrücklich von den Vertheidigern Milos gesprochen wird. Das aber ist völlig falsch, und vor dieser Unrichtigkeit hätte den Herausgeber einfach die Einsichtnahme in die Einleitung des Asconius bewahren können, wo es nach der kurzen Aufzählung der Ankläger heißt: *respondit iis unus M. Cicero.*

Man wird mir zugeben, dass solche Flüchtigkeiten in einer Ein leitung, welche den Zweck hat, die Schüler zu belehren, nich vorkommen sollten. — In dem Verzeichnis der Eigennamen wär doch bei manchen Wörtern, bei denen die Gefahr einer falsche Aussprache nahe liegt, die Bezeichnung der Quantität erwünscht so bei Ahăla, Antiŏchus, Brogitărus, Castŏris templum, Căto, Reăte Thessăli, Tigrănes. — In der Bezeichnung der Lage der Städt und Örtlichkeiten wäre eine größere Gleichmäßigkeit und Genauig keit wünschenswert. So fehlt die Angabe der Lage beim circu Flaminius (S. 196) und dem Tempel der Concordia (S. 195); un zureichend ist die Angabe (S. 200): Minturnae, Stadt Italien an der Westküste. Unzutreffend und unbrauchbar ist die Note z Capitolium: Burg Roms auf dem capitol. Hügel. Das wäre als die sogenannte arx auf dem nördlichen Gipfel des Berges. Allei an den drei Stellen der Sestiana, ebenso Mil. 66, Phil. II. 91 92 ist gerade überall der südliche Gipfel mit dem Juppiter tempel gemeint. — Sehr ungenau ist s. v. Castoris templum di Angabe: in der Nähe des Forum Romanum. Der Tempel lieg nicht in der Nähe des Forum Romanum, sondern auf der Forum selbst, dessen südliche Begrenzung er zugleich mit de Basilica Iulia bildet. — Unter Ap. Claudius Caecus ist die Be merkung, er habe trotz seiner Blindheit an den Friedensverhand lungen mit Pyrrhus theilgenommen, gewiss nicht bezeichnen genug. — S. v. Collina 'die verrufenste der vier städtischen Tribus ist der Ausdruck unpassend, weil zu stark. — Etwas seltsam heißt e auch s. v. Deiotarus: 'Vierfürst' [wohl besser Theilfürst] vo Galatien, wurde von Cicero vertheidigt, weil er angeblich eine Mordversuch auf Cäsar gemacht hatte'. — Unter Gallicus age 'Küstenstrich von Umbrien, von den senonischen Galliern erobert', ganz unklar; es sollte etwa lauten: den senonischen Galliern abgenommen. Die angeführten Stellen werden in eine zweiten Auflage berichtigt werden müssen. Die äußere Ausstattung des Buches ist in jeder Beziehung musterhaft. Auch die Correct heit des Druckes wurde mit großer Sorgfalt überwacht.

Schülercommentar zu Ciceros Reden gegen Q. Caecilius (divinatio) und für den Dichter Archias von Hermann Nohl Wien u. Prag. Verlag v. F. Tempsky 1898, Preis geheftet 20 kr

Mit der Aufnahme der divinatio in Q. Caecilium in den engeren Kreis jener Reden, die Nohl als für die Schullectüre besonders geeignet mit einem Schülercommentar ausgestattet, ist Ref. sehr einverstanden. Die Rede eignet sich hiezu gar sehr sowohl wegen der Leichtigkeit ihrer Diction als auch wegen der Frische und Lebendigkeit des Tones und nicht zuletzt wegen der Ehrlichkeit der Gesinnung, von der sie Zeugnis ablegt. Über die Art, wie N. bei Anlage seiner Schülercommentare verfährt, wurde

hier schon gesprochen. Alle sachlichen Schwierigkeiten werden in gründlicher Weise erläutert, auch grammatisch-stilistische Erklärungen werden in bündiger Form geboten. Die wesentliche Absicht dieses Schulcommentars jedoch ist es, auf eine mustergiltige deutsche Übersetzung hinzuarbeiten. Freilich geschieht dies zumeist so, dass diese Übersetzung gleich in fertiger Form dem Schüler geboten wird, dass also sozusagen der Commentar mehr zum Schüler binabsteigt als ihn zu sich emporhebt. Die Forderung nach rascherem Fortschreiten der Lectüre und das Bestreben, die Schüler vor jenen bekannten gedruckten Übersetzungen zu bewahren, haben diese Schülercommentare hervorgerufen. Es erscheint demnach ungerecht, über alle, wie dies zuweilen geschieht, ausnahmslos den Stab zu brechen. Doch möchte ich dem Herausgeber empfehlen, die dargebotenen Hilfen doch etwas einzuschränken und nicht auch Wörter und Wendungen, die auf dieser Stufe bekannt sein müssen, zu übersetzen wie *bellum illi inferre* (in übertragenem Sinne), *inimicitias exercere*, *fides* 'Gewissenhaftigkeit', *locuples, sedes* usw. — Darüber hin ich mir nicht ganz klar, ob es Nohls Absicht ist, eine Präparation in dem Sinne zu bieten, dass das Wörterbuch daneben entbehrlich wäre. Von den Schülern, die den Commentar benützen, dürfte es wohl so verstanden werden. Auf alle Fälle jedoch schiene es gerathen, auch allemal die Grundbedeutung der betreffenden Wörter neben der jeweils passenden anzugeben, nicht etwa bloß *repudiare* versäumen (*in Caec.* 14). Wie immer man nun hierüber denken mag, rühmend muss hervorgehoben werden, dass Nohls Übersetzungshilfen von einer vollendeten Kunst geschmackvoller Übersetzung zeugen, die dem Schüler ein treffliches Vorbild für seine eigene Thätigkeit bietet, wenn sie ihm eben nicht zu reichlich geboten wird. — *In Caec.* § 11 würde ich die Bezeichnung 'causaler Relativsatz' bei dem Satze *quorum causa iudicium est constitutum* lieber vermeiden, weil die Schüler in den technisch sogenannten causalen Relativsätzen den Conjunctiv erwarten. Es ist ein relativisch angeknüpfter Satz, der zum Vorangehenden in causalem Verhältnis steht. Das Gleiche gilt von der Bemerkung zu *de quo — putatur* ib. § 12. — ib. § 19 heißt es wohl nur durch ein Versehen zu *sestertium miliens*, dass dieser *gen. plur.* von *sestertius* später mit einer Distributivzahl als *neutrum singul.* gebraucht wurde; es sollte da vielmehr lauten 'mit einer Adverbialzahl' wie etwa *deciens, viciens* usw., neben welchen jenes *sestertium*, das allerdings von einem zu ergänzenden *centena milia* abhängig ist, als declinables Neutrum empfunden wurde: *summa decies sestertii, decies sestertio donare* usw. — Caec. § 24, hier schiene mir zu *eludere alqm*, desgleichen § 45 zu *sit elusurus* und § 44 *petitiones* die Anmerkung wünschenswert, dass dieses eines der vielen von den Römern aus der Fechtersprache entlehnten Bilder sei; die hiefür, ich möchte sagen, classische

Stelle ist Cic. Cat. I. 15, wo das Bild der *petitiones* und des Parierens derselben mehr ausgeführt wird.

Wien. Alois Kornitzer.

Geschichte der römischen Literatur bis zum Gesetzgebungswerk des Kaisers Justinian. Von Martin Schanz. Zweiter Theil: Die römische Literatur in der Zeit der Monarchie bis auf Hadrian. Erste Hälfte: Die augustische Zeit. Zweite Auflage. Mit alphabetischem Register. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung 1899. (A. u. d. T.: Handbuch der classischen Alterthumswissenschaft, herausg. von Dr. Jwan v. Müller. VIII. Band, 2. Aufl.); gr. 8°, XII u. 372 SS.

Auch in der vorliegenden zweiten Auflage des II. Theils, 1. Hälfte, ist die äußere Einrichtung des reichen, aus der Fülle eines kaum zu bewältigenden Materials geschöpften Buches aufrecht und das Ziel des Verf.s unverändert geblieben: durch frisch entwickelte Lebensabrisse der lateinischen Autoren, lesbare Inhaltsangaben und knappe Charakteristik ihrer Werke, kurze Darstellung ihres Einflusses auf Zeitgenossen und Nachwelt nicht bloß in die römische Literaturgeschichte einzuführen, sondern durch umfassende Literaturangaben und orientierende Andeutungen über den Wert der literarischen Producte auch das Material zu vermitteln, welches zur Lösung literarhistorischer Fragen nothwendig erscheint. Der neuen Bearbeitung, die auf jeder Seite durch zahlreiche Änderungen und Zusätze, Vermehrung der Belegstellen und gewissenhafte Überprüfung der mittlerweile erschienenen deutschen und fremdländischen Literatur, Einschaltung neuer Capitel und zweckdienliche Verschiebungen den erhöhten Anforderungen wissenschaftlichen Fortschrittes zu genügen trachtete, hat also das Werk keine neuen Gesichtspunkte, sondern nur eine allerdings wesentliche Vervollkommnung und Erweiterung seiner alten, schon an der ersten Auflage einmüthig anerkannten Vorzüge zu danken. Umsomehr muss die Sicherheit des ursprünglichen Aufbaues und jene unermüdliche Hingebung bewundert werden, mit welcher der Verf. neben den Werken der bedeutenden lateinischen Schriftsteller die Schriftchen und Fragmente der verschollensten Autoren, neben allen hervorragenden Erscheinungen der philologischen Disciplinen den ganzen Wust von verschiedenwertigen Dissertationen und Programmarbeiten, neben den ungezählten Bänden fachlicher Zeitschriften die bekannten und unbekannten Monographien nicht bloß deutscher, sondern auch englischer, französischer, italienischer Philologen selbständig durchgearbeitet und die dabei gewonnenen Resultate und Analysen lichtvoll und übersichtlich in seiner Darstellung verwertet hat. Wenn sich der Ref. erlaubt, trotz alledem einige Berichtigungen und Nachträge vorzubringen, so will er für dieselben — weit davon entfernt, an einer trefflichen Schöpfung deutschen Gelehrtenfleißes kleinlich nörgeln zu wollen — nur insofern ein Recht auf

Beachtung in Anspruch nehmen, als sie von seinem Wunsche getragen sollen, zur Fortbildung und allgemein befriedigenden Vollendung des schönen Werkes auch seinerseits ein bescheidenes Scherflein beizutragen. Dass sich seine Bemerkungen nur auf wenige, aber doch das Programm des Unternehmens störende Mängel und Lücken „zweiter Ordnung“ beziehen können, bedarf unter den erwähnten Umständen keiner Entschuldigung:

I. Zu Vergil (S. 27—95). Neben Neuhöffers Analyse von Schillers Übersetzung des 2. und 4. Buches der Äneis war S. 62 zu verweisen auf: L. Hirzel, Über Schillers Beziehungen zum Alterthume, Aarau 1872; O. Brosin, Anklänge an Vergil bei Schiller, Archiv f. Literaturgesch. 1879, S. 522 ff.; Th. Oesterlen, Vergil in Schillers Gedichten, Studien zu Horaz und Vergil, Tübingen 1885, S. 6 ff.; G. Hauff, Schiller und Vergil, Zeitschr. f. vergl. Literaturgesch. 1887, S. 46 ff., und P. v. Boltenstern, Schillers Vergilstudien I, Cöslin 1894. Auffallenderweise hat Schanz § 250 (Vergil in der Neuzeit, S. 94 f.) die für das Fortleben Vergils bedeutsame Thatsache, dass Schillers Entwicklung bis zu den Jahren dichterischer Meisterschaft von seinen Vergilstudien begleitet und mächtig beeinflusst wurde, gar nicht gestreift und wohl ebendeshalb den Einfluss Vergils auf die deutsche Dichtung der Neuzeit nach Ansicht des Ref. zu karg und zu niedrig eingeschätzt.

II. Zu Horaz (S. 95—135). E. Vogts Übersetzung von 13 Satiren, Essen 1885, herausgegeben und vermehrt von Hoffs (Schanz S. 105) erfuhr einen Nachtrag unter dem Titel: Zwei Satiren des Horaz, nach Edmund Vogts Grundsätzen übersetzt und als Ergänzung seines hinterlassenen Werkes veröffentlicht von Friedrich van Hoffs, Trier 1887. — S. 113: Außer Maehly und Kayser brachte Julius Kipper eine wohlgelungene metrische Übersetzung der Epistel an die Pisonen im Gymn.-Progr. Rostock 1890. — Der S. 114, Z. 5 v. o. genannte Philologe heißt richtig Jerusen. — S. 121 (Einfluss der Griechen auf die Odenpoesie des Horaz) füge bei: Franz Franziszi, Horatius als Nachahmer griechischer Lyriker, Passau 1889; ebend. (Specialausgaben): von Rosenbergs Schulausgabe ist Gotha 1898 bereits eine dritte Auflage erschienen, und neben den englischen Ausgaben von Smith, Church und Gow war noch Paul Shoreys Edition, Boston U. S. A. 1898, wegen ihrer zahlreichen Citate aus der griechischen, römischen und englischen Literatur zu nennen; ebend. (Übersetzungen der lyrischen Gedichte) wurde übersehen: H. Menge, Probe einer Bearbeitung der Oden und Epoden des Horaz, Sangerhausen 1892, und W. Hamelbeck, Ausgewählte Oden des Horaz, im Versmaße der Urschrift ins Deutsche übertragen, Mülheim a. Rh. 1898. — S. 125 (Behandlung des Horaz in pädagogischer Hinsicht) fehlt: O. Weissenfels, *Loci disputationis Horatianae ad discipulorum usus collecti brevibusque commentariis illustrati*,

Berlin, Weidmann 1885, und Dorstewitz, Eine Horazrepetitio in Oberprima, Gymn.-Progr. Eisenberg 1898; der erste Theil d ebend. verzeichneten Abhandlung Wegeners erschien 1889 i Neuhaldensleben. — Über die zwischen Häussner und dem Re geführte Polemik (Schanz S. 126) s. noch Ztschr. f. d. österr. Gym 1885, S. 570 ff. — S. 127 (Gesammtausgaben): Zur Textausgab von Fritsch, Münster 1897, erschien 1898 auch ein Commenta

III. Zu Tibull (S. 151—170). Der Erklärung und Kriti der Tibull'schen Elegien sind außer den SS. 157, 164 und 16 citierten Arbeiten noch gewidmet: K. P. Schulze, Beiträge zu Erklärung der römischen Elegiker, Berlin 1893 und 1898, I. Th S. 18—22, II. Th. S. 17—22, und G. Friedrich, Zu Tibul und Lygdamus, Schweidnitz 1898. — Zur Literatur über di Grundlage der Tibull-Kritik ist S. 170 nachzutragen: Fridericu Widder, *De Tibulli codicum fide atque auctoritate,* Lahrae 188 (vgl. Schanz S. 182).

IV. Zu Properz (S. 171—186). Über das Verhältnis de Dichters zu seinem Meister Kallimachos (s. S. 182 zur Charakte ristik des Properz) schrieb auch Sperling, Properz in seinen Verhältnis zum Alexandriner Kallimachos, Stralsund 1879. — Zu Erläuterung (S. 184) dienen noch: J. Weidgen, *Quaestione Propertianae,* 2 Theile, Coblenz 1881 u. 1882; A. Kiessling *Commentariolum Propertianum* (zu Carm. V 11), *Index lectionum Gryphiswald.* 1889; C. Wittig, Kritische Bemerkungen zu Properz. Dessau 1895; K. P. Schulze a. a. O. I, S. 23—25 und II, S. 22—26; über eine beachtenswerte, von der ungarischen Akademie der Wissenschaften herausgegebene Edition J. Czengeris, Budapest 1897, berichtet ausführlich E. Heydenreich in der Zts. f. d. Gw. 1899, S. 225 ff.

V. Zu Ovid (S. 186—239). Den S. 221 genannten Übersetzungen füge bei: K. Thiele, Übersetzungen aus Ovid in achtzeiligen iambischen Strophen mit Anmerkungen, Sondershausen 1882, und desselben Verf.s Übersetzungen aus Ovid in Stanzen mit Anmerkungen, Sondershausen 1887; der Literatur über die *Amores* und *Tristia,* S. 194 und 224: K. P. Schulze a. a. *O.* I S. 27—30 und II S. 26 f. — Über die Didaxis des Ovid-Unterrichtes (S. 236) schrieb außer Bischoff, Ihm, Lange und Pürschel: O. Friedel, Materialien zum Ovid-Unterricht, Wernigerode 1892. — Unter den Nachahmern Ovids (S. 237 f.) war Maximianus zu erwähnen, der seinem Vorbilde Ovid nicht bloß vereinzelte Gedanken und Motive, sondern ganze Situationen und Schilderungen entnommen hat, um damit seine eigenen Verse zu schmücken und „seine eigenen Erlebnisse zu vergrößern und aufzubauschen"; s. F. Heege, Der Elegiker Maximianus, Programm des theologischen Seminars in Blaubeuren 1893.

VI. Zu Livius (S. 251—272). Unter die mittelbaren Quellenuntersuchungen S. 264 wären Freih. v. Vinckes bekanntes Buch

über den Kriegsplan der Karthager und William O'Connor Morris' Monographie über Hannibal in der Sammlung der *Heroes of the nations*, London 1897, aufzunehmen gewesen. — In dem Abschnitte über das Fortleben des Livius sagt Schanz S. 269, dass die Vergleichung mehrerer nach Livius lebender Historiker und der *Periochae* miteinander auf einen Auszug aus Livius als gemeinschaftliche Quelle hinweise; zeigten nämlich Autoren, die von Livius abhängen, untereinander eine Übereinstimmung, die im Gegensatze zu Livius stehe, so sei die Annahme einer Mittelquelle unbedingt nothwendig. Eine solche Mittelquelle habe die bisherige Untersuchung für die später lebenden Historiker wie *Orosius*, *Eutropius*, *Festus*, *Iulius Obsequens*, *Cassiodor* festgestellt, und neuerdings sei dieser Kreis so erweitert worden, dass wir die *Epitome Liviana* bald nach Livius selbst ansetzen müssten; auch sei die Forschung bereits zu der Einsicht gelangt, dass bei einer Reihe von Autoren, bei denen bisher die unmittelbare Benützung der *Epitome Liviana* angenommen wurde, richtiger ein aus der Epitome stammendes Chronikon als Quelle angesehen werden müsse. Diese von Schanz angenommene Ansicht geht auf Gustav Reinhold zurück, dessen Name und Abhandlung (Das Geschichtswerk des Livius als Quelle späterer Historiker, Progr. des Luisenstädtischen Gymnasiums zu Berlin 1898) durch ein offenbares Versehen in den entsprechenden Literaturnachweisen keine Erwähnung gefunden hat.

Im alphabetischen Register fehlt S. 369 zum Namen *Propertius* der Hinweis auf S. 361.

Wien. R. C. Kukula.

Gustave Michaut, le Génie latin. Paris, A. Fontemoing 1900. 8°, 376 SS.

Der Grundcharakter eines jeden Volksstammes, der aus der Summe der Eigenschaften der einzelnen so verschieden gearteten Individuen resultiert, der diesem Volksstamme eigen ist und ihn von allen anderen unterscheidet, er durchdringt und bestimmt, freilich nicht überall gleicherweise merklich, auch die gesammte Literatur des betreffenden Volkes. Der Verf. nennt ihn bezeichnend l'instinct profond de la race oder le génie propre au peuple. Man hat längst für einzelne Literaturen, so Nisard für die französische oder Taine für die englische, die passende Formel gesucht und gefunden, und auch die römische ist in dieser Hinsicht durch Hegel und Taine beleuchtet worden. Neuestens fasst Schanz die bestimmenden Momente in knapper Darstellung erschöpfend zusammen. Nicht in der Originalität des leitenden Gedankens also liegt das Schwergewicht der vorliegenden Arbeit,

sondern in der consequenten Durchführung des einmal festgestellten Grundprincipes. Kann die französische Literatur im allgemeinen als social, die englische als idealistisch, die deutsche als philosophisch bezeichnet werden, so ist der Grundton, der die römische Literatur kennzeichnet, ein politischer. Dass dieses Moment einerseits die Entwicklung erklärt, die die Literatur genommen hat, andererseits ihre Formen und charakteristischen Eigenschaften verständlich macht, das will der Verf. in seinem Buche ausführlich darlegen und damit zugleich eine Probe der Methode liefern, nach der er römische Literaturgeschichte zu lehren pflegt. In einem ersten Theil wird nach einer Einleitung, die über die Ziele kurz und klar orientiert, unter dem Titel la race et le milieu das römische Volk und seine Literatur in großen Zügen charakterisiert. Der Abschnitt hält nur zum Theil, was der Titel verspricht. Es wäre wichtig gewesen, Ursprung und erste Entwicklungsgeschichte des römischen Volkes einlässlich zu berücksichtigen und nachdrücklicher, als es geschehen ist, die große Aufnahmsfähigkeit, aber auch Widerstandskraft des latinischen Stammes zu betonen, der trotz der Mischung mit den Sabinern, trotz des langjährigen etruskischen und durchgreifenden griechischen Einflusses seinen Grundcharakter im allgemeinen bewahren konnte. Eine willkommene Ergänzung bietet in dieser Richtung Lamarre, Étude sur les Peuples anciens de l'Italie, Paris, Delagrave 1899, welche Schrift als historische Vorstudie zu einer römischen Literaturgeschichte gedacht ist. Im zweiten Capitel des ersten Theiles (le moment) wird an der Glanzperiode der Römer, dem augusteischen Zeitalter, übersichtlich dargethan, wie sich der sociale und politische Grundcharakter in den verschiedenen Zweigen der Literatur äußert. Es entspricht der Verf.s Absicht, nur das Entscheidende und Bleibende vorzubringen, wenn er von den äußeren Einflüssen bloß die Einwirkung der Griechen einer eingehenden Betrachtung unterzieht und zeigt, wie der römische Volkscharakter hier das ihm Adäquate hevorzugt, Heterogenes aber sich assimiliert. Er zeigt dies in eingehender, geschickter Darstellung nicht ohne neue Gesichtspunkte im zweiten Haupttheil des Buches: les genres. Vier Classen von Literaturgattungen sind mit Rücksicht auf den griechischen Einfluss zu unterscheiden: einheimische, die seiner Beeinflussung widerstanden, einheimische, die eine Umwandlung erfahren haben, fremde, die einheimisch geworden sind, endlich fremde, die stets fremd blieben. Ihren Ruhm verdankt die römische Literatur vornehmlich den „gemischten“ Gattungen, der zweiten und dritten. Als Vertreter der zweiten Gruppe wird die Beredsamkeit in ihrer Entwicklung näher beleuchtet, während aus der dritten die Tragödie als bezeichnendes Beispiel herausgehoben wird. Die Versuche einzelner Gelehrter, z. B. Nisards, den Römern die letztere Dichtungsgattung ganz abzusprechen, werden zurückgewiesen: Trotz aller Abhängigkeit von den Griechen habe e-

eine römische Tragödie und günstige Vorbedingungen zu derselben gegeben, ebenso wie die Bedeutung der französischen Tragödie, die doch unter dem Banne wirklicher und vermeintlicher antiker Gesetze stand, nicht geleugnet werden könne. Vier längere Abschnitte, in denen Livius Andronicus, Naevius, Pacuvius, Accius mit Hilfe der spärlichen Überlieferung zu lebensvollen Gestalten herausgearbeitet werden, dienen zur Erhärtung. Schließlich wird von den Literaturgattungen, die, von fremdem Boden nach Rom verpflanzt, zwar eine Zeit lang gediehen, aber nicht tiefer Wurzel zu fassen vermochten, die Lyrik ausgewählt und Catull, Horaz sowie die lyrischen Chöre in Senecas Tragödien mit steter Rücksicht auf die griechischen Vorbilder und auf den angedeuteten Hauptgedanken des ganzen Buches charakterisiert. Wenn Verf. den politischen Grundcharakter der römischen Literatur betont, so verhehlt er sich selber keineswegs, dass er damit nur auf e i n e n der in Betracht kommenden Punkte die Aufmerksamkeit lenkt, und dass daneben noch eine Reihe anderer wichtiger Kräfte richtunggebend mitgewirkt haben, beispielsweise, um nur eines hervorzuheben, die tief eingepflanzte, bis zum Aberglauben gesteigerte Religiosität der Römer, die ja auch das politische Leben ganz durchdrungen hat. Die Beschränkung auf ein Hauptmoment bringt einen Vorzug und einen Nachtheil mit sich: den Vorzug der Einfachheit und Übersichtlichkeit, den Nachtheil der Unzulänglichkeit, den dieses System übrigens mit jedem anderen gemein hat. Manches, was in M.s Darstellung jetzt naturgemäß nicht ohne Rest aufgeht, hätte sich durch Einbeziehung auch der anderen in Betracht kommenden Umstände unschwer aufhellen lassen. Aber es war nicht seine Absicht, ein erschöpfendes System aufzustellen, sondern mehr eine Methode der Behandlung des umfangreichen Stoffes vorzuschlagen. Von controversen Einzelheiten abgesehen, ist mit dieser Einschränkung der Versuch auch vom didaktischen Standpunkt als dankenswert zu begrüßen, da das Studium des klar und gewandt geschriebenen Buches geeignet ist, das Verständnis der römischen Literatur zu vertiefen und ihre Wertschätzung als Nationalliteratur zu erhöhen.

F r e i b u r g (Schweiz). Julius J ü t h n e r.

Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte von Michael Bernays. III. u. IV. Band. Zur neueren und neuesten Literaturgeschichte. Aus dem Nachlass herausgegeben von Georg W i t k o w s k i. Leipzig, G. J. Göschen 1899. IV u. 354 SS., VI u. 392 SS. Preis à Mk. 9·—.

Eine unerwartete Nachlese zu der reichen Ernte, die E. Schmidt aus Bernays' Arbeitsfelde eingeheimst hatte (vgl. diese

Ztschr. 1895 S. 981, 1897 S. 1004), liegt in den zwei, von Georg Witkowski besorgten neuen Bänden vor. Sie sollen nicht nur dem Forscher, der bisher in erster Reihe stand, sondern auch dem Meister des Worts gerecht werden, so weit es eben möglich war, wo das Meiste und Beste mit ihm zugleich zu Grunde gegangen ist. Der Herausgeber sucht in einleitenden Worten eine Entwickelung seines Stils festzustellen, in dem er den Einfluss des alten Goethe mit Recht wahrnimmt, und ein Schreiten von den anfänglich stärker betonten allgemeinen Zusammenhängen zu subtilen Fragen der Textkritik und strengen Philologie beobachtet. Ich finde dieselbe Andacht zum Kleinen, die sich von ihr aus zum Höchsten emporzuschwingen vermag, hier wie überall. So tritt uns hervorstechend im vierten Bande der große Aufsatz „Zur Lehre von den Citaten und Noten" entgegen, der, von minutiösen Beobachtungen über das Was und Wie im Citieren ausgehend, zu methodisch bedeutsamen Winken für die schriftstellerische Ausführung gelehrter Arbeiten aufsteigt. Schon um dieser in der „Allgemeinen Zeitung" versteckten Studie willen wird man die Ergänzung der Schriften willkommen heißen. Aber auch andere Stücke der Bände behalten ihren Wert für unsere Zeiten. So die den dritten Band eröffnenden Shakespeare-Aufsätze. Der Versuch Rios, Shakespeare als katholischen Dichter zu fassen, wird mit sorgfältigster Kritik seiner Quellen und Zeugnisse satirisch abgewiesen, von da aus erwächst eine Darstellung des englischen Dramas, ein Vergleich desselben mit dem Spanischen, und Shakespeares Charakteristik gestaltet sich zu einer Rettung einer Persönlichkeit. Der Shakespeare-Philologie gilt eine Besprechung der Delis'schen Ausgabe. „Hier ist", sagt B., 'der Buchstabe nicht tödtend; er wird vielmehr zur Quelle des reichsten, mannigfaltigsten Lebens'. Als methodische Anregung resultiert eine Betrachtung, wie der Vergleich zwischen Quelle und Drama zu führen sei. Shakespeares Aufenthalt in Italien lässt sich wohl nicht, wie B. in „Shakespeare als Kenner des Wahnsinns" thut, einfach mit einem „Lächeln des Unglaubens" abfertigen. Die Studien Elzes geben zu denken. Das ganze, warme Herz des Gelehrten pocht in der plastischen Schilderung des Schmidt'schen Shakespeare-Lexikons und den daran angeschlossenen Forderungen an die deutschen Gelehrten. Eine Reihe kleinerer Beiträge gelten Einzelheiten der classischen deutschen Literatur. Etwas überklügelnd erscheint mir die Deduction für die Charakteristik der Emilia Galotti, dass hier mehr Schwiegervater und Eidam als Braut und Bräutigam sich gewählt.

Mit einer Reihe von Aufsätzen tritt B. in das 19. Jahrhundert, ja in unsere Zeit und macht auch da Anspruch, gehört zu werden. Nur wird hier ein Bedenken wach, das in den gelehrten Erörterungen nicht aufkommen kann. Es trifft den Stil, den der Herausgeber so bewundert hat. Was uns stört, ist die ungemeine Gleichartigkeit, das breite Pathos, das alle Objecte, die betrachtet

werden, mit gleichem Hochtone umklingt. Ist es Freytag, Uhland, Scheffel, Auerbach oder gar die Hillern — man folgt dem Darsteller willig, so lange der Gelehrte in ihm spricht, wie es z. B. bei der „Verlorenen Handschrift" der Fall ist; aber die Charakteristik ist eine durchaus eintönige, rhetorische, alle Gestalten verschwimmen in einem gleichmäßigen Glanze, der an Klopstock gemahnt. Er findet gar kein Verhältnis zu Taine, dem er nicht entfernt gerecht wird; es wäre besser gewesen, diese Erörterungen (IV, 150 ff.) zu unterdrücken, jedenfalls aber hätte der Vorname „Hippolyte" für „Henri" richtig gestellt werden sollen; um so eher wäre eine Auslassung am Platz gewesen, wo B. später ganz anderer Ansicht geworden, wie S. 281 beweist. Und noch leichter würde man die Aufsätze über Schauspielkunst entbehren, die den Band eröffnen. Die Hymnen, die er da Fr. Haase und Friederike Geßmann singt, könnten, ohne dass es auffallen würde, mit einander vertauscht werden; dass Goethes Regeln „das Zuverlässigste und Gründlichste" enthalten, 'was sich über Recitation und Declamation lehren lässt', wird heute wohl auch von wenigen mehr nachgesprochen werden. So hätten auch noch kleinere Notizen, wie die unvollendeten Aufsätze aus dem ungedruckten Nachlasse fallen können, ohne dass der große Forscher und sein dankbar aufgenommenes Vermächtnis dadurch irgendwie beeinträchtigt worden wären. *Eheu iam satis!*

A. v. Weilen.

Hilfsmittel für den deutschen Unterricht.

a) Methodik.

Zur Hebung des deutschen Sprachunterrichtes, Beobachtungen und Anregungen von Hans Trunk. Graz, Leuschner u. Lubensky 1898. VIII u. 141 SS.

Die Erfolge im Sprachunterrichte sind schlecht, doch nicht schlechter als früher. Ursachen sind die Schwierigkeit der deutschen Sprache, die Schwerfälligkeit und der Mangel an Folgerichtigkeit in der Orthographie („tödtlich" schreibt der Verf. S. 5 selbst statt „tödlich"), ungünstige Einflüsse von außen usw. Dazu kommen Fehler in der Ertheilung des Sprachunterrichtes: Vernachlässigung der gesprochenen Sprache, unzweckmäßige Auswahl und Anordnung des Lehrstoffes (S. 15 „Nicht besser steht es in dieser Hinsicht beim Aufsatzunterrichte, bei dem es überhaupt ziemlich traurig aussieht"), gesonderte Behandlung der einzelnen Zweige des Sprachunterrichtes, Vernachlässigung des Sprachverständnisses, verfrühter Unterricht in der Grammatik, übermäßige Pflege der Wort- und Satzanalyse usw. S. 28: „Mein Vater reist nach Wien. Um das letzte Glied dieses Satzes zur Antwort zu erhalten, fragt

man doch mit 'wohin?'. Und auf diese Frage kommt der 4. F zur Antwort, während hier der 3. stehen muss." Seltsame Spi findigkeit! Auf die Frage „wohin?" kommt im Deutschen niem der 4. Fall zur Antwort, sondern stets ein Präpositionalausdru also nicht „Wien", sondern „nach Wien".

Der letzte und umfangreichste Theil des Schriftchens erth Rathschläge zur Hebung des deutschen Sprachunterrichtes. I Verf. fußt dabei auf der pädagogischen Fachliteratur, die in d letzten Jahren so üppig emporgeschossen ist. Wer sich die müdende und zumeist wenig kurzweilige Wanderung durch di ersparen will, findet in dem gewandt und frisch geschriebe Büchlein zureichenden Ersatz. Ein beträchtlicher Bruchtheil d selben besteht aus Citaten.

b) Grammatik, Orthographie, Stilistik.

Dr. Karl Krauses Deutsche Grammatik für Ausländer jed Nationalität mit besonderer Rücksicht auf ausländische Instit im Inlande und deutsche Institute im Auslande neu bearbeitet v Dr. Karl Nerger. 5. verb. Aufl. Rostock, Wilh. Werthers Verl 1898. VIII u. 279 SS.

Dr. Karl Krauses Deutsche Grammatik für Ausländer. A zug für Schüler. Nach der 5. verb. Aufl. bearbeitet von Dr. K Nerger. Rostock. Wilh. Werthers Verlag 1898. VIII u. 200 SS.

Es wäre lebhaft zu bedauern, wenn durch den Titel dies trefflichen Schulbuches manche von der Benützung desselben al gehalten würden. Es wird Deutschen ebenso gute Dienste leist als Ausländern. Man kann ihm ohne Bedenken allerlei nachrühme was es über die Masse ähnlicher Hilfsmittel erhebt. Es ruht a gründlicher Kenntnis unserer Muttersprache, benützt gewissenha das reiche wissenschaftliche Material, verhält sich selbständi gegenüber den Modethorheiten des Tages, es ist ferner origine in der Eintheilung des Stoffes und in hervorragender Weise fü praktische Zwecke geeignet. Der Verf. hat offenbar lange Jahr in ausgezeichneter Weise den Unterricht in der Mutterspra ertheilt. Der Lautlehre ist verhältnismäßig wenig Raum gegönn da der Verf. hier offenhar von der Ansicht geleitet wurde, das für die Aussprache, namentlich dem Ausländer gegenüber, de mündliche Unterricht alles leisten müsse. Hie und da scheint e seiner norddeutschen Heimat mehr als billig Concessionen gemac zu haben. S. 12: „Das gn in der Mitte von Wörtern lateinische Herkunft wird ausgesprochen, als ob deutsches ngn geschrieber wäre, z. B. Magnet, magnetisieren usw." Der Wortlehre (S. 2 bis 219) ist die größte Sorgfalt gewidmet. In diesem Abschnitt wird an jede Wortart auch die Wortbildungs- und Bedeutungslehr angeschlossen, ebenso die Rection und der praktische Gebrauc berücksichtigt, eine Vertheilung des Stoffes, die sehr viel für sich

hat. Die Satzlehre ist dementsprechend sehr vereinfacht. — S. 22: „In der Conjugation gibt es ... *a*) 2 einfache Tempora: 1. Praesens, 2. Imperfect." Das ist nur für das Activ richtig, was der Verf. hinzuzusetzen unterlassen hat. — S. 33 zu *α*, *β*. Es ist selbstverständlich, dass Wörter, die keinen umlautfähigen Vocal besitzen, Umlaut nicht aufweisen können. — S. 67: „Der Comparativ soll zur Vergleichung zweier Gegenstände, der Superlativ zur Vergleichung mehrerer Gegenstände gebraucht werden." Diese Unterscheidung ist wohl nicht zutreffend. Vgl. etwa: Diese Eiche ist größer als alle Bäume des Waldes. Diese Eiche ist die größte unter allen Bäumen des Waldes. Der Unterschied liegt wo anders. Als Beispiele werden mit Vorliebe Citate aus Schiller, Goethe, Uhland u. a. gebraucht. Auffallend ist die Ungenauigkeit, mit der citiert wird (S. 87, 154, 155). — Der Auszug für Schüler unterscheidet sich von dem größeren Werke nur durch die Weglassung zahlreicher Anmerkungen.

Hilfsbuch für den deutschen Unterricht. (Grammatik, Stilistik, Metrik und Poetik). Von Dr. Richard Mayr und Dr. Hans Pischek. Wien. Alfred Hölder 1898. VI u. 197 SS.

Die gewöhnlichen Hilfsmittel, über die der deutsche Unterricht verfügt, sind das Lesebuch und die Grammatik. Mit dieser ist in der Regel ein Abriss der Metrik, der aber häufig nicht ausreicht, verbunden. Es war also unzweifelhaft ein glücklicher Gedanke der beiden Herausgeber, ein Buch zu schaffen, das auch anderen wichtigen Zweigen des deutschen Unterrichtes, der Stilistik und Poetik, eine festere Grundlage zu bieten vermöchte. Den 1. Theil ihres Buches bildet die Grammatik (S. 1—79). Es ist fast selbstverständlich, dass diese Partie des Handbuches, das, um für Schulzwecke geeignet zu bleiben, keinen übermäßigen Umfang erhalten dürfte, entsprechende Kürzungen erfahren musste. Leider aber muss ich gestehen, dass die Herausgeber in diesem Theile ihres Buches, milde gesprochen, keine ernste Auffassung ihrer Aufgabe bekundet haben. Wenn es dem Verf. eines Schulbuches zusteht, die vorhandenen wissenschaftlichen Hilfsmittel für seine Zwecke auszunützen, so kann es andererseits unmöglich gestattet sein, ein schon vorhandenes Schulbuch durch zweckentsprechende Streichungen und Umstellungen derart umzugestalten, dass daraus ein neues Buch wird, obwohl es selbst durch den Wortlaut seines Textes auf jeder Seite die Art seiner Entstehung verräth; umsoweniger aber wird man es billigen, wenn über diese Benützung (ein Vorwort ist nicht erschienen) nirgends Auskunft ertheilt wird. Die Einleitung dieses Abschnittes (S. 1—5) ist ein Auszug aus der bekannten Preisschrift O. Weises: „Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen." (3. Aufl. Leipzig, Teubner 1897, S. 1—35). Die Grammatik selbst aber ist auf die oben geschilderte Weise in beträchtlichen und wichtigen Theilen aus

dem vortrefflichen Buche Dr. Karl Krauses, das in diesem Referate besprochen wurde, hervorgegangen. Den vollständigen Nachweis zu erbringen ist unmöglich, da ich nicht den Text der genannten Bücher nebeneinander stellen kann. Ich muss mich mit Proben begnügen, um den Thatbestand aufzuklären:

Mayr-Pischek S. 1:

Einleitung.

Kurze Geschichte der deutschen Sprache.

Die Sprachvergleichung lehrt uns, dass die Germanen einst mit den Griechen, Römern, Kelten, Slaven, Litauern, Armeniern, Indern und Iraniern bei gemeinsamen, aber nicht sicher bekannten Wohnsitzen auch eine gemeinschaftliche Sprache gehabt haben. Aus zahlreichen Wurzeln, welche, wenn auch nicht allen, so doch manchen Zweigen dieser indogermanischen Sprachfamilie gemeinsam sind, lässt sich ein ziemlich klares Bild über den Wortschatz, die Wortbildung und Wortbiegung, sowie über die Cultur dieses Urvolkes gewinnen.

Weise S. 1:

Einleitung.

Kurzer Überblick über die *Geschichte der deutschen Sprache.*

.... Wohl lehrt uns die Wissenschaft, *dass die Germanen einst mit den Griechen und Römern, Kelten und Slaven, Litauern und Armeniern, Indern und Iraniern bei benachbarten Wohnsitzen... auch eine gemeinschaftliche Sprache gehabt haben*, ebenso können wir uns noch *ein ziemlich klares Bild* von deren *Wortschatz, Wortbildung* und *Wortabwandlung* machen.

Mayr-Pischek S. 1:

„In der Ursprache konnte der Accent noch auf allen möglichen Silben ruhen, im Griechischen und Lateinischen war er an eine der drei letzten Silben gebunden, gleichgiltig ob Stammsilbe, ob Endung: Róma, Románi, Romanórum. Die Germanen legten den Hochton unverrückbar auf die wesentlichste Silbe, auf die Stammsilbe: That, thätig, Thätigkeit, Thätigkeitstrieb.“

Weiss S. 2:

„Die Wörter *der Ursprache* hatten die Fähigkeit gehabt, den Haupttou *auf alle möglichen Silben* zu legen, *im Latein und Griechischen* bewegte er sich nur zwischen den *drei letzten*, konnte jedoch ebensogut auf dem *Stamme*, wie auf der *Endung* ruhen: ... *Róma, Románi, Romanórum* ... Sie legten *den Hochton* ein für allemal *auf die* für die Bedeutung *wesentlichste Silbe* ... *That, thätig, Thätigkeit, Thätigkeitstrieb.*“

Mayr-Pischek S. 2:

„Diese zweite oder hochdeutsche Lautverschiebung ist vom alemannischen und bayrischen Boden ausgegangen, drang nach Mitteldeutschland vor, bis ihre Wogen sich an dem starren Felsen niederdeutschen Wesens brachen.“

Weise S. 4:

. . Zunächst beobachten wir sie auf alemannischem und bayrischem Boden, dann drang sie weiter nordwärts nach Mitteldeutschland hinein. . . . bis sich die Gewalt der Wogen an dem starren Felsen niederdeutschen Wesens brach.

Auch im weiteren Verlaufe der Darstellung ist der Zusammenhang mit Weise an wiederholten Anklängen deutlich zu erkennen. Nur noch eine Probe aus dem Schlussabschnitt:

Mayr-Pischek S. 5:

„Wie die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts gegen die Unarten der Sprache trotz mancher Missgriffe erfolgreich ankämpften und fördernd und belebend einwirkten, so ist auch in unseren Tagen ein Verein ins Leben gerufen worden, der „Allgemeine deutsche Sprachverein“, der in einer fruchtbaren, theils verbessernden, theils belebrenden Thätigkeit sich zum Ziele gesetzt hat, die Sprache von allen entstellenden Auswüchsen zu reinigen und so die Sprachrichtigkeit und Sprachschönheit wieder zu erlangen. Überall beseelt ihn der ernste Wille, ‚das Sprachgewissen zu rühren und das Sprachbewusstsein wachzurufen‘.“

Weise S. 32:

„Umso freudiger ist es zu begrüßen, dass neuerdings ein Verein ins Leben gerufen worden ist, ... der Allgemeine deutsche Sprachverein . . . von allen entstellenden Auswüchsen reinigen . . . Sprachrichtigkeit und Sprachschönheit . . . Aber dieser mehr abwehrenden und verbessernden Thätigkeit geht eine belehrende . . . zur Seite . . . Überall beseelt ihn der ernste Wille, das Sprachgewissen zu rühren und das Sprachbewusstsein wachzurufen.‘“

Auch die Grammatik macht gelegentlich wörtliche Anlehen aus Weise.

Mayr-Pischek S. 7:

„Im allgemeinen sind die Consonanten weniger beweglich als die Vocale . . . haben doch sp und st in der Regel sogar der Lautverschiebung getrotzt.“

Weise S. 134:

„Im allgemeinen sind die Mitlaute weniger beweglich als die Selbstlaute . . haben doch p und t, wenn sie mit s zu sp und st verwachsen waren, in der Regel sogar der Lautverschiebung getrotzt.“

Schwieriger ist der Nachweis in den übrigen Theilen der Grammatik zu erbringen. Ich habe die feste Überzeugung, dass ein großer Theil dessen, was die Verff. bringen, durch geschickte, hie und da freilich auch ungeschickte Striche aus Krauses Grammatik losgeschält worden ist. In einzelnen Partien, wo Krause allzusehr von der gewöhnlichen Darstellung des Gegenstandes abweicht, wurden auch den heimischen Grammatiken Concessionen gemacht. Hier nur einige Proben.

Mayr - Pischek S. 8:

„Die Wortarten 1—4 heißen Nomina, die Wortarten 6—9 Partikeln. Das Nomen und das Verbum erleiden bei ihrer Verwendung im Satze gewisse Veränderungen ihrer Form, die beim Nomen Declination, beim Verbum Conjugation genannt werden. Die gemeinsame Bezeichnung für beide Arten der Veränderung heißt Flexion oder Biegung. Die Partikeln erleiden bei ihrer Verwendung im Satze keinerlei Flexion.“

Krause S. 21:

„Die Wortarten 1—5 nennt man gemeinsam Nomina (Namen), die Wortarten 7—10 heißen Partikeln. Das Nomen und das Verb erleiden bei ihrer Verwendung im Satze gewisse Veränderungen ihrer Form. Die Formveränderung des Nomens wird Declination genannt, die des Verbs heißt Conjugation; die gemeinsame Benennung für beide Arten der Änderung ist Flexion oder Beugung. Die Partikeln erleiden bei ihrer Verwendung im Satze keinerlei Flexion.“

Mayr - Pischek S. 47:

„Die Bewegung (Frage „wohin“?) ist entweder dem Standpunkte des Redenden zugewandt (Annäherung) oder abgewandt (Entfernung). Jenes Verhältnis wird durch das Wort „her“, dieses durch das Adverb „hin“ ausgedrückt.“

Krause S. 195:

„Die Bewegung ist entweder dem Standpunkte des Redenden zugewandt (Annäherung) oder von demselben abgewandt (Entfernung). Jenes Verhältnis wird durch das Adverb her, dieses Verhältnis durch das Adverb hin ausgedrückt.“

Mayr - Pischek S. 49:

„Die Adverbia des Grundes antworten auf die Frage „warum?“ oder „wozu?“ Die wichtigsten sind die mit Präpositionen gebildeten Pronomina, wie „meinetwegen, euretwillen, deswegen“ u. a., sowie „warum, darum, weshalb, darnach, darob, worüber, darüber“ u. a.

1. Warum hast Du dies gethan? . .,. 3. Der König darob sich verwundert schier.

Anmerkung. Die Adverbia, welche einen Casus regieren, werden zu Präpositionen, die Präpositionen ohne abhängigen Casus werden zu Adverbien."

Krause S. 199 f.:

Die Adverbia des Grundes.... antworten auf die Frage warum? oder wozu? Die wichtigsten von ihnen sind: meinetwegen, ... euretwillen, deswegen...

Beispiele: Warum hast Du dies gethan? .... Der König daroh sich verwundert. (Schiller.)..............
.... Im übrigen wird das Adverb, welches einen Casus regiert, zur Präposition, wie umgekehrt Präpositionen ohne abhängigen Casus wiederum Adverbia werden.

Noch ein paar Beispiele aus der Syntax.

Mayr-Pischek S. 53:

Drittes Buch. Satzlehre. (Syntax.)

§. 57. Die Satzlehre oder Syntax beschäftigt sich mit der Verbindung der einzelnen Redetheile zu Sätzen, sowie mit der Verbindung einzelner Sätze zu höheren syntaktischen Einheiten.

Ein Satz ist der Ausdruck eines Gedankens durch Worte. Jeder Satz enthält nothwendig zwei wesentliche Bestandtheile, die zu einem Urtheile verbunden werden. Diese beiden Bestandtheile heißen Subject .. und Prädicat.

Krause S. 220:

Drittes Buch. Satzlehre.

§. 238. Die Satzlehre oder Syntax beschäftigt sich mit der Verbindung der einzelnen Redetheile zu Sätzen, sowie mit der Verbindung einzelner Sätze zu Perioden. (Satzgefügen und Satzverbindungen..)

Ein Satz ist der Ausdruck eines Gedankens durch Worte. Jeder Satz besteht daher wenigstens aus zwei Begriffen, welche zu einem Urtheile verbunden werden.

Mayr-Pischek S. 64:

1. Das Adverbiale steht in der Regel vor dem Worte, das es näher bestimmt; nur wenn letzteres eine einfache Verbalform ist, so steht das Adverbiale hinter demselben....

2. Tritt das Adverbium an die Spitze des Satzes, so muss dieser invertierte Wortstellung erhalten....

3. Wenn mehrere Adverbien zu einem Worte gehören, so steht gewöhnlich zuerst die Zeitbestimmung, dann die Ortsbestimmung und als letzte das Adverbiale der Weise: Das Andenken an den Geburtstag Schillers ist am 10. November 1859 in ganz Deutschland mit großem Glanze gefeiert worden."

Krause S. 241 f.:

I. Das Adverbial steht in der Regel vor dem Worte, zu dessen Umkleidung es dient. Nur wenn das letz-

tere eine einfache Form des Zeitworts ist, folgt das Adverbial hinter demselben.

II. Ein Adverbial kann an die Spitze des ganzen Satzes treten, nur muss der Satz dann die invertierte Wortstellung erhalten.

III. Unter mehreren zur Umkleidnng eines Wortes dienenden Adverbialien nimmt das Adverbial der Zeit gern die erste, das Adverbial der Art und Weise gern die letzte Stelle ein.

Beispiele: Das Andenken an den Geburtstag Schillers ist am 10. November 1859 in ganz Deutschland mit großem Glanze gefeiert worden.

Ich könnte die Zahl dieser Stellen leicht um ein Ansehnliches vermehren; wer sich für die Sache interessiert, möge selbst vergleichen.

Die anderen Abschnitte des Buches scheinen mir alles Lob zu verdienen, weniger die Stilistik, mehr die Metrik und Poetik. Hervorzuheben ist, dass die Herausgeber hier vielfach neue Bahnen zu eröffnen bemüht sind. Freilich wird man sich die Frage vorlegen müssen, ob alles, was z. B. in der Poetik mitgetheilt wird, wirklich in ein Schulbuch gehört. Die Herausgeber haben es unter anderem unternommen, Scherers Poetik für die Schulzwecke auszumünzen. Auch aus diesem Buche sind große Partien auszugsweise herübergenommen worden. Den Schluss machen umfangreiche Bücherlisten, wie sie in der letzten Zeit öfters geboten worden sind. Hätte ich nur den zweiten Theil des Buches zu besprechen gehabt, so würde ich ihm mehr Beachtung geschenkt haben. Man wird es begreiflich finden, wenn ich die Lust dazu verloren habe.

Dr. Th. Matthias' Kleiner Wegweiser durch die Schwankungen und Schwierigkeiten des deutschen Sprachgebrauchs. Für österreichische Schulen bearbeitet von Dr. M. Manlik. Leipzig, Fr. Brandstetter 1898. VII u. 152 SS.

Manliks Bearbeitung des bekannten Buches beschränkt sich im wesentlichen auf die Umsetzung in die österreichische Orthographie. Einige belanglose Abänderungen bedeuten eine Concession an die Terminologie und Eintheilung unserer Schulbücher. Leider sind die Beispiele zum großen Theile den Zeitungen entnommen, die unseren Schülern doch noch ferne liegen. Im übrigen gilt von dem Buche das, was wir seinerzeit über das Original selbst in dieser Zeitschrift gesagt haben.

Der Gebrauch der Zeitformen im conjunctivischen Nebensatze des Deutschen. Mit Bemerkungen zur lateinischen Zeitfolge und zur griechischen Modusverschiebung. Von Otto Behaghel. Paderborn, Schöningh 1899. IX u. 216 SS.

Die zuerst im Jahre 1878 erschienene Schrift des Verf.s (85 SS.) erscheint hier so gründlich umgearbeitet und erweitert,

s ein neues Buch (216 SS.) gelten kann, weshalb er
vermieden hat, die vorliegende Auflage als Neu-
bezeichnen. Die Einleitung verbreitet sich über die
und Methode der syntaktischen Forschung und sucht
e, die sich der Verf. gestellt hat, abzugrenzen. (S. 8.
ist ein Goethe spricht in seinem 'Schatzgräber' von den
n Lage', was weder poetisch, noch deutsch ist." Statt
ber' muss es natürlich heißen 'Todtentanz'. Aber auch
ickweise möchte ich vertheidigen, sie entspricht ganz
ie des alten Goethe. „In Lage", worin geistreiche Com-
i sogar einen Ortsnamen gesucht haben, heißt so viel
lie in Reih' und Glied daliegenden Gräber". Goethe will
allerdings gesuchte Wendung das „Typische" des Kirch-
Ausdruck bringen.) Er will „untersuchen, inwieweit im
eine mechanische Regelung der Conjunctive des Neben-
ich dem Tempus des Hauptsatzes bestanden hat, auf
eise sie zu erklären ist, welches Schicksal sie dann im
r deutschen Sprache gehabt hat".

s erste Buch (S. 19—159) ist den „Thatsachen" ge-
zunächst denen der älteren Zeit (bis etwa zum 15. Jahr-
Für das Lateinische wie für das Deutsche gelten folgende
Wenn im Hauptsatz und im Nebensatz sich präsentisches
und präteritales Tempus gegenüberstehen, so wird damit
eine Verschiedenheit der beiden Zeitsphären zum Ausdruck
." „Wird aber ein solcher Gegensatz nicht beabsichtigt,
bei präsentischem Hauptsatz im Nebensatz der Conjunct.
bei präteritalem der Conj. Praet.: das ist die echte „Con-
temporum".

nsichtlich der neuhochdeutschen Zeit scheidet der Verf.
i den Mundarten und der Schriftsprache. „Die heutigen
en haben keine Ahnung mehr von der altdeutschen Regel
folge; sie besitzen überhaupt im abhängigen Satze nicht
i beiden Conj. des Praes. und des Praet. . . Und zwar
r größere Theil des Gebietes nur den Conj. Praet. auf;
der Fall im Niederdeutschen, im mitteldeutschen Sprach-
and in den fränkischen Mundarten des Oberdeutschen.
wendet das Alemannisch-Schwäbische ausschließlich den
s Praesens an. Das Bayrisch-Österreichische ist zwie-
mit einem Theile seines Bodens schließt es sich dem
des Praesens, mit einem anderen dem des Praeteritums an."
rliche und unsichere Resultate gewann die Untersuchung
ren Mundarten, da der Verf. hier zumeist auf die drama-
iteratur des 16. Jahrhunderts mit ihren zahlreichen Dialect-
angewiesen war. „Drama und Lyrik aber bewegen sich mit
in parataktischer Rede."

Für die Schriftsprache fand Behaghel seinen vor zwanzig Jahren
aufgestellten Satz durch die Untersuchung eines umfangreichen

Materials bestätigt: „dass in den zu einem Verbum sentiendi oder declarandi gehörenden Nebensätzen, sowie in den Absichtssätzen der Conj. *Praes.* gewählt wird". „Er trifft nur für diejenigen Verbalformen zu, in denen seine Anwendung nicht durch besondere Rücksichten beeinträchtigt wird, nämlich für die, die sich deutlich von den Formen des Indicativs unterscheiden. Das ist durchgreifend nur bei der 3. Pers. Conj. Sing. der Fall." Wo Indic. und Conj. zusammenfallen, wählt das Nhd. den Conj. Praet. (Ausnahme: das Verbum sein). Schriftsteller, die dem alemannischen Sprachgebiete angehören, verwenden gelegentlich auch im Plur. die Formen des Praesens, z. B. Hauff. Einzelne Formen sowie einzelne Satzarten bedürfen einer gesonderten Bestimmung. Interessant ist die Durchmusterung des Sprachgebrauches verschiedener Schriftsteller. Bei wissenschaftlichen Autoren zeigt sich im entscheidenden Falle (3. Pers. Sing.) fast ausschließlich der Conj. Praes. Wo sich der Conj. Praet. findet, hat die angestammte Mundart des Schriftstellers mitgewirkt. Bei den Vertretern der schönen Literatur ist die Zahl der Ausnahmen etwas größer. Es gibt Schriftsteller, die nicht selten in den in die Erzählung eingelegten Reden und Briefen den Conj. Praet. anwenden (P. Heyse, Wilbrandt, Rosegger usw.). Für die ältere neuhochdeutsche Zeit ist die Untersuchung wieder schwieriger: in den Pluralformen gelangt der Conj. Praet. zu fast ausschließlicher Herrschaft, in der 3. Pers. Sing. erringt der Conj. Praes. nach und nach das sehr entschiedene Übergewicht. S. 146 bis 157 registriert B. die Zeugnisse der Grammatiker.

Das zweite Buch (S. 160 ff.) befasst sich mit der Erklärung der Thatsachen.

Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogischen Psychologie und Physiologie. Herausgegeben von H. Schiller u. Th. Ziehen. II. Bd., 4. Heft: Studien und Versuche über die Erlernung der Orthographie. In Gemeinschaft mit Lehramtsassessor Heinrich Fuchs und Lehrer August Haggenmüller veröffentlicht von Herman Schiller. Berlin, Verlag von Reuther u. Reichard 1898. 63 SS.

Der Verf. tritt zunächst den Klagen entgegen, „dass fin de siècle es mit der deutschen Orthographie schlechter bestellt sei als je". Er verweist auf frühere Zeiten (Luther, Goethe). „In früherer Zeit waren der Einzelne und das Publicum in den Anforderungen an die Rechtschreibung lange nicht so genau, man kann auch sagen, lange nicht so pedantisch wie heute." Das erklärt sich aber aus der fortgeschrittenen Organisation unseres Schulwesens. Die Orthographie ist an sich etwas Nebensächliches. Für den Schullehrer, der darauf zu sehen hat, dass die Schüler richtig schreiben, wird sie zu einer Hauptsache. Auch die Schwierigkeit der Erlernung ist heute geringer als früher. Der Verf. spricht nun über die hier einschlagenden psycho-physiologischen Fragen. „Leider verkennt man heute noch vielfach, dass an der Erlernung

echtschreibung nicht nur beide Sinnesgebiete (Ohr und Auge) gleichmäßig betheiligt werden müssen, sondern dass sie allein r noch gar nicht ausreichen." Hemmnisse für die Erlernung Orthographie auf dem Wege vom Mund zum Ohre sind die he Aussprache der Laute und die Inconsequenz in deren Be-nung. Eindrücke auf den Gesichtssinn haften rascher, sind r weniger treu. (Selbst der Lehrer wird, wenn er corrigiert, h die Fehler der Schüler unsicher.)

An diese Erörterungen schließt sich eine Kritik des Buches Lay, Führer durch den Rechtschreib-Unterricht. Karlsruhe 1897 auch Lay, Grundfehler im ersten Sprachunterricht. Karlsruhe 7). Lay hat es unternommen, auf dem Wege des Experiments sicheren Resultaten zu gelangen. Aber „es werden physio-ische Theorien und Erklärungsversuche einfach als feststehende tsachen betrachtet, ohne dass sie solche sind, und die Ver-e lassen wesentliche Momente außeracht, können also das nicht eisen, was sie sollen". So übernimmt er die Resultate von ickers Untersuchungen über die motorischen Sprachvorstellungen r allem aber die von ihm daraus gezogenen, viel zu weit-enden und einseitigen Schlüsse" (vgl. dazu die Schriften von llet, Dodge, Hoppe, Eggers, Charcot, Kussmaul). Schiller be-ündet dagegen die Ansicht: Diese motorischen Sprachvorstel-ngen haben für die Erlernung der Orthographie nur einen be-chränkten Wert. — Die Versuche Lays sind nicht einwandfrei. r hat nach Schiller den Fehler begangen, „dass er sinnlose Wörter construierte und nun deren Wirkung auf das kindliche Be-wusstsein prüfte. Er schaltete dabei gerade den Hauptfactor aus, der bei dem Erlernen der Orthographie in Wirkung tritt, die That-sache, dass mit dem Wortbilde auch ein Complex von Vorstellungen verbunden ist, der die Aufnahme und Aneignung des Wortbildes nicht nur erleichtert, sondern auch dessen Reproduction ganz wesentlich bedingt." (Aus demselben Grunde, möchte ich hier hinzufügen, habe ich für den orthographischen Unterricht an der Mittelschule, der ja wieder andere Grundlagen hat, als der an der Volksschule, stets die Ansicht vertreten, dass zusammenhängende Erzählungen zu orthographischen Zwecken den Einzelnsätzen vor-zuziehen sind. Wenn der Lehrer zunächst vorliest und dann dictiert, sind die Resultate aus begreiflichen Gründen ungleich besser als bei Einzelnsätzen, die dem Schüler, namentlich wenn es Citate aus Schriftstellern usw. sind, nichts mehr sind als leerer Schall.) Schiller hat deshalb zur Prüfung und Ergänzung der Lay'schen Versuche mit wirklichen deutschen und lateinischen Wörtern an-stellen lassen. Die Resultate werden auf S. 23—59 mitgetheilt. Sie ergaben, „dass die von Lay mit sinnlosen Wörtern angestellten Versuche zu mannigfach anderen Ergebnissen führten als die mit wirklichen, sinnvollen Wörtern der Mutter- oder einer fremden Sprache veranstalteten." Die Lay'schen Vorschläge zu einer Reform der

Orthographie-Erlernung sind also nicht unwiderleglich begründet. Worauf hat also der Unterricht zu sehen? 1. Vom ersten Anfang an nicht nur richtig sprechen (Lehrer), sondern auch die Kinder in sprachphysiologischer Weise richtig erziehen. 2. Lesen: „es muss darum zur Regel werden, jedes neue, dem Kinde entgegentretende Wort zuerst nach seinem Inhalt und dann nach seiner sprachlichen Erscheinung (Lautieren, Anschreiben an die Wandtafel, Abschreiben) ins Auge zu fassen. Das Dictieren an sich besitzt für die Erlernung der Orthographie einen sehr geringen Wert, es erhält diesen erst durch die ihm vorhergegangene Übung und Befestigung der Wortbilder bis zu völliger Sicherheit. 3. Abschreiben ist in allem Anfangsunterricht eine der förderlichsten Veranstaltungen, je mehr es gelingt, ein aufmerksames Abschreiben herbeizuführen. Darum ist auch die Luftschreibebewegung (Lesen oder Hören mit Schreibebewegungen) von so großem Werte, weil sie bei richtiger Behandlung ohne intensive Aufmerksamkeit sich gar nicht ausführen lässt.

W i e n. Franz S p e n g l e r.

Geschichte der englischen Literatur. Von Bernhard ten B r i n k. Erster Band. Bis zu Wiclifs Auftreten. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage, herausgegeben von Alois B r a n d l. Straßburg, Verlag von Carl J. Trübner 1899, XX u. 520 SS. Preis Mk. 4·50.

Die englische Literaturgeschichte ten Brinks, die nun, 22 Jahre nach dem Erscheinen der ersten Auflage, in einer zweiten vorliegt, ist ein so wohlbekanntes und hervorragendes Werk, dass es hier einer Charakteristik seines Inhaltes nicht bedarf, zumal da dieser im wesentlichen der gleiche geblieben ist wie früher. Es genügt, einige Worte darüber zu sagen, inwiefern die neue Ausgabe, die sich auf dem Titel als eine vermehrte und verbesserte ankündigt, sich von der ersten unterscheidet.

Neu hinzugekommen ist vor allem ein längerer, 67 Druckseiten umfassender Anhang, bestehend aus zehn größeren und kleineren Abhandlungen ten Brinks, die er früher zumeist schon in englischer Sprache als Anhang zu Kennedys Übersetzung seines Werkes, den ersten (Fragment über altenglische Literatur) als Beitrag zu Pauls „Grundriss der germanischen Philologie“ anderswo veröffentlicht hatte. Die gewandte Rückübersetzung der englisch geschriebenen Abschnitte rührt von dem Verleger des Werkes her, der demselben als weitere erwünschte Bereicherung auch ein genaues Namen- und Sachregister hinzugefügt hat.

Was die Verbesserung des Werkes betrifft, so hat der Herausgeber sich bemüht, bei möglichster Schonung des ursprünglichen Textes, mit demselben die Resultate der neueren Forschung zu verschmelzen. Im ganzen ist ihm dies in anerkennenswerter Weise gelungen, wenn es auch u. E. zweckmäßiger gewesen wäre, selbst an solchen Stellen, wo ein tieferes Eingreifen noth-

wendig erschien, wie z. B. bei dem am stärksten umgeänderten Abschnitte über Kynewulf und den von ihm verfassten oder ihm zugeschriebenen Dichtungen, den Text des Werkes unberührt zu lassen und die neueren, doch noch keineswegs in allen Fällen als unumstößlich sicher anzusehenden Forschungsergebnisse in längeren oder kürzeren Anmerkungen mitzutheilen, anstatt das umgekehrte Verfahren einzuschlagen, die Ansichten jüngerer Gelehrten in den ten Brink'schen Text, dessen eigene Auffassung aber, wie dies gelegentlich geschehen ist, in die Anmerkungen zu verweisen.

Ein weiterer Unterschied von der ersten Auflage besteht darin, dass der Herausgeber die Titel der besprochenen Denkmäler- und die Autornamen durchgehends mit gesperrter Schrift gedruckt und dadurch das Werk äußerlich übersichtlicher und leichter benutzbar gemacht hat. Demselben praktischen Zwecke sollen auch die Hinweise auf die am leichtesten zugänglichen Ausgaben der einzelnen Schriftwerke dienen, doch hat Brandl, ähnlich wie vor ihm auch ten Brink in den seltenen Fällen, in denen er die Textausgaben überhaupt citiert hatte, die Büchertitel leider meistens so unvollständig und ungenügend mitgetheilt, dass sie jenen Zweck theils nur sehr mangelhaft, theils gar nicht erfüllen können.

Der Druck und die Ausstattung des Werkes ist vortrefflich und dabei die Preisstellung desselben nahezu um die Hälfte des früheren Preises reduciert, so dass die Anschaffung dieses wichtigen und unentbehrlichen Hilfsmittels für das Studium der englischen Philologie nun jedem Jünger dieser Wissenschaft möglich sein wird.

Wien. J. Schipper.

Die Kyburg, die Stammburg Heilwigs, der Mutter Rudolfs von **Habsburg.** Eine geschichtliche Erinnerung zum fünfzigjährigen Regierungs-Jubiläum Kaiser Franz Josephs I. von Josef Langl mit 52 Abbildungen und fünf Heliogravuren. Wien 1898. Alfred Hölder, k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler. 116 SS.

Seiner historisch-topographischen Beschreibung der Habsburg, die auch in unserer Zeitschrift angezeigt worden ist, hat Herr Prof. Langl eine Darstellung der Kyburg, der Stammburg der Mutter Rudolfs von Habsburg, folgen lassen. Der Verf. beschreibt zuerst die Lage dieser Burg, die von den 150 Burgen des heutigen Cantons Zürich allein noch übrig ist und stolz von der waldumsäumten Höhe in die weiten Gaue hinabschaut. „Sie ragt als Wahrzeichen einer verklungenen, halb sagenhaften Zeit in die moderne, bewegliche Welt hinein, und weihevolles Waldesrauschen webt den Zauber stiller Romantik um die geschichtlich ehrwürdige Stätte. In geheiligter Ruhe liegt sie abseits der lärmenden Verkehrsstraßen, welche die Landschaften nach allen Wind-

richtungen durchkreuzen, wohl rings umschlungen vom Schien
netze, aber doch so ferne der pustenden Locomotive, dass
schriller Pfiff den kreisenden Aar hier nicht mehr verscheuch

In dem Abschnitte „Geschichtliches über die Kyburg“ fü
uns der Verf. zunächst in die vorhistorische Zeit zurück, geden
dann der Vermuthungen über die ersten Besitzer der Kyburg u
spricht ausführlich von jenem Grafen Werner, der als tre
Freund des Herzogs Ernst mit diesem seinen Untergang
Schwarzwalde fand. Die Kyburg war damals von König Konrad
zerstört worden, wurde aber bald nachher abermals aufgebaut u
spielte wieder eine geschichtliche Rolle. Die neuen Kybur
Grafen gelangten zu einem außerordentlichen Reichthum und A
sehen: über 70 Rittergeschlechter, deren Burgen von der Kybu
aus sichtbar waren, bildeten ihr Dienstgefolge; sie standen
allen mächtigen Nachbarn in verwandtschaftlichen Beziehunge
der Kyburger Hartmann IV. vermählte sich mit Margareta,
Tochter des reichen Grafen Thomas von Savoyen, und Hartman
Schwester Heilwig wurde die Gemalin Albrechts von Habsbu

Verhältnismäßig ausführlich behandelt der Verf. *die Üb*
nahme der Kyburgischen Güter durch Rudolf von Habsburg u
dessen Kämpfe, durch welche die Festsetzung der Macht d
Hauses Savoyen in der Schweiz verhindert wurde. Auch die weite
Geschichte der Kyburg ist von großem Interesse, soll aber hi
nicht verfolgt werden. Die Burg gelangte in das Eigenthum d
Stadt Zürich, wurde 1835 von dem Grafen Sobanski, 1865 v
dem kunstsinnigen Oberstlieutenant Pfau und 1889 von Herrn Edua
Bodmer von Goldbach-Küssnach erworben. Der letztere nahm ein
durchgreifende Erneuerung der Burg vor. Wie diese jetzt *aussieh*
zeigt der Verf. in dem reizend geschriebenen Abschnitte „Rund
gang durch die Kyburg“. Es sei hier nur erwähnt, dass *He*
Bodmer auch die alte Kapelle, die lange Zeit anderen Zwecke
diente, zur Freude aller Geschichts- und Kunstfreunde wiede
hergestellt hat, so dass sie mit ihrem alten Bilderschmuck ein
Sehenswürdigkeit der Schweiz bildet. Im Schlusscapitel beschreib
der Verf. die Reichskleinodien, die einige Zeit in der Burgkapell
aufbewahrt wurden und heute den Haupttheil der Schatzkamme
des Allerhöchsten Kaiserhauses bilden. 57 durchaus tadellos *aus*
geführte Bilder tragen zum Verständnisse des Textes bei: einig
zeigen die ganze Burg, andere Theile derselben, so den Bankett-
saal der Landvögte, den Rüstsaal, den Rittersaal, die Burgkapelle.
den Römerthurm, die Wandgemälde der Kapelle, die Reichs
kleinodien u. a.

Langls Darstellung der Kyburg steht seinem früheren Werke,
der Beschreibung der Habsburg, würdig zur Seite: beide *Schriften*
verdienen einen Platz in jeder Bücherei, vor allem in der Bücher-
sammlung jeder österreichischen Mittelschule.

Graz. F. M. Mayer.

ie dentsche Karl-Ferdinands-Universität in Prag unter der Regierung Sr. Majestät des Kaisers Franz Joseph I. Prag, Verlag der J. G. Calve'schen k. u. k. Hof- u. Universitätsbuchhandlung (Josef Koch) 1899. 4°. 492 SS.

Dieses Buch ist nach demselben Plane wie die im vorhergehenden ahrgang dieser Ztsch. S. 238 ff. angezeigte Geschichte der Wiener niversität verfasst. Während aber in der Darstellnng der Geschicke der udolfina ausführliche historische Einleitungen bei den einzelnen facultäten vorangehen, beschränken sich die Verfasser des Prager Werkes auf ganz kurze summarische Angaben. Doch sind naturgemäß die einzelnen Etappen bis zur Errichtung der tschechischen Universität im Jahre 1882 entsprechend hervorgehoben. Ebenso fehlt hier jene ausführliche Schilderung über die Universitäten im allgemeinen, die Zimmermann zum Verfasser hat; dafür steht hier SS. 482—492 ein sehr verdienstliches Namenregister, das wir in dem Wiener Buche schmerzlich vermissten.

Was nun die einzelnen Facultäten betrifft, so muss speciell von der theologischen (SS. 57—87) rühmend die Fürsorge hervorgehoben werden, die sie auf die Heranbildung neuer Lehrkräfte verwendet hat. Sie dürfte in dieser Hinsicht unter ihren Schwestern in Österreich eine rühmliche Ausnahme bilden. Ebenso muss betont werden, dass ihre Mitglieder ausnahmslos literarisch thätig waren und es auch noch sind.

Die drei anderen Facultäten litten nicht unbeträchtlich unter einem zu starken Lehrerwechsel; viele Professoren, u. zw. oft Größen ersten Ranges, betrachteten die Prager Hochschule nur als Durchgangsstation. Infolge dieser vielen Vacanzen waren wichtige Lehrkanzeln nicht selten längere Zeit unbesetzt. Hier sei nur zum Belege auf die Juristen Brinz, Esmarch, Unger etc., und auf die Mediciner Hyrtl, Told, Hering etc. verwiesen. Die Residenzstadt Wien hat auf die Prager Lehrer eine starke Anziehung ausgeübt. In letzter Zeit mögen auch die oft unerquicklichen nationalen Verhältnisse an dieser Sehnsucht, von Prag fortzukommen, zum Theil Schuld sein (vgl. S. 31 f.). Trotzdem hat aber die Prager Hochschule stets eine hervorragende Stellung unter den heimischen Universitäten eingenommen, wie deren vorliegende Geschichte auf jeder Seite beweist. Die größte Bedeutung kommt wohl der Lehrkanzel für Gynäkologie (S. 320 ff.) zu; spricht man ja geradezu von einer Prager Schule der Frauenheilkunde.

Die philosophische Facultät hat auf dem Gebiete der Disciplin, deren Namen sie führt, seinerzeit die Führung in Österreich übernommen; denn von ihr gieng der Siegeslauf der Herbartischen Lehre aus. Ebenso besitzt sie in Willmann einen tonangebenden Vertreter der Pädagogik, an dessen Institut (S. 392) eine Reihe bedeutender Lehrer herangebildet wurden. Doch wer wollte alle bedeutenden Männer aufzählen, die an dieser Facultät

lehrten und noch lehren? Man müsste ja fast den ganzen e sprechenden Abschnitt (SS. 381—467) abschreiben. Leider v misst man hier eine Schilderung des geistigen Lebens in Pr um das Jahr 1848, das doch damals bekanntlich in Böhme Hauptstadt viel lebhafter pulsierte als in Wien.

Ferner enthält das Buch ein Verzeichnis der Rectoren (S. 1 und der Decane der einzelnen Facultäten (S. 471 f.) währe dieses Zeitraumes. Wir werden dann noch (SS. 37—53) über d Frequenz der Universität, die Zahl der Promotionen und die Wo fahrtseinrichtungen (Stiftungen, Mensa academica und Studente heim) unterrichtet.

Einen herrlichen Schmuck des Buches bilden 17 tre liche Abbildungen, unter denen die neu errichteten naturwisse schaftlichen Institute der philosophischen Facultät besondere E wähnung verdienen.

Die Schulgeschichte hat allen Grund, dem akademische Senate der Prager Universität für das soeben besprochene Bu dankbar zu sein; Österreich darf mit berechtigtem Stolz auf d Hochschule in der Hauptstadt Böhmens blicken, deren große Bede tung durch eben dieses Buch in das richtige Licht gesetzt wurd

Wien. Dr. Karl Wotke.

Quido Jöndl. Geographische Kartenskizzen. Anleitung zum En werfen derselben nebst aphoristischer Behandlung des geographische Stoffes. Für die Schulpraxis und zum Selbststudium für Prüfung candidaten entworfen. 1. Theil: Österreich-Ungarn. Verlag Wien G. Freytag & Berndt. Preis K. 1·40.

In dem Büchlein bietet der Verfasser in 17 Blättern Skizzen des österreichischen Alpengebietes, des Stromgebietes der Donau und der einzelnen Kronländer, des österreichischen Eisenbahnnetzes, Wiens als Handelsmittelpunkt und schließlich schematische Umrisse der Kronländer zur Förderung des Gedächtniszeichnens. Der Verf. legt besonderes Gewicht darauf, durch ein System von Hilfskreuzen in Abständen zu je drei cm (an der Tafel etwa drei dm) die Hauptumrisse in jeder beliebigen Größe richtig wiederzugeben und eine richtige Beurtheilung der Entfernungen zu erzielen, da diese Abstände immer eine gewisse Kilometerzahl vorstellen.

Den Kartenbildern sind Aphorismen angeschlossen, in denen das Wichtigste über Oro- und Hydrographie, Klima, Producte, Geschichte, Industrie und Verkehr, Nationalität u. a. zusammengestellt ist, um, wie das Vorwort sagt, Prüfungscandidaten das zeitraubende Nachschlagen im Buche zu ersparen.

Ich will mich über die Kartenskizzen im allgemeinen ganz unumwunden aussprechen. Die Karte zu skizzieren, ist gewiss ein vortreffliches Mittel, sie ins Gedächtnis zu bekommen, wenn man sie — selbst nach der Karte anfertigt; doch soll die Skizze nicht

n die Stelle der Karte treten. Den Schülern freilich wäre es quemer, eine Skizze nachzuzeichnen, statt sie sich selbst nach r Karte zu entwerfen[1]).

Mit der Zeichnung der Gebirgskämme bin ich nicht überall verstanden. Um nur ein Beispiel hervorzuheben: warum ist der erf. in der Darstellung der Zillerthaler Alpen von der Zeichnung ıklars[2]) abgewichen? In den Aphorismen gibt der Verf. auch amenerklärungen, doch hätte er sich an die halbwegs sicheren utungen halten sollen. Die Namenerklärung ist ein Feld, auf m berühmte Namenbändiger einander gar scharfe, wenn auch blutige Gefechte liefern, wie z. B. Steub sich einmal lustig sdrückt[3]). Der Verf. des vorliegenden Büchleins gibt zum Brenner ıss die Erklärung nach Zeuss bren = Berg. A. Jäger[4]) und H. iepert[5]) erklären den Namen nach einer Inschrift eines römischen riumphbogens von den rhätischen Breonen, wieder anders, hausıcken modern, Chr. Schneller als Berg der Kohlen- (oder auch chnaps?-) Brenner. Ebenso viele verschiedene Erklärungen haben ıch Bregenz, Friesach und andere Namen schon gefunden. Bei ınchem Namen ließe sich leicht eine Geschichte seiner Erlärungen von den ältesten Zeiten an zusammenstellen. Sehr hrreich hierüber ist Müllenhoffs deutsche Alterthumskunde II über utsche Flussnamen und Eglis Nomina Geographica (2. Auflage 1893), wo auch bei jedem Artikel die einschlägige Literatur verichnet ist[6]). Angesichts solch wuchtiger Gelehrsamkeit, wie sie ıns in diesen Werken entgegentritt, nimmt es sich sehr ergötzlich ıs, wenn wir z. B. auch Rosegger auf solch gefährlichen Steigen egegnen; so leitet er in seinen „Wanderungen durch Steierark" Gstatterboden davon her, dass hier die Gesäuse machende Enns wieder „stad" (stille) wird. Mir kommt hier unwillkürlich er Schulz im Gedichte „das grüne Thier und der Naturkenner" on Aug. Kopisch[7]) in den Sinn, „der jeglich Ding erklären kann, er kennt und nennt es keck und kühn, kein Creatur ist ihm zu grün, zu grüne, zu grüne!"

---

[1]) Ich halte es darum für pädagogisch nicht richtig, solche Skizzen in ein Lehrbuch aufzunehmen, wie es z. B. in der Geographie Österreich-Ungarns von Fr. M. Mayer geschehen ist: überdies sind die Skizzen n diesem Lehrbuche weder schön gezeichnet noch fehlerlos.

[2]) Ergänzungsheft Nr. 32 der Petermannischen geographischen Mittheilungen.

[3]) Zur Namen- und Landeskunde der deutschen Alpen. Nördlingen 1885.

[4]) „Über das rhätische Alpenvolk der Brenni od. Breonen". Sitzungsbericht der kais. Akademie der Wissensch. XLII. Bd. (1863).

[5]) Alte Geographie und Leitfaden der alten Geographie.

[6]) Nicht zu vergessen: Dr. Fr. Umlauft, Geogr. Namenbuch von Österreich-Ungarn (Wien, Hölder).

[7]) Werke I, 255 (Ausgabe 1856).

Nach dieser Abschweifung sei nur noch darauf hingewiesen, dass die Skizzen von Jöndl fein gezeichnet sind und dass die Verlagsbuchhandlung das Büchlein sehr nett ausgestattet hat.

Wien. A. Mayr.

Bilderbogen für Schule und Haus, **herausgegeben von der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien, den Schulbehörden empfohlen vom k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht mit Erlass vom 9. Jänner 1897, Z. 31968/97. Serie 1—3.**

Unter den zahlreichen Versuchen, für die Schule bildliches Anschauungsmaterial zu schaffen, verdient der, den gegenwärtig die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien unternimmt, das regste Interesse. Er imponiert vor allem durch die Großartigkeit seiner Anlage. Das Unternehmen ist auf ungefähr 500 Bogen berechnet, die in Serien zu je 25 erscheinen. Und von diesen 500 Bogen werden acht Ausgaben veranstaltet, die den erklärenden, mitunter recht umfangreichen Text in der deutschen, tschechischen, polnischen, italienischen, ruthenischen, kroatischen, slovenischen und rumänischen Sprache darbieten. Also ein Werk, das für alle Völkerstämme der im österreichischen Reichsrathe vertretenen Länder berechnet ist. Wenn Eines, wird schon der Gedanke an die mit der Durchführung eines so complicierten Unternehmens verknüpfte Unsumme von Arbeit auch den zum Wohlwollen nicht geneigten Beurtheiler lehren, dass er in den „Bilderbogen für Schule und Haus“ eine großangelegte, ernste Action vor sich hat.

In ihrem ungeheuren Rahmen wollen sich die Bilderbogen auch einen entsprechend großen Wirkungskreis erwerben. Sie wollen nicht allein der Schule zugute kommen, sondern auch in das Haus, in die Familie dringen als ein Volksbildungsmittel, das die Eignung besitzt, bei der Generation der Erwachsenen die oft brachliegende Lernlust wieder neu zu beleben und zwischen den geistigen Interessen von Jung und Alt ein engeres Band zu knüpfen.

Die Befähigung, diesen beiden Zwecken gleichzeitig zu dienen, ein Mittel für die Schulbildung und die Volksbildung zu werden, erhalten die Bilderbogen dadurch, dass sie das bildliche Anschauungsmaterial in künstlerischer Form bieten. Die künstlerische Gestaltung des bildlichen Anschauungsmateriales ist geradezu eine befreiende That und ein Hauptverdienst des neuen Unternehmens der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst. Die Übelstände, die der Hamburger Schulmann H. Wolgast in einem 1896 erschienenen Buche „Das Elend unserer Jugendliteratur“ an dem Schriftthum, das für die Jugend alljährlich in Massen auf den Markt geworfen wird, so eindringlich gerügt hat, gelten auch für die meisten Bilderbücher und Bilderbogen. Mit wenigen Ausnahmen, die man an den Fingern herzählen kann, hat die Kunst in Deutschland und Österreich in den letzten Decennien für das empfänglichste

lter nichts gethan und versäumt, die Jugend zu den ästhetischen Anschauungen und Empfindungen der Erwachsenen heranzuziehen. Während in England die bedeutendsten Künstler sich in wohlverstandenem Interesse für die künstlerische Bildung des Volkes mit systematischem Eifer auf diese Aufgabe werfen, überlässt man bei uns die Herstellung der Bilderbücher für die Jugend einer im großartigsten Maßstabe betriebenen gewerbsmäßigen Fabrication, deren Erzeugnisse zum größten Theile auf einer erschrecklich niedrigen Stufe stehen, entweder schon in der Form oder, was noch schlimmer ist, durch die Vereinigung künstlerischer Trivialität, Plattheit und Alltäglichkeit des Inhaltes mit technischer Vollendung der Reproduction. Die Nachtheile dieser Machwerke sind für die ästhetische Erziehung wo möglich noch bedeutender als die der Literatur, an deren Producten die Jugend in ihrer Lesewuth so viele Mußestunden vergeudet. Denn während der Theil der jungen Generation, der die Mittelschulen besucht, in der Lectüre der Classiker einen literarischen Läuterungsprocess durchmacht, erfährt er, da die Organisation der Mittelschulen keinen festen Angriffspunkt dazu bietet, kaum eine nennenswerte künstlerische Veredelung, und so treten, namentlich in der Provinz, viele junge Männer in das Leben mit einem Geschmack, der am Struwelpeter und Consorten großgezogen wurde und dann in den illustrierten Witzblättern seine Nahrung erhält. Es ist höchst erfreulich, dass ein so bewährtes Institut wie die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst gegen alle diese Übelstände mit einer großen Action zu Felde zieht, und doppelt erfreulich, dass die Unterrichtsverwaltung sich mit ihr vereinigte und den neuen Bilderbogen Eingang in die Schulen zu verschaffen sucht, wo sie in den Dienst der intellectuellen Bildung gestellt werden sollen, um nebenher, spielend und von selbst die ästhetische Bildung zu fördern. Da die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in allererster Reihe die künstlerische Seite des Unternehmens interessierte, erhielt es selbstverständlich einen ganz anderen Charakter als die Bildermarktware, für die die unreifen Ansprüche der Jugend maßgebend sind. Die „Bilderbogen für Schule und Haus" sind echte, ernste Kunstwerke und wollen nach keinem anderen Maßstabe gemessen werden als dem, nach dem ein geläuterter Geschmack ein Kunstwerk beurtheilt. Dadurch, dass die „Bilderbogen für Schule und Haus" energisch mit dem ungesunden, aber bequemen Principe brechen, das für die Jugend eine minderwertigere Kunst als für die Erwachsenen einführt, sind sie im Stande, auch bei diesen volles Interesse zu erregen, während sonst wohl kein erwachsener Mensch, der auf einer gewissen Höhe der Bildung steht, die für die Jugend bestimmten Bücher zur Unterhaltung und Belehrung in die Hand nimmt.

Und nun denke man an die kunstarmen Provinzen, an den billigen Preis der Bilderbogen, der ihnen ermöglicht, auch dort

einzudringen, wohin kaum eine illustrierte Zeitung kommt, an ihre durch die verschiedenen Ausgaben erreichte Gemeinsamkeit für alle Völkerstämme Österreichs — wird man da nicht die Empfindung haben, dass sie zu einer gewaltigen culturellen Mission berufen und befähigt sind?

Die „Bilderbogen für Schule und Haus“ haben allbekannte Vorgänger in den berühmten „Münchener Bilderbogen,“ die vor mehr als 50 Jahren gegründet wurden. Anfangs auf dem besten Wege ein Volksbildungsmittel großen Stiles zu werden, kamen sie allmählich, namentlich als ihnen die Beiträge des genialen Busch eine ungeheuere Popularität verschafften, immer mehr in das Fahrwasser des Humors, um jetzt in dessen gewaltsamer Pflege ein Schattendasein zu fristen. Die Bilderbogen der Gesellschaft haben vor den Münchnern der besten Zeit vor allem die Systematik und die Planmäßigkeit voraus. Nicht Fragmentarisches soll in ihnen geboten werden; wenn auch jeder für sich ein abgeschlossenes Ganze bildet, sollen sie in ihrer Gesammtheit das vollständige, für die Schule nothwendige bildliche Anschauungsmaterial aus der biblischen Geschichte, der Legenden- und Märchenwelt, aus der Weltgeschichte, der Geographie, dem Thierleben, der Volkskunde und dem Gebiete der technischen Einrichtungen enthalten. Sie folgen dabei nicht einem bestimmten Lehrplane und fassen eine bestimmte Kategorie von Schulen ins Auge, sondern wollen im Principe gewissermaßen ein Sammelbecken sein, aus dem die Volks-, Bürger- und Mittelschulen je nach Bedarf schöpfen können. So weit sie bis jetzt vorliegen, ist allerdings der größte Theil davon nur für das Alter von 11—16 Jahren, also für die mittleren Classen der Mittelschulen brauchbar, während für die Fassungskraft und das Verständnis von Volksschülern meines Erachtens nur die reizenden Darstellungen aus dem Thierleben, die Märchen und Legenden übrig bleiben. Als Unterrichtsmaterial ist das Ganze natürlich nicht früher denkbar, als bis die einzelnen Disciplinen abgeschlossen sind, so dass Atlanten zusammengestellt werden können, was noch eine Reihe von Jahren dauern dürfte. Der Reichthum an bildlichem Material wird es dann vielleicht gestatten, dieses nach den Bedürfnissen der verschiedenen Schulkategorien und Classen und im Anschlusse an die Lehrbücher zu ordnen — wir wünschen nur, dass, wenn alle diese Vorbedingungen erfüllt sind, die Einführung der Bilderbogen in die Schule als Lehrmittel nicht an der festgefügten Organisation der Schule und an der eingeführten Lehrmethode scheitere. Ich bin kein pädagogischer Fachmann, habe aber die Empfindung, dass die Benützung der Bilderbogen beim Unterrichte einschneidende Änderungen der Lehrmethode nach sich ziehen müsste. Damit das Unternehmen der Bilderbogen als berechtigter Anforderer für diesen schweren Preis, den es von der Schule verlangt, auftreten kann, wird es noch manche Unvollkommenheiten, die ihm anhaften, ab-

streifen müssen. Einige, deren Beurtheilung in mein Fach schlägt, möchte ich im Interesse der Sache hier kurz besprechen.

Am zahlreichsten in den bisher erschienenen drei Serien sind die Bogen aus der Geschichte, 39 unter 75. Mit Recht hat man darauf verzichtet, viele große Haupt- und Staatsactionen zu bringen und hat die Culturgeschichte in den Vordergrund gerückt. Wenn man damit der jugendlichen Phantasie nur Bausteine herbeischafft, sie im übrigen aber selbst zu bauen lehren will, bleibt es aber eine ernste Forderung nicht nur der Schule, sondern geistigen Fortschrittes überhaupt, dass nicht verhauene Bausteine mit unterlaufen. Zeitgenössige Darstellungen in directer Nachbildung wären natürlich das historisch sicherste Material für die Charakterisierung von vergangenen Culturzuständen, aber abgesehen davon, dass dieses immer spärlicher wird, je mehr man sich von den letzten Jahrhunderten entfernt, sollten die Bilderbogen ein einheitliches künstlerisches Gepräge, das Gepräge unserer Zeit tragen. Dafür nun, dass die modernen Reconstructionen dem Stande unseres Wissens entsprechen und nicht alte Irrthümer mitschleppen, muss eingehende fachmännische Anleitung der Künstler und strengste Prüfung ihrer Vorlagen Gewähr bieten. Der hingebungsvolle Eifer, mit dem sich die bei den Bilderbogen beschäftigten Künstler in ihre Aufgaben vertiefen, verdient im allgemeinen das höchste Lob. Einen Bogen aber wie den, den Hunnen gewidmeten (Nr. 11) wird niemand ernst nehmen — das ist das gelindeste, was man darüber sagen kann. Das „Wohnhaus der romanischen Bauweise“ ist durch Übertragung von Formen und Details der kirchlichen Architektur auf das bürgerliche Haus vollkommen verfehlt. In der „romanischen Klosteranlage“ ist das große Steinkreuz in der kleinen Mönchszelle ein Unding und der Reliquienschrein in der Abtei ebenso unmöglich. Anachronistisch tritt der moderne Albanese in der Türkenbelagerung von 1683 auf. Zu mehr phantasievollen als historisch treuen Gestaltungen wurden die Künstler bei einzelnen Bogen schon durch das ihnen gestellte Thema genöthigt. Dass jemand so neugierig sei, zu erfahren, wie die Lebensführung der Bauern gerade im 12. Jahrhundert war, möchte ich sehr bezweifeln, entschieden aber, dass wir zu ihrer bildlichen Darstellung genügend Anhaltspunkte besitzen, und so müssen wir Herrn O. Friedrich unsere Anerkennung für die Geschicklichkeit zollen, mit der er sich durch hübsche landschaftliche Scenerien mit harmloser Staffage aus der Affaire zog. Strenge Beschränkung auf das nach dem heutigen Stande unseres Wissens glaubwürdig Darstellbare wird aber in noch höherem Grade nothwendig sein, wenn man zur Herstellung der Bilder aus dem Alterthume schreitet. Dabei muss unbedingt ein Fachmann die Leitung haben und Detail für Detail mit den ausführenden Künstlern durchgehen. Und auf die Bilder aus dem Alterthume wird besonders das Gymnasium das größte Gewicht legen, wenn es überhaupt auf die „Bilderbogen für

Schule und Haus“ reflectieren soll. Schon jetzt macht sich in d
Darstellungen aus der Geschichte eine gewisse Monotonie u
Gleichförmigkeit, eine zu weitgehende Ausbeutung einzelner Epoch
wie z. B. des dreißigjährigen Krieges fühlbar, während ande
historisch ebenso wichtige unberücksichtigt bleiben. Der Mang
einer leitenden Hand, die mit wissenschaftlicher Sachkenntnis d
Wesentliche vom Unwesentlichen scheidet, macht sich auch dar
bemerkbar, dass auf vielen Bogen, nicht nur denen aus der G
schichte, zu viel Bildchen vereinigt werden. Weniger wäre
mehr. Wie die Künstler entlastet würden, wenn sie sich auf d
Wichtigste beschränken dürften, könnten sie dieses selbst in eine
größeren Maßstabe bringen. Dann könnten sie aber auch da
verhalten werden, das Ganze wie jedes Detail mit einer Deutlich
keit zu zeichnen, die der strengsten Prüfung standhielt, währe
sie jetzt nicht selten zu malerischen Verlegenheitsmitteln Zuflucl
nehmen müssen. Um dieses Gesetz einer strengen, deutlichen, natü
lichen Zeichnung, das bei den Bilderbogen elementare Geltung hab
müsste, da diese auf künstlerisch ungeübte Augen Rücksic
zu nehmen haben, kümmern sich überhaupt manche Künstler g
nicht, wie z. B. der geniale Schwaiger, dessen Darstellungen doc
wenigstens an und für sich interessant bleiben, während ande
gesuchter Wirkung zu Liebe zu ganz inhaltslosen Resultate
kommen, wie Tomec mit seinen total uncharakteristischen An
sichten von Prag und R. Bernt mit einer Gegenüberstellung vo
Alt-Wien und Neu-Wien, die so nichtssagend wie nur möglich ist
Indessen alle diese Ausstellungen wurden von mir nur *gemacht*
weil jedem, dem die Bedeutung des Unternehmens klar geworde
ist, die Verpflichtung obliegt, darauf zu dringen, dass es *sich*
immer mehr vervollkommnete. Über die Mängel hinweg sieht ma
gern und mit herzlicher Freude auf die Vorzüge der „Bilderboge
für Schule und Haus“. Eine große Anzahl hervorragender Künstle
Österreichs hat sich ihnen mit Schöpfungen eingestellt, die z
dem Besten gehören, was je der Jugend in die Hand gelegt wurde.
Die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst hat ihr artistisches
Pflichtgefühl bei der Herstellung der Bilderbogen auch in *gering-*
fügigen, dem Laien gleichgiltigen Details bewiesen und doch
möglich gemacht, dass die schwarzen wie die köstlichen farbigen
Blätter um wenige Kreuzer zu haben sind. Und der Staat widmet
dem Unternehmen fürsorgliche Aufmerksamkeit und lässt ihm seine
Unterstützung angedeihen. Wir wünschen, dass dieses Zusammen-
wirken die Bilderbogen für Schule und Haus zu gedeihlichem Ab-
schlusse führen möge. Dann wird das Ausland das berühmte *öster-*
reichische Schul- und Bildungswesen um eine große That mehr
zu beneiden Ursache haben.

Breslau. Dr. Karl Masner.

Abhandlungen zur Geschichte der Mathematik. 8. Heft. Zugleich Supplement zum 42. Jahrgang der „Zeitschrift für Mathematik und Physik". herausgegeben unter der verantwortlichen Redaction von Dr. R. Mehmke und Dr. M. Cantor. 13. Supplementband. Mit 3 Tafeln u. 45 Figuren im Texte. Leipzig, Druck u. Verlag von B. G. Teubner 1898.

Auch der vorliegende Band der „Abhandlungen zur Geschichte der Mathematik" enthält sehr bemerkenswerte und wertvolle Aufsätze. In der Abhandlung „Über eine Algoriemus-Schrift des 12. Jahrhunderts" hat Maximilian Curtze über ein Fragment dieser Schrift, welches von Nagl in Wien veröffentlicht wurde, berichtet und am Schlusse einen Abdruck des Tractates bewirkt. Derselbe Forscher auf dem Gebiete der Geschichte der Mathematik berichtet im weiteren über eine anonyme Abhandlung aus dem 15. Jahrhundert, welche den Titel führt: *„De inquisicione capacitatis figurarum"*. Die Abhandlung ist der Handschrift der kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München entnommen. Die auf Gegenstände der planimetrischen Flächen-, der stereometrischen Oberflächen- und Volumsberechnung bezugnehmende Abhandlung wird allgemeinerem Interesse begegnen. Es ist unentschieden, ob der Schreiber der Handschrift Magister Rheinhardus de Vurm der Verf. derselben ist; jedenfalls zeigt er sich in der Trigonometrie recht bewandert.

Prof. Ferdinand Rosenberg, schon längst als gründlicher Kenner der Geschichte der Physik bekannt, veröffentlicht eine Abhandlung über die erste Entwicklung der Elektrisiermaschine, welche — wie ziemlich sicher angenommen werden muss — von dem Leipziger Professor Hansen im Jahre 1743 ihren Ausgang genommen hat. Die vollkommenste Elektrisiermaschine dieser Zeit ist die von Gordon construierte und in dessen „Versuch einer Erklärung der Elektricität" abgebildete. Die Abhandlung Rosenbergers ist reich mit Originalbildern illustriert worden. Derselbe Autor berichtet über die ersten Beobachtungen über elektrische Entladungen. Zuerst hat sich bekanntlich mit deren Studium Hawksbee beschäftigt und seine Untersuchungen schon im Jahre 1769 veröffentlicht.

Der Straßburger Professor Dr. Simon gibt einen Aufsatz „Zur Geschichte und Philosophie der Differentialrechnung". Über diesen Gegenstand hielt er einen Vortrag auf der Naturforscher-Versammlung zu Frankfurt a. M.

Im folgenden erfahren wir einiges aus der Lebensgeschichte des ungarischen Mathematikers Johann Bolyai auf Grund der Abhandlung von Franz Schmidt. Es wird in diesem Aufsatze dargelegt, in welcher Beziehung der Vater des seltenen Mannes mit Gauss stand, wie der letztere über den „Appendix" urtheilte. Die epochemachende Abhandlung Bolyais gerieth bis 1866 in Vergessenheit, auf sie wurde aber wieder von Professor

Baltzer in den „Elementen der Mathematik“ (1867) aufmerksam gemacht und fand dann von dieser Zeit angefangen die gerechte Würdigung. Bekannt ist den deutschen Mathematikern die Bearbeitung des „Appendix“ in deutscher Sprache von dem Grazer Professor Johannes Frischauf.

Prof. G. Wertheim veröffentlicht eine Abhandlung „Über die Berechnung der irrationalen Quadratwurzeln und die Erfindung der Kettenbrüche“.

Allgemeinem Interesse wird der Aufsatz „Zur Geschichte des Thermoskopes“ von Wilh. Schmidt begegnen. Derselbe Verf. spricht über Heron von Alexandria, Konrad Dasypodius und die Straßburger astronomische Münsteruhr, welche der letztgenannte im Vereine mit anderen geschaffen hat. Es wird in dieser Abhandlung dargelegt, welche Beziehung das Werk des Dasypodius zu Heron hat oder doch wenigstens haben könnte. In der Abhandlung „Heron von Alexandria im 17. Jahrhundert“ zeigt Wilh. Schmidt, in welcher Weise im Verlaufe dieses Jahrhunderts die Schriften und Forschungen Herons anregend und befruchtend wirkten.

Ref. kann auch diesen Band der „Abhandlungen zur Geschichte der Mathematik“, dessen reicher Inhalt nur skizziert werden konnte, allen Freunden der Geschichte der mathematischen Wissenschaften als genussreiche Lectüre wärmstens empfehlen.

Es sei auch im besonderen auf die treffliche Ausstattung und Illustration desselben aufmerksam gemacht.

Die moderne Entwicklung der elektrischen Principien. Fünf Vorträge von Prof. Dr. Ferdinand Rosenberger. Leipzig, J. A. Barth 1898. Preis 3 Mk.

Bei Gelegenheit eines physikalischen Feriencurses für Lehrer an höheren Schulen hat der als Autorität auf dem Gebiete der Geschichte der Physik bekannte Verf. des vorliegenden Buches in Frankfurt a. M. die in demselben enthaltenen Vorträge gehalten; allerdings sind dieselben ergänzt und mit wissenschaftlichen Anmerkungen versehen worden. Der erste Vortrag enthält eine Skizze der Theorien der elektrischen Imponderabilien im vorigen Jahrhundert; es werden in demselben vorzugsweise die Arbeiten von Guericke, Hawksbee, s'Gravesande, du Faye, Nollet, dessen theoretische Anschauungen besonders in Frankreich sehr schnelle Verbreitung fanden, und Franklin gewürdigt. Die Theorie von Franklin verdrängte sehr bald jene von Nollet und auch die von Euler aufgestellte, welcher zur Erklärung der Erscheinungen den Äther annahm, der ursprünglich mit einer elastischen Kraft begabt ist, jedoch die unvermittelte Fernwirkung leugnete. Das Auftreten der dualistischen Theorie von Symmer wird dargelegt und dieselbe der Franklin'schen Theorie entgegengestellt.

Im zweiten Vortrage werden die Theorien der elektrischen Imponderabilien in unserem Jahrhundert erörtert; den Ausgangspunkt bilden die Versuche von Coulomb zur Aufstellung seines elektrischen Grundgesetzes. Dass die Ideen der mit Newton'schen Kräften begabten elektrischen und magnetischen Imponderabilien schon sehr stark in dieser Epoche ausgebildet waren, zeigt das Werk von Cavallo „Theoretische und praktische Abhandlung der Lehre vom Magnet".

Nun wendet sich der Verf. zu den Arbeiten von Galvani und Volta über strömende Elektricität, dann zu den bedeutenden Forschungen von Davy, dessen Abhandlung „Über einige chemische Wirkungen der Elektricität" auch noch heutigentags belangreich ist. Oersted hat, wie der Verf. hervorhebt, schon Ideen angedeutet, die mit den Faraday'schen Vorstellungen über die Art der magnetischen Kraftlinien des elektrischen Stromes übereinstimmen. Die hervorragenden theoretischen Forschungen von Ampère, Green und Gauss, welcher ein Anhänger der Imponderabilien war, aber durch seine Arbeiten geleitet, auf die Erklärung aller physikalischen Erscheinungen durch Bewegung der Materie als ihre gemeinsame Ursache deutlich hinwies, werden in umfassender Weise gewürdigt.

Die Umgestaltung der elektrischen Fundamente erfolgte durch Faraday, der mit vollem Rechte als der Begründer der neueren Elektricitätslehre angesehen werden kann. Im dritten Theile der vorliegenden Schrift wird nun der Lebensgang von Faraday geschildert, dann auf die Entstehung seiner epochemachenden Arbeiten eingegangen. Seine Einführung der Kraftlinien, seine Arbeiten auf dem Gebiete der galvanischen und Magnetinduction, sowie die berühmten Studien in elektrochemischer Beziehung werden in erster Linie besprochen, dann wird auf die Experimente eingegangen, durch welche das specifische Inductionsvermögen der Isolatoren festgestellt werden kann, sowie auf jene Versuche, die zum Zwecke hatten, den Zusammenhang zwischen Elektricität, Magnetismus und Licht festzustellen. Wie bedeutend die von Faraday angenommene „Materialisation der Kraftlinien" in die Anschauungen über das Wirken magnetischer und elektrischer Kräfte eingriff, das hat der Verf. in sehr beredter Weise dargethan. — Auf Grund der von Faraday eingeführten Darstellung und Denkweise konnten und mussten die elektrischen Theorien eine Gestaltung im modernen Sinne erfahren. Was namentlich Maxwell als geistvollster Anhänger der Faraday'schen Ideen gewirkt hat, wird in der eingehendsten Weise gezeigt, und es kann behauptet werden, dass es der Verf. verstanden hat, das Wesen dieser schwierigen Theorie in populärer Weise wenigstens in den Grundzügen dem Leser klar zu machen. Weiter wurde gezeigt, dass die Aufnahme der Faraday-Maxwell'schen Theorie seitens der Physiker eine allgemeine wurde, als Hertz mit seinen berühmten Arbeiten auftrat, die sich

namentlich auf elektrische Schwingungen beziehen und ein klares Licht auf die Ausbreitung der elektrischen Wirkungen warfen. Hertz hat auch durch seine Studien die Anregung gegeben, dass man alle Wirkungen der an die ponderable Materie gebunden erscheinenden Elektricität auf den Äther als wesentliche Substanz zurückzuführen suchte. Dieser Weg wurde von Lodge, dessen „Neueste Anschauungen über Elektricität" besprochen werden, betreten. Auch die von Lodge in so sinnreicher Weise angenommenen mechanischen Analogien werden zur Sprache gebracht. Nach Vorführung eines Gleichnisses bespricht der Verf. in einem Schlussabschnitte die Beziehungen der Elektricität und der fundamentalen Grenzbegriffe der Physik, in dem der Streit der Dynamik und Kinetik, sowie der vorzugsweise von Ostwald vertretenen Energetik berührt wird.

Der Verf. schließt seine sehr lesenswerte, gehaltvolle Schrift mit den Worten: „Es gibt allerdings nur Eine Wahrheit, Ein Ideal, dem wir nachstreben müssen, aber gar manche Wege führen nach diesem Ziele hin und keiner trägt das Zeichen alleiniger Echtheit an sich."

Fragmente aus den Naturwissenschaften Vorlesungen und Aufsätze von John Tyndall. Zweite, autorisierte, deutsche Ausgabe, nach der 8. Auflage des englischen Originals übersetzt von A. v. Helmholtz und E. du Bois Reymond. In zwei Bänden: 1. Bd.: Anorganische Natur. Braunschweig, F. Vieweg u. Sohn 1898.

Zur Vermeidung des großen Umfanges erscheinen diesmal die „Fragmente aus den Naturwissenschaften" in zwei Bänden, von denen der erste die Gesetze und Erscheinungen der Materie, der zweite Probleme behandelt, „bei denen das Materielle mehr oder weniger in das geistige Gebiet übergreift". Tyndall verstand es, sei es dass er Fragen physikalischer Natur, sei es dass er Ergebnisse von wissenschaftlichen Excursionen und Reisen bespricht, oder den Lebensgang berühmter Männer beleuchtet, in hohem Grade anregend zu wirken und sowohl durch den Gehalt seiner Erörterungen als auch durch die Form und Diction derselben den Hörer und Leser zu fesseln. Davon überzeugen wir uns wieder, wenn wir die vorliegenden Aufsätze lesen, ebenso davon, dass es die Eigenschaft Prof. Tyndalls war, die beobachtete Erscheinung sofort mit ihrer Erklärung in den entsprechenden Zusammenhang zu bringen. Dabei weiß Prof. Tyndall in sehr geschickter Weise auch Erläuterungen in populärwissenschaftlicher Weise zu behandeln, die sonst rechnerischer Mittel bedürfen. Durchwegs zeigt sich auch in dem vorliegenden Buche Prof. Tyndall als der eminente Experimentalphysiker, als welcher er uns in allen seinen Werken entgegentritt. Die Bearbeitung und Übersetzung des englischen Originales ist eine in jeder Beziehung gelungene und verständnisvolle.

In dem Aufsatze „Das Grundgesetz der Natur" wird das Princip der Erhaltung der Energie von verschiedenen Standpunkten und auf Grund entsprechender Beispiele beleuchtet. — Sehr umfassend ist die Abhandlung über Strahlung, über welchen Gegenstand Tyndall vor der Universität Cambridge vorgetragen hat. Es wird in derselben über sichtbare und unsichtbare Strahlung, über den Ursprung und das Wesen der Strahlung, über den Äther und die Atomtheorie in ihrer Beziehung zum Äther gesprochen und auf die Erscheinungen der Absorption von strahlender Wärme durch Gase, der Bildung unsichtbarer Brennpunkte, der sichtbaren und unsichtbaren Strahlen des elektrischen Lichtes, der Verbrennung durch unsichtbare Strahlen, der Verwendung der Strahlen eingegangen. Von meteorologischem Interesse sind die Bemerkungen in diesem Aufsatze über den Wasserdampf im Verhältnisse zur Temperatur der Erde. — In einer weiteren Abhandlung bespricht Prof. Tyndall die Beziehungen der strahlenden Wärme zur Farbe und zur chemischen Zusammensetzung der Körper. In dem Aufsatze über neue photochemische Reactionen, worüber Tyndall einen Bericht der Royal Society erstattete, werden auch die Fragen nach der Entstehung der blauen Farbe des Himmels und der Polarisation des Himmelslichtes in streng physikalischer Weise beantwortet. Im innigen Zusammenhange damit stehen auch die Erörterungen der folgenden Abhandlung über den Himmel.

Eine Fülle des Interessanten sowohl vom Gesichtspunkte der Reisebeschreibung als auch vom rein physikalischen Standpunkte aus ist in den beiden Aufsätzen „Reise nach Algier zur Beobachtung der Sonnenfinsternis im Jahre 1870" und über den „Niagara" niedergelegt. Prof. Tyndall forscht überall nach den physikalischen Ursachen, welche geeignet sind, die beobachteten Erscheinungen hervorzurufen, und ist bei seiner Kenntnis der thatsächlichen Verhältnisse und bei seiner großartigen naturwissenschaftlichen Deduction niemals verlegen, eine zweckmäßige Erklärung des Beobachteten zu geben. — In der Abhandlung „Die Strandlinien von Glen Roy" tritt der Verf. einer Erscheinung nahe, die in den schottischen Bergen beobachtet wurde, über welche allerdings schon eine bedeutende Literatur besteht. — In der Abhandlung über die Form der Alpen werden die beiden Theorien der Verwerfung oder Bruchbildung und der Erosion in sehr scharfsinniger Weise auseinandergesetzt und auf Grund der von Tyndall gemachten Beobachtungen miteinander verglichen und gegeneinander abgewogen. Der Vergleich fällt wohl nach den Ausführungen des Verf.s zu Gunsten der Erosionstheorie aus. — Eminent praktisches Interesse ist den „neueren Versuchen über Nebelsignale" zuzuweisen. — In didaktischer Beziehung bemerkenswert ist der Aufsatz, welcher von dem Studium der Physik als Bildungsmittel handelt. In beredeterer Weise

hätte wohl kaum von dem bildenden Werte der Naturwissenschaften im allgemeinen, der Physik im besonderen gesprochen werden können, als es in dieser Abhandlung geschehen ist. — Die folgende Abhandlung über Schieferbildung ist sowohl vom geologischen als auch physikalischen Standpunkte interessant. — Die Vorträge über paramagnetische und diamagnetische Kräfte, über die physikalischen Grundlagen der Sonnenchemie wurden in der Royal Institution gehalten und zeigen ebenfalls deutlich, wie Tyndall auch schwierigere Probleme einem größeren Auditorium in klarer und sachgemäßer Weise vorzuführen vermag. Der Aufsatz „Grundzüge der Lehre vom Magnetismus" ist eine sehr gelungene, in didaktischer Beziehung bemerkenswerte Durchführung dieses Gegenstandes. — Neben den rein physikalischen Abhandlungen über Kraft und über Molekularphysik finden wir noch biographische Aufsätze und Arbeiten, die von der Hochachtung Zeugnis ablegen, welche Tyndall wahrhaft großen Forschern, mögen sie welchem Lande immer entstammen, erwies.

In dem Aufsatze „Leben und Briefe von Faraday" wird dem Genius dieses bedeutenden Forschers der gebührende Tribut gezollt. Den Arbeitern auf dem Gebiete der mechanischen Wärmetheorie, Joule und Mayer, ist in zwei Aufsätzen Beachtung geschenkt worden; wie sich die grundlegenden Ideen bei diesen Forschern entwickelten, ist in überzeugender Weise dargethan worden.

In der vorletzten der gesammelten Abhandlungen „Tod durch Blitzstrahl" zeigt der Verf. an mehreren Fällen, dass es keinem Zweifel unterliegt, dass bei den vom Blitzstrahle Getödteten der Übergang vom Leben zum Tode erfolgt, ohne dass das Bewusstsein im geringsten dabei betheiligt ist. — Seine Ansichten über den Spiritismus legt Prof. Tyndall in der Abhandlung „Geister und Wissenschaft" nieder. Auf Grund eigener, in spiritistischen Sitzungen gemachten Erfahrungen kommt der Verf. zum Schlusse, „dass noch nie ein gemeinerer Betrug über die Schwächen der Menschheit Herrschaft erlangt hat".

Alle in dem Buche enthaltenen Abhandlungen sind allgemein verständlich und werden auf die Leser anregend und fördernd wirken.

Wien. J. G. Wallentin.

C. Kampmann. Die graphischen Künste. Leipzig. Göschen 1898. In Lwbd. 80 Pf.

Wie wenig tief selbst in die Kreise allgemein gut Gebildeter eine nur annähernd genaue Kenntnis der heute zu so hoher Blüte gediehenen graphischen Künste gedrungen ist, kann jeder ehrliche Beobachter aus eigener Erfahrung beurtheilen. Damit nun jeder diese Bil-

ungslücke ausfüllen könne, hat Kampmann, Fachlehrer an der k. k. Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in Wien, in der bekannten S a m m l u n g G ö s c h e n ein Werkchen erscheinen lassen, welches in gedrungener, aber nirgends unverständlicher Kürze, auf etwa 160 Seiten in übersichtlicher und klarer Weise dieses culturell wichtige und für die Bildung unserer Zeit geradezu charakteristische Gebiet in Wort und Bild vorführt. Illustrationsbeiträge haben die berühmten Firmen Edmund Gaillard in Berlin, Albert in München und Schelter & Giesecke in Leipzig geliefert. Von letzterer Firma ist speciell ein sogenannter Dreifarbendruck eines bekannten künstlerischen Placates dem Werkchen beigelegt. Es bedarf schon eines sehr genauen und scharfen Blickes, um in dieser Reproduction ein Erzeugnis der Buchdruckpresse mit Hilfe von nur drei Farbentönen, nämlich der Grundfarben zu erkennen. Aus dem mit vierzig Bildern illustrierten Texte, der in elf Hauptstücke getheilt ist, heben wir von letzteren folgende hervor: Die drei Hauptdruckarten, die Art der Ausführung der Zeichnung für dieselben, Vorgeschichte und Erfindung der Buchdruckerkunst einschließlich der Schriftgießerei und der Stereotypie; die Technik des Holzschnittes, alte und neue Manier, Photoxylographie etc.; Geschichte und Technik der verschiedenen Tief- und Hochätzungsverfahren, der sogenannte Umdruck und die Zinkhochätzung. Für den Gebildeten besonders wertvoll ist dann das Capitel über den Tiefdruck, über die reine Grabsticheltechnik, die Radierung, die Schabkunst, den französischen Kreidezeichenstich und die Aquatintamanier; ebenso das wichtige folgende Capitel über die Geschichte und Technik der Lithographie. Im letzten Hauptstück macht uns der Verfasser mit den p h o t o - m e c h a n i s c h e n Reproductionsverfahren bekannt, welche, ohne Übertreibung gesprochen, eine vollständige Umgestaltung aller Anschauungsbehelfe und Illustrationsmittel hervorriefen. Namentlich dadurch kamen dieselben zu so großer Bedeutung, dass sie mutatis mutandis culturell ebenso wichtige Factoren wurden, als wie vom fünfzehnten Jahrhundert aufwärts die primitivste Form der Reproductionstechnik, nämlich der Holzschnitt. Heute, wo für Massen, nicht mehr für einen engen Kreis von Wissensdurstigen, wo für Millionen solcher das nöthige Material an Bildern aller Art hergestellt werden muss, hat die Erfindung Daguerres die Grundlage abgegeben für die Erfindung und zu ungeahnter Blüte gelangten Ausbildung der sogenannten photo-mechanischen Drucktechniken aller Art. Wir begegnen denselben in Büchern und Zeitungen überall. Um nur einige Namen der wichtigsten Techniken hervorzuheben, führen wir an: die Heliogravure, den Lichtdruck, besonders wertvoll durch die großen Publicationen von Antiken etc., die Photolithographie, Umdruck und directe Verfahren, die Autotypie, den Farbendruck oder die Chromophototypie in seiner einfachsten Form als sog. Dreifarbendruck bis zu den compliciertesten Drucken mit mehr als

zwanzig mit Hilfe sogenannter Lichtfiltern hergestellten Platten und den Ölfarbendruck. **Österreich** und speciell **Wien** gebürt in Bezug auf die modernen Reproductionsverfahren seit dem Anfange der Fünfzigerjahre eine erste Ruhmesstelle. Wir erinnern diesbezüglich an Auer, den Director der Staatsdruckerei in den Fünfzigerjahren und an die heute noch blühende Firma Angerer & Göschl, an das militär-geographische Institut und an die oben genannte Lehr- und Versuchsanstalt; die Erzeugnisse der Firma Angerer & Göschl, die künstlerisch am höchsten stehen, sind in allen Kunstzeitschriften Deutschlands, Frankreichs und Englands als Clichés verwendet. Wir empfehlen die durchaus nicht trocken geschriebene kleine Schrift jedermann auf das beste.

Plastisch-anatomischer Handatlas für Akademien, Kunstschulen und zum Selbstunterricht von Dr. Fritz **Schider**, Maler und Lehrer an der allgemeinen Gewerbeschule und oberen Realschule in Basel. Hundert Tafeln und Text. Groß 4°. Preis Mk. 10. Leipzig 1898, Verlag von Seemann & Co.

Der Verf. dieses Buches verwendet die Abbildungen der von ihm im Jahre 1893 bei E. A. Seemann erschienenen „Plastisch-anatomischen Studien" als Grundlage für diesen Handatlas. Der beabsichtigte Zweck, durch ein reichliches zeichnerisches Anschauungsmaterial zum Verständnis des menschlichen Körpers beizutragen, und **das Interesse für das Studium der äußeren Formen des Menschen bei Kunstjüngern und Laien anzuregen**, scheint nach unseren Erfahrungen erreicht zu sein. Die Muskeltafeln sind in Farbe angelegt, um den Unterschied zwischen Fleisch und Sehne mehr hervorzuheben. Außerdem wurden manche, für die äußeren Formen wichtige Muskelpartien und einige tiefere Schichten berücksichtigt. Dies letztere macht das Werk zum Vorstudium für ein wirkliches Verständnis von plastischen Werken und Gemälden figürlicher Richtung ungemein wertvoll. Die reiche Literatur über Anatomie ist aufs beste benützt, besonders der „Handatlas der Anatomie des Menschen" von Prof. Spalteholz in Leipzig, bearbeitet mit Unterstützung von Prof. His. Als das eigentliche Vorbild für die Anlage und den Gang des Werkes diente das berühmte Buch von Prof. J. Kollmann, „Plastische Anatomie des menschlichen Körpers". Auch für den Text war die letztgenannte Arbeit vorbildlich. Die Verlagsfirma hat alles gethan, um die trefflichen Zeichnungen, sowohl die in Feder als auch die in Kohle und Tusche auf das beste reproducieren und drucken zu lassen. Schider verdankt seinen praktischen anatomischen Studien den Ehrendoctortitel der Universität Basel.

Von Tafel sechs bis inclusive siebzehn werden die Knochen des menschlichen Körpers in verschiedenen Ansichten mit zahlreichen Details sowie den entsprechenden kurzen Erläuterungen im Texte vorgeführt. Die Beschreibung auf den Tafeln selbst ist

eine ungemein klare, und daher beim Selbststudium besonders dankenswert. — Die **Muskellehre geht** von Tafel **achtzehn** an, und beschrankt sich nicht etwa bloß auf ein schematisches Zeichnen der Muskeln, sondern ist vielfach unterbrochen durch Naturstudien, sowohl an Körperdetails als auch an ganzen Figuren. Hier sind auch die Reproductionen von guten Kohlenzeichnungen angefügt, nach männlichen und weiblichen Acten, um den Unterschied zwischen den Formen der beiden Geschlechter und der verschiedenen Lebensalter deutlich zu demonstrieren. Auch die Adern, die für die Formen wichtig sind, können eingehend studiert werden; an sog. Muskelfiguren zu akademischen Studien ist die bekannte Fischer'sche aus Wien, der Bogenspanner von Brenek in Wien, letztere Figur auch in mehreren Details des Armes, der Arm des Roth'schen Kugelstemmers und der borghesische Fechter, letzterer mit Durchzeichnung des Skelettes, zu sehen. Den künstlerischen Schluss des Werkes bildet der todte Christus von Hans Holbein d. J. — Das Werk hat seine Vortheile auch im Unterrichte an Mittelschulen, sowohl im somatologischen als auch ganz besonders im zeichnerischen, und kann dank seiner Vorzüge und im Hinblicke auf seine Billigkeit überall auf das wärmste empfohlen werden.

Handbuch der angewandten Anatomie. Genaue Beschreibung der Gestalt und der Wuchsfehler des Menschen nach den Maß- und Zahlenverhältnissen der Körperoberflächentheile. Von Dr. Ludwig Pfeiffer, Geh. Hof- und Medicinalrath. Mit elf Tafeln und 419 Textabbildungen, wovon 340 Originalzeichnungen. — Leipzig, Verlag und Druck von Otto Spamer 1899.

Dieses 502 Seiten zählende Werk hat die Absicht, nicht nur den Zeichner und Maler, sondern auch dem Arzte und im besonderen dem Turnlehrer Dienste zu leisten. Jede Wuchsform ist als ein gegebenes, einheitliches Ganzes aufgefasst und daher beispielsweise der Einfluss der hängenden Schultern auf die Gestalt des Trägers bis herab zu den Füßen, der Einfluss der Plattfußbildung bis hinauf zum Rücken und zum Kopfe verfolgt. Eine derartige einheitliche Beschreibung der Wuchsformen und Wuchsfehler des nackten und des bekleideten Menschen, sowie seiner bildlichen Darstellungen hat bisher nicht existiert. Jedes überflüssige Ästhetisieren ist dabei glücklich vermieden; sicher wird durch das Werk bei denjenigen, die es studieren, eine unbefangene objective Beurtheilung aller menschlichen Wuchsformen die Folge sein. Seit Jahren wurde an der Herstellung der Textfiguren gearbeitet, u. zw. wie sich der Verf. ausdrückt, „mit wesentlicher Unterstützung von bewährten, anatomisch gut geschulten Künstlern — besonders von Fräulein K. Kemmlein und Herrn O. Herrfurth in Weimar auch durchgeführt". Museumsdirector Hofrath Dr. Ruland in Weimar hat dem Verf. Anregung und Belehrung nach der kunstgeschichtlichen Seite hin

geboten. Nicht zum wenigsten ist dem Verleger Dr. Petersmann in Leipzig für die vornehme Ausstattung und kunstverständige und sachgemäße Mithilfe zu danken.

Das ganze Werk gliedert sich in vier Theile, von denen besonders der dritte (als Proportionslehre) und der vierte (die Wuchsfehler des Menschen behandelnd) von größtem Interesse sind. Der erste Abschnitt des ersten Theiles heißt das ABC der technischen Anatomie. Die vorzüglichen Tusch- und Federzeichnungen der Muskeln und der in die Umrissformen eingezeichneten Knochen sind auf das feinste gearbeitet. Der uns zugewiesene Raum verbietet uns, auf die vielen interessanten Zeichnungen, Autotypien nach Kunstwerken etc. genauer einzugehen. Auf Tafel 2 muss statt „Rom" Florenz gesetzt werden. Ganz neu in einer Anatomie sind die zum Vergleiche herangezogenen künstlerischen Arbeiten bedeutender moderner Künstler. Wir finden zunächst darunter Meunier, Tonaillon und A. Volkmann. Für unsere Leser von besonderem Interesse ist der Vergleich der capitolinischen Venus in Vorder- und Rückansicht mit dem Antinous im museo nazionale in Neapel, ein Vergleich, der auf das prägnanteste auf der Tafel selbst mit wenigen Worten die ganze Antike scharf charakterisiert. Die folgenden Tafeln bringen uns Vergleiche zwischen Dürer und Cranach, Details aus dem „Bade der Venus" und der „goldenen Treppe" von Burne-Jones, aus Max Klingers Kreuzigung und aus dem berühmten Bilde von Franz Stuck „Die Austreibung aus dem Paradiese", endlich Falgnières nackte Porträtstatue der bekannten Tänzerin Cleo de Mérode. — Auch sonst sind im Texte viele bekannte Kunstwerke im Bilde zu Vergleichszwecken angeführt. — Die schöne, groß angelegte und von ganz neuen Gesichtspunkten ausgehende Arbeit Pfeiffers verdient allseitig eingehendes Interesse und wärmste Empfehlung.

Troppau. Rudolf Böck.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Die Schularztfrage[1]).

Die Stellnng des Schnlarztes ist heutzutage hauptsächlich deshalb noch viel umstritten, weil die Competenz dieser Persönlichkeit bislang nichts weniger als scharf umgrenzt ist. Die Wirkungskreise des Hauses, des Haus- und des Amtsarztes, endlich der Schule, und hier wieder des Directors und des Lehrers, berühren einander so innig, dass es oft wirklich schwer ist. die einzelnen Competenzen richtig auseinanderzuhalten; nnd wo dies nicht gelingt, da gibt es Conflicte.

Das Verhältnis zwischen Schule und Haus hat schon früher öfter zu derartigen Conflicten Anlass gegeben; in manchen Punkten ist auch heute noch, wie die Schul- und Disciplinarordnungen zeigen, keine volle Klarheit geschaffen. Ich erinnere an alle jene Fälle, in welchen die Schule in die Beschäftignng des Schülers, welche außerhalb der Unterrichtszeit liegt, regelnd und beschränkend eingreift, z. B. hinsichtlich der Wahl der Arbeits- nnd Erholnngsstunden, des Besuches der Gasthäuser und des Theaters, der Invigilierung der Kosthäuser durch Mitglieder des Lehrkörpers, wobei die Schule, wenn sie nicht im Einvernehmen und Einverständnis mit dem Hanse vorgeht und eben nur warnend oder berathend ihre Stimme erhebt, Gefahr läuft, an ihrem Ansehen arge Einbuße zu erleiden, sobald die Eltern oder die verantwortlichen Aufseher theils aus gekränktem Selbstgefühl, theils aus Unverstand. theils aber geradezu auch in feindlicher Absicht dem Zöglinge die Gelegenheit bieten oder vielleicht gar den Weg weisen, die Schule zu hintergehen oder wenigstens irre zu führen.

Umgekehrt sind die Fälle nicht selten, in welchen das Haus unberechtigter Weise Ingerenz übt auf Maßnahmen der Schule. Dahin gehören alle jene Klagen über ungerechte Behandlung der Kinder, die

---

[1]) Vgl. anch H. Schiller, die Schularztfrage (enthalten in der Sammlung von Abhandlungen ans dem Gebiete der pädagogischen Psychologie und Physiologie).

Versuche, dem Kinde in irgend einer Weise eine Sonderstellung unter seinen Mitschülern zu erringen (z. B. durch Dispensen vom Turnen, vom Zeichnen, von den Handarbeiten, vom Besuche der Schulmesse, etc.) und nicht in letzter Linie die Stellungnahme gerade gegen die verschiedenen Anregungen zur Förderung der körperlichen Gesundheit und Ausbildung, soweit sie von der Schule im wohlverstandenen Interesse für das Wohl der Zöglinge ausgehen. In dieser Beziehung begegnen nicht nur Schulbäder, Jugendspiele, Ausflüge und ärztliche Untersuchungen zweifelreichem Misstrauen oder directer Bekämpfung seitens des Kost- oder Elternhauses, sondern gewisse Eltern wollen es nicht einmal verstehen, wenn die Schule, u. zw. zunächst nicht aus hygienischen, sondern aus erzieherischen Beweggründen, z. B. das Mitbringen eines completen Gabelfrühstückes, bestehend aus Speise und Trank, nicht duldet.

Durch den Ruf nach dem Schularzte, der in erster Linie nicht von den Eltern der Schüler, sondern von den Ärzten selbst erhoben wurde, wurde ein neuer Wirkungskreis zwischen Schule und Haus eingeschoben. Waren schon durch den übermäßigen Einfluss auf die Schule, den die Ärzte für sich in Anspruch nehmen, die Lehrer von vornherein gegen diese neue Einrichtung eingenommen, so erwuchsen derselben auch neue Gegner aus den Reihen der Ärzte selbst, die sich als Hausärzte — hoffentlich nicht nur aus Geldrücksichten — gegen eine übergroße Competenz des Schularztes aussprachen, während das Elternhaus bisher noch eine mehr zuwartende Stellung einnimmt.

Eine Sanierung des gegenwärtigen vielfach unklaren, aber auch unhaltbaren und unfruchtbaren Verhältnisses zwischen den drei in Betracht kommenden Factoren muss also erfolgen, und es können realisierbare und nutzbringende Zustände nur geschaffen werden, wenn wir über Einzelnheiten das Ganze nicht aus dem Auge verlieren und so die Competenzen des Hauses, der Schule und des Arztes sorgfältig abgrenzen, dort aber, wo sie einander berühren oder gar ineinandergreifen, uns gegenseitigen Anregungen nicht verschließen, sondern ein möglichstes Entgegenkommen bethätigen, dabei es aber zu verhindern verstehen, dass Reibungsflächen entstehen, die Neid, Missgunst und Missmuth hervorrufen.

Schon die Bezeichnung „Schulärzte“ weist darauf hin, dass der Thätigkeit des Arztes auf diesem Gebiete gewisse Grenzen gezogen werden müssen, da der Arzt in erster Linie berufen ist, abnorme Zustände zu beseitigen, zu heilen (vgl. medicus, mederi, ἰατρός, ἰάομαι), seien es solche an dem Körper selbst (Krankheiten), seien es solche außerhalb desselben, welche aber geeignet sind, die ersteren hervorzurufen; gegen erstere kämpft der Arzt in seiner Privatpraxis, gegen letztere im öffentlichen Dienste an; immer aber ist, sei es unmittelbar oder mittelbar, zunächst der Körper des Menschen Object der ärztlichen Behandlung.

Die Schule aber ist die Pflegestätte geistiger Bildung; doch nicht nur das Object, sondern auch die Qualität desselben ist ver-



eden. Denn der öffentliche Unterricht und auch die Erziehung, soweit in den Wirkungskreis der Schule fällt, beschäftigt sich mit dem stig normalen Kinde, während Abnormitäten und Fehler auf em Gebiete Gegenstand der Behandlung in besonderen Instituten , über die wir uns hier nicht weiter zu verbreiten haben.

Nun ist es aber allerdings infolge der innigen Wechselwirkung chen Seele und Leib unmöglich, beide Gebiete vollständig zu trennen. n gleich wie jeder erfahrene Arzt nicht nur die geistigen Anlagen, Geistesbeschaffenheit und die Geistesbildung seines Patienten, sondern gewissem Grade selbst das subjective Empfinden desselben für Diae und Behandlung mit in Betracht ziehen wird, so darf auch der egte Schulmann die leiblichen Verhältnisse seines Zöglings nicht eachtet lassen; sie werden, so wie manches andere (z. B. die häusen Verhältnisse) nothwendiger Weise nicht übergangen werden dürfen, n wir richtig individualisieren wollen, denn „Wir erziehen nicht einen st, nicht einen Leib, sondern wir erziehen Menschen".

Aber trotzdem darf die Schule nie und nimmer zu einem Krankene werden, wo es keinen Tag mehr ohne den Arzt geht und wo das ksein zur Regel, das Gesundsein zur Ausnahme gehört. Man hat in dieser Beziehung eben zu sehr in das Einzelne verloren. Die en Specialuntersuchungen, gleichgiltig ob sie der Prüfung der Sehft oder den — immerhin recht einseitigen — Ermüdungsmessungen Schüler galten, beweisen dies zur Genüge und berechtigen vollauf dem Klagerufe: „Man spricht und handelt heutzutage so, als ob wir mit lauter schwindsüchtigen Schülern zu thun hätten!"

Demnach wird in dieser Beziehung die Schule jeder Verantworg hinsichtlich eines nachtheiligen Einflusses auf das körperliche nden ihrer Zöglinge enthoben sein, wenn sie

a) sich möglichst bald nach dem Eintritte der Schüler enntnis verschafft über etwaige Körpergebrechen oder dispositionen derselben, welche beim Unterrichte nicht unbeitet bleiben dürfen (so über Brüche und Gliederabnormitäten verhiedener Art, unregelmäßige Functionen der Ausscheidungsorgane, werhörigkeit und Fehler des Sehorganes, über Herzklopfen, Athemth, Kopfschmerzen, Nasenbluten u. dgl.), sei es durch Mittheilung eitens der Eltern (mündlich oder durch Ausfüllung eines Fragegens), sei es durch ein Zeugnis des Hausarztes, sei es auf und einer von Ärzten in der Schule vorgenommenen ntersuchung;

b) während der ganzen Dauer der Angehörigkeit des öglings zur Anstalt den Körperzustand desselben soweit berwacht, dass sie jederzeit Schüler, die sich unpass ühlen, nach Hause schickt und das Weitere dem Arzte überlässt.

Nur auf diese Weise wird das Recht des Arztes und das gesundheitliche Interesse der Schüler vollauf gewahrt, was nicht der Fall ist, wenn man es dem Lehrer überlässt, dem inspicierenden Schularzte jene

Schüler namhaft zu machen, die nach seiner Meinung einer ärztlichen Untersuchung bedürfen.

Was aber über die genannten zwei Punkte hinausgeht, muss der Machtsphäre des Arztes entrückt bleiben. Denn handelt es sich um Maßnahmen zunächst für das körperliche Wohl (Schuleinrichtung, Lüftung, Heizung, Reinhaltung sämmtlicher Schulräume) oder für die körperliche Ausbildung (Pflege der körperlichen Übungen), so fallen erstere theils in den Pflichtenkreis des Dienstpersonales, theils unterliegen sie der Controle des Lehrers, speciell des Classenvorstandes, bezw. des Directors, während letztere durch einen amtlich als befähigt anerkannten Lehrer zur Ausführung kommen, dessen Wirken einzig und allein der Aufsicht jener Persönlichkeit untersteht, welche die gesammte Verantwortung für die ihrer Leitung anvertraute Anstalt zu tragen hat.

Soweit es sich aber um die sogenannte „geistige Hygiene" handelt, kann auf diesem Gebiete naturgemäß nur das Wort des Lehrers gelten, so lange die Pädagogik als eine Kunst anerkannt wird, welche aufgebaut ist auf den Resultaten der psychologischen Beobachtungen an dem schulpflichtigen Kinde, die einzig und allein angestellt werden können von dem hiefür durch seinen Bildungsgang vorbereiteten, seinem aus innerem Drange gewählten Berufe mit inniger Überzeugung und selbstverleugnender Hingabe treu dienenden Lehrer im jahrelangen, erfahrungs- und abwechslungsreichen normalen Unterrichtsbetriebe, denn „wir stehen in der Praxis vor Mengen ungezählter psychologischer Probleme; wir stehen alle Tage, ja in jeder Minute unserer der Schule gewidmeten Arbeit umgeben von psychologischen Erscheinungen; sie stellen uns immer wieder vor neue Räthsel". Wie also die Schule dem Arzte sein volles Recht nicht verkümmert, wo Fragen der Erledigung harren, die das körperliche Wohlbefinden des Zöglings betreffen, so muss in gleicher Weise billig und recht das Urtheil des Arztes zurückstehen hinter den Wahrnehmungen des Schulmannes auf dem ureigensten Boden seiner Berufsthätigkeit.

Damit aber Arzt und Lehrer einander verstehen und dort, wo es nöthig ist, erfolgreich gemeinsam wirken, sind zwei Forderungen zu erfüllen, in deren Mittelpunkte ärztliches Wissen (Theorie) und ärztliches Können (Praxis) stehen.

1. Den Lehrern muss

a) während ihrer Vorbereitungszeit an der Hochschule ein Interesse eingeimpft werden für Schulhygiene im weitesten Sinne des Wortes, also für Körper- und Geisteshygiene;

b) das Studium dieser Kenntnisse aus verschiedenen Gebieten umfassenden Wissenschaft zur Pflicht gemacht werden, damit sie späterhin in der Praxis ausnahmslos ein offenes Auge für derartige Dinge haben, die zweifellos mindestens ebenso wichtig sind, wie manch andere Seite des Unterrichtsbetriebes, deren Kenntnis dem Lehrer schon lange zur unverbrüchlichen Pflicht gemacht ist.

2. Der Arzt muss im Dienste der Schule seine segensreiche Thätigkeit an einem Orte entfalten, wohin dem Lehrer

ihr Zutritt nur ungern und mit einem gewissen Misstrauen gestattet wird, während es das eigentliche Arbeitsfeld des Arztes ist: im Hause und in der Familie. Würde der Arzt durchsetzen, dass hier die nicht geringen hygienischen Forderungen, welche die Schule theils selbst beobachtet, theils dem Schüler für seine unterrichtsfreie Zeit wiederholt empfiehlt, eingehalten werden, würde er mit Nachdruck und Erfolg die zahllosen Verstöße, die auch in den Familien Reicher und Gebildeter gegen die fundamentalsten Forderungen der Körper-, Geistes- und Gemüthshygiene begangen werden, zu beseitigen bestrebt sein, er würde seinen Beruf erst recht ausfüllen, er fände darin seine volle Befriedigung, ohne in eine fremde Berufssphäre hinüberschweifen zu müssen, und wäre gewiss des innigsten Dankes seitens des Hauses und der unbeschränktesten Anerkennung von Seite der Schule.

Aussig. Dr. G. Hergel.

E. Evers. Auf der Schwelle zweier Jahrhunderte. Die höhere Schule und das gebildete Haus gegenüber den Jugendgefahren der Gegenwart. Berlin 1898. Weidmann'sche Buchhandlung. Pr. Mk. 5 60. VI u. 240 SS.

Als „eine Pädagogik des Kampfes“ kündigt sich dieses Buch an, Fachgenossen, Eltern und Erziehern, Jugend- und Schulfreunden vorgelegt von einem Manne, der selbst mitten im Lehrberufe steht. Auch steht das Buch auf der breiten Grundlage des gegenwärtigen Lebens mit all dem Guten und Üblen, das es bringt, und sucht in wissenschaftlicher Vertiefung Halt und Stand in der Heraushebung des Sittlichen und seiner Werte. M. Evers, Gymnasialdirector in Barmen, hat seinen Bericht, den er auf Grund von 35 Berichten verschiedener Schulen über die Frage: „Welche geistigen und sittlichen Gefahren für die Schüler der höheren Lehranstalten machen sich in der Gegenwart besonders fühlbar und durch welche Einrichtungen und Einwirkungen vermag die Schule denselben entgegenzuarbeiten?“ für die sechste Rheinische Directorenversammlung 1896 erstattete, sammt dem Gegenberichte seines Herrn Collegen Waldeyer zur Buchform umgearbeitet, und wo es der Sache förderlich erschien, hat er seine Überzeugung durch Gewährsmänner des besten Namens, als W. Münch, A. Matthias, O. Jäger, Th. Ziegler u. a. zu erhärten gesucht.

In der Einleitung entwirft der Verfasser ein Gesammtbild der Gegenwart mit ihrem Kraftgefühl und ihrer trotzdem so trüben Resignation, ihrer Culturseligkeit und ihrem dennoch so müden Pessimismus, ihrem Übermenschenthum und ihrer doch so peinlichen Selbstzergliederung. Aller Aufschwung des culturellen Lebens bringt dennoch keine Steigerung des persönlichen Glückes, bei dem geradezu fatalistischen Gefühle der Abhängigkeit von Stoff und Kraft, von Natur-, Gesellschafts- und Verkehrsgesetzen aller Art zeigt sich dennoch eine so ängstliche Scheu vor jeder

bindenden Anerkennung irgend welcher ewigen Sittengesetze und schlechthin giltigen Pflichtgebote, überhaupt vor jeder wirklichen einheitlichen Weltanschauung, jeder ideellen Lebensauffassung, jeder kategorischen Selbstbestimmung. Vor „der Welt der Thatsachen“ und ihren allerdings staunenswerten Enthüllungen verschwindet für zahllose Kinder der Zeit mehr oder weniger die „Welt der Werte“ mit ihren nur geistig wahrnehmbaren Offenbarungen. Und welche Stellung hat die höhere Schule innerhalb dieses Chaos der „modernen Stimmung?“ Die Schule ist nicht Führerin des Zeitalters, sondern kann nur dessen leitenden Ideen folgen; sie erzeugt weder neue Menschen noch neue Gedanken, sie regt nur an zu solcher Zeugung. Ihre Aufgabe ist hiedurch vorgezeichnet: Die Ursachen und Gründe der Jugendgefahren der Gegenwart zu erkennen, den rechten Standpunkt der Beurtheilung zu gewinnen und die Gegenwehr durch Haus und Schule zu suchen. Es hat hier keinen Sinn, mit dem Verfasser all die Gefahren aufzuzählen, welche der Jugend an Leib und Seele aus ihrer Unerfahrenheit aller Orten von Menschen und aus Büchern erwachsen können, auch wird niemand vermeinen, die Schule als Institution oder selbst die Familie als eine Form der Gesellschaft könnte die Gefahren bannen oder die Schäden heilen, wenn nicht der gute Geist, der in ihnen wohnt, in der Person der Eltern und Lehrer lebendig wird. Dieser gute Geist bewährt sich auch weniger durch äußerliche Verbote, Drohungen und Zuchtmittel oder durch bestimmte Einrichtungen äußerer Ab- und Einschließung der Jugend als in innerlicher Herausarbeitung der drei Grundziele: In der einheitlichen Sammlung und Gliederung der Gedanken und Strebungen, damit sie, ob auf verschiedensten Gebieten sich entwickelnd und bethätigend, dennoch immer neu und den Schülern immer bewusster auf den gemeinsam höchsten Endzweck hinauslaufen, Freude zu wecken an Erkenntnis und Anschauung, an Nachempfindung und Würdigung der W a h r h e i t in jeder Richtung; in der Fähigkeit selbständiger A r b e i t, die zur Wahrheit führt, in der allseitigen Kräftebildung und wirklichen Verfügung über diese Kräfte, soweit sie eben im Jugendalter möglich ist; in der Bildung eines Mittelpunktes echten und wirklichen Fühlens auf Grund eines, wenn auch kleinen, doch innerlich festen Besitzes nicht bloß von selbst erworbenen „Kenntnissen und Fertigkeiten“, wie es auf den Zeugnissen heißt, sondern auch — was nicht auf Zeugnissen verzeichnet werden kann und doch fürs Leben ebenso entscheidend ist — von s e l b s t e m p f u n d e n e n W e r t e n, selbstgenossenen Geistesgütern, selbsterrungenen Überzeugungen und Grundsätzen, selbstersehnten und gesteckten Idealen.

Aus den wenigen Gedanken, die wir hier herausgehoben haben, wird von selbst klar, welche Bedeutung in der gesammten Erziehungs- und Bildungsarbeit dem Lehrer erwächst. Soll nun der Lehrerstand als Geistestruppe gegen die Zeitgefahren mobil gemacht werden, so darf Staat und Gesellschaft die Kosten der Mobilmachung nicht scheuen. Aber auch der Lehrer selbst hat von seiner Seite mehr aus sich und dem engen Fachkreise heraus in die übrige gebildete Gesellschaft

hineinzutreten. Nicht kraft seiner Amtsstellung darf er auf wahre Autorität rechnen, sondern ausschließlich auf Grund persönlicher Eigenschaften und Bethätigungen. Und hier entscheiden freilich vor allem Berufsthätigkeit und Berufstreue, Gewissenhaftigkeit bis ins Kleinste, Wahrheit und Selbstlosigkeit, Kraft und Festigkeit, verbunden mit Gerechtigkeit und Wohlwollen, überhaupt mit herzlichem Antheil an der Jugend. Und alles dies muss sich vor der scharfen Beobachtung und Kritik der Schüler tagtäglich neu bewähren. Aber gerade diese kann uns selber auch nur gut thun, unsere Aufgabe nur erhöhen, unseren Stand und unser Berufsgefühl nur heben. Denn gerade diese rein persönliche Bewährung und Selbstbehauptung und der rein persönlich so errungene Erfolg kann und wird, wie zu allen Zeiten, ebenso auch heute noch uns erst die wahre Befriedigung in unserem Berufe verleihen, und sie wird zugleich durch die Freude auch an der heutigen Jugend, durch die unausbleibliche Erfahrung auch ihrer persönlichen Anhänglichkeit und Dankbarkeit uns reichlich für alles entschädigen können, was uns dieselbe moderne Jugend im übrigen an Sorgen und Verstimmungen bereiten mag.

Director Dr. W. Toischer urtheilt über dasselbe Buch folgendermaßen: Der Standpunkt des Verf.s ist im allgemeinen ein verständiger Conservativismus; die Mittel, die in dem so vielseitigen Kampfe angewendet werden sollen, sind zumeist die oft erprobten und bewährten, wenn sie in rechter Weise, weder zu mild, noch zu hart, mit rechter Consequenz angewendet werden. Doch zeigt sich kein starres Festhalten an dem Alten, sondern immer wieder hören wir, wie die veränderten Zeiten neue Arten der Abwehr ihrer Gefahren verlangen. Gar mancher beherzigenswerte Vorschlag und manche bedeutsame Mahnung ist in dem Buche zu finden. Der Verfasser bemüht sich als besonnener und vielerfahrener Schulmann, und so mag das Buch bestens empfohlen sein, wenn man auch die vorgeschlagenen Gegenmittel kaum als völlig ausreichend wird bezeichnen können.

Theobald Ziegler, Die geistigen und socialen Strömungen des neunzehnten Jahrhunderts. Berlin, G. Bondi 1899. 714 S. Preis: Mk. 10.

Wir führen hier ein zweites Werk an, das mit dem eben genannten in seinem Inhalte enge Beziehungen zeigt, und es läge die Versuchung nahe, das umrissene Stimmungsbild des Jahrhunderts durch den volleren Schatten und das hellere Licht, das ihm Th. Ziegler SS. 523—527 zu geben versteht, zu deutlicheren Formen auszugestalten. Aber auch dies eröffnete nur einen Durchblick durch die Gegenwart, welcher den Strom der Zeit in senkrechter Richtung schneidet, und im Grunde genommen ist es vergeblich, den Geist durch ein Bild fassen oder in einer Formel aussprechen zu wollen; um ihn zu verstehen, braucht es seiner ganzen Geschichte. Zieglers Werk verfolgt nun Deutschlands Entwicklung während des neunzehnten Jahrhunderts, es ist der erste Band eines größeren literarischen Unternehmens, an dem

mehrere Verfasser arbeiten, und bildet gleichsam die Einleitung zu einer Geschichte des deutschen Volkes auf allen Gebieten und in allen Äußerungen des Lebens. Der Philosoph nimmt zuerst das Wort, und aus Büchern nicht allein, wiewohl die Probleme und Ideen, die eine Zeit bewegen, in ihnen fortleben, glaubt er zur Beurtheilung des Jahrhunderts den Stoff zu finden; der Geist spricht nicht nur in Worten, er spricht auch in Thaten, und die That rückt den Menschen in seinem Wollen und Vollbringen mehr in den Vordergrund. An der schwierigen Frage, die sich hier erhebt, ob große Menschen Producte ihrer Zeit oder ob die Gestaltung der Welt um sie her ihre Producte und sie die Schöpfer und führenden Geister derselben seien, kann der Geschichtschreiber vorübergehen; für ihn sind die großen Männer des Jahrhunderts die großen Buchstaben, in denen wir deutlich lesen können, was ihre Zeit will und was dieselbe im Innern bewegt; die Zeit versteht darum nur, wer ihre großen Männer versteht. Zieglers Darstellung hat demnach ein vorwiegend individualistisches Gepräge, und es hat das Buch neben der vortrefflichen Ausstattung an Papier und Druck zur Beigabe die Bilder von Goethe, Schleiermacher, Wilh. Humboldt, Hegel, Heine, D. Fr. Strauß, Friedrich Wilhelm IV., Rob. Mayer, Schopenhauer, Bismarck, Lassalle, Karl Marx und Nietzsche erhalten.

Den gleichsam uferlosen Stoff sucht der Verfasser nach den deutlich auftretenden Strömungen zu sondern und in größere Abschnitte zu fassen. So zeichnet er die Weltanschauungen, die vom achtzehnten in das neue Jahrhundert hinüberleiten, die Aufklärung und den Classicismus, die Romantik gilt zum Beginn des Jahrhunderts als „die Moderne“, neben den theoretischen Begriffsconstructionen über Natur und Recht in der Schelling'schen und Hegel'schen Philosophie werden die Werte jener objectiven Mächte selbst, des Staates und der Sitte, des Volksthums und der Religion durch den Gang der Weltgeschichte zum Bewusstsein gebracht, die Menschen jener Zeit lernen wieder an den Wert dieser Güter glauben. Deutschland erhebt sich in den Befreiungskriegen aus seiner Erniedrigung, die Julirevolution in Frankreich zittert in der deutschen Literatur nach (1800—1830), und es ist bezeichnend für den deutschen Geist, dass erst die literarische und philosophische Schilderhebung an die Reihe kam, ehe sie im Jahre 1848 auch politisch wurde und zur Revolution führte; eine Periode der Kritik geht dem Versuch voran, die Gedanken in Thaten umzusetzen (1830 bis 1848). Auf den stürmischen Völkerfrühling folgt die Periode der Reaction. Die Naturwissenschaften nehmen einen ungeahnten Aufschwung, der Materialismus, Darwinismus, Pessimismus kennzeichnen die literarischen Strömungen, und über das Trümmerfeld der Philosophie ertönt der Ruf: „Zurück zu Kant!“ In der Feier des Schillertages 1859 bricht der deutsche Idealismus in seinem gesunden Kerne hervor, er ist sittlich und stark, die Herkunft vom kategorischen Imperativ Kants hat ihn gestählt. Über eine Spanne von sechzig Jahren hinweg reicht der große Idealist dem noch größeren Realisten Bismarck die Hand

… guten Bunde (1848—1871). Die politischen Ereignisse führen zur …dung des Kaiserreiches, der Culturkampf jedoch lässt die Zerklüf… im deutschen Volke sehen, und die seit Jahrzehnten auch in Deutsch… vorhandene socialistische Unterströmung drängt sich an die Ober…. Mit dem socialen Leben berühren sich der Antisemitismus, die …strebungen der Agrarier und die Frauenfrage. Gegen die nivellierende …denz des Socialismus erhebt sich der Individualismus, in Poesie und …st ist ein platter Realismus Mode geworden (1871—1900). Aber auch … Sinn für Wirklichkeit und Wahrheit hat etwas Gutes, er lenkt den …ck von allem Jenseitigen als dem Ewigen und Unfassbaren hinweg … der Welt und dem Leben zu. In seiner Arbeitsamkeit und Rast…igkeit liegt das Erfreuliche an unserem Jahrhundert. In diesem Kampfe … Dasein die Hände in den Schoß legen, ist der sichere Untergang. … ewigen Frieden, den Himmel auf Erden wird auch das zwanzigste …hundert nicht bringen, darauf hat uns das neunzehnte vorbereitet … der Fülle seiner äußeren Kriege und seiner inneren Gegensätze. …ber eines haben wir allzu wenig gelernt, und darin haben wir dem …tehnten gegenüber sogar erhebliche Rückschritte gemacht: wir … in diesen Kämpfen auch innerlich streitbarer, hin und her unduld…er geworden. Wenn unsere Jugend den Kampfesmuth und den …pferen Wahrheitssinn von heute verbinden wollte mit dem toleranten Geiste der Aufklärung, so würde das zwanzigste Jahrhundert nicht noth…dig friedlicher sein müssen als das neunzehnte, aber den Ruhm, ge…cht zu sein auch gegen den Gegner und ihn zu verstehen und gelten … lassen in seiner Eigenart, würde es dann vor dem unsrigen voraus …ben. Diese Duldsamkeit entspricht dem deutschen Geist, und der … sich doch immer wieder auf sich besinnen und aus allen roman…tischen Verdunkelungen und politischen und religiösen Verirrungen zu …ne besseren Selbst zurückkehren. Noch immer gilt das Wort Hegels, … die Geschichte ein Fortschreiten sei im Bewusstsein der Freiheit. Frei sind aber nur die, die tapfer sind und milde zugleich — tapfer, … sich nicht in Fesseln schlagen zu lassen und es aufzunehmen mit … Leben, milde, um andere zu verstehen und über dem Trennenden … das menschlich Einigende zu vergessen, und darum ist Goethes …ne Menschlichkeit schließlich doch das Ziel, dem wir zustreben. An … Geschlechte, das heute jung ist, ist es, diesem Ziele näher zu …men, als wir Menschen des neunzehnten Jahrhunderts ihm ge…wesen sind.

Prag. Dr. Anton Frank.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Herder über das Declamieren.

Auf Anrathen Herders hatte Karl August von Sachsen-Weimar die Ausbildung des Erbprinzen Karl Friedrich in der Latinität und der deutschen Grammatik dem Philologen Böttiger anvertraut. Diese Wahl war eine vortreffliche. Bötticher stand in verdientem Ansehen, nicht nur als Gelehrter von reinstem classischen Geist und humanistischem Geschmacke, sondern auch als ausgezeichneter Pädagog und gewandter Schriftsteller. Was er an seinem Zögling auszusetzen hatte, war eine gewisse Schüchternheit und der Mangel an richtigem Selbstvertrauen im öffentlichen Auftreten, während er sich zuhause hie und da mehr herausnahm, als man ihm zumuthen mochte. Als ihn der Herzog einmal fragte, warum er den Eltern nicht so wie dem Doctor Böttiger aufs erste Wort folgsam sei, erhielt er zur Antwort: „Ja, diesen fürchte ich, Euch fürchte ich nicht so.“ Damit bekam die bisherige Erziehungsweise ein ernstliches Notabene. Bis dahin war sie von der Mutter und ihren Hofdamen geleitet worden. Da war natürlich alles nur Liebe und Sanftmuth. Dieses letztere wäre immerhin recht und gerathen gewesen, würde der Mensch von Natur so trefflich geartet sein, wie man mit Rousseau geraume Zeit hindurch annahm und sich darnach auch auf dem Gebiete der Erziehungskunde benehmen zu sollen glaubte.

Herzog August beschloss, hier Wandel zu schaffen, selbst auf die Gefahr hin, einen kleinen Hauskrieg heraufzubeschwören. „Zu langes und zu ängstliches Isolieren der Kinder“, schrieb er an Herder, „an sich vielfach vom Übel, ist es unter der Botmäßigkeit der Frauen umsomehr, weil neben der Altklugheit und Unnatur, die es im Gefolge hat, eine eigenthümliche Art feinerer Unwahrheit die fast unausbleibliche Frucht davon sein muss. Als weiteres, besonders hemmendes Anhängsel solcher Erwachsenen, die durch übertriebenes Isolieren um die Gemeinsamkeit des kindlichen Daseins unter Jugendgenossen gebracht worden waren, ist mir wiederholt das vorgekommen, dass sie Kindereien und Unarten dann in späteren Jahren nachholten, nachdem die Kinderschuhe längst schon ausgetreten sein sollten. Bei manchem sind die akademischen Flegeljahre nichts anderes als ein solches Nachholen der zu sehr verkümmerten Tölpeljahre, und wohl uns, wenn es damit abgemacht ist und das Versäumnis nicht noch schlimmer nachwirkt .... “

Der Herzog war daher gewillt, den Prinzen in die anregende und belehrende Umgebung von Gelehrten, Literaten und Künstlern zu bringen, an denen damals auf Weimars Boden kein Mangel war, und ihn den Abendunterhaltungen dieser ausgezeichneten Männer beizuziehen. Es

könnte nur von Vortheil sein, meinte er, wenn der Prinz gelegentlich in diesen Kreisen Proben seines Wissens und Könnens ablegen würde. Um die rechte Offenheit und Freimüthigkeit im Auftreten zu befördern, möchte es gut sein, consequent auf die Angewöhnung hinzuarbeiten, Gelesenes und Auswendiggelerntes im Familien- und Freundeskreise vorzutragen. „Was ist überhaupt Ihre Erfahrung und Ihr Urtheil über Einübung kunstmäßigen Vortrages, d. h. über das sogenannte Declamieren?“ befragte er Herder.

Dieser brachte unverweilt eine kurze, gutachtliche Äußerung zu Papier, die im angeregten Fragepunkte lautete: „Das Urtheil, dass durch das Declamieren sittlich bildend gewirkt wird, hat meinen Beifall, wäre es auch nur, um das Vorurtheil zu widerlegen, als habe diese Kunst eher einen schädigenden Einfluss, wie man auch schon gesagt hat. Und es ist etwas Wahres an diesem Vorurtheil Gar leicht ist es, dass eine wenn auch unbewusste Unwahrheit, in die der Declamierende verfällt, die zwar meist durch Übertriebenheit und Unnatur sich rächt, dennoch aber, wo angeborener oder anerzogener Geschmack und Takt sie zu verschleiern weiß, unter der Decke fortwuchert und sogar auf das sittliche Wesen störend einwirken kann. Dass dem so sei, hat sich mir durch die Wahrnehmung bestätigt, dass redliche, schlichte Naturen, die jede Übertreibung und Unwahrheit anwidert, meist einen schlechten Vortrag haben, indem sie aus erklärtem Widerwillen gegen jeden Schein von Affectation lieber ins andere Extrem verfallen und möglichst trocken, farblos und eintönig vortragen. Es ist derselbe Fall, wie er bei einem unserer begabtesten Zöglinge vorkam, der wegen seiner nachlässigen Manieren zur Rede gestellt, allen Ernstes versicherte, er besorge, wenn er's anders mache, die Zielscheibe des Spottes seiner Mitschüler zu werden. Demgemäß möchte ich die Regeln des guten Vortrages in die ganz einfachen Worte fassen: 'Sprich deutlich und wahr! Die Wahrhaftigkeit aber näher dahin bestimmen: Lass Dich von dem, was Du vorzutragen hast, innerlich erfassen und erwärmen, und was Du in Dir dabei empfindest, lass sofort klar und wahr hervortreten, nicht mehr, aber auch nicht weniger.' Das Richtige liegt zwischen den zwei Grenzpunkten: 'Affectiere nichts und geniere Dich nicht'. „So müsste ich,“ schließt Herder, die Bemerkung über dieses Thema, „bei wiederholtem Nachdenken über die Sache auch in dieser technischen Fertigkeit einen ethischen Hintergrund entdecken. Dass damit nichts Erschöpfendes geboten ist, weiß ich wohl, sehe mich aber außer Stand, weiter zu geben, da ich außer einigen trefflichen Andeutungen von Goethe noch nichts über dieses, Gedächtnis und Selbstvertrauen stärkende Bildungsmittel gelesen, sondern alles, d. h. wenig genug, aus mir selbst geschöpft habe.“

Innsbruck. F. Lentner.

Der Kaiser Franz Josephs-Jubiläums-Spielplatz des k. k. 2. deutschen Staatsgymnasiums in Brünn.

Mit besonderem Vergnügen gehen wir daran, die käufliche Erwerbung eines Spielplatzes durch die obgenannte Brünner Anstalt hiemit den Lesern bekannt zu geben. Ist doch dadurch die wertvolle, ja unschätzbare Unabhängigkeit von Privaten und Körperschaften, sowie das freie Verfügungsrecht über den Platz gegeben, wodurch die Spielzeit mit den Anforderungen an die geistige Thätigkeit in der Schule und an das häusliche Studium leichter in Übereinstimmung gebracht werden kann.

Allerdings muss hier gleich erwähnt werden, dass die Beschaffung des Platzes keineswegs eine leichte Arbeit war. Im Gegentheil! Wer sich die Mühe nimmt, die Programme des k. k. 2. deutschen Staatsgym-

nasiums in Brünn von 1891 angefangen durchzusehen, der wird, auch l der eingehendsten Würdigung aller darauf abzielenden Bemühungen, r eine blasse Vorstellung von den Widerwärtigkeiten und Hindernissen g winnen, die sich der Erwerbung des Platzes bis in die letzte Zeit e gegengestellt haben. Der Plan des Ankaufes wurde gleich nach d Erscheinen des hochbedeutsamen Minist.-Erlasses über die körperlic Ausbildung der Jugend (15. September 1890, Z. 19097) gefasst, de schon damals ward sich der Director der Anstalt: Hugo Horak, d ungeheuren Schwierigkeiten bewusst, welche in einer Fabrikstadt w Brünn der ungestörten Benützung eines halbwegs geeigneten Platzes . Stadtgebiete entgegenstehen. Die Direction schritt daher zur Gründu eines Spielplatz-Fondes, welcher schon zu Ende des Schuljahres 1890 9 besonders durch die moralische Unterstützung des Landesadvocaten Hr Moriz Ehrlich, die Höhe von fl. 318 erreichte. Seither wurden Schu freunde und Förderer der öffentlichen Gesundheitspflege hiefür inter siert, so dass der Fond langsam, aber stetig anwuchs. Dann kamen d im Sinne des Min.-Erlasses vom 15. October 1893, Z. 18830 eingehoben Beiträge für die Jugendspiele der Schüler hinzu (soweit sie nicht dur den Ankauf von Spielgeräthen und einschlägigen Erfordernissen aufg zehrt wurden). Die größte Verstärkung erfuhr der Fond durch Spende von ehemaligen Schülern, dann von Förderern der Schule anlässlic des 50jährigen Regierungs-Jubiläums des Kaisers, denn al mählich reifte der Gedanke, die käufliche Erwerbung eines Spielplatz an dieses bedeutsame Ereignis in der vaterländischen Geschichte anz knüpfen. Es gelang. — Am 12. Mai 1899 wurde der Kauf perfect, wob in uneigennützigster Weise der Landesadvocat Hr. Dr. Josef Mülle seinen Rechtsbeistand darlieh. Laut dem Erlasse des k. k. Ministerium des Innern vom 28. Juli 1899, Z. 3368 wurde auf Grund Allerh. Ermäch tigung im Einvernehmen mit dem k. k. Ministerium für Cultus und Unter richt die Bewilligung ertheilt, dass der von der Direction erworben Spielplatz den im Titel angeführten Namen führen dürfe.

Seit dem Schuljahre 1893/94, in welchem das Turnen obliga wurde und der jetzige k. k. Turnlehrer Leon Salzmann in den Lehr körper trat, nahm dieser einen wesentlichen Antheil an der Action.

Mit dem Ankauf des Platzes ist aber noch nicht alles für ihn geschehen, da er noch vollkommen frei liegt und keine Einfriedung besitzt. Vorläufig deuten nur 46 junge Ahornbäume nebst einer Reihe alter Straßenbäume die Umgrenzung an. Doch soll mit der Zeit eine manushohe Hecke aus Weißdorn den Platz vollkommen abschließen. Das alles dürfte noch viel Geld kosten. Der Kaufschilling betrug fl. 4000. Hiefür erhielt die Anstalt eine mäßig geneigte Wiesenfläche von 1933 □° = 7000 m², welche die Form eines Trapezes mit einem sehr spitzen Winkel hat. Es ist noch eine Transaction im Zuge, diesen Winkel abzuschneiden und in der Richtung der kürzeren Parallelen anzufügen, wodurch der Platz für die Pflege der Jugendspiele noch viel günstiger sein wird.

Die Lage des Platzes könnte nicht leicht eine bessere und gesündere sein. Von der Anstalt bequem in 20 Minuten zu erreichen, erhebt er sich etwa in $^1/_3$-Höhe des historischen Spielberges (dessen Abhänge schöne Parkanlagen zieren), diesem gegenüber auf dem sogenannten „Gelben Berge“, von wo man eine entzückende Fernsicht genießt. Hier streicht stets ein frischer Luftzug hinweg, der dem vielen Rauch der Fabriken kein langes Verweilen gestattet. An drei Seiten ist der Platz von Fluren umgeben, während der vierten Seite gegenüber sich schon mehrere villenartige Häuser des Beamtenviertels und das erst vor kurzem eingeweihte „Technikerheim“ erheben.

Die Größe des Platzes ist insofern eine ausreichende, als daselbst jedes Spiel vorgenommen werden kann. Bei kleineren Spielen dürfte der Platz für fünf bis sechs Gruppen hinreichende Bewegungsfrei-

zeit gewähren; bei größeren Spielen wohl nur für zwei Gruppen. Zu einem gleichzeitigen Spiele aller Classen reicht er aber nicht aus. Einen solch großen Platz kann nur eine Gemeinde oder der Staat selbst beschaffen, dazu reichen die Kräfte keiner öffentlichen Anstalt hin. Dagegen besitzen in Österreich einige Privat-Institute, wie das „Theresianum“ in Wien, das „Seminarium Vicentinum“ in Brixen u. a. ausgedehnte Spielplätze im Anschluss an das Schulgebäude. Für das k. k. 2. deutsche Staatsgymnasium in Brünn ist daher die Erwerbung des Platzes eine hervorragende und verdienstvolle That.

Am 17. October 1899 wurde dieser Platz durch den Hrn. k. k. Schulinspector Eduard Kučera, in Vertretung Sr. Excellenz des Herrn Statthalters, und in Anwesenheit des Directors, des Lehrkörpers, aller Schüler und vieler Angehörigen der letzteren eröffnet. Nach Begrüßung des Hrn. Inspectors am Eingangsthore überblickte Director Horak in seiner Ansprache nochmals den zurückgelegten Weg der Arbeit und Mühen und gab seiner Genugthuung darüber Ausdruck, dass nunmehr die Studierenden auf dem eigenen Grund und Boden der Lehranstalt dem Jugendspiele werden obliegen können.

Hierauf wendete sich der Hr. Landesschulinspector in einer gehaltvollen Ansprache an die Schüler und hob vorerst die emsigen Bemühungen des Directors um die Förderung des geistigen und körperlichen Wohles der studierenden Jugend hervor. Durch die Verwirklichung des langgehegten Wunsches sei nun ein Platz gewonnen, wo die Jugend alles, was sie gelernt hat, auch praktisch anwenden, wo sie alle ihre Fähigkeiten bethätigen könne, denn nirgends offenbare sich der ganze Mensch so wie auf dem Spielplatze. Hier sei geistige und körperliche Thätigkeit aufs innigste verbunden, und beide treten hier in die lebhafteste Wechselwirkung. Und wenn die Jugend nun fleißig diesen Platz besuchend und ihn als eine unversiegbare Quelle des Frohsinnes und der Heiterkeit kennen und lieben lerne, dann möge sie auch stets des hohen Namensträgers, als des obersten Hüters der Künste und Wissenschaften, eingedenk sein und seiner in Liebe und Dankbarkeit sich erinnern.

Darauf entwickelte sich unter Leitung des Turnlehrers ein reges Spielleben von Schülern der 2. Classe aufwärts, wobei sie Pallästern (Meta, Lichtl), Schlagball und Fußball durchführten und manche schöne Leistungen boten.

Die Benützung des Platzes wird so geordnet, dass jede Classe zweimal wöchentlich spielt. Außerdem aber, und das ist von besonderer Bedeutung, wird es den Schülern, nach Anmeldung bei der Direction gestattet sein, auch zu anderen Zeiten und ohne Überwachung, unter eigener Leitung, also selbständig zu spielen. Dadurch werden die freien Spiele aufs kräftigste gefördert. Sie sind in pädagogischer Beziehung von besonderer Wichtigkeit, weil sie den natürlichen Übergang von der Gebundenheit der Schulzucht zur akademischen Freiheit vermitteln. Dann ist ein derartiger Zeitvertreib der denkbar nützlichste in hygienischer Beziehung, weil die Jugend an eine solche Beschäftigung gewöhnt, auch noch im Alter das Spiel im Freien als Bedürfnis empfinden wird. Diesen freien Spielen wohnt daher die Kraft inne, auf das Volkswohl, auf die Sitten und Gebräuche eines ganzen Volkes einzuwirken und die Freude an körperlichen Anstrengungen zu wecken. Wenn manche volksthümliche, gesunde Vergnügungen die alte Verbreitung wieder finden sollen, dann kann das vor allem durch die Möglichkeit freier Spiele an unseren Schulen vermittelt werden.

Aus diesen Gründen ist der käuflichen Erwerbung eines Spielplatzes durch das k. k. 2. deutsche Staatsgymnasium in Brünn eine besondere Bedeutung beizumessen. Bedenkt man noch, dass dieselbe Anstalt aus den Mitteln der „Schülerlade“ drei Stiftungsplätze à fl. 300 im „Brünner Ferienheim“ zu Groß-Ullersdorf erworben hat, deren Besetzung durch schwächliche, der Erholung bedürftige, brave Schüler der Anstalt allein

vorbehalten ist, und dass seit der Einführung der Jugendspiele und zu Zwecken der körperlichen Ausbildung der Jugend aus eben dieser Schülerlade fl. 2170 verausgabt wurden sind, dann muss man zugeben, dass diese Anstalt das Möglichste auf diesem Gebiete leistet. Möge diese eifrige und erfolgreiche Thätigkeit zu Nutz und Frommen des Vaterlandes recht viele Nachahmung finden!

Wien. Max Guttmann.

Literarische Miscellen.

Allgemeiner Deutscher Sprachverein.

Die Nr. 1 der „Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins" (XV. Jahrgang, Januar 1900) bringt u. a. folgende größere Aufsätze: „Die Hässlichkeit der Fremdwörter" von L. Buchrucker-Eberfeld; über „Welcher" von Behagbel-Gießen. Ferner: „Heinrich von Treitschke und Gustav Freytag über den A. D. Sprachverein." „Wie überträgt man Interesse und seine Sippe?" — Hr. M. Müller in Breslau, Am Birkenwäldchen 7, nimmt Vorschläge dankend entgegen. Von „Schlechten Übersetzungen" handelt Hussong-Lindau ab, und „Allerlei Heiteres aus dem Gerichtsleben" bringt B(runs-Torgau). Aus dem letzten Aufsatze sei eine Blüte gepflückt: „Der verstorbene Erblasser ist der Vater meiner verstorbenen Ehefrau, mithin sind meine beiden Kinder berechtigt, 'den Erbstrang' meiner Ehefrau zu ziehen (!)". — Eine reichhaltige Bücher- und Zeitungsschau nebst ausführlichen Berichten aus den Zweigvereinen schließt sich an.

Programmenschau.

19. Rheden P., Etymologische Beiträge zum italienischen Wörterbuch. XXIII. Jahresbericht des fürstbischöfl. Privatgymn (Vicentinum) in Brixen 1898.

Mit der einschlägigen Literatur ist der Verf. hinlänglich vertraut. Die ganze Durchführung zeigt großen Fleiß mit Gelehrsamkeit gepaart; die Excurse über abbagliare, bagno II, baleno, bambino, barare, barattare, barlume, barluzzo, basire (prov. bastir, lt. imbastire), bersaglio, bisca, bramare, bravo, brenna, brillare, guinzaglio, pazzo, ribadire, sguaito gehören, wenn sie auch nicht immer überzeugend sind — dies gilt namentlich von gualdana, guidare, ubbia — zum Besten, was bisher über diese Wörter geschrieben und versucht wurde. Druck und Ausstattung sind tadellos.

Wien. Joh. Alton.

---

20. Schletterer, Prof. August, Zur Bienenfauna des südlichen Istrien. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Pola 1895, 42 SS.

Mit dieser Arbeit vervollständigt der Verf. die im vorjährigen Programme (derselben Anstalt) gegebenen Grundzüge zur „Hymenopterenfauna Istriens". Er macht uns mit seinen Sammelergebnissen aus der Familie der Apiden in ähnlicher Weise wie im vorhergebenden Programme bekannt. Auch diesmal ist die Umgebung Polas als Sammellocalität zu

senen. S. 34—42 findet sich noch „Nachträgliches zu meinem vorjährigen Programmaufsatze“. Zu erwähnen sind eine neue Gattung und drei neue, früher noch nicht beschriebene Arten. — Durch diese zweite Arbeit stellt sich die Zahl der vom Verf. in Südistrien beobachteten Hymenopteren auf 483 Arten, die sich in 142 Gattungen vertheilen, eine Zahl, die sich mit den an Hymenopteren reicheren Faunengebieten ganz gut messen kann. Diese Zahl wird noch vermehrt werden durch die Bekanntmachung der Formiciden und Cynipiden, welche in den beiden Programmartikeln nicht enthalten sind. Auch besteht eine große Lücke in dem Heere der kleinen schmarotzenden Hymenopteren, der Chalcidier und Proctotrupier. Zu den von Schletterer entdeckten neuen Arten lieferten die Hymenopterologen Kriechbaumer (München) und Kohl (Wien) die Beschreibungen.

21. Schwaighofer, Dr. Anton, Die mitteleuropäischen Libellen. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Marburg 1895, 26 SS. mit 1 Tafel.

Der durch seine botanischen Bestimmungsbücher für Anfänger und insbesondere für Mittelschüler wohlbekannte Verf. hat diese Programmarbeit in der Absicht geliefert, für das Studium der Libellen in weiteren Kreisen dasjenige Interesse zu erwecken, das sie verdienen, andererseits aber auch dieses Studium zu erleichtern, indem das in den verschiedensten Zeitschriften zerstreute wissenschaftliche Material, soweit es sich auf die einheimischen Arten bezieht, gesammelt und verwertet erscheint. Die Arbeit soll folgende Theile enthalten: 1. Eine Morphologie des Chitinskelettes der Libellen; 2. Analytische Tabellen der Gattungen und Arten der heimischen Libellen; 3. Beschreibung der mitteleuropäischen Arten, mit Berücksichtigung der in ganz Europa vorkommenden; 4. Die Anatomie und Biologie der Libellen. Es soll also eine vollständige Naturgeschichte der mitteleuropäischen Formen dieser Insecten geboten werden. Obgleich nur die zwei ersten Theile in dem vorliegenden Programm abgehandelt werden, wird doch schon demjenigen, der sich dem Studium der Odonaten widmen will, eine bedeutende Hilfe geboten. Der erste Theil der Arbeit nimmt besonders auf diejenigen Merkmale Bedacht, welche in den Bestimmungstabellen in Verwendung kommen; diese Merkmale werden durch die auf der beigefügten Tafel vorkommenden Detailfiguren zum leichteren Verständnisse gebracht. Die Bestimmungstabellen sind sehr übersichtlich und dem Zwecke vollkommen entsprechend. Der Berichterstatter kann nicht sagen, ob die zwei letzten Theile der Arbeit bereits in der Öffentlichkeit erschienen sind, da der Verf. für die Verbreitung seiner verdienstvollen Arbeit nicht genug gesorgt zu haben scheint; so ist der „Zoological Record“, eine unserer wichtigsten zoologischen Revuen, nur zufällig zur Kenntnis der hier besprochenen Programmarbeit (durch ein Referat in den Verhandl. der k. k. Zoolog.-Botan. Gesellschaft zu Wien 1896, p. 225) gelangt (vgl. The Zoological Record, London 1896, Vol. XXXIII. Insecta pag. 57).

22. Wajgiel Leop., Grundzüge der zoogeographischen Verhältnisse Galiziens. Progr. des k. k. zweiten Obergymn. in Lemberg 1895, 39 SS. Mit einer zoogeographischen Karte Galiziens (im Lichtdruck).

Der um die Erforschung der heimatlichen Fauna wohlverdiente Verf. schildert hier die physikalische Beschaffenheit Galiziens, soweit diese zur Erklärung der interessanten Faunenverhältnisse dieses Landes nothwendig ist, und entrollt uns ein ziemlich vollständiges Bild der letzteren. Galizien gliedert sich in drei grundverschiedene Gebiete: in das

der Tiefebene, in das Gebiet von Podolien und in das Hochgebirgsland. Jedem dieser Gebiete kommt eine durch bestimmte Typen wohlcharakterisierte Fauna zu. Der Verf. benützt bei der Schilderung dieser Gebiete gewissenhaft und mit vollster Umsicht die vorhandene Literatur sowie er auch vielfach seine auf Autopsie beruhenden eigenen Erfahrungen hiebei zur Geltung bringt. Die Erörterungen über die Fauna sind je nach den bereits vorhandenen Forschungsergebnissen vollständiger oder unvollständiger. So wird die Vertebratenfauna Galiziens kaum mehr etwas bieten, was nicht schon in der vorliegenden Abhandlung darüber gesagt wäre. Recht dürftig ist noch die Kenntnis der Hymenopterenfauna. Was die Dipteren betrifft, ist die Mangelhaftigkeit der Angaben Schuld des Verf.s, da er aus den Publicationen **Nowickis** über galizische Dipteren gewiss genauere und mit den übrigen zoogeographischen Reflexionen übereinstimmende Daten hätte liefern können. Das Ergebnis der Arbeit führt zu interessanten physiographischen und zoogeographischen Schlüssen (S. 32). — Die am Ende der Arbeit gegebenen Anmerkungen, welche eine Menge belehrender Thatsachen, namentlich aber Nachweise für die nahezu gesammte einschlägige Literatur enthalten, hätten besser als Fußnoten im Texte angebracht werden können. Die beigegebene Karte erfüllt ihre Aufgabe, die drei verschiedenen Faunengebiete auf einen Blick zu übersehen, wohl nicht; zudem ist sie nur eine Flusskarte und von so starker Verkleinerung, dass ihre Benützung nur mit der Lupe ermöglicht wird. Wahrscheinlich entspricht das Original, welches auf der Landesausstellung von Lemberg (1894) mit einer silbernen Medaille ausgezeichnet wurde, mehr dem angestrebten Zwecke. Die auf dieser Karte vorhandenen Abbildungen der charakteristischen Thiertypen sind nichts Neues; wir kennen mehrere physikalische Atlanten mit solchen Bildern. — An der Diction in der Abhandlung, wenn sie auch zuweilen selbst schwer verständlich wird, dürfen wir uns nicht stoßen, da ja die Arbeit sonst eine sehr verdienstvolle ist. Auch Schreibfehler, wie Schwarzbuche statt Rothbuche, Sylur statt Silur, miocänisch statt miocän, Akatie statt Akazie usw. wollen wir übersehen; die hie und da, aber doch genug häufig auftretenden Druckfehler in den wissenschaftlichen Namen hätten jedoch unterbleiben können.

23. **Hoffer**, Prof. Dr. Ed., Verzeichnis der in Steiermark von Prof. Dr. Ed. Hoffer bis jetzt gesammelten *Osmia*- und *Andrena*-Arten. Progr. der Steiermärkischen Landes-Oberrealschule in Graz 1895, 9 SS.

Der Verf. führt 30 Arten der Gattung *Osmia* und 58 Arten der Gattung *Andrena* — also eine stattliche Anzahl — auf, welche er selbst in Steiermark beobachtet hat. Er gibt genauen Bericht über das Vorkommen und über den Pflanzenbesuch der genannten Insecten, und führt auch bei einzelnen Arten andere biologische Momente an. Die Richtigkeit der Bestimmungen wird dadurch verbürgt, dass der Verf. zu den besten Bienenkennern der Jetztzeit gehört. Für den Nichteingeweihten sei bemerkt, dass *Osmia* und *Andrena* zu den Solitärbienen gehören und dass sie durch ihre Lebensweise unser Interesse erwecken. Die Osmien (Mauerbienen) legen ihre Nester zumeist in Mauerlöchern an, gehen aber auch zu diesem Zwecke in verlassene Nester anderer Bienen in Holzpfähle, Baumstämme usw. oder benützen auch leere Schneckengehäuse; sie verfertigen für ihre Brut fingerhutförmige Zellen aus Erde oder Sand. Die Andrenen (Erdbienen) graben in trockener Erde verzweigte Röhren, deren Enden sie mit Blütenpollen anfüllen und mit je einem Ei belegen. Mehrere Arten derselben trifft man im ersten Frühjahre auf blühenden Weiden.

24. Dewoletzky, Dr. Rud., Neuere Forschungen über das Gebiss der Säuger. Progr. des k. k. Obergymn. in Czernowitz 1895, 46 SS. Mit 2 Tafeln.

Eine übersichtliche, mit großem Geschicke und umfassender Sachkenntnis durchgeführte Darstellung der neueren Forschungen auf dem Gebiete der Odontographie der Mammalien. In einer Einleitung wird über die älteren odontologischen Forschungen und über deren Unzulänglichkeit gehandelt; das eigentliche Thema umfasst zwei Capitel: *a*) Resultate entwicklungsgeschichtlicher Forschungen (über Entstehung des Milchgebisses, der Ersatzzähne und über rudimentäre Dentitionen); *b*) Resultate paläontologischer Forschungen. Besonders ausgezeichnet ist das zweite Capitel durch die Reichhaltigkeit und vergleichsweise Erörterung odontologischer Thatsachen.

25. Bonomi, Prof. Agostino, Quarta Contribuzione all'Avifauna Tridentina. Progr. dell' J. R. Ginnasio superiore di Rovereto 1895, 66 SS.

Der Verf. hat bereits in verschiedenen italienischen und deutschen Fachzeitschriften und in drei Programmaufsätzen des Gymnasiums zu Rovereto (1884, 1889 und 1891) Materialien zu einer Ornis des Trentino veröffentlicht. Der vorliegende Aufsatz (in italienischer Sprache), von dem Verf. als „Vierter Beitrag zur tridentinischen Avifauna" bezeichnet, gibt einen Totalüberblick über die Ornis des genannten Gebietes. Er enthält die stattliche Zahl von 340 Arten, deren Verzeichnis von folgenden Nachträgen und Zusätzen zu den vorerwähnten Arbeiten begleitet wird: 1. von einer Menge eigener Beobachtungen des Verf.s seit seinem letzten Programmaufsatze (vom 1. Juli 1891) bis zum 1. Juli 1895; 2. von im Trentino gebräuchlichen Dialectnamen der Vögel; 3. von Mittheilungen anderer Ornithologen und Vogelsteller (*uccellatori*); endlich 4. von vergleichenden Angaben über das Vorkommen der selteneren Arten in den angrenzenden Ländern. Durch diese Bereicherung kann durch die Bemühungen des Verf.s die Erforschung der Ornis von Welschtirol als nahezu erschöpft bezeichnet werden. Prof. Bonomi verzeichnet 37 Raubvögel, 17 Klettervögel (einschließlich der Schreivögel), 152 Singvögel, 4 Tauben, 8 Hühner, 63 Stelzenvögel und 59 Schwimmvögel.

26. Dalla Torre, Prof. K. W. v., Die Gattungen und Arten der *Apterygogenea* (Brauer). Progr. des k. k. Staatsgymn. in Innsbruck 1895, 23 SS.

Die Insecten, welchen diese Abhandlung gewidmet ist, sind die eigentlich flügellosen, d. h. sie haben sich sicher nicht aus geflügelten Vorfahren entwickelt. Dieselben werden hier in zwei Gruppen getheilt, deren bekanntere Vertreter der Gletscherfloh der Hochalpen (*Entomobrya nivalis* L.), beziehentlich der Zuckergast oder das Silberfischchen unserer Wohnungen (*Lepisma saccharina* L.) sind. Der Verf., der sich durch viele bibliographische Arbeiten, namentlich aber durch seinen epochalen „Catalogus Hymenopterorum hucusque descriptorum systematicus et synonymicus", um die Wissenschaft große Verdienste erworben hat, gibt uns auch hier einen neuen wichtigen bibliographischen Beitrag, nämlich über das vollständige Literaturmaterial betreffend die *Apterygogenea* oder *Thysanura*. Das Verzeichnis dieses in den verschiedensten Schriften zerstreuten Materials enthält, in chronologischer Folge geordnet, die stattliche Zahl von 161 Titeln (vom Jahre 1758 bis zum Ende des Jahres 1895) und ist ein wichtiges Hilfsmittel für den jenigen, der sich mit den genannten Insecten beschäftigt. Wir führen

diesen Theil der Abhandlung zuerst an, weil er am besten gearbeitet ist. Weniger kann man das von der vorausgeschickten analytischen Tabelle (der Verf. nennt sie überflüssigerweise „analytisch-synthetische" Tabelle) zur Bestimmung der Familien und Gattungen der Thysanuren sagen. Der Verf. hat sich bei Abfassung dieser Tabelle zu vertrauensvoll an die Schriften Anderer angelehnt. Solche Bestimmungstabellen müssen an der Hand natürlicher Objecte angefertigt werden, während sie, nur allein aus Büchern zusammengestellt, meistens misslingen. Wer sich der Tabelle in der vorliegenden Programmarbeit bedienen will, wird gut thun, die darin vorkommenden Fehler vor dem Gebrauche der Tabelle zu corrigieren. Er wird dies imstande sein, wenn er das von einem bewährten Fachmanne herrührende Referat über v. Dalla Torres Programmaufsatz in der „Wiener Entomologischen Zeitung", Jahrg. 1895, S. 272, einsieht. Hier finden sich die Fehler der in Rede stehenden Tabelle verzeichnet; eine Wiedergabe der Fehler würde uns hier zu weit führen. — Außer dem Literaturverzeichnisse und der analytischen Tabelle hat der Verf. seiner Programmarbeit noch ein Verzeichnis sämmtlicher bis zum Jahre 1896 (excl.) publicierten Gattungen und Arten der Thysanuren eingefügt. Über dieses Verzeichnis wird von dem vorerwähnten Ref. in der „Wien. Ent. Ztg." (l. c.) gesagt: „es ist recht verdienstvoll zusammengebracht und wird den Forschern gute Dienste leisten."

27. Głowacki Julius, Die Fischfauna der Save und des Isonzo. Eine Studie über die Süßwasserfische unserer Heimat. Progr. des k. k. Staats-Untergym. in Cilli 1896, 37 SS.

Der durch die Erforschung der heimischen Fauna und Flora in der Wissenschaft längst bekannte Verf. gibt zunächst auf Grund eigener fleißiger Beobachtungen und Forschungen, sowie an der Hand der ziemlich reichen vorhandenen Literatur ein getreues Bild der Fischfauna des Save- und Isonzogebietes. Dem ersteren Gebiete kommen 57 Arten zu: ärmer erscheint das viel kleinere Isonzogebiet, indem hier unter den 43 aufgezählten Arten nur 39 sicher nachgewiesen sind. Das Verzeichnis der Fische entspricht allen Anforderungen des heutigen Standes der Wissenschaft. Von besonderem Interesse ist die auf S. 23 gegebene Übersichtstabelle der Fische aus beiden Flussgebieten, an welche der Verf. wichtige vergleichende Bemerkungen knüpft. In beiden Gebieten kommen 79 verschiedene Fischarten vor; das Savegebiet hat ca. 34·5% seiner Arten mit dem Isonzogebiete und dieses ca. 41·1% mit dem Savegebiete gemein, woraus sich eine große Übereinstimmung in der Fischfauna beider Gebiete zu erkennen gibt. Die jedem Gebiete zukommenden eigenthümlichen Arten werden vom Verf. als sog. Parallelformen hingestellt. Zum Schlusse finden sich in der interessanten Abhandlung noch Erörterungen über das Alter und den Ursprung der beiden genannten Fischfaunen.

28. Ploner, P. Innocenz, Die *Oligochaeta*. Gedrängte Charakteristik und allgemeine Schilderung des anatomischen Baues dieser Würmer. Eine auf die neuere Literatur und auf selbständige Untersuchungen gestützte Studie. Progr. des öffentl. Privat-Obergymn. der Franciscaner zu Bozen 1896, 70 SS. Mit 50 Abbildungen im Texte.

Eine ungemein fleißige, von großer Sachkenntnis zeugende Arbeit über die „Armborstigen Würmer". Mit derselben wollte der Verf. hauptsächlich den gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse über die genannte Thiergruppe in den wichtigsten Zügen feststellen, was ihm auch voll

kommen gelungen ist. Die Arbeit, vorzüglich auf Vejdovskys grundlegendem Werke „System und Morphologie der Oligochaeten“ (1884) aufgebaut, ist nicht etwa ein bloßes Compilatorium; sie ist das Ergebnis eingehender eigener Studien, wobei der Verf. „die meisten Angaben seines Gewährsmannes überprüfte und mikroskopisch controlierte, eine und die andere auch richtigstellte“. Nach einem systematischen Überblicke über die Chaetopoden schildert der Verf. in leicht verständlicher und schöner Sprache die einzelnen Organsysteme der Oligochaeten, so dass man über das Wichtigste, was über den Körperbau dieser wenig beachteten Thiergruppe bisher bekannt geworden ist, leicht und sicher belehrt wird. Nicht wenig tragen hiezu auch die zahlreichen Abbildungen bei, welche der Verf. mit großem Fleiße und mit geschickter Hand selbst lithographiert hat. — Der Theil des Vorwortes, in welchem uns der Verf. erzählt, wie er in das Studium der hier behandelten Thiergruppe eingeführt wurde, liest sich recht hübsch — fast wie eine Legende, hätte jedoch gegenüber dem das eigentliche Thema der Arbeit charakterisierenden wissenschaftlichen Tenor lieber ganz wegbleiben können.

29. Duffek Karl, Die Wetterpropheten aus den drei Naturreichen. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Cilli 1896, 35 SS.

Der Verf. macht uns zuerst mit der Tendenz seines Aufsatzes bekannt; er nennt ihn „eine naturgeschichtliche Causerie, die keinen Anspruch auf strenge Wissenschaftlichkeit macht, wohl aber den Schülern als eine kleine Feriallectüre dienen soll.“ Durch dieses Bekenntnis erscheint der Verf. in einem gewissen Gegensatze mit den officiellen Anforderungen an ein Programm unserer Mittelschulen; doch entbehrt der Aufsatz keineswegs aller Wissenschaftlichkeit, und mit dem erwähnten Gegensatze ist es daher nicht so arg. Den Zweck aber, welchen der Verf. mit seinem Aufsatze anstrebte, dass derselbe nämlich von den Schülern gern gelesen werden und diese zu eigenen Beobachtungen in der Natur anspornen möge, hat er sicher erreicht. Schon die Einleitung, in welcher über den Begriff „Wetter“, über die dasselbe bedingenden Factoren, über Witterungsprognosen ältester und neuester Zeit, über Wetterregeln der „Kalendermacher“ usw. mitunter in recht launiger Weise gehandelt wird, mag der Jugend viel Vergnügen bereiten. Die Wetterpropheten des Thier- und Pflanzenreiches sind mit großem Fleiße zusammengetragen und die Zusammenstellung des Ganzen ist eine recht interessante. — Wenn wir so die Vorzüge der Arbeit hervorgehoben haben, ist es nur billig, auch auf die Mängel derselben hinzuweisen. Gerade ein populär gehaltener Aufsatz soll frei von Fehlern und Übertreibungen sein, da bei dem uneingeweihten Leser nur zu leicht irrthümliche Ansichten platzgreifen. Es scheint uns im Popularisieren zu weit gegangen, wenn der Verf. von den Compositen sagt, dass sie ihre Blumenkronen schließen oder öffnen (S. 15), oder wenn der Blütenkorb der *Carlina acaulis* Blume genannt wird (S. 16) usw. Auch dürfte in einem für Schüler bestimmten Aufsatze eine Silbenabtheilung wie „hygros - kopisch (S. 15) wohl nicht vorkommen. Fehlerhaft ist auch das von der Blüte von *Hibiscus Trionum* (S. 34) Gesagte, dass sie nämlich „morgens weiß, mittags rosenroth und abends dunkelroth ist“, da sich diese Eigenschaft unseres Wissens auf *Hibiscus mutabilis* L. bezieht. Belesenere Schüler werden sich darüber wundern, dass der Verf. der (Nowack'schen) Wetterpflanze, *Abrus precatorius* L., so viel guten Glauben schenkt! — In dem zoologischen Theile hätten die rein sagenhaften Erscheinungen von den aus physikalisch physiologischen Vorgängen erklärten geschieden werden sollen; wenn es z. B. (S. 7) von den Rindern heißt, dass, wenn sie „von der Weide nach dem Stalle zueilen oder im Stalle auf der rechten Seite liegen, schlechtes Wetter im Anzuge ist“, wird mancher Schüler den letz-

teren Unsinn möglicherweise für wahr halten. Der lebhafte Schlag de Finken (bezieht sich wohl auf *Fringilla caelebs*) soll schlechtes Wett verkünden (S. 9); in vielen Gegenden gilt aber der Finkenschlag a Prognostikon für gutes Wetter, während das sogen. „Rutschen" (od Rulschen) des Edelfinks, der bekannte zirpende Ruf, Regen verkünde Von den Tagfaltern wird (S. 11) gesagt, dass sie nie hoch fliegen un dass daher ihr niedriger Flug keinen Anhaltspunkt für ungünstige Wette prognosen gebe; das ist nicht richtig, da man in der That an sonnige Spätsommertagen verschiedene Weißlinge (namentlich *Pieris brassica* um die Wipfel der höchsten Bäume an Waldesrändern sich im Fluge herum treiben sehen kann. Die „Hausgrillen" (S. 11) werden kaum Gelegenhe finden, sich in hohle Stämme und unter Blätter zu verkriechen. Eine der wichtigsten Wetterpropheten unserer südlichen Fauna, nämlich de echten Scorpion, vermissen wir nur ungern. Auch hätte dem mensc lichen Organismus, wenn auch nicht unter den Wetterpropheten des Thie reiches, so doch in der Einleitung ein Plätzchen eingeräumt werde können; hekanntlich gibt es sensitive Personen, bei welchen sich d Ankunft eines Gewitters mit der größten Sicherheit — oft viele Stunde vorher — ankündigt. — Im Pflanzenreiche werden in anerkennenswert Weise die meisten Erscheinungen auf Grund physikalisch-physiologisch Vorgänge erklärt; im Thierreiche behilft sich aber der Verf. mit den I stincten, während doch auch hier viele Erscheinungen in ähnlicher Wei wie im Pflanzenreiche hätten begründet werden können, was den We der sonst mit großer Liebe zur Sache durchgeführten Arbeit noch e höht hätte.

Wien. Josef Mik.

30. Bobrzyński Karl, Zur literarischen Plagiatfrage. Prog des III. Gymn. in Krakau 1898, 8°, 34 SS.

Eine Polemik gegen ein Stück eines „postmortalen literarische Nachrichters" [1] (S. 28), der sich im Anfalle einer Gemüthskrankheit a dem Fenster stürzte, gehört nicht in den Jahresbericht einer Mittelschul Die Form ist mitunter recht derb, die Sprache nicht fehlerfrei, die Ant semitismus-Riecherei (S. 33 f.) bedenklich zeitgemäß und charakteristisc Das Thema hätte sich ganz anders behandeln lassen.

Aussig. Dr. G. Hergel.

[1]) Dr. Paul Albrecht, Leszings Plagiate.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Beiträge zur Schulhygiene.

IV.[1]

Um die Holzporen zu verlegen und derart zu verhindern, dass Staub in die Bodendecke eindringt, welcher durch Kehren und Aufwischen nicht genügend entfernt wird, wohl aber bei dem Aus- und Eingehen usw. der Zimmerbevölkerung in die Luft tritt, würde sich Einlassen der Böden eignen.

Die Fußböden wurden eingelassen in Zahl der Zimmer:

	nie	bloß bei der Anlage	alle 2 Jahre einmal	jährlich einmal	jährlich zweimal	jährlich dreimal	jährlich viermal
Gymnasien . .	1526	138	12	162	16	—	4
Realschulen .	661	32	—	52	2	3	—
Mittelschulen	2187	170	12	214	18	3	4
				239 = 9·2 %			

Die größte Zahl der Zimmerböden wurde überhaupt nie eingelassen; wo das Einlassen prakticiert wird, geschieht es meist einmal jährlich; die Wirkung kann dann nur eine sehr bescheidene sein; trotzdem erfreuen sich bloß 9·2 % aller Lehrzimmer dieser oder besserer Behandlung — ein sanitär bedauerlicher Zustand, besonders wenn man die Zahl der Zimmer mit weichen, splitternden Böden (1899, S. 879) daneben hält; falls die Finanzen nicht eine zweckmäßige Herstellung der Fußböden zuließen, bezw. eine derartige Erneuerung zulassen, so sollte man doch meinen, dass wenigstens ein wohlfeiles Einlassmittel öfter zur Anwendung käme. Das Einlassen dürfte meist mit Leinöl geschehen; in neuerer Zeit hat sich die Verwendung von „Stauböl" — zunächst natür-

[1] Vgl. diese Zeitschrift 1899, S. 1 ff., S. 289 ff., S. 865 ff.

lich in Geschäftslocalen — viele Freunde erworben; der Staub wi
dann mit scharfem Besen trocken abgekehrt und derart zu nic
auffliegenden Krümmelchen geballt entfernt. Der Preis des „Stanl
öls" ist durch die Concurrenz bereits stark herabgedrückt word
und dürfte noch weiter sinken. Wo man absolut nicht im Stan
zusein (?) meint, einen derartigen Anstrich je nach Fußbode
beschaffenheit, Benutzungsintensität, Straßenpflege usw. mehrma
jährlich zu bezahlen, wäre vielleicht noch an das wohlfeils
Mittel, den Steinkohlentheer, zu denken, welchen die Gasfabrik
liefern, und der bei Erwärmung auf ca. 40° C. dünnflüssig wird;
gibt einen düsteren Anstrich und riecht einige Zeit zu intensi
so dass vielleicht zunächst zu Beginn der großen Ferien e
Versuch in einem Zimmer gemacht werden könnte. Hiebei ist d
Fußboden vor allem gründlich mit Lauge zu reinigen und da
durch etwa acht Tage gründlich trocknen zu lassen. Der The
ist immer dünnflüssig zu halten (Erwärmung an Ort und Stell
Wasserbad), zu welchem Zwecke auch Terpentinöl (1 : 10) zug
setzt wird; da dieses verdampft, so ist der Zusatz nach Beda
zu erneuern. Die Masse wird mit einem groben Malerpinsel
dünner Schicht gut verstrichen und das Zimmer dann dur
14 Tage nicht betreten. Eine Erneuerung des Anstriches darf nic
vor 2—3 Monaten geschehen. Die Reinigung solcher Böden g
schieht mit feuchten Lappen. Erfahrungen von Schulen liegen nic
vor, wohl aber aus Kasernen. — Die Fugen wären mit Theer au
zugießen, bezw. beim Ausspänen die Späne damit zu bestreiche

Da nun die für die Luftgüte, bezw. Staubentwicklung b
langreichen Fußböden vorwaltend so gesundheitswidrig sind, wie di
vorletzte Tabelle (Jahrg. 1899, S. 879) auswies, und von diesen gesund
heitswidrigen Fußböden so wenige eingelassen wurden, wie die letzt
zeigt, so wird die öftere gründliche nasse Reinigung vo
umso größerer Wichtigkeit hinsichtlich einer besseren Entfernun
des Staubes sein.

Die allgemeinen Lehrzimmer werden jährlich gewaschen i
Zahl der Zimmer:

wie oftmal:	1	1—2	2	2—3	3	3—4	4	5	6	6—7	8	9	10	11 2
Gymnasien.	219	8	548	10	785	48	148	19	24	4	9	—	12	12 1
Realschulen.	56	14	190	30	317	—	80	33	12	—	—	12	2	—
Mittelschulen	275	22	738	40	1102	48	228	52	36	4	9	12	14	12 1
	83·4 %												1·6 %	
	94·1 %								5·9 %					

Trotz der nachgewiesenen schlechten Beschaffenheit der Fuß
böden und trotzdem so wenige derselben durch Einlassen verbes-
sert werden, findet nur bei ein und sechs Zehntel Procent eine

wenigstens einmalige Scheuerung pro Schulmonat statt; seltener als in zwei Schulmonaten einmal werden 94·1% der Zimmer ausgerieben. Es ist nicht leicht, solchen Zuständen gegenüber eine akademische Form der Kritik beizubehalten. — Wie bei der Reinigung der Fenster (1899, S. 298) fällt auch hier die Verschiedenheit des Verhaltens der einzelnen Schulen auf: am stärksten ist bei den **Fußböden** die dreimalige Reinigung pro Schuljahr vertreten, was mit den längeren Ferienzeiten (große Ferien, Weihnachten, Ostern) zusammenhängen mag; besser wäre es auch hier, die Zimmer nicht alle auf einmal, sondern in einem bestimmten Turnus abwechselnd auswaschen zu lassen; 12 Zimmer, jedes 20mal in 10 Monaten aufgewaschen, gibt 240 Zimmer jährlich einmal: mit ca. fl. 100 dürfte sich dies wohl leisten lassen, und dieser Betrag wird denn doch noch innerhalb des Budgets einer großen Schule aufbringlich sein, wenn dafür die dreimalige Massenwaschung entfällt; vorläufig scheint nur ein Gymnasium und eine kleine Realschule jene Leistung zuwege zu bringen. Als curioser Fall verdient bemerkt zu werden, dass ein Staatsgymnasium angibt, die Zimmer könnten im Winter nicht gewaschen werden „mangels einer Gelegenheit zur Erhitzung des Wassers".

Wir würden allerdings dem jährlich mehrmaligen Einlassen mit Stauböl vor dem Waschen den Vorzug geben, da, wie bereits betont, mit dem Waschen die Einleitung von Fäulnisprocessen um so mehr zu befürchten ist, je mehr die Schwindfugen sich geltend machen und je mehr die Zwischendeckenfüllung unsauber ist, d. h. je schlechter (S. 879) die Fußböden beschaffen sind; allerdings dürften die Kosten des wiederholten Einlassens höhere sein, doch fällt nebst den Auslagen fürs Waschen dann auch die sonst unvermeidliche Ausgabe für Sägespäne beim Kehren weg. Das Einlassen wird besonders im Anfang bei weichen Böden viel Material aufzehren, erfordert aber in der Folge, wenn die Poren gut ausgefüllt sind, weit weniger Anstrichmasse.

Erübrigt noch die Frage, wie oft die Lehrzimmer gekehrt werden.

Es wurden wöchentlich gekehrt, bezw. nass aufgewischt die Fußböden in Zahl der allgemeinen Lehrzimmer:

	Bloß trocken gekehrt					Mit feuchten Sägespänen gekehrt						trocken gekehrt und nass aufgewischt					Mit versch. Combination d. Reinigungsweis. behandelt
wie oftmal:	1	2	3	4	6	1	2	2—3	3	5	6	1	2	2—3	3	6	1—6
Gymnasien	9	112	16	12	136	32	855	31	60	20	151	—	64	—	34	43	283
Realschulen	—	55	9	—	15	—	354	—	88	—	55	5	39	10	10	—	110
Einzelschulen	9	167	25	12	151	32	1209	31	148	20	206	5	103	10	44	43	393
	364 = 14%										7 9%						

Ganz verfehlt ist das trockene Kehren, welches 364 Zimme = 14% aller trifft; der Staub wird derart aufgewirbelt, kan allerdings durch Zuglüftung entfernt und anderswohin getriebe werden, was aber gewiss nicht immer geschieht. Wird nicht be Zuglüftung gekehrt, so schwebt gerade der leichteste, leichtes bewegliche Antheil des Staubes weit länger als eine Stunde in de Zimmerluft und senkt sich langsam zu Boden, um von den Schülern wieder aufgewirbelt zu werden; es handelt sich bei der Staub frage nicht zum mindesten um das gesundheitliche Interesse de Lehrer; sie mögen nur an ihre häufigen Katarrhe denken. — Gut ist die Behandlung von 206 Zimmern, d. h. ca. 8% aller nämlich tägliches Kehren mit feuchten Sägespänen; für die dritt Rubrik, trockenes Kehren und folgendes nasses Aufwischen könne wir uns nicht erwärmen, da derart wieder zuerst der Staub i die Luft gejagt und beim Sinken wohl an manche Stelle komme wird, von welcher man ihn nicht abwischt, u. a. auch an de Wänden haften bleibt, um gelegentlich bei Erschütterungen ab zufallen.

In den ersten drei Zahlengruppen liegt jedesmal die Haupt masse der Zimmer in der Rubrik „zweimal wochentlich", in Summ für 56·7% (1479) Zimmer — charakteristisch für unsere Schulen in welchen meist Hunderte von Füßen täglich wenigstens einma Schmutz von der Straße ins Haus tragen können.

Die vorstehende Besprechung bezieht sich nicht auf sämmt liche Zimmer, sondern nur auf 2215 der 2608; die fehlenden 393 welche in der obigen Tabelle als letzte Zahl figurieren, repräsen tieren die Summe verschiedener Combinationen von der Form „einmal trocken, zweimal Sägespäne", „zweimal trocken, einmal Sägespäne" .... „einmal trocken, einmal nass", „zweimal trocken, einmal nass" ...., „einmal Sägespäne, einmal nass", „zweimal Sägespäne, einmal nass" .... — usw., im ganzen 26 Combinationen, welche naturgemäß meist nur mit kleinen Zahlen auftreten; am meisten treten hervor die Combinationen: viermal trocken, zweimal Sägespäne — in 56 Zimmern der Mittelschulen und zweimal Sägespäne, zweimal nass abgewischt in 73 Zimmern; das Bild der sanitätswidrigen Zustände der großen Mehrzahl unserer Schulzimmerfußböden würde keine wesentliche Änderung erfahren, wenn wir auch noch die tabellarische Aufzählung der oberwähnten durch kleine Zahlen vertretenen 26 Reinigungscombinationen hier reproduciert, bezw. versucht hätten, diese letzteren unter einigermaßen verwandte, früher in der Tabelle specificierte unterzubringen.

Als weitere, kräftig fließende Quelle der Luftverschlechterung wären die **Abtritte** zu nennen, über deren erbärmliche Zustände später (S. 300) im Zusammenhange berichtet wird ferner **Leuchtmittel**, wie Schmetterlingsbrenner (1899, S. 25). Es sei noch darauf aufmerksam gemacht, dass Leuchtgaswege häufiger undicht sind, als man zu vermuthen pflegt; daher soll, wo die

Sache thunlich ist, der Haupthahn der Leitung immer geschlossen sein, wenn das Leuchtgas nicht gebraucht wird. Dies ist mit Rücksicht darauf, dass gewöhnlich ein Gasometer alle Räume, z. B. auch jene für Physik- und Chemiesäle, Conferenzzimmer usw. bedient, sowie dass die Placierung desselben nicht gerade bequem (im Keller) zu sein pflegt usw., nicht so leicht ausführbar als es scheint — lauter Fehler in der Anlage des Hauses. Gut wäre es allerdings, wenn jede Schule mit Gasbeleuchtung mit einem jener kleinen Apparate ausgestattet wäre, welche zur Prüfung der Dichtheit der Gaswege erfunden wurden.[1] Es ist uns z. B. ein neueres Schulhaus bekannt geworden, in welchem sogar seit Jahren in Lehrzimmern an gewissen Stellen öfter Gasgeruch wahrnehmbar ist, obzwar die Defecte durch Ableuchten nicht auffindbar sind; wahrscheinlich wurde die Arbeit seinerzeit nach dem Mindestgebot vergeben und dementsprechend schlecht ausgeführt. Da derart im Laufe der Jahre beträchtliche Mengen von Leuchtgas verloren gehen, so ist das Facit Luftverschlechterung und Geldverlust. Eine Überprüfung derartiger Anlagen wäre gewiss am Platze.

V. Wärme.

Die beträchtlichen und dabei oft ziemlich rasch wechselnden Excesse der Temperatur, welche in dem größten Theile der Monarchie vorkommen, machen die Einrichtungen zur Wärmeregulierung in den Schulgebäuden zu einem wichtigen Factor; nur kleine Landestheile genießen die milderen Zustände des Küstenklimas.

Über die künstliche Erwärmung der Lehrzimmer gibt die nachstehende Tabelle eine Übersicht:

	allgemeine Lehrzimmer		von den beheizten haben	
	mit Heizung	ohne Heizung	Einzel-heizung	Central-heizung
Gymnasien	1814	44	1644	170
Realschulen	746	4	663	83
Mittelschulen	2560 = 98·2 %	48 = 1·8 %	2307 = 90·1 %	253 = 9·9 %
	aller 2608		der 2560 beheizten	

[1] Z. B. Man bohrt das Hauptrohr vor und hinter dem Haupthahne an; von diesen kleinen Anbohrungen gehen Röhrchen in ein verschlossenes Fläschchen, welches zur Hälfte mit Glycerin gefüllt ist; das vor dem Haupthahn abgehende Röhrchen taucht ins Glycerin, das freie Ende des zweiten Röhrchens liegt über dem Glycerin; beide Röhrchen sind normal durch Hähnchen verschlossen. Öffnet man bei geschlossenem Haupthahn und geschlossenen Hähnen der Ausflussstellen im Hause die beiden kleinen Hähnchen, und steigen im Glycerin continuierlich Gasbläschen auf, so besteht eine Undichtheit, welche dann aufzusuchen und zu beheben ist.

Es ist fast überraschend, dass die allermeisten Lehrzimme heizbar sind; von den unbeheizten befinden sich 40 im südlichste Kronlande und nur 4 in einem der nördlichst gelegenen; wie ma dort im Winter Schule halten kann, ist allerdings nicht klar.

Ungünstig ist die Einrichtung, dass $^9/_{10}$ aller beheizbare Zimmmer Einzelheizung haben; in einem großen Kronlande schein die Centralheizung noch eine terra incognita für Schulhäuser z bilden; es ist dieselbe allerdings in der Anlage kostspieliger al die Einzelheizung, im Betriebe hingegen bietet eine gute Sammel heizung für die zimmerreichen Gebände, welche hier in Frag kommen, eine ganze Reihe hygienischer nnd ökonomischer Vortheil Hiebei soll die allgemeine Bemerknng nicht nnterdrückt werden, das wir überhaupt weit davon entfernt sind, die gewaltige Bedeutun voll zn erfassen, welche die centrale Versorgung mit wichtige Bedürfnissen für größere Gemeinwesen hat. So hat z. B. central Beheiznng ganzer Stadttheile, wie sie bereits in ausländische Städten, besonders jenen der Vereinigten Staaten, üblich ist, b uns noch nicht Eingang gefnnden. Ein bahnbrechender Hygie niker hat einmal sehr richtig die hygienische Bedeutung de comfort (englisch ausgesprochen) betont. Anch bei uns wird di Zeit kommen, da erleuchtete Gemeindeverwaltungen den allge meinen Gedanken der centralen Hebung des comfort in seine vollen socialen und individuellen Bedeutnng erfassen und sein Realisierung im einzelnen dementsprechend fördern werden. E würde beispielsweise eine centrale Beheizung von Stadttheile gewiss anch die Frage der rationellen Beheizung nebst Ventilatio der Schulgebäude lösen helfen.

Die bisher weitaus vorwaltende Einzelheiznng mit ihre Nachtheilen hinsichtlich Bedienungsarbeit, Schmutz, Ranchfang fegerarbeit usw. ist in folgender Weise angeordnet:

	Einzelheizung				Zahl der Zimmer		
	Art der Öfen				Von den Öfen sind Mantelöfen	Die Beschickung mit Brennmaterial geschieht	
	Kachel oder Stein	Combination von Kachel und Eisen	Eisenöfen alter Art	Meidinger-öfen		vom Schulzimmer aus	von außen
Gymnasien .	949	26	331	338	551	1229	415
Realschulen	249	15	261	138	377	477	186
Mittelschul.	1198[1])	41[2])	592	476[3])	928	1706[4])	601[4])
	1831 = 79·4 %			= 20·6 %	= 40·2 %	= 73·9 %	= 26·1 %

alles von 2307 Zimmern.

1) Von zwei Schulen war „theils Kachel- theils Eisenöfen“ angegeben, und wurde je die halbe Zahl der Zimmer zur ersten nnd zweiten Rubrik gestellt.

2) Öfen mit Chamotteeinsätzen sind, wo solches direct angegeben wurde, nicht in diese Rubrik gezählt worden.

3) In dieser Rubrik erscheinen sowohl die Zimmer, für welche ausdrücklich „Meidingeröfen" angegeben wurden, als solche, bei welchen bloß der Name einer Firma angeführt erschien, welche sich speciell mit dem Vertrieb von Meidingeröfen befasst; vielleicht ist de facto die Zahl der mit Meidingeröfen beheizten Zimmer etwas größer als oben ausgewiesen, bezw. die vorangehende Rubrik etwas ärmer.

4) Eine Schule hat theils Innen-, theils Außenheizung; die bezüglichen Schulzimmer wurden je zur Hälfte in die beiden Rubriken eingestellt.

Von Öfen sind also die meisten Kachel- oder Steinöfen; sie sind für Schulen nicht praktisch, denn die andauernde Wärmehaltung ist von verhältnismäßig geringerem Belange, weil Ofen und Zimmer doch nur durch einen Bruchtheil des astronomischen Tages der Erwärmung bedürfen und, da die Heizung keineswegs continuierlich ist, doch über Nacht wieder sehr auskühlen, ferner weil das Anheizen langsam geschieht, was bei vielzimmerigen Schulen vom Übel ist; Steinöfen sind besonders in einem nördlichen Kronlande üblich; die Combination von Kachel und Eisen (2. Rubrik) sucht die Vortheile beider Materialien, rasches Anheizen und längere Wärmehaltung, zu vereinigen; in der Praxis haben sich aber wegen der verschiedenen Ausdehnungscoëfficienten jener Materialien beträchtliche Schwierigkeiten bei diesbezüglichen Systemen ergeben. Verwendet man schon Eisenöfen, welche jedenfalls, richtige Anlage vorausgesetzt, für Schulzimmer günstiger sind als Kachelöfen, dann ist die Benutzung der alten Kanonen- und Etagenöfen, wie sie offenbar in unseren Schulen noch häufig auftreten, nicht zu empfehlen; am günstigsten wären bei Einzelheizung Meidingeröfen, welche unter verschiedenen Titeln in circa $^1/_5$ (20·6 %) der mit Einzelheizung ausgestatteten Zimmer Verwendung finden; sie bieten den Vortheil einer sehr ökonomischen Ausnutzung der Heizmaterialien (Steinkohle oder Coke), rasches Anheizen, sehr guter Regulierbarkeit der Wärmespendung, geringer Wärmestrahlung usw., setzen aber ein Verständnis der einfachen Einrichtung voraus; für das Kohlenklein, welches im Keller übrig bleibt, wird sich, wenn nöthig, auch ein zahlender Abnehmer finden.

Es haben doch $^2/_5$ (40·2 %) der Zimmer mit Einzelheizung Mäntel an den Öfen; hier handelt es sich nicht bloß um die Verhinderung belästigender und gesundheitswidrig starker Wärmestrahlung, welche ja auch durch Schirme zu erreichen wäre, sondern auch um Ventilation, sowie rasche Circulation der erwärmten Luft, d. h. Milderung der Temperaturunterschiede in den verschiedenen Höhenzonen der Zimmer. Die Zahl der mit Mantelöfen versehenen Räume nähert sich derjenigen, welche die Zimmer mit eisernen Einzelöfen bezeichnet (928 — 1068); die Daten dürften also im großen Ganzen richtig gegeben worden sein; dass die bezügliche Frage nicht immer richtig verstanden worden war, ergibt sich aus ge-

wissen Details der Beantwortung, so z. B. dass manchmal „Me dingeröfen“ angegeben und gleichzeitig die Frage, ob der Of einen vom Boden abstehenden Mantel besitze, mit „nein“ bea wortet wurde; in anderen Fällen ist der als vorhanden angegebe Mantel wahrscheinlich nur ein einseitiger Ofenschirm.

Die Beschickung mit Brennmaterial geschieht leider in fa $^3/_4$ aller Fälle (73·9 %) der mit Öfen beheizten 2307 Zimm vom Lehrzimmer aus, was natürlich mancherlei Unannehmlichkeite z. B. Schmutz durch Hantieren mit Kohle und Asche in den Zi mern selbst im Gefolge hat. Am günstigsten wäre für Einze heizung der Meidingerofen und Beschickung vom Gang aus, sow Möglichkeit der Zugsregulierung im Zimmer.

Die Centralheizung ergab folgende Resultate (Zahl der Zimmer)

	Feuerluft-heizung	Dampfluft-heizung	Wasserluft-heizung	Niederdruck-dampf-heizung	Niederdruck-wasser-heizung	Heißwasser heizung	Gas-heizung
Gymnasien . .	69	10	12	66	—	13	—
Realschulen	40	—	—	5	13	12	13
Mittelschulen	109	10	12	71	13	25	13
	43·1 % von 253			28 1 % von 253			

Die Luftheizungsarten beruhen auf dem Principe, dass i einem Raume im Souterrain an einem oder mehreren großen Heiz körpern die Luft gewärmt und durch Canäle in die Zimmer ge leitet wird; in dieser Rubrik und überhaupt von den centrale Heizarten ist die alte Feuerluftheizung am stärksten vertreten sie ist in mehr als $^2/_5$ aller 253 central beheizten Zimmer wirksam Nachtheile (allerdings vermeidlich, wenn Ausführung und Betrie gut): Möglichkeit der Staubröstung bei zu starker Erhitzung der Heizkörper und des Austretens von Rauchgasen in die er wärmte Zuluft. Weit günstiger, wenn auch kostspieliger in de Anlage sind die 2 folgenden Heizarten, welche die gerügten Nach theile vermeiden; alle Luftheizarten gestatten übrigens die Fort leitung der Wärme in horizontaler Richtung naturgemäß nicht au große Distanzen. Bei den Heizmethoden, welche durch die Ziffern 71, 13, 25 repräsentiert sind, wird der central erzeugte Dampf. bezw. das central erwärmte oder erhitzte Wasser zu Heizkörpern (Schlangenröhren) geleitet, welche in den einzelnen Zimmern liegen; darunter hat die Niederdruckdampfheizung mehr als $^1/_4$ (28·1 %) aller central beheizten Zimmer beansprucht; diese Heizart, bezw. die Dampfluftheizung in Verbindung mit ihr (für besonders expo nierte Zimmer) ist bestens zu empfehlen.

Der Gasbeizung wäre dort, wo Gas für Heizzwecke wohlfeil abgegeben wird, ein besonderes Augenmerk zuzuwenden: außerordentlich leichte Regulierbarkeit, rasche, ganz und gar mühelose Bedienung, Wegfall der ganzen Hantierung mit festem Brennmaterial und Asche.

Jedenfalls muss bei der Beheizung unserer Gymnasien und Realschulen das außerordentliche Vorherrschen der Einzelheizung, d. h. ihr zweifelloses Bestehen auch in den großen, vielzimmerigen Gebäuden, sowie die Art ihrer Einrichtung bedauert werden; es ist ein Beweis mehr, wie sehr noch das Verständnis dafür fehlt, was für die Zwecke eines großen Schulhauses taugt. Nicht zum mindesten muss die Einzelheizung deshalb bemängelt werden, weil die centrale Heizung eine bessere Regulierung der für Schulverhältnisse so außerordentlich wichtigen Ventilation gestattet. Wäre centrale Beheizung in unseren höheren Schulen mehr verbreitet, als sie in der That eingeführt ist, dann würde gewiss nicht bloß eine starke Hälfte der Zimmer (58 %, Jahrg. 1899, S. 869) künstliche Ventilationseinrichtungen besitzen und von den vorhandenen wären gewiss nicht wenige besser als sie in der That sind.

Der Heizer, welcher bei jeder besseren Heizanlage gut für seinen Dienst instruiert sein muss — auch für Meidingeröfen — sollte dem festen Dienerstande angehören, d. h. nicht nach der Heizzeit wieder entlassen werden; dies ist ohne Mehrkosten erreichbar, wenn man einen der fest angestellten Diener entsprechend informiert und ihm für die Heizperiode einen Theil des Heizerlohnes als Zulage gibt, die Aushilfskraft im Winter aber für die Zimmerreinigung aufnimmt.

Unter die Ursachen der Behelligungen oder auch Schädigungen durch zu hohe Temperaturen gehört neben schlecht eingerichteter oder gehandhabter Heizung schlecht eingerichtete künstliche Beleuchtung; wo Leuchtgas verwendet wird, verdient auch aus diesem Grunde Auerlicht und besonders indirecte Beleuchtung (1899, S. 301) alle Beachtung.

Unser Klima mit seinen Excessen macht es auch nothwendig, in der heißen Jahreszeit die Nachtheile zu hoher Temperaturen in dichtbesetzten Zimmern möglichst zu mildern. Da centrale Druckluftanlagen noch lange auf sich warten lassen dürften, wäre besonders die Fensterlüftung wohl zu beachten, und wären in Zimmern, wo es die Verhältnisse erlauben, die Fenster in der heißen Sommerzeit über Nacht offen zu lassen, wo dies nicht möglich ist, so spät als möglich abends zu schließen, bezw. zeitlich früh zu öffnen, damit Mauern und Möbel einen Theil ihres Wärmevorrathes abgeben; das Risico eines während der Nacht denkbaren Wetterschadens wird vielleicht doch nicht immer grundsätzlich davon abhalten, die Zimmer- und Gangfenster, sowie die Zimmerthüren bei großer Tageshitze in der Nacht offen zu lassen; wo die Außen- und Innenfenster nach Innen aufgehen, ist ein

Wetterschaden kaum zu besorgen; wo dies nicht der Fall ist, la
man wenigstens die etwaigen Klappflügel über Nacht offen o
trachte, solche zu erhalten, falls sie noch nicht vorhanden si

Eine Wohlthat in der besprochenen Richtung sind die H i t
f e r i e n; die Erhebungen ergaben folgende Resultate für Zahl
Schulen:

	Hitzeferien haben		unbestimmt	keine haben
	Zahl	%		
Gymnasien	95	49·5	17	80
Realschulen	57	65·5	3	27
Mittelschulen...	152	54·4	20	107

Weit mehr als die Hälfte der Schulen haben also die Sa
grundsätzlich acceptiert; eine genauere Statistik als die oben
gebene ist nicht möglich, da die Beantwortung der weite
auf den Gegenstand bezüglichen Fragen lückenhaft, bezw. zu we
präcis war; so fehlt mehrmal die Angabe, ob die bezügliche Te
peraturgrenze für die Schulzimmer- oder Außentemperatur g
oder es wird die betreffende Uhrstunde nicht angegeben usw.
Rubrik „unbestimmt“ umfasst Schulen, in welchen man die Hit
ferien nicht grundsätzlich abgelehnt zu haben scheint, die E
scheidung aber von Fall zu Fall ohne aprioristische Annah
eines bestimmten Temperaturgrades usw. geschehen dürfte.

Wir wollen keine Kritik der obigen Ziffern versuchen:
gewaltigen klimatischen Differenzen in den einzelnen Theilen
Staates, die große Verschiedenheit der Nothwendigkeit von Hit
ferien in kleinen luftigen Landstädtchen und dumpfigen Gr
städten sind nicht die einzigen Erklärungsgründe für das v
schiedene Verhalten der Schulen; ist es doch begreiflich, d
innerhalb des Ortes, ja selbst innerhalb desselben Hauses
verschiedene Zimmer beträchtliche Unterschiede bestehen könn
z. B. Zimmer mit 3 m³ Luftcubus und Südlage an einer Stra
— solche mit großem Luftcubus (kleiner Schülerzahl) sonnenarm
Orientierung und angrenzendem Garten; soviel aber meinen
aus den Antworten doch entnehmen zu dürfen, dass von den Hit
ferien keineswegs — ein zu großer Gebrauch gemacht wur
— Eine Schule hat feste Bedingungen, wann Hitzeferien zu halt
sind, angenommen, bemerkt aber dazu, dass solche selten v
kommen und statt derselben nach der ersten Nachmittagsstun
eine viertelstündige Pause zur Lüftung der Zimmer eingeschob
wird. — Bemerkenswert ist in der Tabelle die größere proce
tische Ziffer der Realschulen; vielleicht ist der Grund eine größe
Häufigkeit von o b l i g a t e m Nachmittagsunterricht.

IV. Trinkwasser.

Das Wasser in Zahl der Schulhäuser

	ist erwiesenermaßen gut	gilt als gut	ist nicht gut	fehlt im Hause
Gymnasien	78	56	34	24
Realschulen	31	39	14	3
Mittelschulen...	109	95	48	27
			= 17·2 %	= 9·7 %

In mehr als einem Viertheil sämmtlicher Gebäude ist die Trinkwasserversorgung jedenfalls nicht die richtige, in einem Sechstheile eine sehr bedenkliche. Wo Trinkwasserversorgung im Schulhause fehlt, sollte jedenfalls solches für die Schüler bereit gestellt werden; dass dies geschieht, wird auch vereinzelt angeführt.

Im Hinblicke auf die großen gesundheitlichen Gefahren, welche schlechtes Trinkwasser bietet, wäre zu wünschen, dass die Schulen mit solchem den Schülern abgekochtes und gekühltes zur Verfügung stellten; dies wird von einem Gymnasium gemeldet; relativ bequem und wohlfeil ist es zu erreichen, mit Hilfe des Werner v. Siemens'schen Wasserabkoch-Apparates (Firma Fr. Siemens & Co.), welcher je nach Einrichtung und Größe 27—87 fl. kostet und die Wärme des abgekochten Wassers zur Anwärmung des neu abzusiedenden ausnützt, d. h. das abgekochte Wasser unter Einem auch ziemlich ausgiebig abkühlt; der Apparat ist zugleich als Lehrmittel im physikalischen Unterricht verwendbar und können bei dieser Gelegenheit die Schüler über die großen Gefahren des Genusses von Wasser belehrt werden, welches Infectionskeime enthält. Die wertvollste Leistung des Apparates ist die, dass er die zählebigsten mikroskopischen Krankheitserreger nach den Ergebnissen der wissenschaftlichen Prüfung zuverlässig tödtet.

Überall sollten die Schüler dazu verhalten werden, dass jeder seinen eigenen Trinkbecher mitbringt und nicht wegborgt; den Ärmsten könnte ihn die Schülerlade schenken.

(Anhangeweise sei hier erwähnt, dass sich in 77 Lehrzimmern von Gymnasien und 21 von Realschulen, d. h. 98 der Mittelschulen überhaupt, also in 3·7 % der Lehrzimmer Nässeflecken an den Wänden zeigten; dies bezeichnet in mehreren Hinsichten einen sanitären Übelstand, gegen welchen allerdings in alten Häusern eine im Machtbereiche der Schuldirection gelegene radicale Abhilfe nicht möglich ist; man trachte wenigstens die Schülerplätze, welche sich nahe solchen nassen Wänden befinden, nicht zu besetzen. Wo die Nässeflecken daher kommen, dass ein Neubau zu früh bezogen wurde, möge man auch in der schulfreien Zeit fleißig heizen und lüften, um die Austrocknung zu beschleunigen. So

zeigte ein 1897 vom Staate erbautes Gymnasinm mit 15 all
meinen Lebrzimmern znr Zeit des Ausknnftgebens „in allen Le
zimmern" Nässeflecken und ebenso wnrden solche aus zwei ande
Nenbanten, einem Staatsgymnasium und einer Staatsrealschule g
meldet; das sind ganz ungebörige, nicht genng zu rügende Mi
stände; vielleicht wurde in diesen Fällen nicht einmal die nöthi
und mögliche Ausheizung mit Cokekörben entsprechend rec
zeitig nnd inteneiv vorgenommen.)

V. Anstandsorte.

Hinsichtlich der Abtrittsanlagen wäre es von ganz bes
derem Wert gewesen, zu erfahren, wie die Gruben besonders
den Städten ohne Wasserleitnng beschaffen seien, bezw. ob ei
Infiltration aus der Grube in den Boden oder ancb ein Eindring
von Jauche durch Schlauch- und Grubenwände in das Manerwe
des Hauses statthabe; Daten solcher Art konnten natnrgem
nicht erhoben werden, doch erlanben die verlangten und erhalten
leicht zu gebenden Auskünfte ein Urtheil über den Zustand d
Abtrittsanlagen wenigstens in anderen anch durchaus nicht gleic
giltigen Beziehungen zu fällen.

Anstandsorte in Zahl der Schnlen (Häuser).

	Abtritte						Pissoirs						
	innerhalb des Hauses	außerh. des Hauses: alle	außerh. des Hauses: z. Theil	erhellt: gut	erhellt: zum Theil gut	erhellt: alle nicht gut	innerhalb des Hauses	außerh. des Hauses: alle	außerh. des Hauses: z. Theil	keine vorhanden	erhellt: gut	erhellt: zum Theil gut	erhellt: alle [illegible]
Gymnasien	182	9	1	140	40	12	180	9	1	2	169	15	
Realschulen	83	4	—	65	20	2	79	4	1	3	74	8	
Mittelschulen ..	265	13	[illegible]	205	60	14	259	13	2	5	243	23	[illegible]
	95%			73·5%	21·5%	5·0%	92·8%				87·1%	8·2%	2·8[illegible]

Die Abtritte befinden sich allermeist im Hause, was be
guter Einrichtung nnd gnter Instandhaltnng zugegeben werde
kann — die Einrichtnng und Erhaltnng sind aber keineswegs gut
wie sich später zeigen wird; dass übrigens die Anlage der Ab-
tritte außerhalb des Hauses kein Arcanum gegen jeden Übelstan
ist, ergibt sich daraus, dass drei von den Gymnasien, welche die
Abtrittsanlagen außerhalb der Häuser haben, dennoch die Frage
nach Abtrittsgerüchen in den Gängen bejahend beantworten. Für
die Verhältnisse unserer Mittelschulen wäre mit Rücksicht auf die
Mehrgeschossigkeit des Hauses, das Klima, die Pansendauer und
Zellenzahl zu wünschen, dass die Anlagen für die einzelnen Stock-
werke sich im Niveau dieser letzteren in einem vom Gebäude
etwas abgerückten thnrmförmigen Anbau befänden, welcher mit

m Stockwerk durch ein kleines Gangstück in Verbindung
st. — Eine gute Erhellung dieser Orte ist sowohl mit Rücksicht
die so wichtige Reinhaltung als die sittlichen Gefahren sehr
wünschen und die Resultate befriedigen nur wenig, da in mehr
einem Viertel der Häuser die Abtritte alle oder zum Theil schlecht
uchtet sind. Merklich günstiger sind die Erhellungszustände
Pissoirs; ist für letztere zwar auch die volle Tageshelle zu
schen, so könnten sie doch, wenn schon ein Theil der Abtritte-
age schlechtes Licht hat, aus Reinlichkeits- und Sittlichkeits-
nden eher die schlechtere Beleuchtung haben als die Zellen;
rscheinlich liegt die Sache so, dass die Fenster in den Piss-
n gehen und die Abtrittszellen weniger Licht nur aus zweiter
nd erhalten, während die umgekehrte Anordnung zwar nicht
pfehlenswert aber doch noch besser sein möchte. Man darf aus
Ferne vermuthen, dass manche Abtrittsanlage günstiger be-
itet wäre, wenn man ihr so große Fenster gegeben hätte, als
die Örtlichkeit erlaubt. Dem Übelstand der schlechten Erhellung
Zellen wäre gewiss öfter noch local durch Anbringen von
eiben aus Kathedral- oder Ornamentglas in den oberen Thür-
lungen der Zellen, bezw. durch Vergrößerung der Fenster mehr
r weniger weitgehend abzuhelfen. Dass fünf Schulen keine
soiranlage besitzen, bedarf keiner gedruckten Kritik.

Wie scandalös die Abtritte angelegt wurden, bezw. gehalten
rden, ergibt sich aus nachfolgender Tabelle:

Abortsgerüche sind wahrnehmbar

	auf den Gängen in Zahl von Häusern		in Zahl von Zimmern
	auf allen Gängen	auf einem Theil der Gänge	
ymnasien	91	20	89
alschulen	37	2	38
ittelschulen	128	22	127
	45·9 %	7·9 %	4·9 %

Die Antwort wurde auch dann als positiv gezählt, wenn
ie „manchmal“, „zeitweilig“, „zuweilen“ und „selten“ lautete
der das Stinken als unter bestimmter Kraftwirkung (Witterungs-
verhältnis, Windrichtung) als vorhanden angegeben worden war. —
Wo bei der Frage nach den Zimmern „zum Theil“ verzeichnet
war, wurde die halbe Zimmerzahl (bezw. halbiert nach Abzug
einer Einheit) in Rechnung gestellt.

Dass nahe in jedem zweiten Hause, ja fast in jedem 20.
allgemeinen Lehrzimmer der Abtrittsgeruch sogar in diesem selbst
auftritt, ist gewiss scandalös und sicher nicht in allen Fällen

nnvermeidlich. Selbstverständlich beschränkt sich die Abtrittsluft in jener Hälfte unserer höheren Bildungsstätten, deren Gänge darnach riechen, nicht anf diese Gänge allein, sondern dringen die bezüglichen Gase aus den Gängen überhaupt und ganz besonders bei jedem Öffnen der Thüren in die Lehrzimmer ein, wenn sie anch dort so weit verdünnt sind, dass sie durch das abgestnmpfte Geruchsorgan des täglichen Besuchers in der überhaupt so oft widerlich riechenden Schulzimmerluft nicht mehr als Specificum wahrnehmbar sind. Es stinkt auch in Hänsern nenesten Datnms, ja in einem 1895 errichteten Gymnasialgebäude stinkt sogar die Directionskanzlei nach Abtritt; eines der Pendants hiezu ist eine Realschule, deren Zimmer nach Abtritt riechen und laut eigenem Geständnis zu keiner der erfragten Zeiten (1899, S. 871) mit Hilfe der Fenster gelüftet wnrden.

Natürlich wird nnn keineswegs verkannt, dass an diesen scandalösen Zuständen die primitive Anlage der Abtritte in hohem Grade schnldig ist; es kann aber mit gntem Gewissen behauptet werden, dass sich öfter mit mäßigen Mitteln eine weitgehende Besserung dnrchführen ließe, nicht zn selten sogar mit so geringen Auslagen, dass diese nnmöglich eine Schwierigkeit bilden können.

Angeln und Schlösser der Thüren zn Vorräumen, eventuell Pissräumen sollen von Zeit zu Zeit geölt und jene Thüren mit in gntem Stande zu haltenden Federn versehen werden, welche das selbstthätige Zufallen bewirken. Münden die Abtrittszellen ohne Vorraum direct auf den Gang und werden sie mit Schlüsseln verschlossen, so möge durch Anbringen der bekannten Luftzugsverschließer (Banmwollrollen) von entsprechender Stärke rings um die einzelnen Stücke des Thürumfanges die mögliche gröbere Dichtung klaffender Spalten erzielt werden; haben sich Thüren so stark „geworfen", dass sehr weit klaffende Spalten entstanden sind, so verringere man zunächst dnrch entsprechende Holzspäne die Weite dieser Lücken. Öftere Controle und strenge Disciplin bezüglich des Thürschließens ist nöthig, damit der betreffende Handgriff den Schülern selbstverständlich werde; besonders bei der ersten Classe möge die Angewöhnnng recht consequent durchgeführt werden.

Bei Abtritten mit Wasserspülung ist Disciplin bezüglich der Handhabnng nöthig, Anzeigepflicht für jeden Benützer, wenn er eine Schüssel nnansgespült gefnnden hat, ebenso bei Abtritten ohne Spülnng bezüglich der Bedeckelung des Brilloches, allgemein bezüglich Verunreinigung des Sitzes und der Abtrittszelle überhanpt; öftere Controle durch die Diener nach Benützung durch die Schüler, Strafen. Einmalige Verunreinignng des Ortes gibt natürlichen Anlass zu nener.

Pisswände ohne oder mit ungenügender Wasserspülung sollen täglich mit einem scharfen Besen nnter Benützung der Gießkanne

abgerieben werden; für glatte Pisswände wäre das zeitweilige Bestreichen mit dem Urinol von W. Beetz (Wien) ein empfehlenswertes Hilfsmittel. Hölzerne Pissrinnen sollen unbedingt cassirt werden.

Wurden Abtrittszellen so schlecht angelegt, dass sie auch bei voller Tageshelle finster sind, dann bleibt, wenn nicht mit andern Mitteln (S. 302) abzuhelfen ist, nichts übrig, als sie während der Unterrichtsstunden künstlich zu beleuchten, wobei öfter eine Lampe für mehr als eine Zelle genügen wird: allerdings hat sie bei der künstlichen Beleuchtung meist resultirende Erwärmung des Abtrittsraumes den Nachtheil, in Abtritten ohne Wasserverschluss Aspiration von Gasen aus der Grube zu fördern; hiezu kann übrigens unter Umständen (Windrichtung, Besonnung) auch das Offenhalten der Fenster beitragen. Es muss noch einmal als außer Zweifel stehend bezeichnet werden, dass sich manchmal ohne größere, außer dem normalen Budget der Schule stehende Ausgaben eine Besserung wird herbeiführen lassen, wenn man sich mit der Sache befasst; wir meinen, es wäre gegebenenfalls besser, lieber ein neues Lehrmittel nicht zu beschaffen, um solchen scandalösen gesundheitswidrigen Zuständen ein Ende zu machen.

Meint man vom Schulerhalter Mittel zur Verbesserung erreichen zu können, so möge man das Hauptfallrohr, dessen unteres Ende dann nie durch Gruben- oder Tonneninhalt verschlossen sein darf, bis über das Dach verlängern lassen, vorausgesetzt, dass bei mehr als zweigeschossigen Gebäuden die Brilllöcher außer Gebrauch immer mit gut anschließenden Deckeln bedeckt oder Wasserverschlüsse ordentlich gehandhabt werden; ein Bunsenbrenner oder eine Petroleumlampe hinter Glasverschluss in einer Erweiterung des verlängerten Fallrohres über dem obersten Abtrittsitze angebracht, würde die Entlüftung von Grube und Fallrohr außer Haus beträchtlich fördern. Eine ähnliche Wirkung wird, wenn das Fallrohr in den Grubeninhalt reicht, erlangt werden, falls man das Fallrohr über Dach verlängert und überdies einen besonderen Abzugsschlot aus glasirten Thonröhren von der Grubeneindeckung über Firsthöhe führt und erwärmt; er darf jedoch nicht etwa in einen Rauchschlot münden. — Luftabzugschläuche aus den Abtrittsräumen selbst sind zu vermeiden, da sie Aspiration von Gasen aus der Grube in den Abtrittsraum zur Folge haben können.

Bezüglich der Pissoirs sei auf das bereits gestreifte Urinolpissoir mit Ölsiphon von Wilh. Beetz (und das Sanatolpissoir von Chlebowski und Skrobansk) aufmerksam gemacht; beide haben sich bewährt.

Wien. Dr. Leo Burgerstein.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Bacchylidis carmina cum fragmentis iterum edidit Fr. Blass. Lipsiae, Teubner 1900.

Der hauptsächlichste Wert dieser 2. Auflage besteht darin, dass der Papyrus vom Verf. neuerdings geprüft wurde. Der Erfolg davon war nicht bloß die Feststellung vieler schwankender Lesarten, sondern auch, worauf der Verf. besonderes Gewicht legt, die Zuweisung sämmtlicher Fragmente an bestimmte Gedichte. Freilich ist hier das bloße Indicium des äußeren Aussehens eines Fragmentes m. E. trügerisch: innere Beweisgründe (selbst nur der des Metrums) fehlen aber fast überall. Ist es nicht denkbar, ja wahrscheinlich, dass einzelne dieser Bruchstücke zu den gänzlich verloren gegangenen Columnen gehört haben? Und wenn sie dazu noch inhaltlich so gut wie gar nichts bieten, ist es da nicht gerathen, sie vorläufig abseits vom Texte stehen zu lassen? Ich muss ferner sagen, dass der Verf., auch was die einzelnen Lesungen betrifft, mir an mehreren Stellen (z. B. zu Beginn des 15. Gedichtes) mehr gesehen zu haben scheint, als erlaubt war.

Im 14. Gedicht ist auf Grund einer Vermuthung G. F. Hills eines der schon früher bekannten Fragmente (35 Bgk[4] = Clem. Al. Str. VI, 745) placiert worden:

οὐ γὰρ ὑπόκλοπον φορεῖ,
βροτοῖς δὲ[1]) *φωνάεντα λόγον σοφία.*

Das Metrum stimmt (was aber bei Dactylo-Epitriten nicht allzu viel zu sagen hat), der Gedanke aber nicht: von einem homerischen Helden soll der Satz gelten, sein Licht nicht unter den Scheffel zu stellen?

An einzelnen Stellen ist es mir unbegreiflich, wie Bl. trotz des von mehreren Seiten erhobenen Einspruches an seinen erstmaligen Lesarten festhalten konnte. Im zweiten Gedichte ist ganz ohne Zweifel *ἄϊξον, ὦ* zu lesen, und VII und VIII bildeten ganz

---

[1]) So Blass statt des überlieferten *βροτοῖσι*, was ich für evident halte.

her nicht Theile desselben Gedichtes, was das Metrum deutlich zeigt. Auch halte ich an meiner Placierung des 17. Fragmentes entwegt fest. — Warum Blass trotz meiner Gegengründe noch daran festhält, die an metrisch gleichen Stellen begegnengleichen Worte (isometrische Responsion) durch gesperrten ck hervorzuheben, ist wieder schwer begreiflich. Aeschylos lässt Suppl. 89 und 96 entsprechen: *Διὸς ἵμερος οὐκ* und *κορυφᾷ ὃς εἰ*: warum schrieb er nicht *Διὸς εἰ κορυφᾷ*?

Auch meinen Einwendungen gegen seine neue Theorie der tylo-Epitriten hat Blass keine Beachtung geschenkt: aber er auch mein Hauptargument, das von der identischen Musikleitung für sämmtliche Strophen einer Ode, nicht widerlegt. ist auch nicht zu widerlegen, denn die Isometrie selbst ist sprechender Beweis. Nun ist es aber klar, dass der Dichter st, wenn er für alle Strophen dieselbe Musik schrieb, solchen trischen Divergenzen keine das Wesen des Metrums alterierende eutung beimessen konnte. Man versuche nur den Text nach Blass'schen Diagrammen zu lesen: jeder muss da den Eindruck gewinnen, dass die Worte des Dichters in unbarmherziger eise zerstückt und auseinandergerissen werden. Das Letztere t auch von den nicht dactyloepitritischen Versmaßen. Endlich one ich, dass jene metrisch abweichenden Stellen zum Theil f einer Textverderbnis beruhen. Das zeigt 5, 160: dort ist von ster Hand *ΤΟΙΔ* geschrieben, daraus wurde durch eine von ks nach rechts gehende Tangente an das *O* *τᾶδ'* gemacht, nicht aber *ιδ'*, wie Bl. schreibt; denn jener Querstrich konnte doch nicht eichzeitig den Zweck haben, das *ο* in *α* zu verwandeln und s *I* zu tilgen. Damit findet aber meine Conjectur *τᾶδ'* ihre Bestätigung durch den Papyrus selbst.

Auf S. LXXII ff. ist die seit der 1. Auflage erschienene iteratur nachgetragen. Das Verzeichnis ist nicht eben vollständig, ber ich mache daraus einem so vielfach beschäftigten Gelehrten ie Blass, der mit seiner bewährten Kraft zur Lösung viel wichtigerer Probleme herhalten muss, im allgemeinen keinen Vorwurf. ber von der Conjectur Burys (in der Class. Rew.) zu 18, 34, to der Accent *μερίμν[*, der dort ganz bestimmt zu finden ist, isher ignoriert wurde, *εὔφρονες σφ' ἔτειραν . . . μερίμναις*, hätte er doch Notiz nehmen sollen.

Griechische Tragödien übersetzt von U. v. Wilamowitz-Moellendorff (V.–VII: Aischylos' Orestie). Berlin, Weidmann 1900.

Ich habe meiner Bewunderung für Wilamowitz' Übersetzungskunst gelegentlich der Anzeige seiner großen Choephoren-Ausgabe in diesen Blättern vom Jahre 1897, S. 405 f. durchaus nicht kargen Ausdruck gegeben: möge er mir's nicht übel nehmen, wenn ich trotzdem erkläre, nicht gewillt zu sein, in den Posaunenton der Verhimmelung mit einzustimmen. Es finden sich auch in dem

dritten Stücke wieder einzelne Stellen, die entweder nicht poetisch klingen oder sprachlich nicht recht gefallen wollen, z. B V. 223 f 'anderen offenkundigen | Verbrechen find' ich dich recht lässig' (*οἶδά σ'... ἐμφανῶς πράσσουσιν* [so schreibt W. statt *πράσσουσαν*, s. Anhang S. 93] *ἡσυχαιτέραν*), V. 410 'euch, die keinem Lebewesen ähnlich seht', V. 469 'Mit der Entscheidung dieses Handels würde sich | zu viel ein Mensch zutrauen'.

Was die Chorlieder betrifft, so will mich bedünken, dass Verf. gleichzeitig mit der Ersetzung der Originalmetra durch moderne (zum größten Theil etwas fade Trochäen) auch den Schwung der poetischen Diction in bedenklicher Weise herabgedrückt hat. Hier hätte ihm Schillers Braut von Messina und seine Euripidesübersetzungen als Vorbild dienen sollen. Es gilt dies von Stellen wie 627 ff.:

> Wohl gesorgt hab ich für meine Bürger,
> wenn ich hier ansiedle diese großen
> schwierig zu gewinnenden Gewalten

(*τάδ' ἐγὼ προφρόνως τοῖσδε πολίταις | πράσσω, μεγάλας καὶ δυσαρέστους | δαίμονας αὐτοῦ κατανασσαμένη*).

Jedem Stück ist eine gelehrte Einleitung vorausgeschickt, für die Schüler oder gar Laien nicht eben leicht verständlich, für den Philologen nicht ganz neu; denn der kennt sie theils aus des Verf.s Ausgabe der Choephoren, theils (die zum Agamemnon) aus einem Aufsatze über Sophokles König Oidipus im Hermes (Bd. 32). Neu und auch für den Fachmann in hohem Grade lesenswert ist die Einführung in die Eumeniden.

Wien. Hugo Jurenka.

Euripides Hippolytos. Con introduzione, commento ed appendice critica di Augusto Balsamo. Parte prima (testo critico e commento). Firenze, Bernardo Seeber 1899. gr. 8°, IX u. 193 SS Preis L. 2·50.

Auf S. VII f. seiner Prefazione führt der Herausgeber allerlei Commentare an, die er für seine Arbeit herangezogen hat. Staunend merkt man aber, dass für ihn, der auch sonst wenig bekannt gewordene Werke aus jüngster Zeit aufzählt, ein chef-d'oeuvre wie die Hippolytos-Ausgabe von Wilamowitz-Moellendorff (Berlin 1891) nicht vorhanden ist. Sucht auch ein Kritiker in der Rivista di filologia e d'istruzione classica (Anno XXVII, 1899, S. 303) diese Unterlassung mit den „lacune stupefacenti“, die sich selbst in den ersten Bibliotheken Italiens fänden, zu entschuldigen, so kann man dies hier nicht gelten lassen; vielmehr möchten wir hieraus auf eine mangelhafte Kenntnis der einschlägigen Literatur beim Editor schließen, da er doch jene Ausgabe wenigstens hätte erwähnen müssen. Dringend sei es ihm daher empfohlen, diese

Lücke nach Thunlichkeit in dem zweiten, noch ausstehenden Theile auszufüllen, der „una lunga introduzione sulle questioni mitologiche e letterarie del dramma, ed un' ampia appendice critica" enthalten soll. Auch Wilamowitz' verbesserte deutsche Übersetzung dieses Stückes mit ihren kurzen Bemerkungen zum griechischen Texte (Griechische Tragödien, Erster Band, Berlin 1899) wird nicht zu übersehen sein.

Den Text, der im Hippolytos bekanntlich ausgezeichnet erhalten ist, hat der Herausgeber zum Glück mit Vorsicht behandelt, und auch die Erklärung, die in behaglicher Breite einherschreitet, ist im ganzen zweckentsprechend. Wichtigere Versehen sind mir an folgenden Stellen aufgefallen: 58 steht *ἔπεσθε* für *ἕπεσθε*, 316 *καί* f. *παί*, 355 *ζῶς'* f. *ζῶσ'*, 384 *σκολή* f. *σχολή*, 418 steht *τέρεμνα* (536 dagegen *τεράμνοις* und 768 *τεράμνων*), 541 *χληδοῦχον* f. *κληδοῦχον*, 724 *εὔφεμος* f. *εὔφημος*, 728 ist der Punkt nach *γενήσομαι* zu tilgen, 1025 steht *ροι* f. *σοι*, 1110 *κολυπλάνητος* f. *πολυπλάνητος*, 1140 stimmt Text (*νυμφιδίων*) und Anmerkung *νυμφιδία*, dies richtig) nicht überein, 1388 steht *"Αιδου* f. *"Αιδου*. In der Annahme von Athetesen scheint mir der Herausgeber mit Barthold zu weit zu gehen, so 79—81, 468—470, 477—481, 513—515, wo Reiskes Besserung *λόχον* für *λόγον* (514) ebenso in den Text zu setzen war wie desselben *εἵλες* für *εἶδες* (1024); 809 ist *δυσδαίμονα* durch *πικρὰν θέαν* (825) zu ersetzen; 908 muss wohl Lehrsens Emendation *οὔπω χρόνος παλαιός* für *οὔπω χρόνον παλαιόν* und 1122 Hartungs *ἀστέρα γαίας* für *ἀστέρ' Ἀθάνας* in den Text aufgenommen werden. Auffallend ist es, dass durchaus Weklein f. Wecklein, ab und zu Valkenaer (S. 105, 175) f. Valckenaer, Kirchoff (S. 115, 185), Weitch (S. 145) f. Veitch gedruckt ist.

Der metrische Anhang enthält nichts als ein Durcheinander von Zeichen für Länge und Kürze; man vermisst die Notierung der dreizeitigen Längen ebenso wie jene der Pausen. Auch ist kein Versuch gemacht, die Strophen irgendwie rhythmisch zu gliedern. Der Herausgeber wird sich im zweiten Bande jedenfalls auch mit den Theorien Christian Kirchhoffs, die in dessen posthumem Werke „Dramatische Orchestik der Hellenen" (Leipzig 1899) vor allem in Anknüpfung an den Hippolytos (S. 9—238) entwickelt sind, auseinanderzusetzen haben, wenn wir ihm auch nicht zumuthen, dass er die Anschauungen über den Tanz und dessen Verhältnis zum sprachlichen Texte, wie sie in jenem schwergelehrten Werke zutage treten, zu den seinen machen werde.

Schließlich sei noch auf eine Neuerung in der Transscription der griechischen Eigennamen hingewiesen, indem der Herausgeber mit jugendlichem Wagemuthe sich von der in Italien durch jahrhundertelange Übung gefestigten Schreibweise emancipiert und sich an die in Deutschland übliche, die den griechischen Lauten ihre Rechte lässt, anschließt. So schreibt er beispielshalber *Euripides*,

Hippolytos, Perikles, Peisistratos, Aristophanes statt der in Italien eingebürgerten Formen *Euripide, Ippolito, Pericle, Pisistrato, Aristofane.* Wir glauben nicht, dass der Herausgeber in diesem Kampfe gegen den Usus, der, wenn irgendwo, so hier als tyrannus respectiert zu werden verdient, das Feld behaupten werde. Darüber freilich werden vor allem seine Landsleute zu urtheilen haben, von denen der oben genannte Kritiker (C. O. Zuretti) mit Recht hervorhebt, dass damit nur Unsicheres und Zweifelhaftes durch noch weniger Gesichertes und noch Zweifelhafteres ersetzt werde, und dass die ganze Frage „comprende anche una parte, anzi la principale, che rientra nella filologia italiana". Bei diesem Anlasse sei dem Herausgeber ein kräftig Wörtlein, womit Friedrich Ritschl (Opusc. philol. Vol. II, p. 781 f.) sich für die Schreibung Virgil im Deutschen trotz lateinischem Vergilius ausgesprochen hat, ans Herz gelegt: „Was würden wohl unsere westlichen Nachbarn für ein Gesicht dazu machen, wenn ihnen zugemuthet würde, auf einmal *Aristotèle* statt des gewohnten *Aristote* zu schreiben? ... Und wir hätten nicht das Recht, das durchaus volksthümlich Gewordene festzuhalten in *Virgil?* oder in *Genitiv*, in *Jupiter*, in *Scene* usw., und müssten uns, der wissenschaftlichen Erkenntnis zuliebe, dass es allerdings im Latein *genetivus, Juppiter, scaena* hieß, auch im Deutschen die pretiösen Schreibungen *Genetiv, Juppiter, Scäne* und *scänisch* aufzwingen? Dürften am Ende nicht einmal mehr *Homer* und *Horaz* sagen statt *Homeros* und *Horatius?* Sollten wohl gar auf *Rom* und *Florenz* und *Neapel* verzichten zu Gunsten der unzweifelhaft alten und echten Formen *Roma, Florentia, Neapolis?* Möge doch nicht deutscher Pedantismus einen Schatten auf deutsche Wissenschaft werfen, der gegen diese selbst den Spott des weiteren Kreises der Gebildeten herausfordern muss!"

Prag-Kgl. Weinberge. Siegfried Reiter.

Dr. Heinrich Stephan Sedlmayer. Platos Vertheidigungsrede des Sokrates. Wien, Konegen 1899. 76 SS.

Sedlmayers Studie verfolgt, wie er selbst im Vorworte angibt, ein doppeltes Ziel, erstens den weiten Kreisen der Gebildeten die Vertheidigungsrede des Sokrates zugänglich zu machen, zweitens, einen Beitrag zu liefern zur Lösung der Frage, ob wir in Platos Apologie die vor Gericht gehaltene Rede des Sokrates zu sehen haben, oder ob sie eine Dichtung Platos sei.

Das Schriftchen zerfällt in drei Theile, Einleitung, Übersetzung der Apologie und Erläuterungen zu einzelnen Stellen der Vertheidigungsrede. In der Einleitung, die zehn Capitel umfasst, macht der Verf. den Leser mit den biographischen Daten des

... Weisen bekannt, würdigt seine Verdienste um die Philo- ... und beschäftigt sich dann ausführlich mit der Anklage ... religiösen Irrglaubens und Verderbung der Jugend und mit ... traurigen Ausgang des Processes.

Sedlmayer spricht offen seine Überzeugung aus, dass die ... Plato überlieferte Apologie die wirkliche Vertheidigungsrede ... Sokrates ist, wofür alle äußeren Momente sprächen, und prüft ... Erläuterungen die in der Rede selbst angeblich für das ... Urtheil sprechenden Indicien. Dass Plato die Vertheidigungs- ... seines Meisters im wesentlichen getreu wiedergegeben hat, ... ich dem Verf. ohne weiteres zugeben; es fragt sich nur, ... weit er den Wortlaut der Rede bei der Redaction veränderte.

In den Erläuterungen zu c. I. wendet sich der Verf. gegen ... Erklärung der Worte: *ἀλλ' ἀκούσεσθε εἰκῇ λεγόμενα.....*, ... wollte Sokrates damit sagen, er spreche ganz aus dem Steg- ... und gegen den daraus gezogenen Schluss, eine so kunstvoll ... ...erte Rede könne keine Stegreifrede sein, sondern sei viel- ... ein fictives Werk Platos, und meint, Sokrates habe seine ... wohl vorbereitet. Dass Sokrates an unserer Stelle nur sagen ... er wolle sich in ganz einfacher, schlichter Weise vertheidigen, ... richtig; andererseits wissen wir aus Xenophon (Mem. 4, 8 u. ...logie), dass Sokrates eine eigentliche Vertheidigungsrede nicht ... ausgearbeitet hat. Als ihm Hermogenes rieth, er möge doch endlich ... seine Vertheidigung denken, sagte er, er habe schon zweimal ... angefangen, an seine Vertheidigung zu denken, die Gottheit habe ... aber davon abgehalten. Es ist also schwer anzunehmen, Sokrates ... die Rede, wie sie uns vorliegt, vorbereitet, wenn er auch ... was er zu seiner Vertheidigung sagen wollte, vorher dispo- ... haben mag. In der Form, wie uns die Apologie von Plato ... übermittelt ist, dürfte sie schwerlich die wortgetreu wiedergegebene ... Vertheidigungsrede des Sokrates sein. — Sonst bieten die Er- ... läuterungen viele treffende Bemerkungen zum richtigen Verständnis des Textes.

Die Übersetzung selbst schließt sich an die beste Text- überlieferung an; dieselbe ist wohlerwogen und gewandt, hält sich von jedem sclavischen Anschluss an den Text frei und ist dabei doch nur insofern frei, als sie dem Deutschen keine Gewalt anthut. Nur selten stößt man auf Fügungen, welche den Text des Originals durchschimmern lassen. Im einzelnen will ich nur einiges wenige herausheben. C. I. *δικαστοῦ μὲν γὰρ αὕτη ἀρετή...* ... ἀρετή mit „Tugend" nicht ganz entsprechend wiedergegeben; c. V. wäre *ἐμμελῶς* etwa mit „preiswert" zu übersetzen und nicht mit „in angemessener Weise". C. VI. würde ich *καλὸν κἀγαθὸν εἰδέναι* mit „etwas Rechtes wissen" wiedergeben. C. XVIII über- setzt der Verf..... „der, wenn es auch ein wenig komisch klingt, geradezu der Stadt von dem Gotte beigegeben ist....", ich lese *προσκείμενον τῇ πόλει* „der der Stadt geradezu am Nacken sitzt".

C. XX hat der Verf. wohl aus Versehen *με πέμπτον αὐτὸν* „mich mit fünf anderen“ statt „mich und vier andere“ überse

Zum Schluss will ich nur noch dem Wunsche Ausdruck geb vorliegende Studie möge in den weiten Schichten der Gebild die gebürende Beachtung finden.

Krafft und Ranke. Präparationen für die Schullect griechischer und lateinischer Classiker. H. 27. Platons Kri H. 39, Platons Phädon von Dr. Gaumitz. Hannover, Go 1897 u. 1899.

Über den Zweck und die Berechtigung von Präparatio für den Schulgebrauch zu sprechen ist, glaube ich, überflüs und so begnüge ich mich, an dieser Stelle kurz zu constatie dass die vorliegenden Büchlein im allgemeinen den Anfor rungen, die man mit Recht an solche Hilfsbücher stellt, sprechen. Den einzelnen Wörtern sind, um den Schülern die stammung und Zusammensetzung der Wörter einzuprägen, Stammwörter oder die einfachen Stämme beigefügt, ebenso ist den einzelnen Vocabeln in der Regel die Grundbedeutung vo gestellt und dann die für die betreffende Stelle passende be setzt. Meist sind die Vocabeln geeignet, den Schüler zu e entsprechenden Übersetzung anzuleiten.

Dem Vorwurfe, es seien zu viele und zu bekannte Wö mit aufgenommen, sucht der Verf. dadurch zu begegnen, dass zu bedenken gibt, er habe auch den schwächsten Schüler ei schwachen Jahrgangs in den Stand setzen wollen, mit die Hilfsbüchlein den Wortlaut des Textes zu verstehen. Ich gla aber, dass der Verf. trotzdem des Guten zuviel gethan hat, namentl gilt dies von den vielfachen Wiederholungen eines und dessel Wortes (öfter in derselben Bedeutung) in ganz kurzen Zwisch räumen. Ich will wohl zugeben, dass die Schüler manche Wö leicht vergessen und immer wieder und wieder an dieselben innert werden müssen, allein auf Wörter wie *ἀπατάω, ἀειδ ἄρτι, ἄνεμος, λογίζομαι, λογισμός, πάσχω, πάθος* u. dgl. wiederholt zu verweisen, heißt dem Gedächtnisse des Schülers wenig zumuthen und ihn gewöhnen, dem Vocabellernen zu we Aufmerksamkeit zu schenken.

Dasselbe gilt von den in den Fußnoten angebrachten gra matischen und syntaktischen Erklärungen. So wird wohl selb der schwächste Schüler auf dieser Stufe wissen, dass *θάτερο* = *τὸ ἕτερον*, *ἅττα* = *ἅτινα*, dass *ὡς* beim Particip, wora wiederholt hingewiesen wird, eine subjective Vorstellung ausdrück dass *ταύτῃ*, *ἐκείνῃ*, *ᾗ* adverbiale Dative sind, dass *καὶ ὅς* = *καὶ οὗτος*, *οὐδεὶς ὅστις οὐ* = jedermann usw. Sonst geben ab die Fußnoten häufig recht gute Winke zu einer in jeder Hinsic correcten Übersetzung und helfen dem Schüler über manche Schwierig keit hinweg, so dass der Lehrer mit Schülern, die auf Grund vo

ender Büchlein vorbereitet sind, nicht nur viel rascher in der türe vorwärts kommt, sondern auch viel mehr Zeit den psycho- ischen und logischen Erklärungen und dem Inhalte widmen n. Da der Verf. nicht zum ganzen Phädon, sondern nur zu elnen Partien dieser Schrift (Cap. 1—34; 38—40, 57—67) e Präparation liefert, so werden die ausgelassenen Stellen durch gabe des Inhaltes ersetzt und so der Zusammenhang des Ganzen rahrt.

Wien. Dr. Franz Lauczizky.

Zu Ovid.

Die Metamorphosen des P. Ovidius Naso. Zweiter Band: Buch VIII—XV. Im Anschluss an Moriz Haupts Bearbeitung der Bücher I—VII erklärt von Otto Korn. in 3. Auflage neu bearbeitet von R. Ehwald. Berlin, Weidmann 1898. gr. 8°, IV u. 429 SS. Preis 4 Mk. 50 Pf.

Kleines Wörterbuch zu Ovids Metamorphosen. Nach dem Wörterbuche von Siebelis und Polle bearbeitet von Dr. Otto Stange, Oberlehrer am Vitzthum'schen Gymnasium zu Dresden. Mit 83 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, B. G. Teubner 1898. IV u. 244 SS. gr. 8°. Preis 2 Mk. 50 Pf.

1. Schon die Erweiterung des 2. Theiles der vorliegenden Metamorphosen-Ausgabe von 295 Seiten der 2. Auflage auf 429 Seiten der 3. beweist, dass man es nicht einfach mit einer verbesserten Auflage zu thun hat. Nimmt man hinzu, dass Ehwald die 3. Auflage besorgt hat, so wird man auch über die Qualität der Erweiterung außer Zweifel sein. In wenigen schlichten Worten bezeichnet der neue Herausgeber die Aufgabe, die er sich gestellt hat: er habe sich bemüht, die Resultate der wissenschaftlichen Forschung für Commentar und Text zu verwerten und der historischen Erklärung des Sachlichen und Sprachlichen nach Kräften gerecht zu werden. In der That ist das Buch eine Fundgrube für den Lehrer geworden, wo er alles, was Kritik und Exegese bis in die jüngste Zeit gewonnen haben, von kundig sichtender Hand verwertet sieht. Für den Lehrer sage ich: ehedem war die Ausgabe noch für den Gebrauch des Schülers berechnet, jetzt hingegen möchte Ref., offen gestanden, das Buch nur mehr sehr strebsamen Jungen empfehlen. Für die gewöhnlichen Schulbedürfnisse reicht ja die Ausgabe von Siebelis-Polle und besonders die nach streng pädagogischen Grundsätzen gearbeitete von H. Magnus aus: was hier Ehwald bietet, ist ein Werk, welches sämmtliche ältere Commentare zu den Metamorphosen, soweit es sich um die wissenschaftlichen Bedürfnisse des Lehrers handelt, überflüssig erscheinen lässt. Für diese Bedürfnisse ist nunmehr vollständig gesorgt, insofern auch die Textkritik eine selbständige consequente

Berücksichtigung im kritischen Anhang S. 387—414 gefund hat. Wenn sich hier Ehwald nicht mit der nackten Aufführu von Varianten begnügt, sondern theilweise sehr eingehend d Für und Wider der einzelnen Lesarten bespricht, so erhalten v hiemit eine Zugabe, durch welche die Ausgabe vollends auch f gelehrte Zwecke unentbehrlich wird. Auf Einzelnes einzugehe sieht Ref. keinen Anlass: Ehwalds Neubearbeitung des Korn'sch Commentars ist eine Leistung, die für Schule und Wissensch von Bedeutung ist. Möge der verdiente Herausgeber recht ba Gelegenheit finden, auch den 1. Band von Haupt-Korns Ausga der Metamorphosen in gleicher Gestalt herauszugeben!

2. Stange rechtfertigt die Abfassung seines Wörterbuch nach den ähnlichen Arbeiten von Siebelis-Polle und von Jurenk und glaubt so seinem Werke die Existenzberechtigung gesich zu haben. Dass aber noch Wörterbücher zu Ovid von O. Eiche und von K. Peters vorhanden sind, übergeht er. Er setzt eb voraus, dass die gegen Sibelis-Polle und Jurenka gerichteten B merkungen sich ohneweiters auch gegen die letztgenannten kehr lassen und vielleicht mit Recht. Freilich wird man die Stichhälti keit seiner Rechtfertigung erst zu prüfen haben. Er meint, Siebeli Polle erstrecke sich über die ganzen Metamorphosen, während d Schüler es nur mit einer Auswahl zu thun habe — St. berüc sichtigt eben nur die gangbaren Auswahlen für den Schulgebrauch; - außerdem sei das Werk nicht für den Anfänger berechnet. Jurenk hingegen berücksichtige auch noch eine Auswahl aus den elegische Dichtungen Ovids, die ja doch erst gelesen würden, wenn scho eine gewisse Bekanntschaft mit dem Dichter vorhanden, mithi das Specialwörterbuch entbehrlich sei. Ref. findet sich nicht i der Lage, durch diese Argumente von der Nothwendigkeit eine neuen Schulwörterbuches zu Ovid überzeugt zu sein, möchte jedoc vorliegendem Buche seine Empfehlung nicht versagen. Es ist gan nach den gesunden Grundsätzen durchgeführt, von denen Jurenk bei Bearbeitung seines Wörterbuches ausgegangen ist (s. dies Zts. 1898. S. 881 f.). Vielleicht hätte dies ausdrücklich in de Vorrede hervorgehoben werden können, wo nur davon die Rede ist dass Jurenka dem Verf. 'in mancher Hinsicht vortreffliche Dienst geleistet hat'. Dass jedoch der Verf. auf Veranlassung der Verlags handlung auch in der Beigabe von Abbildungen so weit gegange ist wie Jurenka, kann Ref. nicht billigen; auch andere Referente haben in der Überladung mit Illustrationen eine Verunstaltung de ausgezeichneten Werkes Jurenkas gesehen. St. hat sich also einem tüchtigen Führer nur allzu enge angeschlossen.

Wien. J. Golling

---

1. T. Livi ab urbe condita libri. Edidit Antonius Zingerle. Pars VII Fasc. I. Liber XLI. Editio maior. Wien u. Prag. F. Tempsky: Leipzig. G. Freytag, 1899. IX u. 37 SS. Preis geh. 60 h. = 50 Pf.

2. T. Livi ab urbe condita libri. Editionem primam curavit. G. Weißenborn. Editio altera. quam curavit, Mauritius Müller. Pars II. Fasc. I. Lib. VII—X. Leipzig, Teubner 1899. XX u. 230 SS. Preis 80 Pf.

3. Präparation zu Titi Livii ab urbe condita libri. Buch XXI. Von Dr. W. Soltau. Hannover, Goedel 1899. 38 SS. Preis 60 Pf. (Heft 32 der Präparationen von Krafft u. Ranke).

4. Dasselbe. Buch XXII. 28 SS. Preis 50 Pf.

5. Präparationen zu „Ausgewählte Stücke aus Livius' vierter und fünfter Dekade". Von Märklin u. Treuber. Stuttgart, Kohlhammer 1898. 46 SS. Preis 60 Pf.

1. Mit Buch 41 eröffnet Z. die Herausgabe der V. Dekade des Livius, die er Wilhelm Ritter v. Hartel widmet. Mit Recht legt er ihr eine neue Collation der Wiener Handschrift besorgt von Prof. Bormann und Josef Zingerle, dem Sohne des Verf. — zugrunde, da die Ergebnisse der früheren Vergleichungen öfter voneinander abweichen. Die Genauigkeit jener Collation — vgl. aus der Einl. VII—IX z. B. die Bemerkungen zu 10, 4; 20, 11 — sowie die eingehende und reichhaltige Wiedergabe derselben sichert dem Buche die erste Stelle unter den Ausgaben der V. Dekade. Dazu kommt, dass der Verf. augenscheinlich mit großem Eifer die Eigenthümlichkeiten der Handschrift studierte; vgl. die Anmerkungen zu 18, 10; 24, 6.

Den Text selbst gestaltete Z. in seiner bekannten vorsichtigen, conservativen Weise; so gieng er z. B. selbst 18, 10 und 24, 14 mit Recht nicht von der Überlieferung ab, 8, 10 hingegen ist *quibusquibus* selbst für eine formelhafte Ausdrucksweise wohl kaum zu vertheidigen. Ebenso ist es nur zu billigen, dass die größeren Lücken im Texte durch Sternchen bezeichnet werden. Von den Verbesserungsvorschlägen, die Verf. in dieser Zeitschr. 1898, S. 399 ff. begründete, wurden in den Text nur 13, 8 und 14, 1 [*Triumphus de Liguribus agebatur*], 20, 4 *insanire censebant* und 22, 6 *eorum, per quos* aufgenommen, die übrigen beschieden in der *Adnotatio critica* erwähnt. Diese ist selbstverständlich sehr reichhaltig und erschöpfend; namentlich sind die Resultate der neueren Livius-Forscher, wie Vahlen, Hartel, H. J. Müller, Gitlbauer, Fügner, Haraut, Novák genau angeführt und bei der Bildung des Textes mit kluger Auswahl verwendet. Ref. schließt mit dem herzlichen Wunsche, Verf. möge in seiner bekannten Rüstigkeit das große Werk, das in den letzten Heften nicht nur von selbständigem Schaffen, sondern von besonders geklärtem und reifem Urtheile zeigt, recht bald abschließen.

2. Die neue Auflage des Weißenborn'schen Textes vom Jahre 1881 erhielt unter der Hand des bewährten und unermüdlichen

Herausgebers eine völlig neue Gestalt, wie schon aus dem voraus geschickten Verzeichnis der Abweichungen von dem Texte d Weidmanns'chen Ausgaben (1886 und 1880) erhellt [1]).

Was den Text betrifft, ist vor allem hervorzuheben, dass d Verf. sich trotz der Fülle von Vorschlägen der Livius-Forscher i ganzen ein selbständiges Urtheil bewahrte. An einer Reihe v Stellen belegte und begründete er die handschriftliche Überlieferu theils in den Jahresb. des phil. Vereins zu Berlin 1898, S. 12 ff theils in der *Adnotatio critica* (vgl. zu VII. 8, 4; 40, 1; VII 2, 5; 12, 13; 18, 5; IX. 2, 2: 13, 10; 16, 8; X. 17, 4 39, 6). Die nennenswerten Ansichten aus jüngster Zeit sind an geführt und ab und zu Belegstellen notiert, ein Zeichen, da der Verf. gewissenhaft überprüfte und vorgieng. Am meisten intere sieren natürlich die neuen Verbesserungsvorschläge des Verf. selbs bei denen meistens lückenhafte Überlieferung angenommen wir Einen großen Theil derselben begründete er ausführlich a. a. O S. 12 ff. und 16; davon wurden in den Text aufgenommen: VI 4, 2 *acerbitas in delectu . . laceratione corporum ⟨cumu⟩lata,* w durch die Stelle entschieden gewinnt; 30, 11 *qui ⟨fidem su⟩a implorantibus aliis [auxilium], dum supra vires suas praestan inopes ipsi . . venerunt* mit zu weit gehenden Änderungen; 41, *ne quis, ⟨ubi⟩ ordinum ductor fuisset,* wobei *ubi* „in der Legio wo" heißen soll, doch liegt Madvigs *qui* näher; VIII, 4, 3 *si foed ⟨sociale⟩ est,* was wegen des folgenden *si societas* wenig glaublic scheint, wahrscheinlich hat Weißenborn das Richtige getroffen 7, 21 *velut demerso ab admiratione animo* gut; 8, 11 *pugnatum ⟨gradum⟩ a prima acie . . referebant,* wenn man schon an *re ferebantur* Anstoß nimmt, liegt Zingerles *⟨se⟩ referebant* näher 11, 6 *ad ⟨renovandum bellum principes excitabat ad⟩firmand* oder *ad ⟨rebellandum ad⟩firmando,* einfacher schreibt Luterbache *adfirmabat.* Außerdem bietet der Text an Neuigkeiten: VIII 23, 2 *. . recepta Palaeopoli scripserat* (mit Luterbacher), *Romam Cornelius compertum ⟨se habere⟩ dilectum indictum* zu weit gehend; IX 18, 4 *ementiendae ⟨divinae⟩ stirpis* subjectiv; 33. 3 *quae velut fatale cum tribunis ac plebe ⟨simultates exerc⟩ebat* zu weit gehend, X 6, 2 (ς): *adversae belli res* gut; 7, 11 *⟨in⟩ cuius imaginis titul* besser wohl Wesenbergs *cuius ⟨in⟩ imaginis.* Vermuthungsweise schlägt Verf. noch vor: VII 13, 3 *si ⟨dicere⟩ licet*; 22, 10 liege in *Nevio* vielleicht ein *novus homo,* ein Zusatz, der aber an dieser

[1]) Wenn durch diesen Vorgang auch einerseits viel an Raum erspart, anderseits ein rascher Überblick über die neuesten Vorschläge ermöglicht wird, kann sich Ref. damit doch nicht befreunden; denn wer sich über eine Stelle vollständig unterrichten will, ist genöthigt, zwei bis drei Ausgaben nebeneinander zu verwenden. — Es würde sich auch empfehlen, H. J. Müllers Jahresberichte durch Beifügung der Jahreszahl der Zeitschr. f. d. Gymn. zu präcisieren, da in dieser Zeitschr. die besondere Nummer des Jahresberichtes nur mühsam aufzufinden ist.

elle nicht nöthig ist; 33, 16 *vertisset in fugam*; 34, 15 ⟨*circum*⟩
ctis oder ⟨*secum*⟩ *ductis*, von denen das letztere viel für sich
t; 41, 6 *denique ab Lautulis fugisset*; VIII 22, 4 vor oder
ch *fuit* einzufügen *futuri*, dies sehr ansprechend; IX 14, 2
locutus ⟨*ut*⟩ *de re dubia*; 17, 2 *occupavi* oder *agitavi animum*;
, 7 *id est* ⟨*genus*⟩ *hastae* oder ⟨*genus*⟩ *id est hastae*, jenes
cht ansprechend; 24, 5 *cohortibus* ⟨*tribus*⟩; 26, 7 *sive timor*
conscientia valuit; 31, 1 *bellum Etruriae*; X 7, 11 *legatur*;
, 18 *et tempore uno pro⟨ferri⟩ visa*; 18, 7 *in certo ponere*
t; 21, 12 *ob haec et* ⟨*quia*⟩ *appetebat tempus comitiorum*;
, 7 wird eine größere Lücke vermuthet ohne bestimmten Vor-
hlag; 34, 1: *operibus, aggere ac vineis..*; 35, 14 *facerent*
⟨ferentur⟩que oder *facerent ⟨ferrent⟩que*; 38, 6 *ex vetere libro*
teo a delecto oder *a lecto* ⟨*ad id*⟩ *sacrificatum*; 39, 15 *deos*
mortales ⟨*cum Samniti populo iratos*⟩ *adesse*.

Jedenfalls bedeutet das vorliegende Werk einen bedeutenden
ortschritt in der Liviuskritik.

3. und 4. Der durch seine eingehenden Quellenforschungen
Livius wohl bekannte Verf. ist schon an den historischen, mit
echt sehr knapp gehaltenen Einleitungen erkennbar. Im ganzen
chließt er sich dem in der Krafft-Ranke'schen Sammlung üblichen
erfahren an, womit sich Ref. insofern nicht einverstanden erklärt,
ls Vocabeln und Phrasen voneinander getrennt behandelt werden,
ämlich jene als Text oben, diese, mit sachlichen Erklärungen
ereint, unter dem Striche; denn hiedurch wird, abgesehen von
inzelnen Unebenheiten, die Benützung für Schüler bedeutend er-
chwert. Wenn sich in beiden Büchlein, wie fast in jeder ersten
Auflage, auch vereinzelte Härten finden — z. B. XXI, 1 *praefor*
„voran sagen“, 2 fehlt eine Bemerkung zu *sub, flos aetatis* „ein
heranblühender Jüngling“, 3 ist *extemplo* zu ergänzen, 4 *nihil*
sancti „Mangel an idealer Gesinnung“, 6 fehlt *varia trepidatio*,
XXII, 1 *de religione patres consulere* „den Senat hinsichtlich der
zu treffenden religiösen Maßregeln befragen“, 3 *foedum omen*
incipiendae rei „ein Vorfall, welcher als eine ungünstige Vorbe-
deutung für den Beginn des kriegerischen Unternehmens erscheinen
musste“ — so sind dieselben, da stets von der Grundbedeutung
der einzelnen Vocabel ausgegangen, namentlich auf Stilistik Rück-
sicht genommen wird und sachliche Erklärungen, mitunter parallele
griechische Wendungen (meist aus Polybius) geboten werden,
bestens zu empfehlen.

5. Die Präparationen der Märklin-Treuber'schen Sammlung
dienen nur der sprachlichen Erklärung und bieten Übersetzungen
einzelner Wörter und schwierigerer Phrasen, wobei gewöhnlich
von der Grundbedeutung ausgegangen wird; warum aber nicht
auch I. 4 bei *perfidus* und II, 1 *rogationem antiquare?* Nicht zu
billigen ist, dass in der Sammlung auch die nur einmal vorkom-
menden Wörter ausgeschlossen sind, da dann der Schüler, ent-

gegen dem Zwecke der Präparationen, doch wieder znm Lexikon greifen muss; auf Stilistik ist wenig Rücksicht genommen. Wenn anch in der Vorbemerknng erwähnt ist, es solle „eher etwas zu viel“ geboten werden, ist es doch eigenthümlich, z. B. II, 2 zu finden „*sponte* Abl. von ungebr. Nom. *spons* Zusage, Wille, *sua sponte* aus eigenem Willen, Antrieb, freiwillig, anf eigene Faust“, 2, 10 „*deficio* 3. abfallen“. Recht praktisch ist den Präparationen ein alphabetisches Wörterverzeichnis angefügt. Jedenfalls wird das Büchlein dort, wo der von demselben Verfasser besorgte Text „Ausgewählte Stücke aus Livius' vierter nnd fünfter Dekade“ eingeführt ist, gnte Dienste leisten.

St. Pölten. Dr. Adolf M. A. Schmidt.

Dr. Mattes Bartoli, Über eine Studienreise zur Erforschung des Altromanischen Dalmatiens. Anzeiger der philos.-histor. Classe der Wiener Akad. d. Wissensch. vom 29. Nov. (Jahrg. 1899. Nr. XXV).

Die Balkan-Commission der Wiener Akademie der Wissenschaften hat in der Entsendung Dr. Bartolis' nach Dalmatien, behnfs Erforschung des Altromanischen Dalmatiens jedenfalls eine gute Wahl getroffen; das geht schon ans dem knrzgefassten, aber sehr lehrreichen und interessanten vorlänfigen Berichte des jnngen Gelehrten hervor. Nach einer knrzen Definition des Dalmatischen, das mit dem hente in den dalmatinischen Städten gesprochenen, importierten Nenromanischen (Venetianischen) nicht zu verwechseln ist, bespricht der Verf. die directen und indirecten Qnellen, die ihm zur Verfügung standen, nnd bringt dann mehrere interessante Details ans der Laut- und Formenlehre und dem Wortschatze. Ans der Lantlehre verdienen hesondere Erwähnnng die Gutturale: der Typns lat. *ci* = *či*, *zi*, dagegen lat. *ce* = *ke*: *civitate* — vegliotisch *čitúot*, serho-kr. *Zaptat*; *cepulla* — vergl. *Kapúl*; genau parallel hiemit lat. *gi* = *ği*, *źi*, dagegen lat. *ge* = *ge*: *gȳrare* — vergl. *źerudr*, *gelatu* — vergl. *gelút*. Lat. *ca.* hleibt. dagegen *ga* — *ja*. Sehr compliciert sind die Wandlungen der gutturalischen Consonantgruppen *ct* und *gn*, erwähnenswert die Nichtassimilation von *mn*, *pl*, *ps*, ehen so das unveränderte Verharren der intervokal. Verschlusslante: *ripa* — vgl. *raipa*; einen Berührnngspunkt mit dem Rätorom. oder Lad. erhlicken wir in der Erhaltnng der Consonantengruppen conson. *L* (*pl*, *bl*, *fl*, *cl*, *gl*), dagegen schwindet *L* in dem Nexus Voc. *L* Cons. wie *saltare* — vergl. *satuar*. Aus dem Vocalismus erwähne ich lat. *ū* = *ū*, lat. *á* = *e*: *lavat* — vorgl. *leva*, letzteres allerdings sporadisch. Die Diphthongierung der Vocale in freier Silbe ist im Vegl. allgemein, in gedeckter Silhe nnr hei den offenen; wenn aber das

Norddalmatische die Diphthongierung außerordentlich liebt, dagegen das Süddalmatische dieselbe verschmäht oder besser die Diphthonge reduciert, so erinnert auch dieser Zug wieder an das Ladinische, wie uns andere Eigenthümlichkeiten auf das Albano-Romanische, Rumänische, Südostital., Friaulische verweisen, so dass die Ansicht des gelehrten Verf.s, dass die Beziehungen des Dalmatischen mit den übrigen Sprachen der östlichen Romania als Beitrag zur Lösung der illyr. und rumän., sowie zur Frage der Italienität Dalmatiens nicht außer Betracht gelassen werden dürfen, ihre volle Berechtigung hat. Wir sind dem eifrigen und strebsamen jungen Gelehrten für seine schöne und interessante Abhandlung dankbar und schließen mit dem Wunsche, dass diesem einleitenden Theile bald eine etwas ausführlichere Arbeit über das eigenartige Idiom folgen möge.

Rovereto. Joh. Alton.

Hilfsmittel für den deutschen Unterricht.

c) Lectüre.

Einführung in das Lesebuch. Eine Anleitung zur allseitigen unterrichtlichen Behandlung deutscher Lesestücke. Unter Mitwirkung namhafter Schulmänner und Lehrerinnen herausgegeben von Franz Frisch. I. Bd. 8°, XVI u. 360 SS. — II. Bd. 8°, XII u. 299 SS. — III. Bd. 8°, XVI u. 413 SS. — IV. Bd. 8°, XVI u. 448 SS. Wien u. Prag, Verlag von F. Tempsky 1898/99.

An dem stattlichen Werke haben 31 Schulmänner und Lehrerinnen mitgearbeitet. Über 600 Stücke, die den verschiedenen Lesebüchern der Volks- und Bürgerschulen entnommen sind, werden commentiert und methodisch behandelt. Der 1. Band berücksichtigt die drei unteren Schuljahre, der 2. das vierte und fünfte Schuljahr, der 3. und 4. Band epische und lyrische Stücke, die in den Lesebüchern für die Oberclassen gehobener Volksschulen, dann in denen für die Unterclassen der Mittelschulen anzutreffen sind. Für die Behandlung kommen in der Regel die Stufen der Vorbereitung, Darbietung, Vertiefung, Zusammenfassung und Anwendung in Betracht. So ähnelt das Buch unter den zahlreichen Unterrichtsbehelfen dieser Art, die wir besitzen, am meisten dem bekannten Werke: Aus deutschen Lesebüchern von Dietlein-Polack, das ja auch „unter Mitwirkung namhafter Schulmänner“ zustande gekommen ist und dieselben Grundsätze verfolgt. Nicht zu billigen ist es, wenn gelegentlich ganze Abschnitte aus diesem Buche herübergenommen werden, ohne dass die Quelle genannt würde. Man vgl. etwa III. S. 104 ff.: Das Gedicht „Barbarossa“ mit Dietlein-Polack II. S. 24 ff. (Berlin 1882).

Vor Einseitigkeit und Schablonenhaftigkeit sollte das Wer dadurch bewahrt werden, dass an der Lösung der Aufgabe ein größere Zahl von Schulmännern sich betheiligte. Wollte man blo Commentare bieten, so war die durch das Wissen und die Nei gungen der Verff. bedingte Abwechslung dem Unternehmen gewis förderlich. Die Einheitlichkeit des methodischen Vorganges abe würde dadurch gestört, in dem Sinne wenigstens, als Methode vc allem Reihenfolge bedeutet. Nur ein Beispiel, etwa die Behand lung metrischer Fragen. Schon im 1. Band, der den Lehrstoff de unteren Schuljahre behandelt, ist gelegentlich von schwebender Be tonung die Rede, in den folgenden Bänden wird von Jamben Trochäen, Anapästen usw. gesprochen, III. 71 aber werden di Grundlagen der Metrik: Silbe, Vers, Reim usw. behandelt. Auc die an einzelne Stücke angereihten orthographischen oder stili stischen Übungen haben nur bedingten Wert, da es ja auch i diesem Falle nicht auf das Übungsstück, sondern auf den Zeit punkt ankommt, in dem dieses behandelt wird. Ein Mitarbeite legt in allen seinen Beiträgen das Schwergewicht auf die Trope und Figuren, die bei anderen kaum Berücksichtigung finden. Dies Bedenken lassen sich freilich durch die Erwägung zerstreuen, das ja kein Lehrer durch das Buch zu sclavischer Nachahmung de Dargebotenen aufgefordert sein soll; genug, wenn er durch di vorliegenden Muster und die Benützung des in dem Buche massen haft aufgespeicherten Unterrichtsmaterials zur Verwertung desselben und zu immer selbständigerer Einrichtung seines Lehrvorganges an geleitet wird. In diesem Sinne kann das Buch empfohlen werden auch an der Mittelschule wird es jüngeren Lehrern neben den zahl reichen anderen Hilfsmitteln, über die der deutsche Unterricht ver fügt, ganz gute Dienste leisten.

Bei der Benützung des Buches wird der Lehrer zunächst sehr viel ausscheiden müssen, was nur zu seiner Information bestimmt ist. Es wird doch niemandem einfallen, die vielen Worterklärungen und Hinweise auf althochdeutsche, mittelhochdeutsche, lateinische Formen, die sich in den Beiträgen vorfinden, den Schülern der Volks- und Bürgerschulen aufzutischen. Für diese hat ja dergleichen doch keinen Wert, der Lehrer aber wird es selbstverständlich ver- schmähen, mit erborgter Gelehrsamkeit zu prunken. I. 323 findet sich ein Abschnitt über die Spruchdichtung. Aber niemand wird es deshalb unternehmen, Schüler der drei unteren Volksschulclassen über Gnome, Epigramm, Xenion aufzuklären oder ihnen von Goethe, Schiller und Martial zu erzählen. Diese Warnung muss ausgesprochen werden, da andererseits viele Mitarbeiter bestrebt sind, in ihren Beiträgen photographisch genaue Bilder des Unterrichtsvorganges darzubieten.

Wiederholungen waren bei dieser Anlage des Buches nicht zu vermeiden. Ermüdend freilich wirken die immer wiederkehrenden Anweisungen, dass man Gedichte nicht zerpflücken, dass der Lehrer

selber die nöthige Stimmung mitbringen solle, dass Frühlingsgedichte nur im Frühling, Winterlieder nur im Winter zu lesen seien u. dgl. In diesen Anweisungen wird vielfach zu weit gegangen. So ist es geradezu lächerlich, wenn in der Vorbemerkung zu ein paar Verschen von Hey „Der Wind" von dem Lehrer Folgendes verlangt wird: „Es dürfte sich empfehlen, das Gedicht im Spätherbste zur Behandlung zu bringen. Der für die Stufe der Vorbereitung gebotene Sprechstoff soll in drei Anläufen durchgearbeitet werden, u. zw. jedesmal an solchen Tagen, an denen die Schüler einmal das Lüftchen, dann den Wind und den Sturm in ihren Wirkungen beobachten konnten".

Überhaupt wird in diesen „Stimmung" machenden Vorbereitungen häufig des Guten zu viel getban. So heißt es in der Vorbemerkung zu dem Stücke „Der dankbare Sohn" (I. 31): „Dieses Lesestück ist der sorgsamsten Behandlung wert, denn in der Tendenz desselben winkt allen Erziehungsfactoren eine bedentsame, noch immer ungelöste Aufgabe. Noch immer gilt das Sprichwort: Undank ist der Welt Lohn". Ich fürchte, diese Aufgabe wird von den „Erziehungsfactoren" nie gelöst werden. In der Vorbemerkung zu einem Lesestücke, das von der Verträglichkeit handelt, wird den Kindern der drei untersten Classen (I. 242) der „sterbende Attinghausen" vorgeführt. Zuweilen macht sich die Begeisterung des Pädagogen in Dithyramben Luft (I. 115): „Das Lesestück (Kind und Schwalbe von Hey) gehört zu den edelsten und schönsten Blüten unserer Jugendliteratur. — Fühlen wir nicht selbst auch innere Wonne? Brauchen wir da noch Mittel, um uns in jene Stimmung zu versetzen, die dem Gedichte vorangehen soll? Nein, wer die innigen Herzensworte gelesen, wer je das Treiben der Schwalben genau verfolgt hat, dem wird der Funke schon innewohnen, um mit einemmal aufflammen und auch auf der Stirne des begeisterten Lehrers glühen." Wer wird denn um eines Schwälbleins willen in solche Aufregung gerathen? — Auch sonst macht sich Manieriertheit und gesuchtes Wesen geltend. Auf S. 10 (I. Bd.) heißt es: „Ich wich Dich ein Lied lehren, das sollst Du sagen und singen." — Nicht selten werden einfache Begriffe, die kaum der Erklärung bedürfen, durch umständliche Definitionen umschrieben. I. S. 35 „Gespräch" = „Gedankenaustausch durch Unterredung." Den Kindern der untersten Classen muss man sagen: Wenn ich und Du mit einander sprechen, so ist das ein Gespräch. Derlei Definitionen machen die Sache gewiss nicht deutlicher. II. 108 „Bekanntschaft ist die Verbindung der Menschen durch den Verkehr, den sie mit einander pflegen."

Es ist ein an sich richtiger Vorgang, wenn man selbst beim kleinsten Gedichtchen nach der Idee, dem Grundgedanken sieht. Eine Pedanterie aber ist es, wenn man glaubt, dass dieser Grundgedanke immer ein moralischer Satz sein müsse. Auch in dem

vorliegenden Buche macht sich diese Tendenz der Erklärung mehr als billig breit. I 197: Ein Gedicht von Rudolf Löwenstein „Der Vöglein Abschied“ schildert in drei Strophen den Abschied von Storch, Nachtigall und Schwalbe. Dabei bringt der Dichter die Beziehungen der Vögel zum Menschen zum Ausdrucke. Der Storch erscheint als der Beherrscher der Wiesen und Sümpfe, er schützt die Hütte, auf der er wohnt, vor Feuersgefahr usw. Im Herbste ziehen die Vögel davon, um im Frühjahr wieder zu kommen. Ihre Abschiedsworte sind Segensworte. Was will der Dichter? Gewiss nichts anderes als ein Stimmungsbild entwerfen. Diese Stimmung aber wird zerstört, wenn der Lehrer das Gedicht nur in der Absicht erklärt, um schließlich zu dem Satze zu gelangen: „Was lernen wir aus diesem Gedichte? Dass die Vöglein dankbar sind und ihre Heimat lieben.“ — II. 45. Ein Gedicht von „Reinick“: „Nur nicht verzagt!“ besingt das Los der Schnecke. Alles freut sich im Mai, alles läuft hinaus, nur die Schnecke kann nicht vom Hause fort. Endlich ruft sie: Ich nehm' mein Haus auf den Rücken! Und nun wandert sie froh in den Frühling. Ich bin überzeugt, dass der Dichter trotz der Überschrift keine andere Absicht hatte, als die, die naturhistorische Thatsache in kindlichen Versen poetisch aufzufassen. Eine Nutzanwendung wie die folgende aber scheint mir den poetischen Eindruck zu verderben: „Verliere den Kopf und den Muth nicht! Hilf Dir selbst, so wird Gott Dir helfen. Wohl dem, der sich in allen Lagen des Lebens zu helfen weiß. Ein weiser Mensch schickt sich in Zeit und Verhältnisse. Glücklich ist, wer vergisst, was nicht mehr zu ändern ist.“ — Schlimmer ist es, wenn die Wirkung bedeutender Kunstwerke, etwa der Balladen Goethes, auf diese Weise zerstört wird. Wie ledern z. B. klingt die „Zusammenfassung“ von Goethes „Fischer“, IV. 167: „Das Wasser übt auf den Menschen oft eine mächtige Anziehung aus; wenn er sich derselben willenlos überlässt, findet er darin leicht seinen Untergang.“ Also wieder eine Warnung! Was will denn aber der Dichter? Gewiss nichts anderes, als die lockende Gewalt des bewegten, von der Sonne beglänzten Wassers, also ein Naturbild, zu poetischer Anschauung bringen. Ebenso soll es der Grundgedanke des „Erlkönig“, dessen „pädagogisch-volkliche“ Vorzüge gerühmt werden, sein, dass „der unerfahrene Mensch von geheimnisvollen Naturmächten bethört und dem Verderben zugeführt wird“ (IV. 175). Wenn man schon die mythenbildende Kraft des Dichters, der Naturstimmung in poetische Handlung umzusetzen weiß, nicht zu erkennen vermag, so gehe man lieber noch einen Schritt weiter und erkläre: Goethes Erlkönig lehrt, dass man mit einem Kinde des Nachts nicht ausreiten solle; denn es könnte den Tod davon haben.

Die Beiträge sind, wie die vorstehenden Ausführungen errathen lassen, keineswegs gleichwertig. Als gediegen, zum Theile auf gründlichem Quellenstudium beruhend möchte ich die Beiträge

von Branky, ihrer methodischen Brauchbarkeit wegen die von Sommert rühmend hervorheben.

Im einzelnen ist mir noch Folgendes aufgefallen:

I. 8: Derartige geforderte Anschauung lässt sich am besten in schöne, klare Frühlingstage legen, in welchen das Naturgefühl gesteigert ist... I. 9: Und wenn die Augen abends zufallen, bitten sie, dass Gott bei ihnen bleibe. I. 12: „Ein Kindes Herz soll sein wie die Lilie so rein (als Anschauungsmittel wird eine Schwertlilie vorgezeigt, die ist doch nicht weiß, wie später behauptet wird)... wie der Quell so frisch". Die Erklärung ist gekünstelt: frisch = erfrischend, d. i. wohlthätig. Das Herz des Kindes soll wohlthätig sein? I 15: Charaktereigenschaften eines Kinderherzens. S. 59: Auch die Eltern zankten ihn oft. I. 75: Mit Lust verzehrten sie die Speisen, wenn auch keine Gewürze daran waren. I. 118: Anders ist es in großen Städten. Hier hat die Cultur die Natur behufs Raumgewinnung sehr verdrängt. I. 126: „Eine nicht ganz nutzlose Übung wäre auch das Übertragen in die poetische, resp. Prosa-Form." Dieser Satz ist mir unverständlich. I. 132. Santer statt „Santer". I. 143: „Wie mag man die Sonne nicht? Nicht allein, wenn sie immer scheint, sondern nur vereint mit dem Regen." Unverständlich. I. 158: „Warum muss der ein schlechter Müller sein, der nie an das Wandern gedacht hat?" Die Antwort geben die übrigen Strophen des Gedichtes; die, welche der Erklärer gibt, ist also überflüssig. I. 177. Von den sieben Farben des Regenbogens werden nur sechs aufgezählt. Die innere „Seite" des Regenbogens statt „Rand". „Ich will Euch darüber etwas zeigen und erzählen." I. 181: „Und da kommt uns denn unwillkürlich der Gedanke, wie schön es sein müsse, wenn wir unser ganzes Leben im Walde verbringen könnten." I. 202: „Aber auch junge Leute bemerkt man betteln." I. 238: „Peter ist nun selbst recht betrübt, denn er weiß, er sei ja schuld, dass sein Bruder weint." II. 10: „dorthin passen die Leute, die sich faul auf die Decke strecken." — II. 18: „Was hälfe es dem Menschen".. II. 37: „An wen hat er jedoch vergessen?" II. 41: warten = hüten, besorgen, pflegen. (Mit dem Accusativ und Dativ: Den Kranken warten. Willst Du nicht der Blümlein warten?) S. 55 wieder „warten in der älteren Sprache mit dem Dativ". II. 47: „Der Refrain... ist mit klagender Färbung zu lesen." II. 47: „Heiden statt Heide ist ein veralteter Ausdruck" (statt Form). II. 47: Goethes Heidenröslein wurde von Schubert einer musikalischen Bearbeitung „gewürdigt". II. 48. Der an Goethes Heidenröslein angeschlossene Aufsatz zerstört den poetischen Eindruck des Gedichtes. II. 69: „Wir sehen an dem Gesagten." II. 71: „Bei einem Wirte wundermild." Hier ist der Hinweis auf die alte Bedeutung = freigebig zum Verständnisse nothwendig. II. 76: „Ziel der Behandlung: Verständnis und moralische

Anstrehnng." II. S. 77: „konnte aher nicht sehen, welcher schön singt." II. S. 102. „Festgehalten! = Halte fest! Die Nen form als Befehlsform." Festgehalten ist doch nicht die Nennforı II. S. 103. Ein lateinischer Hexameter für Volksschüler sehr hele rend. II. 201. „Die heiden Wanderer" ist von Krummach III. 16. Das Citat aus Schillers „Künstler" (in einem Lesebnc für Volksschnlen höchst unpassend) wnrde vom Erklärer falsch a gefasst. „Wer sind die vorgezogenen Geister, mit denen der Men das Wissen theilt? Man könnte dahei an überirdische Geister, Engel denken. Der Dichter hat aher wohl Menschen im Auge, durch ihre hohe Bildnng über die Masse emporgehoben sin Der Erklärer scheint dem Dichter soviel Christenthum nicht zutranen. Schiller nnterscheidet in der That dreierlei Wes sinnliche (das Thier), sinnlich-vernünftige (der Mensch) und nünftige (reine Geister, Engel). Die Knnst wendet sich in gleic Weise an die Sinne nnd an die Vernnnft; deshalb kann weder das Th noch der Engel, sondern nur der Mensch Kunst hesitzen. Vgl. An Frende: Wohllnst ward dem Wnrm gegehen nnd der Cherub steht Gott. — Von den Versen wird gesagt: Sie zeigen je vier Hebung ohne hestimmten Rhythmus. Das ist wieder falsch, die Verse s durchans iambisch nnd mit der entsprechenden Zahl von Hebung zn lesen. — III. 21: „Es ließe sich alles trefflich schlicht könnte man alles zweimal verrichten." Solche stilistische Här hat Goethe vermieden, es soll heißen „die Sachen". — III. 2 „Ich habe manchen Stah hrechen sehen, Belehrnng über Bildung des Imperfects hei den Verhen, die ein Verb im I nitiv als Object verlangen, wie: ich hahe ihn kommen sehe Soll wohl heißen „des Perfects". III. 34. Der Abschnitt ans Gu Freytags „Soll und Hahen" soll doch nicht den Lehrer des Deutsch zn einem Collegium über Nutzpflanzen etc. veranlassen. III. 4 Pehnel-Loesche statt Pechnel-Loesche. — III. 52: „Fünffüßi Jamben-Quinare." — III 57: „Abschnitt bezeichnet eigentli ein abgeschnittenes Stück Beim Schinken spricht man vom A schnitt". III. 73: „Nun öffnet sich die Thür der Werkstätte, u herein tritt der Geselle Fritz Schlemmer, den er erst vor wenig Tagen aufgenommen hatte." Die ganze Erzählung im Präse III. 82: „er fand ihn damit heschäftigt, dass er eine große Gel summe einrollen wollte. III. 84. Die Gehurtsdaten usw. v Schillers Geschwistern usw. sind wohl keineswegs „nothwendi Anfschlüsse." Ebensowenig hei der Erklärnng von Platens „Gr im Busento" die Notiz: Cosenza liegt 35° 30' östlich von Fer nnd 43° 20' nördlich vom Äquator (III. 90). III. 91: „ihre Lie zn ihres Volkes hesten Todten".

III. 120. Worterklärungen wie die folgende wird man in d Schule gern missen: „Lullen ...... (vgl. hiezu in der Kinde sprache: lullen: Harnlassen, sich einlullen, Lullu machen). III. 12 „auf den wir ... uns zurückerinnern können. — Die Richtung d

Schiffes aber verrieth, dass die Reise nach Österreich geht. III. 136 wird von Karl V. gesagt: „So konnten auch die Gäste dem Prinzen das wichtigste Geschenk nicht verleihen, ein gutes Herz, einen offenen Sinn und heiteren Lebensmuth. Diese Gaben zeicheten Karl V. aus.“ III. 137 heißt es: „So mächtig Karl V. war, so lasteten doch schwere Sorgen, Verdruss und Kummer auf dem düsteren Gemüthe des Kaisers.“ III. 148. Das Gedicht Seidls „Rüdiger von Starhemberg“ ist „Poesie Nummer 2“. – III. 157: „Welt = Europa sammt den europäischen Colonien.“ III. 191: „als eine Art Auszugs“. — III. 192. „Mühlenhoff“ st Müllenhoff“. III. 200: „Wodurch ist Nürnberg noch berühmt? (Lebkuchen und berühmte Männer..)“. III. 212. Die Übertragung der Fabel vom Tanzbären auf menschliche Verhältnisse ist höchst simpel, namentlich die Stelle: „Der Ankömmling machte auch verschiedene Stückchen vor. .“ Was soll man sich dabei denken? III. 225. „lasst uns gütlich thun.“ III. 266. „Belehrungseifer“ statt „Bekehrungseifer“. (So richtig bei Dietlein-Polack. II. 395, deren Erklärung benützt ist.) III. 306. Chamissos „Kreuzschau“ ist das Muster einer „Parabel“, keine poetische Erzählung. III. 308. „Ein schlechter Prahler. Schlecht hier in der älteren Bedeutung „schlicht“, einfach, ungekünstelt“. Diese Erklärung ist wohl nicht zutreffend. Schlecht ist hier gleich schlecht. Der Prahler ist ein schlechter Mensch. Verschiedene dunkle Stellen des Gedichtes sind übergangen. III. 347. Die Vorbesprechung zu „Georg Hauser“ bringt wohl mehr als dem Verständnisse der Schüler angemessen ist. III. 356. An Kerners Gedicht „Der reichste Fürst“ wird folgende Aufgabe angeschlossen: „Vergleich Mitteleuropas am Ausgange des Mittelalters mit dem heutigen Mitteleuropa.“ Das heißt doch an den Haaren herbeiziehen. III. 360. Die metrische Erklärung von Chamissos „Schloss Boncourt“ ist unrichtig. Leider findet sich Ähnliches noch in vielen Schulbüchern. In den volksthümlichen, freieren deutschen Versen kann von Iamben und Anapästen keine Rede sein.

III. 365. „Der Sänger“ von Goethe ist eine Romanze; denn es ist die Erzählung eines solchen Ereignisses, das im Charakter des ritterlichen Heldenlebens sich zuträgt.“ „Wie so manche Gedichte Goethes hat auch dieses in der Erstlingsform noch einige Spuren der alten Art und Kunst des Meisters.“ „Desgleichen liegt über den Zeiten des sogenannten Mittelalters, in denen der Sänger am Hofe der Fürsten und Könige erschien und mit großer Freundlichkeit, ja mit Ehrfurcht empfangen wurde, ein eigener Zauber ausgebreitet, und wir werden hievon umsomehr ergriffen, da unsere Zeit, wie es mindestens scheint, bei dem Hasten und Drängen nach augenblicklichem gleißenden Gewinne den holden Worten des Sängers nicht mehr lauscht.“ Ja wirklich, es ist in der sogenannten Jetztzeit alles ganz anders geworden. III. 390. „Strophen 6—10“ st. 6—9. III. 393. An

„Kerners Wanderer in der Sägemühle“ möchte der Erklärer ein Excurs über die Schicksalstragödien anschließen. Von einigen G dichten Uhlands usw. wird gesagt: „Ihre äußere Unwahrheit mu der Größe ihrer inneren geistigen Wahrheit weichen. Würd sie aber zu Dramen werden, so wären sie unnatürlich III. 394. „Zur Vornahme des Gedichtes (Reiters Morgenlied v Hauff) eignet sich am besten die Zeit des herbstlichen Laubfall um die Todesstimmung des Gedichtes durch die Todesstimmu der Natur zu verstärken. Als Anknüpfungspunkt im Interesse kreise der Schüler kann ein in der Gegend stattgehabtes Manö dienen; falls der Schulort Garnisonsort ist, kann hiezu auch Ausritt oder Ausmarsch des Militärs benützt werden.“ Noch bes wäre es, wenn in der Nähe des Schulortes ein Krieg ausbräch — III. 395. „Kühles Grab. Häufig gebrauchte Verbindung. einiger Tiefe ist die Erde vermöge ihres Feuchtigkeitsgefäll jederzeit kühl.“ Rationalistischer kann man wohl schwerlich klären. III. 395. „Der Lehrer unterlasse es, auf die unrein Reime: „blasen — lassen“ und „streiten — leiden“ . . binz weisen. Wozu durch kleinliche Nörgeleien den Schülern die Sti mung trüben?“ Das Gegentheil erscheint mir richtig, die Rei sind in Nachahmung des Volksliedes absichtlich so gewählt. I 396: „er muss vor seinen Richter stehen.“ III. 399. „Zwec besserer Erhaltung“, „Tscheorkese“ st. „Tscherkese“. III. 40 „Charakterzeichnung“. Wie viel wird in Freiligraths Gedic hineinphantasiert! III. 403. Für die Erklärung der Volkshym wird ein Conversationslexikon geplündert. Z. B. zu dem Vers „Sie Kunst und Wissenschaft“ bemerkt der Erklärer: Kunst ist bi Gattungsbegriff für die Künste der simultanen Anschauung (bi dende Künste etc. . . .) und der successiven Anschauung . . . et Ich bitte, nachzulesen. Ich kann hier nicht alles wieder aufschreibe III. 411: „Der Sprachpsycholog erkennt, dass sich Grillparzer d Fehlerhaftigkeit solcher Wendungen nicht recht bewusst war. I entbehrte infolge einer mangelhaften Bildung in der Mutterspracl während der Schul- und Gymnasialzeit jene natürliche Empfin lichkeit ihrer Härten und Austriacismen, welche später alle gram matisch-historischen und ästhetisch-stilistischen Studien nicht meh geben können. Die Wichtigkeit einer guten Schulbildung ist fü hervorragende Talente oder Genies also eine geradezu unermess liche“. All das, weil Grillparzer „umrungen“ fälschlich fü umringt gebraucht. Die starke Form ist poetischer als die schwach Ähnliches lässt sich hundertmal belegen.

IV. 5. „Rothbeersträucher; Rothbeere = Erdbeere.“ Di Botaniker dürften protestieren. IV. 39. „Hermann lernt Dorothe zufällig kennen, er gibt ihr die Gaben zur Vertheilung. Als e nach Hause zurückkehrt, theilt er seinen Eltern mit, dass er . . . Dorothea zur Frau begehre . .“ „Nach der Rückkehr der Freund und dem Berichte über den Erfolg ihrer Sendung gibt der Vater

adlich seine Einwilligung. Hermann geht nun wieder zu Dorothea."
Der Erklärer scheint das Gedicht sehr flüchtig gelesen zu haben, sonst könnte er derlei Unrichtigkeiten nicht vorbringen. IV. 40. Milde = freigebig, ältere Form. Der Erklärer verwechselt Form und Bedeutung. IV. 46: „ein Kind, dass" st. das. IV. 147. „Zur Kirche, zur Kapelle." Eigentlich sollte man sich über solche Nebensächlichkeiten nicht den Kopf zerbrechen. Da aber über diese Stelle der „wandelnden Glocke" von den Erklärern schon so viel vorgebracht worden ist, will ich doch noch darauf hinweisen, dass dieselbe Verbindung, dort allerdings mit bestimmter Absicht, sich auch in den Wahlverwandtschaften findet. Weim. Ausg. 20, S. 410: und man gelangte zur Kirche, zur Kapelle". Vielleicht ist diese Verbindung (die wandelnde Glocke ist 1813 verfasst) seit den Wahlverwandtschaften (1809) für Goethe formelhaft geworden. IV. 49. „Bei jedem Goethe'schen Gedichte haben wir bisher erkannt, dass es die Darstellung von etwas Selbsterlebtem oder Selbstempfundenem ist". Auf Goethes wandelnde Glocke angewendet erfährt der Begriff des „Erlebten" eine sehr äußerliche Auffassung. IV. 55. Was zu Freiligraths Löwenritt unter III. Verknüpfung beigebracht wird, ist wie öfters an dieser Stelle an den Haaren herbeigezogen. IV. 57. Die Erklärung des Gedichtes „Xerxes" ein Muster unnöthiger Breite. Wenn man alle Gedichte in der Schule so behandeln wollte, würde man sehr wenig lesen können. IV. 87: die „Maaß", 88: die „Maae". IV. 121: „seine Kunst nicht einem, sondern so vielen als möglich genießen zu lassen." IV. 123. „Mein Märchen hat zum Titel: ‚Der getreue Eckart'". IV. 126. „Satyriker" st. Satiriker. IV. 183. „Es ist von den Schülern ein Heft anzulegen, in dem Volksgebräuche, Geistergeschichten u. dgl. zu verzeichnen sind." Dieses Heft würde bald mit Unsinn aller Art gefüllt sein, wovon schon die Auswahl, die der Erklärer selbst beibringt, eine kleine Probe gibt. IV. 406. Die Art und Weise, wie der Monolog aus Grillparzers „Weh dem, der lügt" behandelt wird, lässt deutlich erkennen, dass dergleichen in Lesebücher für Bürgerschulen nicht gehört.

Noch eine Nachlese. II. 28: „wusste also nichts von der Schönheit der Natur, wenn der Tag anbricht." — II. 30: „Wie wäre der Tage ohne Sonnenlicht? Vielleicht nur so hell wie eine heitere Vollmondnacht." „Er gab dem Tag sein Licht, das Licht, welches der Tag braucht, um Tag zu sein, das Licht, welches nur dem Tage zukommt, sein, des Tages und keines anderen Licht. (Diese Stelle enthält jedenfalls eine Härte, denn streng genommen gibt man einem nicht etwas, was sein ist. Diese Haarspalterei könnte darauf führen zu behaupten, Gott gab dem Tag sein eigenes — Gottes — Licht. Die Sonne wäre Gottes Abglanz! Das wäre jedoch Pandämonismus. Dies kann der Dichter — er ist unbekannt — intendiert haben. In der Stelle liegt also eine gewisse pleonastische Härte.)" Sonder-

bare Philosophie in der Volksschule! All das zur Erklärung fo gender zweier Verse: „Gott schuf die schöne Sonne, Er gab de Tag sein Licht." II. 140. „Hylax oder Phylax ist ein Hund name aus dem Griechischen und heißt zu deutsch „Wächter Hylax heißt nicht der „Wächter", sondern der Beller. IV. 35 „Dieser Bildungsstoff gehört zu jener Gattung von Lese stücken usw." III. 57. „Motto = Sinnspruch, vom italienisch Motto = Wort, vgl. mutieren = heiser reden". Der Erklärer fa in seinem Wörterbuche wahrscheinlich einen Hinweis auf das n *muttire*, dieses hat natürlich mit *mutare* (= verändern) von de unser mutieren (= die Stimme ändern) abzuleiten ist, nich gemein.

Dr. Paul Geyer, Schillers ästhetisch-sittliche Weltanschauu aus seinen philosophischen Schriften gemeinverständlich erklärt. Zweiter Theil. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1898. 8°, VI u. 72 SS.

Der Verf. erfüllt ein Versprechen, das er in der Vorrede dem 1. Bändchen gegeben hat, „Inhaltsübersichten zu sämmtliche Schriften Schillers herauszugeben, die der Kant'schen Periode an gehören". Der 1. Theil brachte die Abhandlungen „Über das E habene", „Über Anmuth und Würde", „Über den Grund des Ve gnügens an tragischen Gegenständen", „Über die tragische Kunst „Über das Pathetische". Der vorliegende 2. Theil bietet d Inhaltsübersichten folgender Abhandlungen: „Über die ästhetisc Erziehung", „Über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten „Über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen „Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegen stände", „Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Ni drigen in der Kunst", „Über naive und sentimentalische Dichtung Ein Anhang enthält einen Auszug aus Schillers Schrift „Kallia oder über die Schönheit" und eine Abhandlung des Verf.s: „Di psychologische Grundlage der Schiller'schen Ästhetik und der gegen wärtige Stand der ästhetischen Theorie". Ein Commentar, wie si der Verf. in der Vorrede nennt, ist die Schrift im Grunde nicht aber auch die sorgfältig gegliederten Übersichten, deren Wortlau zumeist den Abhandlungen Schillers entnommen ist, müssen mi Dank entgegengenommen werden.

Am wenigsten sorgfältig ist die Inhaltsangabe der zuletz genannten Abhandlung, da es dem Verf. mehr um die ästhetisch Theorie, als um die angewandte Ästhetik Schillers zu thun war

Für Schillers philosophische Schriften ist an unseren Schulen leider kein Raum. Selbst die Abhandlung „Über naive und senti mentalische Dichtung", die wir früher in der 8. Classe gelesen haben, musste bedauerlicherweise wieder aus dem Lehrplan ver schwinden. Umsomehr aber erwächst für den Lehrer die Pflicht, sich mit der Gedankenwelt Schillers vertraut zu machen, da ohne

diese Kenntnis auch ein tieferes Eindringen in seine Dichtungen kaum zu erwarten ist. — Wenn das Schriftchen einen oder den andern anregt, an der Hand dieses Wegweisers die ästhetischen Abhandlungen wieder einmal im Zusammenhange durchzunehmen, hat es seine Absicht erreicht. Auch den höherstrebenden Schülern kann man es empfehlen.

Wien. Franz Spengler.

Studien zur Geschichte der lateinischen Wortbildung. Von Dr. Max Niedermann. Von der philosophischen Facultät der Universität Basel genehmigte Habilitationsschrift. Straßburg, Karl J. Hübner 1899. (Sonderabdruck aus „Indogermanische Forschungen", herausg. von K. Brugmann u. W. Streitberg. Bd. X. S. 221—258.)

Diese Baseler Habilitationsschrift behandelt mehrere schwierige Probleme der lateinischen Wortbildung und untersucht insbesondere die Suffixe *-dus*, *-ēdula*, *-ēius*, *-ulentus*, *-ōsus*, das Präfix *vē-* und das Wort *bucetum*. Zur Erklärung des Suffixes *-do-* werden nach Widerlegung der Annahme Osthoffs als Grundstock diejenigen Bildungen betrachtet, die auf einfachere Adjective zurückgehen, u. zw. als ältere Schicht diejenigen Fälle, in denen das zugrunde liegende Adjectiv nicht mehr vorhanden ist, aber sich erschließen lässt oder durch verwandte Sprachen geboten wird, wie *claudus*, *crudus*, *gelidus*, *lucidus*, *nudus*, und als jüngere Schicht die Fälle, in denen das zugrunde liegende Adjectiv noch erhalten ist, wie *albidus*, *vividus* neben *albus*, *vivus*. Da die primitiven Adjective der ersteren Classe früh untergiengen, wird angenommen, dass Bildungen wie *lucidus*, *pallidus* auf *lux* oder *lucere*, *pallor* oder *pallere* bezogen und infolge dessen auch *albidus*, *viridus* als Ableitungen von *albēre*, *vivere* anstatt von *albus*, *vivus* (S. 230 ein Druckfehler) betrachtet wurden. Auf diese Weise wäre dann das Suffix *-do-* dazu gelangt, seine Function in zweifacher Hinsicht auszudehnen, indem es die Fähigkeit erhielt, aus Substantivstämmen Adjective herzuleiten, sodann auch Verben wie *avēre*, *valēre* entsprechende Adjective wie *avidus*, *validus* an die Seite zu stellen. Die beiden Suffixe *-do-* und *-dho-* müssten schon in der gemeinindogermanischen Zeit zusammengeflossen sein. Der Vergleich mit germanischen, keltischen und slavischen Bildungen dieser Art klärt manches auf. Auch *viridis* wird in Betracht gezogen, das seine Umformung vermuthlich nach dem Oskisch-Umbrischen erfuhr. — Das Suffix *-ēdula* (*-ēdulo*), das sich in einer Anzahl Thiernamen wie *acredula*, *ficedula*, *monedula*, *querquedula* findet, scheint in einzelnen Fällen andere Endungen verdrängt zu haben, da die Sprache die Tendenz hat, Wörter, die ihrer Bedeutung nach eine gesonderte Gruppe darstellen, durch Angleichung ihrer Ausgänge auch äußerlich als zusammengehörig zu charakterisieren. Um das Suffix zu erklären, glaubt der Verf.,

von *ficēdula*, Feigendrossel, das sich als „Feigenfresserin" deute läest, ausgehen zu müssen und vielleicht auch *monēdula* (*monerula* Dohle, als „Edelstein-" oder gar „Münzenfresserin" anschließe zu dürfen. Diese Bildungen wären als Deminutiva anzusehen w *merula*, Amsel, aus einer zu suppl. Form **ficēdo-* (*ficedus, ficed* abgeleitet. Den einmal vorhandenen Ausgang *-ēdula* dürfte d Sprache in *querquēdula*, Kriekente, auf **querquera*, **querqueru* übertragen haben. Es möge dann auch *nitēdula*, Haselmaus, ang glichen und *corēdulus* in der gleichen Richtung aus dem gri chischen Lehnworte *corydalus* umgebildet worden sein. Bei d Besprechung von *alcēdo* war zu beachten, dass in dem Stam *alcedin-* eine Weiterbildung aus **alcedus* vorliegt. Auch hätte e wähnt werden dürfen, dass man bei der handschriftlich beglau bigten Schreibung *ficētula* an *ficētum* als Aufenthaltsort diese Vogels gedacht haben mag. — Da im Sanskrit bei den Au drücken „geboren, erzeugt werden" die Mutter im Locativ, d Vater im Ablativ steht, so wird die Vermuthung aufgestellt, da das Suffix *-ēius* in den zahlreichen Gentilicia wie *Afreius, Co ceius, Pompeius, Velleius* in manchen Fällen auf *-ai-io-*, in andere auf *-ēd-io-* beruhen dürfte, indem die Namen ursprünglich theil als locativische Metronymica, theile als ablativische Patronymic gebildet worden wären, die durch das gleiche Ergebnis des Laut wandels in der Endung *-ēius* zusammenfielen, während im Oskische die Formen auseinandergehalten sind. — Dass das Suffix *-ulentu* in *merulentus, temulentus, vinolentus*, nach Wein riechend (*roru lentus* δροσώδης, *somnolentus* ὑπνώδης), nicht minder in *frau dulentus, violentus* usw. auf *olēre* zurückzuführen ist, hat bereit S t o w a s s e r in seinem Lateinisch-Deutschen Schulwörterbuch, Wien Prag, Leipzig 1894 (2. Aufl. 1900), in dessen schlichten Bemer kungen so manche Perle verborgen ist, unter Anführung der Steller Cic. in Pis. 13 und pro Rosc. com. 20 (*malitiam olere*) auseinander gesetzt, u. zw. nicht nur unter den einzelnen Artikeln, sondern auch in den „Vorbegriffen", §. 32, S. XIV. Dies hätte nicht un erwähnt bleiben dürfen. Es musste aber auch besonders auf die ausführliche Behandlung dieser Sache in Stowassers Abhandlung „Dunkle Wörter" (erste Reihe), Wien 1890. Progr. des Franz Joseph-Gymn., p. XXIV. „*Violentus*", hingewiesen werden. — Während aber dieses Suffix als Ableitung aus dem Participial stamm *ol-ent-*, vor dem die Substantiva primitiva ursprünglich als Accusativobjecte standen, zu betrachten ist, erklärt der Verf., an geregt durch Wackernagel, das Suffix *-oso-* in Adjectiven wie *vinosus*, bezüglich der Bedeutung von *hircosus*, „*citrosam vestem*" ausgehend, als eine (ältere) Bildung aus der Wurzel *od* des gleichen Verbums *olere*, so dass es mit der griechischen Endung *-ώδης* und dem oben erwähnten *-ulentus* gleichen Ursprungs wäre. Allein auch dieses *-osus* ist von Stowasser in einer Weise erklärt worden, dass der Verf. an dieser Deutung nicht stillschweigend vorüber-

then durfte (vgl. Wiener Studien 1891, S. 174—176, und Zeitschrift f. d. öst. Gymn. 1890, S. 723, Anm.). Auffallend ist es auch, dass der Verf. die gerade in diesem Zusammenhange so interessante und wichtige Form *fraudulosus*, an die ja schon die Besprechung von *fraudulentus* erinnern musste, gänzlich übergeht. Es hätte die geistreiche Erklärung Stowasseers aus dem oben angeführten Programme, p. XXIX, erwähnt werden müssen. — Das Präfix *vē-* ist hinsichtlich der Bedeutung richtig aufgefasst, indem betont wird, dass es ursprünglich einen abnormen, ungewöhnlichen Grad der Eigenschaft wie in *vegrandis* (*valde grandis* nach Nonius bei Caecilius), *vepallidus* (Hor. Sat. I, 2, 129) bezeichne; aber seine Entstehung aus *vēmens* (*vehemens*) durch Abirrung des Sprachgefühls in der Analogie von *āmens*, *dēmens* ist kaum in überzeugender Weise erklärt. — Das Wort *bucētum* wird nebst *sentisetum* und *bus i-cetum* als Compositum mit *cetum* zum Ausgangspunkt zunächst für die Erklärung der Bildungen *ficetum*, *iuncetum*, *nucetum*, *quercetum* gemacht, die aus **fici-cetum*, **iunci-cetum*, **nuci-cetum*, **querci-cetum* durch Haplologie entstanden und dann die Endung *-ētum* zu sonstigen Bildungen abgaben.

Die mit guter Methode durchgeführte Untersuchung ist ein lehrreicher und anregender Beitrag zur Geschichte der lateinischen Wortbildung.

Die Comparationssuffixe im Lateinischen. Habilitationsschrift, durch welche mit Zustimmung der philosophischen Facultät der Universität Leipzig ... einladet Dr. Ferdinand Sommer. Straßburg, Karl J. Trübner 1899. (Sonderabdruck aus „Indogermanische Forschungen", herausgeg. von K. Brugmann u. W. Streitberg. Bd. XI, Heft 1/2, S. 1—98. I. Theil. Die comparativischen Suffixe.

Der I. Theil dieser großen Aufgabe befasst sich mit den Comparativbildungen in 34 Paragraphen, und da S. 94 auf die regelrechte Superlativform in §. 42 ff. verwiesen wird, so ist zu erwarten, dass der II. Theil bald nachfolgen werde. Ich darf mir daher vorbehalten, auf diese fleißige und gründliche Arbeit über die Comparationssuffixe zurückzukommen, sobald der II. Theil erschienen wird. Der vorliegende Theil erweckt sofort durch die Erklärung einer Reihe der ältesten Bildungen aus Locativen mit dem einfachen Suffixe *-o-* (*ali-us*) hohes Interesse, das die weiteren Ausführungen rege erhalten.

Wien. Franz Weihrich.

K. Th. Heigel, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Auflösung des alten Reiches. 1. Bd. Vom Tode Friedrichs d. Gr. bis zum Feldzug in der Campagne (1786—1792). Stuttgart 1899. J. G. Cotta's Nachfolger. X und 573 SS. (Bibliothek deutscher Geschichte.)

Von diesem Unternehmen, das in den Blättern unserer Zeitschrift wiederholt lobend erwähnt wurde, schreiten nun auch die neueren Partien der deutschen Geschichte rüstig vor. Der schwierigeren eine hatte Heigel übernommen, denn die Periode deutscher Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Auflösung des Deutschen Reiches bietet keine historische Persönlichkeit von solcher Bedeutung, dass sich um sie herum der gesammte Stoff in geeigneter Weise gruppieren ließe, denn auch Joseph II. fällt in seinem Auftreten bereits in die frühere Periode und gehört der in Rede stehenden nur noch kurze Zeit an; die Regierung seines Nachfolgers ist zu kurz, als dass sie in dieser Beziehung in Frage käme: Es mussten also nach anderen Seiten hin Scheidepunkte und Eintheilungsmomente gesucht werden, die richtig zu finden nicht eben leicht ist. Ich für meine Person würde als solchen Scheidepunkt lieber das Ausscheiden Preußens aus der Coalition gewählt haben; doch auch das Scheidungsmotiv des Verf. hat ja vieles für sich. Schwierigkeiten boten sich endlich darin, dass so hervorragende Historiker wie Ludwig Häußer und Heinrich von Sybel sich an diesem Gegenstand versucht und ihn in einer meisterhaften Weise behandelt haben. Endlich fehlt es für diese Partie in einigen Richtungen an Vorarbeiten aller Art, während nach anderer Seite hin. z. B. für die Anfänge der Revolution die Literatur eine fast unübersehbare ist. Und wie die Revolution in die deutsche Politik eingreift, sie schiebt, wie die polnischen Verhältnisse den Coalitionskrieg beeinflussen usw. ist ja bekannt genug. Es ist recht erfreulich, dass der Verf. dieser Schwierigkeiten durchaus Herr geworden ist und den Wettstreit mit seinen berühmten Vorgängern bestanden hat. Man wird finden, dass in den Werken jener vielleicht die politischen Verhältnisse zu stark betont waren, für gewisse Seiten des Staatslebens war ihr Auge nicht scharf genug: Man wird gerne anerkennen, dass Heigel auch die culturellen und wirtschaftlichen Seiten nicht aus dem Auge lässt und eine Schilderung von Deutschland bietet, wie es beim Tode Friedrichs des Großen wirklich gewesen ist.

Sehen wir zunächst den Inhalt durch, so finden wir hier zwei Bücher, von denen das eine die Zeit von Friedrichs Tod bis zum Vertrag von Reichenbach (1786—1790), das andere die bis zum Feldzug in der Campagne umfasst, jenes enthält acht, dieses vier Capitel. Die des ersten Buches schildern Friedrich den Großen in seinen Beziehungen zum deutschen Volk, Joseph II., den Thronwechsel in Preußen, den Aufstand in den österreichischen Niederlanden, die europäische Lage 1787, die Politik Josephs II. in der

mentalischen Frage und den Beginn des Türkenkrieges, den Abfall der österreichischen Niederlande, Preußens Bündnis mit Polen und der Pforte, Joseph II. und die französische Revolution und Leopolds II. Regierungsantritt. Im zweiten Buche werden die Einwirkungen der französischen Revolution auf den deutschen Volksgeist, die Kaiserwahl Leopolds II., Preußen und Österreich in ihrem Verhältnis zur französischen Revolution, die europäische Lage dieser Zeit und der Beginn des Krieges dargestellt. Keine Darstellung neuerer und neuester Geschichte wird einen nachhaltigen Eindruck machen können, die nicht auf dem durchdringendsten archivalischen Studium beruht. Das trifft bei dem vorliegenden Buche im wesentlichen zu. „Ich darf", sagt der Verf., „behaupten, dass ich den größten Theil der auf die politischen Vorgänge bezüglichen Urkunden mit dem redlichen Bemühen durchforscht habe, um daraus ein umfassendes treues Bild der Ereignisse und Zustände zu gewinnen. Der in den Wiener Archiven gelagerte Quellenstoff ist in Vivenots Werk der Öffentlichkeit übergeben (nicht ganz?!); in preußischen und bairischen Archiven habe ich die einschlägigen Acten und Briefschaften selber durchgesehen, wenigstens etwas genauer, als es meinen Vorgängern möglich war. Auf manche Begebenheit fällt demzufolge in meiner Darstellung mehr Licht, und ich darf sagen, auf manche ein neues Licht". Daneben ist in ausgedehntem Maße die zeitgenössische Publicistik benützt worden, und das will etwas besagen, wenn man, um nur einen Fall herauszuheben, die außerordentlich reiche Flugschriftenliteratur in der Zeit Josephs II. im Auge behält. Dass namentlich die Äußerungen unserer Classiker, soweit sie sich auf das Staats- und gesellschaftliche Leben beziehen, nicht übersehen sind, bedarf keiner besonderen Hervorhebung. Der objective Standpunkt ist, ohne der Eigenart des Verfassers Eintrag zu thun, gewahrt. Sosehr, um auch hier nur einen Fall mitzutheilen, die Verdienste Taines der bis zu seiner Zeit in Frankreich so schwungvoll betriebenen Verherrlichung der Revolution gegenüber betont werden: es wird hier mit Nachdruck in Erinnerung gebracht, dass auch Taines berühmtes Werk parteiisch und die Färbung zu stark grau in Grau gehalten ist. Was über die Emigranten in Deutschland, über die Pillnitzer Declaration, über das Verhalten Leopolds II. zur französischen Revolution oder über das Marie Antoinettens zu den französischen Parteien gesagt wird, scheint uns durchaus sachgemäß. Trefflich ist namentlich auch das Capitel von der Aufnahme der Revolution in den verschiedenen Kreisen des deutschen Reiches oder was über die Frage gesagt wird, warum die Revolution nicht auch in Deutschland zum Ausbruch kam. Einige Druckfehler, das Fehlen einiger Literaturnotizen mag noch nebenbei angemerkt werden.

Weltgeschichte. 1. Bd. Allgemeines. Die Vorgeschichte Amerikas. Der stille Ocean. Von Helmolt, Kohler, Ratzel, Ranke, Häbler, † E. Graf Wilczek u. Weule. Mit 3 Karten, 4 Farbendrucktafeln und 16 schwarzen Beilagen. Leipzig u. Wien 1899. Bibliographisches Institut. X und 630 SS.

Da es heute Historiker von jener umfassenden Gelehrsamkeit nicht gibt, die wir noch an Leopold von Ranke zu bewundern Gelegenheit hatten, welche die geschichtliche Entwicklung der Menschheit von ihren Anfängen bis auf die jüngste Zeit herab aus den Quellen selbst darzustellen vermochten, so hat man auch hier an eine Theilung der Arbeit denken müssen, und die vorliegende Weltgeschichte ist nicht die erste und dürfte auch nicht die einzige bleiben, zu deren Fertigstellung eine größere Anzahl von Historikern das Ihrige beitragen. Hier ist dies in einer Weise geschehen, wie dies — man könnte fast bis ins griechische Alterthum zurückgreifen, da Arbeiten wie die von Rühs u. a., die ja auch in gewissem Sinne auf Grund der geographischen Methode aufgebaut sind, kaum noch in Betracht kommen — in neuerer Zeit nicht dagewesen ist. Der Herausgeber bemerkt hierüber, dass ihm „die Vertrautheit mit den von Friedrich Ratzel in der Einleitung zu seiner Völkerkunde niedergelegten anthropogeographischen Anschauungen den Gedanken nahelegte, der neuen Weltgeschichte in bewusster Abweichung von allen bisherigen Werken dieser Art eine Grundlage zu geben, die den Aufbau einer Geschichte der gesammten Menschheit auf der Erde nicht nur erlaubte, sondern auch forderte. Daraus ergab sich von selbst, dass die gesicherten Resultate der paläontologischen Forschungen und auch die Entwicklung der sogenannten Wilden zu Halbculturvölkern berücksichtigt werden mussten. Als einwandfreiester Grundsatz für die Anordnung stellte sich nach reiflichstem Überlegen und nach gewissenhafter Durchprüfung aller anderen Möglichkeiten die Gruppierung nach ethnogeographischen Gesichtspunkten heraus“. Dabei entschied sich der Herausgeber „aus praktischen und wissenschaftlichen Gründen“ mit Amerika zu beginnen und soll der zweite Band die Geschichte Oceaniens, Ostasiens und des indischen Oceans, der dritte Westasien und Afrika, der vierte die Mittelmeervölker, der fünfte Südosteuropa und das Slaventhum, der sechste die Germanen und Romanen, der siebente Westeuropa bis 1800 und der achte Westeuropa im 19. Jahrhundert und den atlantischen Ocean umfassen. „Zum erstenmale in einer Weltgeschichte wird dabei der geschichtlichen Bedeutung der völkerverbindenden und völkertrennenden Oceane ausgiebig Rechnung getragen“.

Wir müssen von vornherein gestehen, kein Freund dieser Methode zu sein, da sie unseres Erachtens weder das sichere Fundament besitzt, das der Herausgeber voraussetzt, vielmehr viele Übelstände im Gefolge hat, welche den früheren Darstellungs-

methoden fremd geblieben sind. Wir finden beispielshalber in dem vorliegenden Bande eine Darstellung der Entdeckung und Eroberung von Amerika durch die Europäer, des spanischen und englischen Colonialreiches, der Unabhängigkeitskämpfe im Norden und Süden und eine Geschichte Nordamerikas im XIX. Jahrhundert, alles Dinge, die ohne eine vorhergehende genauere Kenntnis des spanischen, bezw. portugiesischen und englischen Staats- und Nationalcharakters nicht erledigt werden können. Wir könnten diesen Gegenstand noch viel weiter ausführen, müssen uns aber hier im Hinblick auf den uns zur Verfügung stehenden Raum auf das Gesagte beschränken. Sieht man davon ab, so ist allerdings an dem, was der erste Band dieser neuen Weltgeschichte bringt, vieles, was durchaus zu loben ist. Helmolt handelt in anregender Weise über den Begriff der Weltgeschichte, Kohler über die Grundbegriffe einer Entwicklungsgeschichte der Menschheit, Ratzel in einem anregenden Aufsatz über „die Menschheit als Lebenserscheinung der Erde". Den paläontologischen Theil behandelt Johannes Ranke in einer Abhandlung „die Vorgeschichte der Menschheit". Die Geschichte Amerikas selbst konnte keinen besseren Händen anvertraut werden, als denen Konrad Häblers, dem wir, abgesehen von anderen Arbeiten, die treffliche orientierende Arbeit „die Columbus-Literatur der Jubiläumszeit" verdanken. (Hist. Zeitschr. 74, 231.) Die neuere Geschichte Nordamerikas ist ja auch aus neueren wissenschaftlichen und populären Arbeiten bekannt genug, wer aber die ältere Geschichte Amerikas von der Zeit der Conquistatoren kennen lernen will, findet hier alles in wünschenswertester Weise beisammen. Den Schluss bildet ein trefflicher Aufsatz des leider zu früh gestorbenen Grafen Eduard v. Wilczek über „die geschichtliche Bedeutung des stillen Oceans", ein Aufsatz, der von Weule überarbeitet ist.

Graz. J. Loserth.

Dr. E. **Rothert**, 30 Karten zur deutschen Geschichte. Düsseldorf, Bagel s. a.

Diese Karten sind eine kleine Ausgabe der „Karten und Skizzen", deren zuletzt erschienener Theil im vorjährigen Jahrgange dieser Zeitschr., S. 611 f. besprochen wurde. Auch die vorliegenden Karten enthalten ziemlich viel Text, der mit der Karte selbst oft nichts zu thun hat, sondern nur ein Auszug aus der Geschichte ist. 19 Karten sind ganz in der gewöhnlichen Art der historischen Karten gezeichnet, die übrigen stellen überdies die wichtigsten Kriegszüge der Zeit, für welche sie gelten, graphisch dar. Diese letztere Art von Veranschaulichung ist zwar nicht ganz neu, da man sie schon bisher z. B. auf Karten der Völkerwanderung, der Kreuzzüge, der Entdeckungsfahrten usw. angewandt

hat; doch hat der Verf. dieses Princip verallgemeinert, die einzelnen Kriegszüge durch verschiedene Farbentöne voneinander unterschieden und außerdem die Aufbruchsstationen der Völker und Heere sowie die Orte eines längeren Aufenthaltes und die Schlachtfelder gekennzeichnet. Dadurch werden diese Karten, die besonders Preußen und das 19. Jahrhundert berücksichtigen und von der Zeit der schlesischen Kriege an auch Schlachtenpläne bringen, ein sehr brauchbares Hilfsmittel zur schnellen und sicheren Einprägung des Verlaufes der Feldzüge. Für zweckmäßig hielte ich es, wenn der Verf. auf den Text ganz verzichtet und die Karten in einem etwas größeren Maßstabe gezeichnet hätte, was gewiss nur der Deutlichkeit und Übersichtlichkeit zugute gekommen wäre; es wäre dann auch Raum für die Einzeichnung aller Kreuzzüge gewonnen worden, während sich jetzt die 9. Tafel auf den ersten beschränkt. Die Namensform der eingedruckten Städte ist von der 4. Karte an durchaus die moderne, nicht die der dargestellten Zeit entsprechende.

Villach. A. Zeehe.

Vorlesungen über Gastheorie. Von Dr. Ludwig Boltzmann, Prof der theoretischen Physik an der Universität Wien. II. Theil: Theorie van der Waals'; Gase mit zusammengesetzten Molekülen; Gasdissociation; Schlussbemerkungen. Leipzig, J. A. Barth 1898.

Der Verf. legt in diesem Buche zuerst die Grundzüge der Gastheorie van der Waals' dar. Diese trägt bekanntlich der endlichen Ausdehnung der Wirkungssphären der Moleküle Rechnung, wobei vorausgesetzt wird, dass der von den Molekülen erfüllte Raum nicht verschwindend klein gegen das ganze Volumen des Gases ist, dass ferner außer den während der Zusammenstöße der Moleküle eine sehr kurze Zeit thätigen elastischen Kräften noch eine Anziehungskraft zwischen den Molekülen wirkt, welche vom Verf. die Waals'sche Cohäsionskraft bezeichnet wird. Nach diesen Hypothesen arbeitet der Verf. die Waals'sche Theorie aus. Die Grundgleichung derselben wird vom Verf. auf einfachem und kurzem Wege abgeleitet und nach Bestimmung der auftretenden Constanten die durch die Formel ausgedrückte Beziehung zwischen dem Drucke, der Temperatur und dem Volumen eingehend besprochen, wobei auf die Begriffe der kritischen Temperatur, des kritischen Druckes und des kritischen Volumens des näheren eingegangen wird.

Nachdem die geometrische Discussion der Isothermen erfolgt ist, wendet sich der Verf. zur Darlegung der physikalischen Bedeutung des Diagrammes und gelangt nach Betrachtung der auftretenden stabilen und labilen Phasen zu einer Definition der Begriffe Gas, Dampf und tropfbare Flüssigkeit, erörtert die Calorimetrie einer das Waals'sche Gesetz befolgenden Substanz

und zeigt, wie van der Waals zu seiner Grundgleichung gelangte, indem er Betrachtungen anstellte, welche mit den capillartheoretischen Erörterungen von Laplace und Poisson in Übereinstimmung sind. Den Zusammenhang zwischen einer Function, welche die Arbeit darstellt, die erfordert wird, um die beiden Theilchen m und m¹ aus einer bestimmten Entfernung in sehr große Entfernung zu bringen, mit der Verdampfungswärme stellt der Verf. im Folgenden dar, wobei er zu Gleichungen gelangt, welche der Form nach mit jenen übereinstimmen, welche von Stefan im Jahre 1886 angegeben wurden.

Im Weiteren werden einige für die Gastheorie nützliche Sätze der allgemeinen Mechanik entwickelt, die sich an ein Theorem von Liouville anschließen. Es werden die Moleküle als mechanische Systeme aufgefasst, welche durch generalisierte Coordinaten charakterisiert sind. Von einer solchen Auffassung ausgehend betrachtet der Verf. Gase mit zusammengesetzten Molekülen. Er findet unter anderem, dass das Boyle-Charles-Avogadro'sche Gesetz auch für Gase mit zusammengesetzten Molekülen theoretisch begründet ist, vergleicht die theoretisch gefolgerten Werte für das Verhältnis der specifischen Wärmen mit den durch den Versuch errungenen Zahlen. Im folgenden Abschnitte leitet Professor Boltzmann die Waals'sche Gleichung mittelst des Virialbegriffes ab, der von Clausius in die Wärme- und Gastheorie eingeführt worden ist. Diese Ableitung ist eine verhältnismäßig einfache und übersichtliche. Nun berechnet der Verf. das Virial auch für den Fall, dass sich die Moleküle nicht wie elastische Kugeln verhalten, sondern wie materielle Punkte, zwischen denen während des Zusammenstoßes eine beliebige centrale Abstoßung thätig ist. Der Weg, den H. A. Lorentz eingeschlagen hat, um das innere Virial zu finden, und zwar für den Fall, dass die Gasmoleküle sich wie elastische Kugeln verhalten, wird im Folgenden betreten.

Der sechste Abschnitt handelt von der Theorie der Dissociation. Professor Boltzmann entwirft zuerst ein mechanisches Bild der chemischen Affinität einwertiger gleichartiger Atome; er nimmt an, dass die z. B. von einem Jodatome ausgeübte chemische Anziehung nur in einem einzigen, gegenüber der Größe des Atomes kleinen zusammenhängenden Raum thätig ist, welcher der empfindliche Bezirk genannt wird. Nun wird die Wahrscheinlichkeit der chemischen Bindung eines Atoms mit einem gleichartigen gerechnet, die Abhängigkeit des Dissociationsgrades vom Drucke bestimmt, ebenso der Zusammenhang desselben mit der Temperatur. Die Theorie wird mit den Ergebnissen der Versuche verglichen, und es werden daraus bemerkenswerte Schlüsse gezogen. Dann wendet sich der Verf. zur Entwerfung eines mechanischen Bildes der Affinität zweier ungleichartigen einwertigen Atome, bespricht die Dissociation eines Moleküles in zwei hetero-

gene Atome, speciell die des Waseerdampfes nnd erörtert die Principien einer allgemeinen Theorie der Dissociation, welche mit jener von Gibbs verglichen wnrde, der zn wesentlich gleichen Formeln ohne Heranziehnng der Dynamik der Moleküle gelangt ist, wobei die Annahme gemacbt ereheint, dass in einem in Dissociation begriffenen Gase sämmtliche Bestandtheile wie einzelne Gase nnabhängig von einander vorhanden sind nnd eine Snperposition von Energie, Entropie, Druck u. dgl. stattfindet.

Der letzte sehr bedentnngsvolle Abschnitt handelt von Ergänznngen zn den Sätzen über das Wärmegleichgewicht in Gasen mit znsammengesetzten Molekülen.

Will man eine unübertreffliche Einführung in die Gastheorie erlangen, eo mnss man die Vorlesnngen Boltzmanns über diesen Gegenstand wählen. Das Stndinm derselben ist keineswegs einfach nnd erfordert ganze Hingabe zn demselben; docb hat der Verf. wenigstens in den Grnndlinien eine möglichst leicht verständliche Daretellnng geboten nnd in vielen Beziehnngen neue Pfade betreten, deren Verfolgnng zn weiteren Stndien anznregen vermag. Bekanntlich hat der Verf. solche Partien — es sind dies gerade die schwierigsten — welche dem Missverständnisse am meisten ansgesetzt sind, mit beeonderer Sorgfalt behandelt. Möge diese genane nnd geniale Erörterung dieser Partien dazn beitragen, die Missverständnisee, ans welchen Angriffe anf die Gastheorie erwnchsen, zn zerstreuen. Dass der Verf. daran festhält, „dass die Rolle der Gastheorie in der Wissenschaft noch lange nicht ausgespielt ist", wird man ihm, der dieeen Gegenstand wie selten einer überblickt und durchblickt, blindlinge glauben.

Grundriss einer Geschichte der Naturwissenschaften, zugleich eine Einführung in das Studium der grundlegenden naturwissenschaftlichen Literatur. Von Dr. Friedrich Dannemann, Director der Oberrealschule zu Barmen. II. Bd.: Die Entwicklung der Naturwissenschaften. Mit 76 Abbildungen zum größten Theile in Wiedergabe nach den Originalwerken und einer Spectraltafel. Leipzig. Wilhelm Engelman. 1898. Preis 9 Mk.

Der vor zwei Jahren erschienene erste Band der Geschichte der Natnrwissenschaften von demselben Verf. bildete eine Art Propädentik. Die Darstellnng dee vorliegenden Bandes beruht auf dem Stndinm der Originalarbeiten, welche dem Verf. znr Verfügung gestellt wnrden. Gerade dadnrch gewinnt anch die Lectüre dieses Bandes wesentlich an Interesse, nnd es kann derselbe ein ausgezeichnetes natnrwissenschaftlichee Lesebnch genannt werden, das mit Vortheil anch reiferen Schülern in die Hand gegeben werden kann. Wir stimmen dem Verf. vollkommen bei, wenn er den Satz anfstellt, dass die Geschichte der Natnrwissenschaften

in gleichem Maße wie die allgemeine Weltgeschichte zum Gemeingute aller Gebildeten werde.

Der Verf. hat seine Erörterungen nicht nur auf das Gebiet der erklärenden Naturwissenschaften (Physik und Chemie) beschränkt, sondern auch auf das Gebiet der beschreibenden Naturwissenschaften ausgedehnt. Er hat in systematischer Weise die Geschichte der Naturwissenschaften im Alterthum, im Mittelalter, in der neueren und neuesten Zeit behandelt und seinen Erläuterungen Figuren beigegeben, die den Originalabhandlungen entnommen sind; dass dies ermöglicht wurde, dafür gebürt auch der Verlagsbuchhandlung besonderer Dank. Es muss als zweckentsprechend anerkannt werden, dass der Verf. die naturwissenschaftlichen Kenntnisse eines Zeitraumes zusammenfasst und nicht, wie es in anderen Abrissen der Geschichte der Naturwissenschaften geschehen ist, die einzelnen Disciplinen für sich behandelt. Dadurch gewinnt man ein Bild des naturwissenschaftlichen Culturganges jeder einzelnen Zeitepoche. Soweit der Entwicklungsgang der Naturwissenschaften mit der allgemeinen Geschichte zusammenhängt, ist auf diesen Zusammenhang — wenn auch nur in kurzer Weise — verwiesen worden. Ebenso wurden philosophische Systeme kurz besprochen, wenn durch ihre Darlegung der geschichtliche Entwicklungsgang der Naturwissenschaften skizziert werden konnte.

In besonders zutreffender Weise ist jener Abschnitt geschildert worden, welcher sich auf die Geschichte der Grundlagen der neueren Naturwissenschaft bezieht; da ist es vor allem Galilei, dessen Entdeckungen auf dem Gebiete der Astronomie und der Mechanik sowie der Optik ins klare Licht gesetzt werden; dann sind die Forschungen Keplers und Tycho Brahes dargelegt. Es wird dabei auch erwähnt, dass Kepler zahlreiche Messungen von Einfalls- und Brechungswinkeln vorgenommen hat, ohne das Brechungsgesetz zu entdecken. Nur kurz wurde in der Darstellung des von Kepler bis auf Newton reichenden Zeitraumes der Entdeckung der Infinitesimalrechnung Erwähnung gethan. In recht ansprechender Weise werden die Forschungen Stevins auf dem Gebiete der Hydrostatik auseinandergesetzt und auf die Bedeutung dieses Forschers aufmerksam gemacht. Dem Zeitalter Newtons und diesem bedeutenden Manne selbst wird ein breiter Raum des Buches gewidmet, und es werden namentlich dessen Gravitationsmechanik und seine optischen Studien gewürdigt. Die Fortschritte der Chemie in diesem Zeitalter sowie der übrigen Naturwissenschaften (so z. B. die Begründung der Anatomie der Pflanzen durch Malpighi und Grew, die zootomischen Arbeiten von Swammerdam, die anatomischen Untersuchungen von Malpighi und die mikroskopischen Entdeckungen von Leeuwenhoek erfahren eine sachgemäße Darstellung. Der folgende Abschnitt handelt von dem weiteren Ausbau der in den Zeitaltern

Galileis und Newtone erechloesenen Forschnngsgehiete. Die bemerkenswerten Arheiten anf dem Gehiete der Chemie sind vorzngsweise experimenteller Art; in den heschreihenden Naturwissenschaften finden wir ein Überwiegen der eyetematischen Richtnng, nnd nnr selten kommt in dem Zeitahschnitte das inductive Verfahren znr Geltnng.

In dem auf die neueste Zeit hezugnehmenden Ahschnitte wird die Nengestaltnng der Chemie durch die Erklärung der Verbrennungeerscheinungen und die Anfetellung der atomietischen Hypothese, dann die Entdeckung der galvanischen Elektricität und deren hauptsächlichsten Wirknngen, ferner der Anfechwnng der Aetronomie, welcher dnrch die Arheiten von Laplace und Herschel hewirkt wnrde, dargestellt. Der Zusammenhang der phyeikalischen nnd chemischen Forechnng, die in diesem Zeitranme angebahnt wnrde, die Fortschritte anf dem Gehiete der organischen Chemie, die Begründung der Krystallographie erfahren in dieeem Ahschnitte eine eachgemäße Erörterung. Im weiteren Verlaufe der Daretellung finden wir die Ahschnitte üher die Stellnng der Zoologie und der Botanik anf der Grundlage dee natürlichen Syeteme nnd üher die Natnrwiesenschaften im Zeitalter der Entdecknng dee Energieprincipes, üher den gewaltigen Einfluss, den die chemisch-phyeikalische Forechnng auf die heschreihenden Natnrwiseenschaften genommen hat. Selhetveretändlich mnsete da die Darwin'sche Selectionetheorie aneeinandergesetzt, auf den Anfschwung der technieschen Chemie und der Paetenr'schen Forschungen aufmerksam gemacht werden. Znletzt hespricht der Verf. die wichtigen Errnngenschaften der chemisch-phyeikalischen Forechnng eeit der Entdecknng dee Energieprincipee (Theorie der chemieschen Strnctur, der Begründung der Stereochemie, Aufstellung des periodischen Syeteme der Elemente) und giht die Ziele und Anfgaben der modernen Naturforechnng an, wohei er nnr in kurzer Weiee die Forechungen auf dem Felde der Elektricitätslehre, welche mit dem Namen Faradaye, Maxwells nnd Hertz innig verhunden eind, gedenkt. Ee wäre am Platze geweeen, etwas genaner und eingehender die Principien auseinander zn setzen, welche die genannten Forecher leiteten; endlich wäre ee auch angezeigt gewesen, gerade in dieeem Ahschnitte die Physik des Äthers, welcher die Znkunft gehört, zn charakterisieren.

Wir sind üher das Erscheinen des vorliegenden Buches sehr erfreut und können nnr wünschen, dase daseelhe die wohlverdiente Verbreitnng auch in den Schulkreisen finden möge. Anerkennend muee hervorgehoben werden, daee auf die Literaturnachweise in dem vorliegenden Bnche Bezug genommen wurde, wodurch sicher manche Anregung gehoten wird.

Wien. J. G. Wallentin.

Sociologie von Prof. Dr. Th. Achelis. Sammlung Göschen 101. Leipzig 1899.

In der kleinen philos. Bibliothek der Sammlung „Göschen", die außer dem vorliegenden Band ein Werkchen über Psychologie und Logik, ein anderes über Psychophysik und eine Ethik von Achelis umfasst, dürfte die Sociologie desselben Verf. besonders viele Leser finden; denn erstens ist die sociale Frage in unseren Tagen besonders actuell und daher der Inhalt dieses Bändchens a priori für alle diejenigen anziehend, welche sich über das „sociale Problem" orientieren wollen, andererseits hat der Verf. sich bemüht, neben der wirtschaftlichen Begründung der socialen Frage überall den philosophischen Hintergrund derselben nachzuweisen, und zwar in einer ebenso den Forderungen der Wissenschaft wie der allgemeinen Verständlichkeit gerecht werdenden Darlegung.

Die Sociologie bestimmt der Verf. in einer dem geschichtlichen Theile des Buches vorangeschickten Einleitung als „die Lehre von den socialen Formen des menschlichen Zusammenlebens" und weist ihr als Aufgabe zu „die socialen Bildungen in ihren Grundlagen festzustellen, zu erklären und auf bestimmte Gesetze oder wenigstens auf periodisch wiederkehrende Rhythmen zurückzuführen".

Anschaulich wird die Entwicklung dieser Wissenschaft durch einen Überblick des Verf. über die Behandlung der socialen Frage im Alterthum von Sokrates und seinen Schülern sowie im Schoße der einzelnen Philosophenschulen, die Geringschätzung dieses Gegenstandes im Mittelalter trotz der anscheinend so socialistischen Predigt des Evangeliums und endlich die Ausgestaltung desselben im Sinne des Individualismus in der Nationalökonomie, wie er durch Adam Smith vertreten ist und im Geist der socialistischen Bewegung gegen die Alleinherrschaft des Capitals und die Betonung des Wertes der Arbeit, was für den modernen Socialismus charakteristisch ist. Die Hauptvertreter der modernen Sociologie werden dann durch eine kurze, aber klare Skizze ihrer Principien in ihrer Bedeutung für die Wissenschaft gewürdigt.

Schon in dieser Skizze hatte der Verf. mehrfach Gelegenheit auf die immer betonte Abhängigkeit der Sociologie von der Biologie hinzuweisen. Dies gibt ihm den Anlass, nach der vorhergehenden kurzen Geschichte der Sociologie von dem Verhältnisse derselben zur Biologie, aber auch zu anderen Wissenschaften, der Nationalökonomie und Statistik, der Politik als Staatslehre, der Geschichtswissenschaft, der Etymologie, der vergleichenden Rechtswissenschaft, der Psychologie und der Ethik zu sprechen. Wenn auch die Biologie der Sociologie sehr wichtige Vorarbeiten und Materialien bietet, so ist mit Recht davor gewarnt, die Analogien zwischen dem socialen und dem biologischen Organismus, die eben specifisch verschieden seien, zu übertreiben, in welchen Fehler ja bedeutende Gelehrte, wie Schäffle, thatsächlich verfielen.

Ein Fehler wird es auch genannt, nur der materiellen Basis eine Bedeutung für die Sociologie zuzuschreiben, also die ganze sociale Entwicklung nur aus Interessenkämpfen ableiten zu wollen, ein Fehler, der besonders von einer einseitigen Strömung des modernen Socialismus gemacht wird. Die tieferen psychologischen und ethischen Probleme werden bei einer solchen Auffassung verdunkelt. Wie damit die Stellung der Sociologie zur Nationalökonomie, so wird im folgenden die der Statistik zur Sociologie dahin bestimmt, dass ihre Bedeutung besonders darin liege, dass sie den für die Sociologie unfruchtbaren psychologischen Individualismus verlässt und den Menschen als Bruchtheil einer Gesammtheit betrachtet. Unter den Beziehungen zu den übrigen Wissenschaften glaubt Ref. noch besonders auf die Erörterung der Stellung der Sociologie zur Völkerkunde, zur vergleichenden Rechtswissenschaft und zur Psychologie aufmerksam machen zu sollen, da der Verf. gerade in diesen Abschnitten neue anregende Gesichtspunkte zur Anwendung gebracht hat.

So sucht der Verf. nachzuweisen, dass die Ethnologie nur wichtige Dienste der Sociologie leistet, wenn sie sich über individual-psychologische Auffassung erhebt, welche die Mythologie, Religion, Recht etc. rein individual-psychologisch auffassen will, anstatt zur social-psychologischen Auffassung vorzudringen. Gegen die Auffassung einer abstracten Rechtsphilosophie, welche ein für alle socialen Phasen gleichmäßiges Ideal, das der Wirklichkeit nicht entspräche, aufstellen will, erkennt der Verf. als constanten Factor nur ein Gefühl formeller Art an, je nach Lage der Sache Recht und Unrecht zu unterscheiden.

Ganz in Übereinstimmung mit den früheren Abschnitten bekämpft im 5. Abschnitte der Verf. die individual-psychologische Methode der Psychologie und befürwortet die social-psychologische Anschauung, welche die Entfaltung der Persönlichkeit aus den socialen Äußerungen geistiger Thätigkeit in Religion, Mythologie etc. zu erschließen sucht. Nur eine solche Methode könne eine Stütze der Sociologie bieten. Bemerkenswert ist, dass der Verf. dabei dem „fruchtbaren Untergrund des Unbewussten“ und dem Begriffe der Disposition eine besondere Bedeutung zuschreibt.

Nach einer Besprechung der Beziehung zur Ethik folgt der 3. Abschnitt, der die Methode und die Principien der Sociologie behandelt.

Von einer wahrhaft wissenschaftlichen Begründung der Sociologie sei zunächst Objectivität, streng durchgeführte Entäußerung von allen Vorurtheilen und Gefühlsstimmungen zu verlangen. Als solche Vorurtheile werden angeführt besonders das auf den Unterschied der Rassen und der Nationen gegründete, die Neigung für das Seltsame u. a. m.

Induction und Deduction müssen in der Sociologie mehr als in anderen Wissenschaften in einander übergreifen, was sich schon

aus der Stellung derselben zu dem Empirismus der Biologie und der Ethnologie und andererseits zu der Speculation der Psychologie ergebe.

Bei der Besprechung der psychologischen Methode wird nochmals der sociologisch-psychologische Standpunkt gegenüber dem individual-psychologischen dargelegt.

Die Statik auf dem Gebiete der Sociologie ist die rein positive Materialiensammlung, die aber auch den Inhalt der objectiven Gebilde berücksichtige. Die sociale Dynamik sucht aus dem Complexe der festgestellten Thatsachen allgemeine Formen hervorzuheben und so zu Normen aufzusteigen. In dem Capitel „Sociologische Gesetze“ wird an dem Causalitätsgesetze und der durch die Causalität bedingten Continuität festgehalten. Da aber die geschichtlichen Processe zum Unterschiede von den physischen nie eine sich genau wiederholende Constellation zeigen, so plaidiert der Verfasser an Stelle des Begriffes des Gesetzes, der ja keine Ausnahme dulde, den des socialen Rhythmus zu setzen; es handle sich daher mehr um Auffindung regelmäßig wiederkehrender Formen und Typen des Geschehens. Ist damit ein Unterschied von der naturwissenschaftlichen Methode constatiert, so liegt ein anderer darin, dass für die Sociologie der Maßstab der Teleologie ausschlaggebend sei, aber nicht der einer transcendentalen, sondern einer immanenten Teleologie, die auf den Gedanken führt, dass die ganze menschliche Gemeinschaft in allen ihren Differenzierungen und social-psychologischen Erscheinungen zuletzt auf rein psychologisch zu erklärende Spannungen und Erregungen zurückzuführen ist, welche die Geltung eines Zweckprincips einschließen.

Von dem oft betonten und nochmals in einem besonderen Capitel dargelegten social-psychologischen Standpunkte aus behandelt der Verf. in einem 4. Abschnitt den Umfang und die Gliederung der Sociologie. Als ein solches Werk social-psychischer Thätigkeit wird zunächst die Sprache dargelegt. Dies ergibt sich dem Verf. aus der Betrachtung der Form sowie des Inhaltes der Sprache, dem Nachweise der periodischen Wandlungen, des Aufblühens, ruhigen Höhepunktes und Absterbens, aus dem Verhältnisse der Sprache zur Rasse. In dem letzten Punkte warnt aber der Verf. mit Recht, Abstammung und Herkunft mit dem gesprochenen Idiom in allen Fällen sich decken zu lassen. R e l i g i o n und M y t h o l o g i e werden in einem sehr anregenden Capitel als große geistige Processe, die sich in der mythischen und religiösen Weltanschauung der Völker vollziehen, nachgewiesen, dabei das Verhältnis von Mythus und Religion besprochen. Sehr anschaulich sind des Verf. Worte S. 86; „Natur und sociales Leben ist der große Resonanzboden, auf dem die dichterisch schaffende Phantasie gestimmt ist, um die ersten Räthselfragen des Daseins uns im Lichte eines den menschlichen Verhältnissen genau angepassten Dramas zu veranschaulichen“. Daher die heitere naiv optimistische

Anschauung der Griechen, der tief ernste tragische Zug bei den alten Germanen. Dass dabei die Bestandtheile des Mythus, die theogon. Vorstellungen, Verhältnis der Götter zur Natur, die Vorstellungen von der Seele, der Cultus immer nach der Seite der socialen Motive und Beziehungen durchmustert werden, ergibt sich von selbst. Den Schluss des Capitels bildet die Frage über das Verhältnis zwischen Religion und Culturniveau.

In ähnlich anregender Weise wird dann im 3. Capitel („Recht und Sitte") Eigenthum und Besitz, Organisation besprochen, wobei nach einem vergleichenden, die verschiedenen Formen der Association (Stamm, Stände, Familie etc.) behandelnden Theile das Verhältnis von Recht und Sittlichkeit sowie die Bedeutung des Staates für die moderne Cultur in Betracht gezogen werden. Aber besonderes Interesse erweckt § 27 „Persönlichkeit" (Individuum und Milieu), weil aus dem Verhältnisse des Individuums zum Milieu die bedeutsamsten Consequenzen sich ziehen lassen. Das Individuum zeigt nach des Verf. Darstellung eine abgekürzte Stammesgeschichte, indem der Einzelne in seinem Denken und Wollen die socialen Entwicklungsstufen repräsentiert.

Es muss also das Individuum zugleich als Einzelwesen, aber auch als Mitglied einer Gesammtheit betrachtet werden. Auf dem Gebiete der Moral hält der Verf. den social-ethischen Charakter derselben aufrecht im Gegensatze zu der fehlgehenden Individual-Ethik. Dem Optimismus und dem Pessimismus unserer Tage, der nicht neu ist, liege der falsche Gedanke zugrunde, als ob die individuelle Wohlfahrt zu fördern der ausschließliche Zweck des ganzen socialen Lebens sei, weil dabei der objective Wert der Culturgeschichte verkannt wird.

Auch hier sei der social-psychische Standpunkt der beste, von dem aus eine intellectuelle Erweiterung unseres Horizontes, die Idee des geschichtlichen Fortschrittes und Hand in Hand mit ihm eine entsprechende sittliche Veredlung außer Zweifel sei. In diesem Sinne und nicht im engherzigen eines einseitigen Socialismus seien die socialen Probleme zu erfassen. Nachdem der Verf. im 5. Capitel auch die Kunst als eine Äußerung social-psychischer Art dargestellt hat, schließt er sein gehaltvolles Werkchen, dessen Lectüre jedem, der nach Orientierung und Anregung zugleich auf dem Gebiete der Sociologie strebt, bestens empfohlen sei.

Wien. Gustav Spengler.

Die Rohstoffe des Pflanzenreiches. Von Dr. Julius Wiesner etc. Zweite, gänzlich umgearbeitete und erweiterte Auflage. I. Lieferung (Bogen 1—10). Leipzig (W. Engelmann.) 1900. Preis Mk. 5.

Der auf dem Gebiete der anatomisch-physiologischen Botanik und deren praktischer Anwendung hoch angesehene Verf. hat vor

Jahren durch die Herausgabe der „Rohstoffe des Pflanzenreiches" ein fundamentales Werk geschaffen, da er in demselben den Grund zu einer wissenschaftlich begründeten technischen Rohstofflehre des Pflanzenreiches legte. Seither hat die naturgeschichtliche Kenntnis alter und neuer vegetabilischer Rohstoffe, ihre Gewinnung und Verarbeitung, ihr Verbrauch in Handel und Industrie solche Fortschritte gemacht, dass gelegentlich der Herausgabe der zweiten Auflage eine Umarbeitung und Erweiterung des Werkes nöthig war. Die Größe und Verschiedenartigkeit des Materiales hat auch den Verf. bewogen, einzelne Abschnitte hervorragenden Fachmännern zur Bearbeitung zu überlassen. Die neue Auflage wird den doppelten Umfang der ersten erreichen und in zwei Bänden in dem rühmlich bekannten Verlage von W. Engelmann erscheinen. Die uns vorliegende erste Lieferung (Bogen 1—10, Preis 5 Mk.) umfasst Einleitung (47 Seiten!), ferner den ersten Abschnitt „Gummiarten" und einen Theil des II. Abschnittes „Harze". Dass der Stoff bedeutend erweitert wurde, ergibt sich gleich aus dem ersten Abschnitte, der in der 1. Aufl. 28 Seiten mit 8 Figuren, in der 2. Aufl. 81 Seiten mit 31 Figuren umfasst.

Wir werden nach der für Ende des Jahres in Aussicht gestellten Vollendung des ersten Bandes ausführlicher auf dieses gediegene Werk zurückkommen.

Wien. A. Burgerstein.

Bücher zoologischen Inhaltes.

Die verbreitetsten Käfer Deutschlands. Ein Übungsbuch für den naturgeschichtlichen Unterricht. Von Prof. Dr. Otto Wünsche, Oberlehrer am Gymnasium zu Zwickau. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner 1895. 8°, VIII u. 212 SS., mit 2 Tafeln.

Die verbreitetsten Schmetterlinge Deutschlands. Eine Anleitung zum Bestimmen der Arten. Von Dr. Richard Rössler, Oberlehrer am Gymnasium zu Zwickau. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner 1896. 8°, X u. 170 SS., mit 2 Tafeln.

Zwei vorzüglich gearbeitete Bestimmungsbücher für die reifere Jugend, aber auch für Liebhaber zur Einführung in die Käfer- und Schmetterlingskunde. Beide Bücher zeichnen sich außer durch ihre Handsamkeit und durch die Übersichtlichkeit des Gebotenen insbesondere dadurch aus, dass die auffälligsten und daher selbst bei kleinen Arten leicht erkennbaren Merkmale zur Unterscheidung und Bestimmung der Arten in Verwendung kommen. Trotz ihres reichen Inhaltes — das Käferbuch analysiert 1164, das Schmetterlingsbuch 819 Arten — nehmen beide Bücher einen so geringen Umfang ein, dass sie bei Excursionen sehr

leicbt mitgetragen werden und so auch dem erfahreneren Entomologen als willkommene Nachschlagebücher dienen können. Der Anfänger findet Angaben über das Sammeln, Tödten und Präparieren der Käfer und Schmetterlinge, bei letzteren auch eine Anleitung zur Aufzucht derselben aus Raupen; die in den Bestimmungstabellen vorkommenden Kunstausdrücke werden an Hand der beigegebenen Tafeln leicht zu erlernen sein. Das Schmetterlingsbuch hat gegenüber anderen ähnlichen Bestimmungsbüchern den Vortheil, dass es auch den Mikrolepidopteren in vollkommen ausreichender Weise Rechnung trägt, wie denn überhaupt beide Werkchen zu dem Besten gehören, was bisher an Büchern ihrer Art geschrieben wurde. Auch der Anschaffungspreis ist ein sehr mäßiger. — Auf einen Druckfehler, welcher den Anfänger leicht irreführen kann, möchten wir noch aufmerksam machen: im Schmetterlingsbuche soll nämlich auf S. 28 das Wort *Macroglossa* von der Zeile 6 von unten um eine Zeile höher gestellt werden.

Die Stämme des Thierreiches. Von M. Neumayr. Wirbellose Thiere. I. Band. Wien u. Prag 1889, Verlag von F. Tempsky. gr. 8⁰, 603 SS., mit 192 Zinkographien im Texte. Preis K 24.

Die verspätete Anzeige dieses nur in einem Theile vorliegenden Werkes hat ihren Grund darin, dass wir, obgleich den Verf. mittlerweile der Tod ereilte, die Vollendung des Werkes von anderer berufener Hand abwarten wollten. Leider ist dasselbe bis heute ein Torso geblieben, obgleich ein weiterer Theil bereits vom Verf. fertig ausgearbeitet im Manuscript vorliegen soll. Aber auch in seiner jetzigen Form wird das Buch jeder Fachbibliothek zur Zierde gereichen. — Prof. Neumayr, einer der tüchtigsten Paläontologen der Neuzeit, berühmt durch seine hervorragenden wissenschaftlichen Arbeiten über Jura- und Kreide-Ammoniten, besonders aber durch seine populär gehaltene monumentale „Erdgeschichte“, stellte sich, der Darwin'schen Lehre — wie er selbst sagt — mit großer Begeisterung huldigend, in seiner neuen, leider letzten Arbeit die Aufgabe, „die gesammte fossile Thierwelt vom Standpunkte der Descendenz auf geologischem und paläontologischem Gebiete in einem zusammenfassenden Werke darzustellen“. In welcher umsichtigen und genialen Weise der Plan zu dieser Aufgabe angelegt war, und wie dem Verf. die Ausführung desselben gelungen wäre, kann der kundige Leser aus dem vorliegenden Bande entnehmen. Eine Fülle wissenschaftlicher Thatsachen ist hier auf Grund umfassender Literaturkenntnis in origineller Weise mit den zahlreichen Ergebnissen eigener Forschung verflochten; strittige und offene Fragen werden stets objectiv behandelt; die einander entgegenstehenden Anschauungen werden mit ruhiger Sachlichkeit so dargelegt, dass der Leser in den Stand

setzt ist, sich selbst ein Urtheil zu bilden. Wenn durch eine artige Behandlung das Interesse des Fachmannes die vollste friedigung findet, wird es auch dem gebildeten Laien durch klare und anregende Schreibweise, welche ihm in diesem Buche gegentritt, ermöglicht, sich über einen ihm für gewöhnlich ner liegenden, doch höchst interessanten Gegenstand zu be-hren. — „Der ganze Charakter des Buches bringt es mit sich. verschiedene Abtheilungen des Thierreiches sehr ungleich-äßig dargestellt erscheinen; solche Gruppen, über welche bisher r eine Menge systematischer Einzelnheiten, aber keine genügende rundlage für eine rationelle morphologische Behandlung der fos-len Formen vorliegt, z. B. Bryozoen und Würmer, werden nur anz kurz und flüchtig geschildert, während andere, bei denen s entgegengesetzte Verhältnis herrscht, z. B. Echinodermen und rachiopoden, in großer Ausführlichkeit besprochen sind." In dem rsten, d. i. dem einleitenden Capitel des vorliegenden Bandes ird nach Vorausschickung einiger allgemeinen paläontologischen egriffe die Darwin'sche Lehre aufgerollt. Das zweite Capitel be-chäftigt sich mit den Protozoen, das dritte mit den Coelenteraten, as vierte mit den Radiaten, das fünfte ist den Würmern und das echste (letzte) den Molluskoiden gewidmet. — Um von der Liebe, it welcher der Verf. an seine große Aufgabe gieng, und von der den Sprache, welche das Buch durchzieht, einen Beweis zu geben, önnen wir uns nicht versagen, des Verf's eigene Worte, welche ich in dem allgemeinen Theile über Echinodermen (S. 348) vor-nden, hier zu reproducieren. „Das erste Ziel, welches den Pa-äontologen bei seinen Untersuchungen leitet und leiten muss, ist ie Erforschung der Form- und Organisationsverhältnisse der Ge-chöpfe und der großen Entwicklungsgesetze, welche deren Er-cheinen und Aufeinanderfolge beherrschen. Allein daneben wird och auch fast bei jedem, der sich mit derartigen Arbeiten be-chäftigt, noch ein anderes Gefühl treibend und aneifernd wirken, ie Freude an den schönen und merkwürdigen Naturkörpern, die hn beschäftigen, die Lust an der Beobachtung jener reizvollen Mannigfaltigkeit und Zierlichkeit, mit der die Natur verschwen-derisch selbst ihre niedrigsten Geschöpfe ausgestattet hat. Der Beitrag, den der einzelne Mann zu der Lösung und Förderung der großen, das Hauptziel bildenden Probleme zu leisten vermag, st in der Regel ein so geringer, dass nur wenige sich der Ent-muthigung entziehen könnten, wenn ihnen der Genuss, den die Vertiefung in die Formenpracht der verschiedenen Geschöpfe bietet, nicht reiche Entschädigung böte." — Besonders schön geschrieben und interessant zu lesen ist die Abhandlung (S. 344—347 als Schluss im 3. Capitel bei den Coelenteraten) über die alten, räthsel-haften Graptolithen, welche von den meisten Forschern zu den Hydroidpolypen (Sertularien), von andern zu den Bryozoen gezogen, vom Verf. aber für eine gänzlich ausgestorbene Thierabtheilung,

welche vielleicht sogar einen eigenen Haupttypus des Thierreiches bildet, angesprochen werden. — Die Ausstattung des Buches macht der bestbekannten Verlagsfirma F. Tempsky alle Ehre.

Wien. Josef Mik.

Die attischen Gräber der Blütezeit. Studien über die attischen Grabreliefs von Dr. J. H. Holwerda Jr. Leiden 1899. 201 SS.

Weitaus die meisten Reliefdarstellungen der attischen Grabdenkmäler sind nicht Bilder von Verstorbenen, sondern Trauer- und Opferscenen Überlebender; dies das verblüffende Hauptergebnis der Arbeit. Zu ihm gelangt H. hauptsächlich dadurch, dass er die Grabgedichte der griechischen Anthologie wegen ihrer örtlichen und zeitlichen Unbestimmtheit für die Deutung der attischen Grabdenkmäler als unbrauchbar erklärt, die Beziehung der attischen Grabinschriften auf die Darstellungen derselben Steine oder aber auf Begrabene überhaupt leugnet, hingegen die Resultate, die sich ihm aus der Betrachtung der unteritalischen Grabvasen, der weißgrundigen attischen Lekythen und einiger außerattischer Grabdenkmäler, zumal des sidonischen Klagefrauen-Sarkophages ergeben, ohneweiters auf die attischen Marmorwerke der Blütezeit überträgt. Für letztere sucht er sie durch entsprechende Deutung von Formen und Bildern zu erhärten und dehnt sie schließlich auch auf die attischen Stelen vorpersischer Zeit und auf andere griechische, zumal thessalische Grabreliefs aus.

Ist dieser Weg schon im allgemeinen methodisch höchst bedenklich, so fordern die Aufstellungen H.s auch im besonderen zu mannigfachstem Widerspruche heraus. Die Grabepigramme werden nicht selten in unmöglicher Weise erklärt, so A. P. VII 153: παρθένος = trauernde Frau; VII 463: αὔτα = die Begrabene; Conze 887: αὐτῷ = Bilder der Verstorbenen. Der Dialog A. P. VII 335 spielt sich doch zwischen Mutter und Sohn ab, in VII 220 ist der Sprechende der Dichter. Gezwungen scheint mir die Erklärung von CIA 2920. Im übrigen wird der Grundsatz aufgestellt: Gedichte, welche die Darstellung nicht beschreiben, beziehen sich auch nicht auf sie; der Ausdruck: „Hier liegt" macht es „fast unmöglich", dass die betreffende Person bildlich dargestellt sei.

Die bloßen Nameninschriften sind richtig in „Todten-" und „Benennungsinschriften" getrennt; die Grenze zwischen beiden Gruppen ist aber viel zu enge gezogen: Warum sind mitunter auf mehrfigurigen Reliefs nur einige Personen benannt? Der Schluss: Weil eine benannte Person nicht todt sein kann, müssen auch die übrigen überlebend sein, ist unberechtigt. Es ist ferner

nicht bedacht, dass die Inschriften zu verschiedener Zeit eingegraben sein können, wodurch sich Widersprüche zwischen ihnen und den Reliefs erklären. Zumal aber ist es bedenklich, gleiche Namen der Todten- und Benennungsinschriften desselben Grabsteines auf verschiedene Personen zu beziehen.

Mit Recht sind die Heroa der unteritalischen Vasen als Grabtempelchen, die weißgemalten Figuren in ihnen als Nachbildungen von Sculpturen gedeutet. Dass aber letztere Überlebende darstellen sollen, weil sie den Gestalten außerhalb derselben vollkommen ähnlich seien, ist ein Fehlschluss, der consequent durchgeführt wird. Hiezu treten unerlaubte Generalisierungen, wie die von Heydemann Kat. 1755. So kommt denn H. zu den merkwürdigsten Erklärungen, z. B. von Furtwängler Kat. 3260, Heydemann 3228. Scenen wie „Jüngling mit Pferd im Grabtempel" lassen sich für ihn überhaupt nicht deuten.

Bei Behandlung der Lekythen nimmt H. Stellung gegen die übertriebene Suche nach Todtenbildern; er selbst aber will wieder nur Überlebende anerkennen. So individuelle Compositionen wie manche Charonbilder oder „der Jäger" u. a. sollen denn sinnlose Typenvermischungen sein! Die Grablegung durch Hypnos und Thanatos ebenso oder wohl eher — gegen den Augenschein — als Transport des Todten ans dem Grabe zu fassen sein! Und Rüstungsscenen wie Gaz. arch. 1885, Pl. 32, 3 oder das Hermesbild Deltion 1889, S. 173, 1?

Die Annahme H.s, die attischen Naiskoi seien wie die Heroa der unteritalischen Vasen Nachbildungen von Grabtempeln, ist ein aus verschiedenen Gründen höchst unwahrscheinlicher Analogieschluss, die weitere Annahme, ihre Reliefs seien von ihnen auf die übrigen Grabmalformen übertragen, historisch unmöglich. Und wäre sie möglich, wie sollen nun plötzlich diese Reliefs Überlebende „in oder bei solchen Grabbauten" darstellen? (S. 142).

Aus seinen Darstellungen Überlebender muss H. selber gewisse Scenen, wie die Hermesbilder, den kämpfenden Krieger, den spielenden Knaben auf dem Knabengrabe ausscheiden. Die beiden letzten Typen sollen aber „eine Symbolisierung des früheren Berufes", nicht aber Darstellungen des Verstorbenen sein! Und der Schmied beispielsweise ein Grabbesucher, der Schuster wahrscheinlich ein Votivrelief, der Pankratiast ein Adorierender, die Sterbescenen Conze 309 u. ä. Ohnmachtsfälle trotz A. P. VII 730! Bei Conze 929 f. benützt der Grabbesucher die Strigilis am Grabe des Verstorbenen! Den zahlreichen sitzenden Frauen wurde ihr Stuhl zum Grabe nachgetragen, und dies wegen einer ganz singulären Lekythos-Darstellung! Auf einer Lekythos des Österr. Museums in Wien ist der Stuhl „wahrscheinlich zur Aufbewahrung" auf das Grabmal gestellt! Und wurde er auch den sitzenden Männern nachgetragen? Und Malthake ihre Kline? Wie erklärt sich die Nacktheit der Männer auf Stelen und Lekythen? Welche

Bewandtnis hat es mit dem Grabmale des Isokrates? usw. — Ui den vorpersischen Denkmälern ist z. B. Aristion ein Symbol Kampfes, Lyseas mit seinem Kantharos ein überlebender Opferm CIA IV 77[e] bleibt unberücksichtigt. — Man erlaube mir Schlusse auch eine Parallele: Wem wird es wohl einfallen, Photographien auf vielen unserer modernen Friedhöfe für Bi Überlebender zu halten?

Und doch, obwohl ich die Arbeit H.s als misslungen zeichnen muss, ruht in ihr ein wahrer Kern. Die Trauer, wel wie er richtig gesehen hat, in vielen Hauptfiguren attischer Gi reliefs so deutlich zum Ausdrucke kommt, fordert noch eine klärung. Nur hüte man sich davor, alles nach einer Schab deuten zu wollen.

Pola. R. Weisshäup

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Paedagogik.

Über die extemporierte Lectüre im Sprachunterrichte.

Die extemporierte Lectüre hat in den letzten Jahren namentlich i den verschiedenen Directoren-Versammlungen Preußens eingehendere Besprechung erfahren. [1]) Den Anlass dazu gaben die im Jahre 1892 erschienenen Lehrpläne, durch welche die regelmäßige Pflege derselben angeordnet wurde. Aber auch in einzelnen Schriften und Aufsätzen wird dieser Übung seit dieser Zeit in Deutschland mehr Aufmerksamkeit gewidmet. [2])

Bei uns fand meines Wissens diese Frage bis jetzt noch wenig Beachtung; jedoch weniger vielleicht in der öffentlichen Discussion als in der Praxis. Denn dass diese Art von Lectüre auch von unseren Lehrern genügend geprüft und erprobt worden ist, lässt sich erwarten. Gelegen-

---

[1]) Verhandlungen der Dir.-Vers. Berlin, Weidmann, XLV (1895), S. 293, 300; XLVI, S. 194; XLVII, S. 51, 165; L (1896), S. 114 ff.; auch XXXV (1890), S. 152.

[2]) Dr. Jul. Rothfuchs, „Beiträge zur Methodik des altsprachlichen Unterrichtes", Marburg, Elwert 1893, S. 73—95; auch seine „Bekenntnisse aus der Arbeit des erziehenden Unterrichtes", ib. 1892; Dr. R. Menge, „Über die Gestaltung des Unterrichtes in den alten Sprachen", Lehrpr. u. Lehrg. 44 (95), S. 71 und „Die Nothlage des Lateinunterrichtes in Gymnasial-Prima und Vorschläge zur Abhilfe", ib. 41 (94), S. 35. P. Dettweiler, „Methodik des lat. Unterrichtes", München, Beck 1895, S. 179, 225. Theilweise auch F. Aly: „Die neuen Lehrpläne und die altsprachliche Lectüre", Z. f. d. Gw. 1897, S. 78 u. 79. Joh Krasznig, „Ist das Übersetzen für den erfolgreichen Betrieb der classischen Lectüre unentbehrlich?", Lehrpr. u. Lehrg. 33 (92), S. 101. Dr. H. Gloël, „Die schriftliche Übersetzung aus dem Griechischen in den oberen Gymnasialclassen", Lehrpr. u. Lehrg. 42 (95), 37 ff. Max Hecht, „Zur Methodik des altsprachlichen Unterrichtes, insbesondere des Griechischen", Zeitschrift f. d. Gw. 1892, S. 355. — Auch im neusprachlichen Unterrichte wird diese Lectüre befürwortet von Dr. K. Kühn, „Entwurf eines Lehrplans für den französischen Unterricht", Marburg, Elwert 1889, S. 45. Dahin zielt auch Dr. W. Münch, „Didaktik des Französischen", München, Beck 1895, S. 55 (in Dr. A. Baumeisters Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre, III Bd., V.).

heit dazu bietet wenigstens die hie und da betriebene cursorische Le
namentlich aber die am Schlusse jedes Semesters in den classis
Sprachen angeordneten schriftlichen Übertragungen aus dem geles
Schulautor.

Unsere Instructionen vom Jahre 1884 sind in diesem Falle g
zurückhaltend. Sie sagen [1]: „Wenn die Schüler im genanen Überse
und guten Verständnis eines Autors vorwärts gekommen sind, dann
allerdings gelegentlich ein Stück vorgelegt werden, auf das sie sich
vorbereitet haben; sonst mögen diese Übungen als eine Versuchung
Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit lieber gemieden werden."

Auch wir setzen eine ordentliche Vorbereitung für diese Lec
voraus. Jedoch von dem Standpunkte ausgehend, dass die präpari
Lectüre, wie sie von den Schülern betrieben wird, ihnen die erwünsc
Fähigkeiten nicht beibringt, verlangen wir eigene Übungen dafür
setzen diese auch früher schon in den Unterrichtsplan ein.

Bei richtiger Behandlung ist auch jene Versuchung zur Flüch
keit und Oberflächlichkeit nicht zu befürchten. Im Gegentheil
allen, die sich mit dieser Lectüre beschäftigt haben, werden die
sonderen didaktischen und pädagogischen Vorzüge derselben her
gehoben und die Übungen selbst als besonders wertvoll bezeichnet.

Dies zu beleuchten, ist auch der Zweck der folgenden *Discus*

I.

Alle Lectüreübungen wollen die Fähigkeit anerziehen, *den*
liegenden fremdsprachlichen Text in seiner äußeren Form rasch üb
blicken und in den damit eingekleideten Gedanken unmittelbar
dringen zu können. Es muss zu diesem Zwecke das von W. Münc
erwähnte Sinn- oder Inhaltsgefühl gepflegt und gebildet werden, „welc
sich nicht mehr ausschließlich einzelnen Worten, sondern ebenso
ihren Verbindungen zuwendet, die feinverzweigten Unterschiede
Sinnes mit aller Deutlichkeit und Unmittelbarkeit auffasst und *sich*
wahren Lesen „*ἀναγιγνώσκειν*" kundgibt".

Dass die Grundlage dazu nebst gründlicher Kenntnis *einzeln*
Sprachformen hauptsächlich das Sichhineinleben in die Wort- und Sa
bildung, Construction und Wortschatz der Sprache bildet, ist allgem
anerkannt. Diesen Zweck verfolgen einerseits Übungen im Analysier
und Construieren, welche später im Zusammenstellen einzelner Sat
theile, event. Satzverbindungen und Satzgefüge bestehen, andererse
auch Übungen in der rationellen Worterklärung, welche dem Schüler d
Fähigkeit beibringen sollen, sich auch ohne Wörterbuch die *Bedeutun*
des Wortes ermitteln und den Sinn erfassen zu können.

---

[1]) Pichler'sche Ausg. S. 67.

[2]) „Sprachgefühl und Sprachunterricht". Lehrpr. und Lehrg. 4
(94), S. 3.



Jedoch scheint mit allen diesen Übungen noch nicht alles gethan zu sein. Die Schüler werden immerfort angeleitet, bei ihrer häuslichen Präparation denselben Weg zu gehen, wie er in der Schule üblich ist; der Lehrer selbst hat bei der Prüfung genug Gelegenheit, die häusliche Arbeit des Schülers zu controlieren, und doch kommen — und zwar, wie auch Rothfuchs[1]) bestätigt, merkwürdigerweise bei den gewissenhaftesten und sonst gut veranlagten Schülern Fälle vor, welche das Gegentheil besagen. Wenn ihnen nämlich ein noch nicht gelesenes Stück zum Übersetzen vorgelegt wird, so wissen sie sich gewöhnlich ohne die betreffenden Hilfsmittel, welche ihnen sonst bei der häuslichen Vorbereitung zugebote stehen, keinen Rath. Ja, sie schicken sich nicht einmal zum Construieren an — außer vielleicht erst auf die Mahnung seitens des Lehrers —, obwohl sie dazu, wie gesagt, stets angeleitet werden und das Construieren bei jeder Gelegenheit eifrigst in der Schule geübt wird.

Bei den zu Ende des Semesters stattfindenden mündlichen und schriftlichen Prüfungen ist es wirklich manchmal recht verführerisch, auch dem sonst immer gewissenhaften Schüler seine vorgezeichnete Semestralnote zu erniedrigen und ihn dadurch zu strafen. Und doch muss es auch den Schüler kränken, wenn er sieht, dass seine gewissenhafte Arbeit nicht nur nicht genug gewürdigt, sondern auch noch als eine unredliche in Zweifel und Verdacht gezogen wird.

Worin liegt nun die Ursache davon?

Stellen wir uns zu diesem Zwecke die häusliche Arbeit eines solch gewissenhaften Schülers vor.

Der Anleitung gemäß, welche ihm in der Schule gegeben wird, soll er sich zuerst die aufgegebene Stelle langsam und mit Bedacht durchlesen. Manches versteht er gleich; wo es nicht der Fall ist, so liegt der Grund davon entweder in der Unkenntnis der Vocabeln oder der Construction. Im ersten Falle soll er zuerst nachdenken, ob sich die Bedeutung des unbekannten Wortes durch Etymologie oder, wenn es schon in einer anderen Bedeutung vorgekommen ist, durch weitere Entwicklung aus dem Zusammenhange der Gedanken ermitteln ließe. Wenn es auf diese Weise nicht geht, soll er das Wort in seiner Hauptform, welche er sich durch Abwerfen der Endung, ev. der Vorsilbe gebildet hat, im Wörterbuche aufschlagen, seine Grundbedeutung finden und darnach die im Satze geltende Bedeutung weiter entwickeln. Im zweiten Falle soll er construieren, über ähnliche Fügungen nachdenken, Vergleiche anstellen, ev. in der Syntax oder den dem Autor beigeschlossenen Anmerkungen, auch im Wörterbuche Nachhilfe suchen. Das Resultat dieser Arbeit soll ein richtiges Verständnis der Stelle sein, welches dann in einer wohlgegliederten Inhaltsangabe, in den classischen Sprachen außerdem in einer dem Genius der Muttersprache, ev. Unterrichtssprache entsprechenden Übersetzung den Ausdruck findet.

Wie treiben es nun gewöhnlich die Schüler? Wie uns die Erfahrung lehrt, verlegen sie sich zuerst auf das Suchen im Wörterbuche oder in

[1]) „Beiträge", S. 80.

dem beigeschlossenen Commentar, und schlagen Wort für Wort, w es auch noch so bekannt ist, auf. Es handelt sich ihnen hauptsächl um die Übersetzung, auf welche nach ihrer Ansicht in der Schule größte Wert gelegt wird. Damit schließen sie auch gewöhnlich ihre V bereitung ab.

Worin besteht also ihre Arbeit? Sie greifen zwar nicht zu unerlaub Mitteln, sie construieren auch, sie denken im Nothfalle auch nach, a alles das geht ganz mechanisch, erst auf Grundlage des Wörterbuc vor sich. Dem Wörterbuche legen die Schüler bei ihrer Präparation Hauptrolle bei und verwenden ihren ganzen Fleiß und ihre Gewiss haftigkeit auf das Suchen der Wörter.

Und warum thun sie das? Es ist erstens geistig weniger strengend, zweitens bringt es ihnen den nächsten, wenn auch nur mom tanen praktischen Nutzen. Sie überzeugen sich täglich davon. Wenn suchen, so finden sie, namentlich in einem Specialwörterbuche, alles, sie zur richtigen Übersetzung brauchen, ohne viel darüber nachden zu müssen, warum und wie es so kommen mag. Und wir hören d oft, wenn wir bei der Prüfung über diese oder jene Übersetzung A schluss verlangen, die schlichte Antwort: „Bitte, es steht im Wörterbuch

Wenn nun auch diese Arbeit noch so viel Zeit in Anspruch n und keineswegs als Unfleiß bezeichnet werden kann, dem Ziele unse Sprachunterrichtes entspricht sie nicht. Die Schüler nehmen alles, ihnen da geboten wird, beinahe gedächtnismäßig in sich auf. Sie halten sich lediglich receptiv und können auf diese Weise zu einer Selb ständigkeit im Auffassen des fremdsprachlichen Textes nicht gelang Jene oben angeführte Verlegenheit beim unvorbereiteten Übersetzen stätigt es deutlich. —

Bei dieser Gelegenheit des unvorbereiteten Übersetzens wird a noch eine andere interessante Erscheinung vielfach bemerkt. Auch Ro fuchs erwähnt dies. Wenn nämlich einmal etwas übersetzt werden s worauf sich die Schüler nicht vorbereitet haben, da werden oft gera diejenigen Schüler munter, welche sonst auf ihre Präparation nicht v Fleiß verwenden. Die Fähigkeiten, welche sie da an den Tag lege können sie also unmöglich durch Fleiß und gewissenhaftes Präparie erlangt haben. Sie mögen schon in ihrer geistigen Beschaffenheit liege Aber derHauptgrund davon ist, was Rothfuchs sagt: „Die Noth hat sie d Schwimmen gelehrt. Die Noth, dass sie häufig unpräpariert in die Lel stunden kamen und genöthigt waren, zu extemporieren. Da die Übung den Fleißigen fehlt, so fehlt ihnen auch der Gewinn aus derselben

Rothfuchs beleuchtet den Unterschied zwischen dem unvorberei teten und dem vorbereiteten Übersetzen noch von einem anderen Stan punkte [1]) aus. Er vergleicht es mit dem unvorbereiteten und vorbereitete Reden. „Dieses schöpft aus dem Gedächtnis und liefert das Ergebn früherer Arbeit, jenes schöpft aus einer erworbenen, angewöhnten Fähig keit und liefert das Ergebnis unmittelbar gegenwärtiger Arbeit. Es gib

[1]) „Beiträge“, S. 81.

Redner, welche vorbereitet sehr gut sprechen und unvorbereitet es gar nicht können. Wer von Natur keine besondere Fähigkeit, unvorbereitet zu reden, hatte und sich dieselbe noch aneignete, wird immer bekennen, dass er sie nicht durch Vorbereitung erworben hat, sondern meist durch Verhältnisse, welche ihn nöthigten, häufig unvorbereitet zu reden. Similia similibus. Ebenso verhält es sich mit dem Extemporieren und präparierten Übersetzen." —

Die Unzulänglichkeit der bisherigen Übersetzungsübungen scheint in Bezug auf die schriftlichen Maturitätsprüfungen auch durch die Min.-Verordnung vom 30. September 1891 anerkannt zu sein.

Nach dieser Verordnung „ist in jeder Oberclasse gegen den Schluss jedes Semesters sowohl im Lateinischen, als auch im Griechischen ein nicht gelesenes, geeignetes Stück aus dem Schulautor ohne vorausgehende Vorbereitung und ohne Gestattung der Benützung von Hilfsmitteln zur Übertragung in die Unterrichtssprache als Composition zu geben, die wie jede andere Schularbeit vom Lehrer zu corrigieren und censieren ist. Die Compositionen sollen eine V o r b e r e i t u n g auf die bei der schriftlichen Maturitätsprüfung verlangte Leistung bilden, f ü r w e l c h e e s bisher v i e l f a c h a n j e d e r r e g e l m ä ß i g e n Ü b u n g i n d e r S c h u l e g e f e h l t h a t".

Nach meiner Ansicht trifft jedoch der in dieser Verordnung ausgesprochene Mangel ebensogut die mündliche Maturitätsprüfung. Ja, ich gehe noch weiter. Den oben ausgesprochenen Grundsätzen gemäß erheischen auch die hier angeordneten Schularbeiten selbst eine Übung. Eine doppelte Übung, da sie als letzte Schularbeiten zugleich wichtige Prüfungen sind, welche für die Versetzung oder Nichtversetzung der Schüler in die höhere Classe viel bedeuten. —

Die Pflege der unvorbereiteten Lectüre ist aber nicht allein durch diese Schlussprüfungen geboten. Indem sie eine selbständigere Thätigkeit, Raschheit und Gewandtheit im Überblicken der Construction und in der Ableitung der Vocabeln aus dem Zusammenhange, der Grundbedeutung oder Etymologie fördert, kommt sie auch einem rascheren Fortgange in der regelmäßigen Lectüre zustatten.

Sie bringt dem Schüler jene Fähigkeiten bei, welche jede Lectüre voraussetzen muss, wenn sie dem Lesenden Genuss bereiten, Interesse für die Sache wecken und Freude an der Arbeit erregen soll. Und dies bildet wieder die Grundlage zu einer gedeihlichen Pflege der Privatlectüre. —

Die extemporierte Lectüre ist aber auch vom pädagogischen Standpunkte aus hoch anzuschlagen. Beobachtungssinn und energische, rasche Gedankenconcentration, Geistesgegenwart und Schnelligkeit der Auffassung, welche von den Kritikern der jetzigen Gymnasialbildung an unserer Jugend arg vermisst werden, werden hier in dem Maße gepflegt, wie es — wenn es auch keine Sondereigenthümlichkeit dieser Übungen ist — bei keiner anderen Übung besser gepflegt werden kann.

Und wenn dem classischen Unterrichte auch Unredlichkeit und Unwahrheit — jene strengen Beurtheiler desselben sagen „Charakter-

losigkeit" — der Jugend zur Schuld gelegt wird, so wird auch diesem Übel durch die unvorbereitete Lectüre gesteuert. „In redlicher Arbeit das Richtige zu finden und das Rechte zu thun", wie O. Jäger sagt, gewöhnt sich der Schüler, wenn er durch ausreichende Übungen tüchtig vorbereitet ist und sich auf eigenen Füßen fortbewegen kann. Selbstständiges, wirkliches Können erzeugt Selbstvertrauen und behütet den Schüler davor, jene Schleichwege zu gehen, die seinem Charakter wirklich nur Unheil zu bringen vermögen.

Die extemporierte Lectüre erprobt die gewonnene Kraft des Schülers; dem Lehrer selbst bietet sie die beste Gelegenheit, sich von der Leistungsfähigkeit desselben, von seinen Anlagen zu überzeugen. Es geschieht noch vor den üblichen Schlussprüfungen, es kann noch nachgeholfen und Verschiedenes verbessert werden. Und dies ist von umso größerer Bedeutung, da jene oben hervorgehobene Ungleichmäßigkeit in der Beurtheilung der Schüler auf diese Weise aufgehoben werden kann und die redliche Arbeit eines gewissenhaften Schülers keinen Nachtheil erleidet. Die erste Bedingung einer gedeihlichen Erziehung, Vertrauen zwischen Lehrer und Schüler, bleibt gewahrt.

Die Vorzüge der extemporierten Lectüre lassen sich auf diese Weise nicht in Abrede stellen. Die einzige Gefahr, dass sie zur Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit verführt und dass die stark geschmälerte Unterrichtszeit durch dieselbe noch eine weitere Zersplitterung erfahre, wird durch die Methode leicht beseitigt.

II.

Ihrer ursprünglichen Bedeutung gemäß gehört zur extemporierten Lectüre auch jede Fortsetzung der bei Beginn der Schullectüre angeordneten Einführung in den betreffenden Schulautor. Der einzige Unterschied liegt darin, dass der Schüler theilweise die Rolle des Lehrers übernimmt. Er liest vor — es ist das erste mechanische Lesen — und bearbeitet den ihm vorgelegten Text so, wie er es zuhause zu thun gewohnt ist.

Die extemporierte Lectüre ist hier dem Lehrer ein Prüfstein, ob und inwieferne die Schüler seiner Anleitung gefolgt sind und die zur selbständigen Präparation nöthige Fertigkeit erlangt haben. Sie ist auch ein Steuer für die häusliche Präparation des Schülers und bietet ihm die Gelegenheit, das ganze Verfahren in seinem Gedächtnisse aufzufrischen und sich daran dauernd zu gewöhnen. In diesem Falle gehören hieher hauptsächlich Übungen im Analysieren und Construieren.

Die Schüler sollen jedoch mit der Zeit dahin gebracht werden, dass sie die äußere Form eines Satzcomplexes auch ohne herkömmliches Analysieren, gleich beim ersten oder zweiten Lesen überblicken und den Gedankengang verfolgen können. Das Analysieren geschieht gleichzeitig mit dem Lesen, die geistigen Kräfte des Schülers sind hauptsächlich auf den im Satze enthaltenen Gedanken gerichtet. Das mechanische Lesen soll zum sinngemäßen werden.

Auch dies braucht Übung und fällt bei einzelnen Autoren, wie wir unten sehen werden, mit dem Verfahren der genannten Einführung zusammen.

Die Erfahrung lehrt uns nämlich, dass die Schüler sehr gerne dazu neigen, auch dann, wenn sie über die Schwierigkeiten des ersten mechanischen Lesens hinaus sind, bloß Buchstaben zu lesen, ohne an den Inhalt zu denken. So lange dies der Fall ist, muss der Lehrer auch hier selbst vorlesen, damit die Schüler den Gedanken frei verfolgen können. Bei der Einführung geschieht es immer.

Er liest mit besonderer Hervorhebung einzelner Satztheile, welche als Stützen des Ganzen dienen, so, wie es beim sinngemäßen Lesen auch unwillkürlich von selbst zustande kommt. Der Zusammenhang leuchtet dadurch manchmal schon beim ersten Lesen ein. Durch kurze Zwischenfragen kann jedoch der Lehrer, in der Regel erst beim zweiten Lesen, die Aufmerksamkeit der Schüler auf Einzelheiten besonders lenken und sie im Verfolgen des Gedankenzusammenhanges unterstützen.

Die Schüler werden angeleitet, ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich auf das Verbum als Träger des ganzen Gedankens zu richten und in einem Conjunctionalsatze auch die betreffende Conjunction zu beachten. Bei besonderen Satzconstructionen, z. B. bei einem Verbum sentiendi oder dicendi im Lateinischen werden die Hauptbestandtheile der Construction, also hier der Infinitiv und Accusativ, bei einer längeren Periode namentlich die correlativen Pronomina und Conjunctionen, wie cum — tum, ὥσπερ — οὕτως usw. ins Auge gefasst.

Durch eine einfache Frage wie: „Wo endet der Satz?“ oder „Wo ist die Fortsetzung des Satzes?“ wird auch ein größerer Satzcomplex zur klaren Anschauung gebracht. Denselben Zweck verfolgen auch Fragen, mit welchen der durch ein demonstratives oder relatives Pronomen vertretene Begriff beleuchtet oder das Subject, wenn es in der Fortsetzung eines Gedankens fehlt, in Erinnerung gebracht wird, usw.

Genaue Kenntnis der betreffenden Wortformen wird selbstverständlich vorausgesetzt; sonst müssen sie herausgehoben und erklärt werden.

Unbekannte Wörter werden entweder einfach angegeben oder aus der Grundbedeutung, wenn sie bekannt ist, und vom etymologischen Standpunkte ermittelt.

Der richtige Sinn des Wortes kommt aber auch oft durch wiederholtes zusammenhängendes Lesen des ganzen Abschrittes heraus. Das bewirkt die seelische Thätigkeit der Apperception, welche im Zusammenhange der Rede, wie Rothfuchs sagt,[1]) das Nicht- oder Halbverstandene mit dem Verstandenen verknüpft, das Falsche, Halbrichtige, Lückenhafte beleuchtet, das Fehlende sucht und findet. Darum sollen die Schüler daran gewöhnt werden, auch bei der häuslichen Präparation nicht bei dem Anstößigen, Nichtverstandenen stehen zu bleiben und darüber zu grübeln, sondern zuerst auf dem Verstandenen festen Fuß zu fassen.

[1]) „Bekenntnisse“, S. 53.

Dieses verbreitet dann oft auch über das Dunkle so viel Licht, dass sich von selbst aufklärt und in den Zusammenhang leicht hineinfügt.

Auf diese Weise wird jene Totalauffassung der Stelle herb geführt, welche dem Schüler ein klares Verständnis derselben verscha und als Grundlage einer richtigen Inhaltsangabe und der darauf folge den Übersetzung anzusehen ist.[2]) —

Mit der Zeit muss aber auch hier der Schüler selbständig werd Er muss, wenn auch noch immer unter der Leitung des Lehre selbst lesen und verstehen lernen.

Nach der Betonung einzelner Satztheile erkennt der Lehrer glei beim ersten Lesen, ob der Schüler bloß aufs Lesen oder auch schon a den Inhalt seine Aufmerksamkeit richtet. Wenn dies nicht der Fall i so genügt oft eine einfache Frage, wie z. B „Welches Wort ist hier betonen?" oder „Mit welchem Worte ist das oder jenes Wort zu v binden?", um den ganzen Denkapparat des Schülers in richtige Bahn zu lenken.

Sonst bleibt auch hier das methodische Verfahren dasselbe w früher. Selten wird es, namentlich im Anfange, zutreffen, dass sich na dem ersten Lesen noch das zweite oder dritte als nicht nothwend erwiese.

Den Zeitpunkt dieser Stufe der extemporierten Lectüre zu l stimmen, ist schwer. Es richtet sich nach den Fortschritten der Schül aber auch die Stilart des Schriftstellers fällt hier ins Gewicht. I Sallustius kann z. B. diese Art Übung früher eintreten, die Livius- od Tacituslectüre erfordert wieder eine längere Vorbereitung, und bei Ver oder Horaz kommt es auch auf das mechanische Lesen ihrer gebunden Rede viel an, welches ebensogut durch das Extemporieren geförd und geübt wird. —

---

[1]) Darum wird auch bei den schriftlichen Arbeiten beiderlei A (Hinüber- und Herübersetzen) von manchen Lehrern nicht geduld dass sofort mit der Reinschrift begonnen werde. Erst der Überblick d Ganzen verhilft dazu, die Bedeutung und Beziehung einzelner Wor richtig zu verstehen. Vgl. Gloël a. a. O. 43.

[2]) Diese Reihenfolge wird auch beim Prüfen der Präparation en pfohlen, damit die Schüler sehen, welchen Wert der Lehrer auf das Ve ständnis und die Wiedergabe des Inhalts legt. Und mit Recht. Es i bekannt, dass es die Schüler gerne versäumen, sich auch den Gedanke gang zurechtzulegen. Sie begnügen sich lediglich mit der Übe setzung, und diese Übersetzung ist gerade nicht immer „die beste E klärung". Vgl. auch Münch a. a. O. 55 und M. Walter, „Der französisch Classenunterricht", Marburg 1888, 25.

Theilweise verändert ist das Verfahren, welches J. Kraßnig a a. C 101 erwähnt. Es stimmt mit Dettweiler, S. 93 u. 94 überein. Bei geschlo senen Büchern legt der Lehrer zuerst die wichtigsten Gedanken ohn Hinweis auf den vorliegenden Text in möglichst unabhängigen Sätze den Schülern vor; erst nach dieser Einführung in den Inhalt der in Texte vorkommenden Ausdrücke wird in der oben angedeuteten Weis fortgefahren.

Die letzte Stufe dieser Übungen ist endlich die, wo der Schüler sich selbst überlassen ist. Diese Art extemporierter Lectüre kommt schon gleich oder wenigstens nahe der Maturitätsprüfung und dem selbständigen Lesen des fremdsprachlichen Textes außer der Schulzeit

Ihre Behandlung in der Schule gestaltet sich den gegebenen Verhältnissen gemäß folgendermaßen. Der dazu gewählte Text wird entweder allen Schülern vorgelegt oder portionenweise an einzelne Gruppen von Schülern vertheilt [1]). Nach einer bestimmten Zeit werden die Schüler aufgefordert, wer fertig ist, sich zu melden. Schon darnach erkennt der Lehrer die Leistungsfähigkeit der Schüler; um jedoch auch die mittleren und schwächeren Schüler aufzumuntern, wird er noch warten und erst später zuerst diejenigen, welche sich noch nicht gemeldet haben, aufrufen und die einzelnen ihnen unklar gebliebenen Stellen mit Hilfe der übrigen Schüler erklären. Das weitere Verfahren bleibt demjenigen bei der regelmäßigen Lectüre gleich. Den Schluss bildet auch hier die Feststellung einer sowohl der Stelle als auch der Muttersprache entsprechenden Übersetzung.

Auf diese Weise ist auch bei der extemporierten Lectüre jede Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit ausgeschlossen. Durch die Wiederholung in der künftigen Stunde wird der durchgenommene Stoff weiter befestigt. Wenn das Extempore-Gelesene mit der regelmäßigen Lectüre im unmittelbaren Zusammenhang steht, kann daran gleich der für diese Stunde präparierte Abschnitt angeschlossen werden. —

Damit sind wir zur Frage über den zu extemporierenden Stoff gelangt. Ansichten darüber gibt es verschiedene. Die einen wollen dazu eigene, schon früher gelesenen Autoren entnommene Texte benützen, die anderen bringen die unvorbereitete Lectüre mit der regelmäßigen in Zusammenhang, indem sie dazu einen später zu lesenden oder auch einen übergangenen Abschnitt wählen.

Unseren Verhältnissen gemäß kann die unvorbereitete Lectüre in den classischen Sprachen — außer vielleicht in der höchsten Classe — nur im Anschlusse an den zuletzt gelesenen Abschnitt der regelmäßigen Lectüre betrieben werden, damit diese keinen Abbruch erleide. In Deutschland sind dafür eigene, regelmäßig wiederkehrende Stunden bestimmt, und es kann darum auch ein anderer Stoff dafür gewählt werden; dort ist aber auch die Gesammtzahl der für den classischen Unterricht angesetzten Stunden eine weit höhere.

In der höchsten Classe möchte ich aber auch bei uns wegen der heranrückenden Maturitätsprüfung den übrigen früher gelesenen Autoren größeren Antheil an dieser Übung gönnen. Die Zeit dazu könnte, namentlich im Griechischen, die Grammatikstunde abgeben; im Lateinischen von Zeit zu Zeit, regelmäßig erst nach der schriftlichen Maturitätsprüfung, da diese Stunde vor der Maturitätsprüfung für die Übersetzungsübungen aus der Muttersprache unerlässlich ist.

[1]) So schlägt es auch Dettweiler S. 179 vor.

Im ersten Falle liegt nur die Gefahr nahe, dass sich die Schüler nachdem sie mit der Zeit die darin zutagetretende Gepflogenheit des Lehrers herausgefunden haben, auf den zu extemporierenden Abschnitt vorbereiten könnten. Dies lässt sich aber dadurch verhindern, dass auf die dafür gewählte Stunde die Wiederholung eines größeren, früher gelesenen Abschnittes aufgegeben wird. Es kann auch ein solcher Tag gewählt werden, auf welchen sich gewöhnlich mehr Arbeit häuft und es an Zeit mangelt, sich weiter vorzubereiten[1]. Übrigens ist Wohlwollen und Geduld seitens des Lehrers die beste Gewähr dagegen. Das Nichtgelungene darf nicht gleich zurückgewiesen werden. Nur dadurch wird das Vertrauen des Schülers geweckt, und er selbst vor jedem unlauteren Sichhervorthunwollen ferngehalten. —

Weit besser ließen sich die schriftlichen Extemporierarbeiten gestalten, sowohl in Bezug auf den Stoff als auch die dazu verwendbare Zeit, wenn die zu Ende des Semesters angeordneten Übersetzungen in die Unterrichtssprache eine Erweiterung erführen. In Deutschland, wo im Lateinischen von IV.— II. B jede Woche, von II. A — I. alle 14 Tage eine kurze Übersetzung ins Lateinische angesetzt ist, werden alle sechs Wochen auch Übertragungen ins Deutsche als Classenarbeiten betrieben. Im Griechischen fallen jene Arbeiten in II. A n. ff. gänzlich weg; an ihre Stelle treten solche aus dem Griechischen ins Deutsche.

Sonst bliebe das Verfahren bei den schriftlichen Arbeiten dasselbe wie bei den mündlichen Übungen letzter Stufe. Die Benützung des Wörterbuches wäre dabei ebensowie bei den Versetzungsarbeiten ausgeschlossen[2]. —

In welcher Classe die schriftlichen Übersetzungen beginnen sollten, ist eine andere Frage. Auch über diese Frage gibt es verschiedene Ansichten.

---

[1]) Der erste Berichterstatter der 50. Directorenversammlung über die Frage „Wie ist das Latein in O II. und I. am Gymnasium zu betreiben" (1896, S. 92) spricht die Ansicht aus, dass die Länge der Abschnitte zur Vorbereitung so bemessen sein soll, dass nach ihrer Erledigung noch Zeit bleibt, etwa ebensoviel zu extemporieren.

Der erste Berichterstatter der 46. Directorenversammlung (1895, „Behandlung der Dichterlectüre, Prosalectüre und sprachliche Schulung des Lateinischen auf der Oberstufe des Gymnasiums" S. 194) schlägt dafür mehrere Stunden vor — wenn die Lectüre an eine Stelle gelangt, die einen Ruhepunkt bietet — an denen den Schülern stündlich ein neues, nicht vorauszusehendes Pensum vorgelegt wird. Empfehlenswert scheint ihm aber, den Stoff der laufenden Classenlectüre zu entnehmen. Wird z. B. die Germania gelesen, so lässt sich, während der erste Theil (1—27) die stehende Classenlectüre bildet, der zweite abschnittweise zur extemporierenden Übersetzung verwenden. Bei uns wird gewöhnlich nur der erste Theil gelesen.

[2]) Die Benützung der Wörterbücher sollte auch bei den Maturitätsarbeiten nicht gestattet sein. Bei unseren Wörterbüchern, in welchen die Schüler, namentlich für Homer oder Herodot, ganze Sätze übersetzt finden, erscheinen diese Arbeiten wie eine Verhöhnung der ernsten Maturitätsprüfung.

Unseren Verordnungen gemäß, durch welche die genannten Schluss-
rbeiten aus den betreffenden Schriftstellern zu Ende jedes Semesters
chon in V. angeordnet werden, wären sie auch schon in dieser Classe
s pflegen. Im Griechischen scheint es mir aber überhaupt verfrüht zu
ein. Ich möchte für diese Sprache erst VI. oder höchstens das zweite
emester der V. bestimmen, und zwar so, dass der Stoff dazu vorwiegend
enophon, im zweiten Semester der VI. Homer, im ersten Semester
er VII. Herodot, im zweiten Demosthenes entnommen werden könnte.

Im Lateinischen möchte ich Livius und Ovidius ebenso erst der
I. zuweisen; der erstere bereitet ja den Schülern auch später noch
chwierigkeiten genug. In V. könnte der Stoff Caesar, theilweise im
weiten Semester auch Ovidius entnommen werden.

In VIII. dürfte man schon soviel auf die Leistungsfähigkeit der
chüler rechnen, dass außer den übrigen Schulautoren nach einiger Zeit
uch der gleichzeitig gelesene Schulautor herangezogen werden könnte.

Damit soll zugleich angedeutet sein, dass auch hier die münd-
ichen Übungen den schriftlichen Arbeiten vorangehen müssen. Bei dieser
ommt eben die extemporierte Lectüre mehr schon als Prüfstein und
rst in zweiter Reihe als Übung zur Geltung.

In den **m o d e r n e n** Sprachen liegen jene Schwierigkeiten in Bezug
uf den Stoff und die dazu verwendbare Zeit nicht vor. —

Die Schüler hegen für die hier geschilderte Arbeit das regste
Interesse. Es wird von allen, welche sich damit beschäftigt haben, be-
stätigt. Der Löwenantheil fällt aber dem Lehrer zu. Er ist zuerst der
Leiter dieser Übungen, dann der Rathgeber und wohlwollender Beurtheiler
derselben. Und dieses wohlwollende Beurtheilen scheint mir bei der
extemporierten Lectüre besonders wichtig zu sein.

Es gibt eben Unterschiede in den Kenntnissen der Schüler, aber
auch in ihren Naturen. Die einen sind couragierter, energischer, rascher
in Auffassung und Ausdruck, die anderen sind schon von Hause aus
schüchtern und zaghaft und brauchen mehr Zeit und mehr Anregung,
eine Leistung zustande zu bringen.

Diese beiden Kategorien muss der Lehrer stets im Auge behalten,
durch öfteres Heranziehen, durch öftere Aufmunterung auch die Zag-
hafteren und Schwächeren heben und sie für die Arbeit zu gewinnen
trachten. Namentlich muss er sich aber vor vorschnellem Aburtheilen
hüten. Die Schüler sollen durch diese Übungen nicht nur eine gewisse
Praxis erlangen, sie sollen auch Gefallen und Interesse an der Lectüre
finden und sie auch ins praktische Leben übertragen.

Dann wird die Schule auch vorwiegend eine Lehranstalt, nicht aber
eine Prüfungsanstalt sein, und ersteres ist doch wohl ihr Hauptzweck.

Prag-Königl. Weinberge. Ant. Setunský.

Dr. Erwin **Rausch.** Geschichte der Pädagogik und des gelehrten Unterrichtes im Abrisse dargestellt. Leipzig, 1900, H. Böhme. 8°. IV u. 169 SS. Preis Mk. 2·40.

Der Verf. erklärt im Vorwort, dass er den Studierenden und Candidaten des höheren Schulamtes, der Theologie und Philosophie, das Wichtigste aus der Geschichte der Pädagogik in kurzer und klarer Fassung besonders zur Vorbereitung für das Examen bieten wolle. Die Aufzählung der benützten Werke, der wir in der Einleitung begegnen, verräth gründliche Kenntnis der einschlägigen Literatur. Als Hauptführer dienten Paulsens bekannte „Geschichte des gelehrten Unterrichtes in Deutschland (1896)“ und Th. Zieglers „Geschichte der Pädagogik (1895)“, die in Baumeisters Handbuch erschien. Dieses Werk wird als das vorzüglichste Handbuch zur Einführung in die Geschichte der Pädagogik bezeichnet.

Die Darstellung beginnt mit Karl dem Großen, der vorhergehenden Zeit ist kaum eine Seite gewidmet. Das ganze Mittelalter wird auf 11 Seiten (S. 5—16) abgehandelt. Mit der Renaissance setzt eine ausführlichere Schilderung ein, in der die wichtigeren Erscheinungen zu entsprechender Geltung kommen. Allerdings ist auch in diesem Abschnitte fast nur auf deutsche Verhältnisse Rücksicht genommen. Frankreich, England und Italien werden kaum berücksichtigt. Freilich theilt Rausch diesen Fehler mit den meisten deutschen Geschichtsdarstellungen der Pädagogik. Wenn man aber von diesem Fehler absieht, so dürfte dieser Theil im großen und ganzen das vom Verf. gesteckte Ziel erreichen. Doch das völlige Übergehen des Alterthums und die so stiefmütterliche Behandlung des Mittelalters müsste selbst in einem für Candidaten des Volksschullehramtes geschriebenen Buche dem schärfsten Tadel begegnen. Um wie viel energischer muss dieser bei einem auf akademisch gebildete Leser berechneten Abriss ausfallen! Das Fehlen jeglichen gelehrten Apparates dürfte mit Rücksicht auf den gedachten Leserkreis auch kaum auf allseitige Billigung rechnen. In dieser Hinsicht würde Ref. dem Verf. bei einer wohl bald erscheinenden neuen Auflage rathen, sich in der Anlage mehr an die beiden von ihm nicht genannten Werke: Dr. F. Tetzner, Geschichte der deutschen Bildung und Jugenderziehung von der Urzeit bis zur Errichtung von Stadtschulen (Geitersloch 1897) und besonders Dr. M. Kappes, Lehrbuch der Geschichte der Pädagogik. Erster Band. Alterthum und Mittelalter (Münster i. W. 1898) anzuschließen. Ref. gieng auf die Mängel deshalb näher ein, weil er glaubt, dass Studenten von diesem Buche in verbesserter Auflage einen größeren Nutzen haben werden als von der vielgerühmten „Geschichte des deutschen Schulwesens“, die C. Nohle in Reins encyklopädischem Handbuch der Pädagogik Bd. II, 2. Hälfte S. 693—747 veröffentlicht hat.

Noch ist der wundeste Punkt zu besprechen. Als Ref. vor einigen Jahren Zieglers Geschichte der Pädagogik in der Allgemeinen Zeitung anzeigte, wies er mit Befremden auf die völlige Ignorierung Österreichs hin. Und in diesem Auszuge macht sich dieser Übelstand natürlich nur noch fühlbarer. Unserem Schulwesen ist genau

eine Seite gewidmet, die nur der von Bonitz geschaffenen Gymnasialreform gilt. Und man lese nur S. 153 deren Kritik: „So jagte man in Österreich dem Ideal der 'allseitigen Bildung' nach, während man in Preußen seit 1840 sich bemühte, aus dieser Allseitigkeit wieder herauszukommen. Die Erfolge waren genau wie seinerzeit in Preußen, Überbürdung der Schüler und mangelhafte Ergebnisse, deshalb erwachte ein starker Widerspruch, der jedoch erfolglos blieb". Woher mag Rausch diese Kenntnisse besitzen?

Allerdings muss man zugeben, dass uns Österreichern selbst ein gut Theil der Schuld trifft. Denn wir stellen bekanntlich gerne unser eigenes Licht unter den Scheffel. Und so erklärt es sich, dass wir noch über keine zusammenfassende übersichtliche Geschichte unseres Schulwesens verfügen, wenn wir von dem Ficker-Wolf'schen Artikel „Österreich" in Schmids Encyklopädie (1882) absehen. Allerdings verfügen wir über eine große Zahl von Einzeluntersuchungen, die aber noch lange nicht ausreichen. Deshalb muss aber vor allem die österreichische Gruppe der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte unterstützt werden, deren Aufgabe es ist, diesem Mangel so viel als möglich abzuhelfen. Die slavischen Stämme der Monarchie, besonders die Čechen, haben vor den Deutschen in dieser Hinsicht einen Vorsprung. Viel Gutes könnten auch Vorlesungen über Geschichte des Schulwesens an unseren Hochschulen wirken, die nachhaltiges Interesse für diesen Zweig der Forschung erwecken könnten. Ref. hat im letzten Jahresberichte unserer Gruppe den Nachweis geliefert, wie sehr diese Disciplin an unseren Universitäten mit Unrecht vernachlässigt wird. Doch dies gehört zu dem heute viel erörterten Capitel über die ordentliche Professur der Pädagogik, worüber Rethwisch in der Einleitung seines letzten Jahresberichtes (Berlin 1899), S. 15 so beherzigenswerte Worte gesprochen hat.

Der Verf. mag aus dieser längeren Recension das große Interesse ermessen, das Ref. diesem Buche entgegengebracht hat. Er wünscht, dass bald eine verbesserte zweite Auflage erscheine, die hoffentlich auch ein Namensverzeichnis enthalten wird.

Wien. Dr. K. Wotke.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Thätigkeitsbericht der „Mittelschule in Wien" im Vereinsjahre 1899/1900.

Um das weitere Interesse der Mittelschullehrer Niederösterreichs an der Thätigkeit der Wiener Mittelschule zu beleben und zur Unterstützung der Bestrebungen derselben anzuregen, wird die Vereinsleitung an dieser Stelle mit gütiger Einwilligung der Redaction der „Gymnasial-Zeitschrift" von Zeit zu Zeit einen kurzen Rechenschaftsbericht bringen.

In dem soeben ablaufenden Vereinsjahre fanden bisher sechs Versammlungsabende statt, an denen theils wissenschaftliche Vorträge gehalten wurden, theils pädagogische und didaktische Themen zur Erörterung gelangten. So war es gewiss nicht bloß für die betreffenden Fachkreise, sondern auch vom allgemeinen Standpunkt der Schule von großem Interesse, dass die neuen Lehrpläne für Mathematik und Physik am Obergymnasium an zwei Abenden einer Discussion unterzogen wurden, an der sich auf Grund eines von Prof. v. Alth erstatteten Referates Professoren der Universität, Technik und Mittelschule sowie die anwesenden Vertreter der Unterrichtsbehörde, Hofrath Dr. Huemer und Landesschulinspector Dr. Maurer betheiligten. Die rege Gestaltung der Discussion trug nicht wenig dazu bei, mehrfache Bedenken über die Kürzung und Vertheilung des Lehrstoffes sowie über die Herabminderung der Zahl der schriftlichen Arbeiten zu zerstreuen. Schließlich wurde das Erscheinen des neuen Lehrplanes mit Befriedigung zur Kenntnis genommen. Ein möglichst eingehender Bericht wird hierüber in einem der nächsten Hefte der Vereinsmittheilungen erscheinen.

Die wissenschaftlichen Vorträge standen in innigem Zusammenhang mit der Schule und boten in allgemein pädagogischer Hinsicht wie in fachwissenschaftlicher Beziehung mannigfache und hohe Anregung. So erstattete Prof. Dr. Kauer am 25. November einen fesselnden Bericht über die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Bremen, Prof. Dr. Wotke hielt am 9. December einen Vortrag über Herbart, Pestalozzi und ihre neuesten Kritiker (Natorp, Sallwürk, Willmann), Univers.-Prof. Dr. Reisch am 17. Februar einen Vortrag über Gräbercult und Grabdenkmäler in Attika unter Vorführung von Skioptikonbildern.

Außerdem wurde in Erfüllung der geziemenden Pietät zwei verstorbenen Mitgliedern des Vereines, die sich um Schule und Wissenschaft in hervorragender Weise verdient gemacht hatten, ein besonderer Nach-

auf gehalten, und zwar dem verstorbenen Landesschulinspector Dr. Josef Krist vom Obmanne des Vereines, dem verstorbenen Prof. Dr. Philipp Paulitschke von Prof. Dr. Jerusalem.

Indem die Vereinsleitung diesen Bericht mit dem Ausdruck des besten Dankes für die verhältnismäßig zahlreiche Betheiligung an den Versammlungsabenden schließt, richtet sie an alle Collegen die innige Bitte, die uneigennützigen, den Gesammtinteressen des Mittelschullehrerstandes dienenden Bestrebungen des Vereines nach Kräften unterstützen zu wollen.

Wien. Dir. Leopold Eysert.

Literarische Miscellen.

Billeter G., Geschichte des Zinsfußes im griechisch-römi- Alterthum bis auf Justinian. Leipzig, Teubner 1898, gr.-8°. XII u. 381 SS.

Das Buch ist auf einer sehr sorgfältigen Sammlung des vorhandenen Materiales aufgebaut und behandelt die einschlägigen Fragen in einsichtsvoller Weise. Der Begriff Zins ist im strengen Sinne des Wortes gefasst, daher ist Pacht und Miethe ausgeschlossen. Vielleicht wird der Verf., was sehr wünschenswert wäre, diese bei einer neuen Auflage berücksichtigen und so das Werk ergänzen. Eine neue Auflage wird ja bei der so reichlich zuströmenden Papyrusliteratur gewiss nothwendig werden. Auffallend ist es, dass der Verf. bei den Umständen, welche eine Steigerung des Zinsfußes herbeiführten, nicht der politischen Verhältnisse, namentlich der Kriegsnöthen gedenkt. Dafür liegen doch so viele Zeugnisse aus dem Alterthum vor und dann sprechen ja dafür auch die Erfahrungen, welche man in der neueren Zeit gemacht hat. Für den Philologen wird das Buch besonders bei der Lectüre der attischen Redner von großem Werte sein.

J. Nelson, Heinrich Schliemann und seine homerische Welt (Biographische Volksbücher. Nr. 74—77). Mit 20 Abbild. Leipzig, Voigtländer 1900, kl.-8°, 125 SS.

Der kundige Verf. gibt ein sehr anziehendes Lebensbild des berühmten, um die Alterthumswissenschaft so hoch verdienten Mannes. Schliemann bietet aber auch dem Biographen einen höchst dankbaren Stoff. Ein scharf ausgeprägter Charakter von einer geradezu außerordentlichen Festigkeit und Beharrlichkeit, vereinigte er in sich den großen Scharfsinn und die rege Betriebsamkeit eines Kaufmannes mit der glühenden Begeisterung und dem grenzenlosen Opfermuthe des Forschers. Das Büchlein gibt aber auch eine eingehende Würdigung der schriftstellerischen Arbeiten Schliemanns auf Grund der competentesten Gewährsmänner. Das was er über diese Funde in Troia und Mykene erörtert, ist auch für weitere Kreise sehr belehrend und führt ganz zweckmäßig in das Studium der einschlägigen Fragen ein. Wir empfehlen das Büchlein zur Anschaffung für die Schülerbibliotheken auf das Wärmste.

Wereschtschagin A. W., Skobelew im Türkenkriege und vor Geok-Tepe. Deutsche Ausgabe von A. v. Drygalski. Mit Porträts. Berlin, Räde 1399, 8°, 184 SS, Preis Mk. 2 50, geb Mk 3.

Der Verf., ein höherer russischer Officier und Bruder des berühmten Malers gleichen Namens, durch sein Buch „In der Heimat und im Kriege" vortheilhaft bekannt, gibt hier ein treues anschauliches Bild der im Titel bezeichneten Ereignisse, die er selbst gesehen hat. Wie sein Bruder ein leidenschaftlicher Verehrer Skobelews, geht er doch in seiner Darstellung nicht über die Grenzen der Wahrheit hinaus, sondern gibt in naiver Weise die Eindrücke wieder, die er empfangen hat, so dass jedermann sich von dem originellen Mann eine richtige Vorstellung machen kann. Das Buch wird nicht bloß für weitere Kreise eine anziehende Lectüre bilden, sondern auch dem Historiker und mit Rücksicht auf die Schilderungen von Land und Leuten in Bulgarien, Macedonien, Centralasien dem Geographen und Ethnologen manches Wertvolle bieten.

Verlagskatalog der Weidmann'schen Buchhandlung in Berlin. 1. Jänner 1900, gr.-8°. 259 SS.

Die rühmlich bekannte Weidmann'sche Verlagshandlung hat eben einen sehr schön ausgestatteten und auch hübsch eingebundenen Katalog der in ihrem Verlage erschienenen Werke versandt. Schon aus dem Umfange des Buches ersieht man, wie reich dieser Verlag ist und ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis zeigt, auf wie viele Gebiete der Wissenschaft er sich erstreckt. Die Hauptmasse bildet selbstverständlich die classische Philologie und Alterthumswissenschaft. Die Bücher sind in alphabetischer Reihenfolge angeführt. daran schließt sich eine wissenschaftliche Übersicht, in welcher sie nach den Fächern des Wissens geordnet erscheinen. Vorangeht eine Geschichte der Weidmannschen Buchhandlung von Moriz Georg Weidmann d. Ä. (1658—1693) an, der das Verlagsgeschäft in Leipzig begründete und der Firma den Namen gab, bis zum Ankauf des Verlages durch Georg Andreas Reimer (1822), der Vereinigung mit der von diesem in Berlin begründeten Handlung und der Theilung 1853 in die beiden Verlagsgeschäfte Weidmann (Berlin) und Hirzel (Leipzig). Der interessante Aufsatz bietet ein Stück deutscher Culturgeschichte und hat noch dadurch ein besonderes Interesse, dass er über die Beziehungen zwischen vielen berühmten Schriftstellern und der Verlagshandlung Aufschluss gibt.

Soeben ist der 13. Jahrgang des „Jahrbuches des höheren Unterrichtswesens in Österreich", bearbeitet von J. Neubauer und J. Diviš, (Wien und Prag, F. Tempsky, gebunden 8 Kr.) erschienen. Dieses bekannte unentbehrliche Handbuch ist in der neuen Anflage sorgfältig revidiert worden. Zu bedauern ist, dass einige Lehranstalten, es sind allerdings nur wenige und meist nicht staatliche, noch immer nicht dem Ersuchen der Redaction um Mittheilung der nöthigen Daten entsprochen haben. Es ist ja nicht bloß im allgemeinen, sondern auch in ihrem eigenen Interesse sehr wünschenswert, wenn sie für die Vollständigkeit des Buches Sorge tragen. Mittheilungen betreffs der Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten sind an Director Dr. J. Diviš und hinsichtlich der gewerblichen Fachschulen und der bedeutenderen Erziehungsanstalten an Prof. J. Neubauer in Elbogen zu richten.

Vietor Wilhelm, Wissenschaft und Praxis in der neueren Philologie. Marburg. Elvert'sche Verlagsbuchhandlung. 1899. 8°. 20 SS.

Dies ist der Abdruck einer Rede, welche der Verf. gelegentlich der Feier des Geburtstages des deutschen Kaisers an der Universität Marburg gehalten hat. Der Vortragende knüpft an die hekannten stürmischen Verhandlungen des fünften allgemeinen deutschen Neuphilologentages im Jahre 1892 an. Wätzoldt stellte damals die These auf, dass der Schulunterricht in den lebenden Sprachen die unmittelbare Aufgabe habe, den Schüler zu hefähigen, gesprochenes Französisch und Englisch schnell und sicher aufzufassen und die fremde Sprache in den einfachen Formen des täglichen Verkehrs mündlich und schriftlich ohne Zwang zu gebrauchen, und dass es seine mittelbare Aufgabe sei, dem Schüler das Verständnis für die geistige und materielle Cultur der beiden fremden Völker zu erschließen. Den veränderten Aufgaben des Schulunterrichtes entsprechend verlangte Wätzold eine unveränderte Vorbildung der Lehrer. Vietor geht nun auf diese letzte Forderung an, weist ihre Berechtigung nach und kommt zu dem Schlusse, dass der Schwerpunkt im Universitätsunterrichte der fremden Sprachen in die wissenschaftliche Behandlung des Neufranzösischen, hezw. Neuenglischen zu verlegen sei.

Wir sind der Meinung, dass der um den Unterricht in den neueren Sprachen so hochverdiente Mann auch diesmal das Richtige getroffen hat. Ohne Zweifel muss der Lehrer der neueren Sprachen an einer höheren Schule, wenn anders er seiner Aufgabe voll gerecht werden soll, drei Bedingungen erfüllen: er muss genügende Kenntnis der älteren Sprachperioden, Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der modernen Umgangssprache und wissenschaftliches Verständnis der jetzigen Sprache und des Volksthums hesitzen. Wenn er nur Altfranzösisch und Altenglisch kann, wie dies früher nicht selten vorkam, so wird er seiner Aufgahe nicht gerecht werden, ehensowenig, wenn er nichts kann als parlieren. Erst die Erfüllung der letzten Bedingung macht ihn zu dem, was er sein soll, zum modernen Philologen.

Wien. Dr. A. Würzner.

Sammlung Göschen: Astrophysik, die Beschaffenheit der Himmelskörper. Von Dr. Walter F. Wislicenus, a. o. Professor der Astronomie an der Universität Straßburg. Mit 11 Abbildungen Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshuchhandlung 1899, kl.-8°. 152 SS. Preis cart. 80 Pf.

Das vorliegende Bändchen der rühmlichst hekannten Göschen'schen Sammlung populär-wissenschaftlicher Werke enthält eine Darstellung der Astrophysik, d. i. der Lehre über die Beschaffenheit der Himmelskörper, als des jüngsten Zweiges der Astronomie und bildet gewissermaßen eine Fortsetzung der in derselhen Sammlung erschienenen „Astronomie" von Möbius, auf welche auch vielfach in dem Werke verwiesen wird. Die überaus schwierige Aufgahe, einen so reichhaltigen Stoff auf den knapp bemessenen Raum von 150 kl.-8°.-Seiten zusammenzudrängen und dabei doch ihn übersichtlich zu gruppieren, gemeinverständlich darzustellen und nichts Wesentliches zu übersehen, ist dem Verf. in höchst anerkennenswerter Weise gelungen, so dass das Büchlein in jeder Hinsicht als ein empfehlenswertes bezeichnet werden kann. Es bietet dem Leser ein vollständiges und zutreffendes Bild von allem dem, was die Wissenschaft in den letzten Jahrzehnten theils auf spectralanalyti-

schen, theils auf photometrischem Wege über die physische Beschaff heit der Himmelskörper zutage gebracht hat.

Inhaltlich wird der ganze durchzunehmende Stoff in vier Cap getheilt, in welchen der Reihe nach zunächst die Sonne behandelt w dann der Mond, ferner die Planeten und ihre Trabanten und schließ die anderen Körper im Weltraume, zu denen auch die Kometen Meteore gezählt werden. Unrichtigkeiten sind dem Ref. nur wenige gefallen und diese nur in der Einleitung, welche eine Erklärung eini zum Verständnis des folgenden nothwendigen physikalischen Grund griffe enthält. Die erste ist die schon oft gerügte, aber doch stets wied kehrende Verwechslung der Begriffe „specifisches Gewicht und Dicht wenn es S. 9 heißt: „Man nennt die Zahl, welche angibt wie viel 1 eines Stoffes leichter oder schwerer ist als 1 cm³ Wasser bei 4° Cels das specifische Gewicht". Eine zweite ist die Angabe, dass das specifis Gewicht der Luft gleich ist $^1/_{1000}$, und dass man, um bei Gasen Dämpfen nicht immer mit kleinen Zahlen zu thun zu haben, das specifis Gewicht derselben auf Luft als Einheit bezieht, d. h. sie tausend größer ansetzt, als wenn man sie auf Wasser bezieht. Die richtige 2 ist hier, wie bekannt nicht 1000, sondern 773, denn die Dichte der l auf Wasser bezogen ist 0·001293 oder $^1/_{773}$. Die S. 12 gegebene Def tion: „Wellenlänge ist die Strecke, um welche jedes Aethertheilc in einem bestimmten Lichtstrahl hin- und herschwingt". welcher Verwechslung der Wellenlänge mit Schwingungsamplitude zugrunde li dürfte wohl auf ein bloßes Versehen des Verf. zurückzuführen sein.

Karolinenthal. Dr. S. Oppenhein

Programmenschau.

31. Bartunek Johann, De adiectivorum et participiorum ap Lucretium, Catullum, Vergilium, Horatium, Ovidium u promiscuo. Progr. des Gymnasiums zu Rzeszow 1898, S. 4—46.

Dem Verf. handelt es sich um den Nachweis, inwiefern sich A jectiva und Participia in der lateinischen Dichtersprache und spec bei den im Titel angegebenen Dichtern gegenseitig vertreten. Er ge von den Adjectiven auf -ilis aus, die zuweilen die Bedeutung von P ticipia perfecti oder praesentis (also amabilis = amatus, aber auch amans) annehmen; daneben findet sich umgekehrt ignotus im Sinne v ignobilis. Im weiteren sucht B. nachzuweisen, wie Adjectiva auch so dort gebraucht werden, wo man Participia erwartet, so namentlich der Verbindung mit dem Ablativus causae; z. B. anguis asper si Zuletzt kommen die Participia in Betracht, die nach B. an Stelle v Adjectiven gebraucht werden: es sind entweder Praesentia wie albe = albus, oder Perfecta wie captus = captivus, oder futurische Particip wie credendus = credibilis, amandus = amabilis. Den Schluss bild eine Zusammenstellung derjenigen Stellen aus Ovid, wo factus mit eine Adjectiv dem einfachen Begriff eines Participium perf. pass. entspricht So Her. 5, 110 folia arida facta; 9, 136 languida facta manus. Ve gleicht man hiemit Bildungen wie labefactus, liquefactus u. ä., so sie man, dass jene Verbindung ein Nothbehelf ist. — Ref. möchte sich hi weniger mit einzelnen irrthümlichen Auffassungen beschäftigen, wie wen z. B. S. 37 unter der Spitzmarke gravatus = gravis die Stelle erscheint me confectum curis somnoque gravatum (Verg. Aen. VI 520), wo doc

wohl der Ablativ somno am natürlichsten von gravatum als eigentlichem Particip abhängt: wichtiger scheint ihm eine mehr principielle Frage. Man wird nämlich die Möglichkeit, dass in der lateinischen Dichtersprache stammverwandte Adjectiva und Participia sich gegenseitig vertreten können, nicht in Abrede stellen dürfen; aber ebenso unzweifelhaft wird durch einen solchen Wechsel regelmäßig eine Sinnesnüancierung bedingt. Verg. Aen. VI, 265 loca nocte tacentia late soll tacens = tacitus zu fassen sein, und gewissermaßen als Beweis für diese Behauptung führt B. unter anderem an: Verg. Aen. VI, 386 per tacitum nemus ire. Allein wer wird so rein äußerlich und sozusagen unpoetisch vorgehen, dass er 'Im schweigenden Hain' bei irgendwelchem deutschen Dichter als ganz gleichbedeutenden Ersatz für 'den stillen Hain' erklärte? Auf diese Weise verfielen wir wieder in die Lehre von der Enallage partium orationis oder Antimeria, einen Irrthum der Grammatiker des 17. und 18. Jahrhunderts, der hoffentlich für immer in der Geschichte der Grammatik begraben liegt. — Damit will übrigens Ref. das von B. statuierte Streben des Dichters nach Variation des Ausdruckes nicht zurückweisen, wohl aber die Annahme rein äußerer (z. B. metrischer) Rücksichten, durch welche die in Rede stehende Stellvertretung stellenweise veranlasst sein soll, ablehnen. — Eine Notiz über die von Heinsius mehrfach gegen die gute Überlieferung in den Text Ovids eingeführten Adjectiva auf -ax (minax) an Stelle der entsprechenden Participia (minans) hätte man füglich bei B. erwarten dürfen: vgl. H. Magnus, Studien zu Ovids Metamorphosen, Berlin 1887, S. 11 ff.

32. **Braungarten Ferdinand, Ein Beitrag zur Formen- und Wortfügungslehre Cäsars in den Comment. (!) de bello Gallico.** II. Theil: Wortfügungslehre (Accusativ). Hiezu die 'Varietas' Cäsars in der militärischen Terminologie und Phraseologie. Progr. des Gymn. in Smichow 1898. S. 3—19. 8°.

Ref. nimmt den Anhang vorliegenden Aufsatzes, die 'Varietas Cäsars' etc. voraus, weil sich über denselben in Kürze urtheilen lässt: es ist ein vernünftiger Gedanke, Cäsars Stil auf seinen Gehalt an militärischem Wort- und Phrasenvorrath zu prüfen. Was Br. bietet, verdient als beachtenswerter Anfang, dem freilich bessere Ordnung zu wünschen wäre, fortgesetzt und erweitert zu werden[1]). Anders steht es mit dem eigentlichen Thema, der Syntax des Accusativs bei Cäsar. Es bedarf, gelinde gesagt, einer Art Kühnheit, über die Casussyntax bei Cäsar zu schreiben, ohne auch nur eine der neueren Arbeiten über Cäsars Sprachgebrauch einzusehen. Vor allem zu beachten war M. Heynacher: Was ergibt sich aus dem Sprachgebrauch Cäsars im bellum Gallicum für die Behandlung der lat. Syntax in der Schule? 2. Aufl. Berlin 1886, eine Arbeit, welche gleich bei ihrem ersten Erscheinen in Lehrerkreisen das nachhaltigste Interesse hervorgerufen und zur Sichtung und Vereinfachung der syntaktischen Regeln der lateinischen Schulgrammatik wesentlich beigetragen hat; weiterhin Fr. Plochmann, Cäsars Sprachgebrauch in Bezug auf die Syntax der Casus. Progr. Schweinfurt 1891, und endlich K. Brinker, Die lateinische Casussyntax auf Grundlage von Cäsars bellum

---

[1]) Übrigens verfolgt F. Fröhlich, Realistisches und Stilistisches zu Cäsar und dessen Fortsetzern. Festschrift des Philologischen Kränzchens in Zürich. 1887 einen ähnlichen Zweck. Er weist durch eine Fülle von Beispielen nach, dass es bei Cäsar trotz der Genauigkeit seiner technischen Terminologie nicht an Mannigfaltigkeit der Phraseologie fehlt.

Gallicum (I—VII) und Nepos: Neue Jahrbücher f. Ph. u. P. 1891, II 491 ff. — Ref. weiß freilich nicht, ob nicht diese Arbeiten dem Verf. überhaupt unbekannt geblieben sind. Das wäre aber mindestens ebenso sträflich wie deren wissentliche Außerachtlassung. Wir verfügen auf philologischem Gebiete heute über so vorzügliche Jahresberichte und bibliographische Hilfsmittel, dass jeder, der ein bestimmtes Thema zu bearbeiten beabsichtigt, sich im Laufe einer oder zweier Stunden mit Leichtigkeit über seine jüngsten Vorgänger orientiert. Wie nun der Verf. dazu kommt, die Schriften zu übergehen oder zu übersehen, deren Einsichtnahme unbedingt seine Pflicht gewesen wäre, hingegen großentheils ganz veraltete Publicationen, die nur mehr in der Geschichte der Grammatik genannt werden, als seinen literarischen Apparat anzuführen, weiß Ref. nicht zu deuten. Seine einleitenden Bemerkungen nämlich über den Begriff des grammatischen Objects schließt Br. folgendermaßen ab: 'Conf. O. Schulz, Jahrb. der Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache. Berlin; Harris in Hermes p. 222 sqq., Bernhardi, Becker (Organismus der Sprache, Frankfurt), Dölecke, Abhandlung über die Casus; Fr. Müller, die Bedeutung der Casus und Modi; Hartung und Fritsch, die obliquen Casus, Vorländer, Hoffmann, Müller und Reisig, Vorlesungen über die lat. Sprache, Dräger, Kühner, Fischer, Progr., Halle 1853, 54; den Index zu Alf. Holders Ausgabe des bellum Gallicum'. Schon die Form dieser Citate kann nicht streng genug gerügt werden. Statt bestimmter Titel und Daten begnügt sich Br. mit vagen Angaben und Anführung bloßer Autorennamen, als ob es ihm nur darum zu thun wäre, seiner Pflicht Vorgänger zu nennen, formell in nothdürftigster Weise zu entsprechen, ob er den Lesern verständlich wird oder nicht, ist ihm offenbar gleichgiltig. Was Br. mit den genannten Citaten will, ersehe man aus Th. Rumpel, Die Casuslehre, Halle 1845, wo S. 67, S. 92** u. S. 96 der größte Theil der von Br. angedeuteten Literatur angeführt ist, wie sichs gehört. Wer der bei Br. gegen Schluss genannte Hoffmann ist, vermag Ref. nur zu vermuthen. Nach dem Inhalt der schon berührten einleitenden Bemerkungen zu schließen, kann damit niemand anderer als der Nestor der österreichischen Philologen, der verdienstvolle Emanuel Hoffmann gemeint sein, dessen geistvolle und anregende Vorlesungen über lateinische Syntax auszunützen Br. sich hiemit gestattet hat. So steht die Sache bezüglich der benützten Literatur. Bezüglich des Meritorischen der Abhandlung hat Ref. nur zu bemerken, dass dieselbe hinter den erstgenannten Schriften, namentlich hinter der exacten Arbeit Brinkers weit zurücksteht und somit wertlos ist.

33. Korb Friedrich, Der Gebrauch des Infinitivus bei Q. Curtius Rufus. II. Progr. des Gymn. in Prag-Neustadt (Stephansgasse) 1898 SS. 3–38. 8°.

„Während der erste Theil der Abhandlung das Vorkommen des bloßen Infinitivs bei Curtius zum Gegenstande hat (vgl. das Progr. der oben genannten Anstalt vom Schuljahre 1895—96), soll der vorliegende zweite Theil die Anwendung dieser Verbalform in Verbindung mit dem Nominativus und Accusativus in der Constructio des Nominativus cum infinitivo und des Accusativus cum infinitivo bei eben demselben Schriftsteller erörtern". So der Verf. Wie Ref. über den ersten Theil denkt, hat derselbe in dieser Zeitschr. Jahrg. 1898, S. 380 ausgesprochen. Bezüglich des zweiten Theiles begnügt er sich mit folgenden Bemerkungen. Egers Abhandlungen über den Infinitiv bei Curtius überholt K. insofern, als er selbst bei gewöhnlichen Erscheinungen wie dicere, edicere, innere, negare mit dem Acc. c. inf. sich nicht mit summarischen Angaben begnügt, sondern das volle Stellenmaterial vorlegt. Auch erfährt Eger einige thatsächliche Berichtigungen. Vergleichende Bemerkungen unter

hilfenahme von Draeger und Kühner finden sich, doch wäre hier des often noch etwas mehr zu thun. Beispielsweise wäre S. 15 consentio mit dem Acc. c. inf. und S. 33 iubeo mit ut c. coni. auch anderweitig belegbar, S. 34 impero mit dem passiven Infinitiv als gut classische Construction zu bezeichnen. S. 4 werden die activen Infinitive bei iubeor nicht von den passiven geschieden, und doch sind Fälle wie iussus est Verfici IX 10, 59 als eigenartige Ausdrucksweise ganz besonders bemerkbar. Vgl. diese Zeitschr. 1886, S. 829.

Wien. J. Golling.

---

34. Scheich Rudolf, Über Grillparzers Dichtungen als Schullectüre. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Mähr.-Weißkirchen 1898, 8°, 27 SS.

Die vorliegende gründliche Abhandlung bezweckt, nicht nur durch Empfehlung der Grillparzer-Lectüre diese in Österreich zu heben, sondern bringt auch den gewiss berechtigten Wunsch des Verf.s zum Ausdruck, es möge auch im Deutschen Reiche dieser durch Vollendung der Form und Fülle geistigen Gehaltes hervorragende Dichter jene Stellung erlangen, die ihm in der Schule gebürt. Grillparzer hat sich die Neigung des reichsdeutschen Publicums langsam, aber in stets gesteigertem Maße gewonnen. Seine Dramen werden, wie die große Zahl ihrer Auflagen beweist, eifrig gelesen und auch häufig mit zweifellosem Erfolge aufgeführt. Trotzdem konnte sich der Dichter in den deutschen Schulen bisher keiner nennenswerten Pflege erfreuen. Die Gelegenheit, diesen Gegenstand zu erörtern, liegt gegenwärtig umso näher, als man sich in Deutschland in letzter Zeit mit der Frage beschäftigte, der nachgoetheschen Literatur auch in der Schule eine erhöhte Beachtung zu widmen. Trotzdem verhält man sich hinsichtlich der Lectüre Grillparzers ablehnend. Dies ist aber umso befremdender, als dieser Dichter das natürliche Bindeglied zwischen dem Classicismus und der modernen Literatur abgibt. Er ist mit Recht der letzte Classiker und der erste Moderne genannt worden. Die Gründe, weshalb unser großer österreichischer Dichter außerhalb seiner engeren Heimat in den Schulen bisher keinen festen Fuß fassen konnte, fasst der Verf. in nachstehenden Worten zusammen: 1. Betont man „das specifische Österreicherthum des Dichters“ und 2. „seine angeblich nur geringe Fähigkeit, männliche Charaktere im vollsten Sinne darzustellen und so die Jugend nicht nur ästhetisch, sondern auch ethisch zu bilden.“ Mit Recht betont mit Bezug darauf der Verf., dass Stammeseigenthümlichkeiten, die bei dem einen Dichter mehr, bei dem anderen minder hervortreten, es keineswegs veranlassen dürfen, ihn bloß als Erbgut eines Bruchtheiles der Nation anzusehen. War Grillparzer in erster Linie Österreicher, ja Wiener, so war er doch auch ein deutscher Mann, und wenn man keinen Anstand nimmt, in österreichischen Schulen die Dramen Kleists und unter diesen seinen „Prinzen von Homburg“ zu lesen, so wird man im Deutschen Reiche ebensogut „König Ottokars Glück und Ende“ den Schülern in die Hand geben können. Denn die Verhältnisse und Charaktere, die hier geschildert werden, müssen auch in der Brust der reichsdeutschen Jugend ihren Widerhall finden. Hat doch auch sie Grund, Rudolf von Habsburg zu den kräftigsten ihrer Herrscher zu rechnen. Der Ref. muss hier hinzufügen, dass bei Schillers „Grafen von Habsburg“ hinsichtlich einer Berechtigung der Lectüre niemandem Zweifel aufsteigen; warum also bei dem Drama Grillparzers? Schließlich wird darauf hingewiesen, dass man der deutschen Jugend zumuthet, sich in die Vorstellungen anderer Zeitalter und Völkerschaften zu versetzen und deren literarische Erzeugnisse in sich aufzunehmen

daher wird der geringfügige Umstand der Stammesverschiedenheit Grillparzer nicht die Thore der höheren deutschen Schulen verschließen.

Eine sehr sorgfältige Erwägung verlangt der zweite Punkt. Der Vorwurf, der gerne gegen Grillparzers männliche Charaktere erhoben wird, ist hauptsächlich auf Äußerungen Scherers zurückzuführen und beruht auf einem Irrthume des großen Mannes, der ohne weitere Untersuchung nachgesprochen wurde und so in die Kreise des großen Publicums gelangt ist. Sehr zutreffend sagt in dieser Beziehung der Verf. unserer Abhandlung: „Dass Grillparzer seiner Natur entsprechend gerade nicht hinneigt zur Darstellung rücksichtsloser, impulsiver Naturen, muss ohneweiters zugegeben werden, besonders wenn man einen Vergleich mit Schillers tragischen Helden anstellt. Diese handeln meist einfacher, mehr von einer großen Leidenschaft getrieben, die sie vollständig beherrscht, sie über alle Bedenken hinaushebt. Bei aller Bewunderung für Schillers Dichtergröße wird man aber doch sagen dürfen, dass Grillparzers Helden individueller, mannigfaltiger sind. Ihr Seelenleben ist ein complicierteres, sie sind Seelenkämpfen, Schwankungen, Schwächen mehr ausgesetzt, aber gerade dadurch unserem Empfinden nahegebracht. Und wir müssen es deshalb eher als einen Vorzug betrachten, dass Grillparzer von der herrschenden Form der tragischen Charaktere abgewichen ist, die durch Shakespeare und Schiller eine classische Prägung erhalten hatte, und dafür einen bis dahin wenig behandelten Typus, den Volkelt mit den Worten ‚dem Leben nicht gewachsene Innerlichkeit' charakterisiert, in größter Tiefe und Mannigfaltigkeit ausgebildet hat."

Endlich lernen die Schüler in Grillparzer nicht nur einen Finder neuer Typen und neuer tragischer Probleme kennen, sondern auch die Art, wie er jene Probleme durchführt, sichert ihm einen Platz neben Schiller und Goethe.

Schließlich erörtert der Verf. die Frage, welche Dramen Grillparzers für die Schullectüre besonders geeignet sind, und erstattet diesbezüglich Vorschläge. Hinsichtlich der Lyrik fordert er mit Recht nur eine mäßige Auswahl, und auch diese wird nach Anschauung des Ref. aus naheliegenden Gründen nur für die österreichischen Schulen erforderlich sein. Auch einige Prosaabschnitte aus Grillparzers biographischen Schriften soll das Lesebuch enthalten.

Zwei Anhänge bringen schätzenswertes statistisches Material über die Grillparzer-Lectüre in Österreich während der letzten fünf Schuljahre. Möge diese Abhandlung dazu beitragen, dem größten Dichter, den Österreich seit Walters Tagen gezeugt hat, in den Schulen aller deutschen Gaue erhöhte Bedeutung zu verleihen.

35. Kostlivy Alois, Die Anfänge der deutschen antikisierenden Elegie mit besonderer Berücksichtigung der Entwicklungsgeschichte des elegischen Versmaßes. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Eger 1898, 8°, 15 SS.

Der Verf. knüpft seine Untersuchungen an Wackernagels „Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock" an und veröffentlicht in dem vorliegenden Aufsatze den 1. Theil einer Studie über die antikisierende Elegie und das elegische Versmaß, indem er mit den Distichen des Heräus beginnt und mit den elegischen Gedichten Klopstocks schließt. Die Fortsetzungen der Arbeit sollen den Gegenstand bis Goethe weiter führen, dessen Elegien noch in den Kreis der Behandlung einbezogen werden.

Wien. Dr. F. Prosch.

36. Bargetzi Karl Franz, Dido in der Geschichte und in der Dichtung. Progr. der k. k. Staats-Realschule im VII. Bezirke Wiens 1898, 8°, 16 SS.

Der Verf. bespricht zunächst die geschichtliche Grundlage und die sagenhaften Züge der Dido-Fabel, wendet sich nach einigen Worten über ihre zumeist epische und nur episodenhafte Verwendung in der Literatur des Alterthums und des Mittelalters zu einer Aufzählung der Dido-Dichtungen seit der Renaissance und gibt mit Benützung der Arbeiten J. Friedrichs und Snringars eine nach Sprachen und Abfassungszeit geordnete, sehr dankenswerte Liste von 92 Bühnenbearbeitungen des Stoffes, der im 16. und 17. Jahrhundert namentlich in Frankreich und Italien, im 18. und in unserem Jahrhunderte in Deutschland viel Anklang, aber bis heute noch nicht seinen Meister gefunden hat. — Der leider so früh verstorbene Verf. bezeichnet selbst den Aufsatz nur als die Vorarbeit zu einem größeren Werke über die gesammte Dido-Literatur, in welchem das so fleißig zusammengetragene und sicher noch ergänzungsfähige Material eingehend verarbeitet und den Dramen ihre literarhistorische Stellung angewiesen werden sollte. Vielleicht übernimmt nun jemand anderer diese gewiss nicht uninteressante Aufgabe.

37. Bauer, Dr. Friedr., Über den Einfluss Laurence Sternes auf Chr. M. Wieland. Progr. des städt. Kaiser Franz Joseph-Real- und Obergymn. in Karlsbad 1898, 8°, 32 SS.

Der klar und gewandt geschriebene Aufsatz ist ein willkommener Beitrag zu dem Capitel: „Sternes Einfluss auf die deutsche Literatur“, das nun bald auf Grund der vorhandenen Einzeluntersuchungen zusammenhängend dargestellt werden könnte. Der Verf. verfolgt die Nachrichten über Wielands Beschäftigung mit Sterne, wie sie sich aus Briefstellen und Anspielungen ergeben, und weist den Einfluss des englischen Humoristen auf die im Jahre 1770 veröffentlichten Schriften Wielands, besonders auf die Erzählung von „Koxkox und Kikequetzel“ und auf „Σωκράτης μαινόμενος oder die Dialogen des Diogenes von Sinope“ in überzeugender Weise nach. Man kann eine Fortsetzung dieser Untersuchung auf spätere Werke Wielands nur wünschen.

Krems. Dr. Franz Wollmann.

---

38. Alscher Rudolf, Tagebuch des französischen Unterrichtes in der dritten Classe. Progr. der k. k. Oberrealschule im IV. Bez. Wiens 1898, 8°. 28 SS.

Dies ist die Fortsetzung von zwei Programmabhandlungen, in welchen der Verf. über den Unterricht im Französischen nach Fetters Lehrbüchern auf der Unterstufe berichtet hat. Dem Unterricht in der dritten Classe lag der III. Theil des genannten Lehrganges zu Grunde. Als Ziel steckte sich der Verf. namentlich die Vertiefung der grammatischen Kenntnisse. Ohne Zweifel kam ihm dabei sehr zu statten, dass er auch Deutsch in derselben Classe lehrte. Bei dieser Gelegenheit möchten wir darauf hinweisen, wie verfehlt es ist zu glauben, dass nach der neuen Methode und dem neuen Lehrplane es überflüssig geworden ist, beide Fächer in eine und dieselbe Hand zu legen. Die Schülerzahl war 52, also leider ziemlich hoch, die Arbeitsleistung — nach den Ausführungen des Verf. — trotzdem eine bedeutende. Er hebt namentlich

und mit Recht hervor, dass ein reiches Phrasenmaterial gesammelt wur
Es ist überflüssig, auf den von dem Berichterstatter befolgten Vorga
näher einzugehen, da er im wesentlichen dem auf der Unterstufe g
schilderten glich und bei der Besprechung der vorhergegangenen Berich
schon dargelegt wurde. Für sehr beachtenswert halten wir, was der Ve
über die sorgfältige Vorbereitung der ersten Thèmes als Hausarbeit
sagt. Bedenklich dagegen erscheint, wenn er das Chorsprechen in d
dritten Classe schon ganz fallen lässt. Der Nutzen des Chorspreche
besteht wohl in erster Linie darin, dass alle Schüler möglichst oft zu
Sprechen in der fremden Sprache kommen. Das ist ein Vortheil, d
offenbar für alle Classen gilt und umso erwünschter scheint, je größ
die Schüleranzahl ist. Auch dieser Bericht sei den Fachlehrern, namentli
jenen, die nach Fetters Lehrbüchern unterrichten, bestens empfohle

39. **Longo**, Dr. Josef, Laurence Sterne und Johann Geo Jacobi. Progr. der Landes-Oberrealschule in Krems 1898, 8°, 44 S

Der Verf. gliedert seine Untersuchung in drei Capitel. Im erst
bespricht er Sternes 'Sentimental Journey', im zweiten Johann Geo
Jacobis Lebenslauf und seine beiden Werke 'Winterreise' und 'Somm
reise'. Er weist nach, wie sich Sternes Stil und Empfindungsweise
diesen Werken widerspiegeln. Das dritte Capitel behandelt die cultu
historisch interessante Sitte der sogenannten Lorenzodosen. Das Gan
ist ein hübscher Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte, und zwar z
Epoche der Empfindsamkeit, die mit Goethes 'Werther' ihren Gipfelpun
und Abschluss erreicht.

Wien. A. Würzner.

40. Willibald **Hauthaler** O. S. B. Die Arnonischen Güter verzeichnisse („Notitiae Arnonis“ und „Breves Notitiae“ nebst einem Anhange. Neu bearbeitet von .. Sep.-Abdr. aus de Salzburger Urkundenbuch I, 1—52. Progr. des f.-e. Gymnasiums a Collegium Borromäum in Salzburg 1898. 52 SS. 8°.

Der Herr Herausgeber dürfte in unseren Tagen weitaus der best
Kenner der Salzburgischen Landesgeschichte sein, und diese dankt ih
nicht wenige wertvolle Arbeiten. Für die Bearbeitung des Salzburge
Urkundenbuches hätte sich daher keine geeignetere Kraft finden lasse
als die des Verf.s, der eine umfassende Kenntnis des einschlägige
Quellenmaterials und der dazu gehörigen älteren und neueren Literatu
besitzt, überdies in der Methode der Behandlung mittelalterlicher Quelle
bewandert ist. Über den Wert der Notitiae Arnonis und die Breve
Notitiae ist hier kein Wort weiter zu verlieren. Da nicht jedem da
Urkundenbuch von Salzburg zur Hand sein dürfte, war es ein dank
bares Unternehmen, dass der Herausgeber anlässlich eines die Salz
burger Erzdiöcese betreffenden freudigen Ereignisses, „diese ältester
Güterverzeichnisse der Erzkirche Salzburgs zu bearbeiten und sie einem
größerem Publicum, insbesonders der Diöcesangeistlichkeit, leichter zu
gänglich zu machen“ sich entschloss. Wie zu erwarten war, hat er den
so wichtigen Quellenstücke einen umfassenden gelehrten Commentar bei
gegeben, der nicht bloß textkritische, sondern auch historische und topo
graphische Ausführungen enthält. Der vorliegende Aufsatz wird mit
Recht als einer der besten bezeichnet werden müssen, die bisher in den
österreichischen Programmen erschienen sind.

41. Lambert Guppenberger, Der Pagus Grunzwiti (Grunzwin). Progr. des bischöflichen Privatgymnasiums am Collegium Petrinum in Urfahr. 1898. 40 SS.

Nachdem diese alte Frage ein Vierteljahrhundert geruht hatte — man was innerhalb dieser Zeit darüber geschrieben wurde, ist nicht ben belangreich — wird sie von dem Verf. des vorliegenden Aufsatzes eu angefasst und von einer bisher unbeachtet gebliebenen Seite eingehender Würdigung unterzogen. Im ersten Capitel „Diplomatische Grundlage" führt er die urkundlichen und senstigen Stellen an, wo die Bezeichnungen Grunzwitim (777), pagus Grunzwin (828), die curtis Grunwita zuerst vorkommen, erörtert dann im zweiten Capitel die hisherigen Deutungen, wie sie seit den Tagen des Gelehrten Bessel (der für den Schweinachgau an den Grenzen Oberösterreichs und Bayerns eintrat) versucht wurden, also die Ansichten — um nur einige Namen zu nennen — Appels, Zirngibls, Pallhausens, Schrötters („der fragliche Gau sei in Niederösterreich zu suchen"), Heyrenbachs, Kanz', Hormayrs, Koch-Sternfelds, Pritz'. Chaberts. Lang', Buchners, Rutharts (treten für das Mühlviertel ein), Dümmlers, Büdingers, Krones', Hellers u. a. und geht dann im dritten Capitel „Neuere Gesichtspunkte und Resultate auf eine selbständige Untersuchung ein, deren negative Theile mir allerdings mehr zusagen als die positiven. Mit Recht wird gesagt, dass ein nothwendiger Grund, das Grunzwiti des Stiftungsbriefes von Kremsmünster mit dem pagus Grunzwiti in den kaiserlichen Diplomen von 828 und 888 oder den curtis Grunita zu identificieren, nicht vorliege. „Letztere mochte immerhin in Niederösterreich liegen, dass von diesem Hofe aber die schon 777 vorkommende Örtlichkeit Grunzwitim oder der pagus Grunzwiti ihren Namen haben, lässt sich in keiner Weise begründen". Da das Gebiet Bayerns 777 nur bis an die Enns reichte, konnte Tassilo nicht ein östlich davon liegendes Gut dem Kloster zuweisen. Der Verf. findet Grunzwitim im heutigen Krondorf wieder, in dessen Umgebung Slaven lebten, was dann die Stelle „et ad Grunzwitim sclavum unum cum iusto tributo" erklärt. Crunzwitim heiße nichts anderes als die von Wenden bewohnte Grenzgegend (Grunzwin; winden, wenden und branice-Grenze, wie Beo winidi, Czichowinidi, man könnte auch an die Main- und Rednitzwenden denken); pagus Grunzwin sei Grunz-windorf, eine Namensform, die im heutigen Krondorf begegne, in der Mitte zwischen den Städten Enns und Steyr; es werden schließlich die Schwierigkeiten erwogen, welche dieser Hypothese, die ja zweifellos viel Bestechendes hat, im Wege stehen. Sie dürfte wohl den Anlass bieten, dass man der Frage wieder näher tritt; sie wieder angeregt zu haben, ist jedenfalls ein Verdienst dieser sorgfältigen Studie.

42. Dr. Rudolf Weiß, die Entstehung von Städtewesen in den Rheinländern. II. Progr. des Communalgymnasiums in Gmunden, 1898. 27 SS.

Behandelt in übersichtlicher Weise auf Grund der Forschungen Jungs, Marquardts, Mommsens u. a. das Entstehen von städtischen Anlagen in den Rheingegenden während der Römerzeit, die Ursachen des Entstehens, die Fortentwicklung der Städte, das Wiedererstehen nach der Völkerwanderung und ihr Weiterbestehen in den Zeiten der Karolinger. Für die letzten Zeiten seit König Pippin sind Belegstellen aus zeitgenössischen Quellen beigebracht.

43. **Katz E.**, Der Gang der Erwerbung Kärntens durch d Habsburger und die sagenhaften Heereszüge der Ma garetha Maultasche. Progr. des k. k. Stiftsgymn. in St. Pa 1898, 8°, 30 SS.

Der Verf. schließt mit diesem Aufsatze seine im Jahre 1897 be gonnene dankenswerte Abhandlung, indem er zunächst die Ereignisse de Jahre 1335—1339 in den betreffenden Ländern darlegt, die Unzufrieden heit der Tiroler mit dem Grafen Johann Heinrich und die Einmengun des Kaisers schildert und die Begründung des wittelsbachischen Reg mentes und dessen Charakter darlegt. In einem Rückblick und Schlu gibt der Verf. eine Darstellung der historischen Bedeutung der Gräf Margaretha, die seit 1335 mehr in den Vordergrund tritt. Und dies ist auc der Grund, weshalb der Verf. seine Erörterungen weit über dieses Jah hinauszieht: „Von da an tritt sie öfters in ihrer Gestalt, in ihren Eigen schaften, Vorzügen und Mängeln vor unsere Augen, und können wi nach ihrem Thun, nach ihren Fähigkeiten und Unfähigkeiten, nach ihre Entschließungen ihren Charakter beurtheilen und Anhaltspunkte finden wieso gerade sie ein Gegenstand der Volksdichtung zu werden vermochte. Diese sagenhaften Momente sind recht gut behandelt.

44. **Rebhann A.**, Die Steuer- und Militärreformen Mathia Corvinus'. Progr. des k. k. Franz Josephsgymn. in Mähr.-Schön berg 1898, 8°, 37 SS.

Der Verf. besitzt eine gute Kenntnis des einschlägigen Quellen materials und verwertet sie für die Zwecke seiner Darstellung in ent sprechender Weise. Er geht in einer Einleitung auf das Militärwese unter den Arpaden ein, behandelt dann das Steuerwesen in dem ge nannten Zeitraume und beides unter der Herrschaft des Hauses Anjou um dann auf Mathias Corvinus selbst überzugehen. Hier schildert e 1. die Zeit des Vassalitätssystems 1458—1467, 2. den Reichstag von 146 und seine Wirkungen, 3. den Reichstag von 1474 und 4. das Steuerwesen der Jahre 1467—1490 und im Anhange noch das Münzwesen unter Math. Corvinus. Interessant ist das Ergebnis des Aufsatzes: Am Schlusse der Regierung des Corvinus stand das Land unter dem stärksten Steuer- drucke; es musste seinen Glanz theuer bezahlen.

45. **Friess G. E.**, Die Reise des Hans Christoph Freiherrn von Teufel in das Morgenland 1588—1590. Progr. des k. k. Obergymn. der Benedictiner in Seitenstetten 1898, 8°, 50 SS.

Der um die Geschichte Niederösterreichs vielfach verdiente Verf. gibt zunächst in einer trefflichen Einleitung, die vornehmlich auf Rein- hold Röhrichts Arbeiten bezugnimmt, eine Übersicht der aus Österreich bekannten Kreuzfahrer ins heil. Land und ins deutsche Ordensland Preußen, sodann die Reisen späterer Pilger an die heil. Stätten und geht dann auf die Persönlichkeit Hans Christoph Teufels, sein Haus und seine Stellung im politischen Leben und sein Werk 'Viaggio fatto di Costantinopoli verso il Levante' und das in deutscher Sprache in der Bibliothek des Stiftes Seitenstetten erhaltene Manuscript dieser Fahrt näher ein. Es bedarf keiner besonderen Hervorhebung, dass diese Schrift nicht bloß für die Kenntnis der politischen Zustände im Morgenlande, sondern auch für die culturellen Verhältnisse daselbst und endlich auch vom allgemein literarischen Standpunkte aus großes Interesse bietet. Friess gibt die einzelnen Capitel auszugsweise, aber mit wörtlicher An- führung des Bedeutsamsten wieder.

46. Fischer Josef, Der Linzer Tag vom Jahre 1605 in seiner Bedeutung für die österreichische Haus- und Reichsgeschichte. Auf Grund zahlreicher, bisher unbekannter Materialien. Progr. des öffentl. Privatgymn. an der Stella Matutina zu Feldkirch 1898. 8°. 56 SS.

Trotz vieler trefflicher Arbeiten über diese kritische Zeit der Regierung Rudolfs II., wie die Stieves, Hubers, Ritters, Gindelys, der älteren Hammer-Purgstalls etc. nicht zu gedenken, sind wir bisher über die große Bedeutung der Linzer Zusammenkunft der österreichischen Erzherzoge, über die dort gefassten Beschlüsse zur Behebung aller dem Hause Habsburg-Österreich drohenden Gefahren und deren Folgen, der unmittelbaren sowohl, wie auch der mittelbaren, nicht in so ausreichender Weise unterrichtet gewesen, als es der Wichtigkeit der Sache entspricht. Umso dankenswerter ist die vorliegende Arbeit, die uns in trefflicher Weise über den Gegenstand belehrt und diesen von allen Seiten einer sorgsamen Würdigung unterzieht. Der Verf. hat zu dem Zwecke umfassende archivalische Studien in Innsbruck, Wien, Prag und München gemacht und schildert in durchaus zutreffender Weise 1. die Veranlassung des Linzer Tages, 2. die Linzer Berathungen und Beschlüsse, 3. die Ausführung der Linzer Beschlüsse (enthält treffliche Anhaltspunkte zu einer Charakteristik Rudolfs II., dessen allgemeine Politik dieser Zeit, wenn auch nur mehr gelegentlich und in knapper Form, doch durchaus objectiv gezeichnet ist) und 4. das Scheitern der sogenannten Linzer Beschlüsse. Der auch recht ansprechend geschriebenen Arbeit sind sieben Beilagen angeschlossen: 1. Ein Brief des Erzherzogs Matthias an Erzherzog Maximilian (1. Januar 1605), 2. das Protokoll über die Linzer Berathung v. 26. April 1605, 3. das Gesuch der vier Erzherzoge an Rudolf II. „ratione successionis in regno Bohemiae“, 4. die „Anmaßung in successionis negotio“, 5. die Resolution Rudolfs II. auf das Gesuch der Erzherzoge, 6. die Replik auf diese Resolutio und 7. der Bericht des Pistorius über die Werbung der Erzherzoge.

47. Knott R., Michael Stüeler. Ein Lebens- und Sittenbild aus der Zeit des 30jährigen Krieges. Progr. des k. k. Staats-Real- und Obergymn. in Teplitz-Schönau 1898, 8°, 37 SS.

Es ist verdienstlich, Aufzeichnungen, die in bürgerlichen Kreisen in früheren Jahrhunderten gemacht worden sind, weiteren Kreisen bekannt zu machen. Der Verf. dieses Aufsatzes theilt aus dem Tagebuche eines Graupner Bürgers aus den Jahren 1629—1649 mit, was an denkwürdigen Ereignissen in jener Gegend und im Leben dieses Bürgers vorgekommen. Wir gewinnen hiedurch eine gute Ansicht von dem Leben und Treiben in einer Kleinstadt im 30jährigen Krieg.

48. Werenka, Dr. D., Nachrichten über die Städte „Cecina“ und „Tschernowitz“ und deren Besitzverhältnisse im Jahre 1782. Mit einem noch nicht veröffentlichten Plane. Progr. der gr.-or. Oberrealschule in Czernowitz 1898, 8°, 46 SS.

Wichtig für die Localgeschichte von Czernowitz und die Geschichte der Bukowina in dem ersten Jahrzehnt der österreichischen Herrschaft.

49. Tschochner A., Österreich vor dem Regierungsantritte des Kaisers Franz Joseph. Progr. des k. k. deutschen Staatsgymn. in Olmütz 1898, 8°, 28 SS.

Schildert in einer für Schüler der VII. und VIII. Gymnasialclasse bestimmten Skizze die allgemein-politische Lage Europas im Jahre 1848

und geht dann 1. auf die Verhältnisse Italiens, 2. Deutschlands, 3. Böhmens, 4. Ungarns, 5. Galiziens und die in diesen Ländern entstandenen Bewegungen, dann 6. auf die Zustände Wiens ein, um endlich 7. die von Olmütz und besonders die Thronbesteigung des Kaisers im wesentlichen im Anschlusse an Helferts Werk zu besprechen.

50. **Thalmayer**, Dr. Fr., Medaillen des Erzhauses Österreich und der vaterländischen Geschichte in der Münzensammlung des k. k. Staatsgymnasiums zu Linz. Progr. des k. k. Staatsgymn. zu Linz 1898, 8°, 49 SS.

Nach einer kurzen Einleitung, in welcher der so häufig vorkommenden Unterschätzung der Numismatik entgegengetreten und auf ihren Wert und Nutzen namentlich auf das in unseren Tagen immer mehr zutage tretende Bestreben hingewiesen wird, die Münzen und Medaillen als Anschauungsmittel zur Belebung und Vertiefung des Unterrichtes heranzuziehen — mit Recht wird hier auf die Verdienste Prof. V. von Renners hingewiesen — beschreibt der Verf. die in der numismatischen Sammlung des Gymnasiums befindlichen (188) historischen Medaillen Österreichs von Ferdinand I. (1556—1564) bis auf die jüngste Zeit (1896).

51. **Tarneller J.**, Die Hofnamen des Burggrafenamtes in Tirol. Progr. des k. k. Obergymn. in Meran 1898, 8°, 191 SS.

Der Verf. dieser für die tirolischen Ortsnamenforschung außerordentlich wichtigen Studie schließt diese mit dem vorliegenden Aufsatze. Ich will nur auf die Worte verweisen, in denen er von den Aufschlüssen spricht, „welche die Hofnamen für die Namensforschung überhaupt und insbesondere für die Familiennamen bieten, auf die bedeutende Zahl von abgegangenen Höfen in höherer Lage, die von rein deutscher Besiedlung zeugen, und auf die uralte, fast in jeder Gemeinde anders gestaltete Gliederung: Markgenossenschaften in Lanan und Tisens, Terzen in Mărling, Degneien in Naturns, Partschins, Algunt und Schennan, Viertl in Tirol und Jenesien, Drittl in Melten, Nachbarschaften in Sarntal, Werche in Ulten, Propsteien in Passeier und Banernschaften in Schnals“. Die tirolische Ortsnamenforschung hat allen Grund, dem Verf. für so viele wertvolle Beiträge zur Ortsnamenforschung zu danken.

52. **Herrmann**, Dr. August, Das Archiv der Stadt St. Pölten. Progr. des n.-ö. Landes-Real- und Obergymn. in St. Pölten 1898, 8°, 30 SS.

Enthält Regesten und Urkunden aus dem Archiv von 1488—1636. Das meiste ist nur localgeschichtlich von Belang. Auffallen mag, dass die kirchliche Bewegung des 16. Jahrhunderts so wenig zur Geltung kommt.

Graz. J. Loserth.

53. P. Josef **Lengsteiner**, S. J. Plato als Erzieher. Progr. des Privat-Gymn. der Gesellschaft Jesu in Kalksburg 1898 8°. 55 SS.

Nach der Darlegung der wichtigsten psychologischen und ethischen Principien des Platonischen Systems wird die Erziehungslehre im einzelnen

fe für Stufe vorgeführt, und zwar hauptsächlich nach der Politeia, aber diese lückenhaft ist, nach den Nomoi. Am eingehendsten werden zwei Hauptheile der griechischen Erziehung, die gymnastische und musische (so möchten wir lieber sagen als die »musikalische« S. 46) handelt. Den Schluss bildet eine kurze Parallele der Platonischen und Aristotelischen Erziehungslehre. Der Verf. beschränkt sich nicht auf bloß referierende Zusammenstellung der Lehren, sondern beleuchtet selben kritisch in gründlicher Weise vom Standpunkte des Christenms, bezw. moderner Anschauungen aus. So wird die Tugendlehre tons als eine verfehlte nachgewiesen, desgleichen seine Ansichten er die Dichterlectüre und über die Musik (das Wort in unserem Sinne nommen). Vollständigkeit des Stoffes wird nicht angestrebt: die Sätze er das Studium der Philosophie sind übergangen die Erziehung des iblichen Geschlechtes wird nur kurz nach dem Grundirrthum charaktisiert, und überdies hätten, wenn Vollständigkeit angestrebt worden re, auch die übrigen Dialoge mehr berücksichtigt werden müssen. In terer Hinsicht finden sich namentlich für Einzelheiten der Didaktik uptstellen gerade in anderen Dialogen, wie Ref. besonders auch aus er der nachgelassenen Schriften von weil. Dr. W. Biehl ersieht. Biehl lich, der Autor der — auch dem Verf. der vorliegenden Abhandlung kannten — Schrift »die Erziehungslehre des Aristoteles« (Gymn.-rgr. von Innsbruck 1877) hat auch für eine Erziehungslehre Platons s Material zusammengestellt

Die inhaltreiche, klar und in voller, gründlicher Beherrschung des offes geschriebene Abhandlung wird bestens der Lectüre und Beachtng empfohlen.

Wien, J. Rappold.

---

4. **Sigall, Dr. E., Platon und Leibniz über die angeborenen Ideen.** (II. Theil) Progr. des Staatsgymn. in Czernowitz 1898, 8°, 38 SS.

In einer eingehenden Studie unternimmt es der Verf., die Bedeutung des Apriorismus in seiner alten und neuen Gestalt gegenüber dem Empirismus zu würdigen und die Lehre von den angeborenen Ideen bei Plato, dem Urheber des Apriorismus im engeren Sinne, und Leibniz, dem Begründer des nativistischen Apriorismus, zu untersuchen. Die Studie zerfällt in drei Theile. Der 1. Theil (Programmaufsatz derselben Anstalt vom Jahre 1897) behandelt die Platonische Lehre von den angeborenen Ideen. Der 2. Theil hat es mit der Leibniz'schen Lehre von den angeborenen Ideen zu thun; der 3. Theil soll das Verhältnis der Lehre der beiden Denker zu einander und ihre Bedeutung für die Gegenwart behandeln. Der 2. Theil, der in dem oben angeführten Jahresberichte enthalten ist, gliedert sich folgendermaßen: 1. Beweise für das Dasein der angeborenen Ideen, 2. Kritik des Locke'schen Empirismus, 3. Charakter der angeborenen Ideen, 4. Arten der angeborenen Ideen, 5. Metaphysisch-psychologische Consequenzen und 6. Ursprung der Erkenntnis. In analoger Weise und gleich eingehend ist auch der 1. Theil durchgeführt. Wie hier zu beweisen gesucht wird, dass die Theorie von den angeborenen Ideen im Platonischen Lehrsystem, besonders mit Rücksicht auf Platos Ethik, von geradezu grundlegender Bedeutung ist: so wird auch im 2. Theil gezeigt, dass die Lehre von den angeborenen Ideen im Leibniz'schen System dieselbe fundamentale Bedeutung besitzt.

Beide erschienenen Aufsätze verdienen wegen der sorgfältigen und klaren Behandlung der betreffenden Fragen Beachtung seitens der Fachgenossen, und mit Recht darf man dem 3., entscheidenden Abschnitte erwartungsvoll entgegensehen.

55. **Klaschka, Dr. Franz, Die Ideen Platos und die pra tischen Ideen Herbarts.** (Eine Parallele.) (Fortsetzung u Schluss.) Progr. des Staatsgymn. in Mies 1898, 8°, 26 SS

Der Schluss des angeführten Aufsatzes umfasst zwei Abschnit Der erste behandelt die Realisierung der Ideen bei Plato und Herb und gibt ein Bild der Gesellschaft im Platonischen Staate, 'deren E richtungen nicht nur von den meisten bei uns herrschenden abweich und vielfach unser Gefühl verletzen, sondern auch die sittlichen Ide Herbarts entweder ganz vernachlässigen oder nur theilweise zum A druck bringen'. Der zweite Theil will die Berührungspunkte zwisch Herbart und Plato aufzeigen und in Platos Schriften mehrfache Spur nachweisen, aus denen hervorgeht, dass Plato die Wichtigkeit der pra tischen Ideen erkannt hat. Allein es werden nur wenige Andeutung über Gedanken bei Plato beigebracht, die Herbart in seiner Lehre v den praktischen Ideen auseinandergesetzt hat.

Die fleißige Arbeit, die den Platonischen Staat und Herbarts pra tische Ideen eingehend behandelt, hat also ein bloß negatives Result nämlich dass sich zwischen Platos Ideen und den praktischen Ide Herbarts — keine Berührungspunkte ergeben.

56. **Egger, Dr. L., Das Problem der Urtheilsfunction.** II Progr. des Staatsgymn. in Oberhollabrunn 1898, 8°, 14 SS.

Der Aufsatz umfasst drei Capitel und beschäftigt sich mit d Wahrnehmungs- und Benennungsurtheilen, mit den Impersonalia und d Existenzialsätzen. Endlich enthält er abschließende Bemerkungen, in den der Verf., der zu zeigen gesucht, dass zwischen Vorstellungs- und Urthei thätigkeit nicht scharf geschieden werden dürfe, das Ergebnis seiner d Programmabhandlungen über das Problem der Urtheilsfunction in f genden Satz kleidet: „Jerusalems mit großer Gelehrsamkeit und ei gehendem Fleiße geschriebenes und an scharfsinnigen Aufstellungen reich Werk hat sich ziemlich erfolgreich bemüht, die allzu sehr auf die Spit getriebene Lehre Brentanos vom Urtheilsacte als einem Glaubensacte : widerlegen, während es anderseits dem Hrn. Verf. nicht gelungen is seine eigene neue Lehrmeinung unwiderleglich zu begründen."

Wien. Joh. Schmidt.

---

57. **Gallina Johann. Ferialreisen mit Studenten.** Progr. d Staats-Gymn. zu Mähr.-Trübau, 1898. 8°. 20 SS.

Der Verf., der seit zehn Jahren mit Mittel- und Hochschüle kleinere und größere Ferialreisen in die Alpenländer Österreichs, Italie und der Schweiz unternommen hat, veröffentlicht hier einen Theil de Erfahrungen, die er auf den zwanzig Ausflügen gesammelt. Die Discipli und Aufsicht, die Vorkehrungen bei Krankheitsfällen und die Ausbeut auf dem Gebiete der geistigen Ausbildung der nächstjährigen Programm abhandlung vorbehaltend, bespricht er hier vorzugsweise solche Punkte die als technische bezeichnet werden könnten, besonders Eisenbahn- un Dampfschiffahrten, Unterkunftshäuser, hiebei zu erlangende Preisermäßi gungen, Zeit- und Tageseintheilung, Ausrüstung und Vorsichtsmaßregeln Auswahl der zu besteigenden Aussichtsberge und Alpenübergänge. Ma findet hier manche Punkte dargelegt, die in den gewöhnlichen Reise handbüchern nach dem Wissen des Unterzeichneten vergeblich gesucht würden. Es seien daher alle, welche sich „der verantwortungsvollen Mühe'

ider Ausflüge unterziehen wollen, auf die vorliegende Abhandlung
wiesen; sie werden hier, was auch vom Verf. bezweckt wird, eine gute
ichtschnur und wichtige Anhaltspunkte finden. Entsprechend den ein-
tenden Bemerkungen über die „Körperpflege“ der Mittelschule, wird
r Hauptzweck solcher Reisen mit Recht in der körperlichen Kräftigung
r Jugend gesehen, dabei aber das Geistige nicht ganz übersehen,
ach hinsichtlich der Werke von Menschenhand nur auf das Wich-
gte und Schönste Rücksicht genommen und jedes Übermaß vermieden.
Dölsach (S. 9) liegt in Tirol, nicht in Kärnten. „Unser lustiger, ober-
ischer Führer“ (S. 14) und „ohne jeder Gefahr“ (S. 16) sind wohl
r Druckfehler wie Nanders (richtig Nauders) S. 8 und einiges Un-
deutende.

Wien J. Rappold.

Weltausstellung in Paris 1900.

Aus Anlass der Weltausstellung findet in Paris eine größere Zahl
ber hundert) von Congressen statt. Wir machen unsere Leser zunächst
f folgende Versammlungen aufmerksam:

1. Congrès international de l'enseignement des langues vivantes
om 24.—28. Juli) mit drei Sectionen.

1re Section. Méthodes d'enseignement. 2e Section. Enseignement
chnique et commercial des langues vivantes. — Cours d'adultes. 3e Section.
loyens propres à propager la connaissance des langues vivantes et à
aciliter les relations internationales.

La 1re section étudiera les questions suivantes: 1° Principes
dagogiques d'après lesquels les langues vivantes doivent être enseignées;
Part qu'il convient d'attribuer à l'enseignement oral et a l'enseigne-
ent écrit; emploi du livre; 3° Enseignement intuitif, tableaux et leçons
choses, exercices d'ensemble, chant; 4° Enseignement grammatical;
Culture littéraire; 6° Etablissements dans lesquels les langues vivan-
s doivent être enseignées; modification de la méthode selon le carac-
ère de ces établissements, l'âge et la force des élèves.

La 2e section étudiera tout ce qui concerne l'enseignement
chnique et commercial des langues vivantes: 1° Méthodes spéciales
ui conviennent à ces enseignements; 2° Séances de conversation, con-
érences, soirées littéraires et musicales, représentations théâtrales, soci-
étés chorales, etc.; 3° Salles de lecture, bibliothèques, cercles polyglottes.

La 3e section s'occupera des moyens de faciliter les relations
internationales: 1° Bourses de voyage et bourses de séjour à l'étranger;
2° Échange d'élèves entre établissements ou familles des différents pays;
3° Création de bibliothèques circulantes, échange de journaux et revues;
4° Correspondances internationales; 5° Utilité d'une langue internatio-
nale; 6° Moyens de propagande.

Chaque membre du Congrès pourra participer aux travaux des
diverses sections. La durée du Congrès sera de cinq jours. Les dames
seront admises au Congrès. La cotisation est de cinq francs par
adhérent.

2. Congrès international de l'enseignement secondaire (vom 31.
Juli bis 6. August).

Der Congress wird sich mit folgenden Fragen beschäftigen:

I. A quelle diversité de besoins sociaux doit répondre l'enseigne-
ment secondaire et comment peut-il s'y adapter?

II. De l'autonomie des établissements d'enseignement secondaire
et de la diversité des méthodes.

III. De l'extension universitaire.

IV. Dans quelle mesure, en quel sens et par quels moyens (vient-il de développer la personnalité de l'élève et son initiative?

V. De la préparation des maitres de l'enseignement second

VI. Du rôle des professeurs hommes et des professeurs fem dans l'enseignement des garçons et dans celui des jeunes filles.

VII. Des compléments pratiques de l'éducation des jeunes g et des jeunes filles au moyen des associations, patronages et œuvres toute sorte.

VIII. De la correspondance interscolaire internationale.

Les communications (adhésions, travaux manuscrits, etc.) do être adressées au président de la Commission, M. Alfred Croi membre de l'Institut, doyen de la Faculté des lettres de l'Universite Paris, à la Sorbonne.

La cotisation pour chaque membre du Congrès est fixée à 10 fra Elle doit être adressée au trésorier, M. Lanusse, professeur au l Charlemagne, 9, quai Saint-Michel, à Paris.

3. Congrès international de l'éducation physique vom 30. Au bis 6. September mit den Sectionen: Philosophie, sciences biologi appliquées, technique, pédagogie, propagande.

4. Congrès international de l'enseignement supérieur (30. Juli 4. August).

Das Weltreisebureau Thos. Cook & Sohn, Wien, I., Stefansplat hat sich bereit erklärt, sämmtlichen Staatslehrpersonen Begünstigun für die Reise zu und von der Weltausstellung in Paris so für den Aufenthalt dortselbst einzuräumen. Näheres sieh im Min Verordngsbl. 1899, S. 306

Aufruf.

Der Unterzeichnete beabsichtigt einen Wegweiser für (österreichischen Mittelschulen herauszugeben. Den Text so die allgemein giltigen Normalien nach alphabetisch geordneten Schl wörtern bilden, die Anmerkungen sollen die nur für einzelne Kronlän giltigen Ministerialerlässe und die Landesschulrathserlässe aus säm lichen Kronländern enthalten, welche geeignet sind, zur Interpretat des Textes zu dienen.

Mit Rücksicht auf den letzten Punkt sucht der Unterzeichn arbeitsfrohe, gewissenhafte Mitarbeiter von den Anstalten aller Kı länder und bittet dieselben um gefällige Bekanntgabe ihrer Adres

Aussig. Dr. G. Hergel

Entgegnung.

W. Meyer-Lühkes Anzeige unseres „Französischen Lel und Lesebuches für die österreichischen Gymnasien". I, II, W K. Graeser 1899, im I. Hefte des laufenden Jahrganges, S. 35–(zwingt uns in pflichtmäßiger Nothwehr zu einer berichtigenden (

nierung: Nach einer über drei Druckseiten (35—38) fortgesponnenen, mit „Erfahrungen" von der Schulbank gewürzten allgemeinen Einleitung bringt nämlich der Rec., indem er sich nun S. 38 f. wirklich unserem Lehrbuche wendet, im ganzen vier Bemänglungen vor, zu deren Charakteristik wir die folgenden Erklärungen abgeben:

I. (betreffend S. 264. Stück 2, Anm. 8 des „Lehr- und Lesebuches"): Unsere Fußnote S. 264 verlangt ausdrücklich freiere Übertragung, Vermeidung der bereits gelernten Wörter und Beachtung des Bedeutungswechsels, an der vorliegenden Stelle also den Vergleich von spectaculum mit *spectacle*; schrieben wir für die Übersetzung dieses Wortes *coup d'œil* vor, so ist es im Sinne unserer Fußnote selbstverständliche Sache des Lehrers, dass er die von den Schülern gleichfalls schon gelernten Wörter *aspect, vue, regard* (s. unser Wörterverzeichnis im „Beiheft") in den Kreis der Besprechung ziehe. Wir versichern hiebei mit aufrichtigem Vergnügen, dass wir ebenso wie der Rec. von dem begrifflichen Unterschiede zwischen *spectaculum* und *coup d'œil* vollkommen überzeugt sind.[1]

II. und III. (betreffend S. 257—263 und S. 210—217 des „Lehr- und Lesebuches"): Die bemängelten Übungsstücke sind wörtlich aus den an vielen österreichischen Gymnasien eingeführten Übungsbüchern von Steiner-Scheindler und Sedlmayer-Scheindler (Wien, Tempsky) entnommen; auch die bemängelte Übersetzung des bellum Gallicum ist nur ein getreuer Abdruck der bei Garnier Frères in Paris erschienenen Version von Artaud: in beiden Fällen haben wir die Autoren in den entsprechenden Provenienznoten namentlich angeführt. Die Frage, ob der Rec. ein „deutscheres Deutsch" als die Herren Dr. Scheindler, Dr. Sedlmayer und Steiner handhabe, sowie einen lateinischen Schriftsteller französisch „richtiger wiederzugeben" imstande sei als Hr. Artaud, mag also unbehindert zugunsten des Rec. entschieden werden.

IV. (betreffend S. 193—196 der „Hauptregeln"): Der Artikel *Sprachgeschichtliches* (§. 1 und 2) ist ein gekürzter Abdruck aus dem schon in Ausgabe A bei Teubner in Leipzig erschienenen französischen Theile von O. Boerners seither in mehr als 150.000 Exemplaren verbreitetem fremdsprachlichen Unterrichtswerke und laut Provenienznote auf S. 55 des „Syntaktischen Anhangs" von Ausgabe A sammt allen Beispielen aus Aug. Brachets bekannter, just dem vom Rec. beschworenen „Begründer der romanischen Philologie", Friedrich Diez, gewidmeten *Grammaire historique* geschöpft: wir bedauern lebhaft, Hrn. Brachet zu dem Vergleiche mit dem alten Petrus Ramus verholfen zu haben, finden aber unsere Beruhigung in dem Troste, dass eben für die Beurtheilung des rein praktischen Zweckes unserer Zusammenstellung dem Rec. die wesentlichsten Gesichtspunkte abgehen und die „Erfahrungen, welche er vor fast einem Vierteljahrhundert auf der — Schulbank gemacht hat" (S. 36), denn doch nicht mehr ganz ausreichend zu sein scheinen.

„Um Missverständnissen vorzubeugen", erklären wir übrigens nachdrücklichst, dass wir nicht im entferntesten daran denken, Meyer-Lübkes Verdammungsurtheil auf die oben genannten Beiträger unseres „Anhanges" abzuwälzen. Wir beanspruchen ganz im Gegentheile die volle Verantwortung für die von uns getroffene Wahl, wir vermögen aber auch nicht, unsere volle Bewunderung für die Kühnheit zu zügeln,

[1] Übrigens wurden sämmtliche Theile unseres Buches und des Boerner'schen Unterrichtswerkes überhaupt von wissenschaftlich gebildeten Franzosen im Manuscripte überprüft und gewissenhaft durchgearbeitet.

mit welcher der Rec. ein allerdings für die österreichischen Verhältnisse neugeschaffenes, in seiner methodischen Gestaltung aber längst bewährtes, derzeit im öffentlichen Unterrichte von mehr als 600 Gymnasien und anderen Bildungsanstalten des Continentes verwendetes, durch das einmüthige Lob der fachlichen Kritik und das behördliche Approbationsverfahren der verschiedensten Länder gegen solche Angriffe füglich gefeites Buch dadurch discreditieren zu können glaubt, dass er die nebensächlichsten Partien des „Anhangs", im ganzen *18* Seiten, mit dem Tone unbedingter Autorität herabsetzte, über die anderen Theile und insbesondere über den methodischen und didaktischen Hauptinhalt des Werkes, d. i. über volle *585* Seiten des „Lehrbuches" und der „Hauptregeln", auch nicht ein einziges Sterbenswörtchen sachlicher Kritik — gleichgiltig, ob in tadelndem oder lobendem Sinne — vorgebracht hat.

Der „österreichische Verfasser" hat sich der Mitarbeit an unserem Buche lediglich zu dem Zwecke unterzogen, den von der Unterrichtsverwaltung eingeleiteten, von Eltern und Schülern lebhaft begrüßten Versuch, das Französische allmählich als obligaten Unterrichtsgegenstand in unseren Gymnasien einzuführen, werkthätig zu unterstützen. Wodurch der Rec., durch dessen „Erfahrungen" auf der Schulbank von *olim* dieser Versuch kaum wesentlich gefördert werden dürfte, veranlasst wurde, derartige Angriffe ohne jeglichen Rechtsgrund einzig und allein gegen den „österreichischen Verfasser" zu richten, muss dem mit den Verhältnissen und Personen nicht bekannten Leser ein umso tieferes Räthsel bleiben, als der Rec. für die willkürlich angenommene und unzutreffende Sonderung der den einzelnen Verfassern zugehörigen Arbeiten auch nicht einmal einen Scheingrund aufzuführen vermochte. Wir fühlen uns nicht bewogen, der Lösung dieses Räthsels weiter nachzugehen. Indem wir daher nur noch wahrheitsgemäß bescheinigen, dass sich Kuklas Mitarbeit auf rein informative Mittheilungen an Boerner, auf Gruppierung des Lehrstoffes und zum Theil selbständige Beschaffung des Lesestoffes, auf die Zusammenstellung des „Beiheftes", sporadische Einfügung lateinisch-griechischer Parallelismen in die „Hauptregeln" und die Verfassung des „Begleitwortes" beschränkt hat, dass also diesem mitunterzeichneten „österreichischen Verfasser" von allem Anfange an die Absicht völlig ferngelegen ist, als altsprachlicher Philologe romanistische Studienkreise und Interessensphären zu stören, nehmen wir an dieser Stelle vom Rec. Abschied und überlassen die Entscheidung dem objectiven Urtheile der Öffentlichkeit.

Wien-Dresden, im Februar 1900.

Dr. R. C. Kukula,
Professor am I. Staatsgymnasium
im II. Bezirke von Wien.

Dr. Otto Boerner,
Oberlehrer am Gymnasium zum
heil. Kreuz in Dresden.

Erwiderung.

Wenn ein in Deutschland verbreitetes Buch in einer Bearbeitung für österreichische Gymnasien unter Beihilfe eines österreichischen Gymnasialprofessors erscheint, so ist man naturgemäß geneigt, letzterem das specifisch Österreichische zuzuschreiben, und wenn diesem Buche ein 'wissenschaftlicher' Anhang beigegeben ist, den schon unsere Romanisten im

3. und 4. Semester als ganz verfehlt bezeichnen, so denkt man natürlich, dass der österreichische Mitarbeiter, der nicht Fachmann ist, dafür verantwortlich sei, nicht der deutsche, der durch seine Dissertation über Raoul von Houdenc wenigstens etwelchen Zusammenhang mit der Romanistik gezeigt hat. Diese Annahme ist aber falsch, darnach ist, was ich dem 'österreichischen' Verfasser in meiner Recension zugewiesen habe, auf den deutschen oder auf beide zu übertragen — sonst kann ich auch nicht ein Wort zurücknehmen. Ich bemerke in Kürze Folgendes.

Dass die Noten zu den Stücken nicht dazu da sind, dass sie der Schüler beim Übersetzen benutze, sondern dass er sie nicht benutze, habe ich allerdings nicht geahnt, ist auch mit dem besten Willen aus der herangezogenen Anmerkung nicht herauszulesen. Thatsächlich passen in den meisten anderen Fällen die französischen Übersetzungen zu den lateinischen Wörtern in dem jedesmaligen Zusammenhange, so dass der Schüler sich ihrer nicht nur bedienen darf, sondern zumeist muss, nur hier würde er getadelt, wenn er es thäte. Wenn 'es Sache des Lehrers ist', bei *spectaculum* zu erinnern, dass das Wort außer durch *coup d'œil* auch noch durch andere Wörter übersetzt werden könne und hier müsse, so kann ich Hrn. Boerner versichern, dass die in Wien approbierten Französischlehrer das Französische genügend beherrschen, um nicht erst durch falsche Angaben auf das hingewiesen werden zu müssen, worauf sie die Schüler aufmerksam zu machen haben.

Dadurch, dass die auch mir bekannten Quellen der Übersetzungen angegeben werden, wird an der Sache nichts geändert. Es handelt sich dabei aber nicht um 'deutsch' und 'deutscher', sondern um 'deutsch' oder 'nicht deutsch'. Die Übersetzungen sind, das habe ich gar nicht bestritten, genau, aber ich bezweifle keinen Augenblick, dass die Herren Buchhändler usw. sich ganz anders ausdrücken würden, wenn sie unabhängig deutsch schrieben, und ich muss nur wiederholen, dass sie jeden, der ein Gefühl für seine Muttersprache hat, fremdartig anmuthen. Schon der Gebrauch des 'aber', die langen Perioden, deren sich doch im ganzen auch die deutschen Gelehrten entledigt haben, Ausdrücke wie 'der Hügel einer großen Ebene', 'Ariovist hatte Caesars Anrücken in Erfahrung gebracht' usw. sind nicht deutsch. Wer das nicht verstehen will, gibt den Gegnern des Lateinunterrichtes eine sicher treffende Waffe in die Hand. Im übrigen stehe ich, wie ich ausdrücklich gesagt habe, auf einem grundsätzlich verschiedenen Standpunkte und darüber ließe sich wohl in ruhiger Rede und Gegenrede streiten, nicht aber mit Anführung von Namen.

Was über die Herkunft des Anhangs gesagt wird, habe ich zweimal lesen müssen, so unglaublich war es mir. Brachet macht einen Auszug aus Diez, Boerner aus Brachet, Boerner-Kukula aus Boerner — ist das ein Grund, dass diese dritte Verdünnung von Diez nicht auf der Höhe des Petrus Ramus steht? Welche Logik! Mit dem genügenden Mangel an Sachkenntnis kann man ja auch aus dem besten Buche einen schlechten Auszug machen. Was die Berufung auf Brachet wert ist, können hier in Österreich wenigstens die älteren Leser dieser Zeitschrift glücklicherweise selber beurtheilen, wenn sie sich nur der vernichtenden, eingehend begründeten Besprechung erinnern wollen, der Mussafia im Jahrg. 1870, S. 736 das Brachet'sche Wörterbuch und die Grammatik damit unterzogen hat. Und was für Fortschritte hat indessen die französische Lautgeschichte gemacht! Brachet aber ist zwar oft gedruckt, nie aber wirklich verbessert worden.

Die Verff. wundern sich über meine 'Kühnheit', ein 'gefeites' Buch anzugreifen. Ist es wirklich so 'gefeit', so wundere ich mich über die Nothwendigkeit der Abwehr. Aber sie haben offenbar meine Anzeige nicht ordentlich gelesen oder nicht verstanden. Es ist nicht meine Art, mich über Dinge zu äußern, über die ich kein selbständiges Urtheil habe.

Der Wert eines Lehrbuches aber kann nur bei mehrjährigem Unterrichte erprobt werden. Wenn ich nun über das Buch selber kein Wort sage, so muss jeder objective Leser den Schluss ziehen, dass ich nicht in der Lage bin es zu thun, oder dass ich es im Gegensatz zu dem getadelten Anhange gut finde. Im ersteren Falle wird er sich also an das Buch selber wenden und zu seiner Beruhigung S. 2 des Begleitwortes eine lange Liste von rühmenden Recensionen verzeichnet finden, die zu vermehren von mir als einem Nichtschulmanne eine Vermessenheit wäre.

Endlich noch eines. An dem Gelingen des Versuches, der mit dem Französischen in Österreich gemacht wird, liegt mir sehr viel. Da wir in dieser Hinsicht hier noch keine Erfahrungen haben, so glaubte ich der Sache zu dienen, wenn ich die meinigen veröffentlichte. Ob sie nun aus 'Olims' Zeiten stammen oder nicht, ist dabei sehr gleichgiltig. Ich weiß nicht, ob Hr. Boerner entsprechende Erfahrungen hat, jedenfalls hat er nicht das einzige Privileg, und wir Deutschen in Österreich sind doch wohl nicht so tief gesunken, dass wir in allem und jedem uns von den Deutschen im Reiche ins Schlepptau nehmen zu lassen brauchen, am allerwenigsten im Französischunterrichte, wo die Verhältnisse von vornherein bei den Wienern ganz anders liegen als bei den Sachsen.

Wien. W. Meyer-Lübke

Italienischer Feriencursus in Venedig.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Vom 3. bis 23. September d. J. wird in Venedig in einer von der Direction der Handelshochschule (Palazzo Foscari) zur Verfügung gestellten Aula ein Cursus zur Ausbildung von ausländischen Lehrern und fortgeschrittenen Studiosen der italienischen Sprache im praktischen Gebrauch derselben abgehalten werden. Den Theilnehmern des Feriencursus bietet sich somit die Gelegenheit, sich in der italienischen Conversation des täglichen Lebens in der bezauberndsten Stadt Italiens einzuüben und dabei das ernste, folgerichtige Arbeiten unter der Leitung einiger im Sprach- und Literaturunterrichte gebildeten Italiener zu finden.

Folgende Vorträge sind bisher festgestellt: Prof. A. Fradeletto: Italienische Literatur; Prof. R. Lovera: Italienische Phonetik. - Übersetzungen; Prof. P. Lanzoni: Italien, Land und Leute: Gymn.-Director G. Solitro: Culturhistorische Vorträge; Oberlehrer M. Filippetti: Rezitation und Declamation.

An die Vorträge schließen sich Übungszirkel in kleinen Abtheilungen an, welche unter der Leitung je eines Italieners stehen und jedem Theilnehmer vielfache Gelegenheit bieten sollen, sich im Gebrauch der italienischen Sprache zu üben.

Das Honorar für diesen Cursus beträgt Lire 25.

Der Leiter desselben, Prof. Romeo Lovera, Scuola Superiore di Commercio zu Venedig, wird dafür Sorge tragen, dass die Theilnehmer gute Unterkunft zu mäßigen Preisen erhalten. In der freien Zeit wird den Theilnehmern Gelegenheit zur Besichtigung der Kunstschätze und Sehenswürdigkeiten Venedigs geboten werden.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Zur Latinität des Ätna.

Für die Beurtheilung der Sprache des Stoikers, der den Ätna „dichtete“, hat man hie heute noch den richtigen Standpunkt nicht gefunden. Indem man nämlich ihn zu weit hinaufrückte, ihn als Zeitgenoesen des Plinius und Seneca dachte, schlug man consequenterweise sein gar merkwürdigee Latein in die Feeseln der späten Schultradition und emendierte an ihm in nachovidiechen Formen. Munro und nach ihm Sudhaue haben wohl eine bessere Auffassung angebahnt, und man darf, ohne allzu verwegen zu sein, heute den Ätna als etwa gleichzeitig mit der Äneide entstanden ansehen; aber damit iet das letzte Wort über den Stilcharakter noch lange nicht geeprochen.

Zwei Verse sind vor allem von hervorragender Bedeutung in dieser Hinsicht. Erst Sudhaue hat ihr Verständnis erschloseen und damit den Schlüesel für des Verf.s Latinität gefunden — leider ohne die nöthigen Consequenzen zu ziehen. Er iet auch nicht der Mann dazu; denn 'abreptue nimio studio omnia conservandi' hat er in blindem Eifer gegen jede divinatorische Kritik es verschmäht, die ratio walten zu lassen und lieber zu den gewagtesten hermeneutiechen Purzelbäumen eich entschlossen, ja er hat — wenn es sein musste — sogar dem gradus ad Parnaseum ein Schnippchen geschlagen, wie in dem Prachtstück v. 107, in dem er — horribile dictu — creber mit kurzer Pänultima ediert. Und doch bleibt ihm das Verdienst, mit der Erklärung von v. 408 und 531 für Selhstdenkende den Nachweis erbracht zu haben, dass der Charakter des Stils archaisch-vulgär ist, wenn er eelbst auch kein Wort darüber verliert, ja den einen Vers gröblich missverstanden hat; denn in Vers 408 behielt er das von den Hss. gebotene cōritur im Texte und erklärt ee ganz richtig als archaiech für cooritur, wie cōleecere, cōperire, cōptare, cōnestare (S. 88), die

er selbst anführt, wie cōgnla, cōrs, quōd (= qnoad), prōbeo u. a. m., die er hätte anführen können. Auch in dem anderen Verse 531 ediert er ganz richtig

nec tamen infitior lapides ardescere certos
interius furere accensos: haec propala uirtus,

wenn er auch die Worte gar nicht verstanden und das propala gröblich missdeutet hat. Denn er bezieht die Schlussworte der beiden Verse auf den lapis molaris, den Pyrit, und nicht, wie es thatsächlich richtig ist, auf 'andere Gesteinsarten' (lapides certi), deren Brennbarkeit eben am Tage liegt. Die Übersetzung hat also zu lauten: „Diese ihre Eigenschaft liegt klar".

Und weiter versündigt sich Sudhaus gröblich am Geiste der lateinischen Sprache, wenn er propala für ein Eigenschaftswort hält. Das von ihm postulierte *propalus (S. 87, 197, 229) ist einfach ein Unding. Aber wenn Sudhaus die bekannten Formeln der Komiker res est palam oder palam est (ähnlich palam fit de aliquo Sueton Nero 8 mit Plautus miles 1348: ne hoc tandem propalam fiat nimis) genauer kennte, als es scheint, so wäre er nicht in den groblichen Irrthum verfallen, hier, wo das gleiche Adverb im gleichen Sprachgebrauche vorliegt, ein unbelegbares, ja undenkbares Adjectiv zu erfinden; sondern er hätte eingesehen, dass in propalam das Auslaut-m verstummend auch vor dem Consonanten schwand, wie in den ennianischen Paradeexempeln

non eni rumores ponebat ante salutem —
noenu decet mussare bonos —

So warnt die Appendix Probi (199. 16 K) vor oli, pride, passi, numqua, ide, so findet sich CJL VI 1951 umbrā levem (= umbram), VI 7578 morientĕ uideres (= morientem).

Das Facit ist: Sicher nachgewiesen ist cōritur als archaistisch, ebenso sicher aber muss der Schwund des Auslaut-m in propala als vulgär gelten, und somit ist die obige Charakterisierung des Stils als archaisch-vulgär völlig berechtigt. Von dieser Basis aus will ich an einigen Punkten mit dem Rüstzeug divinatorischer Kritik einsetzen, wie ich hoffe, zur Stärkung dieser Auffassung.

Da begegnet gleich v. 488 eine grausame crux interpretum. Die Lavamassen, sagt der Dichter, strömen unaufhaltsam fort:

quippe nihil reuocat, † curtis nihil ignibus obstat.

CH haben curtis, die schlechteren Hss. ganz unsinnig cartis. Was an Verbesserungsversuchen geboten wurde, war tolles Zeug; denn Warnsdorfs certis, D'Orvilles curuis, wie Haupts cursus mit nachgehender Interpunction sind sichtbare Lückenbüßer. Sudhaus will curtis halten und übersetzt „nichts widersteht dem trümmerführenden Feuerstrom" — wem zu Dank, als sich selbst? Für derartige hermeneutische Spässe habe ich kein Verständnis. Alles verschwindet vor dem einfach richtigen *cōrtis* (= *coortis*). Wer cōritur statt cooritur sagte, wie musste der statt coortus, wenn er consequent blieb, sagen? Ich denke: cōrtus. Beide Stellen

tützen einander. Vgl. übrigens die Stelle des Livius: quod plu-
ibus simul locis *ignes coorti* essent. An einer anderen kritisch
höchst zweifelhaften Stelle 594 ff. erwähnt der Dichter verschie-
dene griechische Kunstwerke, und zwar: 1. Die Venus von Kos
des Apelles; 2. die Medea des Timomachus; 3. die Iphigenie des
Timanthes und 4. Myrons Kuh. Die letzten beiden in den Worten
597 f.):

nunc tristes circa subiecta altaria cernae
uelatueque pater, nunc *gloria* uina Myronis.

Offenbar wollte der Dichter etwas Ähnliches sagen wie Ov. ex.
P. IV. 1. 21

et similis uerae uacca Myronis opus.

Aber die Worte besagen das nicht. Wäre Sudhaus im Recht, der
gloria metonymisch mit „Ruhmeswerk“ übersetzen will, wie ge-
schraubt, wie unnatürlich wäre der Ausdruck! Schrader wollte
uina durch uacca ersetzen — grässlich ungeschickt, denn in den
Epigrammen der Anthologie (IX 713—742), also in dreißig Stücken
(vgl. Auson. epig. 58—75) ist ja gerade das der ständige Tenor,
dass die Kuh lebenswahr gewesen sei. Wenn Ausonius 70. 4
uiuo tibi species uacca Myronis erit oder 71. 3 fingere nam
similem *uiuae* quam uiuere plus est sagt, so ist uiua auch hier
unanfechtbar. Vgl. Anth. IX 724 πλάττεις ἔμπνοα καὶ σύ,
Μύρων oder 733 ἦν ὅδε μόσχος ὡς ζῶσαν σαίνει. Zu be-
seitigen ist also das unsinnige gloria. Hier muss ein Wort stecken
für Kuh, ein entlegenes, seltenes, misschriebenes. Läsen wir
deutsch etwa „Myrons lebendige Färse“, wie leicht wäre die Um-
deutung in das sinnlose „Ferse“? Und so ist hier einfach zu lesen

.... nunc *toria* uina Myronis.

Neben taurus (Farren) kennt das archaistische Latein die Form
taura (Färse) bei Paulus ex Festo 353, Varro r. r. II. 5. 6,
Columella VI 22. 1. In adjectivischer Weiterbildung steht taurea
bei Seruius zur Aen. II 140; hier mit vulgärer Suffixtauschung
(dolia — dolea u. a.) tauria, oder teria mit dem bekannten
Wechsel von ō = au (vgl. tōrnus 'stier',[1]) den Lindsay (S. 45)
dem „römischen Gassenlatein“ vindiciert. Zu der Reihe taurea,
tauria, toria vergleiche ich die völlig entsprechende pausea,
pausia, posia, wo sich als viertes und letztes Glied noch pūsia
(bei Isidor orig. XVII 7) anreiht. Hier haben wir unwiderleglich
ein Wort, das archaistisch und vulgär zu gleicher Zeit ist.

Ein anderes Beweisstück!

Die Dichter lügen, sagt der Stoicus, sie bevölkern (v. 80)
die Unterwelt mit den Gestalten ihrer Phantasie:

hi Tityon *poena* stranere in iugera foedum,
sollicitant illi te *circum*, Tantale, poena
sollicitantque siti.

[1] Darüber habe ich in den 'Wiener Studien' geschrieben.

Wer erfahren will, wie man nicht übersetzen soll, lese Sudhaus zur Stelle; er wird mit poena in 80 und mit circum in 81 nicht fertig. Jenes ist ihm „der durch seine Strafe ekelhaft entstellte Tityos". Dieses heißt: „sie quälen dich, Tantalus, mit der Strafe ringsherum". Ich bitte, was heißt das? Das ist mit Verlaub Nonsens. Die alten, die von Sudhaus so arg angegriffenen Divinatoren waren gar nicht so dumm. Im Vers 80 suchten sie hinter poena dem Homer folgend novena (*ἐννέα πλέθρα*), nämlich Haupt, und im nächsten Vers ahnten sie alle die andere Strafe des Tantalus, die fliehenden „Äpfel" (pomis de Rooy, pomo Haupt, poma Munro). Und sie haben im Wesen der Sache hier wie dort völlig Recht, wenn sie v. 80 zum Homer nur eins addiert und v. 81 die Äpfel nicht hinter dem poena (poma) auf rein graphischem Wege gesucht hätten. Ob neun oder zehn Plethren — darauf kommts nicht an, und da kann man getrost mit Plautus sagen:

ceterum quid sit quid non sit, *ciccum* non interduim.

So lesen wir denn auch hier, der Zustimmung aller Unbefangenen völlig gewiss:

> hi Tityon *dena* strauere in iugera foedum,
> sollicitant illi te *ciccûm*, Tantale, poena
> sollicitantque siti.

Der Dichter, im Begriffe, höchst despectierlich von den Poeten zu reden, gebraucht eben ein höchst despectierliches Wort und nennt die Äpfel: „Grüpsche"; vgl. ciccum (Paul. ex Festo) membrana tenuis malorum Punicorum, oder besser Varro l. l. VII 91 ciccum dicebant membranam tenuem, quae est ut in malo Punico discrimen. Also zu übersetzen: „Die einen von ihnen streckten das Scheusal Tityos über zehn Morgen aus, die anderen quälen dich, Tantalus, mit der Strafe der Grüpsche und ebenso mit bösem Durst." Ciccus aber ist doch wohl alt und trivial genug?

Der ennianischen Quantität in prōpala, die oben besprochen wurde, füge ich zwei ennianische Reminiscenzen bei, die — bisher übersehen — gleichfalls den Dichter im Bannkreise archaischer Poesie zeigen. Einmal steht v. 255 Folgendes (und zwar nach den thatsächlich vorhandenen Handschriften, nicht nach dem apokryphen Gyraldinus):

> nam quae mortalis spes est quaene amentia maior
> in Iouis errantem regno perquirere uelle
> tantum opus *ante pedes* transire ac perdere segnes.

Ich enthebe mich der mühsamen Arbeit, den Unsinn der Interpretation, die Sudhaus gibt, nachzuweisen. Zunächst aber hebe ich hervor, dass der Gedanke eine Paraphrase eines ennianischen Verses ist:

ánte pedes quod est némo spectat: caéli scrutantúr plagas —

in dem nur die wörtliche Anlehnung an das Original die wenig gefügige Verbindung opus ante pedes rechtfertigt. Das hat bisher

uch niemand gesehen. Zweitens liegt hier an zwei Stellen deutlich die archaistische Schreibung *EI* für *I* vor, die auch sonst in diesem Gedichte sich oft genug findet. Zu emendieren ist:

nam quae mortali *s[u]perest* amentia maior,
ni Iouis errantem regno perquirere *ueile,*
tantum opus ante pedes transire ac *pendere se[i]gne[i]s?*

Und das heißt: „Denn wo bleibt ein größerer Wahnsinn dem Sterblichen übrig, als in Jouis Reich umherirrend Eitelkeiten genau zu untersuchen, aber ein so gewaltiges Naturwerk, über das man förmlich stolpert, zu übergehen und es lediglich nach äußeren Zeichen zu beurtheilen?"

Was die Logik der Stoiker unter signa (σημεῖα) begriffen hat, das hat Sudhaus an unterschiedlichen Stellen (z. B. 195, 197) hübsch ausgeführt, wie ja die reale Seite seiner Arbeit der formalen himmelweit überlegen ist.

Ich halte diese Emendation der Stelle für durchaus abschließend, und doch hat sie für mich hier eigentlich nur den Wert, dass ich ein ennianisches Citat nachweise — also archaistisch — und doppelt die Darstellung des langen i durch ei belege — wiederum alles eher als modern.

Die zweite Stelle ist V. 19. Der Dichter zählt, um sie abzulehnen, die Stoffe antiker Epik auf, wie z. B. Manilius III 18, V 463, Ovid an unterschiedlichen Stellen, Properz u. a. m. Es ist das ein Gemeinplatz antiker Poesie, überall kehren die gleichen Vorstellungen wieder: Troja, Cadmus' Drachensaat, Thyestes' Mahl, die Ariadne usw. Da heißt es nun

quis non Argolico defleuit Pergamon igni
†impositam et tristi natorum funere mentem?

Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass Anfangs- und Schlusswort des Verses corrupt sind. Sudhaus versucht umsonst, das impositum zu retten, mit dem Schluss kennt er sich gar nicht aus — es ist Tollheit, wenn er der Schlimmbesserung der deteriores folgt, statt mentem matrem in den Text nimmt, und eine Übersetzung liefert, cuius nec uola apparet in contextu nec uestigium. Die deteriores haben insoferne recht, dass in dem verderbten mentem die Mutter der nati zu suchen ist. Wer diese Mutter ist, sagt Manilius v. 465 ausdrücklich:

quin et *Medeae natos* fratremque patremque ....

Aber wie der Vers zu gestalten ist, das lehrt Manilius nicht; das zeigt aber Ennius, nach dem auch hier der Dichter sich gehalten hat. Beim Nonius (297. 18 M.) ist die Stelle der ennianischen Medea erhalten, die hier berücksichtigt ist:

utinamne unquam, Mede, Colchis
cupido corde pedem extetulisses.

Diesem Muster folgte der Dichter und schrieb:

quis non Argolico defleuit Pergamon igni
i m b u s t a m et tristi natorum funere M e d e n?

Dieses halte ich für unwiderleglich, an jenem mag man mäkeln (Haupt: ambustam), ich habe es hier nur mit der ennianischen Form Mede zu thun, die den Dichter als Schüler der alten nationalen Poesie verräth. Die Form selbst aber steht unter Verszwang am Versende.

Lucretianische Anklänge sind zahlreich, und da das Wild zahm war und sich mit Händen greifen ließ, so sind sie ja auch in Alzingers Index bereits gesammelt, wobei natürlich nach heutzutage beliebter „statistischer" Manier Beweisendes und Nichtbeweisendes im lieblichen Kunterbunt durcheinandergehen. Sind aber die Anklänge entfernter oder gar verwischt, dann versagt die „statistische" Philologie und es bleibt nichts übrig, als die ††† Gottseibeiuns-Conjecturalkritik.

In der Beschreibung der Gigantomachie heißt es von den Giganten selbst V. 46 f.:

> bis natura sua est aluo tenus: ima per orbes
> squameus intortas sinuat uestigia serpens.

(Als uaria lectio hat Baehrens: sue in sua m. 2 corr. *H.* und intortas CS intortus *Hς*.)

Was zunächst V. 47 angeht, so ist klar, dass in dem intortus der zweitclassigen Hss. nichts als ein missdeutetes offenes a steckt, dass also auch sie nur intortas überliefern. Alle Herausgeber hielten dies für einen acc. pl. fem. des Participiums Perfecti und demgemäß mussten sie emendieren. Es ist aber lediglich Vulgärform für mediales intorta(n)s ganz nach dem Muster von trā(n)s, totie(n)s, Verone(n)sis, cō(n)sul, pō(n)s u. a. m. und das Wort stammt einfach aus Lucrez III 661

> quin etiam tibi si lingua uibrante minanti
> serpentis cauda et procero corpore utrumque
> sit lubitum in multas parteis discidere ferro —
> omnia iam sēōsum cernes amcisa recenti
> uolnere *tortari* et terram conspargere tabo .....

Aber intortans einzusetzen, widerrathe ich, es muss bei dem vulgären intortās bleiben, zu dem das Gedicht eine Reihe Parallelen bietet, die ich freilich hier nicht anführen kann, da jede ihre ausdrückliche Behandlung fordert; ich verweise daher z. B. nur auf Varro l. l. V 4 obscurius fit, si dicas pos quam impos; uidetur enim *pos* significare potius pontem quam potentem.

Ich wende mich lieber zu V. 46. Dort haben alle Interpreten den Unsinn stehen gelassen:

> bis natura *sua est* aluo tenus ....

Das ist Unsinn; denn es heißt: „Die Giganten haben ihren Körperbau bis zum Bauche", wo der Dichter doch sagen wollte, ja musste, sie haben „Menschengestalt" bis zum Bauche.[1]) Ein

[1]) Sudhaus: ihren „natürlichen Körperbau." Das ist Eskamotage, nicht Übersetzung.

glich Wesen und sei's eine Mischgestalt wie Giganten, wie
ntauren, wie der vierthierige babylonische Charub hat **seine**
estalt vom Wirbel bis zur Sohle. Wie viel daran menschlich ist,
leibt eine andere Frage. Also gewinnt die Lesart des Helm-
städter Codex auf einmal tiefere Bedentnng. Die erste Hand hat
se und dies führt ganz richtig zn sūēs [2]) mit oder ohne est:

his natura *sūēs* alno tenns; ima per orbes
squamens *intorta(n)s* sinuat uestigia serpens,

d. h. „sie haben die gewohnte Gestalt bis an den Bauch, die
bogenen Füße unten bildet eine sich in Kreisen einrollende
chlange".

Wem fällt aber bei diesem sūēs nicht sofort der lucrezische
ebrauch des Wortes mit vocalischem u bei? Entscheiden will ich
ur das eine nicht, ob est der Hss. einfach zu tilgen oder in der
orm von sūēst beizubehalten ist. Ich persönlich bin für das
etztere.

Gleichfalls nach Lucrez emendiert sich ganz von selbst 415

cunctanterque eadem et pigre coepta[ta] remittit;

denn coeptare ist ein Lieblingswort des Lucrez.

Und wiederum wird Lucrez helfen bei der Emendation von
V. 120 ff. Wer zweifelt an der Existenz von Erdhöhlen, sagt der
Dichter, wenn er Quellen aus der Erde brechen oder sie ver-
schwinden sieht in einer Schlucht (hiatus)?

nam ille ex tenui uocemque agat apta necesse est
cum flnnia errantes arcessant undique uenas
et trahat ex pleno quod fortem contrahat amnem.

V. l.: nam CS non H; cum flnnia St cum flunio C conflnuia H.
Man hat nocemque wegemendiert — selbst Sudhaus. Man hat
nicht eingesehen, dass, wenn die Quellen übers Gehäng in der
Schlucht verschwinden, ein Rauschen unvermeidlich, dass also
uocem gerechtfertigt ist. Freilich zeigt que, dass ein Substantiv
fehlt. Welches, das sagt natürlich tenni, aus dem sich das (alli-
terierende) uim 'Wassermasse' ergänzt. Wenn dem so ist, dann
hat aber der Dichter ténvi gelesen, wie Lucrez (ténve als Vers-
anfang IV 1238), dann ist das non des H falsch, und nam in SC
ein verlesenes num.

núm ille ex *ténui [uim]* uocemque agat?

„Könnte denn ein solcher Schlund aus einer Enge die
Masse seiner tönenden Gewässer emporführen?" Nein:

a[m]pla necesse est
comfluuia errantes arcessant undique uenas
et trahat ex pleno quod fortem contrahat amnem.

„Nein, sagt er, geräumige — aber nicht geeignete, also
apla nicht apta — Sammelbecken müssen vielmehr die einzelnen

[2]) Vgl. mansues, desues, consues.

Wasseradern von allen Seiten sammeln und aus dem Vollen m
er dann seinen Strom bilden".

Dabei ist zu erwähnen, dass comfluuia die ciceronis
Orthographie ist (Lindsay S. 57) die wahrscheinlich auch lu
zisch ist.

Und nun zurück zu Vers 119, dem wir vielleicht auch l
kommen können:

quis enim non credit inanis
esse sinus penitus, tantos emergere fontes
cum uidet et † *torrens uno* se mergere hiatu?

Haupt wollte totiens uno; ich wage es, nachdem ich
Vers 120 uocem vom Rauschen der Gewässer gedeutet habe, l
getrost zu schreiben:

cum uidet et *torren[ti]sono* se mergere hiatu.

Dies deckt jenes und jenes dient diesem zum Halt:
„Wenn er verschwinden sie sieht in der sturzbachdur
brauseten Waldschlucht".

Es widerstrebt mir, alles lucrezianische hier mitzutheil
das mir aufstieß, ich nehme vielmehr eine oder die andere St
vor, die aus Vergil sich aufhellt.

Gleich 224 f. lese ich statt des handschriftl. effusis

non oculis solum pecudum miranda tueri
more nec *est fusis* in humum graue pascere corpus.

vergilischem Sprachgebrauche gemäß, wie fusus humi ze
geo. II 527 und est im Sinne von ἔστι, ἔξεστι, bei demselt
geo. IV. 447 buc. X. 46; übrigens hat es auch Lucretius VI. 7
Aber im weiteren Verlaufe dieser Diatribe heißt es Vers 237
es sei gut, zu wissen:

nubila cur p a n o p e c a e l o (G) oder (nach CH)
nubila cur c a e l o t e r r i s denuntiet imbres
quo rubeat Phoebe, quo frater palleat igni.....

Der apokryphe Gyraldinus bringt hier einen Rattenkönig v
Irrthümern hervor. Hätte man sich bei der Lesart der Hss. b
ruhigt, so wäre alles völlig klar. Denn die Stelle, die aus Ge
I. 530 stammt:

at si uirgineum suffuderit ore ruborem
uentus erit.....................
notaque seruati soluent in litore nautae
Glauco et Panopeae et Inoo Melicertae

sagt nur das, was das alte schottische Lied meint:

Den Vollmond sah ich am Himmel stehn,
Ein Hof war um ihn her —
Ich aber musste zu Schiffe gehn
Wohl über das weite Meer.

Dann bezieht sich nubila getrost auf Phoebe im nächste
Vers und caelo hängt von dem de in denuntiet ab: „Warum ei
Mondhof am Himmel Regen kündet, weshalb der Mond roth glüh

und die Sonne bleich scheint". Dabei beruhige ich mich und erkläre einfach die ganze Lesart des Gyraldinus für eine unzeitgemäße Reminiscenz eines Gelehrten, der aber unter Panope gewiss nicht den Nominativ (wie thörichterweise Sudhaus that und vor ihm andere gethan haben), sondern den Dativ gefühlt hat, wobei der Bezug auf Phoebe völlig klar bleibt. Steckt also hinter dem Panope wirklich eine Handschrift, und ist das ganze kein Betrug, dann ist zu übersetzen: warum ein Mondhof am Himmel den Meergottheiten (resp. der Panope) Regen kündet". Man braucht deswegen eben nicht Panopae schreiben; dem vulgären Charakter des Dichters entspricht getrost auch ein Dativ Panope (*Πανόπῃ*).

Von Vergil erhoffe ich ferner Hilfe für 586 f.

> Tu quoque Athenarum carmen tam nobile sidus
> Erigone. Sedes nestrast Philomela canoris
> enocat in siluis et tu soror hospita tectis
> acciperis solus Tereus ferus exulat agris.

Scaliger änderte tam in iam, Sudhaus übersetzt: „Du bist ein Sang von Athen geworden". Sinn ist nach dem Zusammenhang: du stammst aus Athen. Ich erkenne hier ein Vergilcitat, aus ecl. IV. 49 entlehnt:

> cara deûm suboles, magni Ionis incrementum.

Der auffällige Ausdruck (nicht sowohl θρέμμα, wie Georges[7] erklärt, sondern eher wohl nach Isidor sêmen), der schon den Centonisten der Ciris 397 zur Entlehnung bewog, steht auch hier allerdings ohne Präposition[1])

> Tu quoque Athenarum *crementum*, nobile sidus
> Erigone

Dass aber des Icarios Tochter wirklich ein θρέμμα Ἀθηνῶν ist, steht fest. Das folgende würde ich etwa so lesen:

> Sedes nestrast, Philomela; canoris
> enoca [*I*]*tyn* siluis et tu, soror hospita, tectis
> acciper[e]; is solus, Tereus ferus, exulet agris.

Eine andere Stelle wird gleichfalls Virgil, freilich nicht der Dichter sondern — der Virgilius grammaticus lösen helfen. Es ist eine der bittersten cruces in dem ganzen Gedichte. Vers 4 ff. betet nämlich der Dichter zu Apollo:

> dexter uenias mihi, carminis auctor,
> seu te Cynthos habet, seu Delos gratior illa
> seu tibi Dodona potior ....

Das dreifache seu scheint auf drei Orte der Apolloverehrung zu deuten und daher gehen alle Emendationsversuche darauf hinaus, eine solche Dreitheilung herzustellen. Schon die „Itali" schrieben

---

[1]) Da crementum bei Georges[7] nicht verzeichnet ist, so citiere ich hier Isidor orig. IX. 5: crementum est semen masculi, unde animalium et hominum corpora concipiuntur.

daher läppisch genug Dodonē, nicht beachtend, dass Dodona
Zeusorakel ist. Nach langem Überlegen bin ich endlich dahin
kommen, die ganze Stelle mit Ausnahme des dritten seu für v
heil zu halten. Nicht drei, sondern zwei Stellen des Apollo
werden erwähnt, und die erste deutlich genannt in Cynthos
Delos, während die andere durch Paraphrase angedeutet ist.
ist jene berühmte (illa) Orakelstätte, die Dodona überlegen
donā potior) ist, also Delphi. Ehe ich nun weiter schreite, se
gestattet, die Stelle zu übersetzen, u. zw. füge ich zuvör
ganz willkürlich an die Stelle des falschen seu sors und bitt
für einen Augenblick als „Orakelstätte" aufzufassen

seu te Cynthos habet, seu Delos(t) gratior illa
'sors' tibi Dodona potior.

„Ob du auf dem Cynthos weilst, oder ob du dem delis
Eiland jene Weihstatt vorziehst, die Dodona überragt". Das
vernünftig und sinnvoll. Was stand nun aber einst an Stelle j
seu? Der wunderliche Heilige, den man Virgilius *grammat*
nennt, berichtet in der ersten Epistel (S. 111. 6 ff.) von doppe
Nominativbildungen bei sonstiger gleicher Declination und fi
als Beispiele an: ut dicimus sepe[s] sepis et seps sepis..
item preces precis et prex precis, sedes sedis et ses sedis et ce
Das erste dieser Beispiele nämlich saeps = saepes stammt
aus niemand geringerem als aus Cicero, wie Ausonius in
grammaticomastix berichtet (S. 186 P)

bucolico saepes dixit Maro; cur, Cicero, saeps?

Andere Beispiele solcher Bildung sind ja gleichfalls *beka*
wie plebes plebs, nubes nubs, cautes cos, trabes trabs, sortis s
u. a., bei denen die einsilbigen Formen entschieden *vulgä*
Charakter tragen. Ich empfehle daher mit einzig einer Buchstab
änderung dem zerrütteten Text so aufzuhelfen

seu te Cynthos habet, seu Delost gratior illa
ses tibi, Dodona potior.

Wie leicht nämlich solche minder bekannte Wörter sich v
unstalten, dafür nur ein Beispiel aus diesem Gedichte, nämli
Vers 49, wo die Giganten die Berge aufthürmen:

construitur magnis ad proelia montibus agger,
Pelion Ossa *creat* summus premit Ossan Olympus.

So lesen alle Hs., seit Jakob hat man daraus *gravat* g
macht, gewiss sehr vernünftig, ja fast platt. Ich aber glau
ebendarum nicht daran, sondern finde auch hier einen schön
Rest alten Lateins (Liv. Andr. 31 R, Lucilius III. 14 nach Löw

Pelion Ossa [*o*]*cre ac* summus premit Ossan Olympus.

Vgl. Festus: Ocrem *antiqui* (das will viel sagen!!) ut Ateit
Philologus in libro glossematiorum refert montem *confragosu*
vocabant e. q. s.

Bis hierher habe ich mich noch so ziemlich auf den Wegen der Schule gehalten, nunmehr bitte ich ängstliche Gemüther nicht weiter zu lesen, weil ich jetzt daran gehe, Wörter zur Heilung des Textes zu — construieren, nota bene solche, die nicht im Thesaurus stehen. Die Verantwortung für solche „Unmethodik" trifft mich allein, und ich stehe keinen Augenblick an, offen zu erklären, dass mir die ratio über alle Methode, ja selbst über alle Überlieferung geht. So ist schon enes, das oben eingesetzt wurde, frischweg aus mansues u. dgl. erschlossen, so ist torrentisonus in keinem Thesaurus verzeichnet — aber es kommt noch besser.

Ich gehe systematisch zu Werke: Von pingere, sistere, nasci bilden wir pictura, statura, natura. Wie müsste eine ähnliche Bildung lauten vom verbum substantivum? Zwei Stämme stehen für diese Bildung zur Verfügung; zu es entstünde *estura (τὸ εἶναι) zu fuo, fore, fui ganz entsprechend *dem p. f. ein Substantiv *futura, ae, f. (τὸ φῦναι, ἡ γένεσις, τὸ γίγνεσθαι). Hat man diese Gedankenreihe abgehaspelt, dann gehe man vorurtheilsfrei an die Prüfung der Überlieferung von 105:

> qualis acervus
> exilit imparibus iactis ex tempore saxis
> ut *creper* (*introssus* spatio uacefacta charybdis)
> pendeat in sese: simili quoque terra *futura*
> in tenuis laxata uias non omnis in artum
> nec stipata coït....

Hier ist nämlich die Stelle, wo Sudhaus nach der Überlieferung des C (crebrer) crēber mit kurzem e messen lässt, während eben auch hier ein altes seltenes Wort missverstanden vorliegt. Vgl. creperum dubium bei Festus-Pauli oder crepera res proprie dicitur dubia bei Nonius mit Belegen aus Lucrez (creperi certamina belli) Accius, Lucilius, Pacuvius, Plautus. Ich übersetze nach Sudhaus: wie sich durch planloses Zusammenwerfen ungleicher Steine ein Haufen erhebt, so dass er u n s i c h e r in sich selbst zusammenhält — inwendig nämlich sind leere Räume in dem Haufen[1]) — in ähnlicher E n t s t e h u n g ballte sich auch die Erde nicht zu fester Masse usw. Ich halte futura 'die Entstehung, Werdung' für heil und vernünftig.

Vers 386 ff. geht der Dichter daran, die Stoffe zu schildern, die den Brand im Ätna speisen. Die Überlieferung

> incendi p o t e r u n t illic uernacula causis
> materia appositumque igni genus u t i l e terrae.

Staunend fragt der Interpret nach der Berechtigung des Futurums poterunt, noch staunender nach der Bedeutung von utile. Die Übersetzung von Sudhaus weicht dem allem aus; aber sie

---

[1]) Dies nach Bücheler rh. M. 54 1. S. 4., den ich einzusehen bitte; die Orthographie intrōssus nach S war nicht abzuweisen.

trifft den Gedanken, wenn sie sagt, die „feuerfangenden Stoffe des Erdinnern“. Nun heißt aber feuerfangend nicht gerade utile, sondern si dis placet: ustile. Also

incendi *pote sunt* illis uernacula *caulis*
materia appositumque igni genus *ustile* terrae.

d. h. entzünden kann sich nun die in jenen Höhlen heimische Materie und die dem Feuer anliegenden brennbaren Erdarten.

Was die Form ustilis zu ustus betrifft, so steht sie wie fusilis neben fusus, missilis neben missus, coctilis neben coctus u. a. m. Die uralte Form pote sunt — archaistisch — zeigt alles alte Latein.

Noch an einer anderen Stelle braucht der Dichter den Begriff brennbar. „Alles übrige brennfähige Material stirbt ab, sobald es einmal in Brand gerathen ist“ und nichts bleibt übrig..... So interpretiert Sudhaus seinen Text:

cetera materies quaecumque est *fertilis* igni,
ut semel accensa est, moritur nec restat in illa....

Also 'brennfähig' heißt fertilis igni? Sollte es denn nicht heißen:

cetera materies, quaecumque est **feruilis*, igni
ut semel accensa est, moritur.........

Ich kann mir *feruilis neben docilis, agilis, facilis nicht nur vorstellen, sondern ich würde es hier getrost in den Text einsetzen. Doch dies ist unsicher.

Weitaus fester steht mir ein anderes Wort in der Beschreibung des lapis molaris, den die Griechen ὁ μυλίας nennen, sei es mit (Strabo VI. 2.3) sei es ohne λίθος (Plat. Hipp. mai. 292. d.). Nach anderen Kennzeichen, die er angibt, fährt der Dichter fort:

quinetiam externam multis color ipse refellit
non odor aut leuitas.

Sachlich ist Sudhaus im Rechte, wenn er erklärt; die Farbe allein beweise die Einheitlichkeit des Gesteins, dem kein Fremdkörper beigemengt sei. Aber wie soll das in den Worten liegen? Was gehört zu externam für ein Substantiv? Wo steht es? Und ist es nicht bloße Taschenspielerei, wenn man das unverständliche multis mit einer Parenthese „(gleichsam ein beredter Zeuge)“ übersetzt? Zurück zur ratio. Hier liegt ein Fremdwort vor und es heißt:

quinetiam externa *in muliis* color ipse refellit
non odor aut lenitas....

Das heißt: An den Mühlsteinen (*ἐν τοῖς μυλίαις*) weist schon die Farbe alles Fremdartige ab. Das hat Hand und Fuß.

Um ein paar Verse weiter steht wieder eine crux 532:

quin ipsis quaedam Siculi cognomina saxis
imposuere? — ? et iam ipso nomine signant
fusilis esse notae.

An Stelle des leer gelassenen Wortes hat H phricas die ...geren Hs. frichas, C fridicas. Scaliger wollte cbytas oder rbytas, ...bel rhyacas schreiben. Ich kann nichts anderes in dem Worte ...nnen, als eine Ableitung von φρύγω oder φρύττω, u. zw. das ...fache Verbaladjectiv φρυκτός, ein im Griechischen vielgebrauchtes ...rt, das auch dieser Bedeutung, die es hier haben soll, fähig ist:

cognomina saxis
phryctis imposuere et iam.....

Ich hätte noch viel derlei vorzubringen. So möchte ich z. B. ... von Bücheler an anderem Orte behandelten Vers 430

dicitur *insidiis* flagrans Aenaria quondam,
nunc extincta super

...nz anders auffassen, als Bücheler; denn ich glaube insidiis ist ...r gar nicht abl. pl. von insidiae, sondern ein dat. pl. von **in-...dui* = insĭdentes = incolae und super ist meiner Ansicht nach ...enso gleich superest wie πάρα = πάρεστι. Dann hieße der ...rs: nach den Angaben der Bewohner war auch Änaria einst ...n Flammenberd, jetzt besteht sie nur mehr erloschen fort. Dann ...re insiduus gebildet wie assiduus, residuus u. dgl. Aber ich ...sse das in Frage gestellt, wie ich gleichfalls nicht entscheide, ...b Vers 492 neisibus d. h. nīsibus (Hs. nasibus) zu lesen ist. ...nn ich möchte zum Schlusse noch einen Vers besprechen, der ...ir gar sehr der Erklärung bedürftig scheint, ohne dass wir sie ...f dem gewöhnlichen Wege finden können.

Die Beschreibung der aurea aetas, mit der der Poet beginnt, ...det nach mancherlei kritischen Klippen mit dem Vers: wer kennt ...e Zeit nicht,....

† secretos amnis ageret cum gratia ruris.

Was heißt dies? Was kann es heißen? Was soll es heißen? Auf die erste Frage: es heißt nichts, auf die zweite: es kann nur heißen „getrennte, geschiedene" Bäche. Auf die dritte Frage gibt die Literatur Antwort: Es muss heißen: W e i n b ä c h e! Der Poet hat ja seine Anregung aus Vergils Georgica I, 131 genommen:

mellaque decussit foliis ignemque removit
et passim *riuis currentia uina* repressit.

Und damit stimmte nachmals Ovid, nach dem wie in unserem Schlaraffenlande

flumina iam lactis, iam *flumina nectaris* ibant.

Was übersetzt nun Sudhaus? „Da die Gnadenfülle des Bodens noch W u n d e r s t r ö m e rinnen ließ". Ist das übersetzt? Oder sieht nicht vielmehr jedermann ein, dass Sudhaus mit dem secretos nichts anzufangen wusste? Was ich vortrage, ist — keck, aber vernünftig. Das Alterthum kannte neben Wein und Bier auch den Obstwein. Die Orientalen benennen diesen sicera. Vgl. Isidor orig. XX. 4 sicera est omnis potio quae extra uinum inebriare potest. Das ist nämlich lediglich eine Glosse zu numeri VI. 3, wo zwar die Vulgata dem Fremdwort ausweicht, aber andere Quellen es wie

die griechischen Übersetzungen beibehalten. Hochhebräisch schechar heißt es aramäisch (geschwäbelt) sicra. Könnte nun nicht bei einem Autor, der ganz und gar auf den Arbeiten eines Syriers nämlich auf denen des Posidonius von Apamea fußt, es möglich erscheinen, dass man schon in jenen alten Zeiten, Jahrhunderte vor Kenntnis der Bibel sicratos amnes als „Ströme von sicera“ also gut oberösterreicherisch als „Mostbachln“ versteht?

Ich schließe mit einem sehr klugen Worte von W. H. Riehl (Neues Novellenbuch I): „Es gibt Naturen, die gehen zugrunde, wenn sie den geweisten Pfad der Zunft und Schule verlassen, andere verderben, wenn sie ihn nicht verlassen“. Die Exemplification ist nicht meine Sache; sed fieri sentio et excrucior.

Wien. J. M. Stowasser.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Sophokles' Aias; Philoktet. Zum Schulgebrauch bearb. von Christian Muff. Text und Commentar. (Sammlung lateinischer und griechischer Schulausgaben. Herausgeg. von H. J. Müller und Oskar Jäger.) Bielefeld u. Leipzig. Velhagen und Klasing 1896; 1897. XXIII, 84 u. 63 SS; XXIV, 82 u. 56 SS. 8°.

In einem kürzlich erschienenen beherzigenswerten Aufsatze (Neue Jahrb. f. d. class. Alterthum, 2. Jahrg., 1899, 2. Abth. S. 501 ff.) macht M. Siebourg im Hinblick auf das Anwachsen der Ausgaben für den Schulgebrauch mit vollem Rechte darauf aufmerksam, dass man hier allmählich vor lauter Commentaren, Inhaltsangaben, Hilfsheften und Abbildungen den Text nicht mehr sehe. Für besonders bedenklich, u. zw. auf Kosten des Unterrichts und des Schülers, hält er die Inhaltsangaben, mit denen unsere modernen Schulausgaben verziert seien. Die gemeinsame Feststellung des Inhaltes einer Stelle und ihrer Bedeutung innerhalb des Ganzen müsse eine wesentliche Aufgabe jeder Lectürestunde bilden. In ernster Arbeit habe der Schüler erst das zu erringen, was ihm die modernen Ausgaben bequem und fein säuberlich über dem Texte und am Rande darbieten. „Also fort mit den Inhaltsangaben aus den Schulexemplaren; der Unterricht erarbeite den Inhalt, der Schüler notiere ihn fortlaufend und kurz“.

Auch die vorliegenden Ausgaben scheinen mir in der Vorwegnahme des Inhalts größerer Partien zu weit zu gehen. Damit wird nur der Bequemlichkeit des Schülers Vorschub geleistet. Andererseits bezweifle ich, dass dieser der Erörterung chorischer Fragen dasjenige Interesse entgegenbringen wird, das der Herausgeber als Verf. der „Chorischen Technik des Sophokles“ (Halle 1874) hiefür hat. Ich glaube, der Schüler wird derlei Auseinandersetzungen, ob diese oder jene Strophe den Halbchorführern oder den Halbchören zuzuweisen ist, überschlagen, und auch der Lehrer wird sie sich von dem Herausgeber nicht aufnöthigen lassen. Übrigens hat auch dieser, von einem ähnlichen Gefühle geleitet,

die betreffenden Angaben zur Vorsorge eingeklammert. Das metrische Schema mit den nöthigen Erläuterungen findet sich im Texte selbst abgedruckt. Doch kann ich hierin keinen besonderen Vortheil sehen, da Strophe und Gegenstrophe meist nicht auf dieselbe oder die gegenüberstehende Seite zu bringen waren. Der Text ist mit Vorsicht gestaltet, bringt Vermuthungen der Neueren in sorglicher Auswahl, eigene Conjecturen finden sich überhaupt nicht, eine Zurückhaltung, die jedenfalls bemerkenswert ist.

Der Commentar bietet treffliche Übersetzungshilfen und Übersetzungen, während grammatische Dinge nur in ganz wenigen Fällen, wo es für das Verständnis unerlässlich ist, kurz besprochen werden. Und wiederum wäre mit dem Verf. des obgenannten Aufsatzes die Frage zu erwägen, ob nicht mit der Darbietung der Übersetzungshilfen und fertigen Übersetzungen dem Unterrichte eine der fruchtbringendsten Aufgaben, die in der „Lust des Selbstfindens, dem lebendigen Erwerb stilistischer Kenntnisse, der Zunahme in der Beherrschung der Muttersprache" besteht, zum großen Theile vereitelt wird.

Nach all dem Gesagten will es mir scheinen, dass die in jedem Betrachte musterhaft ausgestatteten Muff'schen Ausgaben, von denen außer dem Aias und Philoktet noch der König Ödipus und die Antigone erschienen sind, sich eher für die Benützung bei der Privatlectüre als beim Classenunterrichte eignen dürften. Dort wo der Schüler mit seinem Autor allein ist, werden die Inhaltsangaben, die Aufklärung über die Metren, die eingehenden Betrachtungen über den Ausdruck und Gedankengang, den Fortschritt der Handlung und die Entwicklung der Charaktere usw. treffliche Dienste leisten.

H. Schmitt, Präparation zu Sophokles' Oidipus auf Kolonos. (Präparationen für die Schullectüre griechischer und lateinischer Classiker. Begründet v. Prof. Dr. Krafft u. Prof. Dr. Ranke. Hft. 41.) Hannover. Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel 1899. 33 SS., gr.-8°.

Um etliche Stufen tiefer zum Schüler herab steigt die vorliegende „Präparation", die bereits zu sämmtlichen Tragödien des Sophokles mit Ausnahme der Trachinierinnen vorliegt. Während die Commentare der vorbesprochenen Sammlung sich ausdrücklich dagegen verwahren, sogenannte Präparationen zu sein, wollen diese sich ausdrücklich als solche bekennenden Hefte — „Preis 60 Pf.; 10 Exemplare, wenn auf einmal bezogen, 4 Mk. 80 Pf." — „der Erleichterung der Lectüre dienen, indem sie den Schüler befähigen sollen, ohne Gebrauch des Wörterbuchs eine wortgetreue Übersetzung zu liefern". Man wird es aber billig bezweifeln dürfen, dass die am Vocabelaufsuchen gesparte Zeit für den Schüler auch wirklich eine gewonnene ist. Sollte es diesen nicht vielmehr reizen, die an der betreffenden Stelle geeignete Bedeutung mit Hilfe des Wörterbuches selbst zu finden? Gerade diese Arbeit wird ihn vor

ler rein mechanischen häuslichen Vorbereitung bewahren. Wird der dem Schüler „präparierte Präparation" jedesmal fertig auf dem Präsentierteller geboten, so ist zu befürchten, dass er sich in seinem Wörterbuche nicht wird zurechtfinden können, wo es gilt, sich mit dessen Hilfe das Verständnis einer Stelle zu erschließen.

Die vorliegende Präparation folgt den Textausgaben von Friedrich Schubert (2. Aufl. 1897) und von Dindorf-Mekler (1885). Wo diese voneinander abweichen, sucht die Erklärung der Lesart jedes der beiden Herausgeber gerecht zu werden.

Sophokles. Erklärt von F. W. Schneidewin und A. Nauck. Achtes Bändchen: Anhang. Zusammengestellt von Ewald Bruhn. Berlin. Weidmann 1899. VI u. 170 SS., gr.-8°.

Bruhn, der als erstes Stück seiner Neubearbeitung des Schneidewin-Nauck'schen Sophokles den König Ödipus herausgab, hat dem Abschlusse seines Unternehmens einen Anhang vorausgeschickt, der dazu bestimmt ist, die Abweichungen vom gewöhnlichen Sprachgebrauche, die schon die früheren Herausgeber durch eine Fülle von Stellen an dem jedesmal zugehörigen Orte belegt hatten, sub uno conspectu vorzuführen, etwa so wie Rehdantz seinen Commentar der neun philippischen Reden des Demosthenes durch einen rhetorischen und stilistischen, einen grammatischen und lexikalischen Index ergänzt hat. Denn während in der Schneidewin-Nauck'schen Ausgabe die Verweisungen „gar zu oft wie neckische Irrlichter den Leser durch alle sieben Stücke hindurchlockten, um ihm häufig an der neuen Stelle nur dasselbe zu sagen, was er schon an einer früheren gefunden hatte", hat Bruhn in wohlerwogener Gliederung das Syntaktische, Stilistische und Lexikographische ausgesondert und ermöglicht es so, manche angezweifelte Spracherscheinung durch das Licht der beigebrachten Parallelstellen zu erhellen. Diese sind zwar vor allem den Tragikern entnommen, doch werden auch Beispiele aus Homer, Pindar, den Komikern, aus Herodot, Thukydides, Xenophon, Platon, Demosthenes und anderen herangezogen. Auch in diesem trefflichen Büchlein zeigt sich Bruhn als fein- und scharfsinniger Interpret, und jeder, der sich mit dem Tragikertexte kritisch beschäftigt, wird es mit großem Nutzen zurathe ziehen: es wird ihn sicherlich vor mancher vorschnellen Conjectur bewahren.

Prag-Kgl. Weinberge. Siegfried Reiter.

Richard Kralik. Sokrates nach den Überlieferungen seiner Sch
Wien, Konegen 1899. 8°. 617 SS.

Unter dem bescheidenen Titel „Sokrates" führt uns der V
in seinem Buche in das gesammte geistige Leben einer der
deutendsten Culturepochen des griechischen Volkes ein und lä
uns gewissermaßen mitten im Getriebe der Athener alle die V
gänge miterleben, die die zweite Hälfte des fünften Jahrhund
v. Chr. ausfüllen. Wohl steht im Mittelpunkte seiner Darstell
die interessante Persönlichkeit des Sokrates, den er uns in sein
ganzen Wirken und Walten vorführt, allein er macht uns zugle
mit den bedeutendsten Staatsmännern, Dichtern, Philosophen, sof
sie Freunde oder Gegner des großen Weisen waren, bekannt.
entwickelt das ganze Parteigetriebe der Athener, er zeigt u
wie diese Stadt durch die schrankenlose Herrschaft des Des
von der Höhe, auf der sie nach den Perserkriegen stand, ra
hinabsank, ohne dass es Männer wie Sokrates hätten hind
können. Kurz, das Buch gibt uns eine vollständige Geschic
und ein klares Culturbild jener Zeitperiode.

Die Person des Sokrates lernen wir nicht aus dürren b
graphischen Daten kennen, nein, wir sehen, wie sich der einfa
Bildhauer Sokrates allmählich zu einem großen Denker entwick
wie er unmittelbar und noch mehr mittelbar in das ganze geist
Leben seiner Vaterstadt eingreift; wir sehen, wie er angefein
wird und wie ihn schließlich die Katastrophe ereilen muss,
seine Lehren von seinen Schülern, die den Meister nicht v
standen oder seine Ideale auf ungeschickte Weise in Wirklichk
umsetzen wollten, in Misscredit gebracht wurden. In dieser We
wurde der große Weise meines Wissens von niemandem dem Le
vorgeführt, und es wäre nur zu wünschen, dass das Bild
großen Meisters, wie es uns in diesem Buche entgegentritt, uns
allzu realistische Zeit wiederum für das Ideale begeistern möch

Das Werk zerfällt in sieben Bücher, von denen das er
die Lehrjahre (469—440), das zweite die Bildung der Sch
(440—431), das dritte Sokrates in der großen Welt (431—41
das vierte die politische Katastrophe (415—403), das fünfte d
greisen Sokrates, das sechste die Anklage, den Process, die Ve
urtheilung und den Tod (399), das siebente die sokratische Sch
behandelt.

Die Quellen, nach denen der Verf. das Bild des groß
Meisters entworfen hat, sind die Schriften Platos und Xenophon
und die Komödien des Aristophanes, welche letztere der Verf. i
höheren Maße für diesen Zweck ausgebeutet hat, als es bish
geschehen ist. Wiewohl nun der Verf. dieselben Quellen benüt
hat, wie andere, die dasselbe Thema behandelt haben, so i
doch zwischen dem Sokrates, wie ihn unser Verf. schildert, un
jenem, wie er allgemein geschildert wird, ein großer Unterschie
Während man nämlich allgemein den Ausführungen Xenophon

mehr Glanbwürdigkeit beimisst und der Aneicht huldigt, Xenophon habe seinen Meister nach bestem Vermögen getreu geschildert und sein Bild, wenn auch nicht vollständig, doch rein und aufrichtig wiedergegeben, gibt man bei Plato nnr zu, dass einzelne seiner sokratischen Dialoge getrene Darstellnngen sind, und behanptet, er habe sich in den meisten Dialogen nur der Person des Sokrates bedient, um eeine eigenen, von der Lehre des Sokrates ganz abweichenden Lehren vorzutragen. Der Verf. wendet sich gegen diese allgemeine Annahme, die er für ganz willkürlich hält, indem er den Gedanken, ein Künstler oder Forscher habe sich hinter einen anderen gesteckt, um s e i n e Gefühle und Gedanken anzubringen, ale ganz unantik zurückweist. Demgemäß hält er die sokratischen Dialoge Platos für das geistige Eigenthum des Sokrates nnd glaubt, auf diese Weise auch die Ansicht aus der Welt zn schaffen, ale habe Plato seine philosophiechen Ansichten in seinen späteren Jahren geändert, sein System allmählich verändert, ansgebant und gemildert. Er glaubt auch, dadnrch die Widersprüche der sokratischen Dialoge Platos mit den späteren Zeugnissen über die platonische Philosophie ans dem Wege zu räumen. Die Frage, wieso Plato so viele Gespräche des Meisters habe im w e s e n t l i c h e n wiedergeben können — denn dass sich Plato ebenso wie Xenophon eine höchst eingreifende redactionelle Behandlung des vorliegenden Stoffes erlaubt hat, gibt der Verf. ohneweiters zu — sucht Kralik in der Weise zu beantworten, dass die Vorträge oder Gespräche des Sokrates unter den Schülern desselben weiter erzählt wnrden, zum Theile anch schriftlich aufgezeichnet gewissermaßen in Collegienheften cursierten. Diese Gespräche seien auch nicht eo znfällig nnd improvisiert gewesen. Sie seien vom Meister wohlüberlegte nnd im Geiste ausgeführte dialectische Knnstwerke, die er bei seinem Stunden und Tage langen Grübeln sich gleich dialogisch ausgedacht habe. Dass diese Gespräche und Vorträge des Sokrates von anderen Seiten fast gewerbsmäßig reprodnciert wurden, bezeuge uns auch Alcibiades im Symposion (Cap. 32), wo den eokratischen Vorlagen nachgerühmt wird, dass sie wie classische Mnsikstücke durch mangelhafte Wiedergabe weniger leiden ale die Sachen anderer.

Der Verf. ist also der vollen Überzengung, dase der Biograph des Sokrates die platonischen Dialoge, in denen der Meister eelbst redend angeführt wird, ale historische Docnmente über dieeen benützen mnss, verhehlt sich aber nicht, daee er kritische Zweifler nicht mit mathematischer Gewissheit widerlegen kann. Er gibt sich mit seiner subjectiven Überzengnng zufrieden und stellt uns auf Grund der ihm maßgebenden Qnellen das Bild des Sokrates dar, das, wie seine Quellen, eine Mischung von Dichtnng und Wahrheit enthält. Er übt keinerlei Kritik an den Überlieferungen Platos und Xenophons, die ja den Meister von Angesicht zu Angesicht schanten und hörten, und hält es für eine Anmaßung

scharfsichtiger sein zu wollen als jene. Hat Plato einen Ro
von Sokrates geschrieben, dann setze er die Arbeit Platos fort
demselben Rechte wie jener.

Das Werk, das die Kritik mehr als irgend ein ande
herausfordert, ist jedenfalls, mag man den Ansichten des Ve
beipflichten oder nicht, höchst anregend, und ist schon wegen
Fülle des geschichtlichen und culturhistorischen Stoffes wert,
allen, die sich für das geistige Leben Athens interessieren,
lesen zu werden, zumal es in einer äußerst gefälligen und
ziehenden Form geschrieben ist.

Wien. Dr. Franz Lauczizky.

Q. Horatius Flaccus Werke. Herausgegeben von O. Henke und Wagener. I. Band: Oden und Epoden von O. Henke. Brem Heinsius Nachfolger 1898. — II. Band: Satiren und Episteln O. Henke. Bremen 1898. — O. Henke, Einführung in die Metrik Horazischen Gedichte. Ein Anhang zur Horazausgabe. Bremen 18

Eine neue, breit angelegte Horazausgabe, von der einstwei
Henkes Arbeitsantheil (Einleitung, Text und Metrik) vollstän
vorliegt, während sich Wageners Commentar in Vorbereitung
findet. Schon die Einleitung über das Leben des Dichters ze
das Bestreben, alles zusammenzutragen, was den interessieren ka
der sich mit dem Dichter zu beschäftigen gedenkt, recht praktis
für Leute, die sich das nöthige Materiale nicht erst samme
können oder wollen. Vielleicht geschieht des Guten manchmal
viel, wenn bei jedem Namen, bei jeder Gelegenheit eine —
sich interessante — Notiz hinzugefügt wird, die denn doch nic
immer mit Horaz etwas zu thun hat. Und doch möchten wir no
eine Kleinigkeit dazugeben, nämlich beim Geburts- und Tode
datum den Zusatz v. Chr. G.

Dem *Sabinum* sind zwei Capitel gewidmet; in dem erst
wird aus Horaz selbst eine anschauliche Beschreibung geschöpf
im zweiten wird der Leser in die Sabinerberge geführt, um nu
diese Örtlichkeit mit den geforderten Eigenschaften selbst zu suche
Ob dabei der Humor, der sich aus der Vermischung von antike
und modernen Namen ergibt, — schon in der Einleitung stört da
Einflechten lateinischer Worte in die deutsche Construction —
wenn wir z. B. eingeladen werden, 'in Rom eine Fahrkarte nac
Varia' zu lösen, beabsichtigt ist, lässt sich nicht ganz siche
ausmachen; jedenfalls ist die ausführliche Schilderung der Fahr
sehr interessant für einen, der dabei angenehme Erinnerunge
auffrischt. Ein anderer armer Sterblicher dürfte ihre Zusammen
gehörigkeit mit der Horazlectüre kaum fühlen. Nachdem uns dan
Henke an der Hand der höchst interessanten Studie Sellins in

Thal der Licenza geleitet und uns die verschiedenen in Betracht kommenden Örtlichkeiten gezeigt hat, wird das Sabinum mit Sellin und den anderen Neueren localisiert und dieser Ansatz durch die Übereinstimmung mit des Dichters Angaben gestützt.

Der dritte Abschnitt behandelt des Dichters Werke in der gleichen breiten Weise, d. h. es wird auf acht Seiten ein ganzer Abriss der Literaturkunde und ein ganzes Capitel Literaturgeschichte eingefügt. Daran schließt sich eine vorläufige Übersicht über die Form der Horazischen Gedichte, deren Ausführung und Begründung in einem eigenen Heftchen beigegeben ist. Darüber siehe unten.

Was den Umfang des Gebotenen betrifft, so ist die Ausgabe wohl eine vollständige zu nennen; es fehlen nur — wie auch sonst — Epod. 8 und 12 und Sat. I, 2 nebst zwei bekannten Stellen in den Satiren.

Der Text ist in der Weise eingerichtet, dass jedem Gedichte Überschrift und Einleitung vorausgehen. Der Doppeltitel bringt ein Schlagwort, ein Sätzchen oder eine Sentenz als kurze Inhaltsangabe und die Widmung an eine bestimmte Person. Die Einleitung gibt die metrische Form durch eine Nummer an, sucht dann recht ausführlich den Anlass zu ergründen und die Zeit der Abfassung festzusetzen, und führt endlich den Inhalt in der Form einer Disposition auf. Der den Anlass behandelnde Absatz ist breit und bringt mancherlei Notizen, die zwar eigentlich in das Register der Eigennamen oder in den zu erhoffenden Commentar gehören, aber für den Leser bequemer vor dem Texte angesetzt sind, wenn sie auch allerdings den Umfang des Lemmas 'Anlass' überschreiten. Überflüssig ist die ständige Rubrik 'Zeit'; denn abgesehen von den vielen 'unbestimmbar' kommen häufig Ansätze wie 'vor 23', 'zwischen 33 und 23' vor, die doch nichts sagen. Besser wäre es da, beim alten Usus zu bleiben und nur bei den wenigen datierbaren Gedichten den Zeitansatz zu erwähnen.

Im einzelnen wäre nur Od. II., 9 für die zweite Schließung des Janustempels unter Augustus die Jahreszahl 25 herzustellen (so richtig pag. 130), die Namen *Paulus* in *Paullus* (Od. IV., 1, Index u. Zeittafel) und *Iulius* (Od. IV., 2 Überschrift) in *Iullus* zu corrigieren; Od. III., 14 erscheint ein *C. Iulius Octavianus Augustus* und Od. IV., 2 ein 'Julianisches Haus'!

Der Anhang enthält ein 'alphabetisches Verzeichnis der Lieder' mit Angabe der Form, des Adressaten und der Abfassungszeit, ferner ein vollständiges Register der Eigennamen, Übersichtstabellen (das kaiserliche Haus, Winde, Sterne und Sternbilder, Weine, Festkalender) und eine chronologische Übersicht mit Angabe der Consuln, der Ereignisse aus der allgemeinen Geschichte und aus Horazens Leben und der datierbaren Gedichte für die Jahre 65—8. Im Register der Eigennamen wäre nebst einigen wenigen Druckfehlern *Cragus*, *Paullus*, *Voltur* herzustellen und bei der *lex Roscia* 67 statt 68 einzusetzen. Recht nützlich sind

3 Karten: Mittelitalien, die Innenetadt von Rom nnd ein Theil Sabinerberge zn dem Abechnitte über das Sabinnm.

Auf gleiche Weise iet der zweite Band: Satiren u Epieteln eingerichtet, Einleitnngen und Inhaltsdispositionen nat lich noch länger, die Bemühnng nach Zeitansätzen ebenso frncht Das Regieter der Eigennamen wiederholt viele aus dem ers Bande und wäre daher wohl praktischer mit diesem zn ein Ganzen vereinigt worden. Neu angefügt ist eine Übersicht Hohlmaße (!).

Als Anhang zur Ausgabe ist in einem Hefte eine Ei führung in die Metrik der Horazischen Gedichte b gegeben. Das Büchlein enthält in seinen ersten acht Capit (Grnndlegnng, Bestandtheile der rhythmischen Rede, die metrisc Silbe, der Takt, dae Metrum, der rhythmische Satz, der Vers, Strophe) eine trefflich orientierende Übersicht über die Hauptpun der Metrik überhaupt, welche in verdienstlicher Weise anch dentsche und griechische Sprache in ihren Bereich zieht; beiden letzten Capitel bringen dann im besonderen die Horazisc Metrik.

Wie sehr nun einerseits gerade die Art der Darstellung a heimelt, welche Sprache, Musik und rhythmiache Bewegung den schönsten Contact bringt, so wird doch so mancher das Hau schütteln bei den neuen Theorien, die er hier vertreten find Auegehend von dem — hier nicht weiter begründeten — Gesetz 'Jeder Takt muss mit dem etarken Takttheil beginnen', wi Henke alle sogenannten steigenden Füße, vor allem Anapäst u *Iambus* über Bord, und der Mann aus der alten Schule, d noch von anapästischen Marschliedern, von Iambographen faselt findet seine Schnlweisheit als überlebten Standpnnkt in die A merknng verwiesen. Freilich mnthet es uns dabei recht sonderb an, wenn bei Henke die Iambographen ihren 'Empfindunge dee Grolles' 'in dem lebhaften choreischen Metrum' 'Ausdruc gaben', oder wenn unter den 'choreischen Strophen' als zweite d 'iambische Strophe' erscheint. Und fast fürchte ich, Horaz, de selbst Epod. 14, 7 und A. P. 251 (*syllaba longa brevi subiect vocatur iambus*) von Iamben spricht, wird sich nicht wenig wunder wenn er erfährt, dass er Iamben zu schreiben glaubte, aber i der That, wie wir jetzt besser wissen, in Choreen dichtete.

Ist nnn diese Neuernng so schroff, dass wir uns nicht leich dazu bekennen können, so treten wir sofort auf Henkes Seite wenn er alle die schönen Versnamen beiseite lässt und nns all bei Horaz vorkommenden Formen mit einfachen Termini der Metrik benennt, die zugleich mit ihrem Namen die Form beschreiben und nicht bloß äußerlich daran haften.

Am meisten Neuerungen finden wir bei dem Gesetz der Strophenformen. Leichterer Natur ist es, wenn die logaödische Hexapodie in etichischer Form geeetzt wird, so dass Od. I. 1.

III., 30, IV., 8 ihre Strophenform verlieren, oder wenn die hipponakteische, die erste archilochische, die alkmanische und die zweite asklepiadeische Strophe auf zwei Verse reduciert wird, so dass die entsprechenden Gedichte die doppelte Strophenzahl erhalten. Weiter von der Tradition entfernen sich schon andere Formen, wo bei der Abweisung längerer Verse deren Zahl und bei ihrer neuen Auftheilung auch die Zahl der Strophen gewachsen ist. So ist Od. I., 18, die früher aus 16 Versen in vier Strophen bestand, jetzt aber in 16 Strophen getheilt ist, kaum wiederzuerkennen. Kurz, mit dem schönen Bändchen der 'Vierzeiligen' ist es gründlich aus; der alte Horaz hat das Gewand neuester Metrik bekommen, und seine alten Liebhaber werden gut daran thun, sich auch modernisieren zu lassen.

Fassen wir alles zusammen, so haben wir eine auf breiter Basis aufgebaute Ausgabe vor uns, die das Bestreben verräth, alles auf den Dichter Bezügliche zusammenzutragen. Schulbuch kann sie, obwohl an drei Stellen die Ausdrücke 'Unterricht', 'Schüler', 'einlernen lassen' vorkommen, wegen des fast vollständigen Textes und ihres Umfanges (286 + 212 + 21 Seiten) nicht sein, eine kritische Ausgabe ist sie auch nicht, vielleicht charakterisieren wir sie am besten, wenn wir sie vorzüglich und gründlich orientierend und anregend nennen, einen reichen Materialienschatz für den Lehrer.

Wien. Dr. F. Perschinka.

Ausgewählte Stücke aus Livius' vierter und fünfter Dekade (mit Anmerkungen und einem geographisch-historischen Register) von Prof. Märklin, Stuttgart, und Rector Dr. Treuber, Tübingen. Stuttgart, Druck u. Verlag von W. Kohlhammer 1898. 8°, 116 SS.

Es ist ein ganz löblicher Gedanke, auch die späteren Bücher des Livianischen Geschichtswerkes den Schülern in der Weise zugänglich zu machen, dass die interessantesten Abschnitte ausgewählt erscheinen. Denn zur Lesung der ganzen Bücher fehlt die Zeit. Ausgewählt sind folgende Stücke: XXXI 1, 6—8, 41 f.; XXXII 10, 11 f., 28, 32—37; XXXIII 11—13, 19 f., 30—33. 39 f., 45—49; XXXIV 48—52, 60—62; XXXV 15—19, 32 f., 42 f.; XXXVI 6 f., 15—20, 41; XXXVII 1 f., 7; XXXVIII 17, 37—39, 50—53; XXXVIIII 33—35, 46—48, 50 f.; XL 5—16; 20—24; 54—57; XLII 23 f.; 29 f.; 32—35, 47, 49—51; XLIIII 18, 20—22, 33 f.; XLV 29—32, 41 f. Hiebei sind die Herausgeber so vorgegangen, dass sie auch die angegebenen Capitel unter Umständen zusammenzogen und ganz erheblich kürzten, zur näheren Orientierung oder besseren Verbindung auch ganz selbständig den Text änderten. Diese Art der Textbehand-

lung war bei dem Zwecke des Büchleins kaum zu umgehen; i überhebt mich aber zugleich der Arbeit, auf den Text näher ei zugehen. Überschriften ab und zu noch zu einzelnen Capiteln ur wo es nöthig schien, auch kurze Überleitungen helfen dem Ve ständnisse. Zu Beginn der ausgewählten Stücke steht die Jahre zahl der Stadt (Rom) und der Geburt Christi, am Ende der A schnitte die Stelle, der das Stück entnommen ist. Unter dem Stri läuft ein Commentar mit, der zumeist sachlich gehalten ist u ausreichende Belehrung bietet. Ab und zu findet der Schüler au Constructions- und Übersetzungshilfen, die deswegen so spärli ausgefallen sind, weil auch eine „Schülerpräparation“ erschein soll. Angefügt ist noch ein geographisch-historisches Register, d aber allerdings, wie die Herausgeber in der Vorrede selbst b merken, nicht vollständig ist. Übrigens dürfte Wichtigeres kau fehlen. Ich möchte nur noch den Wunsch beifügen, dass d Herausgeber, namentlich bei gewissen Eigennamen, einen nic so spärlichen Gebrauch von Quantitätszeichen machen möchte

Die Ausstattung ist recht gut, auch der Druck, nur hät er doch wohl sorgfältiger überwacht werden sollen. Das be gefügte Druckfehlerverzeichnis, das 11 Versehen notiert, ist nic vollständig; z. B. gleich auf der ersten Seite steht ʻa. 558/201 Das gibt nicht das Jahr der Stadtgründung. S. 58 soll es zu Schlusse des Abschnittes XXXI heißen ʻ(37, 1. 2)'. Beim Abschnit XLI fehlt die Angabe der Stelle, aus der das Stück entnomme ist, im geographisch-historischen Register fehlt öfter die Stelle wo das betreffende Wort vorkommt u. a.

Im ganzen sei das Büchlein für die Privatlectüre unsere Schüler bestens empfohlen.

Czernowitz. Dr. A. Polaschek.

Cornelii Taciti Annales. Nach Text und Commentar getrennte Ausgabe für den Schulgebrauch von W. Pfitzner. Buch I und II. Erste Abtheilung: Text. 3. verb. Aufl. IV u. 71 SS. Zweite Abtheilung: Commentar. 3. umgearb. Aufl. 8°, 69 SS. Gotha. Friedrich Andreas Perthes 1898.

Im XXIV. Jahresberichte des philologischen Vereines zu Berlin. S. 282 ff., schließt Andresen seine Besprechung dieser Ausgabe mit der Bemerkung: ʻDass Pfitzner die ʻbedeutenden scharfsinnigen' Untersuchungen des ihm geistesverwandten Zöchbauer gebürend verwerten werde, war zu erwarten usw.' Ohne auf solche Auslassungen einzugehen, bemerke ich, dass gemeint sind Ann. I 68, 6, wo Pf. nach meinem Vorschlage *proruunt fossas* übersetzt ʻsie stürzen vorwärts nach den Gräben', und I 31, 4, wo er mit mir für Freinsheims tracturis die Überlieferung *tracturus* herstellte.

Gegenüber meiner Auffassung von *proruunt fossas* wusste Andresen seinerzeit nichts vorzubringen als den Mangel eines Beispiels, dass ein mit pro (nicht nur mit in und ad) zusammengesetztes Verbum mit dem Acc. der Ortsrichtung verbunden wäre. Es ist aber diese Beschränkung des Accusativs bei Verben der Bewegung ein wertloses Auskunftsmittel, um meine Auffassung mit einigem Schein von Berechtigung ablehnen zu können. Thatsächlich finden sich andere, z. Th. viel auffallendere Verbindungen, z. B. Verg. Än. III 601 *quascunque abducite terras* oder Curt. IX 9, 8 *aliam insulam evecti*. Für Zusammensetzungen mit pro darf immerhin hingewiesen werden auf Amm. XXVII 8, 2 *Iovinus eadem loca profectus*, und selbst Cic. n. d. III § 56 *Aegyptum profugisse* darf als Stütze nicht schlechthin zurückgewiesen werden.

Im zweiten Falle (*daretque se legionibus vi sua cuncta tracturus*) bildete für Andresen den Grund zur Ablehnung die Überraschung des ahnungslosen Lesers, wenn er *vi* und *sua* trennen müsste. Und doch kommt nicht diese, sondern einzig und allein die syntaktische Zulässigkeit in Frage, und an letzterer ist kaum zu zweifeln gegenüber Cic. pro Marc. §. 6 *maximam partem quasi suo iure Fortuna sibi vindicat et, quicquid prospere gestum est, id paene omne ducit suum*. Wenn aber Andresens Ton gegenüber dem früheren jetzt herber ist, so hat dies seinen Grund in der gekränkten Autorität. Doch ist diese auch bei Andresen mitunter nicht unerschütterlich. So heißt es noch in der 9. Auflage der Nipperdey'schen Ausgabe zu I 34, 2 *Sequanos, proximas et Belgarum civitates* 'Die Hs. hat *seque proximos*, was man beibehalten oder in *seque et proximos* verändert hat. Aber die ganze Begleitung des Germanicus kann nicht proximi genannt werden'. Mittlerweile hatte M. Ihm 1894 die bisherige Coniectur *seque et proximos* als Lesart in M. constatiert. Andresen nahm sie im Texte von 1897 auf, und jetzt gieng es auch mit proximos = 'seine nächste Umgebung'.

Sonst haben in Pfitzners Ausgabe jetzt die Billigung Andresens I 8, 4 *Augustum*, 16, 14 *dilapsis*, 20, 3 *accepere*, II 16, 2 *Idistaviso*, 31, 2 *strepebant etiam in vestibulo, ut audiri et adspici possent*, 52. 10 *disciplina et imperiis*, 57, 12 *apertis odiis*, 83, 10 *coleretur*. Aber auch bei einer Anzahl anderer Stellen steht es nicht so schlimm, als es Andresen scheinen will. Kleinigkeiten, z. Th. unentschieden, sind es, wenn Pf. I 8, 1 und II 60, 5 mit M. est weglässt, I 41, 4 mit M. und Halm *quod* gegen Heinsius' *quid*, I 57, 5 mit M. *rebus commotis* für Lipsius' *rebusque motis* liest. II 8, 8 wird *subvexit, transposuit* gerügt; aber auch mit Andresens *subvexit [transposuit]* ist die Frage nicht erledigt. I 4, 15 kann man sich trotz Andresen mit Wolf, Ritter, lex. Tac. (s. agere) gegen Murets *exul* für die Überlieferung *exulem* entscheiden. Exul war Tiberius nach Tac. nicht, wie aus I 53, 5 so gut hervorgeht, dass dagegen die Bemerkung bei

Nipperdey zu I 4, 15 bedeutungslos ist.[1]) Tac. konnte also seinem eigenen Standpunkte nicht sagen *exul egerit*, wohl *exulem egerit* = personam exulis egerit, d. i. 'wie ein Verban lebte'. Ist man ferner nicht von der Ansicht befangen, nur sei richtig, was Andresens Visum trägt, so ist I 9, 12 Grot und Pfitzners *multa Antonio tunc* (M.), *interfectores patris ut sceretur* mindestens ebensoviel wert, als Murets und Andre *m. A., dum i. p. ulcisceretur*. Wiederholungen, wie hier bei finden sich auch sonst. II 15, 5 liest Pf. *quorum pars* *vulneribus tergum* (tergū M.) und verräth damit ein bess Urtheil als andere, wenn man auch seine Ergänzung 'vor geflohen sei' nicht billigt. Wer *terga* liest und es mit *obie* verbindet, lässt Armin sagen, ein Theil der Römer ziehe ge den Feind mit ihm zugewandten Rücken; denn wenn er mit perdey sagen wollte, ein Theil der Römer würde sich, sobald zum Kampf käme, zur Flucht wenden, so müsste terga mit Futurum verbunden sein. Das alles konnte schon aus Walt ersehen werden. *Tergum* kann nur zu *onusta* gehören, und Zulässigkeit des Singulars zeigt Hist. V 16, 12; Ann. I 70, als Verbum ist zu denken *sit*. Auch I 25, 1 liest Pf. mit Re *postquam vallum introit* (M.) gegen *introiit* des Lipsius. Ann. I 34, 5 kann man sich vernünftigerweise nicht berufen, dass neben Präsens im Hauptsatz sich öfter postquam mit Per als mit historischem Präsens findet, gibt kein Recht zur Ändern II 47, 4 *deductis* (M.) *terris* für *diductis t.* des Beroaldus allerdings die Erklärung 'die Erde that sich auf' weniger güns erscheinen, da sie eher auf *diductis* führte; dagegen darf man Erdsenkungen denken, worauf ohnehin das Folgende führt. V misst man auch I 8, 11 *visu* (was auch A. erst in seinem neues Texte hat), II 57, 11 *discesseruntque*, 73, 17 *interpretabant* 77, 4 *quam qui*, so lässt sich hinwieder I 58, 22 *Vetera* (vetei M.) *in provincia* gegenüber nicht so unbedingt von einer V schlechterung des Textes reden. Bei der Lesart *vetere in provin* dachte man früher als Gegensatz die Provinz, welche Germanic erobern wollte; Andresen sagt mit Nipperdey: 'Was die Römer dem rechten Rheinufer vor der Niederlage des Varus besess hatten, wird als neue Provinz gedacht'. Das geht nicht weg I 11, 19 *addideratque consilium coercendi intra terminos imper* in Verbindung mit I 9, 17 *mari Oceano aut amnibus longinqu saeptum imperium*; denn man wird doch nicht behaupten wolle dass unter den *amnes longinqui* nicht so sehr der Rhein,

[1]) Dass des Tiberius Entfernung von Rom eine völlig freiwillig war, sagt auch Suet. Tib. 10. Wenn er sich dadurch die Ungnade de Augustus zuzog (ib. 11), die schließlich seine Rückkehr verzögerte, hat dies mit unserer Frage nichts zu thun.

mehr die Elbe mitinbegriffen sei. Demgemäß ist es lediglich begründete Hypothese, wenn Andresen zu I 11, 19 bemerkt: Die Worte bedeuteten, dass das Gebiet bis zur Elbe zurückerobert, über die Elbe aber das Reich nicht ausgedehnt werden sollte vgl. auch Mommsen, Röm. Geschichte V 44; 50 ff.).'

Man mag an Pfitzners Ausgabe im einzelnen manches aussetzen; man mag sich hie und da an seinen Ansichten stoßen: gleichwohl sind solche Erscheinungen vielfach das Ergebnis der Selbständigkeit und bieten Anregung selbst dann, wenn man nicht zustimmen kann. Vor allem aber begegnet eine gewisse Frische der Darstellung und gleichmäßig abgewogene Vertheilung der sachlichen und sprachlichen Erklärung, die manches enthält, was anderswo nicht oder unrichtig behandelt ist. So ist richtig erklärt I 1, 12 *falsae,* I 25, 13 'dem billigerweise seine Mitwirkung an Gnadenerweisungen oder an strengen Maßregeln nicht vorenthalten werden dürfe'. Mit Recht wird I 68, 8 an *manus* = Mannschaft' festgehalten.[1]) Sehr gut sind die Bemerkungen zu I 75, 4 *libertas corrumpebatur* und II 38, 1 *inclinatio.* Richtig aufgefasst ist ferner II 24, 3 *circum,* wobei allerdings zur Bedeutung von *profundo* (Z. 4) ein Wort zu sagen wäre. Mit Recht stützt Pf. II 43. 21 die Abhängigkeit des Gen. *insectandi* von *monuit* durch I 67, 2. II 44, 6 f. ist die Bemerkung zu *vacui externo metu* 'd. i. vor den Römern, denn andere äußere Feinde waren nicht vorhanden', gewiss richtig, und ebenso, dass unter *gentis* die Germanen überhaupt und als Subjecte zu *verterant* Suebi und Cherusci zu verstehen seien. — Manchem wird man allerdings nicht zustimmen. So ist mir I 26, 6 *cur venisset neque augendis militum stipendiis neque adlevandis laboribus* bei Annahme des Dativs und ohne *si* vor *neque augendis* unverständlich; ebenso zu I 43, 10 *isdem istis cum militibus* 'mit euch, denselben Soldaten'. Gleichfalls unklar ist zu II 43, 19 *credidere quidam data et a Tiberio occulta mandata* 'zu der persönlichen Annahme Pisos kam noch die Thatsache, dass auch Tiberius etc.' I 34, 7 wäre es wohl geradzu fehlerhaft, *inseruerunt* durch das Perfect zu übersetzen. Wie I 36, 6 *socii* zu der Bedeutung 'bundesgenossische Reiterei' kommt, ist nicht zu ersehen. I 70, 20 kann *lux reddidit terram* nicht bedeuten 'bei Tagesanbruch hatten sie wieder festen Boden erreicht'. Abgesehen von der nicht richtigen Wiedergabe des *reddidit,* hatte Vitellius mit seiner Abtheilung schon die Nacht auf festem Boden zugebracht. Die Worte besagen 'der Tag gab die Möglichkeit wieder, den Marsch zu Land fortzusetzen'; vgl. *opplebantur terrae: eadem freto litori campis facies.* Zu II 6, 7 *multae pontibus stratae* ist bemerkt:

---

[1]) Vgl. Progr. des k. k. Theresianischen Gymnasiums in Wien 1899, S. 6 f.

um die Geschütze und Pferde einzuschiffen, wurden mehrere (*multae!*) Schiffe zusammen überbrückt, so dass nicht die Brücken, sondern vielmehr die Schiffe die Möglichkeit des Überganges boten.' Aber *veherentur* geht doch, wie das Folgende deutlich zeigt, auf die Fahrt und nicht auf die Einschiffung. Wenig glücklich heißt es zu II 12, 11 'adstrepere bei Tac. sowohl mit Acc. als mit Dat.'. Dass der Sinn verschieden ist, zeigt Hist. IV 49, 20 *ut eadem adstreperent*, i. e. eundem strepitum. II 34, 5 *quamquam militibus verbis Pisonem permulsisset, propinquos quoque eius impulit, ut abeuntem auctoritate vel precibus tenerent* ist *permulsisset* = 'zu beruhigen suchte' jedenfalls unrichtig und wohl auch zu II 62, 5 *profugus olim vi Marobodui et* (*sed* Pf.) *tunc dubiis rebus eius ultionem ausus* '*sed tunc*, der aber bei seiner damaligen zweifelhaften Lage ...' *tunc* ist Adverb und steht im Gegensatz zu *olim*.

Wenn Andresen gelegentlich eine Erwartung von der vierten Auflage dieses Buches hegt, so wollen wir hierin ein Wort von guter Vorbedeutung sehen und wünschen, es möge dem greisen Verf. gegönnt sein, sie mit derselben Geistesfrische recht bald in Angriff zu nehmen.

Wien. Franz Zöchbauer.

P. Weißenfels, Griechisches Lese- und Übungsbuch für Tertia im Anschluss an seine griechische Grammatik. Zweiter Theil: Griechisches Lese- und Übungsbuch für Obertertia. Leipzig, B. G. Teubner 1899. 91 SS.

In diesem Lese- und Übungsbuche, welches den Abschluss für Tertia bildet, werden zunächst die Verba auf -μι behandelt, und zwar nacheinander τίθημι, ἵημι, δίδωμι, ἵστημι und die Verba nach dem letztgenannten, dann die Verba auf -νυμι (-ννυμι), endlich die defectiven Verba auf -μι. Dann folgen die Abschnitte: Besonderheiten der verba pura auf ω, Besonderheiten der verba muta im Charakter, Besonderheiten des Augments und der Reduplication, Besonderheiten des Futurums, Besonderheiten des Genus, unregelmäßige Verba, die wichtigsten übrigen Unregelmäßigkeiten, Adiectivum verbale. Zur Einübung des eben angeführten grammatikalischen Stoffes sind je 22 correspondierende griechische und deutsche Lesestücke bestimmt, die mit Ausnahme von vier, und zwar je einem griechischem und deutschen Stücke, nämlich 8 „die Kenntnis des Bodens ist die Vorbedingung zu gewinnbringendem Landbau“, 14 „Deukalion und Pyrrha“, 15 „Lohn der Liebe zu den Eltern“, 16 „Jason und Medea“ nur aus Einzelsätzen bestehen. Die Vocabeln sind zu jedem einzelnen Stücke in fortlaufender Reihe S. 71—87 gegeben und diesem Wörterverzeichnisse noch ein Namensverzeichnis angeschlossen. Jedoch sei ausdrücklich

hervorgehoben, dass ein alphabetisches Register der in beiden Theilen dieses Lese- und Übungsbuches benützten Vocabeln und ein Abdruck der in die Grammatik von Weißenfels aufgenommenen Wörterverzeichnisse erschienen ist, um so das Aufsuchen vergessener oder früher nicht gelesener Vocabeln zu erleichtern und auch denjenigen Anstalten, die dieses Übungsbuch neben einer anderen Grammatik als der von Weißenfels einzuführen wünschen, die Benützung zu ermöglichen.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Lateinisch-deutsches Schulwörterbuch. Von J. M. Stowasser, Professor an dem k. k. Franz Joseph-Gymnasium in Wien. Zweite verbesserte und mit Nachträgen versehene Auflage. Prag, Wien, Leipzig. F. Tempsky und Freytag. 1900. Preis in Hlbfrzbd. 13 Kr. = 11 Mk. XX u. 1104 SS.

Stowassers Schulwörterbuch hat sich an den Gymnasien Österreichs rasch einen ehrenvollen Platz verschafft, den es mit Recht seiner nicht bloß wissenschaftlichen, sondern auch praktischen Anlage verdankt. Die vorliegende Auflage ist kein Neudruck, sondern nur ein allerdings an zahlreichen Stellen verbesserter Abdruck der ersten Auflage, zu welcher ein Nachtrag hinzugetreten ist, der die ursprünglich übersehenen sowie die zu dem Sprachschatze von Ciceros Briefen [1]) gehörenden Wörter enthält; ich kann daher bezüglich der allgemeinen Würdigung des Werkes auf die Recension der ersten Auflage in der Ztschr. f. österr. Gymn. 1894, S. 310 ff. verweisen, die dem großen Verdienste, das sich Stowasser durch sein Wörterbuch um die Pflege der lateinischen Sprache am Gymnasium erworben hat, vollkommen gerecht wird. Ich glaube, diese Bemerkung voranschicken zu müssen, um nicht durch die folgende Besprechung den Glauben zu erwecken, als zweifelte ich an den Vorzügen des Buches, während ich in Wahrheit die folgenden Bemerkungen nur als theilweisen Ausdruck jenes Dankes auffasse, den jeder österreichische Gymnasiallehrer dem verdienten Verf. für seine treffliche Neuerung und mühevolle Arbeit schuldet. Nur durch die Mitarbeit dieser Kreise, zu der diese Recension anregen soll, wird es möglich sein, das Werk, das für uns eine unbedingte Nothwendigkeit geworden ist, zu jener Vollendung zu bringen, die von ihm als Schulbuch verlangt werden muss, die zu erreichen jedoch die Kräfte des Verf. allein weit übersteigt.

---

[1]) Da diese seit Einführung der neuen preußischen Lehrpläne an den meisten Gymnasien Deutschlands in den Kanon der Schullectüre aufgenommen worden sind, mussten sie bei der zweiten Auflage berücksichtigt werden.

Die zweite Auflage unterscheidet sich schon im Äußeren v
der ersten, indem sie auf Patent-Dünndruckpapier hergestellt i
um das Buch leichter und handlicher zu machen. Da bei d
Umstande, dass von der IV. Classe an Specialwörterbücher nic
mehr verwendet werden sollen, schon die Quartaner durch eini
Zeit das Wörterbuch in die Schule mitbringen müssen, ist
Verringerung des Gewichtes um 745 *g* gegenüber der ersten Au
lage gewiss ein Vortheil. Trotzdem steht der Verwendung dies
dünnen Papiers das m. E. gewichtige Bedenken entgegen, da
es einerseits den Druck doch nicht so schön aufnimmt, sich se
leicht einbiegt und schon bei kurzem Gebrauche die gefürchtet
sogenannten Eselsohren bildet, — und das Wörterbuch soll do
den Schüler durch mindestens fünf Jahre als treuer Rathgel
begleiten! Wenn der Verleger in seiner Vorbemerkung bezügli
Verwendung und Erprobung dieses dünnen Papieres auf die b
kannten Bädeker'schen Reisehandbücher verweist, so kann ich r
mittheilen, dass ich gerade mit diesen in Bezug auf ihr Mater
sehr üble Erfahrungen gemacht habe. Ich halte es daher
besser, bei der dritten Auflage wieder zu dem prächtigen, stark
Papier der ersten Auflage, das sogar um die Hälfte billiger i
zurückzukehren. Auf die Möglichkeit, auch dann noch das Gewic
zu vermindern, komme ich im Folgenden noch zurück.

Im Verzeichnis der Abkürzungen (S. XX) vermisse i
die Erklärung des Sternchens * bei den bloß zur Erklärung co
struierten, nicht belegbaren Wortformen, sowie des Sigels „*s. uu. s
uerbis*“. Bei dem neu hinzugekommenen „(*L.* bei Pflanzennam
Linné)“ haben die Klammern zu entfallen[1]).

Bei der Anordnung der verschiedenen Bedeutungen ein
Wortes wird es sich empfehlen, die griechischen Buchstaben d
einzelnen Kategorien voran zu stellen, wie dies dann bei d
Beispielen geschieht, um Irrungen, die jetzt durch diese verschi
dene Bezeichnung leicht möglich sind, hintanzuhalten. Für d
Mangelhaftigkeit der jetzigen, inconsequenten Bezeichnung i
u. a. der Artikel *robur* (S. 782) ein schlagendes Beispiel.

Bei der Längenbezeichnung wird es doch besser sei
in der folgenden Auflage auch die Bezeichnung der Quantität i
positionslangen Silben aufzunehmen. Obwohl viele Verbesserunge
in der Bezeichnung naturlanger Vocale in offenen Silben vo
genommen wurden, fehlt es doch noch an manchen Orten (z. B

[1]) Unter den Autornamen findet sich auch Pl(autus); das könnt
leicht zu dem Glauben verleiten, dass dieser Autor in dem Wörterbuch
berücksichtigt wird. Das ist aber ganz und gar nicht der Fall, sonder
er wird nur gemäß P. 3 des Stowasser'schen Programmes (Verh. de
42. V. d. Phil. und Schulm., S. 194) in, wie mir scheint, zu ausgedehnter
Maße zur Ausfüllung der Lücken in der Entwicklung der Bedeutung
eines Wortes verwendet.

204 *commune*, S. 722 (*opinor*) bei *opinator* und (*opinari*) bei sio etc.). Formen wie *umecto, umeo, umerus, umesco, umidus* t. sollen unter Verweisung auf die mit *h* beginnenden Formen n Buchstaben *u* aufgenommen werden.

In der Orthographie ist Stow. auf demselben Punkte lieben wie in der ersten Auflage. Die dagegen geäußerten Beken gelten daher mit Recht auch für die zweite Auflage.

Bezüglich der Etymologie hat Stowasser seinen Standnkt nicht nur vollkommen beibehalten, sondern ist sogar manchmal h weiter gegangen. Es sind nämlich nicht bloß dieselben zweihaften subjectiven Erklärungen geblieben[1]), sondern noch andere zugekommen, z. B. *indu-algeo*? kalt bleiben? (S. 546). Was soll se Etymologie, die St. selbst mit zwei Fragezeichen versieht, einem Schulwörterbuche, zumal sie für die Grundbedeutung und Bedeutungswandel des Wortes auch nicht das Geringste trägt. Auch hier wird eine große Beschränkung eintreten müssen. das Buch ein Schulbuch ist, das nicht durch wenn auch ch so geistreiche Einfälle die Schüler irreleiten oder verwirren rf, sondern womöglich nur Sicheres bieten soll. Wo wir nun ne sichere Erklärung haben, kann höchstens aus der Zahl der reits vorgebrachten Erklärungen jene gegeben werden, die dem storischen Bedeutungswandel entspricht; daher sollte es z. B. i *denique* (S. 303) nicht heißen: „statt (*dēne-que*); **dēne* von t, wie *pone* neben *post*, *superne* neben *super*. I. ⟨Aufzählungen hschließend⟩", da sich diese Gebrauchsweise erst bei Cicero im sgedehnten Maße findet. *Denique* steht in der älteren Sprache . B. bei Terenz vielmehr mit Vorliebe am Anfange des Satzes, durch mit mehr Wahrscheinlichkeit auf *dein* + *que* „und dann" s raten wäre. Da jedoch auch diese Erklärung nicht einwandrei ist, empfiehlt es sich, auf eine solche überhaupt zu verzichten nd bloß I und II zu vertauschen. Andererseits hat es mich gewundert, dass z. B. Useners Etymologie von *tempus* und *templum* nicht aufgenommen wurde. Bei *fortassis*, *fortasse* (S. 447) dürfte St. wohl recht gethan haben, seine eigene Etymologie nicht aufzunehmen, wenn sie auch als „Volksetymologie" denkbar wäre.

Der Erklärung von *quicumque* (S. 838) wird man gerne beistimmen; ein Hinweis auf den Indicativ, der durch das temporale *cum* seine ausreichende Erklärung findet, würde nichts schaden; dagegen wird *quisque* (S. 842) besser aus dem alten Relativum *quis* und *que* (und welcher) erklärt, eine Entstehungsweise, die sich noch bei Plautus belegen lässt, z. B. Amph. 1048 f.: *ubi quemque hominem aspexero. . . . , obtruncabo.* Dieser anknüpfende Charakter hat es einerseits wie *denique* auch an die Spitze des Satzes gebracht: z. B. Plaut. Mil. 460 f.: *Intro rumpam recta in aedis*:

---

[1]) Z. B. *promuntorium* S. 814, *cerrix* S. 170, *ecce* (!) S. 352, *** Vgl. z. B. Lit. Centralblatt 1894, Sp. 216—218.

quemque hic intus uidero ... eum ego obtruncabo, andererseits seinen späteren enklitischen Gebrauch begründet.

Wie die etymologische Erklärung bedarf aber auch die semasiologische Entwicklung der einzeln. Wörter einer nochmaligen gründlichen Durchsicht. So heißt es z. B. S. 562 bei *inscribo*: „I. Mit äußerem Obj. beschreiben, mit Schrift (Inschrift) versehen α; occ. 1. betiteln, 2. adressieren β. II. Mit innerem Obj. etwas auf .... schreiben, als Aufschrift setzen". Diese Entwicklung lässt sich aber m. E. nicht halten; denn wie bei unserem deutschen „anschreiben" ist sicherlich die Verbindung mit dem inneren Objecte und einem Adverbiale des Ortes das Ursprüngliche. So heißt es bei Plautus Trin. 168: *Aedis uenalis hasce inscribit litteris* (er schreibt das Haus an die Wand, kündet es damit als verkäuflich an, vgl. eine Wohnung in die Zeitung setzen[1]), vielleicht auch Terenz Haut. 144 f.: *inscripsi ilico aedis* (*mercedem*). Aus dieser ursprünglichen Bedeutung entwickelt sich erst die Bedeutung „beschreiben" mit äußerem Objecte. Die Zusammenstellung der Bedeutungen vermisste ich bei *carbasus* (S. 154).

Während sich St. somit gegenüber den Vorschlägen bezüglich Orthographie und Etymologie vollkommen ablehnend verhalten hat, bezeigte er doch den Vorschlägen, welche die Wortformen betrafen, größeres Entgegenkommen. So liest man jetzt „*aedes* besser *aedis*", „*cantatus*" statt des früheren „*cantus*" etc., auch das Perfectum *iui* ist glücklich entfernt, *inuenio* in den Nachtrag aufgenommen worden, ebenso *Aefulae*, *Ceuenna* u. a. Hiebei ist freilich ein recht unliebsames Versehen unterlaufen, indem bei *confligo* (S. 221) die neugesetzte Zeile mit dem richtigen *conflicturus* nicht an die richtige Stelle gekommen ist, sondern die erste Zeile des Substantivums *conflictus* verdrängt hat, während die falsche Zeile mit *confligo* stehen geblieben ist.

Dagegen konnte sich St. nicht entschließen, *ostentus* (S. 730) auszumerzen. Es ist ja richtig, dass diese Form des *PPP* vorkommt; von den bezüglichen Stellen kommen aber für ein Schulwörterbuch höchstens die zwei Terenzstellen: Eun. 605 und Phorm. 826 in Betracht. Da aber an der ersten Stelle *ostentam* von Faernus und Bentley für das handschriftliche *ostentatam* eingesetzt ist, bleibt nur die Phormiostelle, die allein wohl nicht die Aufnahme dieser Form in ein Schulwörterbuch rechtfertigen kann, das sonst gar nicht auf Terenz Rücksicht nimmt.

Ich muss auch gleich an dieser Stelle meine Verwunderung darüber aussprechen, dass der Verf. thatsächliche Unrichtigkeiten, die in der Besprechung der ersten Auflage (a. a. O.) aus-

[1]) In Pompeji sind uns mehrere Ankündigungen dieser Art erhalten.

stellt wurden, nicht berichtigt hat. So ist, um nur einiges herzuheben, von den 14 falschen Citaten bloß das letzte richtig stellt worden, γιγνώσκω prangt noch immer mit seinen zwei centen auf S. 192. Dieser Umstand sollte mich eigentlich abhalten, ähnliche Fälle anzuführen, wenn ich nicht doch die Hoffnung hätte, dass bei der dritten Auflage alle derartigen Mängel werden hoben werden. So fehlt z. B. der Autorname bei: *Aristius* (S. 94) *C. armus (equi) O.*, *Atius* (S. 109) *C.*, [bei *Aurunculeius* (S. 120) hört *C.* an den Schluss], *Caulon* (S. 160) *O.*, *Nora* (S. 698) *N.*; *Norba* (ebd.) *L.*[1], *Noreia C.*, *noscito T.*, *notabilis Ci.*, bei *Nemese* war bloß auf *Temese* (S. 984) zu verweisen]; *Nepete* 690) *L.*, *Netum* (S. 692) *Ci.*, *neutiquam* (ebd.) *Ci.*, *Nicerium L. T.*, *Nicephorius T.*, *nihildum* (S. 693) *Ci.*, *Niliacus*, *ligena* (ebd.) *O. V.*, *Ninus* [Stadt], (S. 694) *T.*, *Nisibis* (ebd.) *nitrum* (S. 695[2]), *nociuus*, *nocuus* (ebd.) *Ph. O.*, *noctua* 696) *V.*, *Nodinus* (ebd.) *Ci.*, *Nola L. C.*, *Nomas V.*, *nomenlator* (S 697) *Ci.*, *Nonacria* (ebd.) *O.*, *Nuceria*, *Nucerini* 701) *L. Ci.*, *Numitor* (S. 703) *V.*, *Adrastus* (S. 27) *O.*, *Aegyptia coniunx* (S. 32) *O.*, nicht *V.* usw.

Zu der bereits in der Anzeige der ersten Auflage gerügten Inconsequenz bezüglich der Adverbia[3]) möchte ich noch die Ungleichmäßigkeit im Drucke hinzufügen, welche bezüglich der von Eigennamen abgeleiteten *nomina* herrscht (vgl. z. B. die Artikel *Aeneas* S. 32 und *Aeolus* S. 33); *Achiuus* erscheint zweimal (S. 14), das erstemal muss es in den Artikel *Achaeus* eingeschoben werden. Hiezu gehört auch, dass die Personificationen an der Stelle Ov. Met. II. 27 ff zwar bei *uer* (S. 1045) und *hiems* (S. 495), nicht aber bei *aestas* und *autumnus* erwähnt werden.

Die angeführten Proben zeigen, dass auch in dieser Hinsicht eine genaue Durchsicht dringend nothwendig ist.

Bei der Durchsicht des Buchstaben *N* ergab sich Folgendes: Es fehlen: *narrator Ci.*, *Naucrates Ci.*, *Nauportus T.*, *negotialis Ci.*, *Nicander Ci.*, *nidulus Ci.*, *Nomio Ci.*; im Nachtrag: *nassa Ci.*, *Nesis Ci.*, *Nonius Ci.*, *Numerianus Ci.*, *Nysaeus Ci.*[4]).

---

[1]) *Norba* heißt nicht „jetzt *Norma*“, sondern seine Ruinen liegen in der Nähe des heutigen *Norma*. Bekanntlich liegt auch das moderne *Capua* nicht an der Stelle des alten, dessen Lage S. 153 richtig angegeben ist.

[2]) *nitrum* kann in das Schulwörterbuch höchstens wegen Cael. in Cic. Ep. VIII. 14, 4 aufgenommen werden. Dann muss aber die metaphor. Bedeutung „Reinigungsmittel“ angegeben werden.

[3]) Vgl. außerdem *necessarie*, *necessario* (S. 687), dagegen *nimium* (S. 694).

[4]) Zur Entschuldigung und zum Beweis der selbständigen Arbeit möchte ich anführen, dass bei demselben Buchstaben in dem ausführlichen lateinisch-deutschen Handwörterbuche von Georges[7] folgende Eigen-

Wenn *necessum* bei *necesse* (S. 687) angeführt wurde, hätte a *necessus* angegeben werden sollen, vgl. Wagner und Gray zu Hant. 360. Bei *nequam* fehlt die Klammer hinter *perquam*, p *quam*. Statt auf diese zwei durchaus nicht gleich gebrauc Wörter, von denen sich zwar *perquam*, nicht aber *praequam* Lexikon findet, keines aber adjectivisch gebraucht vorkommt, es besser gewesen zu *nequam*: „indecl. adj.", hinzuzusetzen. sei auch gleich bemerkt, dass die Verweisung auf *superquam* Artikel *super* durch Aufnahme dieses Wortes am bezügl. gut wäre[1]). Der Vermerk bei *nexilis* (S. 692): „nicht direct *nectere*, sondern vom frequ. *nexare*", ist m. E. falsch. Zu (S. 695) ist zu bemerken, dass es auf dem Capitol ein Mine heiligthum schlechtweg nicht gab. Gemeint ist wohl die Ne cella des Juppitertempels, welche ein Cultbild der Minerva enth Die bloß bei Lucan (*noton*) vorkommende Nebenform *notos* (S. dürfte nicht vor *notus* gestellt werden; dagegen fehlt bei *Cays* (S. 162) die bei Ovid gebrauchte Nebenform *Caystros*.

Nur kurz möchte ich über die Eigennamen sprec bei einer Prüfung, die ich anstellte, um ein Princip für die nahme oder Weglassung derselben zu finden — sie fiel neg aus —, ergab sich für die ersten drei Buchstaben des Alpha Folgendes: Von den bei Cäsar vorkommenden fehlen: *Acco*, *A tunnus*, *Andocumborius*, *C. Arpineius*, *Q. Atrius*, *T. Baluen Boduognatus*, *Caburus*, *Caeroesi*, *L. Caesar*, *Camulogenus*, *Car Caruilius*, *Cassi*, *Cassiuellaunus*, *Casticus*, *Catamantaloedes*, *C uolcus*, *Cauarillus*, *Cauarinus*, *Celtillus*, *Cenabenses*, *Cenab Cimberius*, *Cita*, *Cocosates*, *Conconnetodumnus*, *P. Considius*, *uictolitauis*, *Correus*, *Cotus*, *Critognatus*. Auffallend war mir Betonung bei *Ancalites* (S. 68), *Bitúriges* (S. 133), *Catúr* (S. 160). Bei *Allobrox* (S. 55) fehlen bei den Grenzen die Al die *Brannouices* waren wohl aufzunehmen, da auch die drei and Abtheilungen der *Aulerci*, die *Cenomani*, *Diablintes* und *Eb uices* selbständig angeführt werden. Bei *Aurunculeius* (S. gehört *C.* an den Schluss; *P. Clodius Pulcher* (S. 185) fiel Jahre 52; bei *Commius* (S. 202) konnte erwähnt werden, dass von Cäsar eingesetzt wurde. — Für Ovid vermisst man: *Amp medon*, *Anetor*, *Areos*, *Astreus*, *Attis*, *Bactrius*, *Bromus*, *Cae* (*καινίς* ist angegeben), *Clymenus* (der Gefährte des Phineus Mannsname) und *Cymelus*.

---

namen fehlen, die bei St. geboten werden: *Nasidienus*, *Nealces*. *archus*, *Nebrophonus*, *Neoutiches*, *Nerius*, *Nerullinus*, *Nesactium*, *Nes Nicocles*, *Nileus*, *Niphaeus*, *Noemon*, *Numanus*; außerdem fehlen *nov* und *numeratus*.

[1]) Ebenso fehlt bei *uter* (S. 1087) die Verwendung als Relativ vgl. *Caes. b. G.* VI. 19. 2.

Auch der Nachtrag bedarf, was die Briefe Ciceros betrifft, r ähnlichen Neubearbeitung. Es fehlen: *administrare* ohne „ *Aeculanum*, *T. Ampius Balbus*, *Cincius*, *bustum Basili*, *lius*, *facteon*, *ferrum* in der Bedeutung Kampf, *huc* = *ad r rem*, *inuado* mit Dat. etc.

Eine Fortsetzung dieser Einzelheiten ist überflüssig; für die uflage wird es sich empfehlen, entweder eine Auswahl nach timmtem Grundsatze zu treffen oder die Specialregister besser ihe zu ziehen.

Außerdem wird es auch angezeigt sein, die namhaften Comtare, wenigstens was die allgemein gelesenen Partien der lautoren betrifft, durchzuarbeiten. Dann werden Dinge Aufme finden, die jetzt noch vermisst werden, die aber durch ihr llen die Präparation des Schülers erschweren, z. B. *abstinere* l Dat., *ab* in der Bedeutung infolge, *teneo* intransitiv gebraucht, er *ripam* am Ufer usw.

Man könnte nun einwerfen, dass hiedurch der Umfang des ches ungebürlich vergrößert und seine Verwendbarkeit in der ule in Frage gestellt würde. Dagegen gibt es ein einfaches ttel, indem man die vielen nichtssagenden Beispiele (wozu dienen B. die Stellen bei den Zahlwörtern?) radical entfernt und nur jenigen behält, die entweder für den „syntaktisch-stilistischen terricht" passen oder „Erklärung heischen", da sie dem Schüler uf der entsprechenden Stufe des Unterrichts erfahrungsgemäß hwierigkeiten" bereiten (P. 5. und 8. a. a. O. S. 194). Hiedurch könnte auch das Gewicht des Buches wesentlich verringert rden.

Auf einen Punkt muss ich jedoch noch besonders ausführlich ngehen. Unter den Forderungen nämlich, die an ein Schulwörterbuch im Sinne der Concentration des Unterrichts mit Recht gestellt werden können, führt St. in seinem Vortrage über die contrierende Stellung des Wörterbuches im Lateinunterrichte (a. a. O) ter 6 an: „Dabei hat es konzentrierend auf das im Griechischen und Deutschen Erlernte einzugehen und möglichst enge Anlehnung n alle anderen Fächer des Unterrichtes zu suchen. Dabin gehört vornehmlich die reale Seite der Autoren: die antike Geographie, Metrologie, Geschichte, Staatsrecht, Privatrecht, Alterthümer müssen Erklärung finden, können aber nur knappe Erklärung beanspruchen". Diese Forderung ist berechtigt, ebenso berechtigt ist aber auch die Forderung, dass die wenn auch knappe Erklärung richtig sei. In dieser Hinsicht aber bedarf das Wörterbuch einer sehr durchgreifenden Durchsicht, ja es ist geradezu unfassbar, dass sich Mängel, wie sie im Folgenden namentlich in Bezug auf die Topographie Roms angezählt werden, durch zwei Auflagen unbeanständet erhalten konnten: So lesen wir bei *amphitheatrum* (S. 64), dass das flavische Amphitheater, j. il Coliseo, „Colosseum" genannt, in der Niederung zwischen Palatin, Aventin (!!) (statt

Caelius) und den Carinen liegt. Im Folgenden sind *Piacenza* und *Salerno* zu streichen. *Tarpeius* (S. 981) soll in classischer Zeit nur der Name des nördlichen (!) steilen Abfalls des Capitolinus sein, und der *Viminalis* (S. 1061) befindet sich gar zwischen *Esquilin* und *Palatin* (!!).

Bei *Palatium* (S. 734) ist in der Bemerkung, dass auf ihm „seit August“ die Kaiser residierten, „seit August“ überflüssig, dagegen fehlt die Angabe, dass hier die erste Ansiedlung (*Roma quadrata*) stattgefunden hat. Bei *Auentinus* (S. 128) ist der Zusatz: „einer der sieben Hügel Roms“ (NB. steht dies beim *Auentinus* allein) unpassend, da das *Septimontium* gar nicht aus sieben Hügeln bestand, dagegen sollte vor „bevölkert“: „mit der Plebs“, eingeschoben werden. Die Erklärung zu *Capitolium* (S. 152): „Burgberg Roms, auf dem das Forum westlich beherrschenden Hügel mit der *arx*, dem tarpeischen Felsen und dem Tempel der drei Gottheiten Juppiter, Juno und Minerva“, ist einerseits unlogisch, andererseits wird der Tempel aber immer nur der Tempel des Juppiter genannt, wenn sich auch zwei Nebencellen für Juno und Minerva in ihm befanden. Bei *arx* heißt es S. 99: „In Rom bedeutet *arx* die südwestliche Höhe des Capitols (j. die Kirche Sta. Maria in Araceli)“; statt „südwestliche“ hat es natürlich „nördliche“ zu heißen.

Beim Tempel der *Iuno Moneta* (S. 670) ist als Ort besser die *arx* als das Capitol anzugeben. *Tabularium* (S. 976) „das Archiv“ ist zu wenig; der Ort desselben muss angegeben werden, zumal noch so viel davon erhalten ist.

Bei *Pomerium* (S. 780) fehlt die Erklärung „Urfurche“ (*Varro l. l. V. 143*). Der *pons sublicius* (S. 953) verband nicht die Tiberinsel und das Ianiculum mit der Stadt (das ist eine veraltete Ansicht), sondern lag unterhalb der Tiberinsel nicht weit von der *porta trigemina* (vgl. die Flucht des *C. Gracchus* bei Plut. und Vell.). Die *Porta Carmentalis* (S. 155) lag am Südfuße des Capitols; (am Fuße des Cap. ist zu ungenau). Die Lage der *porta Flumentana* (S. 443) lässt sich nicht so sicher angeben, wie es bei St. geschieht; dasselbe gilt für die *porta Naevia* (S. 681) und *Caelimontana* (S. 141).

Das *Velabrum* (S. 1039) lag nicht zwischen dem Aventin und Capitolin, sondern zwischen Palatin und Capitolin und reichte gar nicht bis zum Aventin. Das *Forum olitorium* liegt weder am Westhang des Capitols (S. 449) noch südlich (S. 719) vom Capitol, sondern südwestlich von demselben, flussaufwärts gegen die Tiberinsel zu. Bei der *aqua Appia* (S. 83) konnte erwähnt werden, dass sie die erste Wasserleitung Roms war. Die Straße, an der der *mons sacer* (S. 888) liegt, heißt *Nomentana*, nicht *Lamentana*. Der *cliuus Capitolinus* (S. 188) hat mit dem Bogen des Septimius Severus nichts zu thun, da die *sacra via* an der Südseite des Forums gieng und bei dem Tiberiusbogen

den *cliuus* übergieng; er wand sich unmittelbar an dem Vestatempel vorbei (das Pflaster ist dort noch schön erhalten). Durch den oben genannten Bogen gieng sie nie. Die *Noua uia* (S. 700) war nicht die Straße vom Palatin zum Forum, sondern umfasste den Palatin an seinem Fuße von zwei Seiten, da sie auf dem alten Pomerium angelegt wurde. Das noch jetzt erhaltene Stück führt auch nicht von dem Palatin herab, sondern bildet an seiner Nordseite eine Parallelstraße zur *sacra uia* zwischen *uicus Tuscus* und *cliuus sacer*. Dieser (S. 188) ist nicht der Anstieg vom Vestatempel zum Palatin, sondern führt von der *summa sacra uia* (dem Titusbogen) auf den Palatin. Ebenso führt die *Subura* (S. 958) nicht gegen die Carinen, sondern gegen den *Esquilius*, wo sie sich gabelt. Die *cloaca maxima* (S. 188) führt unter der *basilica Iulia* („an der Basilica Cäsars" ist schlecht, die ursprüngliche, kleinere wohl nicht gemeint ist) nicht vom Forum zum Tiber, sondern kommt vom Quirinalis und führt unter dem Forum hindurch. Die Benennung der *aqua Virgo* (S. 1065) bezieht sich nicht auf die Reinheit des Wassers, sondern auf die Geschichte ihrer Auffindung (*Frontinus, de aq. duct. urbis Romae* 10, *Virgo appellata est, quod quaerentibus aquam militibus puella virguncula uenas quasdam monstrauit*). Warum bei den *Thermae* (S. 998) gerade die *Neronianae* ohne Autor (Mart.?) angegeben werden, die in der constantinischen Regionsbeschreibung gar nicht mehr aufgezählt werden, begreife ich nicht recht; näher lag es doch, die des Caracalla oder Diocletian (eventuell Titus) anzuführen, von denen noch so gewaltige Reste erhalten sind. Bös behandelt erscheint das *Forum Romanum* (S. 449); es heißt jetzt nicht mehr *campo vaccino*, da dieser Namen höchstens bis 1873 in Gebrauch war. Es liegt nicht zwischen Capitolin und Palatin (dort vermuthete man es vor vielen, vielen Jahren), sondern erstreckt sich vom Ostabhange des Capitolin bis zur Nordwestecke des Palatin. Die angegebenen Maße beziehen sich nur ungefähr auf das Forum allein; trotzdem heißt es im Folgenden: „Es zerfiel in zwei Theile, der westliche war das Forum im engeren Sinne, der östliche (!!) das Comitium". Das Comitium lag nördlich vom Forum und war durch Jahrhunderte ein eigener Platz. Obwohl später die räumliche Trennung durch Entfernung der alten Rednerbühne behoben wurde, hieß es noch immer: „*comitium et forum*". Der Tempel der *Concordia* (S. 214) lag nicht am Westhang des Capitols, sondern war an den Ostabhang angebaut. Die nähere Bestimmung „gegenüber dem Severusbogen" ist historisch und topographisch unpassend. Bei dem *Tullianum* (S. 1023) sollte doch seine Lage angegeben werden sowie der Umstand, dass es noch erhalten ist. Dasselbe gilt für die *Rostra* (S. 884); daselbst muss es heißen: „und oft von dem Theile des Forums vor (nicht „an die") der Rednerbühne". Bei *arcus* (S. 89) empfiehlt es sich, statt „Triumphbogen" mit Hülsen „Ehrenbogen" zu setzen (man

denke an den Titusbogen, der in der Bogenwölbung schon Apotheose des Titus zeigt). Die Basiliken (S. 128) dienten ni bloß als Börsensäle, sondern auch für den directen Warenhan Der Vestatempel (S. 1052) befand sich nicht an der Südse sondern an der Ostseite des Forums. Das *atrium Vestae* (S. 1 ist nicht die „Halle des Vestatempels", sondern das Haus Vestalen neben oder besser hinter dem Vestatempel und befa sich nicht „auf dem Forum am Palatin", sondern lag östli vom Forum und war vom Palatin durch die *noua uia* getren Die *curia* (S. 274), die „bei des Clodius Leichenfeier nied brannte", war weder das alte Rathhaus des Tullius, noch befa sie sich auf dem Palatin (!), sondern war der Umbau Sul auf dem Platze der alten und stand auf dem Comitium. Die cu *Iulia,* in der der Senat später „saß", befand sich ungefähr der Stelle der früheren ebenfalls auf dem Comitium [nicht Forum (NW.)]. Der angeblich von Numa erbaute Janusbogen (S. 5 stand nicht an der das Forum nördlich begrenzenden Straße; de eine solche gab es die längste Zeit nicht. Es ist daher entwe schlechtweg: „nördlich vom Forum bei der Curie", oder: „dort das Argiletum in das Forum einmündet", zu setzen. Das Put (des Attus Navius S. 828) befand sich nicht auf dem Foru sondern auf dem Comitium [desgleichen die *ficus rumina* (S. 885)] und war nicht identisch mit dem *puteal Libonis,* d wahrscheinlich zwischen Castor- und Vestatempel gelegen war. D Ort der Statue des Marsyas kann nicht so genau angegeben werde wie es S. 647 geschieht; wahrscheinlich befand sie sich nicht der Nähe der Rostra, sondern an der entgegengesetzten Seite d Forums (im Osten). Die *scalae Gemoniae* (S. 468) führten nic von der Westecke des „Ararium" (?), sondern von der Nordos ecke des Tabulariums herab. Das *signum Vertumni* (S. 105 stand nicht bei der Einmündung des *uicus Tuscus* ins Foru sondern hinter dem Castortempel. Das *Aequimelium* (S. 33) la nicht am Westhang des Capitols, sondern nördlich vom *foru boarium* zur Seite des *uicus Iugarius.* Das *Armilustrum* lag wo auf dem Aventin (mit der XIII. Region weiß der Schüler nich anzufangen) usw.

Das sind, glaube ich, genug Unrichtigkeiten, die sich i einem Schulwörterbuche nie und nimmer hätten finde sollen. Es wäre leicht gewesen, sie zu vermeiden, wenn S seine Angaben, statt sie kritiklos zu übernehmen, an der Han der neueren Bearbeitungen dieses Gegenstandes (am bequemste fand er alles in dem im Jahre 1889 erschienenen III. Bande de Iwan Müller'schen Handbuches vereinigt) berichtigt hätte.

Als Einzelheit mache ich noch auf die unrichtige Ausdrucks weise: „*Eryx* (S. 373).... Berg auf der Westküste Siciliens" aufmerksam; gekränkt hat es mich, dass Menander und Diphilus noch als Vorbilder für Terenz (S. 991) genannt werden, Apollodor

ßte doch zu seinem Rechte kommen. Wenn bei *Herculaneum* (S. 491) das Jahr der Wiederentdeckung angegeben wurde, hätte es wohl auch bei *Pompeii* (S. 788) geschehen können.

Auch hier stellt sich somit gebieterisch die Nothwendigkeit raus, die bezüglichen Angaben einer gründlichen Durchsicht und eilweise vollständigen Neubearbeitung zu unterziehen. Wie auf m Gebiete der Etymologie und Grammatik, so darf auch auf m der Realien dem Schüler weder Unsicheres noch Unrichtiges boten werden. Der Satz: „Für die Jugend ist das Beste gerade it genug", gilt in erhöhtem Maße von einem Wörterbuche, dem s concentrierendem Lehrbehelfe eine bevorzugte Stellung einge-umt werden soll.

Der **Druck** selbst ist prächtig[1]).

Es fällt mir nicht im Geringsten ein, den Verf. wegen der ngeführten Mängel tadeln oder den hohen Wert der Anlage des uches herabsetzen zu wollen. Das Buch stellte so ungeheure Anderungen an seine Arbeitskraft, dass es ihm schon physisch unöglich war, allen Gebieten, namentlich solchen, die ihm als prachforscher ferner lagen, gerecht zu werden. Bei gewissenhafter ontrole der Präparation des Schülers von Seite des Lehrers dürfte urch die vorgebrachten Mängel die Verwendbarkeit des Buches in er Schule nicht wesentlich beeinträchtigt werden. Ich kann am chlusse meiner Besprechung nur den Wunsch ausdrücken, dass er Verf. auf dem Wege, den er kühn als erster betreten hat, unmüdlich weiterschreite und es ihm recht bald vergönnt sein möge, n der dritten Auflage das zu bessern, was ihm bei der zweiten uflage hauptsächlich aus technischen Gründen zu ändern nicht öglich war.

Wien. R. **Kauer**.

Zu den Kunstformen des mittelalterlichen Epos. Hartmanns „Iwein", das Nibelungenlied. Boccaccios „Filostrato" und Chaucers „Troylus and Cryseyde". Von Rudolf **Fischer**. Wien u. Leipzig, W. Braumüller 1899. (Wiener Beiträge zur englischen Philologie. Unter Mitwirkung von K. **Luick** u. A. **Pogatscher** herausg. von J. **Schipper**. IX.) 8°, XVIII u. 370 SS.

Die Zeichen mehren sich, dass die Methode der beschreibenden Ästhetik, wie sie heute hauptsächlich durch Heinzel ver-

---

[1]) Einige Kleinigkeiten seien außer den früher genannten noch erwähnt: S. 159, Sp. I, 5. Z. v. o. ist das *n* in *doluerunt* zu hoch gestellt. S. 200. Sp. I ist durch die Umstellung manches zu enge aneinandergekommen. S. 284 ist bei *decerno rn* schief gerathen. S. 336 fehlt bei *diuersus* zwischen „verschieden" und „auseinandergekehrt" Beistrich und Anführungszeichen. S. 379, Sp. 2, 6. Z. v. u. ist statt „*milites*„ „*multos*" zu lesen. S. 699 gehört *Nouius* hinter *nouitas*, S. 705 *Nycteus* hinter *Nyctelius*.

treten wird, an Boden gewinnt und eine Rolle in der Geschichte der Wissenschaft zu spielen berufen ist. Die Kunst, Gruppen von Dichtwerken zusammenfassend zu beschreiben, ist ja nicht neu und z. B. von Uhland in seiner Abhandlung über den Minnesang in meisterhafter Weise geübt worden. Neu ist nur die enge Anlehnung an die Naturwissenschaften, die sich in Scherers Wunsch ausspricht, einen Kanon für die Beschreibung poetischer Kunstwerke aufzustellen, „in dessen Fachwerk alles, was wir an ihnen zu beobachten vermögen, so vollständig aufgenommen würde wie die Eigenschaften der natürlichen Organismen in ihre Systematik" (Heinzel, Beschreibung des geistl. Dramas, S. 9). Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich diese neue Methode in Zusammenhang bringe mit einer allgemeineren Strömung, die, veranlasst von der durch große Erfolge erzeugten Präponderanz der Naturwissenschaften nach der Mitte des 19. Jahrhunderts, sich am deutlichsten in Schleichers Schrift über Darwinismus und Sprachwissenschaft zeigte, wie in der mit Mühe überwundenen Neigung, Lautgesetze als Naturgesetze zu erklären, wie schließlich noch in der Art, mit der Werner in seinem inhaltreichen Buche über Lyrik und Lyriker durch schiefe Vergleiche mit physiologischen Erscheinungen zur Lösung psychologisch-ästhetischer Probleme beitragen zu können meinte. So lange diese Methode nicht die alleinseligmachende sein will und anderen Formen der beschreibenden und nichtbeschreibenden Ästhetik neben sich Raum gewährt, wird man sie als eine neue Möglichkeit der Klarlegung so verwickelter Probleme willkommen heißen, ja ihr gerne den ihr gebürenden hervorragenden Platz zugestehen.

Leider ist vorliegendes Buch wenig geeignet, der Methode neue Freunde zu schaffen. Um den darin enthaltenen Ausführungen gerecht zu werden, muss man den Weg bedenken, auf dem F. zu denselben gekommen ist. Er ist vom Drama ausgegangen. Er hatte in einem früheren Werke (Straßburg, Trübner 1893) „die Kunstentwicklung der englischen Tragödie von ihren ersten Anfängen bis zu Shakespeare" verfolgt, indem er vor allem dasjenige, was in den Dramen mess- und zählbar war, untersuchte und die in den einzelnen Dramen gewonnenen Maße und Zahlen untereinander verglich. Er unterschied „I. Construction, *a*) Stoffgliederung: Acte und Act-Typen nach Länge und scenischer Gliederung, Scenen nach Länge und Masse, Scenenarten, Ein-, Zwei- und Dreigespräche, nach Zahl, Länge und Masse; *b*) Behandlung der Figuren: Zahl, Stärke, Vertheilung nach Acten. II. Composition, *a*) Handlung: Gestaltung der Handlung: Verwicklung, Entwicklung; Gliederung der Handlung: Einleitung, Ausführung, Abschluss; Function der Acte. *b*) Charaktere: Typisches Wesen, Function: Helden und Gegenspieler, Vertraute und Mitspieler als Hauptfiguren; Boten, Stimmungsfiguren und Hilfsfiguren als Nebenfiguren". Diese Messungen und Zählungen hat er nun in seinem

gsten Werke mit geringen Änderungen an dem und jenem Epos
nnehmen gesucht. Er war damit gegenüber seiner früheren
handlung nach zwei Richtungen im Nachtheil. Denn die Glie-
rung des Dramas und die Anzahl der in Action tretenden Per-
sen fällt in die Sinne, beim Epos hingegen ist das nicht der
ll. Da musste also der Ästhetiker die Gliederung erst klarlegen,
d die Art, in der er das thut, wird leicht etwas Subjectives an
h tragen. Die Eintheilung des Iwein etwa in drei Acte, unter
nen wieder die beiden letzten gegenüber dem exponierenden ersten
sammengefasst werden, mag man sich leicht gefallen lassen,
r Auftheilung derselben aber in einzelne Scenen wird mancher,
i über das Princip, nach dem diese Auftheilung vorgenommen
t, nichts gesagt wird, bedenklich den Kopf schütteln. Wie
mer aber dieses Princip beschaffen war, jedenfalls musste das
ernehmen dieser Auftheilung, die beim Drama sich von selbst
rgab, beim Epos viel Mühe und Zeit in Anspruch nehmen, und
a außerdem die Epen, als durch keine äußeren Bedingungen zeit-
ch beschränkte Dichtwerke, naturgemäß länger sind als die
ramen, so begreift es sich, dass der Ästhetiker bereits nach der
Untersuchung und Beschreibung je eines Epos ermüdete, dadurch
ber der Vortheile verlustig gieng, die ihm in seinem früheren Werk,
Heinzel in seinen Beschreibungen des älteren deutschen Dramas
nd der isländischen Saga, Petsch in seinen Neuen Beiträgen zur
Kenntnis des Volksräthsels u. a. m. durch die vergleichende, bezw.
die Gattung ins Auge fassende Beschreibung erwuchsen. Denn das
Gemeinsame oder nur infolge nachzuweisender Einflüsse oder Entwick-
ungen Verschiedene leuchtet, ohne dass es eines besonderen Be-
weises bedürfte, als das Wesentliche ein; während, wo dieses Hilfs-
mittel, wie hier, entgeht, der Beweis, dass das aus dem Ganzen
zur Beschreibung Ausgewählte ein Wesentliches sei, erst zu er-
bringen ist; denn das Ganze mit Haut und Haar wird man ja nie
beschreiben können. Dieser Beweis aber — und das ist der zweite
Nachtheil, von dem oben gesprochen wurde — wird in diesem
Falle nur schwer zu leisten sein. Wie lange Zeit zwischen dem
Aufgehen des Vorhangs und dem Herunterlassen desselben verfließt,
wie lange die Zahl der Personen auf der Bühne die gleiche bleibt,
wie lange jeweilen einer redet, wie viele Personen zugleich auf der
Bühne anwesend sind usw., das alles macht, weil sinnlich wahr-
genommen, einen lebhaften Eindruck, kann vom Zuschauer und
Zuhörer wohl nicht immer zahlenmäßig ausgedrückt, aber doch
quantitativ empfunden werden, ist daher beim ästhetischen Calcul
gewiss nicht zu vernachlässigen. Dass dasselbe aber beim Epos,
wo die sinnliche Wahrnehmung durch die Phantasie, das Neben-
einander durch das Nacheinander ersetzt ist, der Fall sein soll,
widerspricht meiner Erfahrung; dass es überhaupt für die ästhe-
tische Wirkung irgendwie ins Gewicht fällt, wird von F. wohl
behauptet, aber nirgends bewiesen. Es wäre ja möglich, dass der

mittelalterliche Leser in dieser Beziehung feinfühliger gewesen ist als wir; aber um das zu erhärten, müssten verschiedene mittelalterliche Epen vergleichend untersucht und eine Constanz in dieser Beziehung nachgewiesen werden. Wer uns eine Vorstellung von einem Vogel geben will, kann ihn uns entweder ahmalen (diese künstlerische Manier wäre die Uhlands gewesen), oder er kann die Gattung feststellen, in die er gehört, diese Gattung uns beschreiben und dann etwa die charakteristischen Merkmale des betreffenden Individuums angehen (dieses naturwissenschaftliche Verfahren würde Heinzel üben), aber er soll uns nicht den Vogel rupfen, die Federn und Federchen zählen, in Kategorien ordnen und wieder zählen und uns endlich das Resultat angeben; denn dieses wird uns gleichgiltig, seine viele Arbeit nutzlos, sein Scharfsinn umsonst aufgewendet scheinen.

Aber F. will allerdings mehr als beschreiben, er will erklären, warum dies und das so und nicht anders ist: wie wenig das nach dem oben Gesagten gelingen kann, springt in die Augen. Dass vom Iwein des Hartmann von Aue immer so gesprochen wird, als ob wir es mit einem Originalwerk zu thun hätten [1]), ist unbegreiflich, umso unbegreiflicher, als im dritten Capitel ja eine Vergleichung eines Epos mit seiner Quelle vorgenommen wird. Eine deutliche Competenzüberschreitung ist es fernerhin, wenn diese Methode sich nicht nur an ästhetische, sondern auch an literarhistorische Probleme wagt, wie in dem Abschnitt über das Nibelungenlied. Gerade hier hätte eine wissenschaftliche, d. h. eine vergleichende Betrachtung der Composition des Epos, wie mir scheint, zu dem Schluss geführt, dass wir es mit einem einheitlichen Werk zu thun haben. Es zeigt einen Typus, der nur noch in Beovulf belegt ist: Zerfallen in zwei durch einen längeren Zeitraum getrennte, auch innerlich nur schlecht verbundene Theile, Beginn nicht mit dem Helden, sondern mit der Familie, in deren Diensten er Heldenthaten verrichtet, und deren Genealogie [2]), episodische Erzählung der vor dieser Zeit liegenden Großthaten des Helden durch einen Mann am Hofe dieser Familie.

Bern. S. Singer.

---

[1]) „Hartmann hat es nun verstanden“ (S. 3), „zwecksichere Harmonie“ (S. 6), „Formgefühl des Dichters“ (S. 9), „der formfühlige Dichter“ (S. 14), „individuelle Eigenthümlichkeit des Dichters“ (S. 34), „wie sehr es der Dichter versteht“ (S. 46), „der Dichter als eminenter Meister seiner Kunst“ usw.

[2]) Ich halte den Katalog zu Anfang der Nibelungen für in letzter Linie ursprünglich, wenn auch formelle Kriterien für Einschub einzelner oder Überarbeitung aller Strophen desselben sprechen.

, **Wehner**, Die Glocke, ein Symbol menschlicher Vereinigung. Darlegung des Gedankenzusammenhanges des Liedes von der Glocke nach einer den philosophisch-ästhetischen Anschauungen Schillers entnommenen Beleuchtung. Mit Originaltext, sinn- und zeitgemäßen Erörterungen versehen. Leipzig, A. Wehner, o. J. 75 SS.

Die ersten Gedichte, die Schiller in den Neunzigerjahren des rigen Jahrhunderts verfasste, nachdem er sich von der historischen rschung und ästhetisch-philosophischen Speculation wieder der chtung zugewandt hatte, stehen in der überwiegenden Mehrheit unter m Einflusse Kant-Schiller'scher Gedanken. Es ist deshalb für das naue Verständnis vieler Dichtungen dieser Zeit die Kenntnis der ilosophischen Schriften Schillers geradezu unerlässlich, und auch e schulmäßige Erklärung wird z. B. bei einem Gedichte, wie „das eal und das Leben" der knappen Mittheilung einiger philosophi-her Ideen nicht entrathen können, wenn sie es nicht überhaupt rzieht, derartige schwierige Dichtungen beiseite zu lassen.

Doch muss sich der Lehrer bei der Benützung der philo-phischen Schriften für die Erklärung der in den Gedichten nieder-elegten Gedanken die thunlichste Beschränkung auferlegen. Denn a die Auffassung philosophischer Ideen unserer im abstracten enken so wenig geschulten Jugend erfahrungsgemäß Schwierig-eiten bereitet, darf man den Schülern nur jene ästhetischen oder ulturhistorischen Erkenntnisse mittheilen, die zum Verständnisse er vorliegenden Stelle unbedingt nothwendig sind; sonst läuft an Gefahr, das Unverständliche oder schwer Verständliche durch twas klar machen zu wollen, das dem Gedankenkreis des Lernenden ollständig ferne liegt. Man wird sich aber auch vor dem Fehler hüten müssen, in jeder dichterischen Stelle die poetische Illustra-tion zu einem in den philosophischen Schriften niedergelegten Ge-danken finden zu wollen und auf diese Weise in die Dichtung Gedanken hineinzulegen, die dem Dichter vielleicht bei der Ab-fassung der betreffenden Stelle fremd waren. Bei solchen Ge-dichten, die an und für sich dem Verständnisse keine Schwierig-keiten bereiten, wird sich ein Eingehen auf Parallelen in den philo-sophischen Schriften nur dann empfehlen, wenn der Lehrer mit einer besonders fähigen Classe arbeitet, die sich aus eigenem Fleiße etwa „Anmuth und Würde" oder die ästhetische Schluss-abhandlung zu eigen gemacht hat. Auch da scheint es mir ge-rathen, die der Classe bekannten einschlägigen Gedanken entweder unmittelbar vor der Lectüre oder nach der Erklärung festzustellen und eine Abschweifung auf philosophische Probleme während der Erklärung zu vermeiden.

Der Verf. der vorliegenden Erläuterungsschrift glaubt, im Gegensatze zu den eben entwickelten Gedanken und im Wider-spruch zu den herkömmlichen Erklärungen Schillers „Lied von der Glocke" durch ausgiebige Heranziehung der philosophisch-ästhe-tischen Anschauungen des Dichters von einem neuen Standpunkt

betrachten zu können, der nach seiner Ansicht dieses „Lieblingsgedicht der Deutschen“ erst zu einem wahren „Kunstwerk“ erhe

Gegen die geläufige Anschauung, dass die einzelnen Glockengusstrophen miteinander zu einem Ganzen vereint sind, und da sich jede einzelne Betrachtung an den ihr vorausgehenden Meisterspruch anschließt und inhaltlich mit der vorausgehenden und nachfolgenden Betrachtung verknüpft erscheint, erhebt W. das Bedenken, dass der Übergang von der einzelnen Betrachtung zu der folgenden Glockengusstrophe fehle, und dass deshalb das Gedicht „als ein zusammenhangloses Nacheinander einzelner Theile“ erscheine. Diesem Übelstande glaubt der Verf. dadurch abhelfen zu können, dass er „die ganze Entstehung der Glocke von ihren Anfängen bis zu ihrer Vollendung“ für „ein Symbol der Entwicklung der gesellschaftlichen Vereinigung“ erklärt, „wie die Glocke selbst das Symbol einer solchen Vereinigung überhaupt“ ist. Demnach habe Schiller „im Bilde des Werdens der Glocke“ „das Werden der menschlichen Gesellschaftsform“ dargestellt, „die ihm als Ideal vorschwebte“, und in dem Gedichte zuerst den „Familienbund“ (bis V. 265), dann „die staatliche Organisation (bis V. 381) und endlich „eine Gesellschaftsform der Zukunft, nämlich die Vereinigung der Menschen zu einer liebenden Gemeinde“ als die auf einander folgenden Stufen der menschlichen Entwicklung geschildert. Dass dem Zeitalter, in welchem sich die Neigung der Pflicht unterordnet und die Sinnlichkeit sich vor den Anforderungen des Sittengesetzes beugt, als Ideal der Culturentwicklung eine Zeit folgen soll, in welcher der Mensch jenen Widerstreit zwischen seiner thierischen und geistigen Natur beseitigt und das Gesetz mit seiner Neigung freiwillig so in Einklang bringt, wie dies ohne sein Zuthun am Beginn der Culturentwicklung der Fall war, ist allerdings ein in Schillers Prosa und Poesie oft wiederkehrender Gedanke; dass er auch in der Glocke enthalten sein soll, befremdet uns nicht wenig; denn wir alle kennen wohl das Bild der staatlichen Ordnung in Schillers Glocke recht gut, wir wissen, dass der Dichter auch den Zerfall dieser staatlichen Ordnung durch den Aufruhr ergreifend geschildert hat; aber der Darstellung jenes Ideals, das der Menschheit am Ende der Zeiten winkt, vermögen wir uns nicht zu entsinnen. Und ebenso wie uns scheint es auch vielen anderen gegangen zu sein; denn der Verf. selbst schreibt der Verkennung der betreffenden Stelle die angeblichen Mängel der traditionellen Erklärung zu, ist aber fest überzeugt davon, dass V. 390—39

> „Herein! herein!
> Gesellen alle, schließt den Reihen,
> Dass wir die Glocke taufend weihen!
> Concordia soll ihr Name sein.
> Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
> Versammle sie die liebende Gemeinde“

die Gesellschaftsform der Zukunft bezeichne, in der „an Stelle des Gesetzes die allgemeine Menschenliebe“ trete; denn den Einwand,

ass in den angeführten Versen nur von der Glocke, nicht aber on einer neuen Art der gesellschaftlichen Vereinigung die Rede t, weist der Verf. unter Berufung auf die symbolische Bedeutung r Glocke **kurzweg** ab.

Nach der Ansicht des Referenten duldet es keinen Zweifel, ass der Verf. hier unrecht hat. Denn abgesehen davon, dass chiller ein Versteckspielen dem Leser gegenüber nicht liebt, erlären sich die Verse 394 f. ganz einfach daraus, dass dem Meister och das schreckliche Bild des Aufruhrs so lebhaft vor Augen schwebt, dass er wünscht, seine Glocke möge die Menschen zu nträchtiger Liebe versammeln.

Ebenso anfechtbar wie die Grundauffassung des Gedichtes t die Erklärung mancher einzelnen Stelle.

V. 74 ff. „O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen" will der Verf. icht nur auf den Jüngling, sondern auch auf die Jungfrau beiehen. Damit mag er ja recht haben. Aber hören wir seine Erlärung! „Der Wechsel in dem Leben einer Frau, sobald sie heiratet, st ein so großer, dass die Ehe ihr fast eine vollständige Beeiung verspricht aus allen sie bedrückenden, einengenden Verältnissen. Sie sehnt sich nach Befreiung — „O zarte Sehnsucht, üßes Hoffen!" — und hofft, dass ihr die Ehe eine Laufbahn röffnen wird".

Zu V. 100 f. „Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei"

bemerkt er: „Ohne ernstliche Prüfung.. kann auch ein Wahn der Sinne uns täuschen. Ist es dieser Wahn, der das Brautpaar zum Altar führt, dann endigt trotz alles festlichen Glanzes der Hochzeit gerade dieses schönste Fest auch „den schönen Wahn" (101), der uns bethört hat" und auf S. 42 f. führt er in recht trivialer Weise diesen Gedanken weiter: „Ach seht nur — das Ganze ist ein hoffnungsloser Bankerott! Die Wangen des Weibes haben die Blüte der Jugend verloren, ihr Herz und Sinn sind aller Gedankenblüten bar; der Mann hat seinen sieghaften Muth eingebüßt, und das geistige Feuer, das früher in ihm glühte, sprüht nun nicht mehr. Bankerott, bankerott ist alles, trotzdem die Firma der beiden so sicher auf ihre Liebe gegründet schien". Diese so unglücklich ausgedrückte Erklärung ist unrichtig; denn der „schöne Wahn" in V. 101 kann doch nur jene rein ideale Zuneigung der Geschlechter bedeuten, die später in die ruhigere Form der ehelichen Liebe übergeht.

Geradezu erheiternd wirkt es, wenn der Verf. in dem aus dem Forste heimkehrenden Wanderer (V. 274 f.) eine Hindeutung auf die Culturstufe der Jagd erblicken will.

V. 320 f. „Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß"

erklärt der Verf. ganz unrichtig: „'Es' zu ergänzen: Es ehrt —

es ehret"; denn „ehrt den König seine Würde" ist doch oh
Zweifel ein Condicionalsatz.

Gegen den guten Geschmack verstößt es ferner, dass d
Verf. an manche Verse rein technische Erklärungen über das We
des Glockengusses knüpft, ohne dass im Text des Gedichtes e
zwingender Grund vorliegt. So erfahren wir z. B. bei V. 43 „Lass
mit Aschensalz durchdringen", die besonders interessante Th
sache, dass für 100 kg Glockenspeise 1 kg Pottasche not
wendig ist; beim folgenden Verse „das befördert schnell den Gus
findet es der Verf. für nothwendig, Schillers Worte durch die B
merkung „und verwandelt die weiße Farbe des flüssigen Meta
ins Rothe" zu ergänzen.

Der Ref. ist allerdings der Ansicht, dass es zum voll
Verständnis der Schiller'schen Glocke erforderlich ist, die Schül
mit den einzelnen Stadien des Glockengusses vertraut zu mache
Dies muss aber vor der Lectüre an der Hand einer Zeichnu
geschehen, die man entweder selbst an der Schultafel entwi
oder vorher von einem im Zeichnen geübten Schüler anfertig
lässt, wenn man die „Anschauungstafel für den Glockenguss" v
Dr. B. Rein oder die Geisel'schen Abbildungen nicht zur Ha
hat. Bei der Erklärung des Gedichtes kann man dann bei einig
Stellen, wie z. B. V. 80 kurz auf das vorher Besprochene hi
weisen; doch die eigentliche Darbietung des Gedankenganges dur
die Erörterung technischer Fragen zu unterbrechen, ist gerade
eine Versündigung an dem Dichter und dient nur dazu, im Schül
das Gefühl für den Unterschied zwischen Poesie und Prosa al
zustumpfen.

Der Ref. wundert sich übrigens umsomehr, diesen meth
dischen Fehler in dem vorliegenden Buche zu finden, als der Ver
sonst an dem Herbart-Ziller'schen Stufengang mehr als nothwendi
festhält.

Da das vorliegende Buch auch bezüglich des Stils nicht
weniger als mustergiltig ist, hält es der Ref. für seine Pflich
die Fachgenossen vor seiner Benützung zu warnen; denn es i
geradezu ein Typus jener Erläuterungsschriften, welche geeign
scheinen, die schulmäßige Behandlung dichterischer Werke in Ve
ruf zu bringen, und den Vertretern des Naturalismus in der Päda
gogik zum Schaden der guten Sache neue Waffen in die Han
geben.

Görz. Dr. Franz Streinz.

Shakespeares dramatische Werke. Übersetzt von Aug. Wilh. v. Schlegel und Ludwig Tieck. Herausgeg. von Alois Brandl. Bd. I—X. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut.

Unter den deutschen Shakespeare-Übersetzungen nimmt bekanntlich die „Schlegel-Tieck'sche" immer noch die erste Stelle ein. Sie fand, wie Brandl im Vorworte zu seiner Ausgabe angibt, in acht Auflagen und in fünf weiteren, revidierten und verbesserten Neubearbeitungen, nämlich von Ulrici (für die Shakespeare-Gesellschaft 1867), von M. Bernays (G. Reimer 1871, 2. Aufl. 1891), von Max Koch (Cotta 1880 ff.), von R. Gosche und Tschischwitz (Berliner Ausgabe 1889) und von W. Öchelhäuser (1 Bd. 1891) weiteste Verbreitung. Dabei wurden die unter Tiecks Leitung übersetzten Stücke zum Theil, wie in der Ulricischen Ausgabe, oder sämmtlich, wie in der Koch'schen, durch andere Übersetzungen ersetzt, oder aber es wurde in den übrigen oben genannten Ausgaben der Schlegel-Tieck'sche Text beibehalten und einer Revision unterzogen. Brandl hat diesem letzteren Verfahren sich angeschlossen und ist noch conservativer gewesen als seine Vorgänger, insofern als er „alle Abweichungen von der Schlegel-Tieck'schen Ausgabe letzter Hand (derjenigen von 1839—40) vermieden und nur offenbare Versehen, die den Herausgebern bei der Drucklegung passiert waren, ausgemerzt hat". Zur Entdeckung dieser Versehen wurde der Text von 1839—40 mit den beiden ältesten Originalausgaben (derjenigen von Schlegel allein vom Jahre 1797 ff. und der von Tieck im Jahre 1825 revidierten) sowie mit den bereits corrigierten Neudrucken von Ulrici und Bernays verglichen und die Fehlerausbeute am Ende eines jeden Bandes zusammengestellt.

Nützlicher und lehrreicher als diese Angaben „Zur Revision des Textes" werden sich dem großen Publicum, für welches die Ausgabe doch in erster Linie bestimmt ist, jedenfalls die Anmerkungen erweisen, die „nicht etwa ein schulmäßiger Commentar sind, wohl aber schwer verständliche Ausdrücke erläutern, historische Persönlichkeiten und fremde Gebräuche beleuchten, sichere und wichtige Originalzuthaten von Shakespeare gegenüber seinen Vorlagen betonen und auch auf die Bühneneinrichtung, die ihm vorschwebte, aufmerksam machen sollen".

Diese Anmerkungen finden sich theils zu Ende eines jeden Bandes, theils in meist sehr sparsamer Auswahl unter dem Text. Nur bei den historischen Stücken sind sie etwas reichlicher vorhanden und dienen dann, was vielen Lesern erwünscht sein wird, häufig zur Erklärung historischer Beziehungen. Auf absolute Zuverlässigkeit dürfen sie allerdings wohl nicht immer Anspruch machen. So sollte es Hamlet S. 137 nicht heißen: *she should hang on him*, sondern *she would* etc., wie die besten Ausgaben (z. B. die *Globe Edition*, *Delius*, *Furness* etc.) mit den Folios lesen, weshalb auch die von Brandl gebotene Übersetzung in der Anmerkung unrichtig ist. S. 155 ist zu lesen *distracted* statt *dis-*

fracted. Im Macbeth ist S. 148 *weird sisters* (übrigens eine glückliche Emendation von Theobald statt *wayward sisters*, wie die Folios lesen) nicht, wie Brandl will, mit dem angelsächsischen *wierd* Vergangenheit (?), sondern mit dem angelsächsischen *wyrd, fatum* bedeutend, also Schicksalsschwestern, in Zusammenhang zu bringen. So auch ist in der Einleitung zum „Sturm" S. 287 natürlich nicht zu lesen Scbirlings, sondern Stirlings Tragödie „Darius".

In diesen Einleitungen, die den einzelnen Dramen vorausgeschickt sind, werden die nöthigen Mittheilungen gemacht über die Entstehungszeit und die Quelle des Stückes, wozu die Einleitungen der verschiedenen Gesammtausgaben, wie z. B. der Delius'schen, oder auch der zahlreichen englischen und deutschen Einzelausgaben das Material in bequemer Weise darboten. Zu loben ist, dass der Herausgeber daraus das Wichtigste in knapper Weise geschickt zusammengefasst hat. Die von Brandl in den Einleitungen erwähnten Feinbeiten älterer englischer Schauspieler, auf die er in seinem Vorworte aufmerksam macht, beschränken sich naturgemäß nur auf einige Notizen über Burbadge, Garrick, Kemble u. a. Was er weiter noch in diesen Einleitungen beibringt über „die Denkweise, die den Dichter während des Schaffens erfüllte", ist, da wir, wie Brandl dies in dem ersten Satz seiner „Shakespeares Leben und Werke" überschriebenen Einleitung zu dem ganzen Werke auch selber andeutet, für die Kenntnis des geietigen Entwicklungsganges Shakespeares ja fast ausschließlich eben nur auf die in seinen Dramen und sonstigen Dichtungen uns entgegentretende Stimmung angewiesen sind, mit Vorsicht aufzunehmen.

Übrigens ist jene Einleitung zu der Gesammtedition eine wertvolle Beigabe zu der Brandl'schen Neuausgabe des Schlegel-Tieck'schen Textes. Sie besteht aus fünf Theilen, nämlich I. Shakespeares Leben, einer knappen Zusammenfassung der im Jahre 1894 von Brandl veröffentlichten Biographie des Dichters, II. Shakespeares Theater, III. Shakespeares Dramen, IV. Shakespeares Nachleben in England (in welchem Abschnitte dem Verf. wieder mit dem „Sturm" ein Unglück begegnet ist, indem er die übrigens in der Einleitung zu dem Stück richtig benannte Miranda, die er in seiner oben erwähnten größeren Shakespearebiographie schon ihres rechtmäßigen Schwiegervaters, nämlich des Königs Alonso von Neapel, beraubt hatte, hier zweimal [S. 42/3] Perdita nennt), V. die Aufnahme Shakespeares in Deutschland und die Schlegel-Tieck'sche Übersetzung.

Wer den letzten, interessanten Abschnitt mit Aufmerksamkeit durchgelesen hat, wird sicherlich, wenn er nicht schon früher über Tiecks Antheil an der sogenannten Schlegel-Tieck'schen Shakespeare-Übersetzung orientiert war, verwundert fragen, weshalb das Werk, obgleich kein einziges Drama darin von Tieck selber übersetzt, sondern nur mit Vor- und Nachworten zu den von seiner

ohter Dorothea und von dem Grafen Baudissin übertragenen ücken versehen worden war, noch immer als mit von ihm herrend veröffentlicht wird.

Dass Tieck seinen Namen aus buchhändlerischen Rücksichten den Titel setzte, geht aus der ganzen Darstellung, insbesdere aus dem Vorworte Tiecks, deutlich hervor. Ob es aber t immer noch dem lesenden und kaufenden Publicum gegenr in Ordnung ist, dass das Werk, auch wenn, wie in der vorenden Ausgabe, das Verhältnis Tiecks zu demselben klar und eise auseinandergesetzt worden ist, als von Schlegel und Tieck rührend erscheint, das ist eine andere Frage. Wir stehen nicht zu erklären, dass wir in dieser Hinsicht durchaus den Ausrungen von W. Wetz in seiner Recension von Brandls Neugabe des Werkes (Anglia, Beiblatt X, S. 292 ff.) zustimmen. d auch darin sind wir seiner Meinung, dass weder die anlich Tieck'schen, noch auch die Schlegel'schen Übersetzungen, wenig wir geneigt sind, das große und bleibende Verdienst selben zu unterschätzen, als in jeder Hinsicht unübertrefflich d für alle Zeiten ausreichende Übersetzungen der Shakespeareen Dramen gelten können.

Den eigenartigen, für den dramatischen Vortrag außerordentlich eigneten Bau des Shakespeare'schen Blankverses, zumal der ittleren und letzten Periode seines dichterischen Schaffens, dessen ang und Tonfall oft in wirkungsvollster Weise zur Nuancierung s Ausdruckes, zur Ausmalung der Situation beiträgt, hat Schlegel it seinen ebenmäßigen, monotonen Iamben jedenfalls nur in sehr vollkommener Weise wiedergegeben, und auch im Ausdruck selber irde, wie jeder Kundige weiß, manches zu bessern sein. Trotzm möchten wir es Brandl nicht zum Vorwurf machen, dass er n „Schlegel-Tieck'schen" Text nur mit schonender Hand berührt t. An einem derartigen Werk den Überarbeiter zu machen, ist en doch nicht jedermanns Sache. Wir wollen im Gegentheil anrkennen, dass er die Aufgabe, die ihm gestellt worden war oder ie er sich selbst gestellt hatte, von einigen verzeihlichen Flüchtigkeiten und Irrthümern abgesehen, in geschickter Weise ausgeführt und die sogenannte Schlegel-Tieck'sche Shakespeare-Übersetzung mit wertvollen Beigaben versehen in reiner Gestalt dem deutschen Volk wieder zugänglich gemacht hat.

Wien. J. Schipper.

Dr. O. Hecker, Neues deutsch-italienisches Wörterbuch. I. Theil, Italienisch-deutsch; Braunschweig, G. Westermann 1900.

Das äußerlich sehr hübsch ausgestattete Werk, P. Petrocchi gewidmet, verfolgt, wie ja jedes andere Buch dieser Richtung, den Zweck, die Kenntnis der lebenden Sprache in beiden Idiomen

zu vermitteln. Wer es aber unternimmt, ein „neues" Wörterl welcher Art auch immer zu veröffentlichen, muss die Berechtig dazu dadurch erweisen, dass er neue, wesentliche Gesichtspu vorbringt und dadurch die früheren Werke gleicher Kategorie d nennenswerte Vorzüge überflügelt und in Schatten stellt. Da Verf. in der Einleitung zu seinem Werke — die, nebenbei merkt, in Bezug auf Form und Inhalt sich mit der von O. Br Nuovo Dizionario italiano-tedesco e tedesco-italiano, Leipzig, Tauchnitz 1896, fast ganz genau deckt, — die Bemerkung ma dass „Oscar Bulles neues großes Wörterbuch, das trotz erhebli Lücken und zahlreicher Unrichtigkeiten und Schiefheiten d weitaus die beste deutsch-italienische lexikologische Leistung stellt" und er außerdem sich eingehend über das Buch Bull geäußert und wertvolle Beiträge zur Verbesserung beigeste hat[2]), war man zur Erwartung, dass sein neues Werk auf Gebiete der Lexikographie einen wesentlichen Fortschritt bezeich werde, gewissermaßen berechtigt. Demnach handelt es sich darum, zwischen Bulles und Heckers Werken einen kurzen Vergl zu ziehen. Ich erwähne sofort einen wunden Punkt: Bulles Wör buch berücksichtigt bekanntlich nach dem Vorgange von Sa auch die Etymologie und nicht selten in mangelhafter We daroh hat man ihm große Vorwürfe gemacht, ob mit Recht o Unrecht, mag dahingestellt bleiben; nur meine ich, dass, sola die oberen Götter der romanischen Philologie in etymologisc Streitfragen zu bestimmten, unanfechtbaren Resultaten nicht kommen sind, es auch einem Lexikographen, wenn er auch „ni in der Lage ist, die Etymologie dem heutigen Stande der Wiss schaft entsprechend zu geben", gestattet sein muss, wenn ni seine persönliche Meinung hervorzukehren, so doch wenigstens Resultierende aus den bisherigen wissenschaftlichen Forschung dem wissenslustigen Leser mitzutheilen, zumal, wenn dies mit bescheidenen und skeptischen Reserve geschieht, wie wir dies Bulles Werk sehen. Und vielleicht wäre gerade Hecker in sei Eigenschaft als Lehrer der italienischen Sprache an einer ho berühmten Universität in der glücklichen Lage gewesen, das bess zu machen, was einem Bulle weniger gelungen ist. Ich kann a in der Weglassung des etymologischen Theiles von dem „neue Wörterbuche einen Vortheil oder etwa gar einen Fortschritt nic erblicken. Hinsichtlich der Angabe der Betonung und der Au sprache ist es auch wieder Bulle, der sich durch größere Cons quenz, Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit auszeichnet. Der Sprac schatz ist bei Rigutini-Bulle unendlich reicher als bei Hecke

[1]) Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literatur 1896, S. 448—466.

[2]) W. Meyer-Lübke, Krit. Jahresb. über den Fortschritt der Roman Philol. I, 156.

nicht nur Veraltetes und Dialektisches aus seinem Werke ausscheidet, sondern auch den fachwissenschaftlichen, technischen und ...tischen Ausdrücken eine sehr beschränkte Aufnahme gestattet, ...ade dadurch, dass „Bulle die moderne Schriftsprache, auch wo nicht toskanisch oder streng florentinisch ist, etwas mehr berücksichtigt“ als dies in anderen Wörterbüchern geschieht, und ...s er, wenn auch mit einer gewissen Einschränkung, die alten ...sterwerke der italienischen Literatur heranzieht, übertrifft sein ...rk alle vorangehenden. Es geht in der heutigen Zeit einfach ...ht an, „mit Rücksicht auf den beschränkten Raum“ Neubil...ngen und andere Wörter von einem Wörterbuche, das auf Ge...genheit und wissenschaftliche Bearbeitung Anspruch erhebt, zu ...minieren. Die Technik mit ihren immer mehr anwachsenden ...biete fordert die verdiente Berücksichtigung; bei dem immer ...ßer werdenden Verkehre darf nicht einmal allen exotischen ...rtern der Eintritt in ein „neues“ Wörterbuch verwehrt werden, ...sogar das Argot, das immer größere Schichten der Bevölke...ng durchdringt, und dialektische Ausdrücke müssen mit Rück...sicht auf ihre wissenschaftliche Bedeutung unter Umständen Be...htung finden[1]). Wenn ferner die Bildungen mit den Nominal...ffixen ino, etto, one etc. und mit dem Verbalsuffix io in unserem ...örterbuche in Fortfall gekommen sind, sowie die Feminina auf ...na zu-one, auf-ora zu-ore, auf-trice zu-tore und meistens auch ...e Adverbformen auf -mente, so ist die Frage, für wen denn ...gentlich das „neue“ Wörterbuch berechnet war, wohl am Platze. ...ie Anordnung des Stoffes, die auch bei Bulle zu wünschen lässt, ...ber immerhin mit einer gewissen logischen Genauigkeit durch...geführt wird, ist höchst mangelhaft in dem neuen Werke; von ...iner logisch fortschreitenden Entwicklung der einzelnen Bedeu...ngen jedes Ausdruckes aus der an den Anfang gestellten Grund...bedeutung, die von Bulle angestrebt und zum großen Theile auch ...erreicht wird, ist bei Hecker so gut wie nichts zu entdecken; man ...vergleiche nur in beiden Werken beispielhalber die einzelnen Artikel ...über abbacchiare (Hecker nennt das ein v. n. ! !), abbacinare und ...abbagliare, abbindolare, abbonare, andare, anima, anno, annunziare, ...appalto, appassire, appetente, appratire, arrivare, arte, atto, attorno, ...avere etc., und man wird sich überzeugen, wie es im „neuen ...Wörterbuche“ mit der logischen Entwicklung der einzelnen Be...deutungen bestellt ist. Wenn schließlich der Verf. die unregel...mäßigen Verbalformen am Ende des Buches in alphabetischer Reihen...folge anführt, statt sie bei jedem einzelnen Verbum zu geben, und ...dabei meint, dass dies praktischer ist, wenn man aber pag. 18 ...andare findet, dann pag. 425 andrò f. von andare, pag. 435 va, ...vado, vai pr. von andare, und einige Zeilen später vanno pr. von ...andare, so hat er hiemit den höchsten Grad des Unpraktischen

[1]) Vgl. A. Kressner, Krit. Jahresb. II, 427.

erreicht, denn einen guten Geschmack bekundet eine dera Anordnung in einem Wörterbuche nicht, in einem Wörterverzeic zu einer altfranzösischen Textausgabe mag diese Methode ja gute Dienste leisten. Mit Bulles Wörterbuch kann sich also „neue Wörterbuch" auch nur annäherungsweise nicht messen war von Seite des Verf.s geradezu ein unbegreifliches und t Unternehmen, nach der lexikalischen Leistung von Rigutini-l im Jahre 1896 mit einem derartigen Wörterbuche im Jahre 1 hervorzutreten; ich gebe ja gerne zu, dass die Arbeit in Art fleißig und gewissenhaft ist und in ihrer handlichen schmucken Form als kleines Taschenwörterbuch dem Reisende der angeblichen Verlegenheit manchen guten Dienst erweisen k aber in der gegenwärtigen Form ist dieselbe weder ein „n Wörterbuch", noch ein „Wörterbuch" überhaupt, sie konnte ungedruckt bleiben.

Rovereto. † Joh. Alto

E. Dahn, Kurzgefasstes Lehrbuch für den Geschichtsun richt. Vierte Abtheilung: Neueste Zeit 1815—1888. Anhang: K Bürgerkunde. 2. verbesserte Auflage. Braunschweig 1899. 107

Der Verf. behandelt auf 91 Seiten die neueste Geschic die er wesentlich auf die deutsche einschränkt, in derselben W wie in seinen früher erschienenen Lehrbüchern, d. h. er eigentlich nur eine Disposition des Stoffes, deren Ausführung Lehrer überlassen bleibt. Da das Buch zum weitaus größten Th die innere Geschichte behandelt und die Folgen der Ereign bespricht, so bleibt für die äußere Geschichte wenig Raum; thut z. B. der Verf. den Krieg Napoleons mit Mexico mit folgen Worten ab: „Erste Niederlage seiner Politik in Mexico 18 Maximilian, der Bruder Franz Josephs, wird Kaiser von Me mit französischer Hilfe (Bazaine). England und Spanien tr früh von dieser Expedition zurück". Ebenso verlangt der S „Ein neuer Baustil durch die Verbindung der alten Kunst mit Romantik gieng von Schinkel aus" eine eingehende Besprechu wenn der Schüler irgend einen Gewinn daraus ziehen soll. rücksichtigt man ferner, dass die „Cultur" des neunzehnten Ja hunderts auf S. 50—59 zahlreiche Namen von Künstlern t Gelehrten anführt, dass die zahlreichen Schlachtorte der Ja 1866, 1870 und 1871 auf der Karte aufgesucht werden müss so ist es schwer verständlich, wie dieser Stoff, dem noch Seiten Bürgerkunde beigegeben sind, durchgenommen und eingeü werden kann.

Infolge der eigenartigen Anlage des Buches werden manc Ereignisse kurz vorweggenommen, während ihre ausführlichere B

[illegible]dlung an späterer Stelle erfolgt. Dies ist z. B. der Fall hin[illegible]tlich des polnischen Aufstandes, des griechischen Freiheits[illegible]mpfes, des Verhältnisses Napoleons zum norddeutschen Bunde, [illegible] Olmützer Conferenzen, der Bildung des Vierkönigbundes in [illegible]utschland, der Verwandlung Polens in eine russische Provinz.

Zum Schlusse mögen einige Ungenauigkeiten angeführt werden. [illegible]5. Österreich gehörte nicht mit ganz Cisleithanien zum deutschen [illegible]de. S. 13 und 38. Erst im Jahre 1864 wurde Polen eine [illegible]ische Provinz. S. 45. Der jetzige Fürst von Bulgarien heißt [illegible]dinand. S. 47. Bei Magenta erlitt Österreich keineswegs eine [illegible]ständige Niederlage; Solferino liegt nicht am Mincio. S. 48. [illegible] im Jahre 1859 waren mehrere italienische Fürsten ver[illegible]ben worden. S. 49. Der Monroe-Doctrin zufolge wird keine [illegible] Besitzerwerbung einer europäischen Macht in Amerika ge[illegible]ldet; statt amerikanischer Sclaven- sollte es Bürgerkrieg heißen. [illegible]54. Viel eher als von einer Berliner kann man von einer Wiener [illegible]lerschule in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts sprechen; [illegible] geht daher auch nicht an, Wien, Dresden, Karlsruhe, Weimar [illegible]ter „Berliner Schule" zu behandeln. S. 66 sollte es Iser statt [illegible] heißen. S. 52 steht Winkelmann, S. 68 sind die Worte [illegible]stoza und Tegetthoff falsch gedruckt und ist die Zahl der öster[illegible]chischen und italienischen Schiffe bei Lissa unrichtig angegeben. [illegible] 70 heißt es, dass zwischen Österreich und Ungarn eine Per[illegible]nalunion besteht. S. 83. Es ist ungenau, dass der Papst auf [illegible] Vatican beschränkt ist.

[illegible] Österreich gegenüber vertritt der Verf. den Standpunkt [illegible]eitschkes.

Dr. K. Peter. Geschichtstabellen zum Gebrauch beim Elementarunterricht in der Geschichte. 13. Auflage, besorgt von H. Peter. Halle, Waisenhaus 1899. 83 SS.

Diese Tabellen behandeln die Geschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. In der Geschichte des Alterthums lässt der Verf. die neueren Forschungen unberücksichtigt; er setzt z. B. die Gründung Babylons ins Jahr 2000, Ramses, den er als großen Eroberer bezeichnet, um 1250, Moses um 1220 an, lässt Kekrops aus Sais einwandern, weist den römischen Königen die überlieferten Jahreszahlen zu usw. Entbehrlich sind die Regierungsjahre der späteren persischen Könige, mehrere Namen und Jahreszahlen aus der Geschichte der Diadochen, Namen und Regierungsdaten aller englischen und französischen Könige im Mittelalter. Den König Ottokar II. lässt der Verf. an der Donau getödtet werden.

K. Lohmeyer und A. Thomas, Hilfsbuch für den U
richt in der Geschichte für die mittleren Classen hö
Lehranstalten. I. Theil. Deutsche Geschichte bis zum Au
des Mittelalters. (Für die Untertertia). 3. verb. Auflage v
Knaake und K. Lohmeyer. Halle, Waisenhaus 1898.

Das Buch befriedigt nach Auswahl, Anordnung und
derung des Stoffes, der sprachliche Ausdruck ist gewandt un
Fassungskraft der Schüler entsprechend. Die 79 Seiten des T
(angefügt sind Zeit- und Stammtafeln) geben fast ausschli
politische Geschichte; eine Ausnahme davon bilden die Da
lung der Zustände bei den alten Germanen und die Angab
wichtigsten Folgen der Kreuzzüge. Die Sage ist fast ganz zu
gedrängt, nur die Kyfhäusersage wird berührt und die Tel
kurz erzählt; es geschieht dies vermuthlich deshalb, weil
Wichtigste aus der deutschen Sage an den preußischen
nasien beim Unterrichte im Deutschen geboten wird. Moha
und dem Islam sind nur $1^1/_2$ Seiten gewidmet, die Übergab
Ostmark an die Babenberger und Walther von der Vogelweide w
gar nicht erwähnt, dagegen könnte der Überblick über die röm
Kaisergeschichte in einem Lehrbuche, das sich sonst streng
die deutsche Geschichte beschränkt, bedeutend *gekürzt* we
Für eine folgende Auflage mache ich auf einige wünschens
Verbesserungen aufmerksam.

S. 1. Gleich gegen die ersten Sätze über die Wohnsitze
Wanderungen der Indogermanen lässt sich mancherlei einwe
Neumarkt (Noreia) liegt in Steiermark. S. 6 sollte zwischen St
und Völkerschaft bei den alten Germanen unterschieden we
Undeutlich ist S. 21 der Satz: „Die Franken waren ein aus
Vereinigung vieler Stämme entstandener Völkerbund“. S. 16.
im neunten Jahrhunderte wird Attila als Gottesgeißel bezeich
S. 17. Aquileia liegt nicht an der Meeresküste. Die Lagunenin
von Venedig waren schon vor dem Einbruche Attilas theil
bewohnt. Theoderich zog aus Mösien nach Italien. S. 23. Pi
wurde 751 König. S. 24. Das Mönchswesen war im Abendl
schon vor Benedict verbreitet. S. 33. Es ist ungenau, dass
der Dicke das ganze Reich Karls des Großen wieder verei
hat. S. 54. Die erste Theilung einer Stammeseinheit war
Theilung Lothringens unter Otto I. S. 56. Über die Zusamm
kunft Friedrichs I. mit Heinrich dem Löwen vgl. Giesebrecht
779 Anmerkung. S. 68. Als Ort der Schlacht, in der Ottokar
den Tod fand, sollte nicht das Marchfeld bei Wien genannt wer
S. 70. Es ist unrichtig, dass auch Unterwalden von Friedrich
einen Freibrief erhalten hat. S. 71. Nur ein Theil der Franziska
schlug sich auf die Seite Ludwigs des Bayern.

Villach. A. Zeehe

ırms H., Schulwandkarte von Deutschland. Braunschweig u. Leipzig, Hellmuth Wollermann, 1899. 190 : 210 cm. Physikalisch-politische Ausgabe, roh 18 Mk.

Nicht leicht hat eine neue kartographische Darstellung so schiedenartige Aufnahme erfahren wie diese; enthusiastische preisung auf der einen Seite, allerdings vornehmlich in der rddeutschen Provinzpresse, — die entschiedenste Ablehnung auf : anderen. Leider müssen wir gestehen, dass diejenigen, die rklich berufen sind, ein Urtheil in solchen Fragen abzugeben, müthig sind in der Verurtheilung. Dennoch möchten wir nicht chten Sinnes an einem Werke vorübergehen, das so gewaltige d selbständige Denkarbeit beweist; denn das müssen wir dem ator zugestehen: die Methode seiner Darstellung ist neu und rchaus überlegt, freilich zum Theile nicht eben glücklich.

Vor uns liegen sechs Blätter in größtem Format, die zusammen eine in kräftigen, einfachen Tönen gehaltene Wandkarte n ungewöhnlichem Umfange (Breite 190, Höhe 210 cm) darellen, auf die Fernwirkung im Schulzimmer mit richtiger Einicht berechnet. Zunächst fällt dem Auge ein unruhiges Gewirre icker rother Linien auf, die politischen Grenzen der Einzelstaaten ı viel zu breiter, das Terrain überdeckender und darum höchst törender Ausführung. Nur mühsam gewöhnt sich das gereizte uge an die gleichfalls vom Herkömmlichen durchaus abweichende Terraindarstellung: vierzehn Farbentöne; sechs Schichten bis 500 m, ier bis 2000 m, vier darüber. Das sonst für die größten Höhen übliche Braun ist für die beiden Schichten 500—700, also 200 m, hell, und 700—1000, also 300 m, sehr dunkel angewandt; darüber folgt Grau, Blau, Weiß. Die bedeutendsten Gebirgsketten sind also — wem fällt nicht der geistreiche, aber mit ganz anderer Gewissenhaftigkeit durchgeführte, leider viel zu wenig beachtete Versuch Pauliny's ein?! — im Gegensatze zum herrschenden Brauche nicht dunkel, sondern weiß. Nun kommt aber durch die in den niederen Schichten viel zu umständliche Abtönung eine Unruhe in die Darstellung, die allein schon genügt, die Karte für die Schule unbrauchbar erscheinen zu lassen. Am störendsten aber ist der unglückselige grelle Farbenabstand in der wichtigen Stufe von 500 zu 1000 m. Zunächst ist die Theilung eine ungleichmäßige: die Scala zählt von 500 bis 700, dann aber von 700 zu 1000; der grelle Abstand wirkt wie die Darstellung mächtiger Abstürze: mitten durch die bayrische Hochebene geht ein jäher Abschnitt, der die Vorstellung wecken muss, als ob hier, wo die mildeste Abdachung herrscht, eine schroffe Bruchlinie von Westen nach Osten zöge; in den Dinarischen Alpen wieder wird ein Bild hervorgerufen großer, scharf begrenzter Becken, von steil abfallenden Rändern umzogen, u. v. ä. — also unwahre Bilder infolge eines methodischen Fehlers: unrichtige Abstufung und unglückliche Farbenwahl.

Dagegen ist die Plastik des licht gehaltenen Hochgebirges von mächtiger Wirkung, nnd man wird nach Paulinys 'Schneeberggebiet' — es wäre interessant zu wissen, ob Harms dieser Versnch kannte oder eelbständig auf den gleichen Gedanken kam — und der vorliegenden Arbeit diese Art der Hochgebirgsdarstellung in ernete Erwägung zn ziehen haben. Aber in einem nnterscheidet sich Harms wesentlich nnd sehr zn eeinen Ungunsten von seinem Vorgänger: während Pauliny nnter einem Winkel von 45° einfallendes Nordwestlicht annimmt, beleuchtet Harms seine Gruppen willkürlich, jede, wie er gerade das beste Licht gewinnt, ihre Plastik hervortreten zu lassen. Bei Pauliny Logik, eiserne Coneeqnenz, nie abirrende Sicherheit — hier sprunghafte Willkür, ein Znstand absolnter Unmöglichkeit. Es geniert Harms gar nicht, zwei unmittelbar benachbarte Gebirgspruppen in ganz verschiedener Beleuchtung zn zeichnen. Und doch hat dieee Kühnheit etwas Fesselndes, ja Imponierendes! Störend, ja zerstörend für den Eindrnck wirken die circa 3 mm breiten blauen, mitunter natürlich gehäuften Ringe, welche die bemerkenewerteeten Gipfel bedeuten sollen.

Ist diese neue Bezeichnungsart der Gebirgsspitzen nnbedingt abzulehnen, eo verdient die Darstellnng der Städte nmso rückhaltloeere Anerkennung. Hier hat Harms ein System erdacht, dessen allgemeiner Annahme wir dae Wort reden möchten. Ein Kreis bedeutet eine Stadt von 100.000 Einwohnern, die Theilfignren die entsprechenden Bruchtheile, ein Kreie herum 200.000, ein Dreieck 300.000, ein Viereck 400.000 Einwohner; gleich einfache Formen für die Millionen nnd für die kleinen und kleinsten Städte (ein Strich 1000, der rechte Winkel 2000, ein halbes Kreuz 3000, ein Kreuz 4000 Einwohner). Dieee Scalen prägen sich, ein einzigesmal gesehen, durch ihre strenge Folgerichtigkeit — eben die Eigenschaft, die Harms eonst so sehr abgeht — dauernd dem Gedächtnisse ein und sind, da eie in ihrer Gemeingiltigkeit von der vorliegenden Karte vollständig abzulösen sind, wohl geeignet, wofür wir auf das entschiedenete plaidieren, allgemein recipiert zu werden. Es iet eine wahre Colnmbnseilösung einer vielfach ventilierten Frage. In der Ausführnng freilich ist Harms nicht glücklich. Znnächet muee die echematische Form dort weichen, wo eine Stadt bedeutende, anf der Karte leicht ersichtlich zn machende Fläche deckt: Wien und Berlin, gleichfalle eymbolieche Kreiee, sind viel zu klein; in solchem Falle ist nicht dae conventionelle Zeichen, eondern der wirkliche Umries darznstellen. Auf Schwierigkeiten kann diee nicht stoßen, da ja in Enropa die Zahl der Millionenstädte — nnd nur diese haben wir im Auge — gering genug ist. Dagegen sind die Polygone für die Kleinstädte zn groß; so kommt ee, dass Wiener-Neustadt an der Leitha, Ödenburg am Neusiedlereee liegend erscheint, von denen sie in der That etliche Kilometer entfernt sind u. ä.

Ein Hauptvorzug der Karte, der nur wieder in der Ausführung völlig verunglückt, ist die radicale Vereinfachung, die energische Reduction des Stoffes, namentlich durch Weglassung des überflüssigen Details im horizontalen Umriss. Nur ist hier vielfach zu weit gegangen. Wir haben z. B. die Umgebung des Toblacher Feldes einer eingehenden Prüfung unterzogen; auf einer Karte 1 : 700.000, in der das nur mäßig flachere Südbecken des Ahrenthales hervortritt, muss auch die Spaltung des Zillerthales ersichtlich sein; man sucht sie vergebens. Und was z. B. die Diepert'schen Karten zu viel bieten an hydrographischem Detail, bietet Harms zu wenig: eine Bečwafurche ohne Bečwa, ein Pusterthal ohne Rienz, was soll das in der Schule?! Uns Österreichern fällt besonders die Vernachlässigung der Ostalpen auf; man wird in den Dolomiten leicht sogar die Plätzwiese finden, aber schwer möchte es halten, Cortina seinen Platz anzuweisen; ganz fremdartig berührt uns Niederösterreich, flusslos von der Enns bis zur Leitha, wodurch der typische Gegensatz der Nord- und der Südlandschaft völlig verwischt ist, u. v. ä.

So können wir uns also, wenn wir resumieren, infolge der vielen Unebenheiten, Inconsequenzen und Willkürlichkeiten, die sich der Autor erlaubt, nur dem Urtheile derer anschließen, die diese Wandkarte als für die Schule ganz ungeeignet erklären; das hindert uns aber nicht, der Selbständigkeit und Gedankentiefe des Autors gerecht zu werden; wiewohl verunglückt, bewegt sich das Werk in Bahnen, die einen Fortschritt bedeuten und Einzelnes, die neue Methodik der Bodenplastik (lichte Höhen), die Reduction des Stoffes, vor allem die Symbolik der politischen Elemente (Stadtgrößen), ist ernster Beachtung wert.

St. Pölten. Richard v. Muth.

Lehrbuch der Mechanik (Cours de Mecanique). Von A. Sturm. Übersetzt von Dr. Theodor Gross, Privatdocent und Lehrer an der kgl. Festungs-Bauschule. 1. Band. Berlin, S. Calvary & Comp. 1899. Preis 6 Mk.

Die Lehrbücher der Mathematik und der Mechanik des berühmten Analytikers Sturm zeichnen sich durch eine besonders klare und fesselnde Darstellung sowie durch die Heranziehung sehr instructiver Rechnungsmethoden aus, und es muss als ein sehr verdienstvolles Unternehmen des Übersetzers und der Verlagsbuchhandlung bezeichnet werden, dass auch das Lehrbuch der Mechanik in deutscher Bearbeitung dem Studierenden und Leser vorgelegt wurde. Im allgemeinen hat sich der Übersetzer genau an das Original gehalten; nur Stellen, welche Veraltetes enthalten, wurden sinngemäß geändert. Auch hat der Bearbeiter des Buches einige

Anmerkungen aufgenommen, welche sich auf principielle Fragen oeziehen. Es sollen in kurzer Zeit diesem ersten Bande der zweite sowie eine Aufgabensammlung folgen, die sich auf beide Bände bezieht; diesen Aufgahen werden auch Auflösungen beigegeben sein.

Der Verf. hat im ersten Theil des vorliegenden Bandes die Statik, im zweiten die Dynamik der festen oder starren Körper hehandelt. Im Einzelnen ist dem Ref. Folgendes bemerkenswert erschienen: Der in den von dem Übersetzer heigefügten Anmerkungen enthaltene Beweis vom Kräftenparallelogramm, wie er von Kummer in seinen Vorlesungen gegeben wurde, verdient alle Beachtung und kann auch heim elementaren Mittelschulunterrichte recht gute Verwendung finden. Die Eigenschaften des Schwerpunktes sind in sehr klarer und vollkommen zutreffender Weise hesprochen worden. Die Schwerpunktsrechnungen sind sehr instructiv, und dies gilt hesonders von den im Buche auseinandergesetzten allgemeinen Methoden. Die Erweiterung des Satzes von Guldin („hewegt sich eine ebene Fläche im Raume so, dass heständig einer ihrer Punkte auf einer beliebigen Curve und ihre Ehene normal zu dieser Curve hleibt, so ist das durch sie erzeugte Volumen gleich dem Producte aus der Fläche in die von ihrem Schwerpunkte heschriebene Curve“) verdient wegen ihrer Brauchharkeit Beachtung. Das Schwerpunktsproblem wird auch unter Anwendung von Polarcoordinaten behandelt. Die Anziehung der Körper wird mit Heranziehung der Potentialfunction studiert, ohne dass diese Function speciell als solche bezeichnet wurde. Sehr lehrreich sind die Betrachtungen, welche sich auf die Anziehung eines Ellipsoides auf einen inneren Punkt beziehen; es wird auch die Reduction der Componenten der Anziehung auf elliptische Functionen vorgenommen. Das Theorem von Newton, dass eine homogene Schicht von heliehiger Dicke, die von den Oherflächen zweier ähnlicher und ähnlich liegender Ellipsoide hegrenzt wird, auf einen inneren Punkt nicht einwirkt, wird in elementarer, synthetischer Weise demonstriert. — Sehr klar sind die Grundhegriffe der Dynamik auseinandergesetzt worden. Es hätte in einer Anmerkung immerhin auf die neueren Einheiten der Kraft, der Arbeit und des Effectes einer Kraft verwiesen werden können. Sehr lehrreich ist auch das Studium des Falles eines Körpers in einem Mittel, dessen Widerstand dem Quadrate der Geschwindigkeit proportional ist. Mit der erwünschten Klarheit ist auch die krummlinige Bewegung hesprochen worden, und es werden in dem betreffenden Abschnitte auch die Kräfte studiert, die eine solche Bewegung hervorrufen.

Bei der Betrachtung der Componenten der hewegenden Kraft wird u. a. die Methode von Huygens hetrachtet, welche sich auch für den Fall gut eignet, dass ein Punkt gezwungen ist, sich auf einer Curve oder einer Fläche zu bewegen. Als Beispiel der Bewegung eines schweren Punktes auf einer Curve

wird die Pendelbewegung besprochen, wobei auch auf die Eigenschaft der Cycloide als Brachistochrone und Tautochrone aufmerksam gemacht wird. Die mathematische Entwicklung der Pendelbewegung in einem Widerstand leistenden Medium bildet den Schluss dieses anziehend geschriebenen Abschnittes, wobei noch gezeigt wird, dass die Cycloide auch für ein Mittel, dessen Widerstand der Geschwindigkeit proportional ist, eine Tautochrone bleibt. Der Schluss des Buches ist dem Studium der Centralkräfte und der Planetenbewegung gewidmet. Es wird das darauf bezugnehmende Problem sowohl in rechtwinkligen als auch in Polarcoordinaten ausgearbeitet und in aller Vollständigkeit durchgeführt. Dem reihen sich noch Erörterungen über die allgemeine Anziehung und Masse der Planeten an, welche entweder von Trabanten begleitet sind oder diese nicht haben.

Wir halten das vorliegende Buch namentlich zur Einführung in das Studium der analytischen Mechanik sehr geeignet.

Wien. J. G. Wallentin.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Die heutige Geographie und ihre Stellung an Universität und Gymnasium in Österreich.

Bei dem großen Aufschwunge der geographischen Wissenschaft jüngster Zeit ist es erklärlich, dass der Blick des gebildeten Publicu sich immer mehr geographischen Dingen zuwendet. Auch die Hoch- u Mittelschule hat diesen Verhältnissen Rechnung getragen: der Unte richt in der Geographie wird gefördert, in erster Linie wohl an d Universität, aber doch auch an der Mittelschule, die gemäß ihrer Au gabe langsamer dem Zuge der Zeit folgt. Auch sie nähert sich allmähli einer größeren Würdigung unserer Wissenschaft. Die neuen Lehrbüch berücksichtigen die neue Auffassung der geographischen Lehre, fußen a naturwissenschaftlicher und historischer Basis zugleich, bringen alles logischen Zusammenhang — wir besitzen bereits einen „einheitliche Lehrbücherapparat“ für den geographischen Unterricht, unter der Leitu des Univ.-Prof. Richter in Graz entstanden, die Anschauungsmittel si besser geworden, die Hölzel'schen Bilder z. B. besitzen Weltruf, di beste aller Anschauungsmittel, weil für den Massenunterricht allein g verwendbar, das Skioptikon, bürgert sich immer mehr ein.

Und doch! Wenn wir die Resultate des heutigen Geographieunte richtes am Gymnasium betrachten und aufrichtig sind, so müssen w gestehen, dass die Kenntnisse unserer Schüler den neuen Forderunge geographischer Wissenschaft nicht entsprechen, und wenn auch manche Lehrer viel erreicht, im allgemeinen ist der Mangel vorhanden. E kann nicht anders sein — denn die Geographie hat noch immer ein recht untergeordnete Stellung am Gymnasium. Man gönnt ihr kein höhere Würdigung, weil in vielen Kreisen eben die neue Geographi unbekannt ist — weil man nicht weiß, was die heutige Geographi will. Noch immer trifft man in gebildeten Kreisen die Ansicht, das die Geographie nichts anderes sei als eine Aufzählung von Namen un Zahlen, die ohne eigentlichen Zusammenhang gebüffelt werden müssen und wenn man schon ein Übriges thut, so gibt man zu, dass der Schüle auf der Karte „sich auskennen“ müsse. Das verstand man auch früher

wirklich unter Geographie; man hatte Lehrbücher, die sehr gelehrt aussahen, eine Summe von Namen, Zahlen und Beschreibungen brachten, aber nur Gedächtniskram — schwer gelernt und leicht vergessen, weil ohne Zusammenhang, Betonung von Wirkung und Folge! Vergleiche man nur einmal den Unterschied zwischen Hannaks Vaterlandskunde für die Oberstufe und dem neuen vortrefflichen Buche von F. Lang, „Vaterlandskunde für die VIII. Classe".[1]) Mit Recht sagt Kirchhoff „Die Stellung der Geographie auf dem Gymnasium" in Lehrproben XVI: „Das eben machte unsere Schulgeographie so geistlos öde, dass man sie verkommen ließ in schablonenmäßiger Aufzählung von Staaten und Amtsbezirken..." Das ist so, wie wenn der Anatom die Muskeln nach ihrer Länge oder dgl. ordnen würde, ohne zu beachten, wo sie ansetzen, welche Arbeit sie leisten. Es waren also früher sowohl Bücher als Methoden schlecht, und viele der jetzt erwachsenen Gebildeten kannten keine andere Geographie: was Wunder, wenn sie auch heute noch die Geographie falsch auffassen. „Die Vorurtheile, gegen die wir Geographen zu kämpfen haben, sind leider noch so verbreitet, dass wir nicht nachdrücklich und oft genug dagegen zu Felde ziehen können", meint Brückner, und Kirchhoff klagt, dass „sogar unter den Lehrern, welche die geistige Blüte des Volkes darstellen, welche der heranwachsenden Generation neue Begriffe geben, der verhängnisvolle Irrthum noch immer fort herrsche, die Wissenschaft Strabos und K. Ritters bestehe in topographischen Zahlen — und Namenkram."

Daher kommt die falsche Auffassung, daher aber auch die oft ganz bedeutende Unkenntnis in geographischen Dingen; es wird dann ruhig die Bedeutung der Geographie für die Schule gering geschätzt, die immerhin Interessantes bieten mag, aber vieles sei interessant und gehöre doch nicht in die Schule.

Und doch gehört gerade die neue Geographie in die Mittelschule, gebürt gerade ihr eine größere Würdigung. Denn die Geographie ist jetzt keine Wissenschaft mehr, wie sie vor kurzem war, sie ist anders geworden. — „Die Zeiten sind vorüber, wo einer, der 5000 geographische Namen wusste, schon deshalb ein Geograph, einer, der 10.000 wusste, schon ein großer Geograph genannt wurde: die Gegenwart fordert vor allem klare Anschauung vom Zusammenwirken der Kräfte, die den Erdraum gestaltet haben...", sagt Geistbeck, „Eine Gasse für den Anschauungsunterricht.."

Aufgabe der heutigen Geographie ist die Betrachtung der Erde erstens als selbständigen Naturkörpers mit seinen wechselvollen Beziehungen der verschiedenen Naturerscheinungen, zweitens als Wohnplatzes des Menschen selbst. Sie betrachtet das Erdganze, die unorganische Oberfläche, die Organismen darauf und schließlich die Verbreitung und Thätigkeit des Menschen. Es spielen also ebensowohl rein naturwissenschaftliche als auch rein historische Kenntnisse herein. Wie die Natur-

[1]) Vgl. hiezu: A. Becker „Drei Vorschläge zum geogr.-stat. Unterrichte", Zts. f. öst. Gymn. 1899.

wissenschaften ist auch die Geographie in jenes Stadium getreten, welches die Erforschung des Werdens als Mittel zum Verständnis des Seins erkennt (vgl. Wagners Lehrbuch der Geographie. 6. Aufl.). Daraus ist allerdings wieder Streit entstanden, indem die einen, wie Gerland, die Geographie als rein naturwissenschaftliche Disciplin ansehen,[1]) die anderen, wie Oberhummer, Richter, Penck etc., das historisch-anthropologische Element heranziehen. Der junge Geograph muss wohl beiden Richtungen gerecht werden in einer Art, wie dies am kürzesten Prof. Richter ausgesprochen hat, der auch auf der Hochschule, in der Höhe seiner Wissenschaft, Sinn und Auge für die Mittelschule offen behalten hat. „Wirkliche Geographie“, meint er, „ist die Kenntnis der geographischen Individualitäten, der Länder und ihrer Naturausstattung“. Er sieht ihre Hauptaufgabe darin, erstens die Lage eines Landes zu den anderen, seinen Umriss und seine Position, zweitens seine orographische Beschaffenheit zu bestimmen. Die Kenntnis einiger kosmischer Verhältnisse, der Meteorologie und Klimatologie, gehört zum geographischen Haushalt. Die Geologie erklärt durch Hinweis auf Hebung und Senkung der Continente und Inseln, Ablagerungen und Aufschüttungen, Einbrüche und Faltungen den heutigen Umriss der Erde, der Geograph muss also aus Causalitätsbedürfnis sich dem Studium der Geologie zuwenden, schon darum, weil auch die heutige Oberflächenbeschaffenheit nur aus geologischen Vorgängen zu erklären ist. Er erkennt die Wirkung des fließenden Wassers, des Windes, der Gletscher, der Verwitterung. Dazu tritt das Studium der Geschichte. Die continentale und insulare Lage, Ausdehnung des bewohnbaren oder schwer zu besiedelnden Bodens, Küstenbildung, Wegsamkeit, Gebirgsschutz oder freie Lage; diese Motive machen sich in Krieg und Frieden, in der politischen und culturellen Entwicklung überall geltend und überall wirkt so die Erdgeschichte auf die Menschengeschichte mächtig ein. „Die Wissenschaft aber, die diesen Zusammenhang zu verstehen unternimmt, ist Geographie.“

Ein weites, interessantes Feld bietet sich so dem geographischen Studium, und die h. Unterrichtsverwaltung hat dieser Thatsache Rechnung getragen, indem sie Lehrstühle für die Geographie schuf und geographische Institute entstehen ließ, die unbedingt für ein gewinnbringendes Studium moderner Geographie nöthig sind.

Über die heutigen geographischen Studien an unseren Universitäten finden wir Näheres in einem Aufsatze von Prof. Penck: „Das Studium der Geographie“, über die Einrichtung solcher Institute im

---

[1]) Diese Richtung macht ihr viele Feinde, besonders von Seite der Geologen selbst, aber auch von Schulmännern, wie die Einleitung zu Beckers oben erwähntem Aufsatze beweist. Becker wendet sich dort gegen eine allzu weit gehende Anwendung der Geologie, anerkennt aber trotzdem den naturwissenschaftlichen Grundcharakter der Disciplin. Sein Spott, dass man ja nicht zu wissen brauche, ob man auf Keuper oder Kulm stehe, ist nicht am Platze, er selbst betont die Wichtigkeit der Orographie, die aber doch ohne Geologie unverstanden bleibt, wie wir unten aus Richters Worten sehen.

„Geographischen Jahrbuch". z. B. Bd. XIV. Das geographische Institut in Wien, welches neben dem von Prof. Richter in Graz gegründeten als ein Muster angesehen werden kann, besitzt alles, was für den jungen Geographen oder den weiter gebildeten Forscher nöthig ist. Es enthält eine reiche Sammlung von guten Karten, bildlichen Darstellungen, Panoramen, Charakterbildern und Reliefs. Schon vom Altmeister Simony stammen manche Nummern; wir finden geologische Profile, hydrologische Darstellungen, meteorologische Diagramme, Globen, Tellurien, geologische Handstücke, Erosionsformen, Holzarten für die Baumgrenzen u. a. Aber was für den künftigen Lehrer nicht minder wichtig ist, die Einführung in die Arbeit des Geographen, in die Technik des Studiums, nimmt der Verstand selbst in die Hand. Man lernt Karten lesen und entwerfen, Messinstrumente handhaben; wir finden die Photographie herangezogen, die nöthigen Handbücher und grundlegenden Werke auch Fachzeitschriften liegen auf. Prof. Penck hat auch System in die geographischen Ausflüge gebracht; erst vor kurzem ist eine Schar unter seiner Leitung an die Adria und nach Bosnien gezogen, auch die Mittelschullehrer waren hiezu eingeladen. Das hohe Ministerium gewährt Stipendien, die Bahnverwaltungen Ermäßigungen. Ist doch schon die Umgebung Wiens äußerst lehrreich für uns Geographen: „Hier stoßen Gebirg und Ebene, Wald und Steppe, Deutsche, Magyaren und Slaven zusammen; Berg- und Thalformen, Höhengrenzen, Durchbrüche und Thalbecken der Donau; die Wien selbst ist ein periodisch schwellender Fluss, oft ein Wildbach, die Schwechat ruhig hinfließend; auch in Besiedlungsweise treffen wir schöne Unterschiede, wie im Wiener Wald, im Pressburger Comitate." Man lernt ferner im Institute und auf den Ausflügen die Grundzüge der geographischen Ortsbestimmung nach Höhe, Länge und Breite kennen. In neuerer Zeit hat Prof. Penck im Hörsaale selbst ein leicht und schnell benützbares Skioptikon aufgestellt, und staunenswert ist die die Menge von Bildern, welche theils im Institute selbst entstanden, theils von den besten Firmen verschrieben sind, welche deutlicher als jede Schilderung geographische Thatsachen beleuchten. Daher sind schon treffliche Arbeiten aus diesem Institute hervorgegangen, welche von Bedeutung für die Kenntnis unserer Monarchie sind und dem Vaterlande zugute kommen. Auch der „Verein der Geographen" gibt wissenschaftliche Arbeiten heraus, wodurch ihm ein reicher Schriftenaustausch mit wissenschaftlichen Vereinen ermöglicht wird, unwillkürlich wird dadurch der junge Geograph auch zum Sprachstudium getrieben.

Wir sehen, an der Universität wird das Studium unserer Wissenschaft eifrig betrieben, durch Vorträge in vielen Vereinen usw. dringt allmählich das Verständnis für echte Geographie und geographische Dinge überhaupt in das breite Publicum; es ist auch nöthig, denn große Fragen geographischer Natur beschäftigen uns heute. Die Erforschung der Polarländer hat uns Nansen näher gebracht, die Schicksale Chinas, die Erforschung Afrikas, die Legung der großen Kabellinien, die Tiefseeforschungen, die großen Bestrebungen Russlands u. a. interessieren alle Welt. Wer kann aber mit Verständnis folgen ohne unsere Geo-

graphie? Daher werden die Vorlesungen der Urania, die volksthümlich Universitätscurse, die Vorträge des Volksbildungsvereins über Geograp stark besucht, geographische Gesellschaften gewinnen neue Mitglied die deutschen und internationalen Geographenversammlungen wand von Ort zu Ort, von Land zu Land, und tragen zur Popularisiern unserer Wissenschaft mächtig bei, Regierungen und Stadtvertretung widmen ihren Zwecken namhafte Summen.[1])

Wie verhält sich nun zu allen diesen Wahrheiten die Mittelsch unser Gymnasium, welches allgemeine Bildung geben und für die U versität vorbereiten soll?

Wir sahen, dass trotz guter Lehrmittel und Lehrer die Geograp am Gymnasium schlecht wegkommt, obwohl auch die Instructio wiederholt die Wichtigkeit der Geographie betonen. Was sind die Gründe für diese Erscheinung und wie kann geholfen werden?

Sehr lehrreich sind in dieser Beziehung die Instructionen v Jahre 1884 und vom Jahre 1892[2]). Wenn wir beide eingehend betrach und vergleichen, so sehen wir erstens, dass das Verständnis für wahre Wesen der Geographie aus jeder Zeile hervorleuchtet, dass zweit die neuen Instructionen mit Recht eine Einschränkung des früher forderten entschieden verlangen, dass wir aber drittens nirg genug Gelegenheit finden, die Geographie so zu lehren, wie es die structionen selbst wollen. Die alten Instructionen forderten wohl wi liche Geographie, z. B. Angabe der Pflanzengrenzen, deren Vergleich den Pflanzenregionen des Gebirges, das Zurückweichen des Winters n Norden, man sollte die Einwirkung des Meeres erkennen lehren, Richtung der Winterisotherme und ihre Ursachen. Weiter heißt es d S. 196 ff.: „Aus solchen Elementen, wozu noch die Höhenlage des Land das Gefälle und die Einfurchung des Wassers, in manchen Fällen Gesteins- und Bodenart, vor allem aber der Anbau zu ziehen ist, setz sich die Landschaften zusammen; manches lässt sich in anregend Weise an die Betrachtung einer Karte der Bevölkerungsdichte knüpfe . . an manchen Stellen drückt sich in besonderer Dichte der Bevölkeru der Mineralreichthum des Bodens aus . . Sehr viel liegt auch in d geschichtlichen und Verkehrsverhältnissen.“

Trotzdem gerade letztere Worte recht wenig präcis gesproch sind, sehen wir doch hier echte, wahre Geographie verlangt. Aber a welcher Stufe! Ist ein Schüler der 2. oder 3. Classe für solche wichtig Betrachtungen reif? Er hat noch keine physikalischen Kenntnisse üb Entstehung der Niederschläge und Winde, Wirkung der Wärme us weiß nichts über Geländedarstellung, ist in Geometrie kaum über di

[1]) Was Österreich in geographischer Beziehung in den letzte Decennien geleistet hat, ersehen wir aus dem umfangreichen Heft XII 1898, der „Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien“ „Die Pflege der Erdkunde in Österreich 1848—1898“.

[2]) Die neuesten Instructionen von 1900 weichen hievon nur un erheblich ab und zeichnen sich hauptsächlich durch präcisere Fassung mancher Forderungen aus.

Elemente aufgeklärt worden, lernt erst allmählich Alterthum und Mittelalter — von der Neuzeit gar nicht zu reden —, wird er nur annähernd dem Gegebenen nahetreten können? Keine psychologische Brücke verbindet das Neue mit dem Alten und „viel Wissen nährt und kräftigt den Geist nicht und der jugendliche Geist wird frühzeitig abgestumpft, wenn man ihm . . etwas . . zuerst in einer Weise bietet, wie es der Unterstufe noch nicht angemessen ist“ sagen die Instructionen!

Mit vollem Rechte haben daher die neuen Instructionen Erleichterungen gebracht, die weniger, aber eingehender verlangen und noch genug zu thun übrig lassen — auf der Unterstufe. Dies gilt besonders von der 3. Classe, in welcher gerade die wichtigsten Länder Europas durchgenommen werden sollen. Es genügt auch vollkommen, wenn auf dieser Stufe nur einige wenige Worte über Verschiedenheit des Klimas und der Vegetation gesagt werden, man braucht hier keine wirkliche Erklärung, da ja wieder der Mangel an Vorkenntnissen hindernd entgegentritt. Hier genügen Thatsachen.

Soll aber nun der Gymnasiast nie die ganze Erde so auffassen lernen, wie oben dargelegt worden ist? Die Erde nie erkennen als einheitliches Ganzes, in ihrem Werden, in ihrer Bedeutung für den Menschen? Wenn die Instructionen selbst S. 237 sagen: „Historische Landschaftsbilder und geographische Skizzen eines bestimmten Gebietes, die zugleich geschichtliche Rückblicke enthalten und das ethnographische und Culturmoment betonen, werden für die geographische Erkenntnis keinen geringeren Wert haben als für die historische; sie werden aber auch in dem Schüler wenigstens eine Ahnung davon erwecken, was man Kenntnis von Land und Volk nennt!“

Die Instructionen verlangen daher eine Art Weiterführung des geographischen Unterrichtes am Obergymnasium. — Die Anzahl des durchzunehmenden Stoffes bleibt dabei dem Lehrer überlassen, die Zeit ebenfalls. Die Kenntnisse sind aber vom Untergymnasium her infolge der oben erwähnten Gründe gering, so dass der Lehrer vielfach wirklich froh sein muss, dem Schüler das wieder ins Gedächtnis zu rufen, was er früher gelernt hat. Von einem Eingehen in wirkliche Geographie im oben geschilderten Umfange ist dann keine Rede, denn ohne gründliche Kenntnis der Topographie lässt sich die echte Geographie nicht betreiben [1]; so kommt man in solchen der Geschichte abgestohlenen Stunden nicht zum Ziele. Selbst die Instructionen geben p. 204 die Gefahr zu, dass „bei der Menge von anderen Gegenständen das geographische Wissen sich verwische oder verloren gehe“ (vgl. Herbarts Umriss.). Sie verlangen wohl, dass das Interesse wach erhalten werde und betonen dann die Vortheile, die daraus dem Schüler erwachsen; wir lesen erfreut, wie sehr da eigentlich die Behandlung einer echten Geographie ge-

[1]) Aber Topographie ist nicht, wie Becker a. a. O. meint, Hauptzweck; sie ist unbedingt nöthig, aber nur so, wie die Vocabeln und die Grammatik für die classische Lectüre.

wünscht wird, und zwar auf der Oberstufe, wo die Vorbildung groß genug für das Verständnis geworden ist, z. B. p. 205. „Die geschichtlich geographische Seite des Faches hat nun volle (?) Gelegenheit zu ihrer Ausbildung. Manches von dem früher Gesagten hatte vornehmlich für diese oberen Classen gegolten!“ Ja, anerkennen damit die Instructionen nicht indirect selbst, dass sie „unten“ zu viel verlangten, wenn sie es eigentlich für „oben“ gelten lassen?

Da soll nun „dann und wann“ dem Geographieunterricht eine Stunde gewidmet werden[1]). Was aber nicht streng vorgeschrieben ist, wird nicht allgemein durchgeführt, der eine macht es, der andere nicht, auch können sich ja die Schüler wie auf der Unterstufe heraushelfen durch Geschichtsnoten, und wenn schon bei streng begrenztem Lehrstoffe die Lehrer von einander abweichen, um wie viel mehr muss es bei solchen „gelegentlichen“ Wiederholungen geschehen? Ein wahrer Zwang und eine große Belastung wird dann der Geographieunterricht in der achten Classe, wenn wir mehr erarbeiten wollen, als topographische und statistische Kenntnisse, also wieder eigentliche Geographie treiben wollen[2]). Da ist der Geograph in einem schweren Dilemma, er möchte gerade die höchste Stufe des Unterrichts benützen, die Schüler für seinen so eminent wichtigen Gegenstand zu interessieren, er kann es kaum, da er doch die Schüler nicht gut verantwortlich machen kann für Dinge, die nicht ihre Schuld sind. Sie haben $3^1/_2$ Jahre keine systematische Geographie betrieben und (ich spreche im allgemeinen) sind ohnehin überbeschäftigt. Dazu bleiben ja im zweiten Semester kaum 28–30 Stunden für die ganze Vaterlandskunde übrig, und was soll da alles gelehrt, gelernt und geprüft werden! Wir sehen dies aus Langs Vaterlandskunde für die achte Classe, einem Buche, welches trotz mancher Mängel wohl das beste aller derartigen Bücher ist. Wir können es kaum benützen, weil es unendlich schwierig sein wird, dasselbe in so kurzer Zeit, mit so geringen Vorkenntnissen der Schüler aus früheren Classen, ordentlich durchzunehmen[3]).

Echte Geographie soll aber der künftige Beamte und Lehrer, überhaupt jeder Gebildete, schon in der Mittelschule verstehen gelernt haben.

---

[1]) Dasselbe verlangen auch die neuen Instructionen und dazu die Fortsetzung der geographischen Übungen der Unterclassen.

[2]) Aber Topographie im weiteren Sinne, wie z. B. Becker es bei seinem ersten Vorschlage meint.

[3]) Becker behauptet wohl a. a. O., dass das Buch von Lang bezüglich der Siedelungen auf der alten Darstellungsweise fuße; doch ein vorurtheilsloser Blick auf das Buch im Vergleiche mit Hannaks Vaterlandskunde für VIII. lehrt uns sofort, wie groß der Unterschied ist. Bei Lang sind die Siedlungen nicht lose durcheinander geworfen; so oft es nur angeht, sind Beziehungen der Orte unter einander angeknüpft, physische Verhältnisse herangezogen etc., so dass auch hier wieder unsere Forderung nach systematischer Zusammenfügung berücksichtigt erscheint. So weit Topographie überhaupt genießbar zu machen ist, ist es hier geschehen. Siehe die günstige Besprechung des Buches von A. Böhm in den Mitth. der k. k. geogr. Gesellschaft 1898.

…st begreift der Abiturient ja im Alter von 18—20 Jahren seine Zeit …ht, kennt sich wohl im Alterthume, aber nicht in seiner eigenen Welt …, was die Feinde unserer Anstalt mit höhnischem Spott bemerken. …r Schüler soll wohl nach den edlen Intentionen unseres Unterrichts …t und Liebe für die Weiterbildung mit ins Leben hinaus nehmen, …cher thut es auch — aber die wenigsten in unserem Fache, weil …ihnen fremd geblieben ist. Das ist sehr zu bedauern, denn seine Zeit …s der Gebildete heute unbedingt verstehen lernen, sonst schreitet … über ihn hinweg und bei dem großen Wettkampfe mächtiger Cultur…ionen stehen die Uneingeweihten unbetheiligt abseits, während das …ständnis des Kampfes um die großen Güter der Menschheit, der …lich auch ohne uns ausgefochten werden wird, jedem Zuseher selbst …der frischen Muth und frisches Leben einflößt. Wer nur einmal den …ck in eine geographische Werkstätte geworfen hat, wird uns recht …ben, dass erst die Geographie die Zeit begreifen, die Nationen und …re Arbeit schätzen lehrt. Ist das nicht gerade in unserer materiellen, …nell hastenden Zeit, in der alles Ideelle zu verschwinden scheint, …n großem Werte? Umsomehr für einen Österreicher, der dann seinen …aat, dessen Werden und Stärke, die Zusammengehörigkeit mancher Theile, …e sich heute nicht mehr recht verstehen zu wollen scheinen, begreifen …nt. Das ist politische Bildung durch Geographie, wie sie auch der …teressante Vortrag L. Singers „Über politische und wirtschaftliche …ldung durch die Mittelschule“ auf dem VI. deutsch-österreichischen …ittelschultage verlangt hat. Vgl. auch Becker a. a. O.[*])

Es ist hier nicht der Ort, über die anderen, allgemeineren Vor…züge eines echten Geographieunterrichtes viel zu sagen. Wer sich hinein…denkt und die Geographie verstehen will, wird ja nicht unser Gegner …ein können. vgl. Matzat, „Methode des geogr. Unterrichtes“, Schiller, „Handbuch der praktischen Pädagogik“, und viele Andere. Die Geo…graphie bringt nützliche Kenntnisse, bereitet für die Universität vor, …hrt streng beobachten und denken, bestärkt das Wollen — auch sie …fördert echten Idealismus, Vaterlandsliebe, Religiosität, ästhetisches Empfinden, frischt den Geist und die Phantasie in wohlthätiger Weise …uf. Wie oft hören wir heute schon von den Schülern, wie lieb ihnen die Geographiestunden geworden sind, wie freudig folgen sie uns, wo…hin wir sie führen. Fragen wir doch dagegen, was uns einst die Geo…graphiestunden waren!

[*]) Wie weit bleibt dahinter die bloße Forderung des praktischen Bedürfnisses topographischer Kenntnisse zurück!

Brünn. Ferd. Banholzer.

(Schluss folgt.)

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Bremer Otto, Zur Lautschrift. Leipzig, Breitkopf und H 1898. Anhang zu Bd. I (Deutsche Phonetik von Otto Bremer Grammatiken deutscher Mundarten.

In dem 21 Seiten umfassenden Schriftchen hat sich der Verf Aufgabe gestellt, ein möglichst einfaches und doch den praktische dürfnissen der Transcription bequem dienendes Lautzeichensyste schaffen. Jeder, der mit phonetischen Dingen sich befasst, welche außerordentliche Schwierigkeiten eine solche Arbeit bietet, B dessen die zahlreichen complicierten lautschriftlichen Systeme, die schon haben, z. B. das der *Association Phonétique* u. a. Und scheint es Br. gelungen zu sein, mit seiner gegenwärtigen Lautsc (wenigstens für das Deutsche) ein leichtverständliches und anpass fähiges System geschaffen zu haben. Ich sage scheint; denn die T lichkeit einer solchen Lautschrift lässt sich nicht theoretisch, son nur durch Anwendung auf diese oder jene Mundart erweisen. Für Mitteldeutsche und Norddeutsche unterliegt m. E. diese Anwendba keinem Zweifel.

Wichtiger jedoch ist ein anderes Moment, dass nämlich Bremer'sche Lautschrift „geeignet sein dürfte, eine endgiltige Grund für deutsche Mundartenforschung) abzugeben". Denn in diesem äußerlichen Mangel einer wenigstens in den Hauptsachen übereins menden Transcription liegt ja eines der ärgsten Hindernisse der Du forschung deutscher Mundarten. Es sei daher ausgesprochener Z dieser Zeilen, allen, die sich mit Dialectstudien befassen, die Br Lautschrift geradezu zu empfehlen.

Es sei aber auch bei dieser Gelegenheit auf Bd. V der Bremer'sc Sammlung von Grammatiken deutscher Mundarten „Grammatik der M art des Taubergrundes und der Nachbarmundarten von Otto Heilig" merksam gemacht. Sie kann unbedingt als mustergiltig bezeichnet wer

Man kann nur hoffen, dass besonders die Mundartenforschun Österreich aus solchen Publicationen Anregung und Nahrung schö Am wünschenswertesten wäre es allerdings, wenn solche Bestrebun planmäßig betrieben würden. So ist es höchst erfreulich, dass in neue Zeit der „Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen" unter Leit des unermüdlichen Germanisten Dr. Hans Lambel „Beiträge zur Kennt deutschböhmischer Mundarten" herausgibt.

Als sinnstörender Fehler in dem erwähnten Schriftchen sei erwäh S. 7, Z. 6 v. o. „a" (richtig quergestrichenes a).

Wien. Adolf Hausenblas

Wohlrabe, Der Lehrer in der Literatur. Beiträge zur Geschichte des Lehrerstandes. Freiburg i. B. 1898. 2. Aufl. gr.-8°, VI u. 468 SS.

Im „Vademecum für Candidaten des Mittelschullehramtes in Österreich“ (Wien 1894), II. Theil, S. 154 lesen wir: „Seltener als man erwarten sollte, treten die im praktischen Schulleben wirkenden Männer mit Rathschlägen in die Öffentlichkeit, nicht viele sind es, die in Lebenserinnerungen ihre Erfahrungen geschildert haben; von nur wenigen Schulmännern sind größere Biographien vorhanden. Nicht zu unterschätzen ist aber, was der angehende Lehrer gerade aus dieser Literatur gewinnen kann.“ Ganz ähnlich äußert sich E. v. Sallwürk in „Wissenschaft, Kunst und Praxis des Erziehers“ (Langensalza 1899), S. 37, der folgenden Satz gesperrt drucken lässt: „Dagegen fehlen uns Aufzeichnungen aus dem täglichen Leben der Schule und aus den Erfahrungen denkender Erzieher“. Hierauf gibt er ausführliche Anweisungen, wie seinem Wunsche entsprochen werden könnte. Zu den im Vademecum S. 155 angeführten österreichischen Werken kommt noch das Buch „Franz Frisch, Biographien österreichischer Schulmänner“ (Wien 1897), das allerdings vorwiegend der Geschichte der Heranbildung der Volksschullehrer gewidmet ist.

Eine ähnliche Aufgabe hat sich Rector Wohlrabe gesetzt. Er hat über 50 Dichter und Schriftsteller mit nahezu 100 ihrer Geistesproducte in den Dienst unserer Standesgeschichte von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zur Gegenwart gestellt. Jedem der drei nur nach dem nächstgelegenen formalen Gesichtspunkte sich abhebenden Theile des Buches: Biographisches — Romanliteratur und Verwandtes — Dramatisches wurde eine Ergänzung gegeben in den Anhangsseiten, die jenen Büchern und Schriftstellern eingeräumt wurden, die im Buche selbst, wie es S. V heißt, nicht Stellung finden konnten oder sollten. Allerdings ist auch in diesem Werke vorwiegend die Volksschule berücksichtigt. Es kommen nun im ersten Theile (Biographisches), S. 1—139 zu Worte: Jung Stilling, Peter Lübke, Seume, H. Zschokke, v. Mathy-Freytag, Franz Stelzhammer, Ludwig Heim, E. M. Arndt, Karl v. Raumer, Just. Kerner, W. v. Kügelgen, K. Gutzkow, H. W. Riehl, Gustav Edler zu Putlitz, Oskar v. Redwitz, Joh. Scherr, Gottfr. Keller, Fr. Hebbel, W. Beyschlag, K. Jentzsch, die uns sämmtlich theils als Lehrer, theils als Schüler ihre Erinnerungen und Erlebnisse mittheilen. Hierauf werden wir mit einschlägigen dichterischen Producten (Romanliteratur und Verwandtes), S. 142—418 folgender Männer bekannt gemacht: Ch. G. Salzmann, G. W. Rabener, S. Heinecke, J. F. Schlez, Jean Paul, Goethe, Herder, Jeremias Gotthelf, Thomas Scherr, V. v. Strauß, Immermann, B. Auerbach, Melchior Meyer, Rosegger, Fritz Reuter, W. Blüthgen, H. Schaumberger, W. Raabe, Fr. Spielhagen, C. Gutzkow, Else Frapan, H. Hessmann, O. Ernst, F. v. Zobelitz, M. G. Conrad, P. O. Eck, Th. Fontane. An dritter Stelle (Dramatisches), S. 421 bis S. 468 werden uns dramatische Scenen vorgeführt von Goethe, H. M. Reinhold Lenz, P. Heyse, G. F. Wagner und Sudermann. In den Beigaben (S. 457—466) begegnen uns die Namen: Zschokke, Riehl-Treitschke, Rabener, Scherer, Gutzkow. Hier ist auch weiter die nicht deutsche Literatur ein ganz klein wenig berücksichtigt.

Die Lectüre dieses Buches wird Lehrern aller Kategorien Vergnügen und reichlichen Nutzen gewähren.

Wien. Dr. Karl Wotke.

Programmenschau.

58. **Ehart Karl**, Die Behandlung der lateinischen Syntax auf Grundlage der deutschen Satzlehre. II. Theil. (Schluss.) Progr. des k. k. Staats-Obergymn. im VI. Bez. von Wien. 1899. 8°. 11 SS.

Als Ref. den ersten Theil vorliegenden Aufsatzes im 'Gymnasium' 1899, Sp. 720 besprach, war er, durch die Überschrift verleitet, der Meinung, der Verf. beabsichtige eine vollständige lateinische Syntax, die Casuslehre mit eingeschlossen, die freilich nach der Disposition des ersten Theiles schwer im zweiten unterzubringen war. Der vorliegende zweite Theil belehrt den Ref. eines anderen. Es ist dem Verf. um die Darstellung der Lehre von dem Satzganzen, nicht von den Satztheilen zu thun. Der Verf. geht vom einfachen Satze aus (Begehrungs-, Frage-, Wunsch- und Befehlsatz), verfolgt den zusammengesetzten Satz (Satzverbindung, Satzgefüge: Conjunctional-, Interrogativ- und Relativsätze) und schließt mit dem mehrfach zusammengesetzten Satze: indirecte Rede und hypothetische Sätze in Abhängigkeit. Der Verf. führt in der linksseitigen Spalte den deutschen Sprachgebrauch an und rechts den entsprechenden lateinischen. Er geht von dem in unseren deutschen Schulgrammatiken (Willomitzer, Kummer) durchgeführten System aus, unter welches die Regeln der lateinischen Syntax untergebracht werden. Gienge die Absicht des Verf. auf eine systematische Umgestaltung der lateinischen Syntax im Sinne der deutschen hinaus, so müsste man wohl lebhaft gegen seine Vorschläge protestieren. Allein es handelt sich ihm nur um einen Fingerzeig, wie der Lehrer bei Vornahme neuer syntaktischer Partien beim lateinischen Unterricht auf das Deutsche zurückzugreifen und mit Nachdruck auf die verschiedene oder auch gleiche Ausdrucksweise beider Sprachen hinzuweisen hat. Ref. ist der kaum originell zu nennenden Ansicht, dass man solche sprachvergleichende Studien nicht auf die fremdsprachlichen Lehrstunden beschränken dürfe; die schulmäßige Behandlung der deutschen Syntax sollte nicht ohne vielfachen Hinweis auf die Fügungen der alten Sprachen vorgenommen werden. So verstanden, wird vorliegende Arbeit namentlich jüngeren Lehrern von Nutzen sein, älteren aber einen geeigneten Anlass bieten, ihren bisherigen Vorgang zu controlieren. Auf einzelne kleine Mängel der Arbeit einzugehen, wie z. B. die Aufnahme der unclassischen Construction *posco ut* (I, S. 11), hätte wenig Zweck.

Wien. J. Golling.

---

59. **Walz Dr. Rudolf**, Metallgewinnung im Alterthum. Progr. des niederösterreichischen Landes-Real- und Obergymn. zu Stockerau 45 SS. 1898.

Der Verf. hat jedenfalls nicht die Absicht gehabt, eine erschöpfende oder umfassende Darstellung der Metallgewinnung zu geben, sondern in gemeinverständlicher, leicht fasslicher Weise das Wichtigste und Anziehendste zusammenzustellen und vorzulegen, was sich in den verschiedenen jüngeren Handbüchern und Einzelschriften über die Metalle vorfindet, die er auch in einer Literaturübersicht am Schlusse zusammenstellt, — ohne jedoch auch hierin vollständig zu sein. Es wäre auch der Rahmen eines Gymnasialprogrammes wohl etwas zu eng für eine so große Aufgabe, denn man könnte dem Verf. schwerlich erlassen, selbst auf die Originalquellen zurückzugehen. — Doch, wie schon angedeutet, war das auch nicht die Absicht des Verf., und so muss anerkannt werden, dass er innerhalb des engen Rahmens, wenn auch nicht

viel Neues, doch das Wichtigste und Bemerkenswerteste über Metallgewinnung aneinandergereiht hat. Er behandelt auf den 45 Seiten der Reihe nach Gold, Elektron, Kupfer, Silber und Zinn. — „Das Eisen im Alterthum“ behält er sich, wie er in der Anmerkung am Schlusse sich ausdrückt, „für eine spätere Gelegenheit vor“.

Bei jedem Metalle führt er zuerst die ältesten Erwähnungen desselben an, bespricht Name, Vorkommen, Gewinnung und Verwendung, bald mehr bald weniger flüchtig. Gelegentlich der Ausführungen über das Gold berührt er auch nebenbei etwas vom alten Bergrecht. Die Darstellung der Geschichte der Kupfergewinnung gibt ihm dafür wieder Veranlassung zu einer eingehenderen Behandlung der verschiedenen Bronzen des Alterthums, wobei er auch an der Hand einer Reihe von Analysen des Metalles antiker Gefäße von verschiedenen Zeitaltern den Nachweis erbringt, dass die jüngeren Bronzen mehr Zinn (bis 19%) enthalten, als die älteren, welche bis 94% Kupfer aufweisen. Dieser Theil der Arbeit ist ziemlich ausführlich gehalten, wie es schon der Gegenstand mit sich bringt. Flüchtiger dagegen bespricht er die Gewinnung von Silber und Zinn. Dass die Frage nach der ältesten Heimat des Zinns sich auch vom Verf. nicht mit Sicherheit beantworten lässt, ist begreiflich.

So ist die Zusammenstellung, die der Verf. bietet, recht lesenswert, wenn sich nur nicht der Verf. in der Ausdrucksweise Nachlässigkeiten hätte zu schulden kommen lassen, die man weder als Versehen des Setzers noch als fremdsprachliche Schwierigkeiten gelten lassen kann z. B.: Wir entnehmen dadurch, (statt daraus); oder „Es (das Gold) zu gewinnen wird später erfolgt sein“, „nur hat es ein beschränktes Vorkommen“. Eine andere Flüchtigkeit muss aber als üble Unart zurückgewiesen werden, nämlich im Texte, ohne Nöthigung, die chemische Formel statt des Namens der Verbindung zu gebrauchen: „indem hiebei ihr Sauerstoff mit der Kohle zu Co_2 verbrannte“.... Auch Redewendungen wie „der im Mittelalter um sich greifende Glockenguss“ sind Nachlässigkeiten, die der Verf. bei einer sorgfältigen Durchsicht leicht hätte beseitigen können. Schließlich entscheiden solche Sprachsünden freilich nicht über den wissenschaftlichen Wert eines Buches, aber der Deutsche kann verlangen, dass seine Gelehrten auch darin mit den Engländern und Franzosen wetteifern, dass sie sich bemühen, wenn schon nicht die Darstellung geschmackvoll zu machen, doch wenigstens in einer sauberen Sprache vorzutragen.

Laibach. Dr. Binder.

Fünfte Abtheilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen, Erlässe.

Gesetz vom 24. August 1899, wirksam für das Königreich Galizien und Lodomerien mit dem Großherzogthume Krakau, betreffend die Realschulen. Mit Zustimmung des Landtages Meines Königreiches Galizien und Lodomerien mit dem Großherzogthume Krakau finde Ich zu verordnen, wie folgt:

I. Allgemeine Bestimmungen.

§ 1. Der Zweck der Realschule ist: 1. eine allgemeine Bildung mit besonderer Berücksichtigung der modernen Sprachen und der mathematisch-naturwissenschaftlichen Disciplinen zu gewähren; 2. für die auf diesen Disciplinen beruhenden Hochschulen (Technische Hochschulen, Landwirtschaftliche Hochschulen, Thierärztliche Hochschulen, Bergakademien u. dgl.) vorzubereiten.

§ 2. Die Realschulen bestehen vorläufig (§ 4) aus sieben Classen, deren jede einen Jahrescurs bildet, und zerfallen in der Regel in Unter- und Oberrealschulen.

§ 3. Die Unterrealschule besteht aus vier Jahrgängen. Die Absolvierung einer Unterrealschule oder eines vierclassigen Realgymnasiums berechtigt zum Eintritte in eine Oberrealschule.

§ 4. Die Oberrealschule besteht aus drei Jahrgängen; es bleibt jedoch der Landesgesetzgebung vorbehalten, nach Maßgabe der zutage tretenden Resultate dieselbe auf vier Jahrgänge zu erweitern.

§ 5. Mit den Realschulen können mit Rücksicht auf die wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes Handelsschulen in Verbindung gebracht werden, wenn die Kosten der Errichtung und Erhaltung derselben mindestens zur Hälfte aus dem Landesfonde und localen Fonden sichergestellt sind. Die Organisation derartiger Handelsschulen erfolgt über Antrag des Landesschulrathes durch den Minister für C. und U.

§ 6. Die Realschulen sind entweder öffentliche oder Privatschulen. Als öffentliche gelten diejenigen, welche das Recht haben, staatsgiltige Zeugnisse auszustellen. Nur die Zeugnisse öffentlicher Realschulen haben Giltigkeit in jenen Fällen, in welchen überhaupt Zeugnisse über Realschulbildung gesetzlich gefordert werden. Privatschüler haben sich, um solche Zeugnisse zu erlangen, der Prüfung an einer öffentlichen Realschule zu unterziehen. Die ausschließlich oder zum größeren Theile aus Staatsmitteln erhaltenen Realschulen sind Staats-Realschulen. Die Leitung dieser letzteren Anstalten liegt ganz und in jeder Beziehung in der Hand der k. k. Schulbehörden.

§ 7. Die Errichtung einer Realschule ist jedermann unter der Voraussetzung gestattet, dass deren Einrichtung nichts den allgemeinen

hrzwecken dieser Anstalten Widersprechendes enthält. Statut und Lehrplan, sowie deren Änderung bedürfen der Genehmigung des Ministers für C. und U. Als Directoren und Lehrer können nur solche Personen Verwendung finden, welche österreichische Staatsbürger, in moralischer und politischer Beziehung unbescholten sind und in wissenschaftlicher Beziehung die geforderte Befähigung zum Unterrichte an einer derartigen Lehranstalt nachweisen. Von dem Erfordernisse der entsprechenden Lehrbefähigung kann der Minister f. C. u. U., von jenem der österreichischen Staatsbürgerschaft der Landesschulrath in besonders rücksichtswürdigen Fällen ausnahmsweise eine Dispens ertheilen.

§ 8. Das Recht zur Ausstellung staatsgiltiger Zeugnisse steht den Staats-Realschulen zu. Dieses Recht kann den vom Lande, von Gemeinden, Corporationen oder Privaten errichteten Realschulen nach Einvernehmung des Landesschulrathes vom Minister für C. und U. zuerkannt werden, wenn: 1. die Einrichtung dieser Schulen nicht in wesentlichen Punkten von der Einrichtung der Staats-Realschulen abweicht; 2. bei Ernennung des Directors und der Lehrer die Bestätigung des Landesschulrathes eingeholt wird (§. 25) und 3. die Maturitätsprüfung unter der Leitung eines Landesschulinspectors oder eines Abgeordneten des Landesschulrathes vorgenommen wird, ohne dessen Zustimmung ein Zeugnis der Reife nicht ertheilt werden darf.

§ 9. Der Minister für C. und U. kann die Entfernung eines nicht entsprechenden Directors oder Lehrers der im §. 8 erwähnten Realschulen nach Einvernehmung oder über Antrag des Landesschulrathes fordern und im Falle der Nichtbefolgung der Anstalt das Recht zur Ausstellung staatsgiltiger Zeugnisse entziehen. Der Minister kann auch eine Realschule sofort schließen lassen, wenn ihre Einrichtung oder Wirksamkeit mit den bestehenden Gesetzen in Widerspruch tritt.

II. Unterrichtsgegenstände.

§ 10. Die Unterrichtsgegenstände der Realschule sind entweder obligate oder relativ obligate oder freie Gegenstände. *A.* Obligate Unterrichtsgegenstände: *a*) Religion, *b*) Sprachen, u. zw. die Unterrichtssprache, dann die deutsche und französische Sprache, *c*) Geschichte (allgemeine, österreichische und Landesgeschichte), *d*) Geographie und österreichische Verfassungslehre, *e*) Mathematik, *f*) Naturgeschichte, *g*) Physik, *h*) Chemie, *i*) Darstellende Geometrie und geometrisches Zeichnen, *k*) Freihandzeichnen, *l*) Kalligraphie, *m*) Turnen. *B.* Relativ obligate Unterrichtsgegenstände: Die zweite Landessprache ist relativ obligater Unterrichtsgegenstand für jene Schüler, deren Eltern oder Vormünder bei Beginn eines Schuljahres ausdrücklich erklären, dass ihre Söhne oder Mündel an diesem Unterrichte mindestens zwei Jahre hindurch theilnehmen werden. Solche Schüler dürfen den einmal begonnenen Unterricht vor Ablauf des genannten Zeitraumes nur aus zwingenden Gründen mit Bewilligung des Landesschulrathes aufgeben. Für die Möglichkeit, den Unterricht in der zweiten Landessprache zu genießen, muss an jeder Realschule vorgesorgt sein. *C.* Freie Unterrichtsgegenstände: Englische Sprache, Gesang, Stenographie. Andere freie Gegenstände können an den Realschulen nach Bedürfnis mit Genehmigung des Ministers für C. und U. eingeführt werden.

§ 11. Die Vertheilung der Unterrichtsgegenstände auf die einzelnen Classen und die darauf zu verwendende Stundenzahl werden über Antrag des Landesschulrathes im Verordnungswege festgesetzt. Die Gesammtzahl der für jeden Schüler obligaten Lehrstunden, mit Ausnahme des Turnens, hat in den untersten Classen 28, in den weiteren Classen 31 Stunden wöchentlich nicht zu übersteigen.

§ 12. Hinsichtlich der Unterrichtssprache an den öffentlichen und Privat-Realschulen gilt das Landesgesetz, betreffend die Unterrichtssprache in den Volks- und Mittelschulen der Königreiche Galizien und Lodomerien mit dem Großherzogthume Krakau

III. Schüler.

§ 13. Die Aufnahme der Schüler in die erste Classe findet sow am Schlusse des vorangehenden, als auch unmittelbar vor Beginn neuen Schuljahres, die Aufnahme in höhere Classen in der Regel mittelbar vor Beginn des Schuljahres statt. Von dem in die Schule zunehmenden Schüler werden verlangt: 1. ein entsprechendes Lebe alter, 2. die erforderlichen Vorkenntnisse. Der in die erste Classe a zunehmende Schüler hat sich über das vollendete oder bis zum Schlu des Kalenderjahres, in welchem die Aufnahme erfolgt, zur Vollend gelangende zehnte Lebensjahr als unterste Altersgrenze auszuweisen; oberste Altersgrenze gilt das vollendete vierzehnte Lebensjahr. Di Altersgrenzen rücken für jede der folgenden Classen um ein Jahr Schüler, welche infolge der Wiederholung einer Classe die betreffen Altersgrenze überschritten haben, verlieren hiedurch nicht das R zum weiteren Besuche der Schule. Der Nachweis der erforderlichen V kenntnisse für die erste Classe ist durch eine Aufnahmsprüfung zu liefe Hiebei kann der Lehrkörper die mündliche Prüfung aus der Unterrich sprache und dem Rechnen jedem Schüler erlassen, welcher seine Re in diesen Gegenständen bei der schriftlichen Prüfung durch mindest befriedigende Leistungen und im Volksschulzeugnisse mindestens du die Note „gut" dargethan hat. Ebenso können Schüler, deren Religio note aus dem vierten Schuljahre der Volksschule nicht geringer als „g ist, von der mündlichen Prüfung aus der Religionslehre befreit werd Der Nachweis der Vorkenntnisse für eine höhere Classe wird durch d Zeugnis einer öffentlichen Realschule der im Reichsrathe vertreten Königreiche und Länder über die erfolgreiche Zurücklegung der näc vorhergehenden Classe, event. durch eine Aufnahmsprüfung geliefert. D bei den Aufnahmsprüfungen zu stellenden Anforderungen werden üb Antrag des Landesschulrathes im Verordnungswege erlassen. Für je Schüler, welche vor Wirksamkeit des Gesetzes in eine Mittelschule, es als öffentliche Schüler oder als Privatisten, Aufnahme gefunden habe ist der Nachweis des nach der Altersgrenze für die Aufnahme in d unterste Classe sich bestimmenden entsprechenden Maximalalters b Aufnahme in eine höhere Classe nicht erforderlich.

§ 14. Wenn Schüler während des Schuljahres die Aufnahme i eine Realschule ansuchen, so steht, abgesehen von den Fällen der Übe siedlung der Eltern oder ihrer Stellvertreter, in welchen einem Schül die Aufnahme in eine öffentliche Lehranstalt nicht verweigert werde kann, die Entscheidung dem Lehrkörper zu. Gegen eine abweisliche Entscheidung des Lehrkörpers steht der Recurs an den Landesschulrat offen.

§ 15. Über die Zulassung außerordentlicher Schüler, welche nu am Unterrichte einzelner Gegenstände theilnehmen, steht die Entschei dung dem Lehrkörper zu. Durch die Aufnahme solcher Schüler dar jedoch die im § 17 vorgeschriebene Maximalzahl der in eine Classe auf zunehmenden Schüler nicht überschritten werden.

§ 16. Privatschüler, welche die von den Realschulen zu vermit telnde Bildung durch häuslichen Unterricht erhalten, können in jed Classe auch nach überschrittenem Maximalalter unter denselben Be dingungen als Privatisten aufgenommen werden, welche für die Auf nahme öffentlicher Schüler gelten. Die Privatisten öffentlicher Real schulen sind verpflichtet, sich regelmäßig zu den Semestralprüfungen zu melden und erhalten Semestralzeugnisse. In besonders rücksichtswürdigen Fällen kann ein Privatist vom Landesschulrathe zu einer Jahresprüfung zugelassen werden.

§ 17. Die Zahl der Schüler in einer Classe soll in der Regel vierzig nicht überschreiten. Wo die Anzahl der Schüler in drei aufeinanderfolgenden Schuljahren fünfzig erreicht, ist für die Errichtung einer Parallelclasse zu sorgen.

§ 18. Semestral- und Jahresprüfungen finden für öffentliche Schüler icht statt. Am Schlusse eines jeden Semesters erhält jeder Schüler ein :hulzeugnis, welches in der Unterrichtssprache auszustellen ist. Auf rund der Gesammtleistungen eines Schülers während des Schuljahres itscheidet die Lehrereonferenz über das Vorrücken desselben in den ächsthöheren Jahrgang. Die Fortgangsnote aus Kalligraphie und Turnen, owie aus der relativ obligaten zweiten Landessprache hat bei Feststellung der allgemeinen Fortgangsclasse nur nach der günstigen Seite n Einfluss zu üben. Wenn ein sicheres Urtheil über die Reife eines chülers zum Aufsteigen in eine höhere Classe nicht gefällt werden kann, wird in Gegenwart des Directors eine Versetzungsprüfung abgehalten. tellt sich ein ungenügender Erfolg bezüglich eines einzigen Gegenlandes heraus, so kann der Lehrkörper dem Schüler die Erlanbnis zu ner Wiederholungsprüfung zu Beginn des neuen Schuljahres ertheilen, n deren günstigem Erfolge das Vorrücken in die höhere Classe abhängt. iese Erlaubnis darf jedoch für Mathematik, darstellende Geometrie und reihandzeichnen nur dann ertheilt werden, wenn der Schüler aus diesen egenständen am Schlusse des ersten Semesters einen mindestens genügenden Erfolg nachgewiesen hat. Schüler, welche durch einen wichtigen rund an der rechtzeitigen Ablegung der Versetzungsprüfung verhindert urden, können vom Lehrkörper innerhalb einer angemessenen Frist zu iner Nachtragsprüfung zugelassen werden.

§ 19. Externe, welche keiner öffentlichen Realschule als öffentliche chüler oder Privatisten angehören, können für besondere Zwecke vom andesschulrathe zu außerordentlichen Prüfungen an den Realschulen zugelassen werden. Diese Prüfungen haben sich mindestens auf den Lehrstoff der zwei untersten Classen der Realschulen zu erstrecken, und in em über das Ergebnis der Prüfung auszustellenden Zeugnisse ist der esondere Zweck derselben anzugeben.

§ 20. Zum Behufe des Nachweises, dass die Realschüler sich die ür das Aufsteigen in die im § 1 erwähnten höheren Lehranstalten erorben haben, werden Maturitätsprüfungen abgehalten. Mit der Vornahme derselben werden besondere Commissionen betraut. Diese bestehen zunächst aus einem Landesschulinspector oder einem Abgeordneten es Landesschulrathes als dem Leiter der Prüfung, dann aus dem Director und den Lehrern der obersten Classe der betreffenden Realschule. Außer iesen können auch Professoren der technischen Hochschulen oder sonstige Fachmänner im Lehrwesen vom Minister für C. und U. zu Mitgliedern ieser Commission ernannt werden. Jeder Realschüler wird nach erfolgreicher Absolvierung des letzten Jahres der Oberrealschule zur Maturitätsprüfung zugelassen. Externe, welche keiner öffentlichen Realschule als ffentliche Schüler oder Privatisten angehören, können vom Landesschulrathe zur Maturitätsprüfung zugelassen werden, wenn sie das im § 13 für Realschüler der obersten Classe festgesetzte Minimalalter zurückgelegt haben und sich über die Art ihres Bildungsganges so auszuweisen vermögen, dass die erforderliche Vorbildung als vorhanden vermuthet werden kann. Die näheren Bestimmungen über die Maturitätsprüfungen werden nach Einvernehmung des Landesschulrathes im Verordnungswege geregelt.

§ 21. Disciplinarvorschriften für die Schüler der Realschulen werden mit Genehmigung des Ministers für C. und U. vom Landesschulrathe erlassen. Die Ausschließung eines Schülers aus einer Realschule oder aus den Mittelschulen eines bestimmten Bezirkes oder aus allen über das Gebiet der Volksschulen hinausreichenden Lehranstalten des Landes bedarf der Genehmigung des Landesschulrathes, die Ausschließung aus allen über das Gebiet der Volksschulen hinausreichenden Lehranstalten der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder bedarf der Genehmigung des Ministers für C. und U.

§ 22. Vorschriften, welche die Hygiène der Schulgebäude und Sp plätze, sowie das hygienische Verhalten der Schüler betreffen, wer mit Genehmigung des Ministers für C. und U. vom Landesschulrathe Einvernehmen mit dem Landes-Sanitätsrathe erlassen. Zur fachmännisc Berathung des Directors und Überwachung des allgemeinen Gesundhe zustandes der Schüler ist nach Thunlichkeit an jeder Realschule Schularzt zu bestellen.

IV. Lehrkräfte.

§ 23. Die Befähigung der Lehrer für Realschulen wird durch Prüfung ermittelt, mit deren Abhaltung eigene vom Minister für C. u bestellte Prüfungscommissionen betraut sind. Ausnahmen kann der Min für C. und U. nach Anhörung der Prüfungscommission in Fällen bewillig wo die erforderliche Lehrbefähigung in anderer Weise vollkommen n gewiesen ist. Die Anforderungen, welche an die Nebenlehrer für f Gegenstände zu stellen sind, werden im Verordnungswege geregelt. Unterrichte an den Realschulen können Lehramtscandidaten in der Eig schaft von supplierenden Lehrern verwendet werden. Den Lehrern Zeichenfächer sind nach Bedarf Assistenten beizugeben.

§ 24. Das Lehrpersonale der Realschule besteht aus dem Direc den Religionslehrern, aus mindestens 11 wirklichen Lehrern für die gaten Unterrichtsgegenstände und dem Turnlehrer.

§ 25. Die Directoren der Staats-Realschulen werden vom Ka die wirklichen Lehrer vom Minister für C. und U. über Vorschlag Landesschulrathes ernannt. An allen öffentlichen Realschulen, we nicht Staatsanstalten sind, bedarf die Ernennung der Directoren wirklichen Lehrer der Bestätigung durch den Landesschulrath, wel aber nur das Vorhandensein der gesetzlichen Erfordernisse zu prüfen (§ 8). Hilfs- und Nebenlehrer werden bei Staats-Realschulen vom Lan schulrathe bestellt, bei anderen öffentlichen Realschulen von demse bestätigt.

§ 26. In allen Disciplinarangelegenheiten der Directoren, des L personales und des Dienstpersonales der Staats-Realschulen ist der Lan schulrath die Disciplinarbehörde erster Instanz.

§ 27. Der Director ist mit der unmittelbaren Leitung der R schule betraut. Die wirklichen und supplierenden Lehrer der oblig Lehrgegenstände bilden unter dem Vorsitze des Directors die Lehrer ferenz, deren Befugnisse nach Einvernehmung des Landesschulrathes Verordnungswege normiert werden.

§ 28. Der Director einer Staats-Realschule ist zu 6—8, bei oder mehr Parallelabtheilungen zu 4—6 Unterrichtsstunden wöchent verpflichtet. Den Lehrern der Sprachen sollen in der Regel nicht m als 17, den übrigen Lehrern wissenschaftlicher Fächer mit Einschluss Religionslehrer nicht mehr als 20, den Lehrern des Zeichnens, der K graphie und des Turnens nicht mehr als 24 Stunden wöchentlich gewiesen werden. Zur zeitweiligen Supplierung einer Lehrkraft sind Mitglieder des Lehrkörpers ohne Anspruch auf Entschädigung verpflich wenn dieselbe nicht länger als zwei Monate andauert. Tritt die No wendigkeit einer längeren ununterbrochenen Supplierung ein, so hat betreffende Lehrer Anspruch auf die gesetzliche Remuneration für ganze Dauer der Supplierung. Dem Landesschulrath steht es zu, Antrag des Directors für einzelne Lehrer die wöchentliche vorschri mäßige Zahl der Unterrichtsstunden mit Rücksicht auf das Lehrfach, Menge der Schüler oder der Correcturen, die Beschäftigung in Schülerbibliothek, überhaupt das Lehrbedürfnis, um wöchentlich 1 3 Stunden zu ermäßigen.

§ 29. An den Staats-Realschulen hat die Besetzung einer Le stelle in der Regel im Wege eines in der amtlichen Zeitung zu verla barenden Concurses zu erfolgen, in welchem die Lehrfächer, sowie mit der Lehrstelle verbundenen Bezüge zu bezeichnen sind.

V. Schulbücher.

§ 30. In den Realschulen dürfen nur solche Bücher und Lehrmittel gebraucht werden, welche vom Landesschulrathe zum Gebrauche zugelassen wurden.

Gesetz vom 2. December 1899, wirksam für das Erzherzogthum Österreich unter der Enns, mit welchem § 19 des Landesgesetzes vom 3. März 1870, L.-G.-Bl. Nr. 26, betreffend die Realschulen, abgeändert wird. Über Antrag des Landtages Meines Erzherzogthumes Österreich unter der Enns finde Ich anzuordnen, wie folgt:

Artikel I. § 19 des Gesetzes vom 3. März 1870, L.-G.-Bl. Nr. 26, betreffend die Realschulen, tritt in seiner bisherigen Fassung außer Kraft und hat in Zukunft zu lauten:

§ 19. Die Abiturienten der Realschule (das sind Schüler der VII. Classe, mögen sie den Unterricht als öffentliche Schüler oder als eingeschriebene Privatisten genießen) haben sich, wenn sie die Maturitätsprüfung ablegen wollen, wenigstens drei Monate vor dem Schlusse des II. Semesters bei dem Director der Anstalt zu melden. Schüler der VII. Classe, welchen im II. Semester ein Zeugnis der zweiten oder der dritten Fortgangsclasse ertheilt wurde, sind nicht vor Ablauf eines weiteren Schuljahres, und jene, welchen wegen ungenügender Leistungen in einem einzigen Gegenstande die Wiederholungsprüfung nach den Ferien gestattet wurde, erst nach bestandener Wiederholungsprüfung — im günstigsten Falle auf ihr Ansuchen bereits für den Herbsttermin desselben Jahres — zur Ablegung der Maturitätsprüfung zuzulassen. Privatstudierende, welche an keiner öffentlichen Realschule eingeschrieben waren und kein öffentliches Zeugnis erhalten haben, haben sich zu derselben Zeit schriftlich bei der Landesschulbehörde zu melden. Die Landesschulbehörde bestimmt die Anstalt, an welcher sie die Maturitätsprüfung abzulegen haben.

Artikel II. Dieses Gesetz tritt mit Beginn des Schuljahres 1899/1900 in Wirksamkeit.

Artikel III. Mit dem Vollzuge dieses Gesetzes ist Mein Minister für Cultus und Unterricht beauftragt.

Verordnung des Leiters des Min. für C. und U. vom 3. November 1899, Z. 9571, womit eine neue Instruction für die k. k. Landesschulinspectoren erlassen wird.

A. Allgemeine Bestimmungen.

§ 1. Die Landesschulinspectoren haben sich eine genaue Kenntnis des Zustandes der ihrer Aufsicht zugewiesenen öffentlichen und Privat-Unterrichtsanstalten zu verschaffen und deren mittelbare und unmittelbare Förderung sich angelegen sein zu lassen. Sie haben mit aller Aufmerksamkeit darüber zu wachen, dass die Schule nicht zu politischen, nationalen oder confessionellen Umtrieben missbraucht werde. In Bezug auf ihr gegenseitiges Verhältnis wird erwartet, dass sie in wechselseitiger Verständigung die Lösung ihrer Aufgabe anstreben werden.

§ 2. Jeder Landesschulinspector ist verpflichtet, zunächst diejenigen Geschäftsstücke seines Ressorts, welche didaktisch-pädagogische Angelegenheiten betreffen, außer diesen auch andere, insoferne sich dieselben auf die ihm zugewiesenen Schulen beziehen, auf Anordnung des Vorsitzenden der k. k. Landesschulbehörde (des Landesschulrathes) zu bearbeiten.

§ 3. Jeder Landesschulinspector ist berechtigt, seine Bemerkungen und Wahrnehmungen über Schulangelegenheiten welcher Art immer bei der Landesschulbehörde vorzubringen und daran Anträge zu knüpfen. Eingaben dieser Art werden protokolliert und geschäftsordnungsmäßig erledigt.

§ 4. Durch die Behandlung des größeren und wichtigeren Theiles der Geschäfte der Landesschulbehörde in Sitzungen werden die Inspectoren in der Übersicht der Agenda erhalten. In die dringlichkeitshalber

etwa ohne ihre Mitwirkung erledigten Geschäftsstücke ihres Ressor haben sie nachträglich Einsicht zu nehmen.

§ 5. Der Landesschulinspector hat bei commissionellen Verhan lungen in Schulangelegenheiten, bei welchen ein Organ der Landesschu behörde zu intervenieren hat, und bei welchem didaktisch-pädagogisch Gegenstände seines Ressorts zur Sprache kommen, oder wenn sonst d Vorsitzende der Landesschulbehörde seine Beiziehung für angemesse erkennt, gegenwärtig zu sein und, falls er damit beauftragt wird, au die Verhandlung zu leiten.

§ 6. Die Inspicierung der Lehranstalten ist die wichtigste O liegenheit der Landesschulinspectoren. Sie haben regelmäßige Bere sungen im Lande vorzunehmen, den jeweiligen Stand der ihrer Obe leitung anvertrauten Schulen durch persönliche Anschauung nach all Beziehungen zu erforschen und sich von der Beobachtung und richtig Durchführung der Gesetze, Verordnungen und Erlässe die Überzeugu zu verschaffen.

§ 7. Dieselben haben von dem beabsichtigten Antritte der Reis von der Richtung und der beiläufigen Dauer der Bereisung den Vo sitzenden der Landesschulbehörde auf kurzem Wege die Meldung z machen und seine Genehmigung sowie Weisungen über allfällige, an O und Stelle zu treffende Maßnahmen einzuholen.

§ 8. Sofort nach beendigter Inspection hat der betreffende La desschulinspector einen Bericht der Landesschulbehörde vorzulegen. I diesem Berichte hat der Inspector auch kurz die von ihm ertheilte mündlichen Weisungen zur Kenntnis der Landesschulbehörde zu bringe

§ 9. Die Kosten für die Dienstreisen der Landesschulinspectore innerhalb des Amtskreises, derselbe mag sich auf ein oder mehre Länder erstrecken, werden durch Pauschalbeträge gedeckt.

B. Von den Inspectoren der Lehrerbildungsanstalten und Volk schulen.

§ 10. Die Inspectoren haben die ihnen unterstehenden Lehrer- un Lehrerinnenbildungsanstalten nebst den zugehörigen Übungsschulen mir destens einmal in jedem Jahre eingehend zu inspicieren. Sie sind b rufen und, soferne sie von der Landesschulbehörde dazu aufgeforde werden, auch verpflichtet, die behufs Erlangung des Zeugnisses der Reif für Volksschulen an den Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten ab zuhaltenden Prüfungen zu leiten. Ihre Dienstreisen zum Zwecke der In spicierung einzelner Volksschulen verschiedener Kategorie und der mi denselben in Verbindung stehenden Fortbildungscurse sowie der in da Gebiet der Volksschule fallenden Speciallehranstalten haben sie so ein zutheilen, dass längstens im Verlaufe von drei Jahren alle Schulbezirk ihres Amtsgebietes an die Reihe kommen.

§ 11. Die Inspection der Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalte hat sich auf alle Anstaltsjahrgänge, auf jede Classe der Übungsschul und auf alle Lehrkräfte und Lehrgegenstände zu erstrecken. An den vor ihnen besuchten Volksschulen haben die Landesschulinspectoren den Unterrichte nach Thunlichkeit in allen Classen und bei allen Lehrern beizuwohnen. Auch liegt es ihnen ob, sich behufs Erzielung eines ein heitlichen Wirkens mit den Vorsitzenden der Bezirks- und Ortsschul behörden, insbesondere aber mit den Bezirksschulinspectoren eingehend zu besprechen. Sie haben bei Inspicierung sowohl der genannten Bil dungsanstalten wie der Volksschulen ihr Augenmerk auf den Gesammt zustand der Lehranstalt zu richten, sich von der Einhaltung des vorge schriebenen Lehrplanes sowie vom Unterrichts- und Erziehungsverfahren der Lehrkräfte zu überzeugen und, wenn die gemachten Wahrnehmungen es zweckdienlich erscheinen lassen, behufs Darbietung eines Vorbildes richtigen Verfahrens bei Bedachtnahme auf Wahrung des Ansehens des Lehrers persönlich in den Unterricht einzugreifen. Sie haben ferner auf die Auffassung und Befolgung der gesetzlichen und behördlichen Vor-

schriften seitens der Lehrerschaft zu achten und haben vom Stande der Disciplin an der Anstalt, vom Verhalten der Schülerschaft außerhalb der Schule, von der Vorsorge für die Gesundheitspflege seitens der Schule, von der Art des Zusammenwirkens der Lehrkräfte, von der Pflege des Aufgabenwesens, vom Zustande der Schullocalitäten und von etwaigen materiellen Bedürfnissen der Schule, von den gebrauchten Lehrbüchern und den vorhandenen Lehrmitteln, vom Stande und der Verwaltung der Schüler- und Lehrerbibliotheken, von der Führung der Amtsschriften des Leiters und der Lehrer und im besonderen auch vom Inhalte der Conferenzprotokolle Kenntnis zu nehmen.

§ 12. Die Landesschulinspectoren haben von den bei den Inspectionen gemachten Wahrnehmungen den Lehrkräften der Schule, und zwar an Anstalten, an welchen mehrere Lehrkräfte wirken, in einer mit dem Gesammtlehrkörper abzuhaltenden Conferenz Mittheilung zu machen und hiebei die zur Beseitigung wahrgenommener Übelstände nothwendig erscheinenden Rathschläge und Weisungen zu ertheilen, wie auch etwaige Beschwerden und Wünsche der Lehrer entgegenzunehmen. Ermahnungen und Ausstellungen, welche die Landesschulinspectoren einzelnen Lehrern, sei es in Betreff ihres Verhaltens, sei es in pädagogisch-didaktischer Hinsicht zu ertheilen haben, sind in der Regel nicht Gegenstand der Inspectionsconferenz, sondern sind, zumal wenn es sich um Fälle einer erstmaligen Ausstellung handelt, der betreffenden Lehrperson nur im Beisein des Leiters der Anstalt zu ertheilen. Über den Verlauf der Inspectionsconferenz ist ein den wesentlichen Inhalt der Verhandlung wiedergebendes Protokoll aufzunehmen, welches dem gemäß § 8 dieser Instruction zu erstattenden Inspectionsberichte beizuschließen ist. Eine beglaubigte Abschrift dieses Berichtes ist von der Landesschulbehörde unter Anzeige der über letzteren gefassten Beschlüsse und getroffenen Verfügungen und unter Anschluss des bezeichneten Conferenzprotokolles an das Min. für C. und U. vorzulegen.

§ 13. Aufgabe der Landesschulinspectoren für Lehrerbildungsanstalten und Volksschulen ist es ferner, die Amtierung der Prüfungscommissionen für allgemeine Volks- und Bürgerschulen zu überwachen, wegen Einführung und Einrichtung von Cursen zur Fortbildung der Lehrer an die Landesschulbehörden die erforderlichen Anträge zu stellen und die bestehenden Curse dieser Art der Inspection zu unterziehen, der Förderung der Bezirkslehrerconferenzen ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, die Abhaltung der Landeslehrerconferenzen vorzubereiten und diese persönlich zu leiten.

C. Von den Inspectoren der Mittelschulen.

§ 14. Den Inspectoren für die humanistischen Fächer unterstehen vor allem die Gymnasien (mit Einschluss der Realgymnasien), jenen für die realistischen Fächer die Realschulen. Nach dieser Theilung haben auch die Inspectoren, wenn der Vorsitzende der Landesschulbehörde nicht anders verfügt, das Referat über die einschlägigen Geschäftsstücke zu führen.

§ 15. Zum Zwecke eingehender Kenntnis des Zustandes der Anstalten in wissenschaftlicher und disciplinärer Hinsicht und zur Wahrung bestimmter Einflussnahme auf die gedeihliche Fortentwicklung haben die Inspectoren die Gymnasien und Realschulen ihres Amtsgebietes in der Regel alle zwei Jahre (in größeren Inspectionsgebieten wenigstens in drei Jahren einmal), auch wenn kein dringender Anlass dazu vorhanden ist, einer gründlichen Inspicierung zu unterziehen. Daneben sollen Visitationen einzelner Schulen, Classen und Lehrkräfte, wenn ein besonderer Anlass dazu gegeben ist, in kürzeren Zeiträumen, selbst mehrmals in einem Jahre stattfinden.

§ 16. Die Gymnasialinspectoren haben bei der Visitation der Gymnasien, die Realschulinspectoren bei der Visitation der Realschulen ihr Augenmerk auf den Gesammtzustand der Anstalt zu richten, sich

von Inhalt, Methode und Erfolg des Unterrichtes durch Besuch der V
träge der einzelnen Lehrer zu überzeugen, nach eigenem Ermessen
Schüler selbst zu prüfen und erforderlichen Falls den Unterrichtsga
selbst zu zeigen, wobei jedoch dem Ansehen des Lehrers nicht nahe
treten ist. Sie haben die disciplinäre Haltung der Schule zu beobacht
sich von dem Zustande der Schullocalitäten, von den getroffenen hyg
nischen Einrichtungen überhaupt und insbesondere von den Vorke
rungen zur Pflege der körperlichen Ausbildung der Jugend, von d
gebrauchten Lehrbüchern und von den vorhandenen Lehrmitteln, v
dem Stande des Aufgabenwesens sowie von den ökonomischen Verhä
nissen der Schule, von dem Stande und der Verwaltung der Le
mittelsammlungen und Bibliotheken Kenntnis zu verschaffen, die C
ferenzprotokolle, insoferne dies nicht ohnehin bereits geschehen ist, ei
zusehen und näher zu prüfen; sie sollen endlich ein richtiges Bild üb
die gesammte amtliche Thätigkeit des Directors und der einzelnen Lehr
der Schule zu gewinnen trachten.

§ 17. Der Gymnasialinspector hat bei dem Besuche der Re
schulen seine Aufmerksamkeit ausschließlich auf die Behandlung d
humanistischen Lehrgegenstände und deren Erfolge zu richten. Dassel
gilt für den Realschulinspector bezüglich des Unterrichtes in den Re
lehrgegenständen an Gymnasien.

§ 18. Die in der Thätigkeit eines Lehrers wahrgenommenen Fehl
und Mängel bespricht der Inspector nur im Beisein des Directors.
der Lehrerconferenz, welche jedesmal nach Beendigung einer eingehend
Inspection unter dem Vorsitze des Inspectors abzuhalten ist, wird d
wissenschaftliche und disciplinäre Zustand der Schule in freimüthig
aber das Ansehen des Lehrerstandes immer schonender Weise erörter
es werden die gemachten Wahrnehmungen, nach allgemeinen Gesicht
punkten geordnet, mit Übergehung alles Persönlichen mitgetheilt u
dieselben im Hinblicke, sei es auf die allgemeinen Forderungen d
Pädagogik und Didaktik, sei es auf besondere gesetzliche oder behör
liche Vorschriften besprochen. Die Inspectoren werden dabei nicht ve
absäumen, in bestimmten Fragen die Anschauung des Lehrkörpers kenne
zu lernen und hiedurch zur Erörterung pädagogisch-didaktischer Ang
legenheiten im Lehrkörper anzuregen. Auch steht es den Inspectoren z
bei dieser Gelegenheit Anzeigen von Übelständen entgegenzunehme
und denselben nach Thunlichkeit an Ort und Stelle durch mündlich
Bemerkungen und Rathschläge abzuhelfen. Bestimmte Weisungen kan
jedoch der Gymnasialinspector nur hinsichtlich des Gesammtzustande
des Gymnasiums und des humanistischen Unterrichtes an demselbe
und ebenso der Realschulinspector nur hinsichtlich des Gesammtzustande
der Realschule und des realistischen Unterrichtes an derselben ertheilen
In den übrigen Fällen haben die Inspectoren vor Ertheilung von Wei
sungen sich gegenseitig zu besprechen und, im Falle eine Vereinbarun
nicht erzielt werden sollte, die Entscheidung der Landesschulbehörd
einzuholen. Schriftliche Weisungen, Lob und Tadel, welche die ganz
Anstalt oder einzelne Lehrpersonen betreffen, werden auf Antrag de
Inspectoren von der Landesschulbehörde ertheilt. In dem vom Landes
schulinspector abzufassenden Berichte (§ 8) ist der Gesammtzustand de
Anstalt nach den oben bezeichneten Gesichtspunkten kurz und über
sichtlich zu schildern und damit eine präcise Charasteristik der einzelnen
Lehrpersonen zu verbinden. Dabei wird ausdrücklich zu constatieren sein
ob seit der letzten Inspection ein Fortschritt eingetreten ist. Statisti-
sches Detail, insoferne es aus den Jahresprogrammen entnommen werden
kann, braucht nicht in den Inspectionsbericht aufgenommen zu werden.
Bei Vorlage dieses Berichtes ist das Protokoll über die Inspectionscon
ferenz, das in kurzer und bündiger Form den wesentlichen Inhalt der
Verhandlung ohne überflüssiges Detail wiedergeben soll, das Verzeichnis
der zur Zeit absolvierten Lectüre in den classischen Sprachen und eine

Abschrift des aus Anlass der Inspection an die Anstalt ergangenen Erlasses anzuschließen. Dem vielfach üblich gewordenen Brauche der stenographischen Aufnahme der Conferenzprotokolle ist entgegenzutreten. Die Vorlage eines besonderen Lehrerverzeichnisses, des Stundenplanes, des Arbeitskalenders u. dgl. wird, wenn nicht ein besonderer Anlass vorliegt, nicht erwartet. Über kürzere Inspectionen ist nur in besonderen Fällen ein schriftlicher Bericht zu erstatten.

§ 19. Die Maturitätsprüfungen an Gymnasien hat der Gymnasialinspector, die an Realschulen der Realschulinspector zu leiten und zu überwachen und diesen Anlass zur Feststellung der Erfolge zu benützen, welche die einzelnen Anstalten erreichen. Jedoch haben sich die Inspectoren in der Weise zu unterstützen, dass der Gymnasialinspector die Wahl der von den Realschul-Abiturienten schriftlich zu bearbeitenden Aufgaben aus den humanistischen Fächern und die Prüfung der über die Elaborate von den Lehrern ausgesprochenen Censur vornehmen, der Realschulinspector dagegen die gleiche Pflicht rücksichtlich der realistischen Fächer, insoweit diese einen Gegenstand der schriftlichen Maturitätsprüfung bilden, zu erfüllen hat. Wenn die große Zahl der Mittelschulen oder ein anderer Verhinderungsfall es einem Inspector unmöglich macht, die Maturitätsprüfung an allen persönlich abzuhalten, so ist für die diesfalls zu bezeichnenden Lehranstalten der Antrag auf Vertretung von dem Inspector bei der Landesschulbehörde einzubringen.

§ 20. Über die am Schlusse jedes Schuljahres von den Directionen der Mittelschulen einlaufenden Schlussberichte haben die betreffenden Landesschulinspectoren einen Hauptbericht, und zwar abgesondert für Gymnasien und Realschulen, gemeinschaftlich zu verfassen und an die Landesschulbehörde zu erstatten. Dieser Hauptbericht hat aus den statistischen Daten, die in gedruckten Berichten regelmäßig enthalten sind, nur das besonders Bemerkenswerte hervorzuheben und die aus der vergleichenden Statistik folgenden Ergebnisse allgemeiner Art zu formulieren, ferner das aus eigener Beobachtung geschöpfte Urtheil der Inspectoren über den Zustand des Unterrichtes und der Disciplin an den einzelnen Anstalten sowie Vorschläge über Beseitigung allfälliger Mängel und Übelstände zu enthalten. Nur hinsichtlich der Maturitätsprüfungen, sofern über dieselben nicht besondere Berichte erstattet werden, sind genauere statische Daten anzugeben und die bei diesen Prüfungen gemachten Erfahrungen eingehender mitzutheilen. Weiters soll der Bericht die Wahrnehmungen über die Tüchtigkeit, den Fleiß und das Verhalten der Lehrkräfte, über deren Leistungen in Unterricht und Erziehung sowie über deren Streben nach Fortbildung enthalten. Die Inspectoren haben sich auch darüber auszusprechen, ob die mit dem Öffentlichkeitsrechte versehenen oder aus Staatsmitteln subventionierten Privatanstalten der Fortdauer dieser Begünstigungen würdig seien. Der Jahresbericht ist im allgemeinen kurz und übersichtlich abzufassen, insbesondere sind überflüssige Wiederholungen aus den gedruckten Schulnachrichten zur Vermeidung von Vielschreiberei zu unterlassen.

D. Von den für mehrere Länder bestellten Mittelschulinspectoren.

§ 21. Für alle Functionen, welche die Anwesenheit des Landesschulinspectors im Amtssitze der Landesschulbehörde nicht unerlässlich fordern, insbesondere bezüglich der Bereisungen, der Vornahme der Maturitätsprüfungen, Erstattung von Gutachten, von Hauptberichten u. dgl., gelten die den Inspectoren in den vorhergehenden Paragraphen vorgezeichneten Bestimmungen auch für den Fall, dass dem Inspector die Unterrichtsanstalten mehrerer Verwaltungsgebiete zur Überwachung zugewiesen sind. Den Sitzungen jener Landesschulbehörde, bei welcher er nicht seinen ständigen Amtssitz hat, wird er nur dann beiwohnen, wenn ihn seine Dienstreisen in den Amtssitz derselben führen, oder wenn dies von der betreffenden Landesschulbehörde oder von dem Vorsitzenden derselben begehrt wird.

§ 22. Die Genehmigung seines Reiseplanes hat er bei dem Vorsitzenden derjenigen Landesschulbehörde einzuholen, bei welcher er seinen ständigen Wohnsitz hat (§ 7). Er hat denselben aber auch den Landeschefs aller anderen Länder, die er zu bereisen beabsichtigt, rechtzeitig mitzutheilen und allfällige Weisungen entgegenzunehmen.

§ 23. Von den Sitzungsprotokollen der Landesschulbehörde, bei welcher er nicht seinen ständigen Amtssitz hat, hat er Einsicht zu nehmen.

Die M.-V. vom 11. Juli 1869, Z. 322 Präs. (M.-V.-Bl. Nr. 63) tritt hiemit außer Kraft.

Erlass des M. für C. und U. vom 23. Februar 1900, Z. 5146, mit welchem eine neue Auflage des Lehrplanes und der Instructionen für den Unterricht an den Gymnasien in Österreich veröffentlicht wird.

An sämmtliche k. k. Landesschulbehörden:

Der mit der M.-V. vom 24. Mai 1884, Z. 10128, vorgezeichnete Lehrplan für die Gymnasien hat seither mannigfache Abänderungen erfahren, zuletzt durch die M.-V. vom 8. Juni 1899, Z. 16304, betreffend den Lehrplan für Mathematik und Physik am Obergymnasium. Dieser Umstand erheischte eine neue Ausgabe des ganzen nunmehr in Kraft stehenden Lehrplanes. Bei diesem Anlasse wurde auch die Vertheilung des geschichtlichen Lehrstoffes in den Oberclassen abgeändert, damit einem in der Lehrerschaft und in der Öffentlichkeit wiederholt geäußerten Wunsche entsprechend dem Unterrichte in der Geschichte der Neuzeit ein größerer Raum gewährt werde. Die neue Vertheilung tritt mit dem Schuljahre 1900/1901 successive in Kraft. Weiters wurde aus dem Lehrplane für Mathematik in der III. Classe das abgekürzte Ausziehen der Quadratwurzel und aus dem der IV. Classe die Zinseszinsrechnung ausgeschieden. Mit der neuen Ausgabe des Lehrplanes ist entsprechend dem Ministerial-Erlasse vom 8. Juni 1899, Z. 16304, auch eine neue Ausgabe der Instructionen für den Unterricht an den Gymnasien verbunden. Diese neue Auflage ist gegenüber der früheren eine vielfach veränderte. Diese Änderungen wurden hervorgerufen einerseits durch die in den letzten Jahren am Lehrplane vorgenommenen Modificationen, anderseits durch die seit dem Erscheinen der früheren Auflage der Instructionen in der Unterrichtspraxis gewonnenen Erfahrungen und durch die in diese Zwischenzeit fallenden, nicht unerheblichen Fortschritte der wissenschaftlichen Didaktik. Wie an einzelnen Stellen dieser Instructionen hervorgehoben ist, kann es nicht Aufgabe solcher didaktischer Unterweisungen sein, den Unterrichtsgang bis ins Kleinste zu regeln oder den erprobten Lehrer in der Verwertung eigener Erfahrung und der Selbständigkeit im unterrichtlichen Verfahren irgendwie zu beschränken. Sie wollen aber, indem sie gleichsam einen ausführenden Commentar zu dem nur in kurzen Sätzen abgefassten Lehrplan bieten, seine Intentionen verdeutlichen und an bewährten Beispielen veranschaulichen, namentlich jüngere Lehrer vor Umwegen und Missgriffen bewahren und sie zu planmäßiger didaktischer Arbeit verhalten, dem daran gewöhnten erfahrenen Lehrer aber einen sicheren Maßstab in der Vergleichung und Beurtheilung des eigenen Verfahrens an die Hand geben. Die Rücksicht auf die jüngeren Lehrer, die gegenwärtig nicht immer der geregelten Einführung in das praktische Lehramt theilhaftig werden können, gebot es auch, einzelne Instructionen ausführlicher zu gestalten, namentlich für jene Disciplinen, in denen der Anschauungsunterricht im Gegensatz zum theoretisch-wissenschaftlichen in den Vordergrund zu treten hat. Ich muss demnach erwarten, dass sämmtliche Lehrer sich mit dem Inhalte und insbesondere mit den leitenden Gedanken dieser Instructionen vertraut machen, und Pflicht der Aufsichtsorgane wird es sein, sich durch Beobachtung in der Schule und durch Besprechungen in Gesammtconferenzen zu überzeugen, inwieweit dies erreicht worden ist, ob jene mit Verständnis gehandhabt werden oder zu selbständiger Aus-

und Weiterbildung der Methoden des Unterrichtes Stoff und Anregung gegeben haben. Auf diese Weise wird weder die Individualität jener erfahrungsreichen Lehrer, welche auf anderem Wege gleiche oder bessere Erfolge zu erzielen vermögen, beschränkt werden, noch die verständnisvolle Würdigung der gegebenen Rathschläge ausbleiben, von welcher vor allem ihre richtige Ausführung abhängt. In diesem Sinne wurden auch zur Förderung der didaktischen Fortbildung bei der Behandlung einiger Fächer reichhaltigere Literaturangaben angeschlossen, die zwar auf Vollständigkeit verzichten, aber wenigstens aus der Zahl der leichter zugänglichen Hilfsmittel die beachtenswerteren und in fachmännischen Kreisen geschätzteren hervorheben. Mit der zunehmenden Vervollkommnung des Unterrichtsbetriebes, welche der strebsame Lehrer so durch eigene Arbeit zu gewinnen bemüht sein wird, werden die Klagen wegen Überbürdung der Schüler, welche nur zu häufig ein in pädagogisch-didaktischer Beziehung verkehrter Lehrvorgang im Gefolge hat, verstummen; es wird der bildende und erziehliche Wert jedes Gegenstandes zu vollerer Wirksamkeit gebracht werden, und so trotz der knapp zugemessenen Arbeitszeit das gesetzte Ziel nicht unerreichbar sein. Allerdings kann auf dem Gebiete des Unterrichtes, dem diese Instructionen gelten, die Kunst des Lehrens, soweit eine Kunst erlernt werden kann, nur unter der Voraussetzung erworben werden, dass der Lehrer seinen Stoff ganz beherrscht, in steter Fühlung mit den Fortschritten der Wissenschaft bleibt und daraus stets neue Kraft und Liebe für seinen schwierigen Beruf empfängt.

Erlass des Ministers für C. und U. vom 27. Jänner 1900, Z. 26385, ex 1899, an die Decanate sämmtlicher philosophischer Facultäten, womit eine Instruction zu der mit hierortiger Verordnung vom 16. März 1899, R.-G.-Bl. Nr. 56 erlassenen Rigorosen-Ordnung für die philosophischen Facultäten kundgemacht wird.

Zur Durchführung der mit hierortiger Verordnung vom 16. März 1899, Z. 6928, R.-G.-Bl. Nr. 56, erlassenen neuen Rigorosen-Ordnung für die philosophischen Facultäten finde ich dem Decanate behufs Einhaltung eines gleichmäßigen Vorganges nachstehende Instruction, welche insbesondere auch zum Gebrauche für die Studierenden, respective Doctoratscandidaten zu dienen hat, mitzutheilen.

§ 1. Behufs Erlangung des philosophischen Doctorgrades hat der Candidat beim Decanate der philosophischen Facultät anzusuchen und nachstehende Belege beizubringen: 1. seinen Tauf- oder Geburtsschein; 2. sein für das Inland giltiges Gymnasial-Maturitätszeugnis, oder wenn er dem Inlande nicht angehört, jene Zeugnisse, auf Grund deren er an einer philosophischen Facultät als ordentlicher Hörer immatriculiert war; 3. ein Abgangszeugnis einer in- und ausländischen Universität darüber, dass er die philosophische Facultät durch vier Jahre als ordentlicher immatriculierter Hörer besucht hat; 4. ein Curiculum vitae, in welchem der Candidat den Verlauf seiner Universitätsstudien eingehend darzustellen und insbesondere jene wissenschaftlichen Fächer zu bezeichnen hat, mit deren Studium er sich vorzugsweise und mit der für die Erlangung des Doctorgrades erforderlichen Vertiefung beschäftigt hat; zum Belege hiefür können auch Zeugnisse über die Bethätigung an wissenschaftlichen Instituten, Seminaren u. dgl. vorgelegt werden; 5. eine vom Candidaten verfasste, geschriebene oder gedruckte Abhandlung über ein freigewähltes wissenschaftliches Thema aus einem der dem Bereiche der philosophischen Facultät angehörigen und an der betreffenden Facultät thatsächlich mindestens durch eine Lehrkanzel vertretenen Fächer (§ 2 und 3 der Rigorosenordnung).

§ 2. Candidaten, welche die in § 1 sub 2. und 3. geforderten Nachweise nicht zu erbringen in der Lage sind, aber im Sinne des § 1, Absatz 4 der Rigorosenordnung die ausnahmsweise Zulassung zu den Doctoratsprüfungen anstreben, haben die Belege über die von ihnen

zurückgelegten Mittel- und Hochschulstudien beizubringen, auf Grund deren sie das Doctorat erwerben wollen. Die übrigen in § 1 bezeichneten Belege sind auch von diesen Candidaten vorzulegen.

§ 3. Die Dissertation soll in der Regel in der Vortragssprache der Universität, in welcher auch die strengen Prüfungen abgehalten werden, abgefasst sein. Arbeiten auf dem speciellen Gebiete der classischen Philologie jedoch sind in der Regel in lateinischer Sprache zu verfassen; in dieser Sprache können auch Arbeiten auf anderen Gebieten der classischen Alterthumswissenschaften überreicht werden; für Arbeiten auf dem Gebiete der modernen Philologie ist auch die betreffende fremde Sprache zulässig. Inwieferne für die Dissertation und die strengen Prüfungen sonst eine andere als die Vortragssprache der Universität zugelassen werden kann, bestimmt das Professorencollegium. Letzterem bleibt es vorbehalten, hinsichtlich des diesfalls zu beobachtenden Vorganges auch generelle Beschlüsse zu fassen.

§ 4. Ein als Dissertation überreichtes Manuscript muss äußerlich wohl geordnet und deutlich geschrieben sein. Wenn die Dissertation schon gedruckt vorgelegt wird, so sind bei Abhandlungen vier Exemplare, bei größeren Werken ein Exemplar dem Gesuche anzuschließen. Eine Dissertation darf nur dann als „Inaugural-Dissertation“ durch Drucklegung veröffentlicht werden, wenn sie von den Referenten als hiefür geeignet befunden wurde. In diesem Falle sind dem Decanate auf Verlangen mehrere Exemplare abzuliefern.

§ 5. Das ordnungsmäßig instruierte Gesuch des Doctoratscandidaten gilt für den ganzen Prüfungsact. Um zu den weiteren Prüfungsstadien zugelassen zu werden, hat sich der Candidat persönlich oder schriftlich an den Decan zu wenden (§§ 8 und 9 der Rigorosenordnung).

§ 6. Ergeben sich dem Decan hinsichtlich der ihm nach § 3 der Rigorosenordnung zustehenden Zuweisung einer Dissertation an zwei Referenten Zweifel, so hat sich derselbe mit allen nach dem Inhalte der Abhandlung etwa berufenen ordentlichen und eventuell außerordentlichen Professoren ins Einvernehmen zu setzen; wird hiebei betreffs der Übernahme der beiden Referate eine Einigung nicht erzielt, so hat das Professoren-Collegium zu entscheiden.

§ 7. Im Sinne des § 5 der Rigorosen-Ordnung kann jedes an der philosophischen Facultät durch eine Lehrkanzel vertretene Fach Gegenstand der strengen Prüfungen bilden. Als Prüfungsfach ist aber hiebei sowohl bei dem die Dissertation betreffenden Fache wie auch bei dem zweiten Prüfungsfache der zweistündigen strengen Prüfung nach § 5 vorletzter Absatz stets das Gesammtgebiet der durch die betreffende Lehrkanzel vertretenen Disciplin, nicht aber ein hievon abgegrenzter, wenn auch wissenschaftlich selbständig behandelter Theil der Disciplin zu betrachten; es kann daher zum Beispiel: classische Philologie (lateinische und griechische Sprache), deutsche Philologie (Sprache und Literatur), Geschichte und historische Hilfswissenschaften, Mineralogie und Petrographie u. dgl. stets nur als eine Disciplin behandelt werden, welche weder in zwei Prüfungsfächer getheilt werden, noch auch mit Ausscheidung eines zu ihr gehörigen Theiles Prüfungsgegenstand bilden kann. Es bleibt dem Professoren-Collegium vorbehalten, nach dem gegebenen Stande der Wissenschaft unter den an der Facultät jeweilig durch eine besondere ordentliche oder außerordentliche Lehrkanzel vertretenen Disciplinen entsprechende Combinationen von zwei ihrem Inhalte nach zwar verwandten, aber für sich selbständigen Fächern, wie sie den Gegenstand der zweistündigen strengen Prüfung zu bilden haben, nach eingeholter hierortiger Genehmigung als allgemeines Schema aufzustellen. Im Sinne des § 5, Absatz 3 der Rigorosenordnung wird dann das zweite Fach in der Regel nach diesem Schema zu bestimmen sein, soferne aber der Candidat in seinem Gesuche eine hievon abweichende Fachgruppenverbindung gewünscht hat, hat das Professorencollegium

über die Zulässigkeit dieser Combination die hierortige Genehmigung einzuholen, wobei zu beachten ist, dass ein an der Facultät nicht durch einen ordentlichen oder außerordentlichen Professor vertretenes Fach auch nicht Gegenstand der strengen Prüfung sein kann.

§ 8. Bei der in Gemäßheit des § 6 der Rigorosenordnung vorzunehmenden Zusammensetzung der Prüfungscommission hat der Decan *a*) bei der zweistündigen strengen Prüfung außer den zwei für die Begutachtung der Abhandlung bestellten Referenten noch als dritten Examinator jenen ordentlichen und in Ermangelung eines solchen jenen außerordentlichen Professor zuzuziehen, welcher das zweite Fach oder in Ermanglung eines solchen das nächstverwandte Fach vertritt; von der Zuziehung eines dritten Examinators kann dann abgesehen werden, wenn der Professor des zweiten oder des demselben nächstverwandten Faches als zweiter Referent (§ 3, Absatz 2 der Rigorosen-Ordnung) fungiert; die Zuziehung eines vierten Examinators hat nur dann stattzufinden, wenn das zweite Fach an der Facultät noch durch einen zweiten ordentlichen Professor vertreten ist; *b*) wenn die zweistündige strenge Prüfung aus Philosophie abzuhalten ist, hat die Zuziehung eines dritten oder vierten Examinators nur dann stattzufinden, wenn nebst den beiden Referenten noch ordentliche oder außerordentliche Professoren der Philosophie an der Facultät wirken; *c*) bei der einstündigen Prüfung sind zwei ordentliche, eventuell außerordentliche Professoren des betreffenden Prüfungsfaches und in Ermangelung eines solchen des nächstverwandten Faches als Examinatoren zu berufen. Die ordentlichen Professoren desselben Faches haben als Prüfer zu alternieren; dasselbe gilt auch von den eventuell zuzuziehenden außerordentlichen Professoren desselben Faches.

§ 9. Wird die eingereichte Dissertation als nicht genügend befunden, so steht es dem Candidaten frei, in beliebiger Frist bei derselben Facultät, welche die Reprobation ausgesprochen hat, eine neue Dissertation über dasselbe oder ein anderes Thema zu überreichen. Für Candidaten, deren Dissertation zum drittenmale von der Facultät reprobiert wurde, gilt der § 9, letzter Absatz der Rigorosenordnung. Wird ein Candidat auf Grund seiner Dissertation zu dem Rigorosum zugelassen, aber bei der Ablegung der strengen Prüfungen reprobiert, so kann er diese nur mehr aus denselben Gegenständen wiederholen.

§ 10. Die vorgeschriebenen Taxen sind vom Candidaten gleichzeitig mit dem Gesuche um Zulassung zum Doctorate, respective spätestens drei Tage vor dem Prüfungstermine und vor der Promotion bei der Quaestur zu erlegen. Die erlegten Taxen verfallen, wenn der Candidat ohne gerechtfertigte Entschuldigung nicht erscheint.

§ 11. Der Decan hat über alle in Angelegenheiten der Doctoratsprüfungen von ihm geschaffenen Verfügungen dem Professorencollegium Bericht zu erstatten und dessen Entscheidung in allen Fällen einzuholen, in welchen sich ihm Zweifel hinsichtlich der Vornahme dieser Prüfungen ergeben.

Das Öffentlichkeitsrecht für das Schuljahr 1899/1900 wurde verliehen: der II. Classe des städt. Kaiser Franz Josef-Jubiläums-Realgymn. in Korneuburg (unter Anerkennung des Reciprocitätsverhältnisses); der I.—III. Classe des Comm.-Gymn. in Gmunden (unter Anerkennung des Reciprocitätsverhältnisses); der I. und II. Classe des Landes-Realgymn. mit ital. Unterrichtssprache in Mitterburg (unter Anerkennung des Reciprocitätsverhältnisses), der höheren Mädchenschule des deutschen Vereines für höhere Mädchenerziehung in Reichenberg; der V. Classe des Comm.-Gymn. in Friedek (unter Anerkennung des Reciprocitätsver-

hältnisses); der IV. Classe des Priv.-Gymn. mit böhm. Unterrichtssprac in Hohenstadt; der II. Classe der Comm.-Realschule mit böhm. Unt richtssprache in Kremsier; der IV. Classe des Comm.-Gymn. mit deutsch Unterrichtssprache in Mährisch-Ostrau (unter Anerkennung des Re procitätsverhältnisses); der III. Classe des priv. Realgymn. mit böh Unterrichtssprache in Mährisch-Ostrau; der V. Classe des Priv.-Gym mit böhm. Unterrichtssprache in Mistek; der II. Classe des Comm. Gyn mit böhm. Unterrichtssprache in Gaya; der I. Classe des Priv.-Gym mit böhm. Unterrichtssprache in Wischau; der VIII. Classe des bis Priv.-Gymn. am Collegium Petrinum in Urfahr weiters für das Schulja 1900/1901 und 1901/1902, sowie für die gleiche Dauer das Recht, M turitätsprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Maturitätszeugnisse au zustellen; der V. Classe des Comm.-Gymn. in Bregenz auf die Dau der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen (unter Anerkennung d Reciprocitätsrechtes); der I. Classe der Priv.-Realschule im XVI. B zirke von Wien; der IV. Classe des Landes-Realgymn. in Mödling (unt Anerkennung des Reciprocitätsverhältnisses); der VII. Classe des Comm Gymn. in Aussig auf die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bedi gungen (unter Anerkennung des Reciprocitätsverhältnisses); der V. Clas des Priv.-Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Teschen; der III. Clas der Comm.-Realschule in Nachod (unter Anerkennung des Reciprocitä verhältnisses); der VI. Classe des Kaiser Franz Joseph-Gymn. in Pett auf die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen (unter Anerkennu des Reciprocitätsverhältnisses); der VI.—VII. Classe des Stifts-Gymn. St. Paul; der III. Classe der Comm.-Realschule in Adlerkosteletz (unt Anerkennung des Reciprocitätsverhältnisses); der V. Classe der Comm Realsch. in Laun (unter Anerkennung des Reciprocitätsverhältnisse der VIII. Classe des städt. Kaiser Franz Joseph-Gymn. in Karlsb (unter Anerkennung des Reciprocitätsverhältnisses) und das Recht, M turitätsprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Maturitätszeugnisse au zustellen: der I. Classe des Comm.-Realgymn. in Tetschen a. d. E. (unt Anerkennung des Reciprocitätsverhältnisses); der II. Classe des städ Kaiser Franz Joseph-Realgymn. in Gablonz an der Neisse (unter Ane kennung des Reciprocitätsverhältnisses); der II. Classe des Comm Untergymn. in Rokycan (unter Anerkennung des Reciprocitätsverhäl nisses); der I. und II. Classe der Comm.-Realschule in Eger; der I. u II. Classe der deutsch. und böhm. Abtheilung des Priv.-Gymn. der Gr Straka'schen Akademie in Prag auf die Dauer der Erfüllung der geset lichen Bedingungen; der VII. Classe des Comm.-Gymn. in Beneschа (unter Anerkennung des Reciprocitätsverhältnisses).

Seine k. u. k. Apost. Majestät haben a. g. zu gestatten geruh dass das Landes-Real- und Obergymn. in Baden den Namen „Kaise Franz Joseph-Landes-Real- und Obergymn. in Baden" führen dürfe.

In das Reciprocitätsverhältnis traten:

die Landesrealschule mit böhm. Unterrichtssprache in Groß-Me seritsch;

die Landesrealschule mit böhm. Unterrichtsprache in Holleschau

---

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen.

Zum Vicepräsidenten des Landesschulrathes für Niederösterreich der Ministerialrath im Ministerium für C. und U. Dr. Richard Freiherr v. Bienerth, ad personam in die IV. Rangsclasse eingereiht.

Zum Landesschulinspector in Prag der Director des akad. Gymn. in Prag, Regierungsrath Jaroslav Sobička.

Zum Landesschulinspector in Vorarlberg der Prof. am Staatsgymn. in Innsbruck, Gebhard Baldauf.

Zum Director des Staatsgymn. in Rovereto der Prof. am Staatsgymn. im VIII. Bezirke von Wien, Dr. Johann Alton.

Zum Director der Staatsrealsch. in Stanislau der Prof. an der Staatsrealsch. in Tarnów, Franz Nowosielski.

Zum Mitgliede des Landesschulrathes für Böhmen der Director der Staatsrealsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Gerstengasse) Vincenz Jarolimek.

Zum Director des Staatsgymn. in Iglau der Prof. am Staatsgymn. in Znaim, Karl Ritter von Reichenberg.

Zum Director des Staatsgymn. in Podgórze der Prof. am III. Staatsgymn. in Krakau Stanislaus Bednarski.

Zum Director des III. Staatsgymn. in Krakau der Director des Staatsgymn. in Podgórze, Schulrath Thomas Sołtysik.

Zum Director des Staatsgymn. in Jasło der Prof. am IV. Staatsgymn. in Lemberg, Josef Słotwiński.

Zum Director des Staatsgymn. in Neu-Sandec der Prof. am Staatsgymn. bei St. Hyacinth in Krakau, Stanislaus Rzepiński.

Zum Director des Staatsgymn. in Bielitz der Prof. an der Staatsrealsch. im XVIII. Bezirke in Wien, Dr. Friedrich Wrzal.

Zum Director an der Staatsrealsch. in Spalato der Prof. an dieser Anstalt, Dr. Anton Zlendić.

Zum Director an der Realsch. in Plan der Prof. an dieser Anstalt Augustin Ritschel.

Zum Director an der III. deutsch. Realsch. in Prag, der Prof. an dieser Anstalt, Friedrich Hopfner.

Der Gymnasialprof. und Privatdoc. Dr. Franz Drtina zum außerordentl. Prof. der Philosophie und Pädagogik an der böhm. Universität in Prag.

Der Prof. an der deutsch. Realsch. in Karolinenthal, Dr. Samuel Oppenheim, als Privatdoc. für theoret. Astronomie an der philosoph. Facultät der deutsch. Universität in Prag.

Zu wirkl. Lehrern am Albrecht-Gymn. in Teschen der Supplent am Gymn. in Troppau, Dr. Rudolf Minsterberg, an der deutschen Realsch. in Pilsen der prov. Lehrer an dieser Anstalt, Franz Schranzhofer, an der Realsch. in Spalato der Lehramtscandidat Dr. Thomas Matić.

Zu wirkl. israel. Religionslehrern ad personam Rudolf Weiß am akad. Gymn. in Wien, Dr. Heinrich Pollak am Maximilian-Gymn. in Wien, Dr. Max Grünfeld am I. deutsch. Staatsgymn. in Brünn und Heinrich Redisch am II. deutsch. Staatsgymn. in Brünn.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Spalato der Supplent in dieser Anstalt, Anton Roje, am Untergymn. in Zara der Supplent an dieser Anstalt, Peter Macanović.

Zu wirkl. Lehrern an der Realsch. in Steyr der prov. Lehrer an dieser Anstalt, Rudolf Glas, an der Realsch. in Olmütz der prov. Religionslehrer an dieser Anstalt, Dr. Alois Musil, an der Realschule in Innsbruck der Supplent an der Realsch. in Leitmeritz, Hugo Peters.

Zu wirkl. Lehrern am II. böhm. Gymn. in Brünn der prov. Lehrer an der Landes-Realsch. in Neutitschein, Josef Sichrovský, am Franz Joseph-Gymn. in Freistadt der Supplent am II. Gymn. im II. Bezirke in Wien, Dr. Emerich Pantl, am Gymn. in Radautz der Supplent am Gymn. im VIII. Bezirke in Wien, Ernst Hora, am Gymn. in Cilli der Supplent am Gymn. in Mähr.-Weißkirchen, Dr. Ignaz Brommer, am Gymn. in Podgórze der Supplent am Gymn. bei St. Anna in Krakau, Stanislaus

Pardyak, am Untergymn. in Sereth der Supplent am griech.-orient. Gymn. in Suczawa, Emil Malachowski, am Gymn. in Rudolfswert der prov. Lehrer am Kaiser Franz Joseph-Landes-Gymn. in Pettau, Josef Wester.

Zu prov. Lehrern an der deutschen Realschule in Jägerndorf der Supplent am Gymn. in Pilsen, Karl Kern, an der Realschule in Elbogen der Supplent am Gymn. in Smichow, Karl Procházka.

Zum defin. Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Mies der Prof. an der deutschen Realschule in Pilsen, Dr. Georg Deschmann.

Zu Hauptlehrern an der Lehrerbildungsanstalt in Krakau der Supplent am III. Gymn. in Krakau, Eugen Grabowski, an der Lehrerinnenbildungsanstalt mit deutscher Unterrichtssprache in Prag der prov. Lehrer am Gymn. in Prag-Altstadt, Anton Michalitschke.

Zum wirkl. röm.-kath. Religionslehrer am Gymn. in Cattaro der röm.-kath. Pfarrer in Scagliari, Ehrendomherr Johann Matković.

Zu wirkl. Religionslehrern am Gymn. in Ragusa der supplierende röm. kath. Religionslehrer an dieser Anstalt, Michael Fabris, am Obergymn. in Czernowitz der griech.-orient. Pfarrer in Ober-Stanestie, Eugen Semaka, an der Realschule in Tarnopol der supplierende röm.-kath. Religionslehrer am Franz Josephs-Gymn. in Lemberg, Josef Lehmann, am Gymn. in Brody der supplierende griech.-kath. Religionslehrer dieser Anstalt, Johann Turkiewicz.

Zum prov. Lehrer an der Realschule in Elbogen der Supplent an dieser Anstalt, Rudolf Benesch.

Zum Lehrer in der IX. Rangsclasse an der Staats-Gewerbeschule in Reichenberg der wirkl. Lehrer am Gymn. in Mähr.-Schönberg, Dr. Andreas Rebhann.

Zu defin. Turnlehrern an der Realschule im IV. Bezirke Wiens der Turnassistent und Supplent an der Realschule im XVIII. Bezirk Wiens, Otto Guttmann, am Gymn. in Jičin der Nebenlehrer für Turnen an dieser Anstalt, Matthias Řehořovský.

Verliehen wurden erledigte Lehrstellen am Real- und Obergymn. in Teplitz-Schönau dem Prof. am Gymn. in Saaz, Dr. Anton Reichl, am I. Gymn. in Graz dem Prof. am Gymn. in Cilli, Dr. Hugo Wertheim, am II. böhm. Gymn. in Brünn den Professoren am I. böhm. Gymn. Thomas Sileny, Jakob Micanik und Alois Holas und dem Prof. am Gymn. in Wallachisch-Meseritsch, Georg Janda, am Gymn. bei St. Hyacinth in Krakau dem Prof. am Gymn. in Podgórze, Anton Lasson, an der Realschule in Laibach dem Prof. am Untergymn. in Gottschee, Alois Tavčar, am Gymn. in Innsbruck dem Prof. am Gymn. in Iglau, Johann Niederegger, am II. deutschen Gymn. in Brünn den wirkl. Lehrer an der Landesrealschule, Dr. Egid Filek von Wittinghausen, an der Realschule in Tarnow dem Prof. an der Realschule in Stanislau, Karl Trochanowski.

Genehmigt wurde der gegenseitige Dienstpostentausch des Prof. an der Realschule mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinenthal, Ferdinand Herbrich und des wirkl. Lehrers an der Realschule in Trautenau, Dr. Hermann Raschke.

Zum Mitgliede der wiss. Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Krakau, und zwar zum Fachexaminator für class. Philologie für das Studienjahr 1899/1900 der ord. Prof. an der Univ. in Krakau, Dr. Leon Sternbach.

Zum Director-Stellvertreter der wiss. Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Czernowitz der ord. Prof. an der Univ. in Czernowitz, Dr. Emil Kaluźniacki und zum Mitgliede dieser Commission, und zwar zum Fachexaminator für griech. und röm. Geschichte bei der Prüfung der Candidaten der class. Philologie für das



udienjahr 1899/1900 der a. o. Prof. an der genannten Univ., Dr. ither Judeich.

Zum Mitgliede der wiss. Prüfungscommission für das Lehramt an mnasien und Realschulen in Lemberg, und zwar zum Fachexaminator Geschichte mit ruthenischer Unterrichtssprache der ord. Prof. an der iv. in Lemberg, Michael Hrnszewski.

Zum Mitgliede der Prüfungscommission für das Lehramt an Gymn. l Realschulen mit deutscher Unterrichtssprache in Prag und zum chexaminator für deutsche Sprache als Unterrichtssprache der a. o. f. an der deutschen Univ. in Prag, Dr. Adolf Hauffen.

Zum Mitgliede der wiss. Prüfungscommission für das Lehramt an nn. und Realschulen mit deutscher Unterrichtssprache in Prag und Fachexaminator für darstellende Geometrie der a. o. Prof. der tschen Karl Ferdinands-Univ. in Prag, Dr. Karl Bobek.

Zum Director der wiss. Prüfungscommission für das Lehramt an nn. und Realschulen in Czernowitz der ord. Univ.-Prof. daselbst, Dr. is Handl.

Zum Mitgliede der wiss. Prüfungscommission für das Lehramt an nn. und Realschulen in Graz und zum Fachexaminator für Mathetik der ord. Prof. an der techn. Hochschule in Graz, Dr. Oskar Freirr Peithner von Lichtenfels, im übrigen aber diese Prüfungscommission in ihrer dermaligen Zusammensetzung für das Studienjahr 1899/1900 stätigt.

Zum Mitgliede der Prüfungscommission für das Lehramt an Gymn. d Realschulen mit deutscher Unterrichtssprache in Prag und zum Fachaminator für deutsche Sprache der ord. Prof. an der deutschen Univ. selbst, Dr. Ferd. Detter.

Zu Mitgliedern der wiss. Prüfungscommission für das Lehramt an ymn. und Realschulen in Innsbruck der ord. Prof. an der Univ. in nsbruck, Dr. Theodor Gartner, zum Fachexaminator für romanische hilologie und der a. o. Prof. dieser Univ., Dr. Arthur Farinelli, zum achexaminator für ital. Sprache.

Zu Mitgliedern der wiss. Prüfungscommission für das Lehramt an ymn. und Realschulen in Wien der ord. Prof. an der Univ. in Wien, r. Josef Hirn, sowie der titulierte a. o. Prof. an dieser Univ., Dr. lexander Weil R. v. Weilen, und zwar der erstgenannte zum Fachxaminator für österr. Gesch., der letztgenannte zum Fachexaminator r deutsche Sprache als Nebenfach und Unterrichtssprache auf die Dauer les Studienjahres 1899/1900.

Zum Director der wiss. Prüfungscommission für das Lehramt an ymn. und Realschulen mit deutscher Unterrichtssprache in Prag der rd. Prof. an der deutschen Univ. in Prag, Hofrath Dr. Ferd. Lippich.

Zu Bezirksschulinspectoren in Salzburg für den Stadtschulbezirk alzburg der Prof. am Gymn. in Salzburg, Johann Schmidt, für die Schulbezirke St. Johann und Tamsweg der Prof. am Gymn. in Salzburg, August Pölt.

Für die böhm. Volksschulen des böhm. und deutschen Schulbezirkes Deutschbrod der Prof. am Gymn. in Deutschbrod, Joh. Stránský.

Zum Bezirksschulinspector für die deutschen Schulen des Schulbezirkes Mies der Prof. am Gymn. in Mies, Dr. Franz Klaschka, für die böhm. Volks- und Bürgerschulen des Schulbezirkes Prag der Bezirksschulinspector für die böhm. Schulen des Schulbezirkes Kuttenberg, Prof. Dr. Johann Kaňka.

Für den Schulbezirk Stadt Graz der Gymn.-Prof. in Graz, Dr. Otto Adamek.

Zum Bezirksschulinspector für die Schulbezirke Asch und Eger der Prof. am Gymn. in Eger, Johann Dimter.

Zu Mitgliedern des steiermärk. Landesschulrathes der Domcapitular der Seckauer Diöcese, fürstbischöfl. Consistorialrath und Director des

Diöcesan-Priesterhauses in Graz, Anton Griessl, der Domcapitular Lavanter Diöcese, Dr. Joh. Križanić, der Pfarrer der evangel. Kirch gemeinde A. und H. B. in Graz, Karl Eckardt, der Univ.-Prof. Hofr Dr. Franz R. Krones v. Marchland und der Director des Staatsgy in Marburg, Julius Głowacki.

Zu Mitgliedern des Landesschulrathes für Istrien der Erzpriest Pfarrer des Collegiatcapitels zu Cittanova, Nikolaus Drnscovich, Director der Lehrerbildungsanstalt in Capodistria, Joh. Markelj, Director der Marine-Unterrealschule in Pola, Leo Nengebauer der Director des Gymn. in Pola, Peter Maresch.

Zu Mitgliedern des Landesschulrathes für Salzburg die Domca tular Dr. Balthasar Kaltner und Alois Winkler, dann die Schulrä Dr. Eduard Kunz, Director der Realschule in Salzburg, und P. Wi bald Hauthaler, Director des fürsterzbischöfl. Privat-Gymn. dasell der Probst des fürsterzbischöfl. Metropolitancapitels Andreas Jord und der Domherr Dr. Franz Sedaj, ferner der Realschuldirector, Sch rath Dr. Egyd Schreiber und der Gymn.-Dir., Schulrath Heinr Groß, sämmtliche in Görz, zu Mitgliedern des Landesschulrathes Görz und Gradisca.

Zu Mitgliedern des Landesschulrathes für Vorarlberg der Gene Vicariatsrath in Feldkirch, Dr. Anton Walter, der Dechant und Sta pfarrer in Bregenz, Georg Prutscher, der Director des Real- und Ob gymn. in Feldkirch, Schulrath Dr. Vict. Perathoner, und der Bürg schullehrer in Bludenz, Joh. Thaler.

Zu Mitgliedern des kärntnerischen Landesschulrathes der De capitular Dr. Anton Müller, der evangel. Pfarrer Robert Johne, Director der Realschule in Klagenfurt, Regierungsrath Joseph Opl der Director des Gymn. in Villach, Schulrath Andreas Zeehe.

Zum Mitgliede des Landesschulrathes für Galizien der Domh des Lemberger griech.-kathol. Metropolitan-Domcapitels und Consistori rath Emil Biliński.

Zu Mitgliedern des Landesschulrathes für die Bukowina der griec kathol. Pfarrer, Dechant und Ehrendomherr, Cölestin Kostecki, griech.-orient. Weihbischof und Consist.-Archimandrit, Dr. Wladin von Repta, der griech.-orient. Consistorialrath Alex. Manastyrs der evangel. Senior und Pfarrer Josef Fronius, das Vorstandsmitgli der israel. Cultusgem. in Czernowitz, kaiserl. Rath, Ferd. Mayer, d Director der Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalt in Czernowit Schulrath Demeter Isopescul, und der Prof. der griech.-orient. Obe realschule daselbst Hierotheus Pihuliak.

Seine k. und k. Apost. Majestät haben mit Allerh. Entschließu vom 1. November 1899 a. g. in die VI. Rangsclasse zu beförder geruht die Directoren an Staats-Mittelschulen:

Severin Arzt vom Gymn. in Wadowice, Schulrath Jakob Babud vom Gymn. in Capodistria, Anton Baran vom Gymn. in Krems, Clemer Barchanek von der Realschule in Olmütz, Rudolf Bartelmus vo der Realschule in Troppau, Regierungsrath Dr. Karl Benoni vom Gym in Tarnow, Adalbert Biesiadzki vom Franz Joseph-Gymn. in Lember Franz Charwat von der Unterrealschule im V. Bezirke von Wien, Re gierungsrath Dr. Ludwig Chevalier vom Gymn. mit deutscher Unter richtssprache in Prag-Neustadt (Stephansgasse), Johann Dechant vo der Realschule im VI. Bezirke von Wien, Karl Doucha vom Real- und Obergymn. in Smichow, Johann Fetter von der Realschule im IV. Be zirke von Wien, Franz Grešl vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Korngasse), Schulrath Heinrich Groß vom Gymn. in Görz, Hugo Horak vom II. deutschen Gymn. in Brünn, Regierungsrath Franz Hoza von der Realschule mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-

Leiseite, Franz Hübner von der Realschule im XV. Bezirke von Wien, Vincenz Jarolimek von der Realschule mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Gerstengasse), Regierungsrath Heinrich Klanser vom Obergymn. in Czernowitz, Karl Klekler von der Realschule im VII. Bezirke von Wien, Regierungsrath Pius Knöll vom Gymn. im VIII. Bezirke von Wien, Dr. Matthias Koch vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis, Schulrath Peter Končnik vom Gymn. in Cilli, Valentin Kozioł vom IV. Gymn. in Lemberg, Schulrath Adolf Kubeš von der Realschule mit böhm. Unterrichtssprache in Brünn. Regierungsrath Wilhelm Kukula von der I. Realschule im II. Bezirke von Wien, Regierungsrath Dr. Leo Kulczyński vom Gymn. bei St. Anna in Krakau, Regierungsrath Alexander Lamberger von der Realschule im III. Bezirke von Wien, Schulrath Dr. Robert Latzl vom Gymn. in Klagenfurt, Regierungsrath Josef Opl von der Realschule in Klagenfurt, Regierungsrath Karl v. Ott von der II. deutschen Realschule in Prag, Josef Palm vom Gymn. in Ried, Regierungsrath Stanislaus Piątkiewicz vom Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Przemyśl, Josef Podstatný vom Gymn. in Jungbunzlau, Wenzel Pošusta vom Real- und Obergymn. in Chrudim, Dr. Anton Reibenschuh von der Realschule in Graz, Johann Říha vom Gymn. in Neuhaus, Schulrath Dr. Egyd Schreiber von der Realschule in Görz, Regierungsrath Dr. Friedrich Schubert vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, Emil Seyß vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Olmütz, Regierungsrath Friedrich Slameczka vom akadem. Gymn. in Wien, Regierungsrath Wilhelm Smetaczek von der I. deutschen Realschule in Prag, Franz Sohek vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Tischlergasse), Wilhelm Steinmann vom Gymn. in Königgrätz, Regierungsrath Dr. Arthur Steinwenter vom I. Gymn. in Graz, Leopold Storch von der Realschule in Pardubitz, Dr. Franz Straueb vom Elisabeth-Gymn. in Wien, Richard Trampler von der II. Realschule im II. Bezirke von Wien, Maximilian Wrzal vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz, Regierungsrath Dr. Franz Wallentin von der Realschule im I. Bezirke von Wien, Dr. Ignaz Wallentin vom Franz Joseph-Gymn. in Wien, Karl Woksch vom Gymn. im XIX. Bezirke von Wien, Regierungsrath Emanuel Wolff vom II. Gymn. in Lemberg, Schulrath Josef Wurm von der Realschule in Trautenau, Schulrath Andreas Zeehe vom Gymn. in Villach, Julius Zuleger von der Realschule mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis und Josef Zycha vom Gymn. im III. Bezirke von Wien.

Der Leiter des Ministeriums für C. und U. hat folgende Mittelschulprofessoren in die VII. Rangsclasse befördert:

Dr. Johann Alton am Gymn. im VIII. Bezirke von Wien, Wilh. Appelt an der Realschule mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Altstadt, Emanuel Bárta am Gymn. in Leitomischl, Eduard Bartl an der I. deutschen Realschule in Prag, Schulrath Franz Batta am Gymn. im VIII. Bezirke von Wien, Franz Bauer am deutschen Gymn. in Prag (Stephansgasse), Wilhelm Baur an der böhm. Realschule in Prag-Kleinseite, Theophil Banše am böhm. Gymn. in Prag (Tischlergasse), Schulrath Adolf Bechtel an der I. Realschule im II. Bezirke von Wien, Franz Bergmann an der Realschule in Olmütz, Moriz Bílý an der Realschule in Königgrätz, Dr. Rudolf Bitschofsky am I. Gymn. im II. Bezirke von Wien, Ferdinand Blumentritt an der Realschule in Leitmeritz, Romuald Bohin an der Realschule in Lemberg, Karl Breuer an der Realschule im VII. Bezirke von Wien, Adalbert Budecius am Gymn. in Königgrätz, Adalbert Bumbacu am Obergymn. in Czernowitz, Peter Čáp am Gymn. in Leitomischl, Vincenz Císlo am IV. Gymn. in Lemberg, Josef Ritter v. Czerny-Schwarzenberg

am Gymn. in Nen-Sandec, Johann Cznhek am Gymn. bei St. Anna in Krakau, Martin Drzymnchowski am Gymn. in Neu-Sandec, Raimund Dürnwirt an der Realschule in Klagenfurt, Karl Dürr am Gymn. in Klagenfnrt, Angnst Dnfek am Gymn. in Deutschbrod, Dr. Peter Durdík am böhm. Gymn. in Prag-Kleinseite, Alois Dyszkiewicz an der Realschnle in Tarnopol, Franz Eichinger an der I. Realschule im II. Bezirke von Wien, Gustav Erhart an der Realschule in Kuttenberg, Franz Fasching an der Realschule in Marburg, Dr. Alois Fellner an der Unterrealschule im V. Bezirke von Wien, Eduard Fiderer am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg, Albert Fietz am Gymn. in Cilli, Dr. Egyd Filek Edlen v. Wittinghausen, zngewiesen der II. Realschule im II. Bezirke von Wien, Cornel Fischer am II. Gymn. in Lemberg. Dr. Simon Fischer am Gymn. in Krumau, Gregor Flögel an der Realschule in Jägerndorf, Dr. Eduard Formánek am I. böhm. Gymn. in Brünn, Schulrath Anton Friehel an der II. Realschnle in Prag. Dr. Jnlius Friess an der Realschule im I. Bezirke von Wien, Josef Gajdeczka am II. dentschen Gymn. in Brünn, Franz Gassner an der Realschule im XV. Bezirke von Wien, Schnlrath Moriz Glöser an der Realschule im III. Bezirke von Wien, Karl Gorecki an der Realschule in Stanislan, Anton Grienberger an der Realschnle im IV. Bezirke von Wien, Emil Gschwind am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Altstadt, Josef Gnckler an der II. deutschen Realschule in Prag, Karl Gutkowski am Gymn. in Nen-Sandec, Franz Habnra am Gymn. in Tarnów, Friedrich Hasslwander an der Realschnle im IV. Bezirke von Wien, Josef Heckel am Gymn. in Mies, Schulrath Johann Hinterwaldner am I. Gymn. im II. Bezirke von Wien, Schnlrath Dr. Valentin Hintner am akadem. Gymn. in Wien, Cajetan Höfner am Gymn. in Linz, Josef Hoffmann an der Realschule in Troppan. Friedrich Hopfner an der III. deutschen Realschnle in Prag, Siegmnnd Hudler an der Realschnle mit dentscher Unterrichtssprache in Budweis. Franz Hübler an der Mittelschule in Reichenberg, Dr. Adolf Hneher an der Realschnle in Innsbruck, Wenzel Hylmar am böhm. Gymn. in Prag-Kleinseite, Dr. Franz Jacksche am deutschen Gymn. in Kremsier, Hermann Jäger am Gymn. in Ried, Zdenko Jaha an der böhm Realschule in Pilsen, Miecislans Jamrógiewicz am IV. Gymn. in Lemberg, Jakob Janda am Gymn. in Taus, Wenzel Jeřábek an der höhm. Realschule in Brünn, Schulrath Alois Jirásek am böhm. Gymn. in Prag (Korngasse), Johann Jiříček am II. deutschen Gymn. in Brünn, Johann John an der böhm. Realschule in Prag-Altstadt, Josef John am Gymn. in Leitmeritz, Rndolf Kadeřávek am Gymn. in Mähr.-Weißkirchen, Isidor Kampe an der Realschule in Böhm.-Leipa. Karl Kastner an der Realschule in Salzburg, Josef Knöpfler am Gymn. in Freistadt, Wenzel Knotek am Gymn. in Tabor, Prokop Knothe am dentschen Gymn. in Prag-Nenstadt, Josef Koch am böhm. Gymn. in Prag (Korngasse), Josef Koch am Gymn. in Villach, Franz Kocian am deutschen Gymn. in Bndweis, Lndwig Koffel an der II. deutschen Realschnle in Prag, Karl Kolbenheyer am Gymn. in Bielitz, Dr. Ignaz Konvalinka am Gymn. in Jungbnnzlau, Schnlrath Johann Kornicki am Gymn. in Tarnów, Dr. Ladislaus Kosiński am III. Gymn. in Krakan, Schnlrath Heinrich Koziol am II. Gymn. im II. Bezirke von Wien, Franz Krašan am II. Gymn. in Graz, Dr. Franz Kratochwil am Franz Joseph-Gymn. in Wien, Dr. Victor Ritter v. Krans am II. Gymn. im II. Bezirke von Wien, Heinrich Kreisel an der Realschule in Jägerndorf, Schulrath Dr. Lndwig Kuhala am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg, Josef Knbišta am deutschen Gymn. in Budweis, Moriz Kuhn an der Realschnle im VII. Bez. von Wien, Dr. Konrad Kürschner am II. Gymn. im II. Bezirke von Wien, Adolf Ladek am Gymn. in Eger, Dr. Johann Lambel am deutschen Gymn. in Prag-Kleinseite, Johann Lang an der Realschule in Tarnopol, Schulrath Josef Lzngl

der I. Realschule im II. Bezirke von Wien, Norbert Lebinger am ymn. in Klagenfurt, Schulrath Dr. Anton Edlen v. Leclair am Maxiilians-Gymn. in Wien, Emanuel Leminger an der Realschule in Knttenrg, Ferdinand Liška am böhm. Gymn. in Budweis, Schulrath Ambros isner am akad. Gymn. in Wien, Schulrath Marian Łomnicki am Gymn. in Lemberg, Dr. Daniel Ludkiewicz am II. Gymn. in Lemrg, Karl Maier am deutschen Gymn. in Pilsen, Johann Majciger Gymn. in Marburg, Andreas Makowski am Gymn. in Stanislau, dolf Manouschek an der deutschen Realschule in Brünn, Vincenz artusiewicz am Gymn. in Tarnów, Johann Matzner an der Realhule in Pisek, Vincenz Mazánek an der Realschule in Pardubic, dalbert Meingast am Gymn. in Klagenfurt, Dr. Johann Městecký böhm. Gymn. in Prag-Kleinseite, Anton Mikenda am böhm. Gymn. Prag (Tischlergasse), Adalbert Mikulicz am böhm. Obergymn. in ernowitz, August Milan an der Realschule im III. Bezirke von Wien, r. Josef Mitteregger an der Realschule in Klagenfurt, Alois Möstl der Realschule in Görz, Emerich Müller am deutschen Gymn. in rag-Altstadt, Hieronymus Muntean am gr.-or. Gymn. in Suczawa, osef Münzberger an der Realschule in Böhm.-Leipa, Valentin Myjowski am Gymn. in Wadowice, Dr. Engelbert Nader an der Realchule im I. Bezirke von Wien, Josef Nedvidek am Gymn. in Pisek, nton Neumann am akad. Gymn. in Wien, Franz Neumann an der eutschen Realschule in Pilsen, Johann Novák am Gymn. in Tabor, r. Josef Novák am Gymn. in Neuhaus, Dr. Johann Obermann am Gymn. im II. Bezirke von Wien, Richard Oebler an der Realschule VII. Bezirke von Wien, Heinrich Otto an der deutschen Realschule Budweis, Augustin Pánek an der böhm. Realschule in Prag-Kleineite, Ignaz Pavlíček am Gymn. in Oberhollabrunn, Johann Pawlica m Gymn. bei St. Anna in Krakau, Schulrath Anton Pazdrowski am ymn. bei St. Anna in Krakau, Schulrath Franz Pejscha an der Realchule im I. Bezirke von Wien, Karl Petrasek am Gymn. in Arnau, Dr. Michael Petschenig am II. Gymn. in Graz, Franz Pibl am Gymn. in Walachisch-Meseritsch, Ceslaus Ritter v. Pieniążek an der Realschule in Krakau, Maximilian Pleteršnik am Obergymn. in Laibach, Franz Plohl an der Realschule in Görz, Johann Ploner am Gymn. in Cilli, Cornel Polański am Gymn. in Kołomea, Vincenz Prasek am böhm. Gymn. in Olmütz, Dr. Anton Primožić am I. Gymn. im II. Bez. von Wien, Blasius Prusik am Real- und Obergymn. in Klattau, Jakob Rappold am Elisabeth-Gymn. in Wien, Franz Rausch am Maximilians-Gymn. in Wien, Cyrill Reichl an der I. Realschule im II. Bezirke von Wien, Dr. Theodor Rellig am Elisabeth-Gymn. in Wien, Franz Reuckl am Gymn. in Oberhollabrunn, Heinrich Richard an der Realschule im VI. Bezirke von Wien, Ferdinand Richter am deutschen Gymn. in Troppau, Augustin Ritschel an der Realschule in Plan, Schulrath Julius Roth an der böhm. Realschule in Prag (Gerstengasse), Dr. Karl Rothe an der Realschule im VII. Bezirke von Wien, Dr. Heinrich Rotter am deutschen Gymn. in Prag-Kleinseite, Alfons Ritter v. Rylski am Gymn. im III. Bezirke von Wien, Franz Saliger am Elisabeth-Gymn. in Wien, Anton Santel am Gymn. in Görz, Dr. Emil Sawicki am akad. Gymn. in Lemberg, Schulrath Wilhelm Schmidt am Elisabeth-Gymn. in Wien, Schulrath Clemens Schnitzel am Gymn. in Tarnów, Joh. Schöller an der Realschule in Salzburg, Franz Schromm an der Realschule im IV. Bez. von Wien, Franz Schubert an der Unterrealschule im V. Bez. von Wien, Josef Šebesta am Real- und Obergymn. in Prag, Dr. Heinrich Sedlmayer am Franz Joseph-Gymn. in Wien, Adolf Seidl am II. Gymn. im II. Bez. von Wien, Alois Siess am II. Gymn. in Graz, Anton Simon am Gymn. in Salzburg, Friedrich Simzig am Gymn. in Görz, Josef Šindelář am Gymn. in Pisek, Josef Škoda an der böhm. Realschule in Karolinenthal, Ernst Skřivan am Gymn. in Chrudim, Franz Sla-

meczka am Franz Joseph-Gymn. in Wien, Michael Służewski Franz Joseph-Gymn. in Lemberg, Franz Smolik an der deutschen Re schule in Budweis, Schulrath Dr. Leo Smolle am I. Gymn. im II. E von Wien, Michael Soniewicky am Gymn. in Brzeżany, Franz So an der Realschule in Pardubic, Johann Spielmann am Gymn. im I Bezirke von Wien, Schulrath Rom. Spitzer an der Realschule in Krak Dr. Franz Standfest am Gymn. in Graz, Dr. Josef Stary am I. Gyn in Graz, Const. Stefanowicz an der gr.-or. Realschule in Czernowi Dr. Julius Steiner am Gymn. im VIII. Bez. von Wien, Dr. Reinh Stránský am Real- und Obergymn. in Prag, Josef Streissler an Realschule in Graz, Josef Strigl am Gymn. in Linz, Nikol. Sywul am II. Gymn. in Lemberg, Alois Szarłowski am III. Gymn. in Krak Dr. Emanuel Taftl am Real- und Obergymn. in Klattau, Ludwig Teim an der Mittelschule in Reichenberg, Josef Thannabaur an der Realsch in Olmütz, Arth. Tilgner am Gymn. in Pola, Franz Tkany am deuts Gymn. in Olmütz, Josef Trötscher am Gymn. in Eger, Ant. Trnhl am akad. Gymn. in Prag, Konrad Twrdy an der Realschule im III. B von Wien, Dr. Friedrich Umlanft am Gymn. im VI. Bezirke von Wi Vinc. Uzel an der Realschule in Königgrätz, Wenzel Valášek am Gym in Jungbunzlau, Franz Valentinitsch an der Realschule in Graz, Jo Vávra an der böhm. Realschule in Prag (Gerstengasse), Walth. Vern leken an der Realschule im III. Bez. von Wien, Dr. Karl Veselík böhm. Gymn. in Prag (Tischlergasse), Josef Vlček am Gymn. in Jič Josef Volák am böhm. Gymn. in Budweis, Anton Vučetić am Gym in Ragusa, Josef Wagner am I. deutschen Gymn. in Brünn, Leopo Wajgiel am II. Gymn. in Lemberg, Franz Waněk am deutschen Gym in Troppau, Franz Wastler an der Realschule in Linz, Dr. Joha Wentzel am Gymn. in Saaz, Johann Werchratski am akad. Gym in Lemberg, Josef Wichner am Gymn. in Krems, Schulrath Dr. Fra Willomitzer an der I. Realschule im II. Bezirke von Wien, Dr. Sie mund Winter am akad. Gymn. in Prag, Karl Wolf am Gymn. in Sal burg, Theod. Wolf an der deutschen Realschule in Brünn, Dr. Andre Wretschko am Gymn. in Krems, Adolf Wurscher an der I. Realsch im II. Bezirke von Wien, Dr. Alois Würzner an der Realschule i III. Bezirke von Wien, Friedrich Žakelj am Obergymn. in Laibach, Ka Zetter am II. Gymn. in Graz, Emil Ziakowski an der Realschule Laibach, Schulrath Dr. Theophil Ziembicki am Gymn. bei St. Anna i Krakau, Franz Žlábek am akad. Gymn. in Prag.

Der Minister für C. und U. hat nachbenannte Professoren an de Staats-Mittelschulen in Galizien in die VIII. Rangsclasse befördert:

Ludwig Tota, Stanislaus Świtalski und Stanislaus Matwie an Gymn. in Bochnia; Dr. Leop. Herzel, Gregor Jarema, Dr. Gerso Blatt und Peter Skobielski am Gymn. in Brody; Johann Warcho Thomas Gliński, Adam Paszyński und Nikolaus Baczyński ar Gymn. in Brzeżany; Josef Chlebek am Gymn. in Buczacz; Anto Pado am Gymn. in Drohobicz; Joh. Nowak und Ignaz Rychlik an Gymn. in Jaroslau; Thomas Pawłowski, Josef Kozak, Joh. Jaglarz Alexander Truszkowski und Kaspar Brzostowicz am Gymn. in Jasło Dr. Stanislaus Kubisztal am poln. Gymn. in Kołomea; Julian Ns salski, Ludwig Salo und Emil Kordasiewicz an den ruthenischen Parallelclassen am Gymn. in Kołomea; Valerian Heck, Roman Zawiliński, Andreas Gąsiorowski, Kasimir Bobek, Johann Bryl und Ignaz Kranz am Gymn. bei St. Anna in Krakau; Eusebius Szadzicki und Peter Cetnarowski am Gymn. bei St. Hyacinth in Krakau; Bronislaus Gustawicz, Joh. Dziurzyński, Dr. Franz Bylicki, Dr. Joh. Bystroń und Josef Przybylski am III. Gymn. in Krakau; Peter Ogonowski, Dr. Thaddäus Mandybur, Hilarion Ogonowski und

Elias Kokorudz am akad. Gymn. in Lemberg; Mich. Bogusz, Felix Josefowicz, Dr. Albert Zipper, Nikolaus Pleszkiewicz und Dr. Mecislaus Warmski am II. Gymn. in Lemberg; Dr. Alois Jougan, Dr. Josef Limbach, Boleslaus Szomek und Vinc. Frank am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg; Roman Palmstein, Karl Rawer, Dr. Stanislaus Wiśniowski, Dr. Cornel Heck, Dr. Anton Jaworowski, Ladislaus Zagórski, Dr. Alfred Janer und Ladislaus Wasilkowski am IV. Gymn. in Lemberg, Siegm. Kunstmann, Dr. Michael Jezie-nicki, Stanislaus Schneider, Dr. Stanislaus Klemensiewicz, Roman Moskwa und Stanislaus Majerski am V. Gymn. in Lemberg; Anton Lasson, Johann Strojek, Roman Gutwiński und Dr. Kasimir Krotoski am Gymn. in Podgórze; Dr. Nikolaus Antoniewicz, Constantin Horhal, Kasimir Gorski, Franz Seidler und Dr. Jošef Drozd am poln. Gymn. in Przemysl; Demetrius Czechowski, Demetrius Łewkiewiecz und Severin Ritter von Zarzycki am Gymn. mit ruthenischer Unterrichtssprache in Przemysl; Philipp Swistun, Franz Sołtynik, Johann Rygiel und Stanislaus Zahawski am Gymn. in Rzesów; Ladislaus Ślnzas und Dr. Vincenz Szczepański am Gymn. in Szambor; Ignaz Dulębowski am Gymn. in Neu-Sandez; August Mroczkowski, Roman Ventulani, Anton Ritter von Gołkowski und Josef Moskalik am Gymn. in Sanok; Anton Lorkiewicz, Michael Semenów, Aron Kohn und Vincenz Misiołek am Gymn. in Stanislan; Andreas Niebieszczański, Theodor Wasylewski, Johann Halagarda und Eduard Schirmer am Gymn. in Stryj; Eduard Strutyński und Franz Vogl am poln. Gymn. in Tarnopol; Rudolf Schantroch, Dr. Johann Lesiek und Matthias Zwoliński am Gymn. in Tarnów; Thaddäus Kołomłocki am Gymn. in Wadowice; Dr. Thomas Gawenda, Johann Sanocki, Johann Rużycki, Bronislaus Dobrzański und Simon Trusz am Gymn. in Złoczów; ferner Ceslaus Tomaszewicz und Johann Bidziński an der Realschule in Krakau; Anton Stefanowicz, Zdislaus von Fialka und Wladimir Szuchiewicz an der Realschule in Lemberg; Leopold Seidler an der Realschule in Stanislau; Anton Giedroyć und Karl Staniewicz an der Realschule in Tarnopol; Franz Gutowski an der Realschule in Tarnów.

Auszeichnungen erhielten:

Der Vicepräsident des Landesschulrathes für Niederösterreich Dr. Erich Wolf aus Anlass der über seine Bitte erfolgten Versetzung in den bleibenden Ruhestand in neuerlicher Anerkennung seiner vieljährigen ersprießlichen Dienstleistung taxfrei den Orden der eisernen Krone II. Classe.

Der evangelische Religionslehrer an Mittelschulen in Wien Josef Životský den Titel eines Professors.

Der Director des Gymnasiums der Benedictiner in Kremsmünster P. Paul Proschko taxfrei den Titel eines Schulrathes.

Der mit dem Titel eines a. o. Univ.-Prof.s bekleidete Privatdocent an der deutschen Universität in Prag, Gymn.-Prof. Dr. Hans Lambel, den Titel eines Regierungsrathes.

Der Prof. am akad. Gymn. in Wien Anton Neumann den Titel Schulrathes.

Der Religionsprofessor am I. böhm. Gymn. in Brünn Wladimir Šťastný aus Anlass seines Übertrittes in den bleibenden Ruhestand das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens.

Der Prof. am Gymn. der Benedictiner in Seitenstetten P. Ildephons Mirkinger anlässlich seines Scheidens aus dem Lehramte taxfrei den Titel eines Schulrathes.

Der Director des deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Stepha gasse), Regierungsrath Dr. Ludwig Chevalier aus Anlass der von de selben erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand den Or der eisernen Krone III. Classe mit Nachsicht der Taxe.

Der Director des Gymn. in Capodistria Schulrath Jakob Babud anlässlich der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ru stand die Allerh. Anerkennung für seine Dienstleistung.

Der Prof. am Gymn. in Marburg Johann Majciger aus Anl der von demselben erbetenen Versetzung in den dauernden Ruhest taxfrei den Titel eines Schulrathes.

Nekrologie.

Gestorben sind:[1]) Eduard Schwammel, Hofrath, pens. Land schulinspector in Linz, 65 J. alt; Dr. Josef Krist, pens. Landessch inspector in Graz, 71 J. alt; Gustav Leipold, Gymnasiallehrer (LG in Wiener-Neustadt, 40 J. alt; Karl Schober, Realschulprof. (MGe) Innsbruck, 40 J. alt; Karl Waldhäuser, Gymnasialprof. (Z) in V lach, 62 J. alt; Friedrich Dworzak, Gymnasialdirector (LG) i. 62 J. alt; Johann Jaksić, Gymnasialprof. (Ngmnl) in Cattaro, 46 alt; Dr. Johann Pajk, Gymnasialprof. (LG) i. R. 61 J. alt; Dr. Fr Janezic, Gymnasialprof. (R) in Cilli, 33 J. alt; Karl Fechter, Tu lehrer an der II. Realschule im II. Bezirke in Wien, 53 J. alt; Ant Lorkiewicz, Gymnasialprof. (H) in Stanislau, 50 J. alt; Peter Cetn rowski, Gymnasialprof. (LG) in Lemberg, 55 J. alt; Dr. Phili Paulitschke, Gymnasialprof. (LGH) und Privatdocent in Wien, 45 alt; Ferdinand Skalla, Realschulprof. (H) in Znaim, 56 J. alt; Vince Uzel, Realschulprof. (BSI) in Königgrätz, 60 J. alt; Josef Albl, Re schulprof. (R) in Wien, 57 J. alt; Johann Lukasch, Gymnasialpr (Ngmnl) in Mies, 45 J. alt; Ludwig Prätorius, Realschulprof. (Z) Teschen, 41 J. alt; Andreas Szachnowicz, Gymnasialprof. (Rlg) Stanislau, 34 J. alt; Franz Chytil, Gymnasialprof. (LGd) in Kremsie 39 J. alt; Dr. Theophil Ziembicki, Gymnasialprof. (Phlg) in Kraka 53 J. alt; Julius Biberle, Realschuldirector (M'Nl') in Leitmerit 50 J. alt; Johann Kusta, Realschulprof. (Ngmnl) in Prag, 55 J. al Julian Gutowicz, Gymnasialprof. (H) in Rzeszów, 58 J. alt; Jos Fiegl, Gymnasialprof. (LG) i. R., 55 J. alt; Adolf Seidl, Gymnasia prof. (Dlg) in Wien, 61 J. alt; Josef Steiner, pens. Gymnasialdirecto 68 J. alt; Dr. Johann Alton, Gymnasialdirector in Rovereto, 55 J. alt Rochus Perkmann, Gymnasialprof. i. R. in Graz, 70 J. alt; Ott Gehlen, Gymnasialprof. i. R. in Neapel, 75 J. alt.

[1]) Um in diesen Angaben Vollständigkeit zu erzielen, werden di Lehrkörper (Directionen) ersucht, die eintretenden Todesfälle der Redactio gefälligst bekannt zu geben.



Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Die Verwertbarkeit der sprachstatistischen Methode zu chronologischen Schlüssen.

Antrittsvorlesung, gehalten am 3. Mai 1900 an der Wiener Universität.

Die Frage nach der Verwendbarkeit der Sprachbeobachtung und Sprachstatistik für die Feststellung der Reihenfolge und Abfassungszeit der literarischen Werke eines und desselben Autors, für die ich heute Ihr geneigtes Interesse in Anspruch nehmen möchte, ist mir nahegelegt worden durch ein vielerörtertes Problem meiner Specialwissenschaft, durch die sog. platonische Frage. Wir können die platonische Philosophie weder verstehen noch geschichtlich würdigen ohne Einblick in den Entwicklungsgang Platons. Um aber diesen zu verstehen, müssen wir die Abfassungszeit und Reihenfolge der einzelnen Dialoge ermitteln. Seit Schleiermacher hat man sich um dieses Problem bemüht. Da bei den vom Inhalt ausgehenden Forschungen trotz des aufgewandten Fleißes und Scharfsinnes, von wenigen festen Punkten abgesehen, eine Einigung nicht erzielt werden konnte, so hat man neuerdings versucht, von der sprachlichen Form auszugehen. Ich persönlich bin überzeugt, dass auf diesem Wege die platonische Frage im wesentlichen gelöst werden kann. Nach meiner Meinung hat sich die neue Methode bereits empirisch bewährt, indem die von verschiedenen Forschern unabhängig von einander mit ihr gewonnenen Ergebnisse sowohl unter sich, als mit den anderweitig gegebenen festen Punkten übereinstimmten. Da aber noch immer namhafte Gelehrte die Giltigkeit unserer Schlüsse bestreiten, so wird es nöthig, die Methode auch theoretisch zu vertheidigen und zu untersuchen, wie sie gehandhabt werden muss, um zum erwünschten Ziele zu führen.

Längst anerkannt ist die Verwendung der Sprachbeobachtung für drei andere literaturwissenschaftliche Zwecke: 1. für den Nachweis der sprachlichen Abhängigkeit eines Autors von anderen Autoren oder auch von gewissen örtlich oder zeitlich bestimmten Formen der Volks- oder Umgangssprache, 2. für die Charakteristik der individuellen Sprachbehandlung des Autors, die ja einen wichtigen Zug seines literargeschichtlichen Porträts ausmacht, 3. für die Entscheidung von Echtheits- und Ursprungsfragen literarischer Werke. Dagegen verwirft man die Verwendung der Sprachbeobachtung zu chronologischem Zweck. Man verkennt dabei, dass wenn jene Ziele, auch wo nicht sämmtliche Daten gegeben sind, uns erreichbar sind, es auch dieses sein muss. Die individuelle Sprachbehandlung eines Autors ist ja nicht starr und fest, sondern immer im Flusse. Wie alles Lebendige kann man sie nur schildern, indem man ihr Werden, ihre Entwicklung verfolgt. Ein einheitliches Durchschnittsbild von dem Stile des Autors, das die Entwicklung nicht beachtet, bleibt immer imaginär. Auch kann es nicht zur Entscheidung von Authentitätsproblemen benutzt werden. Wie können wir erkennen, ob sprachliche Unterschiede eines Werkes von anderen, die uns Zweifel an seiner Echtheit erwecken, wirklich Verschiedenheit des Verf.s beweisen, oder lediglich für eine andere Stilperiode desselben Verf.s Kennzeichen sind, wenn wir nicht die Stilentwicklung des Autors erkennen können. Nur dadurch kann es uns gelingen, die Grenzen seiner stilistischen Variabilität zu ziehen und zu erkennen, was innerhalb, was außerhalb dieser Grenzen fällt. Denn diese Grenzen sind zwar bei jedem Autor vorhanden, lassen sich aber nicht generell bestimmen. Sie hängen von Charakter und Entwicklung des einzelnen Autors ab und können nur empirisch erkannt werden.

Der Grundgedanke unserer Methode, sprachliche Kennzeichen der Stilperioden aufzufinden und durch sie die Abfassungszeit zu ermitteln, ist also nichts Neues. Ist dieser vierte Zweck unerreichbar, so ist es der zweite und dritte erst recht, außer wo sämmtliche Daten gegeben sind.

Voraussetzung dabei ist, dass einige feste chronologische Punkte bereits gegeben sind. Denn diese Methode kann es nur zu relativen, nicht zu absoluten Zeitbestimmungen bringen. Sie schließt aus der Stilähnlichkeit zweier Werke auf ihre Entstehung in derselben Stilperiode. Indem sie an Werke von bekannter Abfassungszeit andere anreiht, gelangt sie zur Bildung chronologischer Gruppen. Es könnte zwar jemand durch Sprachbeobachtung Jugendlichkeit, Reife oder Altersschwäche eines Autors unterscheiden und damit aus der Sprache selbst absolute Zeitbestimmungen gewinnen. Wir trauen uns wohl alle zu, auch ohne Kenntnis von der Abfassungszeit der Goethe'schen Werke die Sprachbehandlung des Götz als eine jugendliche, die der Wanderjahre als eine greisenhafte zu erkennen. Aber ich sehe davon hier ab, weil diese durch das Lebensalter bedingten

Unterschiede je nach der seelischen Entwicklung des Einzelnen zu mannigfaltige Erscheinungsformen annehmen können, um einer allgemein giltigen Methode als Ausgangspunkt zu dienen. Im allgemeinen wird man feste Punkte bereits voraussetzen müssen, und bei Plato fehlt es glücklicherweise an solchen nicht.

Die Untersuchung kann sich auf alle Seiten der sprachlichen Form beziehen: auf die Lautform, die Flexion, die Wortableitung und -zusammensetzung, den Wortschatz, die syntaktische Construction, die Wortstellung, den Periodenbau usw. Indem wir so viele von einander unabhängige Seiten der Sprachform in Betracht ziehen, wird sich nicht aus allen dieselbe Gruppierung ergeben. Die eine Spracheigenthümlichkeit wird großen, die andere kleinen Schriftengruppen gemeinsam sein. Haben wir wirklich nur solche Spracherscheinungen in Betracht gezogen, die chronologisch verwerthbar sind, so wird diese Verschiedenheit der Gruppen nicht zu Widersprüchen, sondern nur zu feinerer Gliederung der Gruppen und genauerer Fixierung der Reihenfolge führen.

Das aber ist die Hauptfrage, welche Unterschiede und Übereinstimmungen der Sprache chronologisch verwerthbar sind. Denn dass es nicht alle sind, ist von vornherein klar. Das könnte ja nur der Fall sein, wenn das literarische Werk lediglich von dem Sprachbewusstsein des Autors geschaffen würde, als ein Complex äußerer Sprachelemente. Da aber diese nur Mittel sind, um Gedanken auszudrücken, so sind es in erster Linie die Gedanken, die die äußere Sprachgestalt des Werkes hervorbringen. Alle hierdurch bedingten sprachlichen Unterschiede sind chronologisch nicht verwerthbar. Zwei Schriften z. B., die ganz verschiedene Themata behandeln, werden, auch wenn sie fast gleichzeitig abgefasst sind, einen sehr verschiedenen Wortschatz aufweisen; zwei Schriften von nahverwandtem Thema auch bei großem Zeitintervall einen ähnlichen. — Ferner ist zu betonen, dass die Sprachbehandlung eines Werkes auch durch die literarische Gattung bedingt ist, der es angehört. Je nachdem der Autor eine Tragödie schreibt oder ein Feuilleton oder eine wissenschaftliche Abhandlung, wird er ein anderes Register seiner Sprachorgel aufziehen und dieselben Begriffe durch andere Worte, dieselben Gedanken durch anders geformte Sätze ausdrücken. Man würde gänzlich fehlgehen, wenn man diese verschiedenen Sprachregister, die in der Seele des Autors gleichzeitig nebeneinander bestehen, als aufeinander folgende Stufen seiner Stilentwicklung deuten und auf derartige Unterschiede chronologische Schlüsse bauen wollte. — Drittens kann das Gefühls- und Willensverhältnis des Autors zu seinem Gegenstande und zu seinem Publicum, auch bei Gleichheit der literarischen Form und des Gegenstandes, erhebliche Sprachunterschiede hervorrufen. Ob der Autor mit seinem Gefühl an dem Gegenstande stark betheiligt ist oder nur mit dem Verstande, ist gewiss kein chronologisch verwendbares Moment, also auch nicht die Eigenthümlichkeiten der

Sprachbehandlnng, die sich hierans mit Nothwendigkeit ergeben. Wir dürfen alle diese Betrachtungen in dem Satze zusammenfassen: chronologisch nicht verwerthar, im Sinne unserer Methode, sind alle Spracheigenthümlichkeiten, die durch den specifischen Inhalt und Charakter des einzelnen Werkes bedingt sind oder sein können. Es sind vielmehr nnr solche Spracheigenthümlichkeiten für uns verwendhar, die durch beharrende Zustände nnd Verhältnisse im Sprachbewusstsein selbst hervorgebracht werden. Unter Sprachbewusstsein verstehe ich dabei den gesammten Complex unserer auf die Sprache bezüglichen Vorstellungen, also der Vorstellungen von Worten, Flexionsformen, Arten der Wortableitung und Wortzusammensetzung, von den Formen der syntaktischen Verbindung und Anordnung der Wörter im Satze. Wie eine sprachliche Äußerung ausfällt, hängt nicht allein von den inhaltsbildenden Factoren, wie Verstand, Wille, Gefühl, Phantasie ab, sondern auch von der Beschaffenheit des sprachlichen Vorstellungscomplexes, den jene schöpferischen Kräfte bereits fertig vorfinden, so oft sie in den Vorrath der Ausdrucksmittel hineingreifen. Inhaltlich gleiche Gedanken können von Leuten, die dieselbe Sprache reden, zu verschiedenen Sprachgedanken ausgestaltet werden, desgleichen von derselben Person zu verschiedenen Zeiten. Der Grund dafür kann nnr in Verhältnissen des Sprachbewusstseins gefunden werden, die schon vor dem Auftreten des betreffenden Gedankens in der Seele obwalteten. Diese Verhältnisse können ganz vorübergehende, sie können aber auch dauernde sein. Nur wenn sie die Entstehung mehrerer Werke überdauern, d. h. periodenbildend sind, gewinnen sie für unsern Zweck Bedeutung. Ob die von nns beobachteten Sprachunterschiede nnd -übereinstimmungen von dieser Art sind, kann man ihnen nicht ohne weiteres ansehen. Es muss in jedem einzelnen Falle durch indirecten Beweis festgestellt werden, indem wir zeigen, dass die vorhandenen inhaltlichen Unterschiede oder Übereinstimmnngen der verglichenen Werke für sie irrelevant sind. Dauernde Zustände im Sprachbewusstsein können wir nur nachweisen, indem wir inductiv eine gesetzmäßige Gleichförmigkeit der Sprachanwendnng aufzeigen. Es sind also nur generelle Beobachtungen verwendbar, solche, die sich in Form einer Regel aussprechen lassen.

Wir zeigen, dass vom Sprachbewnsstsein eine Regelung ausgeht, die für irgendwelche Bedeutungsvorstellnngen oder Verknüpfungen eine dauernde Gleichförmigkeit des sprachlichen Ausdrucks begründet. Diese Gleichförmigkeit kann eine absolute sein, d. h. jedesmal, wenn der Schriftsteller diese bestimmte Bedeutungsvorstellnng auszudrücken hat, bedient er sich dieses bestimmten sprachlichen Ausdrucksmittels. Meist aber wird der Schriftsteller zwischen verschiedenen gleichbedeutenden Ausdrucksformen, die in seiner Seele znr Auswahl bereit liegen, abwechseln. Auch in diesem Wechsel kann eine Gleichförmigkeit stattfinden. Gewisse Ausdrucks-

rmen werden sich als bevorzugte erweisen, werden sich ihm äufiger in die Feder drängen. Hier muss die Sprachbeobachtung ur Sprachstatistik werden, indem sie die relative Häufigkeit der erschiedenen Ausdrucksformen festzustellen sucht. Veränderte Regeung leitet eine neue Periode ein und dient uns als Erkennungseichen der Periode.

Nur solche durch Induction gewonnene Regeln sind für nsern Zweck brauchbar, die nicht nur für ein einzelnes ganzes Werk gelten, sondern für mehrere. Diesen müssen andere Werke egenüber stehen, in denen dasselbe Sprachgebiet anders geregelt st. Denn nur in diesem Falle kann von einer Änderung der Regeung die Rede sein. Aber der Nachweis, dass für mehrere Werke, m Gegensatz zu anderen, die gleiche Regelung irgendwelcher prachlicher Verhältnisse gilt, genügt noch nicht, um ihre Abassung in derselben Periode zu erweisen. Es wäre ja möglich, lass dieselbe Regelung in zeitlich getrennten Perioden, durch eine nndersartige Regelung unterbrochen, gegolten hätte; dass also die Entwicklung eine Curve beschrieben und zu dem früheren Zustande urückgeführt hätte. Nur wo wir diese Möglichkeit ausschließen önnen, gelangen wir zu chronologischen Schlüssen. Das können wir aber nur durch Erwägungen, die sich auf psychologische Wahrscheinlichkeit gründen. Entweder ist der regelgebende seelische Vorgang an sich ein derartiger, dass wir seine zwei- oder mehrmalige Wiederholung nicht wahrscheinlich finden können, oder es gilt dies wenigstens von der zufälligen Complication mannigfaltiger, von einander unabhängiger Regelungen, die wir an dem betreffenden Werke wahrnehmen.

Die veränderte Regelung kann mit oder ohne Eingreifen des Willens erfolgen. Der regelnde Vorgang beruht dann auf einem Willensacte, wenn der Autor ein stilistisches Princip, das ihm bis dahin fremd war, adoptiert. Z. B. ich will von jetzt ab Ausdrücke der Dichtersprache meiden; ich will eine technische Terminologie für dieses Gebiet schaffen; ich will, der Feierlichkeit halber, archaistische Laut- und Flexionsformen der heutigen Sprache beimischen; ich will lauter kurze, leichte Sätze bauen; ich will den Hiatus meiden usw. Es können aber auch ohne Eingreifen des Willens Veränderungen in dem Complexe der auf die Sprache bezüglichen Vorstellungen eintreten, die einen dauernden Zustand herbeiführen. Sie können bestehen entweder in der Vermehrung des Vorraths, wie sie bei jedem Menschen fortwährend durch fortgesetztes Schöpfen aus der Volks- oder Literatursprache stattfindet, oder in einer Verminderung des Vorraths, indem gewisse Ausdrucksformen aus dem Sprachbewusstsein des Autors schwinden und absterben, Einförmigkeit an Stelle der Mannigfaltigkeit tritt, oder endlich (und das ist der häufigste und wichtigste Fall) in dem Wechsel der unbewussten Bevorzugung gewisser Ausdrucksformen vor anderen gleichbedeutenden, die im Sprachbewusstsein erhalten blieben.

Bewusste Principien der Sprachbehandlung hat mehr oder weniger jeder Schriftsteller, der auf Correctheit und Schönheit der Darstellung Wert legt. Es ist dabei nur zu beachten, dass das durch bewussten Willensact adoptierte Princip weiterhin zur unbewussten Gewohnheit werden kann, ferner, dass es ein Gebiet stilistischer Eigenthümlichkeiten gibt, das schon von vornherein zwischen dem gewollten und dem ungewollten in der Mitte liegt. Ich meine die ohne bewussten Willensact sich vollziehende Regelung der Sprache durch Geschmack und Schönheitsgefühl. Der Schriftsteller ist zugleich schaffend und genießend. Er kostet fortwährend selbst die Früchte, die er anderen bietet. Das receptive Schönheitsgefühl, das ohne Bewusstsein seiner Gründe als etwas Fertiges in der Seele auftritt, führt dem schaffenden Künstler die Hand. Es ist klar, dass auch dieser seelische Vorgang, in dem Streben und Fühlen zusammenwirken, ein regelgebender ist. Er herrscht namentlich auf dem Gebiete des Wohlklanges und des Rhythmus.

Die Subsumption der äußeren sprachlichen Thatsachen unter eine dieser psychologischen Kategorien kann mir sehr nützlich für die Entscheidung der Frage sein, ob ich es mit einer nur einmal für eine zusammenhängende Periode giltigen Regelung zu thun habe, oder mit einer solchen, die mehrmals, in zeitlich getrennten Perioden kann gegolten haben. Bewusste Stilprincipien bieten größere Chancen langer Dauer und nur einmaligen zusammenhängenden Bestehens. Denn ein verständiger Mensch wird seine auf Correctheit, Verständlichkeit und Schönheit der Darstellung abzielenden Grundsätze nicht haltlos, hin und wieder zurück ändern. Voraussetzung ist dabei immer, dass in dem specifischen Inhalte und Charakter der einzelnen verglichenen Werke nichts enthalten ist, wodurch diese Principien modificiert werden könnten. Nur insoweit die für diese Principien relevanten Inhaltsbedingungen in allen verglichenen Werken die gleichen sind, wird unsere Beweisführung möglich. Die psychologische Wahrscheinlichkeit des chronologischen Schlusses lässt sich nur im einzelnen Falle, je nach den Umständen bemessen. Ein Beispiel wird das klar machen. Wenn Platon in einer Anzahl seiner Schriften das isokratische Stilgesetz der Meidung des Hiatus mit voller Strenge durchführt, während dies in den übrigen Schriften nicht der Fall ist, so ist es sicher, dass hier ein Willensact und ein stilistisches Princip zugrunde liegt, denn niemand kann in griechischer Rede ohne bewusste Sorgfalt um den Hiatus herumkommen. Dass einige der Werke mit strenger Meidung des Hiatus zu den spätesten gehören, wissen wir. Dass auch die, von denen wir es sonst nicht wissen, der letzten Periode angehören, ergibt sich aus psychologischer Wahrscheinlichkeit. Platon hat sich in seinem Alter zu dem von seinem Gegner und Rivalen aufgestellten Stilgrundsatz bekehrt. Dass er ihn abwechselnd nicht befolgt, befolgt, wieder nicht befolgt, wieder befolgt haben sollte, würden wir nur glaublich finden, wenn wir in dem

pecifischen Inhalt und Charakter der einzelnen Werke einen rund dafür entdecken könnten. Da wir aber in den mit trockenen gischen Untersuchungen angefüllten Dialogen Sophistes und Polikos den Hiatus ebenso streng gemieden sehen, wie in den feierch phantastischen Mythen des Kritias und Timaios, obgleich doch er Theaetet, an den der Sophistes anknüpft, den Hiat in erhebichem Umfange zulässt, so schließen wir, dass Platon nicht durch en besonderen Charakter einzelner Werke, sondern durch allgeeine Gründe bewogen worden ist, sich das isokratische Princip nzueignen. Dadurch wird die Meidung des Hiatus als Kennzeichen er Periode verwendbar.

Die unbewusste Beeinflussung der Sprache durch Geschmack nd Schönheitsgefühl ist ebenfalls ein Gebiet, auf dem im allgeneinen nicht schneller Wechsel herrschen wird, sondern langsame, llmähliche Entwicklung. Der Geschmack und das Schönheitsgefühl können sich nur ändern, indem sich der ganze Charakter nd seelische Habitus des Menschen ändern. Es müsste schon ein ehr haltloser und unsteter Mensch sein, der seinen Geschmack häufig hin und wieder zurück änderte. Der reichbegabte Mensch wird auch nach dieser Richtung später zum Stillstand kommen als der gewöhnliche. Auch sein Schönheitsgefühl wird Wandlungen erleiden, die seiner sonstigen Entwicklung parallel laufen. Aber nicht leicht wird er dabei auf längst verlassene Stufen einfach zurückkommen. Wir haben also hier einen gesetzgebenden und periodenbildenden Factor. Z. B. die individuelle Ausgestaltung eines so variablen Factors, wie es Wohlklang und Rhythmus der menschlichen Rede sind, wird sich als Kennzeichen einer Stilperiode verwerten lassen. Dass bei Platon der Rhythmus der Satzschlüsse ein solches Kennzeichen bildet, hat schon L. Campbell bemerkt.

Ich komme nun zu dem wichtigsten und umfangreichsten Gebiete, dem der ungewollten Veränderungen. Wenn ein Autor aus der Volkssprache oder aus der Literatur neue Ausdrücke und Ausdrucksmittel in seinen Vorrath aufnimmt, so kann das darauf beruhen, dass neue Bedeutungsvorstellungen in seinen Gesichtskreis getreten sind, für die ein Ausdruck gefunden werden musste. Es könnte scheinen, als ob dieser Fall ein besonders wichtiges und brauchbares Zeitkriterium lieferte. Wir zeigen z. B., dass ein Begriff und seine Bezeichnung in einigen platonischen Werken, die sicher zu den spätesten gehören, häufig begegnet, außerdem in einigen, deren Datum unbekannt ist, in den übrigen gar nicht, und schließen nun: als Plato diese schrieb, war wie der Begriff so auch die Bezeichnung in seinem Bewusstsein noch nicht vorhanden, sie sind also früher als die, in denen die Bezeichnung vorkommt. Dieser Schluss übersieht ganz, dass das einzelne Werk doch immer nur einen Ausschnitt aus dem zeitweiligen Sprachbewusstsein des Autors darstellt, also das Fehlen des Ausdrucks in dem Werke noch nicht sein Fehlen im Sprachbewusstsein beweist.

Um den Schluss giltig zu machen, müssten wir nachweisen, das der Ausdruck in den betreffenden Werken vorkommen müsste wenn der Autor schon über ihn verfügt hätte. Das aber wird ent weder unmöglich sein oder, wo es möglich ist, uns tief in inhalt liche Erwägungen verstricken. Es trifft eben hier die *condicio sin qua non* für die Anwendung der Methode nicht zu, dass in alle verglichenen Werken die Inhaltsbedingungen für das Vorkomme der betreffenden Spracherscheinung die gleichen seien. — Vie günstiger für unsern Zweck ist der Fall, wo die neu aufgenom menen Ausdrucksmittel Inhalte bezeichnen, die auch in den frühere Werken vorkamen, aber anders ausgedrückt wurden. Der Kamp gleichbedeutender Ausdrucksmittel um die Vorherrschaft bildet de wichtigsten Gegenstand der Sprachstatistik, mag es sich nun u Flexionsformen handeln oder um Vocabeln oder um syntaktisch Constructionen. Es können neue Mittel auftreten, die die alte einschränken oder völlig ersetzen. Es können auch von den scho vorhandenen einige über ihre bisherigen Concurrenten die Oberhan gewinnen oder sie ganz aus dem Felde schlagen. Wenn wir i großem Umfange für zahlreiche Bedeutungsvorstellungen eine Ver mehrung der Ausdrucksmittel nachweisen können, so werden wi schließen, dass der Autor nach Mannigfaltigkeit des Ausdruck strebt. Das ist ein sehr brauchbares Kennzeichen der Stilperiode gehört aber in das Capitel: gewollte Regelungen oder Stilprincipien Dagegen wird Einförmigkeit des Ausdrucks, die an Stelle de Mannigfaltigkeit tritt, meist als ein ungewolltes Erlahmen de stilistischen Könnens zu deuten sein. Um ein solches nachzuweisen ist allerdings ein sehr umfassendes Material erforderlich.

Wo weder Vermehrung noch Verminderung der Ausdrucksmitte eintritt, kann ein Wechsel der relativen Frequenz gleichbedeutende Ausdrucksmittel nachweisbar sein. Mit den meisten Inhalten sin mehrere Sprachvorstellungen associiert, die zur Auswahl berei liegen. Aber die Intensität der Association ist eine verschiedene. Si ist auch eine unaufhörlich wechselnde. Durch öfteren Gebrauch eines Ausdrucksmittels wird die Intensität seiner Association ge stärkt, ebenso durch öfteres Hören oder Lesen; geschwächt wir sie umgekehrt, wenn der Ausdruck längere Zeit weder gebraucht wurde noch in Gespräch oder Lectüre begegnete. Der durch Ge wöhnung sich bildenden einseitigen Bevorzugung eines Ausdrucks mittels wird bei dem Kunstschriftsteller in der Regel das mehr oder weniger bewusste Streben nach Abwechslung entgegenarbeiten. Durch diese Factoren ist der Wechsel der Associationsintensität für die einzelnen Ausdrucksmittel bedingt. Sie zeigt sich in der rela tiven Häufigkeit, mit der die einzelnen gleichbedeutenden Ausdrücke gebraucht werden. Wir werden von Intensitätsperioden der ein zelnen Ausdrücke sprechen können, und diese werden je nach den Umständen kurz oder lang sein. Es ist die Frage, ob sie jemals so lang sein werden, dass sie Perioden im Sinne unserer Methode

ilden, d. h. Zeiträume, die die Abfassung mehr als eines Werkes berdauern? Dass solche dauernde Bevorzugung gewisser Ausdrücke vor anderen gleichbedeutenden bei einem Schriftsteller sich herausbilden kann, ist m. E. unbestreitbar. Jeder von uns weiß aus eigener Erfahrung, dass man sich gewisse Ausdrücke angewöhnt und dass einem dies nur gelegentlich und zufällig zum Bewusstsein kommt. Wenn wir für den ganzen Umfang eines einzelnen Werkes das starke Überwiegen eines Ausdruckes über seine Concurrenten nachgewiesen haben, so ist das, namentlich bei einem umfangreichen Werke, schon eine recht ansehnliche Intensitätsauer. Finden wir nun in einem anderen Werke dasselbe Überwiegen, so ist die Frage, ob uns das zu einem chronologischen Schlusse berechtigt. Die Antwort muss lauten: an sich ganz und gar nicht! Denn die seelischen Vorgänge, die diesen Wechsel regeln, sind an sich durchaus nicht von der Art, dass ein wiederholtes Zurückkommen auf die gleiche Bevorzugung ausgeschlossen wäre. Wir dürfen aber hier wieder den schon vorhin angedeuteten Gesichtspunkt anwenden. Was die einzelne Ausdrucksbevorzugung nicht beweisen kann, das beweist die bestimmte zufällige Combination vieler Ausdrucksbevorzugungen. Wenn zwei Werke in einer großen Zahl von einander unabhängiger zufälliger Ausdrucksbevorzugungen übereinstimmen, so sind sie in derselben Stilperiode des Autors entstanden. Denn die gegentheilige Annahme würde voraussetzen, dass in dem später abgefassten Werke zufällig in allen von mir beobachteten Beziehungen derselbe Zustand wieder eingetreten war, der vor 10 oder 20 Jahren bestand. Eine so consequente Arbeit wird aber dem Zufall niemand zutrauen.

Wie wird sich nun die Sprachbeobachtung und Sprachstatistik auf diesem Gebiete technisch durchführen lassen? Am geeignetsten zur Beobachtung sind die Ausdrucksmittel für solche Bedeutungen und für solche Verknüpfungsweisen von Vorstellungen, die der Natur der Sache nach in allen Schriften des Autors vorkommen müssen. Denn nur *sie* bieten eine genügende Grundlage der allgemeinen Vergleichung und Gruppenbildung. Ferner: Je häufiger eine Bedeutung ausgedrückt werden musste, desto geeigneter ist sie für unsere Beobachtung. Denn wir wollen zwischen den concurrierenden Ausdrücken Frequenzunterschiede nachweisen, die nicht auf Zufall, sondern auf einer seelischen Disposition beruhen. Bei kleinen Zahlen würde der Zufall nie ausgeschlossen sein. Je größer die Zahlen sind, desto significanter treten die Unterschiede hervor, desto mehr muss der Einwand schwinden, dass es sich um rein zufällige Unterschiede handelt. Es ist klar, dass sich aus diesem Gesichtspunkte die sog. Formwörter als besonders geeigneter Gegenstand der Untersuchung darbieten. Wir verstehen unter Formwörtern in der Grammatik solche Wörter, die nicht eine selbständige Vorstellung, sondern lediglich eine Beziehung zwischen anderen Vorstellungen oder Vorstellungscomplexen

ausdrücken, wie Präpositionen, Conjunctionen, Partikeln, steigernde oder bekräftigende Adverbien usw. Es war daher ein sehr glücklicher Griff von Dittenberger, dass er die platonische Sprachstatistik in Deutschland mit Beobachtungen über die Partikel μήν inaugurierte und Schanz ihm mit solchen über den Gebrauch von ὄντως und ἀληθῶς folgte. Nur insofern war ihr Verfahren nicht einwandfrei, als sie ihre auf eine einzelne Spracherscheinung gerichteten Beobachtungen für ein ausreichendes Fundament weitgehender chronologischer Schlüsse hielten.

Ich sehe einen großen Fortschritt von C. Ritters 1888 erschienenen „Untersuchungen über die Echtheit und Chronologie der platonischen Schriften" darin, dass er eine sehr große Zahl von einander unabhängiger Beobachtungen nebeneinander stellt und erst aus ihrer Combination seine chronologischen Schlüsse zieht. Wenn es immer wieder dieselben Schriften sind, die sich auf Grund jeder einzelnen Beobachtung zusammenschließen, so erwächst uns die Gewissheit, dass wir wirklich Spracherscheinungen getroffen haben, die auf regelgebenden und periodenbildenden seelischen Vorgängen beruhen. Dass jede Spracherscheinung, mit der wir es versuchen, sich als geeignet erweisen sollte, ist ein falsches Postulat. Es ist vielmehr ein Ausnahmefall, dass sich eine Sprachgewohnheit so festsetzt, dass sie zum Kennzeichen der Periode wird. Nicht a priori, sondern nur durch Experiment lässt es sich feststellen. Vergebliche Experimente werden sich nicht vermeiden lassen.

Eine Bemerkung ist noch zu machen über die logische Bedeutung der Nebeneinanderstellung mehrerer von einander unabhängiger Beobachtungen. Jede derselben will eigentlich ein selbstständiger Beweis sein. Da wir aber eine gewisse Fehlerquelle bei unserem Schlussverfahren nicht ausschließen können, nämlich die Möglichkeit, dass zu getrennten Zeiten dieselbe Sprachregel gegolten habe, so zeigen wir durch die Hinzufügung anderer, gleichartiger Beweise, dass dieser Verdacht nicht zutraf, dass der als möglich erscheinende Fehler nicht darin steckte. So empfängt jeder einzelne Beweis von der Gesammtheit der übrigen das ihm zur Schlüssigkeit fehlende Moment und ist nun ein selbständiger Beweis. Eine ganz verschiedene und, wie ich glaube, verkehrte Auffassung liegt der von Lutoslawski in seinem Buche „Origin and Growth of Platos Logic" verwendeten Methode zugrunde. Er fasst die Combination der einzelnen Beobachtungen als eine arithmetische Addition und glaubt, dass die Beweiskraft der Größe der Summe entspricht. Als ob die Beweiskraft eines Schlusses eine Abstufung nach Art einer arithmetischen Reihe zuließe und nicht vielmehr ein einfaches „Entweder — oder". Derselbe Irrthum liegt seiner willkürlichen Unterscheidung von vier Classen von Stileigenthümlichkeiten zugrunde, die sich nach dem Grade ihrer chronologischen Beweiskraft abstufen sollen. Die wichtigsten werden mit 4 Points in

Rechnung gestellt, die weniger wichtigen mit 3 usw. Auf Grund dieser Bewertung der einzelnen Momente rechnet er dann die Gesammtsumme der stilistischen Affinität aus, die jeden einzelnen Dialog mit den „Gesetzen“ als dem letzten Werke Platons verbindet. — Über dieser Abstufung von vier Classen von Beweismomenten vergisst er ganz die allein wichtige und grundlegende Unterscheidung, ob nämlich die einzelnen Beobachtungen genereller Natur und ob sie vom specifischen Inhalte unabhängig sind. Es scheint so, als ob nach seiner Auffassung ein Schluss, der giltig ist, ungefähr drei- oder viermal so viel beweist als ein ungiltiger. Bei weitem der größte Theil von Lutoslawskis nur durch ihre große Zahl imponierenden Beweismomenten besteht in Beobachtungen, die nicht genereller Natur sind. Außerdem ist er von dem Wahngebilde einer geradlinigen Entwicklung des platonischen Stils beherrscht, die sich vom ersten Jugendwerke an Schritt für Schritt dem Stile des letzten Werkes annähert. Je näher die Abfassungszeit eines Werkes der der Gesetze liegt, desto größer ist die Affinitätssumme. Als ob die Zahl der gemeinsamen Eigenthümlichkeiten der einzelnen Dialoge mit den Gesetzen, die er in seine Rechnung eingestellt hat, die Gesammtzahl ihrer gemeinsamen Eigenthümlichkeiten überhaupt darstellte. Nur in diesem Falle würde doch eine Vergleichung möglich sein. Außerdem lässt sich L. einen Cirkel zu schulden kommen. Diejenigen seiner Vorgänger nämlich, aus denen er den größten Theil seines sprachlichen Beobachtungsmaterials compiliert, hatten es sich zur Aufgabe gemacht, solche Spracheigenthümlichkeiten ausfindig zu machen, die in den Schriften der letzten Periode: Sophistes, Politikos, Philebos, Timaios, Kritias, Gesetze, entweder ausschließlich oder doch in größerer Häufigkeit als in den übrigen vorkämen. Es ist also kein Wunder, dass sich aus diesen Beobachtungen für die genannten Dialoge eine größere Affinität mit den Gesetzen ergibt, als für die übrigen. Um eine Vergleichung der Affinitätsgrade, wie sie L. beabsichtigt, anstellen zu können, müsste man doch mindestens einmal *data opera* gesucht haben, ob und wie viel gemeinsame Eigenthümlichkeiten sich zwischen jedem dieser Dialoge und jedem von den übrigen nachweisen lassen. Doch ich müsste mehr als eine Stunde zur Verfügung haben, um eine erschöpfende Kritik der Methode Lutoslawskis zu geben. Ich wollte nur als technische Regel für die Ausführung unserer Statistik feststellen, dass eine arithmetische Addition der einzelnen Beobachtungen, mit oder ohne Points, nicht stattfinden darf, dass sie selbständig nebeneinander stehen bleiben müssen.

Wie ist nun weiter technisch die Forderung zu erfüllen, dass die zu chronologischen Schlüssen benutzten Spracherscheinungen vom specifischen Inhalt und Charakter der einzelnen Schrift unabhängig sein sollen? Für die Formwörter kann man wohl die Regel aufstellen: die absolute Frequenz der einzelnen Ausdrücke in

jeder Schrift ist nicht nur durch ihren Umfang, sondern auc
durch ihren Inhalt bedingt. Wir erhalten daher keine brauchbar
Bewertung der relativen Frequenz, wenn wir die absolute Frequen
mit der Umfangszahl des einzelnen Werkes dividieren, wie es z. B
noch Ritter thut. Wir müssen vielmehr ausgehen von der Gesammt
zahl der Stellen, wo die betreffende Bedeutung auszudrücken war
und mit dieser die Frequenzzahlen der einzelnen concurrierende
Ausdrücke dividieren, um eine richtige Bewertung ihrer relative
Frequenz zu erhalten. In dieser Weise habe ich z. B. die Be
jahungsformeln sämmtlicher platonischen Dialoge untersucht, mi
denen der *ἀποκρινόμενος* seine Zustimmung zu den Behauptunge
und Folgerungen des Gesprächsleiters zu erkennen gibt.

Diese letzten Bemerkungen bezogen sich auf die technisch
Ausführung einer einzelnen Art der Sprachbeobachtung zu chrono
logischem Zwecke, die bei weitem nicht die einzige ist. Mei
Hauptzweck war, die allgemeinen Bedingungen klarzulegen, unte
denen die Anwendung dieser Methode möglich wird, um einerseit
ihre principielle Berechtigung zu erweisen, andererseits ihre miss
bräuchliche und äußerliche Handhabung zu bekämpfen. Es lieg
in dem Wesen einer methodologischen Untersuchung, dass sie di
Methode, deren Brauchbarkeit untersucht werden soll, zunächs
einmal in Reincultur darstellen muss, in strenger Sonderung vo
andersartigen Methoden, die *in praxi* mit ihr zusammenwirke
könnten. Darum habe ich festzustellen gesucht, ob die von alle
inhaltlichen Momenten absehende, rein sprachliche Beobachtung zu
chronologischen Schlüssen führen könnte. Ich habe diese Frag
bejahen zu dürfen geglaubt. *In praxi* wird der Nachweis nie au
die sprachliche Seite sich beschränken dürfen, sondern die vom
Inhalt ausgehende Betrachtung wird sich als weitere Controle neben
die sprachliche Methode stellen. Aber nur dann kann die letzter
zur Unterstützung jener dienen, wenn sie auch an und für sich
etwas zu beweisen vermag. Denn noch nie hat die einfache Neben-
einanderstellung zweier ungiltiger Beweise einen giltigen ergeben.

Wien. H. v. Arnim.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Dionysii Halicarnasei opuscula edd. Herman. Usener et Ludov. Radermacher. Volumen prius. Lipsiae in aedibus B. G Teubneri 1899. XLII und 438 SS.

In den Vorlesungen über die Geschichte der griechischen Beredsamkeit, welche Vahlen vor ungefähr 25 Jahren an der Wiener Universität zum letztenmale gehalten hat, sprach er sein Bedauern darüber aus, dass die rhetorischen Werke des Dionysius von Halikarnass in textkritischer Beziehung noch immer äußerst vernachlässigt sind. An diesem Zustand hatte sich auch mittlerweile nichts geändert. Gebrauchen konnte man nur die freilich veraltete Ausgabe von J. J. Reiske, wenn auch einzelne Schriften ihre Bearbeitung gefunden haben: so die Reste der Schrift περὶ μιμήσεως, der Brief an Pompeius und der Brief an Ammaeus περὶ τῶν Θουκυδίδου ἰδιωμάτων, herausgegeben von H. Usener, Bonn 1889. Umso freudiger muss man es daher begrüßen, wenn endlich mit diesem ersten Bande der Plan zu einer Revision der rhetorischen Schriften des Dionysius zur Ausführung gelangt ist.

Vor allem that eine Sichtung der zahlreichen Handschriften, die wir besitzen, noth. Über ihren Wert und ihr gegenseitiges Verhältnis orientiert uns die von Usener geschriebene Praefatio. Die Handschriften zerfallen in drei Classen, welche freilich nicht durchaus dieselben Schriften des Dionysius enthalten; vielmehr bildet für gewisse Werke die eine oder die andere Classe die ausschließliche Quelle. Die Codices, auf welche die beiden ersten Classen zurückgehen, sind ein Parisinus des 11. Jahrhunderts und ein Laurentianus des 12. Jahrhunderts, der letztere mehrfach verstümmelt. Die Quelle der dritten Classe ist verloren. — Nach Klarstellung des Handschriftenverhältnisses werden die jüngeren Handschriften besprochen und der Wert der früheren Ausgaben gewürdigt sowie auch die Frage gestreift, in welcher Reihenfolge Dionysius seine Schriften verfasst hat.

Der hierauf folgende Text des vorliegenden Bandes umfasst die sogenannten kritischen Werke, u. zw.: die Reste des großen Werkes *περὶ τῶν ἀρχαίων ῥητόρων*, den Brief an Ammaeus über das Verhältnis des Demosthenes zu Aristoteles, die Schrift über Deinarch, ferner die über Thukydides *πρὸς Αἴλιον Τουβέρωνα* endlich den Brief an Ammaeus *περὶ τῶν Θουκυδίδου ἰδιωμάτων* Der Text selbst ist nach den in der Einleitung entwickelten Anschauungen über den Wert der einzelnen Handschriften behandelt und hierin, d. h. in der Rückkehr zur bestbeglaubigten Tradition bestand die eine Aufgabe der Herausgeber. Sodann galt es aber auch, die zahlreichen Fehler in der Überlieferung nach Möglichkeit zu beheben sowie die vielen Stellen, wo sich kleinere Lücke finden, mit einiger Wahrscheinlichkeit zu ergänzen. Nach allen diesen Richtungen hin finden wir an vielen hundert Stellen theil die bessernde Hand der Herausgeber mit Glück thätig, theils ist was schon von anderen darin vorgearbeitet war, verwertet und s ein Text gewonnen, der durchaus lesbar ist, selbst dort, wo ma bei der schlechten Überlieferung an einem Erfolg verzweifel musste. Vielleicht sind die Herausgeber in dem Bestreben, solch heillose Verderbnisse zu beseitigen, etwas zu weit gegangen un können für die aufgenommenen Heilversuche nicht immer den An spruch auf begründete Sicherheit erheben.

Zum Schlusse dieser Anzeige, die sich auf eine allgemein Charakterisierung beschränken musste, möchte ich ein paar Be merkungen zur Epistel an Ammaeus hinzufügen.

Capitel 3 am Schlusse, pag. 260, 2 dieser Ausgabe i überliefert: *ὅσα παρέλαβον ἐκ τῶν κοινῶν ἱστοριῶν, ἃς κατα λιπον ἡμῖν οἱ τοὺς βίους τῶν ἀνδρῶν συνταξάμενοι.* Usene ändert *ὅσα* in *ὡς*, *ἃς* in *ἃ*. Ich halte an *ὅσα* fest, lese aher m Weil *ἅ τε* statt *ἃς*. Denn Dionysius nennt hier zwei verschieden Quellen, die *κοιναὶ ἱστορίαι* und die Biographen des Demosthene und Aristoteles. — 6, pag. 263, 15 setzt Weil und mit ih Usener *δέ* vor *ἄλλοις* ein. Unnöthigerweise, denn der Relativ satz *ἃ τέθηκεν κτλ.* erklärt epexegetisch den vorangegangene *ἃ δὲ αὐτὸς ὁ φιλόσοφος ὑπὲρ ἑαυτοῦ γράφει.* — 11, pag 274, 22. In dem Citat aus der Kranzrede § 213 fehlt in de Handschriften des Dionysius *προτέρους* vor *ἐκείνους*. So weni ich es billige, die oft unvollständigen Citate nach unseren Texte des betreffenden Schriftstellers zu ergänzen, so meine ich doch dass hier das Wort, ohne welches der folgende Zusatz *διὰ τ τὴν τῶν συμμάχων τάξιν ἐκείνους ἔχειν* keinen Sinn hätte nur durch Zufall ausgefallen und daher einzusetzen ist. — Übri gens erstreckt sich weiter oben l. 12 f. das Citat aus Demosthene auch noch auf die folgenden Worte *ἀλλὰ μὴν τὰ τότε συμβάντα* dort ist also erst das schließende Anführungszeichen zu setzen. — 12, pag. 276, 12 schreibt Usener nach den Handschriften *μετ*

vivo, was zu den vorangegangenen Worten nicht passt, die ... princeps nach dem Texte des Aristoteles μετ' ἐκείνην. Es ... aber doch am nächsten, ἐκεῖνον zu schreiben.

Wien. Franz Slameczka.

Heinrich Schenkl, Zur Kritik und Überlieferungsgeschichte des Grattius und anderer lateinischer Dichter. Leipzig. Teubner 1898. 93 SS.

In der vorliegenden Schrift, welche in pietätvoller Weise der Sohn dem hochverdienten, allverehrten Vater als Gabe zum ... Geburtstage dargebracht hat, werden mit einem Aufwand von Genauigkeit und Gelehrsamkeit alle Fragen erörtert, die sich auf ... Vindobonensis 277 saec. IX. beziehen, die so wichtige Textesquelle für die Halieutica und das Jagdgedicht des Grattius. Der Hauptwert des Buches liegt wohl einerseits in dem Nachweis, dass die Cynegetica des Nemesianus und Rutilius' carmen de reditu ... im Vind., als er noch vollständig war, nicht enthalten waren; andererseits in dem Apographum der in Betracht kommenden Folien dieser Handschrift. Dieses Apographum ist insofern mustergiltig, als es zeigt, wie auch durch den bloßen Druck, ohne Zuhilfenahme der Photographie, Blätter eines alten Manuscriptes getreu reproduciert werden können. Schenkl hat nämlich alles, was sich durch den Druck nicht wiedergeben ließ, in der Adnotatio so genau beschrieben, dass das Ganze an Anschaulichkeit kaum etwas zu wünschen übrig lässt. Ein derartiges Apographum ist auch insofern rationeller als eine photographische Reproduction als sich, wie dies theilweise auch beim Vind. der Fall ist, so manches alte Blatt wegen seines Zustandes photographisch nicht wiedergeben lässt. — Schenkl spricht in bescheidener Weise selbst von der Möglichkeit, dass durch eine Nachlese noch hie und da etwas berichtigt werden wird. Ich hielt mich nun als Recensent verpflichtet, mich der Mühe einer solchen Nachlese zu unterziehen, und im allgemeinen kann ich nur constatieren, dass Schenkl mit einer geradezu erstaunlichen Akribie gearbeitet hat. Wenn ich im Folgenden einige Ergänzungen bringe, so soll dies nur zur Erhöhung des Wertes von Schenkls mühevoller Arbeit beitragen. Die Lemmata vor den eckigen Klammern sind die Angaben Schenkls. Halieutica 14 qs] der gewundene Strich nach q (Compendium für que) ist wohl nicht passend durch s wiedergegeben. — Inequ (ore); ... nach or vielleicht später hinzugefügt] im Cod. steht Ineqri (ore); ... scheint corrigiert zu sein, wohl aus o, ri von anderer Hand herzurühren. — 16 'uidit scheint von einer anderen Hand aus

uic ergänzt zu sein'] es ist gewiss so. — 23 *inmiatif*; 'd fünfte Buchstabe *a* oder *ei*?'] es scheint vielmehr ein *a* zu sei an das (von m. 1) später vorne ein *c* angehängt wurde, also *c* — 24 '*hi* oder *In*?'] hier ist eine Entscheidung absolut unmöglic — 52 *irater*; 'es sieht fast aus, als ob *cte* Zusatz einer später Hand wäre'.] im Cod. steht *ir* ꝸ *er*; doch stand ursprüngli wohl nur *ir..r* da, und die beiden anderen Buchstaben wurd später in die Lücke eingesetzt; der Buchstabe (oder besser d Compendium) nach *ir* sieht wie das Facsimile einer undeutlich Vorlage aus; ein *a* möchte ich nicht darin finden. — 130 *ull* 'der letzte Buchstabe sieht wie ein offenes *a* aus, dessen zwei Strich zu einem Schnörkel ausgezogen ist] der Cod. hat *ull* ich glaube, der Abschreiber hat auch hier etwas facsimiliert, w er nicht lesen konnte (*-us*?). — Grattius. 16 *diuae*; '*a* fast wie ebenso in *gaudens* v. 20'] ich glaube eher, *a* ist in *n* corrigie und da das *u* nach *di* nicht sehr deutlich und nicht so wie übrigen *u* geschrieben ist, so möchte ich annehmen, dass Schreiber ein undeutliches *dianae* vor sich hatte. — 138 *erme* 'der letzte Buchstabe verwetzt, aber der obere Theil deutlich erkennen'] ich konnte am Schlusse des Wortes keine Spur ei *f* entdecken. — 165 *succerdere*; 'das *r* klein, aber deutli zwischen *e* und *d* zu sehen'] zwischen *e* und *d* steht kein *r*, so dern der Schreiber, der irrthümlich *succer* geschrieben hatte, mac aus dem *r* gleich den ersten, runden Strich des *d*. — 452 *pret* '*o* sieht wie *a* aus'] es ist wohl deutlich ein *a*. — Diese wenig Berichtigungen ergeben sich, nachdem ich an allen von Sche in der *Adnotatio* besprochenen Stellen die Hs. genau s gesehen habe.

Wien. H. St. Sedlmayer.

Die Erzählung von Apollonius aus Tyrus. Eine geschichtlic Untersuchung über ihre lateinische Urform und ihre späteren B arbeitungen. Von Elimar Klebs. Berlin. Verlag von G. Reim 1899. XII und 532 SS.

Die *Historia Apollonii* ist eines der merkwürdigsten lit rarischen Erzeugnisse des späteren Alterthums, und nicht mind merkwürdig waren die Schicksale dieses durch viele Jahrhunder eifrig gelesenen Romans. Die ursprüngliche Gestalt der Erzählu ist uns nicht erhalten; nur in den verschiedenartigsten Umänd rungen ist die Schrift auf uns gekommen. Zur Behandlung d Textes wurden nur schwache Versuche gemacht, und die Frage der Entstehung und Abfassungszeit waren bisher ungelöste Räthse Weder die erste wissenschaftliche Ausgabe, die von Riese, Bib Teubn. 1871 und wieder 1893, noch die zweite Edition, die vo

fang 1888, hatten ihrer Aufgabe entsprechen können, und in den Problemen der höheren Kritik wurden nur einseitige Vermuthungen aufgestellt. Eine klare Scheidung der Handschriftenclassen, wie sie von Wilhelm Meyer 1872 verlangt wurde, ist nun durch Klebs mit glänzendem Erfolg unternommen werden. Bevor er an die Herstellung seiner großen kritischen Ausgabe schreitet, gibt er zunächst in dem vorliegenden Werke eine Darlegung seiner mit durchschlagender Kraft ausgeführten Untersuchungen. Die beiden ältesten und ziemlich gleichalterigen Handschriften, die Florentiner *A* und die Leidener *b* des 10. Jahrhunderts, geben zwei nicht nur sprachlich, sondern auch inhaltlich von einander abweichende Formen der Erzählung. Die erstere wird als Redaction *RA*, die zweite als Redaction *RB* bezeichnet. Die Redaction *RA* ist am besten durch *A*, den eben genannten Codex Laurentianus, und *P*, die Pariser Sammelhandschrift 4955, erhalten. Im ganzen ist *A* besser, bisweilen aber bietet *P* das Richtige; doch sind in *P* häufig Worte ausgelassen, während in *A* selten Echtes fehlt. Die jüngeren Handschriften haben den Text mit Willkür behandelt und häufig nach anderen Redactionen verändert; auch *P* weist schon solche Änderungen auf. Die Redaction *RB* ist zunächst durch die Leidener Handschrift *b*, sodann durch *β*, die Oxforder aus dem 11., und durch *π*, die Pariser 6487 aus dem 14. Jahrhunderte, vertreten, und der Wert dieser drei Codices entspricht genau ihrem Alter. Wie verhält sich nun *RA* zu *RB*? Die beiden Redactionen sind zwei voneinander unabhängige Bearbeitungen eines verlorenen Textes *R*; jede von beiden hat den ursprünglichen Text willkürlich umgearbeitet und vielfach interpoliert; jede von ihnen hat häufig allein das Ursprüngliche bewahrt. Den Text von *R* aber im ganzen wiederherzustellen ist unmöglich. Das Verhältnis zwischen *RA* und *RB* ist durch eine genaue Untersuchung der Interpolationen, der Weglassungen und der Namensformen ermittelt. Die beiden Bearbeitungen *RA* und *RB* sind aber im Mittelalter wenig verbreitet gewesen, und die erstere scheint auf Italien beschränkt geblieben zu sein. Die Masse der erhaltenen Handschriften sowie die Texte, die den mittelalterlichen Bearbeitungen zugrunde liegen, sind einerseits freie Umgestaltungen, andrerseits Mischungen der beiden Grundformen. Diese Mischtexte sind: I. Redactionen, die vorzugsweise auf *RA* beruhen, nämlich *Ra* und die Welser-Gruppe, II. Redactionen, die vorzugsweise auf *RB* beruhen, nämlich *RT*, die Tegernseer Redaction, *RE*, die Erfurter, *RSt*, die Stuttgarter, und *Rber*, die Berner Redaction, III. Redactionen mit gleichmäßiger Mischung von *RA* und *RB*, bezeichnet durch *RC*, die wieder in zwei größere Gruppen zerfallen. — Nachdem sich der Verf. so eine sichere Grundlage bezüglich des Textes geschaffen, geht er an die Durchforschung des Inhaltes, um aus der Erzählung selbst ihren Ursprung und ihre Entstehungszeit zu ermitteln. Es wird zunächst die seltsame

Mischung heidnischer und christlicher Elemente näher geprü
Das Heidnische wiegt bei weitem vor. Alle Elemente, die innerli
zur Erzählung gehören, sind von antik-heidnischem Gepräge. D
Christliche ist nirgends in den inneren Organismus der Erzä
lung eingedrungen. Nur an wenigen Stellen derjenigen Form,
in *R* vorliegt, findet sich das Christliche eingemischt, wie *vi*
in somnis quendam angelico habitu in einem von Diana gesendet
Traumgesicht. Die christliche Bearbeitung von *R* ist aber in ih
ersten Form nicht mehr herzustellen. Die Christianisierung
Textes ist im Laufe der Zeiten immer weiter vorgeschritten,
man schon an *RA* und *RB* sieht, und erst die Baseler Ha
schrift des 15. Jahrhunderts bezeichnet den Endpunkt in die
Entwicklung. Der christliche Bearbeiter von *R* ist ins fünfte Ja
hundert zu setzen. — Es fragt sich nun: 1. War die ursprün
liche Erzählung, die in der uns vorliegenden Form *R* christli
überarbeitet ist, von einem Griechen oder einem Lateiner
schrieben und 2. welcher Zeit gehört die ursprüngliche Erzählu
an? Die Münzangaben und die Inschriften, die in der Erzählu
vorkommen, geben eine klare und sichere Antwort. Der Autor
ein Lateiner und ein Anhänger der heidnischen Religion im dritt
Jahrhundert nach Chr. Der Beweis ist überaus geschickt u
überzeugend durchgeführt. Das Ergebnis wird erhärtet durch
eingehende Untersuchung der Einrichtungen und Gebräuche, du
genaue Prüfung der Sprache und des Stils, durch sorgfältig
Nachweis der Entlehnungen aus römischen Schriftsteliern, Plaut
Vergil, Ovid und besonders Apuleius, lauter Beobachtungen,
an der Urform gewonnen sind. — Mit der lateinischen We
literatur verbreitete sich das Buch in allen folgenden Jahrhu
derten, und in 63 Handschriften ist es auf uns gekommen. D
Stoff reizte aber zu Umbildungen. Aus dem 10. Jahrhundert stam
eine Genter Handschrift mit den *Gesta Apollonii* in lateinisch
Hexametern nach *RB.* Gottfried von Viterbo nahm die Erzählu
nach *RC* poetisch umgearbeitet in sein Pantheon auf. In ve
kürzter Form fand sie in das Unterhaltungsbuch der *Gesta R*
manorum nach der Redaction der Welser-Gruppe Eingang. Thei
nach älteren Texten, theils nach weiteren Redactionen wurde d
Erzählung den meisten Völkern Europas durch Übersetzung od
Bearbeitung in deren Landessprachen vermittelt. Diese mitte
alterlichen und neueren Umgestaltungen, die lateinischen, skand
navischen, slavischen, ungarischen, ferner die spanischen, fran
zösischen, italienischen, griechischen, englischen und deutsche
hat der Verf. im zweiten Theil seines Buches mit bewundern
werter vielseitiger Gelehrsamkeit behandelt und auf ihre Quelle
untersucht. Schon im neunten Jahrhundert erschien die altenglisch
Übersetzung nach einem Text von *RC.* Unter Shakespeares Werke
finden wir den Stoff in dem Drama „*Pericles Prince of Tyre*
verwendet. Noch zu unseren Lebzeiten, vor dreißig Jahren, wurd

las deutsche Volksbuch vom König Apollonius auf den Jahrmärkten erkauft. Nach der lateinischen Redaction *Rα* behandelte um 1300 er Wiener Arzt Heinrich von der Neuenstadt, *weil ein schoenen frouwe drumbe pat* (20856), den Stoff als ein ritterliches Epos in eutschen Versen (gegen 21.000). Um die Mitte des 15. Jahrunderts wurde die Erzählung dreimal in deutsche Prosa übertragen. Wir besitzen eine Bearbeitung in oberdeutscher Mundart on Steinhöwel, die zum Volksbuch geworden ist, in mitteldeutscher Iundart eine freie Bearbeitung und eine bisher von niemandem ntersuchte Übersetzung, die in einer Breslauer Handschrift erhalten ist. Es gibt überhaupt nur drei Übersetzungen, die altnglische nach *RC*, die tosko-venetianische nach *RSt* und die Breslauer deutsche nach *Vd*, einer Form von *RC*.

Wenn auch in Einzelheiten der umfassenden und verwickelten Untersuchung schon Fürtner und S. Singer zur richtigen Erkenntnis gelangt sind, so hat Klebs doch das Verdienst, in der Sache Bahn gebrochen und für alle künftige Forschung einen sicheren Grund gelegt zu haben. Nach dieser höchst dankenswerten Vorarbeit darf man vom Verf. bald eine musterhafte kritische Ausgabe erwarten. Möge er bei deren Herstellung nur auch den Druck genau überwachen, um Druckfehler zu verhüten, wie sie in dem vortrefflichen Buche leider bisweilen vorkommen.

Wien. Franz Weibrich.

Ciceros Rede für P. Sestius, für den Schulgebrauch erklärt von H. Nohl. Preis geh. 40 kr., geb. 60 kr.

Ciceros Rede für L. Murena, für den Schulgebrauch erklärt von H. Nohl, 2. verbesserte Aufl., Preis geh. 25 kr., geb. 45 kr.

Ciceros Rede für P. Sulla, für den Schulgebrauch erklärt von H. Nohl, 2. verbesserte Aufl., Preis geh. 25 kr., gebund. 45 kr

Schülercommentar zu Ciceros Rede für P. Sestius, von H. Nohl. Preis geh. 30 kr., geb. 50 kr. Wien und Prag 1898—99. Verlag von F. Tempsky.

Es sind treffliche Schulausgaben, die der bewährte Herausgeber in den vorliegenden Bändchen darbietet, mit denen wohl der Kreis der in diese Sammlung aufzunehmenden Schulausgaben der Reden Ciceros geschlossen ist. Dem Text geht überall eine recht gewandt geschriebene, völlig ausreichende Einleitung voraus, welche die Situation der Rede erläutert. Besonders hübsch ist die Einleitung zur Mureniana. Sie enthält auch eine zwar knappe, aber ganz treffende Würdigung der eigenartigen Vorzüge dieser Rede, die an unseren österreichischen Gymnasien leider etwas stiefmütterlich behandelt wird. An die Einleitung schließt sich in jedem Hefte eine sorgfältige Gliederung der Rede, die freilich dem

Schüler die eigene Denkarbeit in unerwünschter Weise erspa
Der Text ist in den Bändchen 2 und 3 derselbe wie in der Au
gabe Nohls von 1889. Ein Anhang, der sich der Reihenfolge d
Paragraphen anschließt, dient der Erklärung der Eigennamen u
sachlich schwierigen Stellen. Hier zeigt Nohl den sicheren Ta
und das richtige Verständnis des erprobten Schulmannes für d
Bedürfnis der Schüler. Die Anmerkungen, für die der Hrsg. au
alle Hilfsmittel der Erklärung gewissenhaft zurathe gezogen h
bieten dem Schüler alle wünschenswerten Erleichterungen für sei
Präparation. Besonders hervorzuheben sind die sehr zwecker
sprechenden Erläuterungen zu der gegen den Formelkram d
Juristen sich wendende Stelle der Rede für Murena §§ 25—2
Durch Nohls Anmerkungen wird hier jeder Schüler in den Sta
gesetzt, nicht nur diese in vielfacher Beziehung recht schwieri
Stelle zu verstehen, sondern auch in den feinen Humor derselb
einzudringen. — Das vierte Bändchen enthält einen 78 Seit
umfassenden, gründlichen Schülercommentar zur Rede für Sestiu
Derselbe ist, wie auf der Innenseite des Titelblattes vermerkt is
für den Standpunkt eines Septimaners berechnet. Die Rede, die mein
Erachtens auch schon durch ihren Umfang als Classenlectüre si
wenig empfiehlt, bietet nicht geringe sachliche, auch mancl
sprachliche Schwierigkeiten. Doch durch die Erklärungsweise Noh
wird zweifellos ein allseitiges und gründliches Verständnis d
Rede bei den Schülern erreicht werden. Auch ist Nohl bestreb
das Zustandekommen einer gut deutschen Übersetzung durch g
eignete Winke oder dargebotene Übersetzungshilfen zu erleichter
und zu fördern. Ich glaube nicht, dass er hierin über das Maß de
Zulässigen hinausgegangen sei, wenn auch mancher vielleicl
anderer Meinung sein dürfte. Es ist nun einmal jetzt üblich ge
worden, den Schülern derartige Erleichterungen zu bieten, u
einen rascheren Fortgang der Lectüre zu ermöglichen und doc
die Gefahr zu vermeiden, dass die Schüler der gedankenlosen Be
nützung gedruckter Übersetzungen in die Arme getrieben werden
Jedenfalls muss den von Nohl empfohlenen Übersetzungen nach
gerühmt werden, dass sie durchaus treffend und geschmackvoll sind

Wien. Alois Kornitzer.

Horaz für den Schulgebrauch. 2 Bändchen: Text und Erklärun
von N. Fritsch. Münster, Aschendorffsche Buchhandlung 1897, 98

In zwei netten Bändchen in sauberer Ausstattung hat Fritsch
'Aschendorffs Sammlung lateinischer und griechischer Klassiker
um Horaz bereichert.

Die Einleitung bringt reichlich bemessen das für den
Primaner Wissenswerte über das Leben des Dichters. Die Darstellung meidet mit Recht allen wissenschaftlichen Aufputz, ja

ie bequemt sich dem Gesichtskreise des Gymnasiasten vielleicht ber zu sehr an, wenn sie berichtet, wie Horaz 'nach Rom an ine Mittelschule' kam und später 'die berühmteste der damaligen Hochschulen bezog'. Daran schließt sich eine recht ausführliche Schilderung des Charakters des Dichters, die mit Recht als ihre Hauptquelle die Gedichte selbst nennt und daher wohl auch nicht ls Einleitung, sondern erst nach reichlicher Lectüre gelesen sein will. Gerne würden wir hier auf die an die Charakterisierung Horazens sich anschließende Erörterung über die Frage, warum Horaz unvermählt blieb, verzichten. Denn die Betonung 'seiner stark entwickelten Neigung zur Ungebundenheit' und 'der Rücksicht auf seine schwache Gesundheit', ferner die mysteriöse Andeutung von 'Umständen, die ihm Entsagung nothwendig machten', die in Horazausgaben sonst nicht gerade hervorgehoben werden, dürften in einer Schulausgabe am wenigsten am Platze sein. Ist die Frage schon überhaupt müßig, so ist ihre Erörterung in einem Schulbuche unpassend.

Der folgende Abschnitt über Horaz als Dichter — in seiner Breite und Ausführlichkeit natürlich auch wieder nicht als Einleitung, sondern als Schlussbetrachtung verständlich — leidet fast unter dem löblichen Bestreben, ein möglichst lebendiges Bild von Horazens Muse zu entwerfen; ja die zweite Hälfte ist geradezu mit Begeisterung geschrieben, aber eben diese Begeisterung zieht auch den Verf. über den Rahmen einer schulmäßigen Einleitung hinaus und erhebt diese Abschnitte fast zu selbständigen Dissertationen. Wieder würden wir gerne auf einen Abschnitt, den Schluss, verzichten, der ausgehend von der Betonung der Horazlectüre und der Klage über die 'Verdrängung der Lectüre der philosophischen Schriften Ciceros aus der Reihe der in der Schule zu lesenden lateinischen Werke' zu einem kräftigen Hiebe gegen den Materialismus unserer Tage ausholt und in einen warmen Appell an die Nation ausklingt. Wir sind begeistert von diesen Ausführungen, aber in ein Schulbuch gehören sie u. E. nicht.

Von wohlthuender Kürze und Präcision ist dagegen die anschließende Einführung in die Horazische Metrik, die sich damit begnügt, die metrischen Formen in möglichst schlichter Weise zu erläutern, und allen gelehrten Tand beiseite lässt.

Die Auswahl des Gebotenen ist im ganzen die in Schulausgaben übliche, ebenso der Umfang; nur die Satiren und Episteln sind auffallend stiefmütterlich behandelt. Der Text der aufgenommenen Stücke selbst ist noch manchmal aus 'praktischen Gründen' gekürzt, so namentlich in Sat. I, 3; II, 2 (nicht II, 3, wie es in der Einleitung heißt) und sonst öfters; die Gedichte sind mit passenden Aufschriften versehen, die, wenn auch die Meinungen über ihre Zweckmäßigkeit getheilt sind, in einer Schulausgabe gewiss ihren Platz haben.

Die Namenerklärung, die das erste Bändchen schließ hat wohl von der liebevollen Behandlung des Bearbeiters a wenigsten erfahren, und doch könnte in ihr nach unserer Meinun für die Vorbereitung des Schülers an Unterstützung das meis geleistet werden, vielleicht soviel, dass der Gebrauch der jet blühenden 'Schülercommentare' wesentlich eingeschränkt, vielleic neben dem Unterrichte ganz entbehrt werden könnte. Denn üb grammatische und lexikalische Schwierigkeiten kann sich jed Schüler in Grammatik und Lexikon, die zu ausgiebigem Gebrauc in seiner Hand sein müssen, ganz gut belehren, zumal, seit w solche Bücher haben, die thatsächlich voll und ganz der Schu und nur der Schule dienen. Und sollte eine Construction für de Schüler unentwirrbar scheinen, so gibt ihm ein Wort des Lehre bei einer kurzen Vorpräparation den Schlüssel zum Verständniss Was der Schüler in seinem Arbeitsapparate nicht findet, und wa auch den Rahmen einer Vorpräparation überschritte, sind — zum bei einem Dichter — die aus den verschiedenen Gebieten de philologischen Realien zusammenzutragenden Bemerkungen, welch die Namen und deren zuweilen figürlichen Gebrauch erklären helfe Daher soll diese 'Namenerklärung' vollständig und in ihren E läuterungen eher reichlich spendend als lexikalisch wortkarg sein

Dass nun in dieser Beziehung, wie gesagt, Fritschens 'Namen erklärung' etwas schlecht weggekommen ist, sieht man daraus dass er schon im zweiten Bändchen fast ein Dutzend Lemmat eilig nachträgt; aber immerhin fehlen noch so ziemlich alle geo graphischen Namen, viele Personennamen aus Sage und Geschichte die Namen der Sternbilder, der Götter, der Monate, obwohl be manchem dieser Wörter, wenn sie allerdings auch im Wörterbuch zu finden sind, eine kurze Bemerkung gemacht werden konnte, di eben zum Verständnisse der zu präparierenden Stelle beigetrage hätte. Unvollständig und etwas flüchtig gearbeitet ist aber das Verzeichnis auch insoferne, als — abgesehen von vielen Druck-fehlern bei den Stellenangaben — die Anfzählung der Textes-stellen mangelhaft ist. Wir ersparen uns hier die Aufzählung, in einer Neuauflage können ja diese Stellen — etwa zwei Dutzend — leicht verbessert werden. Dazu kommen noch Stellen, wo Ver-sehen oder Druckfehler vorliegen, *Caeres* statt *Caere, M. Curius* statt *M.' Curius, Qu. Lamia* statt *Q. Lamia, Palatinas arces* statt des Nominativs; oder es liegt Ungenauigkeit vor, wenn das Consulat des *Plancus* ins Jahr 41 statt 42, das des *Scaurus* ins Jahr 116 statt 115 gesetzt, wenn gegen Kiepert *Aesula* für *Aefula* geschrieben oder die Namensform *C. Iulius Caesar Octa-vianus Augustus* gebraucht wird. Ferner waren bei *Salamis* die beiden Orte dieses Namens zu trennen, und wenn bei *Poena* ge-sagt wird: 'besser mit großen Anfangsbuchstaben', so war dies auch im Texte so zu schreiben, weil bei *poena* niemand die Namen-erklärung aufschlägt. Nicht befreunden können wir uns mit der

Adjectivform *Tyndariae* statt des gebräuchlichen Patronymicums *Tyndaridae* wegen der Nominativform *Tyndareus*, nicht *Tyndarus*, und ein gröberer Verstoß ist es, wenn ein *Antonius Iulus* (statt des richtigen *Iullus*) für Od. IV, 2, 2 aufgeführt, dort aber im Texte *Ille* gelesen wird.

Das zweite Bändchen enthält die 'Erklärung'. Diese theilt sich bei jedem Gedichte in einen allgemeinen und einen besonderen Theil. Der erste bringt Angaben über die Veranlassung und eine oft recht ausführliche Inhaltsangabe, zuweilen mit dem Versuche einer Disposition, der zweite die Worterklärung. Da es hier nicht unsere Aufgabe sein kann, jeder gebotenen Einzelheit nachzugehen, begnügen wir uns mit Bemerkungen allgemeiner Natur.

Fast scheint es uns, als ob auch hier, wie schon in der Einleitung, die Freude des Verf. an Mittheilung und Belehrung ihn das richtige Maß habe überschreiten lassen. Besonders die Einleitungen mit ihren ästhetischen Würdigungen, ihrem Hinweis auf besondere Schönheiten, auf Humor etc. sind so ausführlich gehalten, dass sie dem arbeitenden Schüler die schönste Genugthuung, die Freude am Finden, fast vorwegnehmen. Dasselbe gilt von den überaus zahlreich gegebenen Übersetzungen. Nehmen wir nun noch dazu, dass an manchen Stellen die Erklärung nicht kurz und bündig gegeben, sondern ausführlich begründet und die entgegenstehende erst widerlegt wird —, ein Verdienst, das wir an und für sich gerne anerkennen — dass sich reichliche Verweise auf Parallelstellen aus Horaz und vielen anderen finden und die Anmerkungen in ihrer gedrängten Stilisierung wenig übersichtlich sind, so dass sich der mittelmäßige Schüler kaum allein zurechtfinden wird, so kommen wir zu dem Schlusse, dass der Verf. eigentlich mehr geboten hat, als er wollte, eher ein vorzügliches Handbuch für den Lehrer, aus dem er nach seinem Gutdünken spenden mag, als einen praktischen Arbeitsbehelf für einen Schüler, der sich nicht selbst helfen kann. Zu diesem Eindrucke kommen wir hauptsächlich auch durch die Erscheinung, dass verhältnismäßig nicht viele Stellen erörtert werden, zu diesen aber übermäßig lange, analysierende Erläuterungen gegeben sind und an manchen sogar der *varia lectio* Erwähnung gethan wird. Alles dieses zeigt, dass in dem Büchlein eine reiche Ernte emsigen Fleißes und gründlicher Vertiefung in den Autor niedergelegt ist, vielleicht mehr, als für ein Schulbuch gut ist.

Wien. Dr. F. Perschinka.

Tacitus, Dialogus de oratoribus. With introduction and notes by Alfred Gudeman, Professor of Classical Philology in the University of Pennsylvania. Boston Allyn and Bacon 1898. XXXIII und 168 SS. 8⁰.

Gudemans ältere Ausgabe von Tacitus' Dialogus, welche den Titel führt: *P. Cornelii Taciti Dialogus de oratoribus, edited with Prolegomena, Critical and Exegetical Commentary, Indexes, and a Bibliography*, pp. CXXXVIII+447, Boston, Ginn & Co., 1894, wurde seinerzeit allgemein als solide Arbeit bezeichnet; man vergleiche beispielsweise die Beurtheilung im 'Lit. Centralblatt' 1894 Nr. 41, Sp. 1499. Da jedoch das umfänglich angelegte Werk, welches von vornherein auf das Interesse des Specialisten berechnet war, nur einen beschränkten Leserkreis finden konnte, so entschloss sich der Hrsg. zu vorliegender Editio minor. Natürlich bildet zu dieser die größere Ausgabe die Grundlage, wenn auch erstere keine bloße Epitome aus letzterer ist. Nicht nur hat der Hrsg. das *Dies diem docet* an sich erfahren, sondern er hatte auch die seit 1894 über Tacitus erschienene Forschung zu verwerten, so namentlich, was die Frage nach der Autorschaft des Dialogus anlangt, die Publicationen von Steele, Dienel, Hirzel, Leo und Norden, die allerdings von nennenswertem Einfluss auf die Anschauungen des Hrsg.s nicht gewesen sind. — Die Einrichtung der Ausgabe, die schon mit Rücksicht auf den Umfang der Einleitung und des Commentars keine Schulausgabe nach unseren Begriffen ist, besteht in Folgendem. Vorausgeht eine Einleitung (p. V—XXXIII), welche sich über die Frage nach der Autorschaft des Dialogs und die Geschichte der hieran sich knüpfenden Controverse (p. V—XXI), sodann über den dramatischen Aufbau des Dialogs (p. XXII—XXV), weiter über die Personen des Dialogs (p. XXV—XXIX) und endlich über die literarischen Quellen desselben (p. XXX—XXXIII) verbreitet. Ganz nach dem Muster der jetzt in Deutschland üblichen Schulausgaben wird der Text für sich gegeben und in Abschnitte zerlegt, welche orientierende Überschriften tragen. Den Schluss bilden die reichlich bemessenen Noten und ein kritischer Anhang. Der Commentar hält sich von elementaren Bemerkungen fern und ist vorwiegend sprachlicher Natur. Die sonstige Diction des Tacitus wird besonders häufig zur Beleuchtung herangezogen, auf die Abweichungen vom classischen Sprachgebrauch wird hingewiesen, auch die zeitgenössische Latinität berücksichtigt. — Ref. ist der Ansicht, dass in dem Commentar vielleicht die wesentliche Brauchbarkeit von Gudemans Arbeit beruht, wenn auch nicht geleugnet werden soll, dass sich die Ausgabe im ganzen demjenigen besonders empfiehlt, der etwas reichlichere Belehrung sucht als die knapp bemessenen Schulausgaben bieten. — Deutsche und Deutsch-Österreicher dürfte die Mittheilung interessieren, dass der Hrsg. ein Schüler Vahlens ist.

Wien. J. Golling.

P. Cornelius Tacitus Annalen I—III. Für den Schulgebrauch bearb. u. erläut. von Dr. Rudolf Lange, Director des Gymnasiums u. Realgymnasiums zu Rostock. 1. Bd. Text mit einer Karte. 8°, XVI u. 158 SS. — 2. Bd. Commentar. 8°, 170 SS. Bielefeld u. Leipzig, Verlag von Velhagen u. Klasing 1896/7.

Die Eigenschaften dieser von H. J. Müller und Oscar Jäger ausgegebenen Sammlung lateinischer und griechischer Schulgaben sind bekannt: Inhaltsangaben an der Spitze größerer, sammenhängender Abschnitte, ebensolche am Rande der Capitel, es Papier, schöner Druck und solide Einbände.

Dem Texte vorausgeschickt ist ein Vorwort, eine Stammtafel Familie des Augustus und eine kurze Einleitung mit dem chtigsten über das Leben und die Schriften des Tacitus. Den luss bilden ein Verzeichnis der Eigennamen mit der Bestimmg. den Commentar zu entlasten, und eine Karte von Germanien. r Text enthält Ann. I, II und III 1—19, 52—55. Bei seiner stellung hat sich der Herausgeber, wie er sagt, fast durchgig an Halm und Andresen gehalten. Ich zählte etwa 19 llen nach Andresen, dagegen 12 (bezw. 13), die weder Halm ch Andresen angehören. So liest Lange vielleicht mit Recht 8, 1 *passus* (M.), I 57, 5 *rebus commotis* (M.), II 47, 4 *luctis* (M.); I 42, 19 *tam egregiam*, I 69, 10 *militem*, II 1, 1 *nna Statilio Tauro*, II 8, 8 *subvexit et transposuit*, II 9, 6 *missum*, II 20, 1 *ex iis* (M.), III 2, 3 *munera* (M.). *Jisdem* 37, 4 scheint eine Concession an die Schule zu sein, und I 41, halte ich *externae fidei dedi* für verfehlt. Auch *seque et pro- mos et Belgarum civitates* I 34, 2 ist mit Rücksicht auf das scheinungsjahr des Buches weder nach Halm noch nach Andresen. ettterem hätte nicht entnommen werden sollen I 49, 5 *cuncta* stera M.), wie das mit Recht auch I 70, 19 bei *circumsidebat* circumsidet M.) nicht geschah. Warum III 53, 18 *promiscuas* geschrieben ist, während doch selbst I 48, 5 *promisca* (promisca n I.) steht, ist mir nicht klar.

Der Commentar gibt auf jeder Seite ehrenvolle Zeugnisse les erfahrenen Schulmannes, der die Bedürfnisse der Schüler kennt und ihnen mit Maß entgegenzukommen weiß, ohne sich ins Breite zu verlieren, ohne Wiederholungen, an deren Stelle mit pädagogischem Takt die Rückverweisung tritt. Man liest an der Spitze des Commentars, dass besonders aus der Ausgabe von Nipperdey-Andresen wiederholt Erklärungen übernommen wurden. Es ist eben ein Beweis von der unerschöpflichen Güte dieser Ausgabe, dass sie mit wenigen Ausnahmen allen folgenden zur hauptsächlichen Grundlage gedient hat und noch immer dient. Und so hat sie denn auch Lange fleißig benützt. Gleichwohl finden sich bei ihm viele Beweise selbständigen, klaren Urtheils. So die Bemerkungen zu I 8, 1 *de supremis*, zu I 15, 4 *inani rumore*. Mit Recht ist I 17, 1 *(promptis iam et aliis seditionis ministris)* Nipperdeys

Erklärung abgelehnt. Ebenso ist I 24, 4 *ex re consultu* gut erklärt und I 44, 17 *centuriatum* richtig durch 'Muster der Centurionen' gegeben; denn dass es sich um eine Ui suchung, nicht um eine Wahl handelte, zeigt das Folgende. hält sich I 52, 2 *sed quod largiendis pecuniis et missione f nata favorem militum quaesivisset* die Erklärung an Nipper ursprüngliche Auffassung. Auch dass I 74, 22 zu *tulit* die gänzung von *sententiam* abgelehnt und II 32, 9 *auctoritates* 'Willensmeinung, Erklärung' gegeben wird, ist nur zu billi Wenn es endlich zu II 43, 5 *provinciae, quae mari dividu* heißt 'gemeint sind vor allem die asiatischen Provinzen', so stimmt dies vielleicht Andresen, über seine von mir bemäng Auffassung nochmals nachzudenken. — Weist die Erklärung und da Mängel auf, so theilt sie dieses Los mehr oder wer mit allen Werken dieser Art, und es möge nicht zum Nach des Buches gedeutet werden, wenn auf einiges hingewiesen v was mir weniger richtig zu sein scheint. Zu I 6, 4 *(simula* heißt es 'der Widerspruch zu dem vorhergehenden *nihil* . . . *seruit* ist nur scheinbar; *disserere* hat die Bedeutung officiell Senate erörtern, ausführlich besprechen, was Tiberius verm *simulabat* dagegen bezieht sich auf gelegentliche Äußerungen, er (im Senate oder außerhalb desselben) that'. Es liegt n einmal ein scheinbarer Widerspruch vor in dem Gedanken 'Tibe ließ sich in keine Erörterung der That ein, sondern setzte auf Rechnung angeblicher Befehle seines Vaters.' Eher ließe an einen Widerspruch denken gegenüber *rationem facti redden apud patres* (Z. 14). I 9, 18 ff. hat man es bei *saeptum conexa* wohl kaum mit Perfecten zu thun; ebensowenig erwa man zu *ius apud cives, modestiam apud socios, urbem ip magnifico ornatu* ein solches, sondern nur *esse*: um Zustä handelt es sich. I 29, 2 ist *nobilitas* nicht 'Seelenadel', der die Meuterer kaum gewirkt hätte, sondern 'die imponierende Halt des vornehmen, hochgebornen Mannes', und I 38, 9 fällt bei *ripam* das Fehlen des Flussnamens ebensowenig auf, wie G. 5, 23, 2; Ann. XII 29, 10, III 54, 4. I 47, 13 ist zu *pr prudentes* 'zuerst sogar die klugen Leute (die anderen natürl auch)' nicht annehmbar. Lex. Tac. gibt das Richtige. I 48, ist *causas* = 'Sachverhalt, Thatbestand' richtig; dass dage *merita* thatsächlich vox media ist = 'Verdienste (Unschuld) t Schuld', zeigt schlagend *innocentes ac noxios*. I 53, 24 soll Ind. *speraverat* auffällig sein, da der Relativsatz doch nur Ansicht der *quidam* (Z. 21) geben könne. Gewiss nicht: T zieht aus jener Angabe seine Folgerung, wie Andresen richtig sehen hat. Wenn I 55, 6 *insignem utrumque perfidia in aut fide* 'aut' mehr verbindend als trennend wäre, so führte di zu dem Ergebnis, dass *perfidia* und *fides* gegenüber den Röme in jedem von beiden vorhanden waren, und wenn man II 18,

pertis . . . *catenis* übersetzen kann 'und man fand Ketten', so
mf man doch dem Schüler nicht sagen, dass der absolute Ablativ
e einen Hauptsatz vertrete. II 35, 4 *ut absente principe senatum*
equites posse sua munia sustinere decorum reipublicae foret ist
e Auffassung 'damit es sich als ehrenvoll für den Staat heraus-
llen könnte, dass . . .' unverständlich. Bei *ut* = 'damit' hat
n übrigens, soweit man es überhaupt versuchte, der Stelle
e Gewaltthat noch keinen vernünftigen Sinn entlockt; vgl.
derlein zu d. Stelle. Übrigens ist *decorum* auch nicht 'ehren-
ll', sondern 'πρέπον'. Soll bei II 40, 4 *cum Tiberium anceps*
eu distrahere mit der Verweisung auf II 31, 4 gemeint sein,
m cum inversum vorliege, so ist dies falsch. II 42, 7 wird
isset so erklärt, dass der Inhalt des Satzes aus dem Sinne des
erius herausgesagt sei, und darum wäre statt *eum* correcter *se*
sum?). Man hat es nicht mit einem Gedanken des Tiberius,
dern mit der Meinung zu thun, wie sie in Rom herrschte,
d somit ist alles correct. II 42, 9 ist zu *missoque ad res*
rientis etwas breit die auch von Andresen vertretene Ansicht
sgeführt, dass *ad* den Zweck andeute und *componendas* zu er-
zen sei. *Ad* aber ist local, und zu ergänzen ist nichts. *Ad*
s Orientis 'nach den Angelegenheiten des Orients' besagt nichts
eiter als unser 'nach dem Orient', wie Hor. Epist. II 1, 2 *res*
talas für uns 'Italien', Demosth. 1, 25 τὰ τῶν Ὀλυνθίων
lynth' ist. II 53, 6 *paucos dies insumpsit reficiendae classi*
il der Dativ statt des gewöhnlichen Ablativs m. *in* stehen.
ezterer findet sich meines Wissens nur Tac. de or. 30, 7 (vgl.
hn), ersterer sonst ausschließlich bei Tacitus. Der Acc. m. *in*
eht Cic. de inv. II 38, 113, ad Att. V 17, 2; Gell. II 24, 3.
I 61, 3 *disiectasque inter et vix pervias arenas* 'zwischen den
seinandergewehten (und infolge dessen an manchen Stellen zu
ßen Haufen aufgewirbelten) Sandmassen'. Sandmassen, die aus-
inandergeweht werden, verschwinden. II 78, 5 soll *litorum*
rum ein sehr starker Ausdruck sein. Im Grunde ist er nicht
ärker als *ora maritima,* nicht so stark als Verg. G. II 44 *primi*
e litoris oram oder des Erklärers Übersetzung 'Küstengestade'.
e Bedeutung ist 'Küstenzug, Küstenstrich'. Zu II 79, 5 *ille*
dens respondit hätte die Ausführung über den Hohn in Pisos
ntwort Andresen nicht nachgeschrieben werden sollen, weil von
ohn schlechterdings nichts zu entdecken ist. Piso pariert e
er wies die Aufforderung mit gutem Rechte zurück auf Grund
er bestehenden Gerichtsordnung (Her. zu Hist. I 26, 11). III
12, 27 *id solum Germanico super leges praestiterimus* möchte
ie Übersetzung des angeblichen Conjunctivs mit 'wir dürften wohl
ewährt haben' allein schon genügen, sich an das Fut. exact. zu
alten (Caes. b. G. IV 25, 3). — Ein Versehen ist es wohl,
enn es I 4, 12 zu *premantur* heißt 'von Agrippa' statt 'von

Tiberius'. Sonst ist mir nur noch aufgefallen: Text, S. 71, *Mrati* für *Marti* und S. 118, Z. 5 *qidem*. — Wo ein Bedü vorhanden ist, da sei dieses im ganzen gediegene Werk empfo

Wien. Franz Zöchbaue

Latin literature of the empire. Selected and edited, with re texts and with brief introductions by Alfred Gudeman. In volumes. Vol. II. Poetry. New York and London, Harper & Bro publishers 1899.

Über Zweck und Anlage dieser Chrestomathie wurd diesen Blättern bereits gelegentlich der Anzeige des ersten Ba welcher die Prosa enthielt, in Kürze berichtet (vgl. Jahrg. 1 S. 889 ff.). Nunmehr liegt der zweite Band vor, welcher auf Seiten eine Auswahl aus der Poesie der sogenannten silbe Latinität bietet. Aufgenommen hat Gudeman folgende Stücke; den Pseudo-Vergiliana: Culex, Copa, Moretum, Lydia, Ae (*c.* 200 Verse); aus den Astronomica des Manilius nebst Proömien des I. II. und III. Buches die anziehendsten Absch des Werkes (z. B. den Nachweis der Existenz Gottes aus ewigen Gesetzen der Natur; die Milchstraße; die Kometen ihre Wirkungen; das Fatum; den Mythus von Perseus und An meda); 20 der bekanntesten Fabeln des Phaedrus, denen Prologe zu Buch I, II, III, IV und IV 21, die für die B theilung des Autors von Wert sind, vorangeschickt werden; wiegend Chorpartien aus Senecas Tragödien; von den Sa des Persius I und V; 7 größere Abschnitte aus Lucans Pl salia (die Gründe des Krieges; die Besprechung zwischen Br und Cato; die Meuterei in dem Heere Cäsars; der Vorabend der Schlacht von Pharsalus; Pompeius' Ermordung; Cornelias Kla Catos Lobrede auf Pompeius); Ekloge III und VI des Calpurn III und IV des Nemesianus; die Octavia; Bruchstücke Silius Italicus (*c.* 1400 Verse), Valerius Flaccus (*c.* 9 aus Statius Silvae I 6 (der erste December), II 4 (Auf Tod des Papageis), II 7 (Lucans Geburtstag), V 4 (der Schl V 5 (Auf den Tod seines Adoptivsohnes); aus der Thebais zwei kleine Bruchstücke, dagegen das erste Buch der Achill ganz; 100 Epigramme Martials; *satira* I, III, VII, X, Iuvenals; das Pervigilium Veneris; von Ausonius ne einigen kleineren Gedichten die Mosella ganz; von Claudian das Gedicht *De raptu Proserpinae* in Auswahl und ein carmina minora.

Schon diese Übersicht zeigt, dass die Auswahl eine ebe reichhaltige wie gelungene ist; wer sie genauer für die einzel Autoren prüft, wird Gudeman die Anerkennung feinen Geschmac

ist versagen können. Zweifelhaft bleibt mir nur, ob es sich
lich verlohnt, aus dem schwer verständlichen Aetna dem
er Bruchstücke darzubieten, die von dem Charakter des Ge-
htes doch keine Vorstellung erzeugen können. Auch will es mir
einen, als ob die Auswahl aus Statius dem Dichter nicht
z gerecht würde. Es ist kein Zweifel, dass uns die Achilleis,
e Gudeman in der Einleitung bemerkt, weit mehr anmuthet als
e Thebais; aber die hohe Anerkennung, die das Hauptwerk
s Dichters im Alterthum fand, lässt vom literarhistorischen
dpunkte zum mindestens mehr Proben als wünschenswert er-
einen. Am wenigsten gelungen ist m. E. die Auswahl aus
artial; viele treffliche Epigramme vermissen wir hier, während
dere, für den geistreichen Epigrammatiker weit weniger charak-
tische der Aufnahme für würdig erachtet worden sind (z. B.
4, III 19, III 20 u. a.). Zu Grunde gelegt hat Gudemann
er Chrestomathie auch in diesem Bande durchwegs die besten
d neuesten Ausgaben; so standen ihm für Manilius bereits
Probebogen der neuen Ausgabe, die, von M. Bechert besorgt,
nächst erscheinen wird, zu Gebote. Doch hat sich Gudeman
ht sclavisch an seine Vorlagen angeschlossen, sondern, wenn
ch selten, theils eigene, theils fremde Verbesserungen in den
t gesetzt. Eine knappe *appendix critica* am Schlusse des
des gibt über diese Abweichungen Aufschluss. Die Ausstattung
s Buches ist eine splendide; der Druck ist — nach den an-
tellten Stichproben zu urtheilen — mit Sorgfalt überwacht
den. Von Druckfehlern sind mir aufgefallen: Iuv. III 115
inus für *facinus*; III 227 *deffunditur* für *defunditur*; III 313
ula für *saecula*; Pervig. Ven. 25 *ignea; unico* statt *ignea,
ico*; ibid. 52 *subderestem* statt *subde restem*; Stat. silv. V 4,
*At nunc, heu, si aliquis longa sub nocte puellae | Brachia
s tenens ultro te, Somne, repellit. | Inde veni!* statt *repellit,
de veni!* (Sollte es Absicht sein, dann ist die Fassung schwerlich
billigen). Stat. silv. I 6, 46 *vogare* statt *vocare*.

München. Dr. Karl Prinz.

Reden und Vorträge von Otto Ribbeck. Leipzig, B. G. Teubner 1899. 8°, IV u. 308 SS. Preis Mk. 6.

Das hübsch ausgestattete Buch, welches in gut geordneter Sammlung eine Reihe von Reden und an ein größeres Publicum sich wendenden Vorträgen O. Ribbecks enthält, welche, obwohl einst veröffentlicht, jetzt im Buchhandel vergriffen sind, wird in weiten Kreisen freudige Aufnahme finden. Ist es auch zunächst den zahlreichen Schülern, Freunden und Verehrern des verblichenen Gelehrten, selbst wenn sie einen Theil dieser Arbeiten bereits be-

sitzen, in solcher Znsammenstellnng nnd mit dem bekannten fre
lichen Bilde an der Spitze ein hesondere liebes Andenken,
reicht doch seine Bedeutnng noch viel weiter, und namentlich
die Generation der heranwachsenden Philologen aus dem Ü
blicke, welcher sich gerade ans derartigen Schriften über
wicklnngegang nnd Charakter dee Forschers ergibt, gar man
lernen können.

Umfassen diese Aufsätze ja einen Zeitraum von 40 Ja
(1858 — 1898) ane verechiedenen Wirkungskreisen und la
zndem infolge dee mannigfaltigen Inhaltee naheliegend oft
tiefer in das Weeen des Mannes blicken als seine großen We
da hier nicht nnr der Gelehrte, sondern recht oft auch die
eönlichkeit dem Leeer nahe tritt. Ref., dem es vergönnt
mit Ribbeck dnrch zwei Jahre in den Herbstmonaten zu I
bruck, wo dereelbe in der schönen, geschichtlich merkwürdi
Weiherbnrg den ersten Band der „Geschichte der römischen D
tung“ schrieb, nnd epäter zur gleichen Zeit wiederholt in M
täglich zn verkehren, erfrente sich bei der Lectüre dieser Sa
lnng oft daran, eein mündliches Wort mit Partien dieser klei
Schriften zu vergleichen, und es zeigte sich stets der wahre
beck. Das Lob über Bnresch z. B. erklang einet, als dieser Sch
seine ersten Proben abgelegt hatte, am Fuße des Iselberges
seinen Lippen bereits ebeneo warm, wie schließlich in dem die
Sammlnng einverleibten Nachrnfe, welchen der Lehrer dann
vor seinem eigenen Tode dem dahingeschiedenen Jünger widm
Es lag so viel Milde in dem sonet etrengen Manne, wenn
einmal sein Herz geöffnet nnd an anderen redlichen Eifer e
deckt hatte.

Anch bezüglich der Entwicklung dee Strebens, für Stoffe
classischen Alterthnme weitere Kreise dnrch anziehende Darstellu
in dentscher Sprache zu hegeietern, worans dann schließlich n
die „Geschichte der römiechen Dichtnng“ enteprang, welche
bezeichnend dem Freunde Panl Heyse widmete, bietet das Bu
intereesante Anhaltspnnkte. Die mythologiechen Abhandlungen ü
Hybris, Daemon und Genius, die literarhistorischen über Euripid
und eeine Zeit, die Idyllen dee Theokrit, über M. Porcius Ca
Censorine ale Schrifteteller bilden gewissermaßen eine Leiter
solchen Entwicklungestadien.

Wenn der ungenannte Heransgeber im Vorworte bemerk
daee der Verewigte, wenn er selbet noch eine Sammlung klein
Schriften beeorgt hätte, vielleicht hie und da einiges geände
haben würde, eo ist dae für jeden Kenner Ribbecks gewiss ei
lenchtend; war es ja etets eeine Sache, immer anch die Forschunge
anderer gewieeenhaft zu prüfen und an den eigenen wiederho
zn feilen (so hätte er z. B. sicher die im Jahre 1867 geschrieben
Stelle über Tyrtaioe [S. 25] modificiert). Aber ee war aus de

n angedeuteten Gründen gut gethan, keine Umarbeitungen bei er solchen Sammlung und gegenüber einem solchen Manne zunehmen.

Innsbruck. Anton Zingerle.

---

rl Brugmann. Griechische Grammatik. (Lautlehre, Stammbildungs- und Flexionslehre und Syntax). 3. Aufl. Mit einem Anhang über griechische Lexikographie von L. Cohn. München 1900. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. XIX und 632 SS. [Handbuch der klassischen Alterthumswissenschaft, herausgegeben von Dr. Iwan v. Müller. 2. Band, 1. Abtheilung].

Vor zehn Jahren ist die zweite Auflage des zweiten Bandes s von J. v. Müller herausgegebenen Handbuches der klassischen terthumswissenschaften erschienen, welcher nach dem damaligen ne die „Griechische und lateinische Sprachwissenschaft" entelt. Die jetzt vorliegende dritte Auflage unterscheidet sich äußerch von der früheren dadurch, dass jetzt die „Griechische Grammatik" ein geschlossenes Ganze für sich ausmacht, und so natürlich ch die lateinische. Diese Theilung war gewiss vom technischen esichtspunkte aus sehr zu empfehlen, da insbesondere die 'Griechische Grammatik' zu mächtigem Umfange angewachsen ist, inm den 235 SS. der zweiten Auflage 581 der dritten gegenberstehen, von denen 22 auf die Einleitung (gegen 17 der früeren Auflage), 342 auf die Lautlehre, Flexions- und Stammbildungslehre (gegen 159), 205 auf die Syntax (gegen 58) und 8 uf den Wortindex entfallen. Im Bereiche der Flexionslehre hat amentlich die Lehre vom Verbum eine große Bereicherung erfahren, wiewohl die durch den Fortschritt der Forschung geforderte Raumvermehrung auch in den übrigen Theilen leicht nachzuweisen ist[1]). Und welcher Leser wüsste nicht, welch gewaltige Fortschritte sowohl in der Aufdeckung neuen, insbesondere inschriftlichen Materials als auch in der wissenschaftlichen Durcharbeitung des gesammten Stoffes der griechischen Grammatik gerade in dem letzten Decennium gemacht worden sind? Wahrlich, der Verf. einer griechischen Grammatik, die allen Anforderungen der historisch-vergleichenden Forschung gerecht werden soll, hat eine gewaltig schwierige Aufgabe zu lösen. Dass dies Brugmann, der ja selbst in der hervorragendsten Weise in dem abgelaufenen

---

[1]) Ich unterlasse es hier eine Gegenüberstellung des Stoffes der dritten und zweiten Auflage nach Anordnung und Umfang (erstere hat nicht allzuviele Veränderungen erfahren) vorzunehmen. Ich habe eine solche in der für die 'Neue philologische Rundschau' abgefassten Anzeige unserer Grammatik gegeben und will sie daher an dieser Stelle nicht wiederholen.

Decenninm durch die Heransgabe des zweiten Bandes seines Gr
risses, dnrch die vollkommene Nenbearbeitung des ersten 1
erschienenen Bandes dieses für die indogermanische Sprachwis
schaft grundlegenden Werkes nnd dnrch zahlreiche kleinere Arbe
anch an der Lösung der Anfgaben der griechischen Gramm
sich betheiligt hat, in vollendeter Weise gelnngen ist, brau
eigentlich nicht besonders hervorgehoben zn werden. Wir
wundern ebensosehr die sonveräne Beherrschnng des mitu
recht weit verzettelten Stoffes, der es znznschreiben ist, dass
kaum an einer Stelle eine wirklich wichtige, dnrch inschriftli
oder handschriftliche Überlieferung bezengte sprachliche Thatsa
vermissen wird, als den tiefeindringenden Scharfsinn, mit welch
der Verf. die sprachlichen Vorgänge bis zn ihren Wurzeln v
folgt nnd ihre cansalen Znsammenhänge klar und bündig darle

Wer sich ein wirklich wissenschaftliches Verständnis
griechischen Grammatik verschaffen will, muss Brugmanns Gr
matik zur Hand nehmen nnd darf nicht vor einigen Schwier
keiten znrückschrecken, welche diese historisch-genetische Meth
mit ihrer mitnnter eigenartigen Terminologie namentlich im
fange des Stndiums bereiten mag.

Ich kann diese knrze Anzeige, welche ja nnr den Zw
verfolgt, die österreichischen Philologen anf diese höchst wicht
dritte Auflage der griechischen Grammatik von Brugmann e
dringlichst anfmerksam zu machen, nicht schließen, ohne
dankender Anerkennung der Verdienste Delbrücks zn gedenk
dessen vergleichende Darstellnng der Syntax im 3. und 4. Ba
des Grundrisses der vergleichenden Grammatik der indogermanisch
Sprachen Brngmann mit Recht in erster Linie berücksichtigt h

Innsbruck. Fr. Stolz.

Angelos Vlachos, Elementar-Grammatik der neugri
chischen Sprache. 5., verb. Auflage. Leipzig, F. A. Brockha
1899. 8°, VII u. 90 SS.

Einem Rnfe des Verlegers folgend, nnterzog der Verf. sei
1885 in 4. Anflage erschienene Grammatik einer nenen Durchsich
um sie 'noch würdiger der ihr zntheil gewordenen Gunst zu g
stalten'. V. ist ein Vertreter der Schriftsprache; es kommt ih
daher in diesem Bnche vornehmlich daranf an, die Sprachforme
der sogenannten καθαρεύουσα znr Anschaunng und Einübung z
bringen, während die Volkssprache nnr als Anhängsel betrachte
wird. Infolgedessen dürfte es nnr von jenen mit einigem Nutze
gebrancht werden, welche des Altgriechischen, auf welches wieder
holt verwiesen wird, mächtig sind. Wer das Nengriechische bloß
für praktische Zwecke erlernen will, wird gnt thun, sich an jene

Hilfsmittel zu halten, welche sich die Darstellung der Volkssprache zur Aufgabe gemacht haben.

Die Grammatik zerfällt in zwei Theile: 1. Formenlehre, 2. Syntax. Der gebotene Sprachstoff kann für eine Elementargrammatik im ganzen als ausreichend bezeichnet werden, weniger befriedigt die Darstellung desselben. So wird z. B. das Substantiv in wenig zweckmäßiger Weise in sieben Declinationsformen vorgeführt. Bei manchen angeführten Zeitwörtern, wie z. B. S. 67 bei λαχαίνω, ich falle zu, S. 69 bei τυχαίνω, ich treffe, wird man mit der einzigen angegebenen Bedeutung nicht auskommen. Im syntaktischen Theile findet sich auch ein Capitel 'Von der Satzbildung', das aber eigentlich von der Wortstellung handelt. Die beigefügten Übungsstücke scheinen mir für das Zeitwort, besonders für das unregelmäßige (S. 69 f.), zu kärglich bemessen zu sein. Bezeichnend für den Standpunkt des Verf.s ist es, dass er auf die Einübung der der Volkssprache angehörigen Wortformen ganz verzichtet. Vgl. S. 10 u. 17. Was aber dem Büchlein am wenigsten zur Empfehlung gereicht, ist das oft arg vernachlässigte Gewand, in das die grammatischen Regeln gekleidet sind. Der Verf. beherrscht nämlich die deutsche Sprache so unvollkommen, dass die bestgemeinten Belehrungen oft unverständlich bleiben. Hier eine kleine Blütenlese: S. 15: Die Wörter auf ψ machen im Genetiv βος und πος, 23: Die Adjectiva auf ής machen das weibliche auch in ής, 26: Die Endung τερος bildet den Comparativ der Adjective, 80: νά drückt bei Fragen ein Gesuch um Erlaubnis aus, 84: Der Superlativ in ατος kommt häufig unabhängig und ohne Artikel vor, um das sehr auszudrücken, 88: Im gewöhnlichen Gespräch wird der Dativ theils durch den Genetiv, theils durch den Accusativ mit der Präposition εἰς, auch ohnehin, ersetzt, indem der Accusativ seinen alten Gebrauch meistens behalten hat. — Auch in den Übersetzungsstücken vermisst man öfter Klarheit und Richtigkeit des Ausdrucks. — Der Druck weist mancherlei kleine Versehen auf. S. 68 ist Πίπτω statt Πίπτω zu lesen.

Ein dringendes Bedürfnis zur Neuauflage dieses Büchleins war m. E. nicht vorhanden, da an besseren und praktischeren Handbüchern zur Erlernung des Neugriechischen gegenwärtig gerade kein Mangel ist.

Wien. F. Hanna.

K. Kraus, Heinrich von Veldeke und die mittelhochdeutsche Dichtersprache. Halle a. d. S. Max Niemeyer 1899. XV und 189 SS.

Seit Behaghels Ausgabe der 'Eneit' sind entschiedene Zweifel an der Annahme, dass Heinrich von Veldeke in der Mundart seiner Heimat sein Epos dichtete, öffentlich nicht erhoben worden. Wenn

einzelne auch nicht übersahen, dass die niederländische Mundart in den Liedern des Veldekers stärker als in seinen Erzählungen hervortrete, so hat doch die Thatsache, dass alle Reime in der 'Eneide' sich ohne Schädigung ihrer Reinheit ins Mastrichtsche übertragen ließen, während nicht alle eine Umsetzung ins Hochdeutsche aushielten, so entscheidend gewirkt, dass Behaghel, ohne irgendwo Widerspruch zu finden, das ganze Gedicht in die Mundart von Maestricht übertragen konnte. Nunmehr werden aber in den vorliegenden äußerst sorgfältigen und vorsichtigen Untersuchungen von Karl Kraus gar gewichtige Zweifel an der vollen Berechtigung dieser schneidigen Übertragung des überlieferten Textes der 'Eneide' auf Grund einer vergleichenden Reimuntersuchung vorgebracht, die an Genauigkeit und Vollständigkeit nichts zu wünschen übrig lässt. Kraus untersucht in dem vorliegenden Buche zunächst die wichtigsten Unterschiede zwischen Heinrichs Reimgebrauch und dem anderer niederländischer Dichter (soweit sie in sprachlichen Unterschieden begründet sind), sodann die ausschließlich niederländischen Reime, die Heinrich v. V. absichtlich meidet, und endlich die wichtigsten beweisbaren mundartlichen Eigenthümlichkeiten des Veldekers. Diese gründlichen Untersuchungen zeigen nun unwiderleglich, dass Heinrich v. Veldeke sowohl im Servatius wie in der Eneide ausgesprochen mundartliche Reime absichtlich zu meiden suchte und dass ihm seine Absicht mit wenigen Ausnahmen merkwürdig gut gelang. Kraus stellte auch außer allen Zweifel, dass die mehrfach geäußerte Annahme, ein späterer mitteldeutscher Überarbeiter könne es gewesen sein, der das ursprüngliche Niederländisch in den Reimen austilgte, unhaltbar und nur der eine Schluss möglich ist, dass der Dichter selbst seine sprachlichen Besonderheiten, seine heimatliche Mundart, soweit er konnte, mit Rücksicht auf seinen Leserkreis unterdrückt hat. Diese Thatsache sagt uns nun freilich nichts anderes, als dass dem Dichter des Servatius und der Eneide doch jenes sprachliche Ideal vorschwebte, das wir mit dem Namen der alten gemeindeutschen Dichtersprache, des Mittelhochdeutschen, zu bezeichnen gewohnt sind. Denn welch anderen Zweck hätte der Veldeker mit der Unterdrückung seiner heimatlichen Mundart in seinen Erzählungen wohl verbunden als den der allgemeineren Verständlichkeit und leichteren Verbreitung seiner Werke im mittleren und südlicheren Deutschland, mit dem ihn auch so manche persönliche Beziehungen verbanden? Mit den Ergebnissen, zu denen Kraus durch seine rein sprachlichen Untersuchungen gelangt, stimmt dann die Thatsache trefflich zusammen, dass Heinrichs Eneide ihre große Nachfolge wohl in Mittel- und Oberdeutschland gefunden hat, in Niederdeutschland und im niederländischen Schriftthum aber gar keine Spuren hinterließ, ein Vorgang, der geradezu unverständlich bliebe, wenn das Werk in seiner äußeren Form ein niederländisches gewesen wäre.

Da die Richtigkeit der Kraus'schen Beweisführung und deren Ergebnisse für den Berichterstatter fest steht, glaubt er auch an die 'mittelhochdeutsche Schriftsprache' in dem Umfange, den Kraus am Schlusse seiner Ausführungen mit diesen Worten bestimmt: „An einheitliche Vorschriften darf in keiner Weise gedacht werden. Das Verfahren der Dichter war ein verschiedenes, je nachdem die besonderen Verhältnisse verschieden waren. Der eine, ein Niederländer, der für Thüringen dichtet, der andere ein Niederdeutscher, der an hochdeutsches Publicum denkt, der dritte ein Schwabe, der auch in Baiern nach Geltung strebt, und so weiter in allen denkbaren Combinationen; der sesshaft, jener ein Fahrender... dabei all die Verschiedenheiten, die sich aus der größeren oder geringeren Vertrautheit des Einzelnen mit der Sprache seiner fremden Hörer ergaben, die wechselnden Entscheidungen, die in Fällen, wo das Princip nicht gewahrt werden konnte, getroffen wurden; hier der Künstler, der sich seine Sprache, seine Reimformeln selbst schmiedet, so dass alles das Gepräge seines Geistes trägt, dort der Stümper, der mit der abgenutzten Schablone altererbter Reimformeln und mit dem fremden Gut imponierender Vorbilder gleich unbefangen hantiert — eine solche Fülle verschiedener Componenten, dass wir uns nicht wundern dürfen, wenn kaum jemals für zwei verschiedene Dichter oder auch nur für zwei verschiedene Werke desselben Dichters sich ganz die gleiche Resultierende ergibt". Leichtverständlich ist von diesem Standpunkte aus auch der Unterschied in der Sprache, der zwischen den Erzählungen und den Liedern des Veldekers herrscht. In den ersteren schloss er sich, weil es um 1170 wohl schon eine gemeine hochdeutsche Dichtersprache, aber keine niederländische gab, in welcher er für einen großen Leserkreis hätte erzählen können, halb freiwillig, halb gezwungen an die bestehende Dichtersprache an, nicht aber in den Liedern, war ja doch eine niederländische lyrische Volkspoesie schon vorhanden; Heinrichs Lieder aber waren ein Versuch, die schon vorhandene heimische Liederdichtung „hoffähig" zu machen.

Dies sind die wichtigsten Ergebnisse der vortrefflichen Kraus'schen Untersuchungen. Sie werfen neues Licht auf die vielumstrittene Frage der mittelhochdeutschen Schriftsprache, und es ist kein Zweifel, dass der fruchtbare Gedanke der vergleichenden Reimuntersuchung, wie ihn Kraus für Heinrich v. Veldeke durchführt, bahnbrechend wirken wird.

Graz. Dr. Ferdinand Khull.

Th. Vogel, Goethes Selbstzeugnisse über seine Stell zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen. In licher Folge zusammengestellt. Zweite Auflage. Leipzig, B. G. Teu 1900. VI und 242 SS.

Dass sich schon nach Ablauf von zehn Jahren das Bedür nach einer nenen Anflage dieses Bnches eingestellt hat, bew am deutlichsten, dass der Verf. mit der Znsammenstellung Selbstzengnisse Goethes znr Religion und zu religiös-kirchli Fragen einem wirklichen Bedürfnisse der Zeit entgegengekom ist. Vogel versteht es mit außerordentlichem Geschick, vom fang bis zum Ende nur Goethe das Wort zu lassen nnd j Einmischen seiner eigenen Persönlichkeit hintanzuhalten. Mit gebendem Fleiße hat er alle ernstgemeinten Äußerungen religiöse Fragen in Goethes Werken und in den Briefen Dichters gesammelt und in zwei Hauptgruppen vereint, von d die erste Goethes Stellung znr Religion überhaupt und die zw das Verhältnis des Altmeisters znr Offenbarung und zur Ki behandelt. Auch innerhalb dieser beiden großen Abschnitte der Verf. die einzelnen Aussprüche Goethes nach sachlichen sichtspunkten in Grnppen zn ordnen, welche die Äußerungen Dichters über bestimmte Probleme in zeitlicher Folge wiederge

Kein einseitig confessioneller oder religiöser Standp stört den Genuss dieser schönen Sammlung, die thatsächlich kei anderen Zweck verfolgt, als das Interesse und Verständnis Goethe zu fördern.

Dass vielleicht die eine oder die andere der herangezoge Stellen dnrch den Verf. irrigerweise eine Deutung in religiö Sinne erfahren hat, kann den Wert des Buches nicht im m desten beeinträchtigen; denn bei der Fülle des Materials lässt sich eben nicht vermeiden, dass bezüglich einiger Äußerung auch eine andere Auffassung platzgreifen kann als diejenige, wel der Verf. durch die Einreihung unter eine bestimmte Gru vertreten hat. Ihm aber daraus einen Vorwurf zu machen, w nichts als kleinliche Nörgelei.

Da auch die äußere Ausstattung des Buches selbst v wöhnten Ansprüchen genügen dürfte und sich die zweite Aufla von der ersten durch eine alphabetische Übersicht vortheilh unterscheidet, wird sich Vogels Werk in der neuen Gestalt w auch außerhalb der engeren Goethe-Gemeinde zahlreiche Freun erwerben.

Görz. Dr. Franz Streinz.

The **Temple Reader.** A Reading Book in Literature for School and Home. Edited by E. E. Speight, B. A. (Lond.) With an Introduction by Edward Dowden Litt. D., Ll. D., Professor of English Literature in the University of Dublin. New Edition, revised, enlarged, and illustrated. London, Horace Marshall and Son, Temple House, Temple Avenue 1899. 8°, VI u. 272 SS. Preis 1 sh. 6 p.

Das englische Lesebuch für Schule und Haus, auf das wir die Aufmerksamkeit der Leser dieser Zeitschrift hinlenken möchten, trägt seinen Titel *The Temple Reader*, wie dies oft bei englischen Büchern der Fall ist, von einem zufälligen, äußeren Umstande, nämlich von der Localität *Temple House, Temple Avenue* — vermuthlich in der Nähe von *Temple Bar* und den alten Londoner Rechtscollegien *The Inner Temple* und *The Middle Temple* gelegen, wo das Verlagsgeschäft, aus dem es hervorgegangen ist, sich befindet. Wäre dies nicht der Fall, so könnte man sehr wohl an eine Beziehung zu Popes *Temple of Fame* denken; denn ein Ruhmestempel ist es in der That, in die der Leser hier eingeführt wird, und zwar ein Ruhmestempel der Weltliteratur, in der man nur mit Bedauern einige Übersetzungsproben aus der deutschen Literatur, wie z. B. etwa aus Coleridges Übersetzung von Schillers „Wallenstein“ oder aus einer der verschiedenen englischen Übersetzungen von Goethes „Hermann und Dorothea“ vermisst. Sonst aber sind alle bedeutenderen westeuropäischen Literaturen, in erster Linie natürlich die englische angelsächsischer und neuenglischer Zeit, sodann die altnordische, französische, italienische und spanische neben der griechischen und lateinischen und derjenigen des alten Testaments durch erlesene Übersetzungsproben vertreten. Darin besteht der große Unterschied, der dies Lesebuch von den deutschen Schulbüchern ähnlicher Art so wesentlich und, ich stehe nicht an hinzuzufügen, so vortheilhaft unterscheidet.

Das Buch ist mit wahrer Hingebung an die Sache zusammengestellt, deren erster Zweck ist, die jugendlichen Gemüther in die Welt des Guten, Schönen und Edlen einzuführen, ihren Blick nicht an die heimatliche Scholle zu bannen, sie anzuleiten zur Wertschätzung alles dessen, was bei allen Völkern, die dem Gesichtskreis der Jugend nicht allzu fern entrückt sind, zum Fortschritt menschlicher Erkenntnis und Einsicht, zur Vertiefung edleren Empfindens beigetragen hat. Dabei hat es dem Herausgeber des Lesebuches nicht an der Mitwirkung kundigster und erfahrenster Berather gefehlt. Die Professoren York Powel, Wright und Napier in Oxford, ferner Mayhew und Dr. Henry Sweet sind einige der Männer, deren Beistandes er sich in der Vorrede rühmen kann, während der geistvolle Shakespeare-Biograph Edward Dowden dem Buche als Geleitsbrief eine Einleitung vorangestellt hat, die man getrost mit zu den wertvollsten Schätzen desselben rechnen kann. Denn der Dubliner Professor gehört selbst

zu den führenden Geistern Englands und ist durch seine liter historischen Arbeiten auch auf dem Continente wohlbekannt. Dar hat es eine erhöhte Bedeutung, wenn er sich in folgender Wei äußert:

„Hier eine Ecke des Vorhangs aufzuheben und dort e Ecke, selbst wenn wir nicht mehr zu thun vermögen, als Thatsache anzudeuten, dass es weite Fernsichten darüber hin gibt, ist immerhin etwas. Nur gehört zu haben von Cervant von Dante, von Spenser, von Keats ist ein Schritt vorwärts der Ausbildung. Zu wissen, dass es eine Weltliteratur gibt u wenn auch nur für einen Augenblick, etwas von ihrer Bedeutu ihrer Schönheit, ihrer gewaltigen Leidenschaft, ihrem Pathos, ihr Humor gefühlt zu haben, das heißt einen guten Grund legen."

Und mit welchen Mitteln gelingt es dem Herausgeber Lesebuches, dieser Idee, dieser Aufgabe gerecht zu werde Einfach dadurch, dass er die Überzeugung vertritt, das Schön und Beste in der Literatur gehe nicht über das Fassungsvermög fortgeschrittener Schüler — denn für solche ist natürlich das Bu in erster Linie bestimmt — sowie gewöhnlicher, ernster und l dungsbedürftiger Leser hinaus. Von diesem Gesichtspunkte wählt er seine Lesestücke.

Aber nicht genug damit! Er stellt jedem einzelnen kurzes, von einem anderen hervorragenden Vertreter der Weltli ratur herrührendes Motto voran, wodurch die Bedeutung des Schri werkes oder Schriftstellers, dem das Stück entnommen ist, sof in die richtige Beleuchtung gerückt und zugleich auch die A merksamkeit, ja die Neugier des jugendlichen Lesers auf den Ve des tiefsinnigen Spruches hingelenkt wird, von dem er in der Re dann auch noch andere, etwas umfangreichere Proben seiner Den und Schreibart in dem Buche findet. Und weiter noch dienen de selben Zwecke die wohlgelungenen photolithographischen Reprodu tionen von Kunstwerken, zehn an der Zahl, die dem Buche besondere Zierde beigegeben sind und von denen der Herausgeb gewiss nicht mit Unrecht hofft, dass sie die Jugend ermunte werden, sich weiter mit den Schätzen der nationalen Kunstsamm lungen bekannt zu machen. Voran steht mit Fug und Recht a Titelbild eine photographische Wiedergabe der in der Stratford Pfarrkirche befindlichen Shakespeare-Büste. Das erste zum Te gehörige Bild ist die „Rückkehr des Odysseus" von Pinturicchi woran sich eine prosaische Paraphrase des betreffenden Pass aus der Odyssee, bearbeitet von Charles Lamb nach Georg Chapmans poetischer Übersetzung derselben, anschließt. Welch Handhaben zu instructiven Ausführungen bieten schon diese dr Namen — Homer, der ehrfurchtgebietende Sänger oder Inbegri der Sangeskunst des classischen Alterthums, Chapman, de erste englische Übersetzer Homers und zugleich der hervorragende mit Shakespeare gleichzeitige Dramatiker, endlich Charles Lamb

der geistvolle Essayist und Paraphrast Shakespeare'scher Dramen, einem wohlunterrichteten und geistvollen Lehrer! Und dazu dann noch das dem Lesestücke vorangestellte, von Walter Savage Landor, dem fanatischen Tyrannenhasser und Bewunderer des classischen Alterthums, herrührende Motto, welches lautet: „Kein lebender Mensch verehrt Homer mehr als ich. Er war der einzige Autor, den ich als Knabe las. Damals nährte Homer meine Phantasie, erfüllte meine Träume, weckte mich am Morgen, begleitete mich, wenn ich gieng oder segelte, unterwies mich in der Moral, in der Sprache, in der Musik, in der Philosophie, in der Kriegskunst." — An diese Probe aus der Odyssee schließt sich an eine Übersetzung des Rückzugs der Zehntausend aus Xenophon mit einem Motto Francis Bacons über diesen Schriftsteller. Auf ihn folgt Livius' anschaulich lebendige Beschreibung von dem Übergange Hannibals über die Alpen mit einem höchst interessanten Ausspruche Lord Macaulays über Livius, folgendermaßen lautend: „Kein uns bekannter Geschichtschreiber hat eine so vollständige Gleichgiltigkeit der Wahrheit gegenüber an den Tag gelegt. Andererseits kennen wir in dem ganzen Umfange der Literatur kein anderes derartiges Beispiel, dass ein schlechtes Ding so gut ausgeführt worden ist. Der Ton der Erzählung ist über alle Beschreibung lebendig und anmuthig. Die Fülle interessanter Gedanken und glänzender Schilderungen in den Reden ist nahezu phänomenal. Sein Geist ist ein Boden, der niemals überanstrengt worden ist, eine Quelle, die niemals zu tröpfeln scheint. Sie quillt reichlich hervor, und doch lässt sie kein Zeichen von Erschöpfung erkennen."

Es folgt hierauf ein mit einem Motto von Sir Walter Besant versehenes Lesestück ähnlicher Art aus der neueren Geschichte, nämlich die Erzählung einer abenteuerlichen Flucht kriegsgefangener Engländer aus der Gewalt der Türken zu Alexandria, berichtet von Hakluyt, einem Zeitgenossen Shakespeares, in seinen „Denkwürdigen Seereisen", sodann eine mit einem Motto von Montaigne eingeleitete Schilderung von der Einnahme Edinburghs aus Lord Berners (?) Übersetzung von Froissarts Chronik. Daran schließt sich an ein Abschnitt aus der von William Morris und Eirikr Magnússon übersetzten *Volsunga Saga* mit einem Motto aus der Einleitung oder dem Vorworte der Übersetzer. Ein Gegenstück dazu bildet der von dem Herausgeber des Lesebuches übersetzte Kampf Beowulfs mit Grendels Mutter aus dem Beowulf-Epos mit einem Motto von John Earle. Sehr passend reiht sich daran ein poetisches, gleichfalls in die angelsächsisch-nordische Welt einführendes Lesestück an, nämlich Longfellows anziehende Paraphrase von Ohtheres Erzählung von *König Alfred* von seiner Fahrt ums Nordkap, die dieser bekanntlich in seine Übersetzung der Weltgeschichte des Orosius aufgenommen hat. Ein hübsches Motto von Oliver Wendell Holmes über seinen berühmten Landsmann Longfellow leitet das anmuthige Gedicht

ein. In die abenteuerliche Welt der Artussage wird der Les dann eingeführt durch einen aus Sir Thomas Malorys *Mo Arthur* entnommenen Abschnitt, dem natürlich kein passender Motto vorangestellt werden konnte als eine Stelle aus Tennyso *Idylls of the King.* Ein Passus aus dem altfranzösischen Roland liede, der Tod des Erzbischofs Turpin, übersetzt von Longfello mit einem Motto von Edward Dowden und einem zweiten v Leon Gautier, dem Herausgeber jener Dichtung, bildet zu diese ganzen Ideenkreise eine passende Ergänzung.

Die nächste, aus nur zwei Nummern bestehende Gruppe v Lesestücken ist der orientalischen Welt entnommen, so zunäch ein poetisches Stück, nämlich ein Passus aus Coleridges *Kub Khan,* und im Anschluss daran die fünfte Reise Sindbads a 1001 Nacht. Darauf folgt wieder ein Abschnitt aus Chapman Odyssee-Übersetzung, nämlich Odysseus' Überlistung des Polyphe begleitet von einer Reproduction des Turner'schen, denselbe Gegenstand darstellenden Bildes. Einige *Northern Ballads,* i denen das gespenstische Element eine Rolle spielt, bilden de Übergang zu einer ganz anderen Gedankenwelt, nämlich zu Ce vantes, dessen „Geschichte von Don Quixote und dem Galeers sclaven" mitgetheilt wird, und zu Swifts „Gulliver im Land der Riesen".

Es ist nicht angänglich und auch nicht nothwendig, de ganzen Inhalt des sehr geschickt und einsichtsvoll zusammen gestellten Lesebuches hier anzugeben, in welchem natürlich vor wiegend noch die neueren englischen Dichter und Schriftstelle Vertretung finden, wie Keats, Goldsmith, Addison, Shake speare, Sterne, Defoe, Gray, Lamb, Robert Brow ning, Elisabeth Barrett-Browning, Burns, Marlowe Landor, Hood, Wordsworth, Milton, Ruskin, Cole ridge, Shelley und zahlreiche andere. Aus dieser auch in dem Lesebuche beobachteten Reihenfolge geht schon hervor, dass die Ordnung der Lesestücke keine chronologische ist. Vielmehr hat der Herausgeber sich bemüht, wie dies wohl zur Genüge schon die früheren, etwas genaueren Hinweise auf den Inhalt des Buches erkennen ließen, eine gewisse Continuität des Gedankens oder wenigstens der Empfindung durchzuführen und schroffe Gegensätze zu vermeiden.

Von diesem Gesichtspunkte aus war es auch nicht noth wendig, prosaische und poetische Lesestücke scharf von einander zu sondern, obwohl von den letzteren sich eine größere Gruppe zusammenfindet, die mit Robert Brownings *Evelyn Hope* beginnt und mit Shelleys *An Jonian Isle* endet, ohne durch das hoch poetische Prosastück von Charlotte Brontë, „Eine Nacht auf der Haide", oder durch den 104. Psalm, der dem „Morgengesang in Eden" aus Miltons „Verlorenem Paradiese" vorangeht, eine Unter brechung zu erleiden. Ebensowenig störend, sondern im Gegen-

il durchaus in Harmonie mit dem Plane und Gedanken des ches ist es, wenn an die beiden Essays von Francis Bacon, *Studies* und *The Glory of Learning*, sich die Lehren eines ters aus den Sprüchen Salomonis anschließen und an diese as Gericht Gottes“ aus dem „Prediger Salomonis“, sowie eine rze Stelle aus dem Propheten Micha, von den Gott wohlgefälligen fern handelnd.

Der kürzlich verstorbene, als Schriftsteller wie als Kunstlehrter gleich hervorragende John Ruskin sagte: „Meiner ihen Bekanntschaft mit der Bibel verdanke ich den besten Theil iner Neigung für die Literatur, sowie den kostbarsten und im nzen wesentlichsten Theil meiner Bildung“. Dieser Ausspruch t einem Passus aus Jesus Sirach „Das Lob berühmter Leute“ rangestellt, der nur durch eine trefflich gelungene Abbildung r Kraftgestalt des Moses Michelangelos von dem Sonett ats' auf Kosciusko, welches den nämlichen Gedanken ausführt, trennt ist. So folgt in ähnlicher Aneinanderreihung verwandter danken auf Defoes Schilderung von der Londoner Pest die schreibung des Plinius von dem Ausbruche des Vesuv; so auf n von dem Herausgeber übersetzten Abschnitt „Der Tod Balders“ s der prosaischen Edda Thomas Grays Ode *The Descent of Odin*, auf „Das Ende der Reise“ aus John Bunyans *Pilgrim's Progress* Platos Geschichte von Er und auf diese der kurze, chöne, die Unsterblichkeit besingende Hymnus Walt Whitmans *The Last Voyage*; so endlich geht das Lesestück „Beatrice im aradiese“ aus Dantes *Divina Commedia* den tiefsinnigen Versen *Dirge in Woods* von George Meredith voran, woranf Robert Herricks nicht minder schönes Gedicht „Die weiße Insel oder rt der Seeligen“ und Sir Philipp Sidneys Sonett „Von der Erde m Himmel“ folgen, an die sich dann als Schluss des inhaltreichen, tiefsinnigen und doch nur 272 Seiten umfassenden Werkes as 35. Capitel aus dem Propheten Jesaias, betitelt von dem Herausgeber *The Joyous Land*, anschließt.

Betrachtet man das eigenartige Buch als Ganzes, so muss man vor allem der Belesenheit, dem Geschmacke und der von einem vorurtheilsfreien Geiste getragenen sittlichen Tendenz des Herausgebers volle Anerkennung zollen. Denn wenn das Buch auch zahlreiche Stellen aus der Bibel enthält, so sind diese doch keineswegs von einem beschränkt-dogmatischen Parteistandpunkte aus ausgewählt worden, sondern so, dass sie die Schriften des alten Testamentes ungezwungen in den organischen Zusammenhang der Weltliteratur als zu deren wichtigsten Bestandtheilen gehörig einreihen.

Das ist überhaupt eine Lehre, die aus diesem Buche, welches n der deutschen pädagogischen Literatur wohl kaum seines Gleichen hat, zu ziehen ist, dass unsere Jugend mit dem Begriff, mit der

Thatsache einer Weltliteratur, mit dem organischen Wachsth und Zusammenhange alles geistigen Lebens und Fortschrittes mehr bekannt gemacht werden sollte, als es geschieht.

Wien. J. Schipper.

Th. Hoschek, Der Abt von Königsaal und die Köni Elisabeth von Böhmen, Prag 1900, Rohliček u. Sievers. 103 8°. (Prager Studien aus dem Gebiete der Geschichtswissenschaf herausgeg. v. Bachmann V.).

Man sinnt vergebens nach, was den Hrsg. bewogen ha dürfte, die vorliegende Arbeit unter die Prager Studien auf nehmen, denn wenn man in 'Studien' immer etwas zu finden wohnt ist, was nach einer Seite hin die Wissenschaft zu förd geeignet ist: hier dürfte man es vergebens suchen. Neues, man als gut bezeichnen dürfte, enthält die Arbeit nicht, d fast das Einzige, was sie Neues bietet, dass Elisabeth bei Thronbesteigung der Lützelburger eine „leitende" Rolle gesp habe (S. 17 u. a.), wird man nach eingehender Prüfung a einschlägigen Quellen nicht zugeben können. Sie ist damals sich lich nur ein „Werkzeug" in der Hand anderer gewesen, wie schon seit langer Zeit von Heidemann u. a. trefflich ausgefü wurde. Nicht sie, sondern andere Elemente sind es, die die He in Bewegung setzen. In der Einleitung gibt der Verf. eine Üb sicht über die Quellen; so gut gemeint sie ist, man könnte ni sagen, dass sie etwas Neues bietet; denn auch das, was über Stellungnahme Peters zu den Parteien gesagt wird, ist län bekannt. In einer geradezu unerträglichen Breite und mit Here ziehung von Sachen, die mit einer kritischen Studie nichts gem haben, behandelt der Verf. die Lebensgeschichte der Köni Elisabeth, ihre Abstammung und ihren Charakter, ihre Juge ihr Verhältnis zu Heinrich von Kärnten, die böhmischen Verhä nisse und das Reich, die Tage von Speier, die Jahre 1311—13 den Conflict mit den Ständen, den Sturz der Königin und i letzten Lebensjahre. Heben wir von dem vollständig Überflüssig nur einiges aus, so z. B. S. 9, was über ihre Großmutter gesa ist und was nur dann einen Sinn hätte, wenn bedeutsame Charakt züge beider auf sie vererbt worden wären, nicht weniger das, über Guta gesagt ist. Wenn sich jemand einige wirklich schö Charakterzüge aus Gutas Leben suchen wollte, so müsste er d St. Pauler Formular zur Hand nehmen, das unser Verf. ange scheinlich gar nicht kennt; überflüssig und im höchsten Gra bombastisch ist, was unter 2. „Übersicht der Geschichtsentwic lung (wessen?!) vom Aussterben der Přemysliden bis 1309" et gesagt wird, z. B.: „Es ist etwas Merkwürdiges um die dem Au sterben nahen Fürstengeschlechter. Wie oft wiederholt es sic

dass der letzte Spross einer auf zwei Augen reducierten Dynastie früh und plötzlich vom Schauplatze hinweggerafft wird!" usw. Was sollen diese und ähnliche Phrasen zur Sache? Zwar wird gesagt, dass uns die Quellen für die Geschichte der Königin von 1292 bis 1309 ziemlich in Stich lassen; nichts destoweniger liest man S. 18: „Ferne gehalten von dem prunkvollen Getriebe des Hoflebens, füllte sich die Seele des Kindes mit den Eindrücken, die Spiel und vielleicht etwas Unterricht auf seinen Intellekt ausübten." Auch zu dem, was dort über die prunkvollen Feste von 1297 gesagt wird, war das St. Pauler Formular einzusehen. Was nun auf den folgenden Blättern über die nächsten Jahre der Prinzessin gesagt wird, ist, soweit es nicht quellenmäßig begründet ist, abzuweisen. Solche Phrasen, wie sie das Cap. 2 einleiten, finden sich auch sonst, so z. B. S. 20: „Ist die Regierungskunst schon an und für sich eine der schwersten Aufgaben, die einem Menschen zugemuthet werden können, so übersteigt es in manchen Staaten und zu gewissen Zeiten schier alle Menschenkraft, in Ruhe und Frieden zu herrschen".... Man wird billig sagen, dass die Anhäufung derartiger Phrasen geschmacklos ist, wie sie sich wieder S. 26 findet: „das Luftschloss senkt sich aus ätherischen Höhen nach und nach auf festen Grund. Elisabeth ist nun innerlich fertig, bereit, gegen ihre Schwester und ihren Schwager zu intriguieren. Nichts leichter als das..." oder S. 14: „Es ist sehr fraglich, ob Elisabeth jemals eine Regung des Gewissens gefühlt habe, die ihr sagte: du hast nicht recht gehandelt in deiner Unversöhnlichkeit, du hast dem Götzen deines gekränkten Ich Hunderte von Menschenleben geopfert. Als echtes Weib, nur gewohnt zu fühlen, bedarf sie keiner anderen ethischen Sanction als der Stimme ihres Herzens". Zieht man diese und ähnliche nutzlose Bemerkungen (s. auf S. 29 u. a.) und einzelne überflüssige Citate heraus, so liess sich das Wesentliche der Arbeit leicht auf zwei Druckbogen statt auf sieben unterbringen. Dabei gienge gewiss nichts Wesentliches verloren. An Druckfehlern ist kein Mangel. Man liest: *chromographus, domicillae, Macabäer, hunderde* usw.

Es wäre verlockend, noch weitere Ausstellungen zu machen; ich hoffe indes in absehbarer Zeit auf diese Dinge in anderem Zusammenhang zurückzukommen.

J. Asbach, Deutschlands gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung. Ein Grundriss für Lehrer und Studierende. Berlin 1900, Weidmann'sche Buchhandlung. IX und 134 SS. 8°.

Das Buch ist, wie der Verf. sagt, in der Hauptsache eine Wiedergabe des Berichtes, den er für die fünfte rheinische Directorenconferenz auf Grund von 41 Anstaltsberichten, die im Schoße der einzelnen Collegien mit Eifer und Sorgfalt berathen worden waren, über „Umfang, Vertheilung und Methode der

durch die neuen Lehrpläne geforderten Belehrunge über unsere gesellschaftliche und wirtschaftlich Entwicklung" zu erstatten hatte. In der Einleitung wi an der Hand von drastischen Belegen die Nothwendigkeit beton „dass die Schule dem politischen und wirtschaftlichen Zeitinteres entgegenkomme und ihre Schüler befähigen müsse, sich über die Verhältnisse richtige Vorstellungen und Begriffe zu bilden". W die Schule dies Ziel am besten erreichen kann, wird in der vo liegenden Schrift theoretisch und praktisch erläutert, indem 26 Capiteln die wirtschaftlichen Verhältnisse in alter, mittler und neuerer Zeit in übersichtlicher, auch für den Schüler fas licher Weise dargestellt werden. Dass diese Studien bereits a den Gymnasien gepflegt werden müssen, darüber kann umso wenig ein Zweifel sein, als der studierende Jüngling, wenn er nic etwa der juristischen Facultät angehört oder streng historisc Studien betreibt, kaum mehr in die Lage kommt, gewisse Grun begriffe unserer historischen Erkenntnis sich anzueignen. Zu we darf hier allerdings nicht gegangen werden, weil von der Jugen um die es sich hier handelt, das Verständnis für verwickelte Verfassungs- und Verwaltungsverhältnisse zum Theile noch nic erwartet werden kann. Man muss, wenn man derartige Materi in dem vorliegenden Buche findet, aber nicht vergessen, dass s für den Lehrer und nur in einzelnen Fällen für den Schüler b stimmt sind. Mit Recht wird das größte Gewicht auf die B lehrungen gelegt, die der alten Geschichte entnommen sind u es kann nur gebilligt werden, wenn der Verf. betont: „Wie al politischen Bildungen, so lassen sich alle wirtschaftlichen Vorgän an antiken Vorbildern klar machen, und das umso leichter, we sie uns im Alterthum zwar auf engem Raum, aber eben desweg in umso anschaulicherer Klarheit entgegentreten". Die einzelne Stufen der wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands werde ebenso klar und verständnisvoll dargelegt, wie die im Alterthum namentlich fehlt es nirgends für den Leser an praktischen meth dischen Belehrungen. Vielleicht hätte über die Lebensgesetzgebun unter Konrad II. etwas mehr gesagt werden können. Sehr g ist, was über die Rodungen und Colonisationen im 10. Capit gesagt wird. Dass die Wirksamkeit des großen Kurfürste Friedrich II., die Gesetzgebung Preußens nach Tilsit und nament lich die Socialpolitik der neuesten Zeit vollauf gewürdigt ist braucht nicht besonders dargelegt zu werden. Auch für die öster reichischen Schulen wäre ein derartiges Hilfsbuch am Platze denn für unsere Verhältnisse kann das, was hier über die volks wirtschaftliche Thätigkeit der Regenten in der zweiten Hälfte de XVIII. Jahrhunderts gesagt ist, doch nicht hinreichen. Im ganze wird das Werk seinem Zwecke in vollkommenster Weise entsprechen

Graz. J. Loserth.

Freytags geographischer 2 Kronenatlas für Österreich-Ungarn. Druck und Verlag von G. Freytag & Berndt in Wien u. Leipzig o. Jahr. 12°.

Der in demselben Verlage wie Hickmanns Taschenatlanten schienene und in demselben Formate gehaltene 2 Kronenatlas steht aus 37 Seiten Text und 25 Karten. Der Text — Österich-Ungarn in aphoristischer Darstellung von Guido Jöndl — thält fast nur Namen und Zahlen. Er bringt zunächst eine lgemeine Übersicht über Österreich-Ungarn, und zwar sowohl züglich der physischen wie der statistischen Verhältnisse; som nähere Angaben über die einzelnen Reichstheile. Hier erheinen unter anderem auch die historischen Orte, eine ganz rze Geschichte jedes Kronlandes, Namenserklärungen und zum chlusse verschiedene Vergleiche, die sich jedoch nicht auf Österich-Ungarn beschränken. So wird z. B. der Dobratsch mit dem lt. Kosciusko verglichen (S. 15), dem Jahre der Schlacht bei sterlitz, 1805, das Todesjahr Kaiser Josefs I., 1705, in nicht ehr gelungener Weise an die Seite gestellt (S. 25), Buda-Pest inmal mit seiner Bewohnerzahl vom Jahre 1890, das zweitemal ber mit seiner gegenwärtigen, um 200.000 Menschen stärkeren levölkerung zum Vergleiche herangezogen (S. 16 u. 20). Überlüssig ist die Beschreibung des Donaulaufes (S. 4), da sie nichts ls die nach jeder Krümmung eingeschlagene Richtung angibt. Bei Steiermark sind alle kleinen, zum Theile sogar schon aufelassenen Eisenwerke genannt, nur Donnawitz, das weitaus größte, nicht, bei der Industrie Böhmens auffallender Weise Bier und Zucker übergangen. In Bosnien und der Herzegowina soll es Hochgipfel geben, die ewigen Schnee tragen (S. 35), während sie doch kaum 2000 m überragen. Das Gebiet diesseits der Theiß kann man doch nicht als das alte Pannonien bezeichnen (S. 30). Das Fritzthal hat neben der Wagreiner Höhe als Theil der nördlichen Längsfurche der Alpen keinen Platz (S. 2). Unrichtig ist, dass die avarische Mark von Karl dem Großen im Jahre 788 gegründet (S. 8), dass das großmährische Reich im Jahre 1006 zerstört (S. 23), bei Slankamen 1699 gekämpft wurde (S. 34), dass Mödling die Residenz Heinrichs II. Jasomirgott war (S. 8).

Die ersten neun Karten, aus Hickmanns Taschenatlas von Österreich-Ungarn entnommen, bringen den Gesammtstaat, sodann die einzelnen Kronländer zur Darstellung. Die Bodenbeschaffenheit tritt, da sie in grauer Schraffierung gegeben ist, wenig scharf hervor, desto kräftiger wohl die Flüsse, wie denn auch die anderen Verkehrsstraßen, Eisenbahnen und Schiffahrtslinien auf dem Meere, überall gebürend hervorgehoben sind. Die 16 folgenden, ganz ähnlich gearbeiteten Karten der übrigen europäischen Staaten und der einzelnen Erdtheile stammen aus Hickmanns Universal-Taschenatlas. Die in den letzten Jahren erfolgten politischen Ver-

änderungen bezüglich Cubas, Portoricos, der Philippinen usw. sind darauf noch nicht berücksichtigt.

Im allgemeinen kann wohl gesagt werden, dass der knappe, nur das Wissenswürdigste umfassende Text, die übersichtlichen, gut lesbaren Karten und das handliche Format den 2 Kronenatlas neben den gleichartigen Hickmann'schen Atlanten zu einem recht brauchbaren Taschenbuche machen.

Dr. Karl **Schlemmer**, Leitfaden der Erdkunde für höhere Lehranstalten. 2. Aufl. I. Theil: Lehrstoff für die unteren Classen mit 3 Abbild., 55 SS. II. Theil: Lehrstoff für die mittleren Classen mit 83 Abbild. 283 SS. 8°. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1900.

Der vorliegende Leitfaden kann bezüglich der Auswahl des Stoffes, der Gliederung und der Darstellung dem Besten zugezählt werden, was die geographische Schulbücherliteratur der letzten Zeit zutage gefördert hat. Das Buch hält sich genau nach den preußischen Lehrplänen vom Jahre 1892, bringt somit im I. Theile als Lehrstoff der VI., nach einer kurzen Einleitung über die Erde als Himmelskörper und ihre Bewohner, eine Übersicht über die fünf Erdtheile, als Lehrstoff der V. das Deutsche Reich in gedrängter Kürze. Der II. Theil behandelt als Lehrstoff für die mittleren Classen zunächst Europa ohne Deutschland, sodann das Deutsche Reich und darauf die außereuropäischen Erdtheile, daran schließt sich ein kurzer Abriss über mathematische Erdkunde. Bis auf wenige Stellen wird auf die Auffassungskraft der Schüler immer gebürend Rücksicht genommen, und auch der Umfang des Gebotenen ist niemals so groß, dass es nicht leicht bewältigt werden könnte. Die Zahlen sind auf das geringstmögliche Maß beschränkt, die angezogenen Vergleiche fast immer recht zweckmäßig. Ebenso ist auch die Sprache durchaus klar und verständlich, frei von unnöthigen Fremdwörtern und ebensoweit entfernt vom sogenannten Depeschenstil wie von Weitschweifigkeit und Schwulst. Die zahlreichen, dem II. Theil beigegebenen Abbildungen sind durchaus schön und zweckentsprechend. So z. B. die Typen der verschiedenen Menschenrassen, die deutschen Bauernhäuser, die wichtigsten tropischen Pflanzen, wie Kaffeebaum, Pfeffer, Baumwollstrauch, Zuckerrohr, Affenbrotbaum usw. Nicht minder zweckmäßig sind auch die am Schlusse beigegebenen Übersichtstafeln über Flächeninhalt und Bevölkerung der einzelnen Erdtheile, die Höhe der bekanntesten Berge, Größe der Inseln und Seen, Länge der Flussläufe, über Eisenbahnen, Telegraphen und Handelsflotten, Colonialbesitz, Hauptgegenstände und Wert der Ein- und Ausfuhr einiger Länder usw.

Das Deutsche Reich wird in beiden Theilen in eine Reihe physischer Einheiten zerlegt und unmittelbar an jede, ohne Rücksicht auf die politische Zugehörigkeit, auch die Städte angefügt,

so dass der innere Zusammenhang zwischen der Lage und den Bodenverhältnissen einerseits, dem Aufschwunge der größeren Städte anderseits in der Regel klar zur Anschauung kommt. Der eigentlich politische Theil (Verwaltungsbezirke mit den wichtigsten Erwerbsquellen im I., geschichtliche Entwicklung der einzelnen Staaten, Verwaltung, Größe und Bevölkerung im II. Theile) wird am Schlusse in gedrängter Kürze hinzugefügt.

Am wenigsten gelungen scheint dem Ref. der Abschnitt von der Bewegung der Erde zu sein, der gleich in den allerersten Stunden mit den Schülern der untersten Classe durchgearbeitet werden soll. Während nach unserem österreichischen Lehrplane der Lehrer unmittelbar von der Anschauung, d. i. von der Bewegung der Sonne am Himmel, ausgeht, ist hier der Vorgang durchaus abstract. Selbst von der schiefen Achsenstellung der Erde, als der Ursache von Tag und Nacht, hört er gleich in den ersten Stunden. Wir in Österreich haben die Erfahrung gemacht, dass derartige Begriffe für die Vorstellungskraft zehnjähriger Jungen zu schwer fassbar sind, und darum ist auch die wirkliche Bewegung der Erde aus dem Lehrstoffe der Geographie mit Recht ausgeschieden worden.

Während sich hier der Verf. auf die wirklichen Gründe, obwohl sie der Schüler auch in Preußen ohne Zweifel nur schwer erfassen wird, einlässt, geht er ihnen absonderlicher Weise in anderen Fällen, wo sie leicht verständlich und gewiss auch lehrreich wären, ganz aus dem Wege. So begnügt er sich auf S. 13 zu sagen: „In der Lufthülle findet fast stets Bewegung statt“. Warum wird keine Begründung dieser Thatsache gegeben? Das Gleiche gilt von dem Satze auf S. 14, dass die Wärme mit der Höhe abnimmt. Im ganzen Buche findet sich keine Erklärung dieses Satzes, und es wird daher dem Schüler auch unklar bleiben, warum die den Berghang hinansteigende Luft sich abkühlt. Ebenso fehlt der für das Verständnis des Regens grundlegende Satz, dass warme Luft viel mehr Wassergas aufzunehmen vermag als kalte. Man kann wohl sagen, es sei Sache des Lehrers, auf solche Vorgänge im gewöhnlichen Leben aufmerksam zu machen, durch welche diese Naturerscheinungen begreiflich werden; aber es wird gewiss nicht schaden, auch im Lehrbuche auf den einen oder den anderen zu verweisen.

Im II. Theile haben die Oceane, das mittelländische Meer, die Nord- und Ostsee je einen eigenen Abschnitt erhalten. Doch bringen sie eigentlich nichts anderes als eine Wiederholung von bereits Gesagtem. Die Gliederung der Alpen hätte durch Anführung der Flussthäler und der sie verbindenden Pässe etwas bestimmter gegeben werden können. So werden die Westalpen beispielsweise mit folgenden Worten vorgeführt: 1. Die Seealpen, die sich im Osten an den ligurischen Apennin anschließen; 2. die cottischen Alpen mit dem Mte. Viso und Mt. Cenis und 3. die

grajischen Alpen mit dem Passe des kleinen St. Bernhard (S. 6
Dass der Mt. Cenis ein Pass ist, ersieht übrigens der Schü
hieraus auch nicht. Der Erdgeschichte ist der Verf. etwas
ängstlich aus dem Wege gegangen, selbst bei der oberrheinisch
Tiefebene mit dem Kaiserstuhl kommt er mit keinem Worte d
rauf zu sprechen. Der gleichförmige Verlauf der Kammlinie d
Karakorum z. B. wird zwar als auffallend gegenüber dem sta
gegliederten Himalaja erwähnt, aber nicht der Grund angegebe

Von kleinen sachlichen Unrichtigkeiten sei noch Folgend
bemerkt: Eine dem Längenkreise p a r a l l e l gezogene Linie (I. T
S. 6) kann doch kein Meridian sein! Bei den Wohnsitzen
Germanen fehlt (II. Th. S. 12) Holland. In dem Satze: „Römisc
katholisch sind die Romanen, ein Theil der Germanen, die Ung
und Polen" (S. 12) sollte es statt „Ungarn" wohl besser Tschech
heißen, da die Ungarn, wie auch auf S. 84 ausdrücklich erwäh
wird, z. Th. evangelisch sind. Die Entfernung des Festlandes v
der Stadt Venedig beträgt nicht 9, sondern nur 4 km (S. 2
Die gefährlichen Klippen des eisernen Thores sind nicht beseit
(S. 83), sondern sie werden durch einen Canal umgangen. Nic
im Westen (S. 84), sondern im Norden und Süden Ungarns wohn
Slaven. Das an Edelmetallen reichste Land Österreich-Ungarns
nicht Böhmen (S. 85), sondern Ungarn, die salzreichsten Länd
nicht Oberösterreich und Salzburg, sondern die Karpatenländ
Die Schafzucht spielt in Niederösterreich und Mähren ebensowen
eine hervorragende Rolle wie der Zuckerrübenbau in Niederöste
reich (S. 85). Außer der Brenner- und Semmeringbahn (S. 7
führt auch über Pontafel ein Schienenweg von Österreich na
Italien. Die Eigenthümlichkeit des Zirknitzersees liegt nicht dari
„dass sein Wasserspiegel in trockenen Jahren fällt und in nass
wieder höher steigt" (S. 88), denn das ist bei anderen auch d
Fall, sondern darin, dass er versiegt und sich wieder füllt. Olmü
ist keine Festung mehr (S. 89). Auf S. 70, Z. 2 v. u. muss
Drau statt Save heißen. Von dem Bilde auf S. 191: „Wadi
in der Oase *el Djofra*" sollte dem Schüler doch gesagt werde
wo er es auf der Karte zu finden habe. Verbesserungsbedürfti
wären endlich noch Sätze wie: „Italien zerfiel in Zersplitterung
(S. 20), „Das dauerhafte, vom Bohrwurm nicht angegriffene Teak
holz" (S. 170), „Die Küsten des Eismeeres — bedecken weithi
die öden Tundren" (S. 183) usw.

W i e n. L. W e i n g a r t n e r.

Wilh. Lübke, Grundriss der Kunstgeschichte. 12. Aufl., vollständig neu bearbeitet von Prof. Dr. Max Semrau. I. Die Kunst des Alterthums. Stuttgart, Paul Neff 1899. 371 SS.

Einen umfänglicheren, fast täglich weiter anwachsenden und sich ausgestaltenden Stoff in knapper, aber doch das Wesentliche erschöpfender Darstellung weiteren Kreisen zugänglich zu machen, ist an sich keine leichte Aufgabe; in dieser Neuauflage der bekannten Lübke'schen Kunstgeschichte combiniert sie sich für den Herausgeber außerdem mit der Schwierigkeit der Umarbeitung des bereits Vorhandenen. S. zeigt sich beiden Anforderungen gewachsen und hat es verstanden, strenge Wissenschaftlichkeit und Beachtung der neuesten Ergebnisse der Forschung mit der dem verstorbenen Verf. schuldigen Pietät glücklich zu verbinden. Wie das Vorwort ankündigt, wird aus praktischen Gründen das ganze Werk in vier einzelnen, selbständigen Bänden erscheinen, wovon der vorliegende erste das Alterthum behandelt. Schon äußerlich fällt der Unterschied gegen die letzte Auflage ins Auge: durch die Umarbeitung ist dieser Abschnitt um 101 SS. vergrößert, die Abbildungen sind um 146 Nummern vermehrt worden und außer den neu hinzugekommenen sind noch nahezu 100 Stöcke durch neue ersetzt worden. Noch größere Änderungen aber zeigt der Inhalt, der sich stellenweise in völlig neuer Gestalt präsentiert. Allenthalben hat der Herausgeber die in der älteren Auflage getroffene Auswahl des Stoffes controliert und ergänzt, Verstöße oder veraltete Ansichten richtig gestellt, in zweifelhaften Fällen aber sich mit der Sicherheit eines gewiegten Kunstkenners zumeist der richtigen oder wahrscheinlichen Meinung angeschlossen. Die bei der Umarbeitung überwundenen Schwierigkeiten lässt der klar abgefasste Text fast nirgends ahnen, sondern liest sich durchaus glatt und einheitlich. Durch das Maß der Ausführlichkeit in der Behandlung hebt sich das Wichtige vom Minderwichtigen deutlich ab, und so gibt das Ganze eine zweckentsprechend gründliche Übersicht über die Entwicklung der Kunst von ihren ersten Anfängen in der prähistorischen Zeit bis zum Beginne des Mittelalters. Im einzelnen kann man über Aufnahme und Weglassung von Details verschiedener Meinung sein. Das Auffälligste dieser Art ist wohl, dass S. die Giebelsculpturen vom alten Athenatempel auf der Akropolis, deren Haupt- und Mittelgruppe ja fast vollständig erhalten ist, mit Stillschweigen übergeht. Unsere Vorstellung vom Tempel selbst (S. 145) basiert nicht bloß auf dem Grundriss, sondern er ist jetzt nach den erhaltenen Trümmern bis in alle Einzelheiten der Architektur, ja der Polychromie zu reconstruiert. Solche Unterlassungen und einige Kleinigkeiten, die von früher stehen geblieben sind, verschwinden jedoch gegenüber den Vorzügen des Buches. Da vorauszusetzen ist, dass aus demselben der bisherigen Verbreitung entsprechend auch fernerhin ein großer Kreis Bildungsbedürftiger seine kunstgeschichtlichen Kenntnisse

schöpfen wird, so ist es mit Freuden zu begrüßen, dass es ei so berufenen Bearbeiter gefunden hat.

Auch die Ausstattung des Buches hat gegen früher sehr g wonnen, ist aber, an sich betrachtet, vom anzustrebenden Id noch ziemlich weit entfernt. In einem kunstgeschichtlichen Ha buche haben die Abbildungen die gute Hälfte der Gesammtl lehrung zu leisten, vermögen dies aber nur dann, wenn sie gewisses Minimum der Güte erreicht haben. Dies lässt sich i in unserem Falle nicht bei allen behaupten, am wenigsten bei Sculpturwerken. Mit Recht wird in Recensionen immer und im wieder auf die Folgen hingewiesen, die ein rohes Tilgen Hintergrundes an Zinkstöcken mit sich bringt. Für die dadu verursachten Verheerungen am Contur bietet unter anderem Meleager Fig. 268 ein besonders abschreckendes Beispiel. M dünkt, von den beiden Übeln ist der schwarze Hintergrund kleinere. Willkommen zu heißen ist es, dass die Verlagsbuchha lung neben der Bandausgabe des ganzen Werkes auch eine sol in 40 Lieferungen zu 50 Pf. erscheinen lässt und so die schaffung des nützlichen Buches den weitesten Kreisen mögl macht.

Ernst Wickenhagen, Kurzgefasste Geschichte der Ku der Baukunst, Bildnerei, Malerei, Musik. Mit einer He gravüre und 287 Abbildungen im Text. Stuttgart, Paul Neff. 306

Zum Unterschiede von dem vorigen Unternehmen erstre sich dieses auch auf die Geschichte der Musik und fasst Alt thum, Mittelalter und Neuzeit in engem Rahmen zusammen. W schon der Titel errathen lässt, bilden die Materien das Einth lungsprincip, d. h. die einzelnen Künste werden in ihrer Gesam entwicklung von der ältesten bis auf unsere Zeit der Reihe n abgehandelt. Diese äußerliche Anordnung hat den Nachtheil, d die vielfache Berührung der Künste untereinander nicht in wünschenswerten Klarheit hervortritt, vielmehr nur durch gelege liche Bemerkungen angedeutet werden kann. Übrigens ließ si das Eintheilungsprincip auch nicht immer consequent durchführ Denn das Wenige, was z. B. über ägyptische Malkunst gebrac wird, steht im Abschnitt Bildhauerei.

Bei der Fülle des in knapper Darstellung zu bewältigend Stoffes gilt es vor allem, die richtige Auswahl zu treffen, Gleichmäßigkeit zu erzielen. Der Verf. hat seiner Vorliebe sich lich zu sehr nachgegeben, und diese erstreckt sich besonders a die Malerei, speciell in der neueren Zeit. Während ihre Geschich vom 15. Jahrhundert bis auf unsere Tage 98 SS. einnimmt, si z. B. der gesammten Bildhauerei nur 68 SS. gewidmet. Die Sac allein rechtfertigt diesen Unterschied nicht. Genauer durchgeseh habe ich die auf das Alterthum bezüglichen Partien und glaub dass der Verf. gerade hier in der Knappheit der Auswahl etw

weit gegangen ist. Im ganzen etwas dürftig ist z. B. der schnitt über antike Musik; wir erfahren nicht einmal, dass die iechen eine ausgebildete Notenschrift hatten. Die mykenische nst bleibt, von den Bauten abgesehen, so gut wie ganz unbeücksichtigt. Obwohl sonst mit Abbildungen keineswegs gegeizt rd, ist Polyklet durch kein einziges Beispiel illustriert. Bei der iechischen Architektur wird des Theaterbaues mit keiner Silbe wähnt, dagegen steht bei der römischen die irreleitende Bemrkung (S. 30): „Die Einrichtung des antiken (sic) Theaters igt uns die restaurierte Ansicht des Theaters von Segesta.“ ositive Irrthümer sind im übrigen vereinzelt. Der westliche rthenongiebel stellt angeblich dar „wie Athena, siegreich im reit um das attische Land, ihren Wagen besteigen will, während seidon voller Zorn sich nach der anderen Seite wendet, wo sein spann seiner harrt“. Die linken Zehen des myronischen Diskobols llen dem nach vorne gerissenen Körper nicht einen Widerhalt eten, sondern schleifen vielmehr über dem Boden hin. S. 14 ndet sich der störende Druckfehler Posticum. Weit auffälliger nd jedoch die Gebrechen der Darstellung, die in ihrer Kürze nd Flüchtigkeit nicht selten der Deutlichkeit entbehrt, so dass ie Darlegungen, wenn nicht eine Abbildung ergänzend hinzutritt, elegentlich unanschaulich sind, wohl auch zu Missverständnissen nlass geben können. Vermisst wird auch die klärende Anknüpfung n früher Gesagtes. Den Artemistempel zu Ephesos (S. 18) muss an nach dem Zusammenhang für dorisch halten. S. 20 ist von inem in dem Contexte unverständlichen Wiederaufbau des Erechtheion nach dem Tode des Perikles die Rede. Stilistische Flüchtigeiten sind S. 92: „Von einer Bronzestatue der Athene, Lemnia genannt, ... haben wir wahrscheinlich eine Abbildung in der Athena Lemnia zu Dresden.“ S. 103: „Zu diesen Werken gehört er sterbende Gallier (sic) — als solcher an dem Schnurrbarte nd der Halskette kenntlich.“ Eigenthümlich berührt die ständige Phrase „blödes Lächeln“ für den bekannten archaischen Gesichtsausdruck. Die Unzulänglichkeit des Textes wird theilweise durch verhältnismäßig reichliche Illustrierung aufgewogen. Namentlich einige Nachbildungen von Gemälden geben eine gute Vorstellung vom Original. Dagegen gilt für die Sculpturbilder das oben Gesagte auch hier.

Das Buch genügt in den meisten Abschnitten wohl nur der nothdürftigsten Orientierung und wird die Concurrenz mit den vorzüglichen Neuauflagen der ausführlicheren populären Kunstgeschichten kaum aushalten.

Freiburg (Schweiz). Julius Jüthner.

In den Alpen. Von John Tyndall. Autorisierte deutsche Ausg Mit einem Vorworte von Gustav Wiedemann. Mit in den ' eingedruckten Abbildungen. 2. Aufl. Braunschweig, Friedrich Vie & Sohn. 1899. Pr. 7 Mk.

„Ich habe dieses Buch geschrieben, theils für mich sel um mir die Erinnerung an frohe und zugleich mühevolle Stun zu bewahren, theils für diejenigen, die sich an Schilderungen freuen, in denen sich das Leben in den Bergen wiederspiege So spricht sich der Verf. über das Ziel und den Zweck des liegenden schönen Buches aus. Es könnte dasselbe auch „Stunden der Arbeit in den Alpen" bezeichnet werden. Man erw von dem Physiker Tyndall in dem vorliegenden Werke k Reihe von physikalischen Abhandlungen; er schildert, von haftem Interesse für die Alpenwelt erfüllt, die Eindrücke, di in dieser empfangen, die Freuden und Leiden, welche ihm schieden waren. Dabei werden — wie wir dies in den Arbe Tyndalls durchwegs finden — an allen Stellen naturph sophische Betrachtungen angestellt, die davon beredtes Zeu liefern, dass der eminente Forscher das Gesehene jederzeit denten sucht und demselben verschiedene Gesichtspunkte ab ringen weiß. Tyndall sucht, wie Professor Wiedema treffend bemerkt, in allen ihm entgegentretenden Erscheinun stets das wissenschaftliche Princip zu erkennen.

„So vermag er die großartigen Eindrücke auf seinen Rei zugleich mit dem Geiste und dem Gemüthe zu erfassen und vom Standpunkte des Forschers sowohl, wie auch des begeister Bewunderers der Natur in ungewöhnlicher Anschaulichkeit ' Lebendigkeit wiederzugeben."

Die erste Auflage in deutscher Übersetzung erschien Jahre 1872, für die zweite Auflage ist das Werk neuerdings so fältig revidiert worden. Die Bemerkungen über Eis und Gl scher (Beobachtungen auf dem Mer de Glace, Struc' und Eigenschaften des Eises, Structur der Gletsch Helmholtz' über Eis und Gletscher) hat der Verf. a in diesem Buche aufgenommen, da zur Zeit des Erscheinens ersten Auflage sein Buch „über die Gletscher der Alp vergriffen war.

In 26 Aufsätzen beschreibt der Verf. unter anderem Besteigung des Matterhorns, des Aeggischhorns, der Jungfr des Eigers, des Aletschhorns und anderer Berge, schildert in greifender Weise manche Unglücksfälle und Unfälle, die kük Bergbesteigern zugestoßen waren, gibt in dem Aufsatze über „d Bau der Alpen" eine Darstellung der Frage nach der Ent hung der Alpen, wobei er die Hypothese der Spaltung von je der Erosion trennt; letzterer gibt er den Vorzug vor der ersten In den kleineren Mittheilungen finden wir eine sehr bemerkei werte Abhandlung über Wolken, über Killarney, über Snowd

n Winter und über die im Jahre 1870 zum Zwecke der Beobachtung der Sonnenfinsternis unternommene Reise nach Algerien.

Wir freuen uns, allen Freunden der Naturbeobachtung im Allgemeinen, dann der Alpenwelt im besonderen Tyndalls Buch aufs wärmste empfehlen zu können. Die Lectüre des Buches wird ur anregend wirken.

Physikalisches Praktikum mit besonderer Berücksichtigung der physikalisch-chemischen Methoden. Von Eilhard Wiedemann und Hermann Ebert. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 366 eingedruckten Holzstichen. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1899.

Das physikalische Praktikum der beiden bekannten Verf., das nunmehr in vierter vielfach erweiterter Auflage vorliegt, hat im Laufe der wenigen Jahre seines Bestehens sich vielfache Freunde erworben und einem wahren Bedürfnisse entsprochen. Der Zweck des Buches, dem Studierenden eine Übersicht über die physikalischen Messmethoden zu geben und ihn dazu vorzubereiten, selbständig an die Lösung wissenschaftlicher Aufgaben heranzugeben, wurde vollständig erreicht. Der in den früheren Auflagen beobachtete Vorgang, dass jedem Abschnitte eine Einleitung vorausgeschickt wurde, in der die allgemeinen Gesetze, die in ihm angewendet werden, erörtert und die zu bestimmenden Größen definiert sind, ist eingehalten worden. Die vorliegende Auflage unterscheidet sich inhaltlich von den früheren durch eine fast vollständige Umarbeitung der Elektricitätslehre und durch Einfügung von einigen neuen Abschnitten in die Optik. In einem besonderen kurzen Abschnitte wurden mehrere praktische Winke, die beim Anstellen von Versuchen sich sehr nützlich erweisen werden, zusammengestellt. In diesen wird z. B. das Löthen, das Reinigen und Trocknen von Röhren und Flaschen, das Zusammenschweißen von Platin, das Behandeln von Glas, das Korkbohren, das Trocknen und Reinigen von Quecksilber, das Amalgamieren beschrieben. Einige Abschnitte, die weniger wesentlich erschienen, wurden weggelassen, so z. B. die über Eiscalorimeter, über das Hankel'sche Elektrometer und andere. Die Tabellen haben ebenfalls eine Erweiterung und Ergänzung erfahren und sie werden der Verwendung im Laboratorium sehr gute Dienste erweisen. Bemerkenswert sind auch die Tafeln, die sich auf die Atomgewichte und Atomvolumina beziehen; dieselben sind von Prof. J. Seubert in Hannover bearbeitet worden.

Wie in den früheren Auflagen wurde auch in der vorliegenden die Ableitung der verwendeten Formeln vorgenommen, sowie dies ohne Zuhilfenahme der höheren Mathematik thunlich war. Die Berechnungen, die an Zahlenbeispielen demonstriert wurden, sind so gehalten werden, dass der das Buch gebrauchende Praktikant den Gedankengang, der zu einer Formel geführt hat, noch

einmal durchdenken muss. Präcisionsmessungen wurden nicht beschrieben, weshalb auch von der Anbringung feinerer Correcturen Abstand genommen werden konnte; aus demselben Grunde konnte auch von der Verwendung sehr feiner Messinstrumente abgesehen werden und es brauchen nur die Apparate in ihren sehr einfachen und übersichtlichen Formen verwendet werden. Die Methoden der physikalischen Chemie sind in dem vorliegenden Buche entsprechend dem neuesten Gange der Forschung besonders gewürdigt worden; dies zeigen unter anderem namentlich die von den Gefrierpunktserniedrigungen und Siedepunktserhöhungen von Lösungen, von der Schmelzwärme und Lösungswärme, von den thermochemischen Processen handelnden Abschnitte. Ein umfangreicher Abschnitt ist den Aufgaben der Spectralanalyse zugewendet worden. Wie schon früher erwähnt wurde, ist die Elektricitätslehre ganz beträchtlich erweitert und ergänzt worden; es ist auch in diesem Abschnitte auf den theoretischen Theil der einzelnen Aufgaben, soweit dies mit den Mitteln der Elementarmathematik möglich war, eingegangen worden. Vielleicht wäre es zweckmäßig gewesen, einige der magnetischen Messungen vorauszuschicken, damit die Theorie und Praxis mancher in der Elektricitätslehre gebrauchten Messinstrumente, wie z. B. der Tangentenbussole, der Spiegelgalvanometer auf das genaueste erfasst werden könne.

In allen Partien ist neben den quantitativen Bestimmungen auch auf das Qualitative der Erscheinungen Rücksicht genommen worden, so dass auch von diesem Standpunkte aus das Buch dem Lehrer erhebliche Dienste leisten kann. Die Anordnung der einzelnen Probleme ist so getroffen worden, dass aus denselben eine Auswahl getroffen werden kann, die es dem Praktikanten ermöglicht, sich in einem Semester eine Übersicht zu verschaffen.

Die Verlagsbuchhandlung hat die neue Auflage des „physikalischen Praktikums“ mit einer nicht unbedeutenden Anzahl von neuen Figuren ausgestattet und diesem eine sehr schöne Form verliehen. Für den Unterrichtsgebrauch, für den Gebrauch im Laboratorium kann dieses Buch bestens empfohlen werden.

Lehrbuch der Experimentalphysik von Ad. Wüllner. 5., vielfach umgearb. u. verb. Aufl. 4. Bd. Die Lehre von der Strahlung. 1. u. 2. Halbband. Mit 147, bezw. 152 in den Text gedruckten Abbildungen u. Figuren und einer, bezw. drei lithogr. Tafeln. Leipzig, Druck u. Verlag von B. G. Teubner 1899.

Im ersten Capitel des Buches wird die ungestörte Ausbreitung der Strahlen dargestellt und auf die Messung der Lichtgeschwindigkeit, auf die Photometrie, auf die Skizzierung der Emissionshypothese des Lichtes, auf die Undulationstheorie und auf die elektromagnetische Lichttheorie des Näheren eingegangen. In dem Abschnitte von der gestörten Ausbreitung des Lichtes sind die Lehren von der Reflexion und Brechung in ihrem experimen-

ellen und theoretischen Detail dargestellt worden. Dabei wird auch auf die Dispersionserscheinungen und auf deren Theorie eingegangen. Hier wird auch gezeigt, dass nach der elektromagnetischen Lichttheorie das Verhältnis der Geschwindigkeiten im freien Äther und in anderen Medien gleich der Quadratwurzel der Dielektricitätsconstante derselben ist. Die Prüfung der Dispersionstheorie an den ultrarothen und ultravioletten Strahlen wird dargestellt und dann auf die Erscheinungen der Dispersion absorbierender Körper und auf jene der anomalen Dispersion eingegangen. In der Theorie der Linsen berücksichtigt der Verf. die vereinfachten Gleichungen, welche durch Einführung der Hauptpunkte und der Knotenpunkte erzielt werden.

Im weiteren Verlaufe des Buches wird von der Absorption und Emission des Lichtes und den sie begleitenden Erscheinungen gesprochen und hier namentlich auf die einzelnen Errungenschaften der Spectralanalyse aufmerksam gemacht.

In dem vierten Capitel, das von der Wahrnehmung des Lichtes handelt, finden wir das Wesentlichste aus der Lehre von der physiologischen Optik und den optischen Instrumenten, wobei aber nicht die sogenannte angewandte Optik, also die Reihe von Untersuchungen, auf denen im Speciellen die Construction der optischen Instrumente beruht, behandelt erscheint.

Neu hinzugekommen sind auch unter anderen die Abschnitte über den Einfluss der Beugung auf die mikroskopische Abbildung und die Grenze der Leistungsfähigkeit der Mikroskope nach den Untersuchungen von Abbe; die bemerkenswerten Forschungen von Fizeau über den Einfluss der Bewegung des Mediums auf die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes.

In der sogenannten physikalischen Optik, welche im zweiten Halbbande behandelt erscheint, sind die Versuche und theoretischen Erläuterungen über die Interferenz und Beugung des Lichtes, über die Polarisation und Doppelbrechung desselben, über die Interferenz des polarisierten Lichtes aufgenommen worden. Es ist in diesem Theile der Forschungen über die Polarisation des gebeugten Lichtes, der Lummer'schen Interferenzen bei gleicher Neigung, der Verwendung der Interferenzen bei großen Gangunterschieden zur Untersuchung homogenen Lichtes, der achromatischen Interferenzen, der stehenden Lichtwellen gedacht worden. Vorzugsweise ist aber jene Neuerung in der vorliegenden Auflage zu betonen, welche sich auf das Studium der Wechselbeziehungen zwischen Magnetismus und Elektricität einerseits und Licht andererseits bezieht. Theils sind es da ältere Untersuchungen, welche aufgenommen werden, theils Forschungen der letzteren Zeit. Jederzeit wurde die elektromagnetische Lichttheorie parallel mit der Elasticitätstheorie betrachtet, und es wurden die Ergebnisse der beiden Theorien mit einander verglichen.

Die Darstellung des gebotenen umfangreichen Lehrstoffes jene vorzügliche, die mit Recht in allen Schriften Prof. Wülln anerkennend hervorgehoben wurde und welche das Studium schwieriger Theile des Werkes wesentlich erleichtert. Die A stattung des nunmehr vollständig vorliegenden Buches ist eine jeder Beziehung gelungene. Schätzenswert sind die Literat angaben und Quellennachweise, die allerdings im Interesse Studierenden an manchen Stellen hätten erweitert werden könn

Vorlesungen über Functionentheorie. Von Jul. Petersen. Kop hagen, Andr. Fred. Høst & Sohn 1898.

Der bekannte dänische Mathematiker beabsichtigte durch Herausgabe des vorliegenden Buches, seinen Zuhörern einen Üb blick über die wesentlichsten Sätze der Functionentheorie zu v schaffen und auf diese Weise denselben die erforderliche Gru lage für selbständige Arbeiten zu geben. Aus diesem Grur wurde der allgemeinen Theorie die meiste Aufmerksamkeit geschen während die speciellen Anwendungen erst im zweiten Theile d Buches ihren Platz finden.

Auch diesmal hat Prof. Dr. v. Fischer-Benzon du eine sehr gelungene Übersetzung des dänischen Originals die dem deutschen Lesepublicum näher gebracht. In der allgemeir Functionentheorie wird zunächst die conforme Abbildung betrach und auf die Eigenschaften der monogenen Functionen eingegang Hierauf wendet sich der Verf. zu den ein und mehrwertigen Fu tionen und zur Betrachtung der Riemann'schen Flächen. Abschnitte über complexe Integrationswege ist mehrfach auf d diesbezüglichen Forschungen Cauchys eingegangen worden. I ferneren Entwicklungen beziehen sich auf den Zusammenhang u die Normalform der Flächen, auf die Abel'schen Integrale u den Abel'schen Satz, auf die Additionstheoreme. Im Abschnit über unendliche Reihen und Producte wird gezeigt, dass d bisher angegebenen Convergenzkriterien sich alle auf einem g meinsamen Wege ableiten lassen, der ihren inneren Zusamme hang deutlich hervortreten lässt. Die vorgeführten Betrachtung beziehen sich auf Reihen mit positiven, mit complexen Gliedern auf Potenzreihen, auf die Anwendung der Taylor'schen Form auf Potenzreihen, auf andere Reihen und auf das Rechnen m Reihen und unendlichen Producten. Von dem Cauchy'schen Integral werden mehrfache Anwendungen, so z. B. auf die Nullpunkte un Pole, gemacht. Wie die Functionen durch ihre Nullpunkte un durch die singulären Punkte bestimmt werden können, wird i vorletzten Abschnitte der allgemeinen Functionentheorie dargelegt. Ir letzten Abschnitt wird folgende Aufgabe näher betrachtet: Für di Punkte der Begrenzung eines einfach zusammenhängenden, ebene Flächenstückes ist eine stetige Reihe von willkürlich gewählten

wellen und endlichen Werten gegeben. Man soll ein für alle Punkte des Flächenstückes eindeutiges und stetiges Potential bestimmen, welches, wenn man sich einem Grenzpunkte nähert, sich dem diesem Punkte entsprechenden Werte nähert. Es nimmt diese Aufgabe Bezug auf die Untersuchungen von Riemann über Existenztheoreme. Bei dieser Untersuchung gelangt der Verf. zu dem Satze, dass man eine und nur eine einzige Function so bestimmen kann, dass sie eindeutig und stetig in einem gegebenen Kreise ist, während ihr reeller Theil willkürlich gegebene, stetige Randwerte hat und ihr imaginärer Theil in einem gegebenen inneren Punkte einen gegebenen Wert hat. Bevor die sogen. Randwertaufgabe gelöst wird, wird die Abbildung einer Halbebene auf ein Polygon vorgenommen und das Theorem nachgewiesen, dass die Abbildung einer Halbebene auf ein Kreisbogendreieck durch eine Function ausgeführt wird, die als das Verhältnis zwischen zwei particulären Integralen der Gauss'schen Differentialgleichung dargestellt wird. Weiter wird die Verschmelzung von Potentialen betrachtet, auf die Bestimmung durch Unstetigkeitsbedingungen eingegangen und auf Grund dieser Erörterungen werden die berühmten Existenztheoreme von Riemann aufgestellt.

Im zweiten Theile werden die speciellen Functionen des Näheren erörtert, u. zw. die Gamma- und Zetafunction, die doppelt periodischen eindeutigen Functionen, die Jakobi'schen Thetafunctionen, die elliptischen Functionen, woran sich die Transformation der elliptischen Integrale reiht, endlich die sogen. elliptischen Modulfunctionen. In allen diesen mitunter sehr schwierigen Partien zeigt sich Prof. Petersen als der Meister der klaren Darstellung, als welcher er schon lange den Mathematikern bekannt ist.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Die Natur im Volksmunde. Von Karl Müllenhoff. Berlin 1898, Weidmann'sche Buchhandlung. VIII. u. 95 SS. Pr.: Mk. 1·60.

Die Schrift gibt eine Zusammenstellung der vom Verf. gesammelten volksthümlichen Naturanschauungen in übersichtlicher Gruppierung: 1. Irrthümliche Beobachtungen. 2. Willkürliche Deutungen der Beobachtungen. 3. Lebensregeln durch Erzählungen aus der Natur veranschaulicht. 4. Poetische Darstellung richtiger Beobachtungen. 5. Genauigkeit der Beobachtungen. 6. Richtige Erklärung der Beobachtungen. Man liest die Ausführungen, wenn auch nicht alles gleichwertig erscheint, mit Interesse und ersieht sofort, dass der Verf. sich in der irgendwie einschlägigen Litteratur bedeutend mehr umgesehen hat, als man aus den schließlich angefügten „Anmerkungen und Citaten“ vermuthen könnte. Den-

noch wäre hie und da ein noch etwae weiteres Ausgreifen
die Erwähnung beachtenswerter Varianten vielleicht nicht un
geweeen.

Wae z. B. S. 3 über die Blindschleiche aus Norddeut
land mitgetheilt wird, begegnet mit Ergänzung einzelner hübs
Züge auch in J. V. Zingerlee Sitten und Meinungen des Ti
Volkee S. 95. — Bei den sogenannten Riesensteinen, Fußsta
der Rieeen u. dgl. S. 11 ff. hätte der Verf., welcher hier,
sonst öfter, auch Antikes vergleicht, in letzterer Beziehung
Weiteree kurz berühren können; vgl. Ref. in den Beiträgen
Anthropologie von Tirol S. 220 und in den Tirolensia S.
— Beim Kuckuck ale Frühlingsboten S. 19 f. wäre auch
knapper Hinweis auf ähnliche Anschauungen im griechis
Alterthum ziemlich naheliegend gewesen (vgl. Preller-Robert gr
Mythologie S. 165; Gubernatie Thiere S. 516), zumal da s
S. 87 auf Römisches die Rede kommt. — Für die Auseinan
setzungen über Känzchen und Uhu (S. 8 u. 22) könnten
kürzlich erschienenen Beiträge in der Zeitschrift „Waidm
Heil" (Klagenfurt 1900) Nr. 7 S. 86 wegen einiger Winke
achtenswert scheinen. Die S. 22 versuchte ausschließli
Zurückführung der Sage von der wilden Jagd auf die schr
liche Stimme dee Uhu ist wohl doch etwae zu gewagt, trotz
unleugbaren Hereinspielens der Eule in dieeen Kreis. — Bezüg
der Fledermaus (S. 25) heißt es in Tirol: „Dem, der abends
unbedecktem Kopfe ine Freie geht, kommen Fledermäuse in
Haare und man kann eie nicht mehr herausbringen" (J. V. Z
a. O. S. 91). Wenn der Verf., welcher nur eine norddeutsche
sung im Auge hatte („Wenn die Kinder abends rauhe H
haben, so fliegt ihnen die Fledermaus hinein"), hier einfach
Lebensregel für Kinder sehen möchte, dae Haar ordentlich
halten, so kann Ref. in dieeer Erklärung kaum das Ursprüngli
eehen. Ist bei diesem Thiere auch noch Manches unklar und
es im Alterthume nicht besondere stark hervor, weehalb es L
in der Zoologie der Griechen und Römer S. 80 nur kurz
O. Keller Thiere dee claeeischen Alterthume gar nicht berü
so scheint Gubernatie S. 497 doch wohl mit der Ansicht Re
zu haben, dass man ihm etwae Dämonisches zuschrieb. Im a
Aberglauben wehrt die Fledermaus auch Behexung ab (Riess
Wissowa R. E. I, 70), im tirolischen macht ihr ausgerisse
Auge, wenn man ee bei eich trägt, unsichtbar (J. V. Z. l. c).
dem oben in Rede stehenden Zuge könnte vielleicht der Vergle
Gubernatie mit Vampyrartigem auf eine Erklärung führen.
S. 29 wäre auch Posnansky Nemesis S. 44 heranzuziehen.

Bei den Strafen für betrügerische Landmesser S. 38 (v
die Marchegger in Tirol!) hätte zum Theil auch bereits Antil
verglichen werden können (vgl. z. B. Preller-Jordan römis
Mythologie S. 256). — Der Spruch S. 56 lautet in Tirol: „M

nroth schön Wetter Tod, Abendroth schön Wetter Bot". — Was 58 vom Schütteln der Bäume am Thomastage (21. Dec.) be- htet wird, fällt nach unserer Überlieferung in die Christnacht. ch genug solcher Bemerkungen, welche das Interesse an der hrift zeigen wollten; vielleicht tragen dieselben dazu bei, den rf. zu ermuntern, die Skizze mit consequenter Erweiterung ncher Gesichtspunkte und nochmaliger Durchprüfung von Ein- lheiten zu einem größeren Buche auszugestalten. — Das Register 1 Schlusse ist dankenswerth, der Druck meist correct (S. 44 eht *antre* statt *ante*).

Innsbruck. Anton Zingerle.

---

lethodik des Unterrichtes in der Naturlehre. Von Frz. Haupt- mann, Professor a. d. k. k. Lehrerinnen-Bildungsanstalt in Graz. 2. Aufl. (Aus dem Lehrbuch der Methodik für die österr. Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten. Redigiert von Dr. Wilh. Zenz.) Wien, Alfred Hölder. 1899.

Eine äußerst gediegene Schrift, die, auf dem Boden einer nrchaus fachgemäßen Methodik aufgebaut, dem jungen Lehrer erlässliche Anleitungen gibt für die Behandlung der Naturlehre n der Schule. Nichts Wesentliches ist übergangen, alle Weit- chweifigkeit ist vermieden, die angeführten Musterbeispiele sind ründlich und lehrreich behandelt. Nach einer kurzen und scharfen Umgrenzung von Zweck, Ziel und Wert des naturkundlichen Unter- richtes in der Volks- und Bürgerschule wird der Lehrstoff in drei Unterrichtsstufen vertheilt, und sodann ausführlich das Unterrichts- verfahren erörtert. Der Unterricht knüpft an die von dem Kinde mitgebrachten Vorstellungen und Erfahrungen an und lehrt dem Schüler zunächst das „Beobachten". Stets wird dem Experiment ein breiter Raum zuzuweisen sein, sei es „grundlegend" zur Ab- leitung gewisser Naturgesetze, sei es „prüfend", um eine er- schlossene neue Wahrheit auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Neben der inductiv-experimentellen Behandlung wird auch die deductive Methode Anwendung finden behufs Verwertung der ermittelten Ge- setze zur Erklärung zahlreicher physikalischer und chemischer Vorgänge, welche uns Tag für Tag entgegentreten. Über die Vor- bereitung und Ausführung der Experimente, sowie über die Be- handlung der Schüler während derselben, werden sehr lehrreiche Winke gegeben. Hinsichtlich der Lehrform legt der Autor mit Recht Nachdruck darauf, dass nicht „dociert", sondern die Schüler stets zur Mitthätigkeit herangezogen werden sollen, wozu sich am besten die „heuristische" Lehrform eignet. Auch der nothwendigen Pflege der Sprache und des Zeichnens wird gedacht. Es folgen dann

sehr verwendbare Rathschläge über die Beschaffung billi und doch zweckentsprechender Lehrmittel, wobei ein besond Wert auf zerlegbare Apparate gelegt wird. Ein Literaturverzeich bildet den Schluss des in jeder Hinsicht empfehlenswerten Büchlei

Unsere wichtigsten Culturpflanzen. Sechs Vorträge aus der Pf zenkunde von Dr. K. Giesenhagen. (Aus „Natur und Geisteswe Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen allen Gebieten des Wissens. 10. Bdch.) Leipzig, B. G. Teubner, 1

In sechs Vorträgen wird der Bau und das Leben uns wichtigsten Getreidearten in ansprechender und leicht fassli Weise geschildert. Doch nimmt der Autor auch Anlass, die wi tigsten Thatsachen aus der allgemeinen Morphologie und Phy logie der Pflanzen in populärer Weise mitzutheilen, wodurch s Beschreibungen an Gründlichkeit gewinnen. Mancherlei cul geschichtliche Notizen beleben in wirksamer Weise den Stoff, auch durch zahlreiche gute Abbildungen entsprechend erläutert w

Wien. Dr. Franz Noë

Max Dessoir, Geschichte der neueren deutschen Psyc logie. Zweite, völlig umgearb. Aufl. Berlin, Carl Duncker 1 I. Halbband. 356 SS. Preis 8 Mk.

Das vorliegende Buch ist eine hochbedeutende wissensch liche Leistung. Es ist dem Verf. gelungen, die ungeheure St fülle durchdringend zu bewältigen. Er ist der Ansicht, dass a geschichtliche Leben in der Verknüpfung des Gegenwärtigen dem Vergangenen wurzelt. Demgemäß ist er bestrebt gewesen, entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhang der Aufgaben, Metho und Theorien der deutschen Psychologie von Leibniz bis z Jahre 1800 nachzuweisen. Aber nicht allein der Einfluss Vorgänger auf die Späteren, sondern auch derjenige der Franzo und Engländer auf die Deutschen, sowie die Wechselwirk zwischen gleichzeitigen Denkern und zwischen der Psychologie u den übrigen Wissenschaften wird treffend dargethan. Die gesam Bewusstseinslage der einzelnen Zeitabschnitte wird mit wenig markigen Strichen gekennzeichnet und andeutungsweise auf sie bedingenden Factoren zurückgeführt. Aus dem Gesammtbewus sein der Zeit heben sich als Theilbewusstsein die Ansichten ü die Seele und die psychischen Vorgänge heraus. Die Träger die Anschauungen erscheinen als die Repräsentanten der Wissensch ihres Zeitalters. Ihre Lehren werden auf Hauptgrundsätze zurüc geführt und der Aufbau ihrer Systeme kurz und treffend ang deutet. Die specifische Differenz zwischen verwandten Denkern zur vollsten Klarheit herausgearbeitet. Dem Buche ist eine Ei

leitung vorausgeschickt, worin die antike und mittelalterliche Psychologie, sowie der Stand der seelenwissenschaftlichen Einsicht, den die neuere Psychologie vorfand, charakterisiert werden.

Dessoir hat sich bei seinen Untersuchungen von einem neuen methodologischen Principe leiten lassen; er inauguriert mit seinem Werke eine neue Art der philosophischen Geschichtsschreibung. Nach seiner Meinung ist der entwicklungsgeschichtliche Zusammenhang noch lange nicht nachgewiesen, wenn die Denker ersten Ranges in ihrem Verhältnisse zu einander dargestellt werden. Die Entwicklung wird vielmehr von einem sehr viel breiteren Strome getragen, indem Geister zweiter, dritter, ja vielleicht zehnter Größe an der Lösung der allgemeinen wissenschaftlichen Aufgaben mitarbeiten oder ein Theilproblem für ihre Bethätigung sich auswählen. Jedes neue Medium verändert die Lichtstrahlen. Je mehr Geister sich einer wissenschaftlichen Aufgabe widmen, desto zahlreicher und vielgestaltiger sind die Lösungsversuche, desto mannigfaltiger die Methoden und Meinungen. Wer daher wirklich den Entwicklungsgang eines Culturgebietes begreifen will, der muss den Strom geistigen Lebens nicht nur in seiner Tiefe, sondern auch in seiner Breite durchmessen. Das hat Dessoir für die Geschichte der Pychologie gethan. Die Resultate seiner Forschungen zeigen, wie unvollkommen frühere Darstellungen ausfallen mussten, die lediglich die Denker ersten Ranges berücksichtigten und so eine verhältnismäßig einfache Linie der Entwicklung construierten, die in Wirklichkeit nie existiert hat. Die größten Irrthümer sind veranlasst worden durch die Annahme, dass die Psychologie in jeder der großen Entwicklungsperioden eine homogene Wissenschaft darstelle, homogen insofern, als gleichartige Voraussetzungen, Aufgaben und Gesichtspunkte darin vorwalten sollen. Das Letztere ist jedoch nie und nirgends der Fall. Dessoir weist nach, dass sowohl in der antiken, als auch in der mittelalterlichen und neueren Psychologie namentlich drei Gebiete des Nachsinnens auf die Gestaltung dieser Wissenschaft eingewirkt haben, nämlich praktische Menschenkenntnis, religiös-moralische Bestrebungen und naturwissenschaftliche Forschungen. Im Anschluss hieran unterscheidet er drei differenzierte „Züge" der Psychologie: Seelenkunst, Seelentheologie und Seelenphysik. Die Seelenkunst stellt die Seele unter praktisch-künstlerische Gesichtspunkte; sie zeigt sich am klarsten in der Art und Weise, wie der Künstler die Seele des Menschen versteht. In der Seelenkunst ist die psychologische Erkenntnis eine unmittelbare, sie richtet sich ursprünglich auf den Charakter; Dessoir schlägt für diese psychologische Erkenntnisart den Begriff „Psychognosis" vor. Die Seelentheologie beschäftigt sich mit der unkörperlichen, unsterblichen und freien Seelensubstanz und kann daher auch Seelenmetaphysik genannt werden. Der Gegenstand der Seelenphysik war ursprünglich die Lebenskraft, die in und an der Materie gesucht wurde;

später war die Seelenphysik bemüht, die sich gesetzmäßig v knüpfenden Elemente des Seelenlebens zu erforschen. — N diesem methodologischen Principe hat Dessoir den gesammel und durchforschten historischen Stoff gegliedert. Man würdigt Buch nicht eingehend genug, wenn man dieses Princip außera lässt. Es ist daher zu bedauern, dass sich der Verf. darüber aphoristisch in der Einleitung äußert. Kennt man zufällig Aufsatz nicht, den er im Archiv f. system. Philosophie, Bd. Heft 3 (Beiträge zur Ästhetik, I.) veröffentlicht hat, so kann leicht geschehen, dass man seinen methodologischen Gesich punkten nicht genügend Rechnung trägt und den logischen Fa in der Disposition vermisst.

Dessoirs Buch ist für den psychologischen Forscher sicherer Führer. Mit der Gründlichkeit des Inhalts verbindet s ein klarer, glatter, zum Theil schwungvoller Stil, so dass Lectüre des Buches, bei allem Anspruch an ein angestrengt scharfes Denken, einen hohen Genuss gewährt. Dessoir beanspru den Dank des Lesers dafür, dass er vieles von dem angesammel Stoffe verschwiegen habe. Leider können wir ihm diesen Da nicht abstatten. Uns erscheint manches in dem Buche zu kurz, aphoristisch. Wir wären für eine breitere Ausführlichkeit dankba gewesen. Eine Geschichte der Psychologie wird nicht alle Ja geschrieben. Wer eine solche Arbeit auf sich nimmt, der setzt s eine Lebensaufgabe. Er soll aber dann auch keine historischen Fa unterdrücken, die noch irgendwo und irgendwann ein Interesse wecken und fruchtbar werden können. Eine Geschichte der Psych logie ist ja gewiss ein Buch, das man von der ersten bis z letzten Seite systematisch durcharbeitet; aber man will in i auch ein Magazin, einen Quellennachweis haben, um sich b eigenen Untersuchungen schnell und leicht orientieren zu könne Deshalb ist hier die größte Ausführlichkeit, wenn sie sich n nicht mit Nichtigkeiten aufhält, durchaus am Platze. Zu kurz i die Einleitung. Sie kann manchen Leser geradezu von der Lectü des Buches abschrecken; denn sie ist eigentlich nur dem phil sophie-geschichtlich bewanderten Fachmanne ganz verständlic Namentlich die Renaissance hätte der ganzen Anlage des Buch nach eine etwas ausführlichere Behandlung verdient. Auch in de Buche selbst lässt uns mancher Abschnitt unbefriedigt, da w über die behandelten Psychologen und ihre Theorien gern meh erfahren hätten. Namentlich tritt dieser Wunsch dort auf, w man mit dem behandelten Stoffe nicht von anderer Seite her nähe bekannt ist. Dessoir gibt nur für die skizzenhafte Einleitung d wertvollere Literatur an. Es muss hervorgehoben werden, das durchgängige Literaturangaben äußerst nützlich und wichtig ge wesen wären. Wer jemals auf dem Gebiete der Philosophie histo rische Untersuchungen angestellt hat, weiß, wie schwer es ist sich über die einschlägige Literatur ausführlich zu orientieren.

dem Verf. stand dieselbe in ihrer Vollständigkeit zugebote und er hätte sie nennen sollen. Die von dem Verf. geübte Beschränkung schließt freilich eine große Selbstverleugnung in sich, und das muss anerkannt werden. Nur möchten wir bitten, für den zweiten Halbband nicht mit Rücksicht auf den Umfang eine allzu ängstliche Beschränkung walten zu lassen. Vielleicht entschließt sich der Verf. auch dazu, in einem Anhange die wichtigeren Untersuchungen und Quellen für die einzelnen Abschnitte anzuführen.

Dessoirs Buch ist nicht nur wichtig für den Historiker der Philosophie und Psychologie, sondern auch für den exacten Seelenforscher. Es vermittelt uns das deutliche Bewusstsein der Thatsache, dass frühere Zeiten achtenswerte Leistungen in der Seelenkunde aufzuweisen haben. Die Geschichte ist auch hier nicht nur eine Veranlassung zur Bescheidenheit, sondern auch eine Anleitung zu gerechter Würdigung fremder Leistungen. Namentlich wird die Einsicht, dass die unvollkommeneren, vielfach geschmähten Methoden vergangener Tage tiefe Erkenntnisse ermöglichten, sehr dämpfend auf den Streit um die allein angemessene psychologische Methode wirken können.

Da Dessoir der Seelenkunst die gleiche Aufmerksamkeit widmet, wie der Seelenphysik und Seelenmetaphysik, so nimmt er umfassende Rücksicht auf die Äethetik. Außerdem aber geht er überall des Näheren auf den Zusammenhang der Psychologie mit der Literatur ein. Und gerade dabei fehlt es nicht an Nachweisen tieferer Verknüpfungen, wie sie dem Literarhistoriker wohl schwerlich auf den gewohnten Wegen begegnen: Dessoir weist darauf hin, dass die Genieleute des vorigen Jahrhunderts ebenso an Leibniz als an Gottsched und Lessing anknüpfen; denn ihr Begriff der Individualität entspricht ganz dem Leibniz'schen „je ne sais quoi". Dem Emporkommen jenes wunderlichen Geniecultus waren aber auch äußere Umstände in der allgemeinen Culturentwicklung von 1750 ab günstig. In dem Abschnitte „Culturgeschichtlicher Hintergrund" macht Dessoir aufmerksam, dass in jener Periode vornehmlich die Mittelclassen am Culturprocess betheiligt waren. Der gelehrte Kleinbürger hatte kleinbürgerliche Ansichten und kleinbürgerliche Lebensgewohnheiten. Im sicheren Besitze ihrer Bildung und einer angemessenen Lebensstellung blickten Leute dieser Art mit einer gewissen Verachtung auf die Frauen und die nicht Aufgeklärten herab und verlangten von ihnen „Unterwerfung unter die Autorität der Erleuchteten". In einem besonderen Abschnitte bespricht der Verf. die psychologischen Magazine von Carl Philipp Moritz, Immanuel David Mauchart und C. C. E. Schmid und deutet deren Einfluss auf die Literatur, namentlich auf Herder und Goethe, an. Besonders wichtig für die Literaturgeschichte ist der Abschnitt „Subjectivistische Analytiker" (S. 301—325). Die Analyse des eigenen Seelenlebens kommt nach Dessoir in drei Formen zum Ausdruck: als Autobiographie, als Tagebuch und als

psychologischer Roman. Als „ein classisches Denkmal seelischer Selbstzergliederung" sieht der Verf. Adam Bernds eigene Lebensbeschreibung an, die durch C. Ph. Moritz zum Vorbild für autobiographische Mittheilungen und psychologische Romane geworden ist. Adam Bernd wird als der erste dekadente Psycholog geschildert. Die Tagebücher sind Beispiele energischen, aber oft vergeblichen Ringens und Kämpfens der Verff. mit sich selbst, mit ihren eigenen Gefühlen, Gedanken und Trieben und sind meistens religiös gefärbt. Der psychologische Roman der Deutschen hat nach Dessoir in C. Ph. Moritz seinen Urheber. Dessoir tritt der Überschätzung des Einflusses von Rousseau und Richardson entgegen. Er meint, „die Gemüthstemperatur der Empfindsamkeit sei aus Bewegungen im religiösen Gefühle der Deutschen hervorgegangen". Der Einfluss Rousseaus auf die Untersuchung der Herzensprobleme wird dem Restifs de la Bretonne, des Rousseau du ruisseau, als gleichwertig erachtet. Die Bedeutung des Letzteren für die Analyse der Geschlechtsliebe wird hervorgehoben, sein Einfluss auf Schiller, Goethe, Humboldt und Lavater wird angedeutet. Besonders interessant ist das Hineinspielen von Vorstellungen über die Ursachen und Symptome der Neurasthenie, Hysterie und Hypochondrie in die Literatur. Charakteristisch ist die Ansicht Stahls und seiner Anhänger, dass die Milz der Sitz psychischer Störungen sei. Auch Nathan der Weise (I, 5) behauptet, dass übermäßiger Genuss von Datteln „die Milz verstopft und melancholisches Geblüt macht".

Aus diesen wenigen Beispielen ist ersichtlich, in welcher Art die Literaturgeschichte durch Dessoirs Werk berührt wird. Es kann hier nicht untersucht werden, ob sich alle dort construierten Zusammenhänge aufrecht erhalten lassen. Jedenfalls können aber die vielfach angedeuteten Beziehungen Anlass bieten zu monographischen Untersuchungen, die vielleicht auf den entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhang in der Darstellung unserer Literatur in verschiedenen Punkten umgestaltend zu wirken imstande sind. Das vorliegende Buch kann in jeder Hinsicht der eingehendsten Beachtung empfohlen werden.

Berlin. Otto Gramzow.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Die heutige Geographie und ihre Stellung an Universität und Gymnasium in Österreich.

(Schluss.)

Die Geographie ist uns aber auch ein gewaltiges Mittel im mpfe gegen die Feinde des Gymnasiums, die eine immer größere Be- ltung der realen Wissenschaften verlangen, ja die humanistischen cher ganz zurückdrängen möchten. Die öffentliche Meinung wendet sich ifig, oft ungerecht, gegen unsere Schule, welche doch gewiss der nen Zeit Rechnung trägt.

Die realen Wissenschaften dringen zu mächtig in unser Leben n, wir können sie nicht mehr aus der Schule ausschließen. Die Worte, elche schon 1858 Unterrichtsminister Graf Leo Thun auf dem Philo- gentag gesprochen, sind heute noch actueller geworden: „Wir leben einer Zeit, in welcher die materiellen Interessen, großartige industrielle nternehmungen und was sie zu fördern geeignet ist, einen noch nie ekannten Aufschwung genommen haben. Fast drohen sie, die Allein- errschaft an sich zu reißen und es fehlt nicht an solchen, die aus der chule alles zu verweisen geneigt wären, was nicht unmittelbar jener ichtung dienlich ist". Gott sei Dank, sind wir noch lange nicht so eit und noch ist der Geist jener Männer lebendig, welche die Grund- üge des Gymnasiums geschaffen haben, welche den wahren Wert unserer nstalt zu vertheidigen im Stande sind. Nur ist bei der Fülle der Gegen- tände heute eine scheinbar unüberbrückbare Kluft zwischen den ein- elnen Fächern entstanden und Brückner hat nicht Unrecht, wenn er klagt, dass die Fülle und Mannigfaltigkeit der Bildungselemente unsere Schwäche geworden ist, statt uns Stärke zu geben. Ich glaube, hier kann die Geographie helfen, wenn überhaupt irgendwer. Sie ist für die nöthige Concentration sehr geeignet, wie schon längst und oft behauptet, aber noch immer nicht genügend gewürdigt worden ist. Ziller schreibt in seiner „Grundlegung": „Die Geographie ist schon längst eine associ- ierende Wissenschaft geworden, ein festes Band zwischen historischen

und naturwissenschaftlichen Dingen". Vergleiche hier auch Herder, bart, Kirchhoff u. A. Die Kenntnisse der Physik, der Mathematik Naturwissenschaften vereint sie mit den rein humanistischen, wi uns die classische Bildung gibt. Wie sehr gerade die classische bildung wieder das geographische Verständnis fördert, habe ich auf dem Boden Griechenlands erfahren. Wie gieng mir das Verstä auf für die unvergleichliche Begabung der Griechen in Auffindung Siedlungspunkte (Constantinopel); wie sind mir aus der Natur Landes die uns noch heute immer neu zur Bewunderung anrege Eigenschaften des Hellenenvolkes klar geworden, ihr ganzes W ihre Intelligenz, ihr hoher Sinn, ja ihre ganze Geschichte.

Die Geographie soll also aus allen diesen Gründen die u geordnete Stellung am Gymnasium nicht weiterhin einnehmen. haben bereits gute Lehrmittel, wir haben gut ausgebildete graphielehrer, ihre Zahl mehrt sich täglich und nicht, wie Becker a. meint, wenden sich viele wieder rein historischen Fächern lieber z ihnen das Studium zu schwer ist. Ich kann viele Gegenbeweise lie dass Historiker, welche nur einmal in die Anfangsstudien geogr scher Arbeit eingetreten sind, so begeistert für das neue Stu worden, dass sie „reine Geographen" blieben. Auch dies passt für Lehrfach, für unsere Gruppe nicht, harmonisch sollen beide Richtu zusammenwirken. Die Instructionen selbst verlangen, wie wir sa echte Geographie, wiederholt, besonders am Obergymnasium... das nicht wie eine Vorbereitung zur wirklichen Erhebung unserer senschaft aus? Es dürfte ja nur der letzte Schritt gethan werden, die missachtete, nun so mächtig herangewachsene Schwester der ligierten Wissenschaften in die ihr gebürende Stellung einzusetzen würde auch hier wieder Österreich rühmlich vorangehen, Österr welches seit Jahrhunderten an seiner ersten Universität der Geogra zu Nutz der Wissenschaft und zum Heil des Vaterlandes eine Pfl stätte geschaffen hat, welches auch in der Errichtung zweier Lehrst vielen Staaten vorangegangen.

So ist nun alles bereit! Der Organisationsentwurf ist absich ein Entwurf genannt worden, er soll den wissenschaftlichen Bedürfni der Zeit Rechnung tragen, wie schon einer seiner genialen Schö Bonitz, im Kampfe gegen die Feinde des Gymnasiums in der von begründeten Zeitschrift für österreichische Gymnasien wiederholt hauptet hat. „Die Schule wird durch den wissenschaftlichen Gesam charakter der Zeit beeinflusst, Mathematik und Naturwissensch lassen sich nicht ignorieren." Ich füge getrost hinzu, auch die Geogra nicht, welche, wenn wir sie schon nicht ganz den Naturwissensch zutheilen, doch auf denselben fußt und deren nimmer entrathen k Wir können also getreu den Intentionen der Gründer „auf Grund machter Erfahrungen" gebotene Änderungen vornehmen.

In diesem Sinne bringen nun die Geographen immer aufs N ihre Forderungen. Auf Lehrerversammlungen, bei den Geographenta bei vielen anderen Gelegenheiten treten die Forderungen immer wie

rüge, nicht allein von Männern der Mittelschnle erhoben, sondern auch von Universitätslehrern, wie Lehmann, Kirchhoff, Günther, Richthofen, Wagner, Richter, Penck u. A. Auch rein pädagogische Werke stellen sich bereits auf unsere Seite. Wenn ich vom Deutschen Reiche abiehe, so sind auch in Österreich diesbezüglich ganz präcise Forderungen bereits öfter erhoben worden. Ich verweise hier nur auf die letzten Jahrgänge der Zeitschrift für Schulgeographie — hoffentlich bleibt auch die nene Leitnng in dieser Hinsicht consequent —, dann auf den Bericht über die Verhandlungen der geographisch historischen Section auf dem IV. deutschösterreichischen Mittelschultage in Wien 1892: „Geographie soll am Obergymnasium in selbständiger Weise gelehrt werden; gewonnen würden die Stnnden dadurch, dass erstens Mineralogie aus V. in IV., Logik und Psychologie in VIII. allein verlegt würde; hieran schließt sich natürlich die Forderung einer selbständigen Prüfnngsnote. Anch in Programmarheiten treten unsere Forderungen auf. J. Miklau verlangt (Jahresber. d. I. d. G. Brünn 1896) in der 5. und 7. Classe wöchentlich eine 1 Stunde Zugabe, so dass in der 5., 6. und 7. Classe wöchentlich 1 Stunde nur Geographie getrieben würde, auch natürlich wieder mit selbständiger Prüfungsnote, in der 8. Classe Geographie nnd Geschichte neheneinander, wie in Quarta. Auch E. Umlauft bedauert das Fehlen des geographischen Unterrichtes am Obergymnasinm. Siehe: „Der geogr. Unterricht von 1848—1898“ in den Mitth. d. k. k. geogr. Ges. 1898, Heft XII, p. 283 ff. Vergl. auch die Verhandlnngen des letzten Mittelschultages Ostern 1900.

Hiezu tritt nnn die Frage, oh am Obergymnasium wieder nur Landeskunde gelehrt werden, oder oh die Erde als Ganzes, also physische Geographie in erster Linie, in die Betrachtnng gezogen werden soll. Ich stimme für letzteres und werde es in einem eigenen Aufsatze begründen; auch der Mittelschüler soll die Erde als organisches Ganzes, immer aber mit Beziehung auf den Menschen, kennen lernen, die Anwendung der einzelnen Thatsachen tritt ja ohnehin immer wieder landeskundlich in der Geschichte hinzu nnd wie viele Länder kommen da wieder zur Besprechnng, und als höhere, wissenschaftliche Stufe des Unterrichts empfiehlt sich die Behandlung der physischen Geographie als solcher gerade für das Obergymnasium, es müssen da auch Völker und Gegenden einbezogen werden, welche für das Verständnis des Erdganzen, ja des Menschen im allgemeinen, wichtig, für speciell geschichtliche Betrachtung aher eigentlich wertlos sind[1]).

So lauten also unsere Forderungen: 1. Die Geographie soll als selbständiger Gegenstand mit eigener Prüfungsnote am ganzen Gymnasium gelehrt werden. 2. Am Untergymnasium bleibt es bei der gegenwärtigen Stundenzahl, bei der gegenwärtigen Behandlung, nur tritt selbständige Classificierung ein. 3. Am Obergymnasinm wird in der 5.,

[1]) Die neuen Instructionen für Realschnlen scheinen hier entgegenzukommen, sie verlangen die Betrachtung der Erdoberfläche in übersichtlicher Darstellung, „besonders was die physikalischen Verhältnisse betrifft“.

6. und 7. Classe je eine Stunde nur Geographie, besonders physis gelehrt und die Stunden hiezu gewonnen, indem in der 5. Classe s Stunde neu eingeschoben, in der 7. und 8. Classe zusammen drei Stun für Logik und Psychologie zusammen verwendet werden, welche i wechselnd zu lehren sind.

Mit Freude habe ich den schon oben mehrfach erwähnten trefflich Artikel Dr. A. Beckers gelesen. Mit besonderer Freude, weil Becker auf ander Wege zu ähnlichen Forderungen in Bezug auf den Inhalt des zu Lehren gelangt, obwohl man es nach den ersten Äußerungen nicht erwar würde, wo er nur von alleiniger Wichtigkeit der Topographie spric Auch L. Singer (siehe oben) ist hier zu nennen; wir alle sehen der jetzigen Geographie ein wichtiges Bildungsmittel unserer Schul und verlangen eine Reform. Unsere Ansichten gehen hauptsächlich d auseinander, dass Dr. Becker alles im Rahmen der jetzigen Verhältn erwirken zu können glaubt, ich aber nicht. Schon deswegen nicht, gerade die von uns geforderte Behandlung viel größere Mühe und derhand weniger Anerkennung schafft wegen der dann nöthigen V kürzung des eigentlich Geschichtlichen; besonders aber deswegen ni weil es dem freien Ermessen jedes Lehrers anheim gestellt bliebe, was nehmen will. Bei aller Achtung vor Gewissenhaftigkeit der Lehrer schre ich einem stricten Gebot allein durchschlagende Wirkung zu. Auch Schüler hält mehr auf eine eigene Note. Die menschliche Natur einmal so.

Mögen die von Becker und Singer gegebenen Anregungen a in meinem Sinne gefasst werden und zu neuen Erörterungen im teresse unserer Sache führen, damit die ersehnte Reform endlich re

Brünn. Ferd. Banholzer

Die neuen Instructionen für den Zeichenunterric an den österreichischen Gymnasien.

In der vom hohen Unterrichts-Ministerium veranlassten revidiert Ausgabe der Instruction für die Lehrfächer des Gymnasiums finden den betreffenden Abschnitt über das Freihandzeichnen in einer vollstä digen Neubearbeitung, wenngleich der Text des Lehrplanes vorläu noch der vom Jahre 1891 geblieben ist. Es ist zwar im allgemein methodischen Aufbau keine Veränderung vorgenommen worden und au die Stoffgebiete sind dieselben geblieben — und doch ist die Durc führung des Unterrichtes nunmehr wesentlich anders gestaltet; der Schwe punkt ist verschoben, die Methode vereinfacht, praktische Neuerungen i technischer Hinsicht wurden eingeschoben und der Lehrmittel-Appar nach freier, künstlerischer Richtung hin erweitert. Es dürfte daher auc für die Nichtfachgenossen von Interesse sein, den „neuen Curs" di

ichenunterrichtes, soweit derselbe in den Instructionen zum Ausdruck langt, einer kurzen Erörterung zu unterziehen.

Der Zeichenunterricht wird seiner Mission als Bildungsgegenstand i Gymnasium nachkommen, wenn ihm jenes Stoffgebiet eingeräumt rd, welches den heutigen Forderungen der Intelligenz entspricht. Die thode hat auf kürzestem Wege das höchstmögliche Ziel zu erstreben. Lehrmittel aber werden das Belehrende und Erziehliche enthalten issen.

Schon Goethe sagt über das Zeichnen als allgemeines Bildungsttel: „Von der Wichtigkeit des Unterrichtes in der Zeichenkunst, als eil der Erziehung betrachtet, kann man sich am besten überzeugen, nn man bedenkt, dass dem Menschen durch diesen Unterricht eine höne Erweiterung seines Genusses an der Sinnenwelt zuwächst; das nze Reich der Formen und Farben schließt sich ihm auf, ein neues gan wird belebt, die heitersten Begriffe erwachen, er lernt die schöne atur kennen, sie hochachten und sich ihrer erfreuen!“

Diese knappen Worte enthalten goldene Wahrheiten und können s Programm für den Zeichenunterricht als Bildungsmittel aufgestellt erden. Führen wir unsere jungen Zeichner zur Natur, dem Urquell alles hönen, so werden sie Freude und Genuss an ihrer Arbeit finden und it dem „Sehenlernen“ in der Natur wird auch das Empfinden für e Kunst eine Steigerung erfahren. Erzählt uns ja schon Aristoteles, ass die Jugend im griechischen Gymnasium „zeichnen“ lernte, um die unstwerke besser zu verstehen!

Es soll damit nur angedeutet sein, in welcher Richtung die Ziele es modernen Zeichenunterrichtes liegen. Die Revolution gegen die verkehrten Wege des bisherigen Unterrichts hat namentlich in letzterer Zeit allerwärts energischere Formen angenommen; zu weit würde es jedoch führen, auf die bezüglichen Enunciationen aus pädagogischen, Künstler- und Gelehrtenkreisen hier einzugehen. Die Frage des Zeichenunterrichts hängt mit der künstlerischen Umwälzung unserer Tage zusammen, und sie kam erst recht ins Rollen, als die Conservativen als starre Opponenten auftraten. Doch ist der Kampf umsonst. „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit“ — können auch wir für unsern Fall mit Attinghausen rufen!

Um den gegenwärtigen Stand des Zeichenunterrichts an den österreichischen Mittelschulen überhaupt zu beurtheilen, wird ein kurzer Rückblick auf die Wandlungen, welche derselbe in den letzten Decennien durchgemacht hat, nöthig sein.

Als vor einem halben Jahrhundert in Österreich die ersten Realschulen errichtet wurden, trat das Zeichnen sofort als Hauptgegenstand mit einem bedeutenden Stundenausmaße (40 wöchentlich) auf. Die damalige — wir nennen sie heute die „alte Realschule“ — hatte mit überwiegend realen Fächern den Zweck, einerseits für die technische Hochschule die nöthige Vorbereitung zu bieten, andererseits aber für die verschiedenen Zweige des praktischen Lebens, für Handel und Gewerbe eine gewisse Vorbildung zu vermitteln. Gewerbeschulen in unserem

heutigen Sinne gab es damals nicht. Die erst mit Beginn der Sechzig jahre eingerichteten gewerblichen Fortbildungsschulen waren der l scheidene Anfang zu jenen großen, heute weit verzweigten Institution welche erst infolge der industriellen Wettkämpfe auf den Weltausst lungen von den Siebzigerjahren an auch in Österreich festen Boden g wannen.

Was man damals vom Zeichenunterricht in der Realschule forde und auch nur fordern konnte, war Zeichenfertigkeit in den verschieder Theilen des Freihand- und Zirkelzeichnens.

Der Lehrplan ordnete an, dass in der ersten Classe das geor trische Ornament und andere geometrische Formen „als geometrisc Zeichnen mit freier Hand" zu pflegen und im Anschlusse das Körg zeichnen (nach Dupuis' Methode) zu üben sei. Von der zweiten Cla an wurde theils ornamentales, vorwiegend aber figurales Zeichnen verschiedener Technik bis zur sechsten Classe betrieben, u. zw. anfa fast ausschließlich nach französischen Vorlagen von Jullien, Carot, Bill deau u. a., für das Ornamentzeichnen wurden mit Vorliebe Westmal Federzeichnungen und Eisenlohrs mittelalterliche Ornamentik her gezogen.

Als Zeichenlehrer wurden zumeist Künstler engagiert und es wa darunter, namentlich in Wien, Namen vom besten Klange, wie Swobo Klein, Hasslwander, Taubinger, Schön u. a. Eine Approbation der Zeich lehrmittel gab es nicht; die Zeichner nahmen das Gute, wo sie es ef fanden. Alsbald aber machten sich die heimischen Lehrer daran, sel den Zwecken der Realschule entsprechende Lehrmittel zu schaffen, damit auch Methode in den Gegenstand zu bringen. In dieser Hinsi wurde von den Wiener Zeichenlehrern bis in die Sechzigerjahre hin viel Verdienstvolles geschaffen. Taubinger zeichnete Serien von lei darstellbaren figuralen Vorlagen und eine Sammlung von Ornamentv bildern, L. Schön arbeitete unermüdlich in plastischen Modellen (zume mittelalterlichen Formen), welche er selbst vervielfältigte und die allen Schulen in Österreich und Ungarn zur Einführung gelangten; Weiß, Fialkowsky u. A. schrieben Leitfäden für den ersten Unterricht Zeichnen; eine Vereinigung von Wiener Künstlern gab eine bunte Rei „Wiener Vorlagen" (von den Autoren selbst lithographiert) heraus. war ein reges Schaffen allerwärts und die Zeichenerfolge erfuhren ei stete Steigerung. Für die Oberclassen wurden ab und zu auch die bei liebten „Landschaftsstudien" von Calame herangezogen und dem figural Zeichnen schloss sich in der sechsten Classe der Naturkopf, das „leben Modell" an.

Das Zeichnen bekam mit der gebotenen Freiheit in Hinsicht auf d Lehrmittel und die kunstakademische Bildung der Lehrer einen vo wiegend künstlerischen Charakter. Den Übungen war auch die nöthig Zeit gegeben und die Talente konnten sich frei entwickeln. A auf den Weltausstellungen in Paris und London neben anderen auc Schülerarbeiten aus den österreichischen Realschulen zur Exposition g

gten, war man des Lobes voll über die brillanten Leistungen und lärte die Anstalten für förmliche „Akademien“.

Von staatlicher Seite wurde bis zu Anfang der Siebzigerjahre für Zeichenunterricht nichts gethan. Die Lehrer schufen sich die Lehrtel selbst und sie wetteiferten, ihre Sammlungen durch Gutes und eckdienliches zu bereichern. Nebenbei wurde auch nicht versäumt, neueren französischen Publicationen — in der Lithographie standen die französischen Meister immer voran — als Vorbilder der Darllung heranzuziehen.

Die Reformbewegung, welche in Sachen des Geschmacks im Kunstwerbe infolge der Weltausstellungen nicht nur in England und Frankch, sondern allgemach auch in Deutschland und Österreich um sich iff, brachte mit dem Jahre 1873 eine einschneidende Veränderung Zeichenunterrichte der österreichischen Realschulen und Gymnasien [1] vor.

Durch Eitelbergers rastlose Bemühungen wurde das Österreichische seum für Kunst-Industrie (Eitelberger setzte das Wörtchen „und“ zwischen) geschaffen und mit einer höheren Kunstschule verbunden.

Nach dem Vorbilde der South-Kensington-Schule in London sollten le Fäden des kunstgewerblichen Unterrichts des Reiches in dieser Centralelle zusammenlaufen, bezw. der Zeichenunterricht sollte von dieser stalt aus beeinflusst werden.

Nun waren aber zur Zeit gewerbliche Schulen erst in geringer zahl vorhanden. Die Realschule galt noch als halbe Gewerbeschule, aher wurde sofort der Zeichenunterricht dieser Anstalten — und auch der Gymnasien — dieser Action unterstellt. Das Zeichnen der Mittelchulen kam ins Departement des gewerblichen Bildungswesens.

Dieses vollzog sich gerade zur Zeit, als die Realschule ihres gewerblichen Charakters entkleidet wurde. Damals (1870) wurden bei der Erweiterung auf sieben Jahre alle gewerblichen Fächer ausgeschieden, die modernen Sprachen und Geschichte auch in den Unterclassen eingeführt, kurz diese Schulen für die allgemeine Bildung unter modernen Bedingungen eingerichtet. Nur im Zeichnen wurde, wie gesagt, der entgegengesetzte Weg eingeschlagen. Die Stunden wurden von 40 auf 28 (heute 24) herabgesetzt, dem Ornamente und den Bauformen vier Jahre zugewiesen, das figurale Zeichnen auf die Oberclassen beschränkt, wobei aber auch da noch daneben „Gewerbliches“ zu zeichnen war und, um dem künstlerischen Zeichnen vollends den Garaus zu machen, die praktisch bewährten Lehrmittel verboten und der berüchtigte „Regelkopf“ nach Vorzeichnungen des Lehrers an der Schultafel eingeführt. Diese geistlosen Schemen von Köpfen waren in allen möglichen und unmöglichen Lagen geradezu zu construieren und sauber mit der Feder auszuziehen.

Ornamentiker, Geometer und Methodiker hatten sich zusammengethan und einen Lehrplan ausgearbeitet, welcher an Gebundenheit

[1] Die Gymnasien hatten damals als „Realgymnasien“ den obligaten Zeichenunterricht bereits aufgenommen.

nichts zu wünschen übrig ließ. Dazu kam noch der Approbationszw bezüglich der Lehrmittel. Im Ornament begann die Epoche des Re ducierens. Die Vergangenheit der Kunst wurde abgepaust, abgefor photographiert, kurz mit allen Reproductionsmitteln wieder zum Le erweckt. Es galt ja, den allerwärts gegründeten Gewerbeschulen „bi rische" Vorbilder für die verschiedenen Industriezweige zu übermitt Die Mittelschulen bildeten für diese Publicationen das erste Abs gebiet.

Es ist hier nicht der Raum, auf Einzelnes einzugehen, nur hervorzuheben, dass die meisten dieser Ornamentwerke zwar Samı werke von gewerblichen Motiven und Objecten waren in voller küns rischer Ausführung, nicht aber „Vorlagen" zum Zeichnenlernen.

Welche Freude unsere studierende Jugend an diesen mu giltigen Majolika-Fliesen, Intarsien, Tapeten- und Kachelofenmus usw. hatte, lässt sich leicht vorstellen. — Und dabei die gebund Marschroute im Lehrplan. Ein Semester geradlinige, geometrische O mente, dann ein Semester „gebogene" Linien ohne Farbe mit au verderbenden Federschraffierungen.

Das Perspectivzeichnen, welches früher nach den praktisc Dupuisschen Modellen mit bestem Erfolge betrieben wurde, bekam den Geometern den Glastafel-Apparat und wurde vollständig geom siert. Es wurde mehr oder minder Constructions-Perspective gelehrt Reihen von unzweckmäßigen Drahtmodellen und stereometrischen H körpern auf dem Statif. Die Fortsetzung dieses Zeichnens ergieng in starren Architekturformen; sogar die Arten der Gewölbe wurden außen!) gezeichnet. Darüber durfte aber kein Zeichner hinausgehen. sah die Formenwelt aus, in der sich Lehrer und Schüler — langweilt Künstlerisch veranlagte Talente wurden — wenn es der Lehrer re gewissenhaft mit den Instructionen nahm — mit der Axt dieser Zeich methode erschlagen. Ein hervorragender Wiener Künstler, dessen S ein zeichnerisches Genie war und im Privatfleiß in überraschender W die Gottesgabe offenbarte, musste denselben von einem Gymnasium obligatem Zeichenunterrichte wegnehmen, weil er in diesem Gegenstar die Note „ungenügend" erhielt. Und solche Fälle waren nicht vereinz Wenn es strebsamen und dabei freisinnigen Lehrern dennoch gela Erfolge zu erzielen, so war es zumeist der Nachsicht des Landessch inspectors zu danken.

Für die Zeichenlehrer wurde eine strenge Prüfungsordnung ei geführt und dem neuen Lehrplane entsprechend auch eine specie Prüfung über Ornamentik und Geometrie angesetzt. Die Candidat brauchten nicht mehr die Akademie besucht zu haben, es genügte dreijähriger Curs an der Kunstschule des Museums. Auf diese Wei war auch das künstlerische Können der Zeichner dem neuen Lehrpla angepasst.

Auf Grund einer fachmännischen Inspection des Zeichnens an de czechischen Mittelschulen Böhmens und Mährens wurde im Jahre 18 über Antrag des betreffenden Ref. eine Revision des Lehrplanes in de

structionen vorgenommen. Leider fehlte in der damaligen Commission e nothwendige fachmännische Vertretung aus der Schule; die eigentlichen Principienfragen des Zeichenunterrichts der Mittelschule, die Bedingungen und Bedürfnisse desselben fanden keine Erörterung. Es blieb st alles beim Alten. Einige methodische Neuerungen wurden wohl eingeführt; doch verschwanden diese bald wieder, da sie sich nicht bewährten.

Mit der Bestellung von Fachinspectoren im Jahre 1892 kam nun, wenngleich anfänglich in begreiflich ängstlicher Weise Bewegung in die Zeichensäle. Namentlich in den deutschen Landen und den Centralen wagte man es auf die Mängel des Zeichensystems aufmerksam zu machen; es wurden in den Berichten die Unzulänglichkeit der Lehrmittel betont, Verbesserung der Methode angeregt, auf manche Verkehrtheiten des zeichentechnischen aufmerksam gemacht und eine Erweiterung des Stoffgebietes in Hinsicht auf das Naturzeichnen verlangt: Wünsche, die nur spärlich in Erfüllung gehen konnten, da alle Agenden des Zeichenunterrichtes von Commissionen überwacht wurden, in denen der Geist der alten Traditionen unerschütterlich seines Amtes waltete.

Als bei einer Conferenz der Fachinspectoren im Jahre 1895 zum erstenmale rückhaltslos über die Mängel der Instructionen referiert wurde und auch die Ursachen dargelegt wurden, warum die zeichnenden Gymnasiasten mit der IV. Classe die Flucht vor dem Gegenstande ergreifen und die Curse der Oberclassen eine so spärliche Frequenz aufweisen, als dann positive Vorschläge über die Umgestaltung des Unterrichtes in Hinsicht auf die Bedürfnisse der Mittelschüler und die heute vollständig geänderte künstlerische Richtung dargelegt wurden, blieb alles beim Alten und es ernielten sogar einzelne Lehrer, welche mehr als der Lehrplan angab, geleistet hatten, eine gelinde — Rüge.

Rascher aber, als man es hätte ahnen können, vollzog sich in den letzten fünf Jahren auf allen Kunstgebieten, namentlich aber im Kunstgewerbe und dem Ornamentwesen ein gründlicher Umschwung. Man war des Reproducierens endlich müde und schöpfte wieder aus dem reichen Formenschatz der Natur Motive in neuer Anwendung. Neues Leben pulsiert wieder im künstlerischen Schaffen und wenn auch in der Gährung noch mannigfache Irrungen zu Tage treten, die Principien werden sich allmählich klären und die Talente werden sich finden, in der Kunst das Schöne im Geiste unserer Zeit zu offenbaren. Auch der Zeichenunterricht darf nicht mehr in methodischer Starrheit vertrocknen und in schematisch-stilisierten Formen veröden; auch hier hat die lange fern gehaltene Natur zu ihrem Rechte zu gelangen. Unser Goethe soll Recht haben! Der Sturm gegen den „verkehrten“ Zeichenunterricht hat namentlich in Deutschland höhere Wellen geschlagen. Die geistvollen Schriften C. Langes, Matheis' u. A. gaben das Signal zum Kampf gegen die geist- und talenttödtenden Methoden. Die conservativen „historischen“ Ornamentiker mochten eine zeitlang der Strömung opponieren; aber ihr Anhang fiel allmählich ab, und der talentvollere Nachwuchs gieng ins andere Lager über.

Und so vollzog sich auch gezwungen von der Nothwendigke und sanctioniert von der kunstpolitischen Einsicht höheren Orts unserer Centralkunstschule für das Gewerbe, rascher als man es gedacl der Umschwung zur modernen Richtung. Die Stützen des alten Syste fielen allgemach; neue schaffende Kräfte wurden dem Institute ei verleiht und damit auch dem Kunstunterricht eine andere Basis gegebe Von dem einstigen stolzen Bau ragt kaum ein letztes Säulchen no auf, und auch dieses „kann stürzen über Nacht".

Es ist daher nur eine Frage der Zeit, dass auch der Zeiche unterricht an den Mittelschulen der unnatürlichen Vormundschaft ein vergangenen Kunstanschauung entzogen werde und seine Einrichtu im Sinne seiner eigenen Bedürfnisse erfolgt. Der Anfang, den F derungen von heute gerecht zu werden, ist mit den neuen „I structionen" bereits gemacht. Es scheint einmal ein Freihandzeichr aus der Schule zum Worte gekommen zu sein. Wenn auch in manct Hinsicht noch an das Alte anlehnend, so ist denn doch in jedem Capi die Erweiterung des Stoffgebietes in der Richtung zur „Natur" wal zunehmen. Noch fehlen zwar vielfach die passenden Lehrmittel — de werden sich dieselben leicht finden. Sie fehlen ja nur im Approbatio verzeichnis. Unsere reproductionsfreudige Zeit hat Schätze aus all Kunstgebieten in reicher Fülle auf den Markt gebracht, und die kundi Hand hat nur zu wählen und zuzugreifen. Die künstlerische Erziehu der Jugend ist ein Staatsinteresse, und Rücksichten auf Verleger od Autoren haben dabei zu verschwinden.

Die wesentlichsten Punkte, welche die neuen Instructionen Hinsicht auf die eben skizzierten Bedingungen in neuer Fassung bringe sind folgende:

Sogleich in der ersten Classe wird mit dem langweiligen Zeichn der geometrischen Ornamente gebrochen und nur so viel von geomet schen Motiven genommen, als zur Handübung für das Zeichnen frei Linien nöthig ist.

Das geisttödtende Nachziehen der gezeichneten Formen n farbigen Tinten ist aufgehoben; es genügt die reine Bleilinie. De gleichen ist das vollständig nutzlose Schraffieren untersagt, dageg wird zur Belebung der Motive schon auf dieser Stufe Farbe angewende (Früher erst im III. Jahr!). Im II. Semester haben die Schüler berei freilinige Pflanzenmotive zu zeichnen und nicht ausschließlich Flacl muster, sondern auch Gefäße, Wappenschilder u. dgl. Was früher müh voll in zwei Jahren erreicht wurde, wird nunmehr im ersten Jahre sl solviert.

Die naturgemäße, leichte Darstellungsweise, der Wechsel un die größere Mannigfaltigkeit der Formen, das Vermeiden von über mäßigen Wiederholungen und der Reiz durch die Anwendung der Farb regen das Interesse der Schüler an und steigern die Erfolge. Im weitere Verlaufe des Ornamentzeichnens werden am Gymnasium die typisch classischen Motive in farbiger Ausführung gezeichnet und auch antik Gefäßformen mit ihrer ornamentalen und figürlichen Ausschmückung in

n Kreis der Übungen gezogen. Das bezügliche Lehrmittel fehlt. Damit der die Schüler auch das Formengebiet kennen lernen, aus welchem e Ornamentik ihre Motive schöpft, werden auch naturpflanzliche otive (Blumen, Ranken etc.) in farbiger Ausführung gezeichnet. (A. lein hat hiezu treffliche Vorbilder geliefert.) Welche Schönheit und elche Fülle von Formen öffnet sich dem jungen Zeichner auf diesem rüher streng gemiedenen) Gebiete, welches er schon von der wissenhaftlichen Seite her (in der Naturgeschichte) kennen gelernt hat!

Eine gründliche Umgestaltung hat des weiteren das so wichtige erspectivzeichnen erfahren, welches mit dem zweiten Jahr beginnt. Es ar ein Verhängnis für diesen Theil des Zeichenunterrichtes, dass die erf. der alten Instructionen Constructeure, aber nicht freie Naturichner waren. Es kann hier nicht darauf eingegangen werden, wie ach dem alten System gezeichnet wurde, wie überflüssige Lehrsätze nd der Mangel an praktischer Schulung des Auges sich die Wage ielten und die Stunden für die Schüler zu den langweiligsten des eichenunterrichtes zählten.

Das Heer von Drahtmodellen wurde ausgeschaltet und wird sont mit der Plastik begonnen, und zwar nach neuen Modellen, in denen der Würfel als Grundform für das praktische Naturzeichnen die Hauptrolle spielt. Diese Combinationsmodelle bieten bereits die Grundmotive vom Gegenständlichen (Thor, Bogenstellung, Stiege, Stadtmauer, Thurm, Haus usw.). Wir sind damit wieder zu Dupuis System zurückgekehrt. Es wird weniger auf die früher so beliebte peinliche Ausführung als vielmehr auf rasches, sicheres Entwerfen gesehen. „Sehen lernen" heißt es nunmehr im Perspectivzeichnen und die Wirklichkeit in ihrer Gestaltung correct auf die Fläche projicieren!

Eine wichtige Neuerung ist aber die Richtung, welche die Fortsetzung des Perspectivzeichnens nunmehr einschlägt. Statt der starren architektonischen Formen, welche vom Hause aus in das Gebiet des Zirkelzeichnens gehören, wird nunmehr der Unterricht zum Gegenständlichen, zur Natur im weiteren Sinne gelenkt. Gebrauchsgegenstände aller Art, Geräthe, Naturgeschichtliches, Archäologisches, kurz was lehrreich und zeichnerisch interessant ist, soll gezeichet werden, denn diesen Gewinn soll der Schüler für das künftige Leben vom Zeichenunterricht mitnehmen, vielleicht als Nothwendigkeit, vielleicht auch nur zu seinem Vergnügen; in beiden Fällen wird ihm sein Zeichnen Freude bereiten.

Dieses angewandte Perspectivzeichnen, welches heute allenthalben als erste Forderung des Zeichenunterrichtes aufgestellt wird, hatte freilich auch seine Gegner — aber doch nur in jenen Zeichenlehrern, deren Kunst sich über die „historische Fläche" nicht hinaus wagte.

Ist also sowohl im Flächenzeichnen als im Zeichnen nach der Plastik, resp. der Natur eine größere Freiheit geboten, so bringen die neuen Instructionen noch eine wichtige Einführung, welche namentlich den Talenten offene Bahn hält: es sind die Skizzenbücher. Konrad Lange hat einen für den Zeichenunterricht der Intelligenz gewichtigen Ausspruch gethan: Wir müssen künstlerische Dilletanten

im guten Sinne des Wortes erziehen, dann wird im Volke d Interesse an der Kunst wieder Wurzel fassen! „Was hat doch d musikalische Dilletant dem Musikleben genützt"! — Im Skizzenzeichn nach freier Wahl der Motive, jedoch unter der Controle und Führu des Zeichenlehrers kann in dieser Beziehung in weitgehendster Wei Einfluss genommen werden; nur hat man die Sache mit Geschick u Liebe anzufassen. Das Skizzenzeichnen ist neu und es dürfte eini Zeit nöthig sein, bis die hiezu nothwendigen künstlerischen „Leihbibli theken" in den Zeichensälen eingerichtet sein werden. Die bezüglich Versuche an einzelnen Anstalten sind überraschend günstig ausgefall Dem Lehrenden erwächst damit allerdings eine kleine Arbeit mit d Führung und Durchsicht der Arbeiten, aber die Mühe ist ungem lohnend. Man entdeckt gerade in diesen freien Arbeiten Fähigkeit welche im strengen Schulunterricht gar nicht zur Erscheinung gelang können. Im Nachzeichnen und Nachempfinden guter künstlerischer V bilder lernt der Schüler die Art der leichten, unmittelbaren Darstellu kennen, er festigt in solchen Übungen seine „Handschrift", was il dann beim Naturabschreiben trefflich zu statten kommt. Zeichenausflü wie solche bereits seit längerem von einigen Provinzanstalten gepfl werden, regen die jungen Zeichner ungemein an und lassen das jugen freudige Auge so recht ins Herz der Natur schauen.

Auch Ausstellungen der besten Schülerarbeiten (an den Corrid wänden bei den Zeichensälen) stacheln den Ehrgeiz an, muntern zu Fleiße auf und geben den Schülern selbst Einblick in ihre zeichnerisc Leistungsfähigkeit.

Die Zeichenräume sollen überhaupt ein „Kunstcabinet" im weitest Sinne des Wortes sein. Was Gutes und Schönes zu erreichen ist, s gesammelt — aber nicht in den Kästen versperrt, sondern stets de Auge zugänglich sein. Der Lehrer wird dann auch reichlich Gelegenh finden, sein künstlerisches und kunstgeschichtliches Wissen zu v werten, was mit dem gewöhnlichen Schulzeichen-Materiale nur bedin möglich ist.

So hat denn der Zeichenunterricht nach den neuen Instruction nach den verschiedensten Richtungen hin längstentwohnte Freiheit erhalten, um das Interesse der Jugend für das Beobachten der Nat anzuregen und künstlerische Impulse zu geben, welche das Verständn für künstlerisches Schaffen vermitteln helfen.

Und nur zur Natur hin leite der Unterricht, denn in diese universellen Formenschatz findet sich alles, was auch den andern Di ciplinen dienen kann. In erster Linie wird ein solch eingerichteter Unte richt den Humanisten zu Gute kommen. Merkt man nicht an Pa Heyses poetisch-malerischer Darstellungsweise, dass er ein vorzüglich Zeichner ist? Und rührt nicht die wunderbare Plastik in Scheffe Scenerien vom Maler Scheffel her? Und wie hoch hat Goethe sei Zeichnen gehalten! „Wie unschätzbar ist mir mein bisschen Zeichnen" schreibt er in einem Briefe an Frau v. Stein — „Es erleichtert mir jed

orstellung von sinnlichen Dingen und das Gemüth wird schneller zum llgemeinen erhoben, wenn man die Gegenstände genauer und schärfer obachtet".

Wien. J. Langl.

Einrichtung und Schmuck des Schulzimmers.

Je zahlreichere und instructivere Lehrmittel der Schule zugebote estellt werden, desto mehr bricht sich auch die Erkenntnis Bahn, dass nicht angehe, dieses Material in Sammlungen und „Cabinetten" aufhäufen und versperrt zu halten, sondern dass es Aufgabe des Lehrers ei, die Lehrmittel zu kennen, zu demonstrieren und in der Schule in ebendigen Umsatz zu bringen. Er muss wissen, welche Karte heute, an inem gegebenen Tage, für seinen Lehrzweck die angemessene ist, ob ie politische oder die physikalische, die benannte oder die stumme, die Kozenn'sche oder die Kiepert'sche? Er muss sich auf die Demonstration ines Bildes genau so vorbereiten wie auf den Text eines Autors. Ich abe Lehrer und Schüler rathlos angetroffen vor dem Hölzel'schen Bilde „der Golf von Puteoli"; keiner kannte das Cap Misenum und den dainter aufragenden Epomeo! Und welche Fülle von Anregung und Belehrung lässt sich bei richtiger Vorbereitung und Verwertung aus einem olchen Bilde schöpfen!

Diese Erkenntnis bricht sich auch Bahn; immer seltener werden die Custoden, die ihre Aufgabe darin erfüllt sehen, wenn sie ein tadelloses Inventar führen, und beleidigt sind, wenn sie mit der Herausgabe eines Lehrmittels behelligt werden. Man sieht ein, dass diese Dinge für die Schüler gehören, man beginnt Gänge und Classenzimmer zu decorieren. Nicht immer finden sich die „Custoden" hiezu willig. Gegen die Decoration der Gänge wird eingewendet die Gefahr des Verstaubens und der Beschädigung. Ich kann aus langjähriger Erfahrung behaupten, dass beide Gefahren nicht existieren; auf den Gängen unter aller Augen, wenigstens zweimal wöchentlich gereinigt, womöglich sauber eingerahmt, werden Karten und Bilder besser conserviert, als wenn sie in Kasten zusammengepfercht gepresst und gewetzt werden; was aber die Frage der Beschädigung betrifft, so müsste das schon ein heilloser Stand der Disciplin sein, wo sich der Übermuth der Schüler gegen die Lehrmittel kehrte; mir wenigstens ist das an vier Anstalten nie vorgekommen, obwohl Anstalten dabei waren, in denen ein Materiale von Gewerbeschülern auf den Gängen sich herumtrieb, die den wildesten Wiener Vorortepflanzen nichts nachstanden. Also heraus mit Karten und Bildern auf die Gänge!

Natürlich muss die Decoration wohl überlegt werden, besonders in den Classenzimmern. Wenn ich in einer vierten Gymnasialclasse eine allgemeine Karte von Österreich hängen sehe, so ist in meinen Augen der Lehrer der Geographie schon gerichtet: das ist eitel Blendwerk; denn was diese Karte bieten kann, das muss der Schüler dieser

Classe schon beherrschen; was er braucht, sind die geologische u die ethnographische Karte und je nach Umständen die Schober'sch Kronlandskarten; ebenso weiß ich, was ich von einem Patriotismus halten habe, der schon im October den Andreas Hofer und Radetz an die Wand hängt, während es doch zum didaktischen Einmaleins (hört, dass das historische Porträt erst in dem Augenblicke in Verw dung zu nehmen ist, wenn die Charakteristik der betreffenden Pers lichkeit gegeben worden ist. Ebenso wenig imponiert mir eine mel cholische Akropolis oder via Appia, wenn der Schüler nicht die gehör Erklärung zu geben weiß.

Das Bildermaterial in einer Classe muss mehrmals im Jahre wechselt werden; manche Bilder, namentlich Landschaften (Massai-Step Pasterze, Tatra u. ä.) kann man lange hängen lassen; nicht so Actio bilder: Cäsars Triumphzug, die Überwältigung Klaus Stortebekers, währen mächtige Anregung (der römische Triumph, die deutsche Han aber sie zerstreuen auch. Bei einzelnen Bildern, die allzu unhistori und genrehaft sind (Hermannsschlacht, Landsknechte u. ä.), wird n sich mit dem einmaligen Vorzeigen begnügen. Ganz analog wird a der Naturhistoriker vorzugehen haben; selbst für den Unterricht in Liturgik haben wir jetzt ganz vorzügliche Wandbilder, und der Philol der sein bellum Gallicum ohne Wandkarte, Pläne und Abbildungen lä ist heute gottlob zur Seltenheit geworden.

Es soll nun zum Schlusse an einem Beispiele gezeigt werd wie reich man die methodische Ausschmückung eines Classenzimm gestalten kann. Ich wähle als Beispiel die Quarta eines Gymnasiu wie ich sie im Jahre 1897 in Waidhofen a. d. Thaya als Musterclas hergestellt habe. Angenommen ist ein Zimmer von 48 (6 × 8) m² 40 Schüler.

Über dem Katheder hängt das übliche Bild Christi links u rechts Kaiser und Kaiserin; neben dem Katheder ein Bild (Grup Stammbaum, wie sie jetzt mannigfach zur Verfügung stehen) der kais lichen Familie; auf dem frei bleibenden Theile dieser Wand l finden sich im zweiten Semester der IV. Classe transleithanische A sichten (Langls Vajda-Hunyad, Rathhaus zu Leutschau und Bartf u. ä.); das wichtigste Object unter diesen ist das eben in Verwendu genommene Bild der Tatra; auf dem Kartenständer in der rechten v deren Ecke ist die Karte angebracht, die in der betreffenden Stunde Verwendung steht.

Rechts von der Thüre geologische und ethnographische Kart von Österreich, links Schober'sche Kronlandskarten, daneben in volle Lichte eine stets wechselnde Quincunx aus der Pichlerischen P trätsammlung berühmter Österreicher.

Besondere Überlegung braucht der Schmuck der rückwärtig Wand: da ist die größte Fläche geboten, der aber der Schüler wä rend des Unterrichtes den Rücken kehrt. In kleinen Provinzorten lie ich es, hier eine Zusammenstellung von Bauten der Wiener Ringstra

zu geben (von der Oper bis zur Votivkirche; zu Zeiten gehört ein großer Plan von Wien an die Stelle der Kronlandskarte). Unter diese Photographien kleinere Photochrome in sorgfältiger Auswahl (nicht zu klein!): Salzburg, Gmunden, Gastein, Kleinseitner Brückenthurm u. ä., darüber zwei große fernwirkende Städtebilder, Hölzels Wien und Prag, die, bevor ihnen der dauernde Platz angewiesen wird, sorgfältig erklärt werden müssen.

Die Fensterseite gewährt natürlich wenig Raum. Hieher hänge ich jene wichtigen Karten, die doch während der Unterrichtsstunde auf den Ständer kommen: Gallia antiqua und Umlaufts Entwicklung der österreichischen Monarchie. (Die veralteten Bretschneider'schen Karten verwende ich nur ausnahmsweise, keinesfalls als Classendecoration.) In den Fensternischen als Ergänzung der Wiener Ansichten sechs Wiener Denkmäler: Maria Theresia, Erzherzog Karl, Prinz Eugen, Tegetthoff, Radetzky, Grillparzer. Ist es möglich, so bringt man in einem Fenster einen drehbaren Stereoskopapparat an, der die ganze Breite des freilich dann nicht öffenbaren Fensters ausfüllt. Das Materiale ist alle zwei bis drei Wochen zu auf dieser Mittelstufe nie versiegendem Enthusiasmus zu erneuern. Das Ganze beherrscht, in entsprechender Höhe neben dem Katheder angebracht, Langls Legionär, der Hoplit steht in III).

Manchem möchte eine solche Decoration überreich erscheinen; ich habe damit die allerbesten Erfahrungen gemacht; nur darf man es sich eben nicht verdrießen lassen, immer wieder zu schildern, zu erklären und auszuwechseln. Die Karten und Bilder aber, die hier aufgezählt wurden, sind (mit Ausnahme der Photochrome etwa) durchaus solche, die der Unterricht in der Vaterlandskunde unbedingt verlangt und die daher jede Lehranstalt ausnahmslos besitzen muss.

St. Pölten. Richard v. Muth.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Bachof, Dr. E., Wörterverzeichnis zu Xenophons Anabas Nach der Reihenfolge der Paragraphen zusammengestellt. Paderbo F. Schöningh 1899. Heft 1. Buch I—III. 4. Aufl. gr. 8°, 80 SS. Pr 1 Mk. Heft 2. Buch IV—VII. 2. Aufl. gr. 8°, 106 SS. Preis 1 Mk. 20

Ref. hat die 1. Auflage von B.s Vocabular in dieser Zeitschri 1893, S. 1133 ff., zur Anzeige gebracht. Abgesehen von der nunmehr b quemeren Druckeinrichtung und von dem neu hinzugekommenen Anban enthaltend die präpositionalen Ausdrücke aus Buch I—III (1. Heft) u aus Buch IV—VII (2. Heft) ist das Büchlein im wesentlichen dassel geblieben. Mag nun seine Gestalt im großen Ganzen als abgeschloss betrachtet werden, so ist es immerhin noch im Einzelnen besserung fähig, weshalb sich Ref. im Folgenden einige Besserungsvorschläge b zubringen erlaubt. — II 5, 3 heißt ἀντιφυλάττομαι 'ich bin meine seits auf der Hut'; denn wegen des voraugehenden φυλαττόμενον lie in der Präposition nicht so sehr die Bedeutung 'gegen', als vielme 'anderseits, wiederum'. — III 1, 29 fehlt ὑβρίζω. — III 2, 3 gibt zu τελέθω die unanwendbare Bedeutung 'gehe hervor'. — III 2, 7 i ὀρθῶς ἔχειν übergangen; desgleichen 8 δίκην ἐπιτιθέναι. — III 2, 19 i ὄχημα durch 'Grund und Boden' wiedergegeben, was der Etymolog und dem thatsächlichen Gebrauche des Wortes widerspricht. Es ist vi mehr entsprechend seinem Stammverb alles, was trägt oder hält, dass z. B. Zeus bei Euripides als γῆς ὄχημα bezeichnet werden kan Diesen Sinn hat es auch an unserer Stelle, wo es etwa mit 'Träge wiederzugeben ist. — Ebd. genügt zu συνορῶ die Angabe: 'sehe, b obachte, erkenne' weder der sonst üblichen Bedeutung des Wortes, no dem Sinne der vorliegenden Stelle. — IV 1, 12 fehlt zu δυνατός die z Übersetzung der Stelle (τῶν ὑποζυγίων δυνατώτατα) nothwendige B deutung 'kräftig'. — IV 1, 13 genügt für ἀπόμαχος die Angabe 'kamp unfähig'. Die an zweiter Stelle angegebene Übersetzung 'Nichtkämpfe verwirrt den Schüler nur. — IV 1, 18 verlohnt sich doch zu 'σπολά Koller, die erläuternde Übersetzung 'lederner Panzer, Brustharnisch' bei zufügen. — IV 1, 22 fehlt zu προθυμέομαι die an der Stelle statt habende Bedeutung 'trachte'. — Der Verf. meidet es im allgemeinen Wörter, die mit ihrer Bedeutung schon einmal verzeichnet wurden, ei zweitesmal anzuführen. Der Schüler muss für seine eventuelle Vergess lichkeit damit büßen, dass er sich in den alphabetischen Wörterver zeichnissen, die den Schluss der beiden Hefte bilden, nach der Fund stelle der ihm entfallenen Bedeutung umsieht. Ref. will an dieser Ein-

ichtung nicht weiter mäkeln, wiewohl der Schüler keine sonderliche Freude empfinden dürfte, wenn er z. B. IV 7. 2 f. innerhalb weniger Zeilen die Bedeutungen von προςβάλλω, ἀθρόος, ἀπότομος, ὀπισθοφύλακες erst auf dem Umwege des alphabetischen Wörterverzeichnisses erreicht. Aber entschieden zu verurtheilen ist es alsdann, wenn anderseits wiederum Vocabeln auftreten, deren Bedeutung an der Stelle, wo sie vorgeführt werden, dem Schüler längst geläufig sein müssen: ein Fall, der sich z. B. IV 1, 2 findet, wo ἐπεί, ἀφικνέομαι, ἔνθα hintereinander aufgeführt sind.

Wien. J. Golling.

I. Schüler, Die griechischen unregelmäßigen Verba in alphabetischer Anordnung. Ein Anhang zu jeder griechischen Schulgrammatik. Stade, A. Pockwitz 1899. 49 SS.

Der Verf. dieses zunächst für die Bedürfnisse der Tertien des königl. Gymnasiums zu Stade berechneten Verbalverzeichnisses hat mit Rücksicht auf den Umstand, dass an der eben erwähnten Lehranstalt die griechische Formenlehre von Franke-v. Bamberg eingeführt ist, sämmtliche Verba aufgenommen, welche in dem als Index dienenden Verbalverzeichnisse der letztgenannten Formenlehre verzeichnet sind. Unter diesen befinden sich aber nicht wenige, an denen auch bei der genauesten Nachforschung etwas Unregelmäßiges überhaupt nicht zu entdecken ist. Dass es methodisch richtig ist, den Schüler gewissermaßen irre zu führen und ihm Regelmäßiges als unregelmäßig erscheinen zu lassen, wodurch der Unterricht im Griechischen schwerlich verbessert werden dürfte, wird man wohl nicht behaupten wollen. Der Titel müsste dann lauten: „Griechisches Verbalverzeichnis nach der Grammatik von Franke-v. Bamberg".

Im übrigen verdient die Sorgfalt der Zusammenstellung sicher unsere Anerkennung. Eigenartig schaut die Zergliederung der S. 13 stehenden Form ἐγ-ρ-ή-γορα aus.

Prof. Dr. F. Hahne, Kurzgefasste griechische Schulgrammatik. I. Theil: Formenlehre. 3. Aufl. Braunschweig u. Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn 1899. 8°, IV u. 113 SS.

Über die zweite Auflage dieser Formenlehre, von der sich die vorliegende dritte nur durch weitere, mit Rücksicht auf die preußischen Lehrpläne vom Januar 1892 gebotene Beschränkung und Kürzung des Lehrstoffes unterscheidet, habe ich im Jahrg. 1890, S. 433 f. ein allseitig orientierendes Urtheil abgegeben, in welchem ich mich der Hauptsache nach in empfehlender Weise über dieselbe äußern konnte. Nur habe ich auf einige Mängel und Unrichtigkeiten in den beigegebenen sprachwissenschaftlichen Erklärungen hingewiesen, von denen in dieser neuen Auflage jedoch nur die frühere falsche Erklärung des sogenannten asigmatischen Futurums und suppletorischen Aorists beseitigt ist. Die übrigen, ebenso berechtigten Ausstellungen sind unberücksichtigt geblieben.

Prof. Dr. P. Weissenfels, Wörterbuch zu dem griechischen Lese- und Übungsbuch für Tertia. Leipzig, B. G. Teubner 1869. 63 SS.

Das vorliegende, zur Ergänzung des Weissenfels'schen Lehr- und Übungsbuches dienende Heft enthält ein Verzeichnis der Vocabeln zur Einübung der Declination (S. 3—9) und der regelmäßigen Verba auf -ω

(S. 9—10), sowie ein griechisch-dentsches (S. 11—44) und deutsch-gri chisches Wörterverzeichnis (S. 45—63).

Innsbrnck. Fr. Stolz.

A. Weiske, Bemerkungen zu dem Handwörterbuche d griech. Sprache von F. Passow. 5. Anfl. Leipzig 1898, 49 S

Bekanntlich hat H. Diels im Vorworte zu seinem *'Elementu* S. IX ff. dem allseitig ersehnten *Thesaurus linguae Graecae* ein üb ans ungünstiges Horoskop gestellt. Es wird daher der alte, verehrun würdige Passow noch lange Zeit anf weiten Gebieten der gräcistisch Forschnng unbestritten das Scepter führen. Nur wo wissenschaftlic Speciallexica und Indices vorhanden sind — und zum Glück ist dies vielen Autoren, hesonders den Attikern, der Fall — erwächst ihm fährliche Concurrenz. Gleichwohl wird eine Zusammenstellnng wie vorliegende, die Frucht eifrigster und eingehendster Studien auf d Gebiete der attischen Prosa, jedem Forscher hochwillkommen sein, kein Passow wird seines Weiske entbehren können.

Verf. hat seine Arbeit in drei Gruppen gegliedert. Die erste fasst die Worte und Phrasen, die hei Passow nur aus vor- oder na attischen Autoren, die zweite solche, die nur aus den attischen Dra tikern helegt sind, während sie sich in der guten attischen Prosa na weisen lassen. Der dritte Theil seiner Marginalien soll die zweite gr Aufgabe jedes wissenschaftlichen Wörterbuchs, dass es nämlich ein Commentar der schwierigeren Stellen zu liefern hat, streifen. Das v liegende Heft in Lexikonoctav hietet die Nachträge, die in jene ers zwei Gruppen hineingehören. Und hier nun ist jede einzelne Stelle sich ein wichtiger und schätzenswerter Beitrag, auch dort, wo du ihre Beibringung das Manco bei Passow nicht völlig gedeckt sein sollte. W aber die dritte Gruppe anlangt, so rathe ich als Verfasser zweier Speci lexika dem Verf., sich stets vor Augen zu halten, dass man von ein Lexikon nur so viel verlangen kann, dass es eine möglichst wortgetre Übersetzung darbiete; umfangreichere Pheriphrasen gefährden die Ökono des Universallexikons, Übersetzungen aher, die im Strehen nach Ve endung allzu frei ausfallen, sind zu sehr dem Geschmacke des Einzeln unterworfen und daher von schwankendem Werte. Dagegen sind Na träge und Verhesserungen, welche die Sacherklärung angehen, bei Pass höchst nothwendig, und ihr Wert wird daher ein besonders hoher se

Wien. H. Jurenka

Die Elektricität und ihre Anwendungen. Von Dr. L. Graet Prof. an der Universität München. 8. verm. Anfl. Mit 493 Abb dungen. Stuttgart, J. Engelhorn 1900. Preis geh. 8 Mk.

Dem Inhalte nach ist die vorliegende 8. Anflage des anerkan vortrefflichen Lehrbuches der Elektricität von Prof. Graetz eine b dentend vermehrte, insoferne den neuesten Errungenschaften der Wisse schaft und der Technik vollauf Rechnung getragen wurde. Der Umfa konnte trotzdem fast derselbe bleiben, da ältere Partien, die läng überholt sind, weggelassen wurden, womit wir vollkommen in Überei stimmung sind, da das Buch den modernen Standpunkt der Wissenscha und deren Anwendung, nicht aber eine Geschichte derselben geben sol

Im ersten, theoretischen Theile, der von den Erscheinungsweis und den Wirkungen der Elektricität handelt, finden wir unter den ne aufgenommenen Partien unter anderen eine zwar kurze, aber recht a

sprechende Skizze der Maxwell'schen Elektricitätstheorie, wobei auch des theoretisch vorausgesagten und durch das Experiment bestätigten Zusammenhanges zwischen der Dielektricitätsconstante und dem Brechungsindex gedacht wird.

Mehrfach umgearbeitet und ergänzt erscheint der von den Inductionsströmen und den zu ihrer Erzeugung dienlichen Apparaten handelnde Abschnitt. Sehr lehrreich sind die Erörterungen über elektrische Schwingungen, über die Versuche mit elektrischen Wellen, über Teslaströme, über die Kathoden- und Röntgenstrahlen. Es sind in diesen Abschnitten die neuesten Ergebnisse der Forschung anzutreffen.

In den Anwendungen der Elektricität ist in der vorliegenden Neubearbeitung des Buches das reichhaltige elektrotechnische Material in überaus klarer und übersichtlicher und für ein populärwissenschaftliches Werk erschöpfender Weise behandelt worden. Wir finden in diesem Abschnitte sehr gelungene Ausführungen über die Dynamomaschinen für Gleichstrom, Wechselstrom und Drehstrom, über die Accumulatoren und deren Anwendungen, über die Transformatoren im allgemeinen, die rotierenden Umformer, die elektrische Beleuchtung und Heizung und die Anwendung der Elektricität zur Arbeitsleistung. Bedeutend erweitert ist in der neuen Auflage der Abschnitt über Elektrochemie; in diesem wurden die Versuche von Moissan mit dem elektrischen Schmelzofen dargethan und im besonderen auf die Gewinnung des Calciumcarbids, des Acetylens, des Aluminiums, ferner auf das Bleichverfahren von Hermite, auf die Ozonerzeugung und das Ozonbleichverfahren eingegangen. In dem Abschnitte über Telegraphie wird auch der drahtlosen Telegraphie (Entdeckung des italienischen Ingenieurs Marconi) gedacht und das Princip dieser bemerkenswerten Forschung dargelegt. Im Abschnitte über Telephonie und Mikrophonie sind keine wesentlichen Änderungen gegenüber der früheren Auflage vorgenommen worden.

Die Ausstattung des Buches ist glänzend. Zahlreiche Figuren unterstützen das Verständnis der vorgetragenen Lehren. Das Buch sollte von keinem Physiker ungelesen bleiben; es wird auch von vorgeschrittenen Schülern mit Erfolg benützt werden.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Programmenschau.

60. **Ehart Karl, Die Behandlung der lateinischen Syntax auf Grundlage der deutschen Satzlehre.** (I. Theil.) Progr. des k. k. Staatsgymn. im VI. Bez. von Wien 1898, gr. 8°, 21 SS.

„Die methodische Grundlage für den grammatischen Gesammtunterricht muss die deutsche Grammatik bilden", ist eine der Forderungen, welche F. Hornemann in seiner Schrift „Gedanken und Vorschläge zu einer Parallelgrammatik der fünf Schulsprachen" S. 45 zum Ausdrucke bringt. Wie dieser von Ratke zum erstenmale ausgesprochene Gedanke in der Folgezeit verwertet wurde, ersehen wir aus dem kurzen Überblick, den uns Frick in den Lehrproben 15, S. 106 ff. und noch besser Heußner in seiner Recension des Hornemannschen Buches in den Lehrproben 17, S. 99 darbieten, woran auch Hornemanns Bemerkungen (ebd. 20, S. 46 ff.) anzuschließen sind. Darum wird nicht nur in vielen Abhandlungen die Anlehnung der fremdsprachlichen Grammatik an die deutsche Sprachlehre gefordert, sondern auch in einer Reihe der neueren Lehrbücher diese vergleichende Behandlung der Syntax berücksichtigt. Und mit Recht; denn durch diese „Art der Concentration wird der Überblick

über das Wissensdetail erleichtert", und die Kenntnisse der Schüler werd gesichert.

Von diesem Grundsatze geleitet, dass also „die Muttersprache v den untersten Stufen an den Ausgangspunkt bei der Behandlung d lateinischen, bezw. griechischen Syntax bilden" soll, um auf der Mitt und Oberstufe „auf das im Untergymnasium Gelernte zurückgreifen u vergleichend auf die deutsche Sprache hinweisen zu können", führt u der Verf. an Stelle des „Repetitoriums der deutschen, lateinischen u griechischen Tempus- und Moduslehre", welches er als Ergebnis d während seiner mehrjährigen Lehrthätigkeit angewandten vergleichend Behandlung des Lateinischen und Griechischen mit der deutschen Sprac herauszugeben gedachte, den ersten Theil seiner nun gekürzten, na seiner Ansicht dem Rahmen einer Programmarbeit angepassaten vergl chenden Behandlung der lateinischen und deutschen Syntax vor.

Im ersten Theile behandelt er den einfachen Satz, u. zw. bespri er 1. den unabhängigen Behauptungs- oder Aussagesatz, 2. den un hängigen Fragesatz, 3. den Wunsch-, 4. den Befehl- und Verbotsa Hieran schließt sich im zweiten Theile der zusammengesetzte Satz von dem nach Erwähnung der Satzverbindung das Satzgefüge, u. die Conjunctionalsätze behandelt werden. In diesem Capitel werd zunächst: *A.* die Subject-, Object- und Attributsätze („dass"-Sätze) u hierauf *B.* die Adverbialsätze, u. zw. 1. die Local-, 2. die Tempor 3. die Comparativ- und Consecutivsätze (Modalsätze), 4. die Caus und 5. die Finalsätze einer eingehenden Vergleichung unterzogen.

Die vorliegende Arbeit wird gewiss jedermann, der sich mit vergleichenden Behandlung der Syntax beschäftigt, mit Vergnügen les Zu bemerken hätte ich, dass bei dem im Lateinischen abweichend v Deutschen gebrauchten Indicativ in Behauptungssätzen die Erklär dieser verschiedenen Anschauung in einer Anmerkung anzugeben gewe wäre; deutsche Beispiele, wie „jetzt hätten wir gegessen" (nach nossener Mahlzeit) oder „jetzt wären wir oben" (nach Ersteigung Berges) u. ä., leisten in der Schule gute Dienste; auch bei dem „paer wäre eine Erklärung vielleicht am Platze gewesen. Bei dem unabh gigen Fragesatz wäre mit Rücksicht auf die mit -ne, nonne, num e geleiteten Fragesätze auch ein deutsches, das Interesse des Schül weckendes Beispiel anzuführen, etwa nach Paul, Principien. S. 109, o noch besser nach Volger („Die Einheitlichkeit der Satzlehre für alle Sch sprachen", Progr. Ratzeburg 1897), S. 16:

„Haben die Griechen Kreta besetzt? — Occupaveruntne Graeci Creta Die Griechen haben doch Kreta besetzt? — *Nonne* Graeci occupaver Cretam? Die Griechen haben doch Kreta nicht besetzt? — *Num* Gra Cretam occupaverunt? Eine Anmerkung könnte auch hier schon be Fragesatz auf die unwilligen Fragen, welche in beiden Sprachen dur die Nominalform des Infinitivs ausgedrückt werden, hinweisen, von den Imme auf S. 32 seiner Abhandlung „die Fragesätze nach psycholo schen Gesichtspunkten eingetheilt" (Progr. Cleve 1881) schöne Beispi zusammengetragen hat, sowie auch auf die S. 6 Bezug nehmen, da nämlich durch eine Frage auch ein Befehl ausgedrückt werden kan Beim Befehlsatz wäre auf S. 6, 2 c beim Indicativ des deutschen F turums zu erwähnen, dass für das deutsche Futurum auch das Praese eintritt (Beispiele bei Vogt „Das Deutsche als Ausgangspunkt im frem sprachlichen Unterricht", Progr. Neuwied 1888, S. 16 und bei Gerbe „Sprache als Kunst", I. 523) und dass, wie schon bemerkt wurde, d Futurum auch in der Frageform („wirst du nicht arbeiten?") einen B fehl ausdrückt. Bei der unter *d* erwähnten Umschreibung „mache, das sieh zu, dass" hätte erwähnt werden können, dass im Deutschen d Satz auch ohne Hauptsatz stehen kann: „dass ihr euch würdig zeiget! um seinerzeit das alleinstehende ὅπως im Griechischen erklären zu könne z. B. Xen. An. I. 7, 3. Auch das quin hätte als dringende Forderun

rührt werden sollen, sowie die Erscheinung, dass im Deutschen, um später beim griechischen Sprachgebrauch darauf hinweisen zu können, ich die Nominalform des Infinitivs den Befehl ausdrücken kann, während das Participium in diesem Sinne gebraucht eine Eigenthümlichkeit des Deutschen ist; Beispiele hiefür z. B. bei Gerber I, 523, welche ich ich in meiner „Griechischen Syntax“ II, S. 20 benützte. Beim zusammengesetzten Satze, und zwar beim Satzgefüge, wäre zumindest anzuführen, dass im Deutschen nicht selten die Parataxis eintritt, wo im Lateinischen die Hypotaxis üblich ist. Beim Accus. c. inf. wären einerseits die Verbindungen „cogo te dicere, doceo te saltare, prohibeo te ire“, welche zur Construction des Acc. c. inf. hinüberleiten, andererseits die deutschen Wendungen, wie: „ich höre das Mädchen singen, ich sehe den Hund laufen, ich heiße den Schüler lernen“ u. ä. anzuführen, Beispiele, welche ich Scheindlers lateinischer Grammatik entnehme. Auch wäre bei den Verben dicendi und sentiendi auf das im Deutschen häufig eingeschobene „sagt' er, hör' ich“ und das besonders bei uns in Österreich übliche „halt = halte ich“ mit Rücksicht auf das griechische φίλον ὅτι (δηλονότι), οἶδ' ὅτι u. ä. hinzuweisen. Ich erwähne dies, sowie auch das beim Befehl Gesagte aus dem Grunde, weil der Herr Verf. in der Einleitung auch des Griechischen gedenkt. Bei den Verben der Gemüthsstimmung S. 11 u. 20 wäre vielleicht nach Hauler bei quod in der Klammer „wegen“, bei dem accus. c. inf. „über“ als Erklärung hinzuzufügen. Bei den Begehrungssätzen S. 11 und bei den verb. timendi S. 12 wäre die ursprüngliche Parataxis anzugeben; auf S. 13 sollte die Regel bei der Adject. cupidus usw. mit dem Gen. gerund., mit ad c. acc. gerund. oder dem Infinitiv nicht so allgemein gefasst werden; bei den Temporalsätzen wäre wohl die Erklärung des cum narrativum zum Unterschiede des temporalen cum nach Langlotz, wie sie auch Scheindler aufgenommen hat, oder nach Gloeckner (Jahrb. f. Phil. u. Paed. 1889, Bd. 140, S. 420 u. 421) anzuführen; bei den lateinischen Ausdrücken für das deutsche „ohne zu“ hätte auch der negierte Concessivsatz bemerkt werden können. — Bedauern muss man, dass das „Repetitorium“ des H. Verf. nicht erschienen ist, bedauern auch, dass das für die einzelnen Classen bestimmte Pensum nicht durch den Druck unterschieden ist, dass ferner die Vorbemerkungen über die Tempus- und Moduslehre, sowie das interessante Capitel über die Entstehung der Hypotaxis aus der Parataxis weggefallen sind, und dass das Gebotene mit Rücksicht auf den „Programmaufsatz“ gekürzt werden musste.

Vorliegende, im Vergleiche zum Ganzen geringfügige Bemerkungen sollen aber durchaus nicht den Wert dieser fleißigen Zusammenstellung schmälern, ja wir sahen der Fortsetzung der aus Liebe zur Sache geschriebenen Arbeit mit großem Interesse entgegen, welche mittlerweile von Golling in dieser Zeitschrift (vgl. S. 454) recensiert wurde. Besondere Druckfehler sind mir nicht aufgefallen; der Druck und die Ausstattung sind tadellos.

Znaim. Julius Wisnar.

---

61. **Zum deutschen Unterricht in den Unterclassen der Mittelschule.** Von Professor Fidelis Perktold. 29. Progr. des k. k. Staats-Gymn. und der gewerblichen Fortbildungsschule in Oberhollabrunn, veröffentlicht am Schlusse des Schuljahres 1899.

Der gediegene Aufsatz des bereits durch eine ähnliche Arbeit („Bemerkungen zum 4. Band des Lesebuches von Kummer-Stejskal“) bekannten Verf.s untersucht die Grundlagen für die Sicherheit im Gebrauch der Sprache in den Unterclassen der Mittelschule. Nachdem über die Stellung des Lesebuches und die Lectüre recht ansprechende Erörte-

rungen vorausgeschickt wurden, wird eingehend über den Aufsatz gesprochen. Lehrplan, Instructionen, einschlägige Literatur wurden durchaus selbständig und mit den eigenen Lehrerfahrungen des Verf.s zu einer Einheit verarbeitet. Namentlich die gründliche, methodische Art, wie das Aufsatzwesen am Untergymnasium (bekanntlich eine schwierige Partie) behandelt wurde, verdient Anerkennung und Nachahmung. Mit Befriedigung constatiere ich, dass auch hier den mündlichen Aufsätzen das Wort geredet und die Zahl der schriftlichen Arbeiten, besonders der Hausaufgaben als unverhältnismäßig groß bezeichnet wird. (S. 7 fg.) Die wertvollen Winke über Erzählungen, Beschreibungen, Schilderungen, Vergleiche, Sentenzen, der Hinweis auf Musterstücke der üblichen Lesebücher werden vielen Lehrern des Deutschen in den Unterclassen der Mittelschulen willkommen sein.

Vor Beschreibungen einzelner Gegenstände sei auf dieser Stufe eindringlicher gewarnt. Auch die stärkere Benützung eines Schreibheftes bei der Lectüre (S. 6) würde sich nicht empfehlen.

Die „Schlussbemerkung“ endlich fordert mit Recht Maßhalten im Erklären und die nöthige Freiheit in der Bewegung des Lehrers.

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

---

62. Ludwig, Dr. Karl, Das keltische und römische Brigantium. Eine geschichtliche Studie. Progr. des Communal-Untergymn. in Bregenz 1899. 8°. 28 SS.

In neuerer Zeit mehren sich erfreulicherweise die Arbeiten, welche auch den altehrwürdigen Orten unseres Vaterlandes historisches Interesse zuwenden, eine Erscheinung, die wir um so lebhafter begrüßen, als ja unsere staatlichen Institute und Gelehrten von Beruf noch vielfach ihr Arbeitsgebiet weit auswärts suchen und den minderwertigen Schott der Nordprovinzen des römischen Reiches Amateuren überlassen. Und man muss in der That Liebhaber sein, um sich als Mittelschullehrer ehne jedwede Unterstützung einer solchen Forschung zuzuwenden; denn bei der Arbeit selbst sieht man erst, was alles bei uns bis jetzt — nicht geschehen ist. Die Fundnotizen erfreuen sich fast alle des 'soll' oder 'alte Leute erzählen' oder 'seitdem wieder verschwunden', die Localmuseen sind angefüllt mit Minderwertigkeiten, schönere Objecte sind — im Privatbesitze. Schöne Münzen findet man eher bei Dorfnotabilitäten, Bauernjungen, als in Museen usw.

Um so dankenswerter ist es, wenn sich der Verf. des uns vorliegenden Programmaufsatzes an die Aufgabe gemacht hat, eine Geschichte der Stadt Bregenz zu schreiben, und uns einstweilen die Vorarbeiten für den ersten Theil, Bregenz im Alterthum, vorlegt. Denn nicht als eine fertige Arbeit, sondern als eine verläufige Sammlung und Sichtung des Materials will der Aufsatz nach den Intentionen des Verf.s selbst heurtheilt sein. Es handelte sich ihm darum, gewissermaßen eine Masse gesammelten Stoffes einstweilen von seinem Arbeitstische wegzubringen, um ihn dann, wenn die ganze Materie einmal durchgearbeitet sein wird, nochmals zur Verwertung und Vertiefung vorzunehmen. So berichtet er denn über die Spuren und Anfänge der Stadt in prähistorischer und keltischer Zeit, um dann ihre Größe unter der Römerherrschaft zu würdigen. Da für letztere Periode reichlicher Ausgrabungsresultate und Funde zur Verfügung stehen, spricht er eingehend über die Topographie und über einzelne nachweisbare Bauten. Der folgende Abschnitt stellt die Funde an Inschriften, Münzen und Erzeugnissen der bildenden Kunst zusammen, während sich die letzten Capitel in

pecialfragen über die Stärke der Besatzung, die rechtliche Stellung der tadt, die Straßenzüge und Bedeutung des Ortes vertiefen; die letzten chicksale von Brigantium im ausgehenden Altertum bespricht das chlusscapitel.

Was das Methodische und Meritorische der Arbeit anlangt, so tehen die rein historischen Partien weit über dem antiquarisch-beschreienden Theile. Es ist ja möglich, dass letzteres Gebiet dem Verf. nicht s recht liegt, aber zur Vollendung der ganzen Arbeit wird er doch auch s diesen Materien heimisch werden müssen. Dann wird er auch die ibertriebene Schonung der Autorität ablegen, mit der er jetzt noch beichtet, in dem Fundobjecte x oder y, das schon nach der Beschreibung dem Anfänger in der Archäologie bekannt ist, habe dieser oder jener Herr eine Sonnenuhr, ein Normalmaß erkannt. Er wird ferner bei der Wiedergabe von Inschriften das Corpus inscript. lat. heranziehen müssen, einen abweichenden Bericht nach dem Corpus oder dieses corrigieren. Er wird ferner die Frage nach dem Bildungsniveau der Brigantiner von lem Umstande unberührt sein lassen, dass man bis jetzt keine Spur eines Schulhauses gefunden habe.

Im ganzen wird die Arbeit vor allem den von Localpatriotismus durchglühten Vorarlbergern gewiss große Freude bereiten, sowie sie der vorliegende erste Theil vorläufig den Untergymnasiasten bereiten soll. Denn an reifere Schüler und ein größeres Publicum wendet sich die Arbeit in ihrer gemeinverständlichen Form. So hat der Verf. den Zweck einer Programmarbeit aufgefasst, wiewohl gerade die Frage, für wen Programmarbeiten geschrieben werden, die verschiedensten Beantwortungen erfährt. Doch das gehört nicht hieher, sondern nur der collegiale Wunsch: Viel Glück und ausreichend Arbeitszeit zur Fortsetzung!

Wien. Dr. F. Perschinka.

---

63. Zach Dr. P. Stephan, Die periodische Wiederkehr der Hochfluten, Nässen und Dürren. Progr. des deutschen Staatsgymnasiums in Budweis, 1898/99, 8°, 40 SS. und eine Karte.

Die vorliegende Arbeit bringt die Fortsetzung und den Schluss der in großem Maßstabe angelegten Untersuchungen, die der Verf. über den Zusammenhang der Witterungsverhältnisse mit dem Auftreten der Sonnenflecken, der Nordlichterscheinungen und den Änderungen der erdmagnetischen Elemente viele Jahre hindurch gepflogen hat. Nach ausführlicher Besprechung der einzelnen Zeitläufte größter und kleinster Häufigkeit und Intensität der Sonnenflecken vom Jahre 1770 bis auf die Jetztzeit und der gleichzeitigen Wetterlagen gelangt der Verf. zu mehreren Folgerungen, von denen die wichtigste die ist, dass die Wiederkehr der Hochfluten in Mitteleuropa an die Perioden im Durchschnitte von 220, 110 und 55 Jahren, wie der Sonnenfleckenwechsel, die Nordlichterscheinungen und die Änderungen des Erdmagnetismus, gebunden ist, dass daher die Hochwasser von denselben Ursachen herrühren, welche die Sonnenflecken und Nordlichter erzeugen, also wesentlich außerirdischen Ursprunges und wahrscheinlich Wirkungen der periodisch wechselnden Planetenconstellationen sind. Dass demgemäß zwischen den Wasser- und Wetterphänomenen einerseits und dem Fleckenbestande der Sonne andererseits gesetzmäßige Beziehungen und Abhängigkeiten, wie eben der parallele Verlauf beider Gruppen von Erscheinungen erkennen lässt, stattfinden, kann nicht bezweifelt werden, aber die Art dieses Zusammenhanges mit irgend welcher Sicherheit anzugeben, ist bis jetzt noch nicht gelungen, und müssen vorläufig hypothetische Anschauungen zu Hilfe genommen werden. Von der durch zahlreiche Beob-

achtungen festgestellten Thatsache, dass zur Zeit der Fleckenmaxima auch die Sonnenfackeln und Protuberanzen am stärksten auftreten und so eine erhöhte Sonnenthätigkeit bekunden, ausgehend, stellt der Verf. den Satz auf, dass die Wärmeausstrahlung der Sonne mit der Fleckenzahl zu- und abnimmt, und unternimmt es, auf Grundlage desselben Erklärungsversuche für den parallelen Verlauf des Wetterphänomens und des Sonnenfleckenbestandes zu geben. Die sich hierauf beziehenden Darlegungen bilden den Schluss des umfangreichen Aufsatzes, auf dessen durch wissenschaftliche Gediegenheit ausgezeichneten Inhalt ich hiemit die Fachgenossen, insbesondere aber die Meteorologen, aufmerksam mache.

Nikolsburg. Dr. E. Grünfeld.

---

64. Klein Hermann, Darstellung von Acetalen mit Anwendung von entwässertem Kupfervitriol als Condensationsmittel.

Progr. der Communal-Unterrealschule in Dornbirn 1899, 8°, 20 SS.

Anregung zur vorliegenden Arbeit hat die Aufgabe gegeben, Methylpropanaldiäthylacetal in größerer Menge darzustellen. Zuerst wurden behufs Condensation der Componenten zu Acetalen geschmolzenes $CaCl_2$ und trockenes $ZnCl_2$ angewendet. Als weitaus günstiger aber hat sich entwässerter Kupfervitriol erwiesen, der in feiner Vertheilung in Anwendung gebracht wurde. Die Art, wie diese feine Vertheilung des Condensationsmittels bewirkt wurde, wird genau angegeben.

Zweck dieser Mittheilung soll nur der sein, von einer neuen Methode der Darstellung von Acetalen Bericht zu erstatten und dieselbe der Berücksichtigung zu empfehlen.

Zur Behandlung gelangen: Dimethyl- und Diäthyläther des Methylens, Äthylens, Propylidens, und Amylidens, dann -Oenanthodiäthylacetal; ferner Dimethyl- und Diäthyläther des Benzylidens, endlich das Nitrobenzdimethylacetal: im ganzen 12 Körper. Nebenher wird noch über die Herstellung einiger anderer Acetale kurz berichtet.

Die Darstellung der Körper selbst wird sehr ausführlich und genau beschrieben. An mehreren Orten finden sich Maßregeln angedeutet, die einzuhalten sind, um eine möglichst große Ausbeute zu erhalten. Die resultierenden Producte werden in Hinsicht auf ihre physikalischen Constanten mit denen verglichen, welche andere Präparatoren auf anderen Wegen bekommen haben. Das Verfahren, die Condensation der in Wirkung tretenden Substanzen durch entwässerten Kupfervitriol auszuführen, wird in jedem einzelnen Falle mit den Methoden anderer Forscher verglichen; es ergibt sich, dass sich das Kupfersulfat bei der Acetalbildung als Condensationsmittel bestens bewährt hat. Es mag erwähnt werden, dass bei Ausführung der Condensation auf ein Gemisch von 1 Mol. Aldehyd und 2 Mol. Alkohol meist 2 Mol. Kupfersulfat in Verwendung kommen, und dass das zweistündige Erhitzen des Substanzgemisches in einer Druckflasche auf dem Wasserbade ausgeführt wird. „Bei Anwendung von aromatischen Aldehyden jedoch ist zumindest ein vierstündiges Erhitzen und die Zuthat von 4 Mol. $CuSO_4$ von nöthen." Dort wie hier wird das Sulfat in zwei gleichen Partien in die alkoholische Lösung des Aldehyds eingetragen. Die Trennung des Acetals von den Rückständen muss in beiden Körpergruppen etwas verschieden gestaltet werden, um zu günstigem Ziele zu gelangen.

Wo neue Substanzen resultieren, wird deren Identificierung auf analytischem Wege in Aussicht gestellt. Der Verf. verspricht auch, manche Lücken in den durchgeführten Untersuchungen, welche aus gegebenen Umständen derzeit offen gelassen werden mussten, binnen kurzem aus-

füllen und die diesbezüglichen Ergebnisse zur allgemeinen Kenntnis bringen.

Die Lectüre dieser Programmarbeit dürfte sich nicht nur für ecielle Interessenten, sondern insbesondere auch für manche junge aktikanten recht nutzbringend erweisen, weil fast alle Phasen der ocesse besprochen und gut erklärt, und weil die Gründe der jeweiligen ndlungsweise gewissenhaft angegeben werden.

5. Andreasch Rud., Über einige Thioharnstoffderivate. Progr. der Staatsrealschule im XVIII. Bez. von Wien 1899. 8°, 28 SS.

Die schöne und gehaltvolle Abhandlung gliedert sich in zwei auptabschnitte. In der Abtheilung A werden auf 12 Seiten die Thiodantoine (an die sich die Benzylsulfhydrylzimmtsäure anreiht) besochen. In der Abtheilung B hingegen kommen auf 16 Seiten die lkylthioparabansäuren zur Behandlung. Bei letzteren werden erst immer die substituierten Thioparabansäuren abgendelt, dann erst die aus denselben durch Entschwefelung mit Silberrat erhaltenen substituierten Parabansäuren selbst in Arbeit nommen.

Im ganzen werden 31 Körper dargestellt. Die Beschreibung der arstellungsarten, sowie der dabei erhaltenen Producte ist recht ausihrlich, ungemein sorgfältig, sehr ansprechend und klar. Die sich abielenden Processe werden durch recht übersichtlich gehaltene Gleiungen illustriert. Jeder Einzelbetrachtung ist ein Analysenbeleg beigeben, dem sich eine Gegenüberstellung der aus der jeweiligen Formel rechneten und der bei der Untersuchung gefundenen Gewichtsprocente areiht.

In Fußnoten gibt der Verf., der sich schon früher mit Vertretern ler in Rede stehenden Körpergruppe beschäftigt hat, gewissenhafte Literaturnachweise betreffs seines Arbeitsgebietes.

Bei der Correctur des Aufsatzes wurden nur ganz wenige Schreibfehler übersehen, so ist z. B. S. 1 „A: Thihydantantoine, S. 5, Absatz 5 anstatt „Schwefel“ das Wort „Barynm“ zu finden. Im letzten Satze (S. 28) ist ein kleiner Lapsus gegen die Wortfolge stehen geblieben.

66. Segalle, Dr. Rachmiel, Der Satz von der Erhaltung der Substanz im Anschlusse an die vorangehenden chemischen Theorien. Historische Studie. Progr. des Staats-Untergymn. in Czernowitz 1899. 25 SS.

Nach einer kurzen, allgemein gehaltenen Einleitung wird auf dem Wege historischer Untersuchungen versucht, den entwicklungsgeschichtlichen Verlauf der chemischen Wissenschaft mit Rücksicht auf die jederzeit maßgebenden Theorien bis zur Aufstellung des Satzes von der Erhaltung der Substanz zu verfolgen und diesen Satz selbst und seine Bedeutung für die Chemie, sowie auch seinen erkenntnistheoretischen Wert zu untersuchen. Mit dem Satze selbst beschäftigen sich nur einige Seiten gegen Schluss des lesenswerten Aufsatzes.

Der geschichtliche Theil wird eingeleitet mit einer Skizze der wissenschaftlichen Bestrebungen im allgemeinen und mit Andeutung der chemischen Bestrebungen bei Ägyptern, Phöniziern und Juden, sowie bei Griechen und Römern im besonderen. Hiebei wird die Elementenlehre des Aristoteles berührt und der Grund angegeben, warum bei den Griechen die Chemie auf einer so tiefen Stufe stand, warum wir dagegen bei den Römern eine viel bedeutendere Kenntnis chemischer Thatsachen finden als bei den Griechen. Von einer eigentlichen chemischen Wissenschaft „bei den Alten“ kann aber keine Rede sein. Als Wissenschaft wird Chemie vom 4. Jahrhundert n. Chr. ab getrieben. Als Zweck ihres

Betriebes wurde von jener Zeit an die Goldgewinnung betracht vom Beginn des 16. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts war Chemie e Hilfswissenschaft der Medicin. Es wird hervorgehoben, dass die sammenbrechende Jatrochemie den fruchtbaren Boden lieferte, aus d sich die Chemie als selbständige Wissenschaft mit ihren eigen gar keinem anderen fremden Zwecke dienstbaren Hypothesen und Theor erhob; dass diese Wissenschaft in den letzten 150 Jahren ihrer Entwi lung eine solche Höhe erreicht hat, dass sie oft bei der Discussion abstractesten Begriffe menschlichen Denkens ein entscheidendes W mitzusprechen hatte; dass seit der Zugrundelegung des für sie „ein re latives Princip von axiomatischer Bedeutung“ bildenden Satzes von Erhaltung der Substanz, also in dem kurzen Zeitraume von 100 Jah die theoretische Chemie ein wichtiges, unentbehrliches Hilfsmit zur philosophischen Deutung und Erkenntnis der Geschehnisse in Natur geworden, während die praktische Chemie einen tiefgreifen Einfluss auf das wirtschaftliche Leben der Völker ausübt.

Die wissenschaftliche Chemie hat keine praktisch verw baren Zwecke; sie ist sich Selbstzweck. Ihre Aufgabe besteht darin, Zerlegung und Zusammensetzung der Körper zu erklären, die wechs den äußeren Eigenschaften aus diesen Vorgängen zu deuten, und Gesetze aufzusuchen, nach welchen diese Vorgänge eintreten. — Di neue Epoche beginnt mit einer streng systematischen Art der an tischen Untersuchungen. Robert Boyle, der unter den Begründern wissenschaftlichen Chemie einen der ersten Plätze einnimmt, bracl durch seine Erkenntnis, dass das Experiment in der Chemie allein schlaggebend sei, jene inductive Methode in die chemische Wiss schaft, die der zügellosen Phantasie einer uncontrolierbaren Speculat ein Ende machte. Die neue, wissenschaftliche Zeit hat auch darin besonderes Merkmal, dass jetzt zum erstenmale theoretisc Ansichten über chemische Vorgänge aufgestellt werden. Phlogist theorie und ihre Wandlungen, Einführung des Begriffes der „negati Schwere“ in die Phlogistontheorie. Hinweis auf den Umstand, dass Zeit des Ausbaues der Phlogistontheorie „der Begriff der Schwere sel noch nicht als allgemeine Eigenschaft der Körper präcisiert war“. schauliche Schilderung, wie Lavoisiers Genie allmählich dazu k den Vorgang der Verbrennung richtig zu deuten und zu erklä Mit dem Sturze des hypothetischen Phlogistons war aus der theoretisc Chemie jenes Element entfernt, das der allgemeinen Anwendung Satzes von der Erhaltung der Substanz in dieser Wissenschaft hinder entgegenstand. Das große Verdienst Lavoisiers besteht nicht da als der erste den Gebrauch der Wage und der Maße in die Chemie e geführt zu haben, denn vor ihm haben alle Chemiker, wo es nur angie quantitativ gearbeitet, sondern seine Bedeutung ist darin suchen, dass er als der erste den Satz von der Erhaltung d Substanz als axiomatische Grundlage aller seiner Arbeit wenn auch unbewusst, benützte.

Angabe von drei Bedingungen, denen der Satz von der Erhaltu der Substanz entsprechen soll. Alter der Erkenntnis von der Unzerst barkeit der wägbaren Materie. Zur allgemeinen, grundlegenden, axion tischen Bedeutung konnte sich dieser Satz in früherer Zeit nicht erhebe „denn die Erhaltung der Substanz wurde nicht für eine wesentlich feststehende Eigenschaft des Stoffes bei allen möglichen Veränd rungen gehalten“.

Der in obigen Zeilen skizzierte Stoff ist äußerst schwungvoll, rec übersichtlich und klar vorgetragen.

Zu vermeiden wäre gewesen: S. 14 die Wendung „... Höhe, d alles ... überstrahlt“, S. 24 und S. 25 das Wort „Eigenschaftlichkeit S. 25 ist in „gewönne“ ein Druckfehler stehen geblieben.

Wien. Joh. A. Kail.

67. **Petíra Stanislav**, O pokusech Teslových (Teslas Experimente). Progr. des k. k. böhm. St.-O.-G. in Prag, Kleinseite, 1898, 8°, 34 SS.

Der Verf. war in der günstigen Lage, Teslas interessante Versuche in der physikalischen Anstalt der böhmischen Universität in Prag wiederholen zu können, und gibt im vorliegenden Aufsatze eine Übersicht der hiebei gewonnenen Resultate. Nach einer kurzen Einleitung wird die Anordnung der Versuche sowie die Entladung in freier Luft in ihren fünf typischen Formen beschrieben; daran schließen sich Bemerkungen über das Verhalten des Dielektricums, über Spitzenwirkungen und über die sogenannten elektrischen Flammen. Im nächsten Abschnitte werden Teslas Glühlampen mit Leuchtkörpern sowie die ideale Beleuchtungsweise Teslas mittels elektrodenloser Vacuumröhren ohne Leuchtkörper behandelt. Schließlich bespricht der Verf. die Erscheinungen der Impedanz und der elektrischen Resonanz sowie die Versuche von Umstedt über die Art des Lichtes und der Ladung in verschiedenen Gasen bei Anwendung von Teslas Strömen sowie deren physiologische Wirkungen.

Die Abhandlung stützt sich im wesentlichen auf Etienne de Fodors Schrift: „Experimente mit Strömen hoher Wechselzahl und Frequenz"; die Anlehnung ist stellenweise so stark, dass die sprachliche Richtigkeit darunter leidet. Infolge dessen hat die Arbeit mit ihrem Vorbilde sowohl die Licht- als auch die Schattenseiten gemein; zu loben ist die fließende, frische Darstellung, hingegen vermisst man eine wissenschaftliche Anordnung der Thatsachen. Die Abhandlung gewährt eine gute Übersicht des besprochenen Gebietes und ist besonders als Behelf beim Experimentieren zu empfehlen.

68. **Pánek Karel**, Výklad dynamického stroje pro školy střední na základě magnetickém. — Interference vln na základě numerickém. (Erklärung der Dynamomaschine für Mittelschulen auf magnetischer Grundlage. — Interferenz von Wellen auf numerischer Grundlage). Progr. des k. k. akademischen Gymn. in Prag, 1898, 8°, 4+5 SS.

Um die Wechselwirkung zwischen Magneten und Stromleitern nachzuweisen, benützt der Verf. einen Stromkreis, welcher in zwei Quecksilbernäpfchen derart aufgehängt ist, dass er nur Pendelbewegungen ausführen kann. Die eigentliche Erklärung der Dynamomaschine unterscheidet sich von der üblichen Behandlung dadurch, dass nicht die Inducenzpole im Ringanker, sondern direct die Feldmagnetpole in Betracht gezogen werden; doch ist infolge eines Versehens die Stromrichtung unrichtig angegeben. Auf die Kraftlinien wird nicht eingegangen. Hervorzuheben ist die klare, schulgerechte Behandlung des Gegenstandes; das Verständnis wird durch hübsche Analogien aus dem Gebiete der Mechanik erleichtert.

Im zweiten Aufsatze wird eine Vereinfachung des Vorganges bei der Interferenz zweier Wellen von entgegengesetzter Fortpflanzungsrichtung angestrebt, indem die einzelnen Phasen beider Wellen mit Zahlen bezeichnet werden, woraus sich die resultierende Elongation ergibt, ohne dass man die beiden Componenten zu zeichnen brauchte. Wenngleich diese Art der Behandlung mit der gewöhnlichen rein graphischen Methode an Anschaulichkeit nicht wetteifern kann, so gewährt sie doch einen gewissen Vortheil, wenn man die resultierende stehende Welle in kurzen Intervallen aufzeichnen will.

69. **Simonides Jaroslav**, O bouřích (Über Gewitter). Progr. des k. k. böhm. St.-O.-G. in Kremsier, 1897 u. 1898, 8°, 44 u. 29 SS.

Die Einleitung des Aufsatzes enthält eine Beschreibung des normalen Verlaufes eines Gewitters, welches den Zenith des Beobachters passiert, und bespricht kurz die sonstigen Erscheinungen, die bei Ge-

wittern vereinzelt auftreten. Äußerst reichhaltig ist der nächste Abschn welcher der historischen Seite des Problems gewidmet ist; von Forschern, deren Arbeiten ausführlicher behandelt werden, sind h sichtlich der Gewitterelektricität zu nennen Franklin, Dalibard, de Rom Richmann, Hommer, Divis, Beccaria, hinsichtlich der atmosphärisch Elektricität überhaupt Saussure, Schübler, Ermann, Peltier, W. Thoms Palmieri, Exner, Elster und Geitel; eine besonders eingehende Wü gung wird den Verdiensten von Prokop Diviš zuteil. Zur Entsteh der Gewitter übergehend, erörtert der Verf. deren geographische, jä liche und tägliche Vertheilung; daran knüpfen sich Bemerkungen ü das St. Elmsfeuer, welche den Übergang zum Blitze und dessen V kungen vermitteln. Für alle drei Arten werden zahlreiche interessa Beispiele angegeben, welche vielfach den langjährigen Eigenbeoba tungen des Verf.s entnommen sind. Eine besondere Aufmerksamkeit fahren die Kugel- und die Perlenschnurblitze sowie die entsprechen Erklärungsversuche von Planté und Lepel. Im Anschlusse an die Bl wirkungen wird eine ganze Reihe von einschlägigen Fragen behand z. B. die Grenzen der Hörbarkeit des Donners mit Rücksicht auf akustischen Schatten, der elektrische Rückschlag, die stetig fortsch tende Zunahme der Blitzgefahr, der Blitzschutz durch Telegraphen- Telephonanlagen, die ungleiche Blitzgefährlichkeit verschiedener Ba arten usw. Den Schluss der Arbeit bildet eine Belehrung über das V halten bei Gewittern und über die Anforderungen, welchen ein zwe mäßig construierter Blitzableiter entsprechen soll.

Wie aus der Inhaltsangabe erhellt, ist es dem Verf. gelung im knappen Rahmen ein sehr reiches Material einheitlich zu bearbeit Bloß das Capitel, welches die Entstehung von Gewittern ins Auge fa ist etwas zu kurz gehalten; dies ist wohl dadurch zu erklären, dass Verf. seinen Gegenstand vom physikalischen Standpunkte behandelt folglich diejenigen Fragen vermeidet, welche vorwiegend in das Gel der Meteorologie hinübergreifen. Die Abhandlung beruht auf umfassen Studien und langjährigen Beobachtungen; besonders verdienstlich die ausgiebige Berücksichtigung des historischen Momentes, wozu s noch der Vorzug einer klaren, anregenden Darstellung gesellt. Es daher zu wünschen, dass der treffliche Aufsatz im Kreise der Fa genossen die entsprechende Beachtung finde. Da die Arbeit in ein Separatabdrucke erschienen ist, so möge sie auch zur Anschaffung Schülerbibliotheken wärmstens empfohlen werden.

Brünn. Dr. Joh. Mayer

---

70. Dr. W. Toischer, Die ältesten Schulen Österreicl
Progr. des k. k. Neustädter O.-G. in Prag 1899.

Toischer war der einzige Universitätsdocent, der meines Wisse eine, wenn auch nur einstündige Vorlesung über österr. Schulgeschich gehalten hat. Er empfand es schmerzlich, dass Frankfurters Artikel, d er über unsere Schulen in Baumeisters Handbuch veröffentlichte, keiner historische Nachweise brachte. Er sucht nun, gestützt auf reichlic Literaturnachweise, in denen nur einige nicht deutsche Arbeit vermisst werden, diesem Mangel abzuhelfen. Auch wir besitzen sehr al Schulen. Die älteste ist die Salzburger Scola St. Ruperti, die 100 Jah vor der Entstehung der karolingischen Ostmark gegründet wurde U 100 Jahre jünger ist die Anstalt von Kremsmünster, um mehr als 2 jene von Melk. Bald darnach erheben sich Lehranstalten zu Brevn

bei Prag und in Seitenstetten. Wir besitzen nur ein einziges Gymnasium, das aus einer Domschule hervorgegangen ist; es ist das die Schule zu Brixen. Dann entstanden Anstalten in Leitmeritz, Capodistria, Iglau, Krems und Saaz. — A. Nagele veröffentlichte einen geschickten Auszug dieses Aufsatzes im Feuilleton der „Wiener Zeitung“ vom 16. Februar d. J. — Dem Verf. sind wir für diese Arbeit zum größten Dank verpflichtet; hoffentlich wird er uns bald mit einer ähnlichen beschenken, denn er gehört unbedingt zu den besten Kennern unserer Schulgeschichte, wie wir beim letzten Mittelschultag gesehen haben.

Wien. Dr. K. Wotke.

Erwiderung.

In dieser Ztschr. (1899. Heft 8/9) hat Prof. Spengler eine Kritik meines Buches „Deutsche Musteraufsätze“ (Leipzig, Teubner 1899) geliefert, die für mich nur den Wert einer Curiosität haben kann, da sie — das ist der subjective Grund — nicht nur die erste ungünstige Besprechung meines Buches ist, sondern auch die erste abfällige Kritik bedeutet, die meine wissenschaftliche und pädagogische Thätigkeit gefunden hat, und da sie weiter — das ist der objective Grund — sich anmaßt, aus ein paar planlos herausgegriffenen Stilproben das ganze Buch in Bausch und Bogen zu verwerfen. Niemand kann — meine Vorrede lässt darüber keinen Zweifel — seinem Buche kritischer gegenüberstehen als ich dem meinigen, niemand würde für eine positive Mitarbeit an demselben den Fachgenossen dankbarer gewesen sein als ich selbst, gerade bei diesem Buche, dessen Schwierigkeiten ich mir keinen Augenblick verhehlt habe. Wenn ich es trotzdem, freilich erst, nachdem die Horazische Forderung des *nonum prematur in annum* erfüllt war, erscheinen ließ, so gieng ich von der Voraussetzung aus, dass es gegenüber der — nur für die selbstzufriedenen großen Geister unter den Fachgenossen nicht vorhandenen — Aufsatznoth doch wohl eine Abhilfe bedeuten möchte, was immer seine Schwächen sein mochten. Diese Schwächen aufzuzeigen, hat Prof. Sp. sich nicht gemüssigt gefühlt; denn schwerlich wird jemand seine rund 10 Bemängelungen rein stilistischer Natur als genügend erkennen, um darauf ein Gesammturtheil über ein neuartiges Buch zu begründen. Sehen wir uns seine Bemängelungen ein wenig näher an!

Es wird nur eine Flüchtigkeit meines Kritikers sein, wenn er mir gleich zu Anfang seiner Besprechung die Meinung imputiert, dass die stilistischen Mängel der Lesebücher für Oberclassen einer Abhilfe durch mein Buch bedurft hätten. Denn im Folgenden unterscheidet er deutlich zwischen Inhalt und Form der Musterlesestücke, und mein Buch sollte nach diesen beiden Seiten hin Geeigneteres oder gleich Geeignetes bringen. Wenn aber mein Kritiker den „bekannten Aufsatzbüchern“, aus denen mein Buch zum größten Theil geschöpft haben soll, vorwirft, dass ihre Aufsätze „zwar dem Inhalte nach schulgerecht, formell aber keineswegs mustergiltig“ seien, so muss ich hier schon fragen, warum mein Kritiker zulässt, dass jene Aufsatzbücher trotz ihrer Schwächen unbeanstandet eine Auflage nach der andern erleben. Tschaches Aufsätze haben mir nie sehr hoch gestanden, ich musste aber aus Noth zu einigen greifen, weil mir gerade gewisse Themata wertvoll waren. So erklärt sich z. B. die Aufnahme des Aufsatzes über den Glockenguss (Nr. 4). Der Aufsatz J. Lipperts über die mittelalterlichen Burgen (Nr. 2)

eignet sich sehr wohl zu einer verkürzenden Bearbeitung mit straffer Disposition, wie ich in meiner Praxis erprobt habe. In dem aus Vock radts trefflichem Buche: „Praktische Anleitung“ etc. (Paderborn 188 entlehnten Aufsatze Nr. 67: „Wenn ich nicht wirke mehr, bin ich ve nichtet“ werden die Gedanken der Einleitung als „Zeitungstirade bemängelt. Ich kann nur wiederum fragen, warum der Kritiker dies Tadel nicht gegenüber jenem Buche selbst erhoben hat.

Sodann bezeichnet Herr Sp. zwei meiner eigenen Aufsätze (Nr und Nr. 9) als schwerfällig im Ausdruck. Abgesehen davon, dass ich Aufsätzen aus meiner eigenen Praxis auch nur aus Noth gegriffen ha abgesehen ferner davon, dass in einer anderen Besprechung gera meinen Arbeiten feines Stilgefühl nachgerühmt wurde, bin ich do zu Besserungen verpflichtet und bereit, wenn die Nothwendigkeit solch dargethan wird. Unschön könnte der von Prof. Sp. ausgehobene S (Nr. 9) erscheinen: „Flüchtlinge, die durch die der französischen R volution folgenden Ereignisse..“, verliert aber von dieser Unschönh viel beim Lesen. — „In einem der Thäler vom rechten Ufer des Rhe gelegen“. Hier ist „abseits“ ausgefallen. „In tiefem Nachdenken“ i wie mehreres der Art von mir schon längst corrigiert. In Nr. 3 h Herr Sp. nicht gesehen oder nicht sehen wollen, dass die Stelle: „H ist es, wo der Landvogt...“, „hier ist es, wo er..“, „hier ist es al wo er..“ eine von mir beabsichtigte Anaphora ist, genau wie die v auffälligere auf der vorhergehenden Seite, die er nicht gesehen h „dann lächelt der See“, „dann ist der Reiz..“, „dann rast er umhe „dann wühlt er das Wasser bis zum Grunde auf“, „dann gleicht der Se etc. etc. Wenn es zu Nr. 9 bei Herrn Sp. noch heißt: „Wie unbeholf und ermüdend wird die indirecte Rede gehandhabt!“, so muss ich b kennen, dass ich mir gerade auf die Art, wie ich die Gespräche wied gegeben, bezw. die indirecte Rede vermieden, etwas zu gute geth habe. Sollten sich doch Ungelenkigkeiten finden, jedenfalls hat Herr S keine aufgezeigt. Und auch wenn es ihm gelingen sollte, meine Arbeit besser zu machen, so werde ich ihn deshalb nicht für den größer Stilkünstler halten; denn ein anderes ist es, an einer bereits vorliegend Arbeit zu bessern, ein anderes, selbst die Feder zu derartigen undat baren Arbeiten ansetzen. — Herrn Sp.s Schlusswort: „Wir sind mit de Verf. ganz der Meinung, dass eine solche Sammlung von Mustera sätzen im deutschen Unterrichte kaum Epoche machen werde“, imputi mir eine Lächerlichkeit. Ich hatte in der Vorrede (S. VII) eine Äußeru des trefflichen Bone citiert, welcher nicht nur zu den zahlreichen Sch männern gehört, die eine solche Sammlung von Musteraufsätzen a wünschenswert bezeichnen, sondern der von ihr geradezu hoffte, d werde im deutschen Unterrichte Epoche machen. Diese Hoffnung hat ich in ihrer Überschwenglichkeit nicht getheilt, weil ich meine, dass einer Besserung der Resultate des deutschen Unterrichtes noch ande Factoren in Wirksamkeit treten müssten, aber doch gehofft, dass ei solche Sammlung dem deutschen Aufsatzunterrichte Nutzen bringen könn Herr Sp. lässt mich (nach seinem Satze) zwar einen Zweifel äußern b züglich des epochemachenden Erfolges einer „solchen“ Sammlung, ve schweigt aber meine Hoffnung eines Nutzens für den Aufsatzunterrich so dass es dem Leser nun schlechthin unbegreiflich oder auch lächerlic erscheinen muss, dass ich das Buch trotz alledem veröffentliche. — Herr Spenglers Kritik ist also keine von der positiven Art, wie sie allei meinem Buche nützen können.

Chemnitz. Dr. Hermann Ullrich.

Entgegnung.

„Hier ist es, wo..." 3 Zeilen später: „Hier ist es, wo...". In einem anderen Abschnitte in ganz anderem Zusammenhange (15 Zeilen später) wieder: „Hier ist es, wo...". Im selben Aufsatze (pag. 12) wieder: „Die Stattlichkeit.. ist es, die...", „die Drohungen sind es, die...". All das nennt Herr U. Anaphora. Ich nenne es Schwerfälligkeit des Stils, die sich hier in einem Aufsatze des Herrn U., gewöhnlich aber nur in Schüleraufsätzen vorfindet. Dass Herr U. aus den Fällen, die ich aufgezählt habe, nur die anführt, auf welche die Bezeichnung Anaphora allenfalls angewendet werden könnte, ist das nicht charakteristisch? „Die durch die der..." findet Herr U. nicht unschön. Soll ich ihn auf das bekannte „Du da, der du dir die da...." verweisen? Andere Sachen, meint Herr U., sind bereits corrigiert. Wo sind sie corrigiert? Wann sind sie corrigiert? Sonderbare Entgegnung! Bevor er das Buch in Druck gab, hätte er sie corrigieren sollen, hat er doch 10 Jahre dazu Zeit gehabt. Dass gerade ein „Musteraufsatzbuch" gefeilt sein muss, wird er ja doch wohl zugeben, dass er aber selbst das, was man ihm als Verdienst anrechnen könnte, unterlassen hat, darf der Recensent doch nicht verschweigen. Was die indirecte Rede anbelangt, so bitte ich die Leser, den bezeichneten Aufsatz daraufhin durchzulesen, ich habe bereits genug Zeit damit verschwendet. — „Neuartig" ist sein Buch gewiss nicht, ich erinnere ihn nur an die Sammlung von Werneke, die das, was Herr U. wollte, schon längst und viel besser geleistet hat. Doch wozu ihn an ein Buch erinnern, das er zwar in der auffallendsten Weise nachgeahmt, dessen Titel er aber in der Vorrede, wo ihm so viel Gelegenheit dazu gegeben war, nicht einmal genannt hat.

Da Herrn U. „rund 10 Stilproben" aus dem ganzen Buche nicht genügen, seien ihm aus dreien seiner eigenen Aufsätze noch folgende dargebracht: S. 27. „Der Ort ist mit der Heerstraße nur erst durch einen Feldweg verbunden", „nach einem vor zwanzig Jahren stattgefundenen (!) Brande", „dafür haben sie aber in werkthätiger Liebe ihren Sohn Hermann zu Wagen hinausfahren lassen", „die Unordnung, mit der die Flucht vor sich gieng", „gerührt von dieser Schilderung, bittet der Wirt das Gespräch darüber abzubrechen", „im Stiche lassen und zulassen", „Hermanns, der mit seinem Wagen donnernd unter dem Thorweg einfährt". (Bei Goethe donnert der Wagen, bei Herrn U. Hermann). — In einem anderen Aufsatze pag. 17, der aus Schillers Bühnenanweisungen und Herrn U.s eigenen Zuthaten ärmlich zusammengeflickt ist, „erscheinen der Fischerknabe, ein Hirte und ein Alpenjäger, zunächst namenlos, vor unseren Augen". — In einem Aufsatze U.s „der Wald ein Tempel" heißt es pag. 115 „das mehr oder weniger große Halbdunkel", „die Decke des Raumes gewölbeartig construiert". Und da soll sich feines Stilgefühl bekunden?

Doch genug davon. Ich bin nicht der erste und nicht der einzige, der gegen die „Büchermacherei", die sich auf dem Gebiete des deutschen Unterrichtes in jüngster Zeit so unangenehm bemerkbar macht, zu Felde zieht. Wenn Herr U. aus zehn Aufsatzbüchern ein elftes macht, so darf er sich nicht wundern, dass ich seinem Buche epochemachende Bedeutung nicht zuschreiben kann. Oder soll es mir ein Vorwurf sein, wenn ich, wie er glaubt, in meiner „Flüchtigkeit" es übersehen habe, dass selbst diese armselige Phrase nicht auf seinem Acker gewachsen ist? Wenn ich mich gegen ihn der Ironie bedient habe, so war ich in meinem vollen Rechte. Er beklagt sich, meine Kritik sei die erste abfällige, er möge sich beruhigen, vielleicht folgen, durch mich ermuthigt, nun auch andere nach.

Wien. Franz Spengler.

Berichtigung.

Herr Professor Dr. M. **Schanz** in Würzburg hat die Güte, mi auf einen S. 233 des laufenden Jahrganges in meiner Anzeige sein *Gesch. d. röm. Lit. II*[1] begangenen Irrthum aufmerksam zu mache Der Liviusaufsatz von G. Reinhold (Berlin 1898) ist nämlich v Schanz II[1], S. 269. allerdings nicht mehr ausdrücklich erwähnt, dageg schon S. 258 lobend hervorgehoben worden. Meine Bemerkung, da „Reinholds Name und Abhandlung durch ein offenbares Versehen in d entsprechenden Literaturnachweisen keine Erwähnung gefunden hab war also ungerechtfertigt.

Wien. R. C. Kukula.

Ferialcurs in Wien 1900.

Der große Erfolg, von welchem der vorjährige Ferialcurs beglei war, ermuthigt die Vereinigung deutscher Hochschuldocenten in die Jahre mit zwei Cyklen die so glücklich inaugurierte Thätigkeit fo zusetzen.

Der physikalische Cyklus ist mit besonderer Berücksichtigung neu herausgegebenen Instruction für den Mittelschulunterricht zusa mengestellt worden. Er betrifft u. a. die in den Mittelschullehrplan n aufgenommenen Wissensgebiete „Atmosphärische Elektricität“ und „Dunl Strahlung“. Ebenso ermöglicht es der naturhistorische Cyklus den Höre Einblick in die neuen Forschungsresultate und Forschungsmethoden gewinnen, und wird zu diesem Zwecke besonders reichlich mit Demo strationen ausgestattet.

Das Honorar für den ganzen ersten Cyklus beträgt für Mitt schulprofessoren 12 Kronen, für den zweiten Cyklus 20 Kronen.

Es wird angestrebt, für diejenigen Mittelschulprofessoren, welc zu diesem Zwecke nach Wien reisen, eine Subvention von Seite der co petenten Behörden zu erwirken. Die Veranstalter glauben, dass die Ziel um so leichter zu erreichen sein wird, je reger sich das Intere für diese neu zu schaffende Institution von Seite der Herrn Mittelsch professoren kundgeben wird.

Der erste (physikalische) Cyklus soll programmgemäß in d zweiten Hälfte des Juli, der zweite (naturhistorische) Anfang Septemb stattfinden.

Der Ausschuss der Vereinigung erklärt sich gerne bereit, de Herrn Mittelschulprofessoren zur Beschaffung geeigneter Wohnungen die Hand zu gehen und sonstige Auskünfte zu ertheilen.

I. (physikalischer) Cyklus (vom 23. bis 28. Juli).

II. (naturhistorischer) Cyklus (vom 3. bis 7. September).

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Über Pflege des Naturgefühls bei der classischen Schullectüre.[1])

Zarte Empfänglichkeit für die Reize der Natur gehört zu den Vorzügen, welche man an unserem Zeitalter zu rühmen pflegt. Landaufenthalt, Bewunderung der Alpenwelt und des Meeres, Ersteigung hoher Berggipfel — wann hat man diese Worte öfter gehört als heute? Was alle Welt im Munde führt, davon hört natürlich auch die Jugend, und sie **hört** nicht nur davon, sie fühlt selbst — nach Anlage und Begabung in verschiedenen Graden — jenes Behagen, welches die Menschenbrust bei Betrachtung der Natur beschleicht. Auch die classischen Studien bieten dem heranwachsenden jungen Manne oft und oft Gelegenheit, dasjenige, was er selbst in der genannten Hinsicht empfindet und nicht selten mühsam und unbeholfen mit Zuhilfenahme erborgter Redensarten in sprachliche Form zu kleiden sucht, in den herrlichen Worten großer Dichter alter und neuer Zeit ausgesprochen zu finden.

> Die Sterne, die begehrt man nicht,
> Man freut sich ihrer Pracht
> Und mit Entzücken blickt man auf
> In jeder heitern Nacht.

Muss es auf den Studierenden, der diese Verse unseres Goethe kennt, nicht einen tiefen Eindruck machen, wenn er sich überzeugt, wie schon vor Jahrtausenden einer der Homerischen Sänger von der Schönheit der Sterne sang und das Knählein Hektors einem „schönen Sterne“ vergleichbar nannte? Liegt dem

[1]) Vortrag, gehalten auf dem VIII. deutsch-österreichischen Mittelschultage in Wien (1900).

denkenden Schüler nicht die Frage nahe: „Was heißt das: d Sterne sind schön? Warnm nennt man sie so seit Jahrtausenden! Soll ihm eine solche Frage verwehrt sein? Soll es außerhalb d Bereiches der Möglichkeit liegen, ihm Andeutungen zu geben, m deren Hilfe er sich ähnliche Fragen heantworten kann, so dass jenes Gefühl, welches er bis dahin empfand, aher sich nicht deuten vermochte, nnnmehr im Lichte klarer Erkenntnis beschau Und weiter: hietet der Unterricht an nnseren Mittelschulen solc Anfklärungen in ausreichender, zufriedenstellender, systematis geordneter Form?

Ich glauhe im allgemeinen diese letztere Frage mit „nei heantworten zn müssen. Man lässt in der Regel die Natur so g wie die ihr gewidmeten Verse großer Dichter auf das jugendlic Gemüth wirken, ohne das wachgerufene Gefühl systematisch nähren nnd dem Schüler Anleitungen zn gehen, es zu ergründe „Das gehört“, sagt man, „nicht in die Schnle. Für ästhetisc Auseinandersetzungen ist der Schüler nicht reif. Das Schöne wir von selhst.“ Ich glanhe nicht, dass man die Schüler im allg meinen dazn anhält, all die herrlichen Naturhilder, so ihnen d classische Schnllectüre vorführt, zn sammeln, noch weniger, da man ihnen Anleitnngen gibt, das Gesammelte einer vergleiche den Betrachtnng zn unterziehen. Wie schöne Sammlungen ließ sich aher in dieser Beziehung anlegen! Welche Ausbeute höt allein schon Homer und Vergil! Wie viel fände sich im dentsch Liede! Geschieht in dieser Hinsicht etwas zur Concentration d Unterrichtes? Und wenn in der achten Gymnasialclasse gelegen lich hei Besprechung der ästhetischen Gefühle unser Gegensta herührt wird, geschieht dies mit sorgfältiger Beziehung anf d Gelesene, geschieht es mit jener Gründlichkeit, welche allein de denkenden Schüler hefriedigen kann? Oft hegnügt sich vielleic der Verf. des Lehrhuches, sowie der Lehrer, der sich an dassel hält, mit dem Hinweise, dass der Mensch in der Unendlichke und zweckentsprechenden Einrichtung des Weltalls die Größe de Schöpfers hewundere und verehre. Gewiss ein außerordentlic schöner Gedanke! Aher ausreichend kann derselhe nicht genann werden. Das Naturgefühl des classischen Alterthums gerade i seiner Blütezeit hat eine andere Wnrzel, nnd dasselhe gilt vo dem Natursinn vieler Dichter der neuen Zeit. So glauhe ich auc die vorhin gestellten Fragen mit „nein“ heantworten zu müsse und halte es daher für nicht ganz üherflüssig, einige Worte übe diesen Gegenstand zu sprechen.

Nach meinem Dafürhalten hietet sich zunächst dem Lehr der dentschen Sprache schon auf der Unterstnfe des Unterrichte Gelegenheit, das Nachdenken üher nnseren Gegenstand im Schüle anznregen. Unzählige Gedichte gehen Anhaltspnnkte hiezu, un die Besprechungen, welche der Ausarheitung deutscher Anfsätz vorauszugehen pflegen, können leicht auch nach dieser Richtung

bildend auf den Schüler wirken. Natürlich kann es sich auf dieser Stufe nur um eine bescheidene Anregung handeln; in welcher Weise dieselbe zu geben wäre, wird aus dem Folgenden klar werden. Einstweilen will ich nur im allgemeinsten Umriss den Lehrgang andeuten.

Ist auf der Unterstufe bereits einiges zur Aufklärung des Schülers auf unserem Gebiete geschehen, so wäre auf der Oberstufe bei der Lectüre der Classiker — gleichgiltig, in welcher Sprache dies geschieht — keine Gelegenheit zu versäumen, den Schüler auf den Natursinn des betreffenden Schriftstellers aufmerksam zu machen. Es würde sich hiebei natürlich nicht um eine einmalige, in philosophischem Tone gegebene Erklärung handeln, sondern vielmehr darum, oft und oft, ich wiederhole es: bei jeder Gelegenheit belehrend auf den Schüler zu wirken. Von selbst würde er dann darauf verfallen, alles Einschlägige zu sammeln, und eine solche, vom Schüler selbst angelegte Sammlung würde ihrerseits naturgemäß zu vergleichender Betrachtung einladen. Namentlich der Schüler des Gymnasiums, der schon in der fünften Classe Verse Homers und Lieder Rückerts oder Lenaus unmittelbar nebeneinander einer eingehenden Betrachtung zu unterwerfen angeleitet wird, findet unzähligemale ebenso Gelegenheit, sich zu überzeugen, dass die Verse jener uralten Dichter nicht minder als die der modernen Sänger tiefes Naturgefühl athmen, wie ihm andererseits nicht entgehen kann, dass sich dasselbe gleichwohl in neuer Zeit anders äußert als einst. Dem sammelnden, betrachtenden und vergleichenden Schüler müsste eben der Lehrer das Auge öffnen, den Blick schärfen und durch entsprechende Belehrung zu klarer Einsicht verhelfen. Beim propädeutischen Unterrichte in der achten Classe würde er sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, in zusammenfassender Weise das bis dahin Gebotene zu einem Gesammtbilde zu verwerten und der gesteigerten Auffassungskraft des Schülers entsprechend dem Ganzen eine gewisse philosophische Vertiefung zu geben.

So ungefähr stelle ich mir im Umriss den Unterrichtsgang vor. Besondere Bestimmungen über die Vertheilung des Stoffes sind hier nicht möglich: der Gegenstand erfordert eine zu feinsinnige Behandlung, ist zu sehr abhängig von der Eigenart des Lehrers und der Begabung des Schülers und obendrein von der Wahl der Lectüre. Aus dem Gesagten erhellt, dass hier ganz besonders Concentration des Unterrichtes nothwendig wäre. Nun trägt aber niemals ein Lehrer alle jene Gegenstände vor, welche hier in Betracht kommen. Daraus erwächst ohne Zweifel eine Schwierigkeit. Aber ich glaube, dieselbe wäre nicht allzu erheblich. Mein Gott! Da müsste eben geschehen, was möglich ist, und ich glaube: benützte nur jeder in seinem Gegenstande die sich darbietenden Gelegenheiten zu systematischer Aufklärung der Schüler, es würde der Erfolg nicht ausbleiben, selbst auf die Gefahr hin,

dass der Schüler manchmal etwas verschiedene Auffassungen d
selben Sache zu hören bekäme. Ja, wirkte auch nur einer v
all den Lehrern, welchen sich Gelegenheit hiezu darbietet, wirkl
belehrend auf den Schüler ein, es würde auch etwas errei
werden. Soll nun der Lehrer in diesem Sinne wirken, so m
er selbst feineres, dichterisches Empfinden besitzen und über d
Gegenstand des öfteren nachgedacht haben.

Die Frage nach dem Wesen und der geschichtlichen E
wicklung des Naturgefühls gehört bekanntlich zu jenen, mit de
Beantwortung sich eine erdrückende Menge von Schriften beschäfti
Dass aber die bei der Masse der classisch Gebildeten erzielte Ei
sicht in den Gegenstand im Verhältnis steht zur Reichhaltigk
der einschlägigen Literatur, möchte ich sehr bezweifeln. Weita
die meisten Darstellungen bieten wenig anderes als eine Anfzä
lung von Stellen, welche das Naturgefühl einzelner Schriftstel
beweisen sollen. Namentlich die Werke der griechischen u
römischen Dichter hat man oft in dieser Beziehung durchsuc
ohne das Wesen der Sache eigentlich zu berühren. Meist fin
man statt dessen eine gewisse Ängstlichkeit, ob es wohl geling
werde, das Alterthum gegen den Vorwurf zu vertheidigen, es ha
ihm eigentliches Naturgefühl gefehlt. Viel lieber als gereizte A
fälle gegen jene, welche diesen unbegründeten Vorwurf erhobe
würde man stichhaltige Erklärungen des unleugbar in die Aug
springenden Unterschiedes sehen, welchen antike Kundgebung
des Naturgefühles gegenüber solchen der modernen Zeit aufweise
Doch hierüber findet man oft nur leere Redensarten. Andere b
handeln den Gegenstand unzweifelhaft tiefer, indem sie ihn v
Standpunkte eines philosophischen Systems zu erörtern suche
Der Wert solcher Darstellungen hängt nun zu sehr von der Haltba
keit des betreffenden Systems ab, um allgemeines Interesse u
Verständnis erwarten zu dürfen.[1]) Hiezu kommen manchmal d
beliebten philosophischen Kunstausdrücke, welche nächst der natü
lichen Schwierigkeit des Gegenstandes wohl am meisten unsere
Zeitalter das Nachdenken über philosophische Fragen verleid
haben.

Eine der umfassendsten Bearbeitungen des Gegenstandes is
die von Alfred Biese.[2]) Das Werk enthält — man kann wo
sagen — eine erschöpfende Sammlung aller in Betracht kommen
den Stellen, namentlich was das classische Alterthum betrifft
Freilich macht gerade dieser große Vorzug des Buches die Lectür
zu einer ziemlich ermüdenden. Und was den Grundgedanken de
Arbeit betrifft, so stimme ich Bieses Ansicht vollkommen bei, dass

[1]) Vgl. die geistvollen Bemerkungen Schopenhauers, Welt als Wille
und Vorstellung. III. Buch.

[2]) Die Entwicklung des Naturgefühls bei den Griechen und Römern.
Kiel 1884. Die Entwicklung des Naturgefühls im Mittelalter und in der
Neuzeit. Leipzig 1892.

Naturgefühl der neuen Zeit von dem der Alten nur graduell schieden sei, dass sich beide zu einander verhalten, wie die schlossene Knospe zur entfalteten Blüte; allein eine völlig klare, stimmte und kurze Auseinandersetzung des Wesentlichen vermisse auch in diesem sonst hochzuschätzenden Werke.

Fragt man nun, nach welchen Grundsätzen etwa dem Schüler Belehrung über den in Rede stehenden Gegenstand ertheilt rden könnte, so ist meiner Überzeugung nach in allererster nie daranf hinzuweisen, dass jenes Wohlgefallen an der atur im weitesten Sinne, welches wir Naturgefühl nnen, auch dann empfunden werden kann, wenn von höner Natur in engerem Sinne keine Spur da ist.[1]) fällt mir natürlich nicht ein, Ästhetik auf die Unterstufe unserer ittelschulen verweisen zu wollen; allein ich glanbe, passende lehrung, von Fall zu Fall ertheilt, kann es schon auf dieser ufe dem Schüler ermöglichen, sich die Frage zu beantworten, arum man denn etwa den Adler oder den Löwen schöne Thiere nnt; warum die Eiche ein schöner Baum, die Rose eine chöne Blume genannt wird. Ohne von Hegel'scher Philosophie, elche Schönheit das Zutagetreten der Idee in der Erscheinung ennt, etwas gehört zu haben, kann jeder denkende und einigermaßen gebildete Mensch angeleitet werden, sich die Frage zu beantworten, warum etwa das menschliche Antlitz schön heißt im ergleich zu dem der Thiere, und unter welchen Umständen ein enschliches Antlitz ganz besonders schön genannt zu werden erdient. Leicht wird er darauf kommen, dass eben das Linienspiel der Formen die geistigen Vorzüge zum Ausdrucke bringen muss. Ebenso wird es dem Schüler leicht fallen, einen Aufsatz darüber zu schreiben, wann wir eine Landschaft lieblich, wann wir sie großartig und erhaben nennen.

Hat man nun den Schüler dazu angeleitet, sich einigermaßen klar zu machen, was man unter Naturschönheit im engeren Sinne versteht — wildgeformte Felszacken, sanfte, smaragdgrüne Vorhöhen, blaue Seen, weiße Gletscher —, so liegt es nahe genug, bei der Lectüre classischer Dichter ihn darauf aufmerksam zu machen, dass unser Naturgefühl auch dann wachgerufen werden kann, wenn von jener Naturschönheit im engeren Sinne gar keine Rede ist. Wäre letztere erforderlich, dann würden von jeher nur die großartigsten Gegenden die Dichter zu Lobpreisungen der Natur angeregt haben. Gerade das Gegentheil beweist aber die Lectüre. Ein kleiner Bach mit ein paar hässlichen Weiden, eine ärmliche Hütte am Saume des Waldes, eine blumige Wiese, ein bescheidener Hügel, ein Teich mit etwas Schilf, darüber der Abendstern — das ist die Scenerie, welche unsere Goethe, Rückert,

---

[1]) Vgl. Schillers Bemerkungen zu Beginn seiner Abhandlung: „Über naive und sentimentalische Dichtung“.

Lenau zu jenen Liedern begeisterte, aus welchen der Hauch tiefs Naturempfindens strömt. Wie sagt Goethe?

> Ein unbegreiflich holdes Sehnen
> Trieb mich, durch Wald und Wiesen hinzugeh'n,
> Und unter tausend heißen Thränen
> Fühlt' ich mir eine Welt entsteh'n.

Und Lenau:

> Auf dem Teich, dem regungslosen,
> Weilt des Mondes holder Glanz,
> Flechtend seine bleichen Rosen
> In des Schilfes grünen Kranz.

Ja, die herrlichen, hinreißenden Worte, in welchen Byron Alpen besingt, haben auf mich — ich muss es offen sagen keinen tieferen Eindruck gemacht, als die einfachen Verse Hei

> Auf dem Berge steht die Hütte,
> Wo der alte Bergmann wohnt;
> Dorten rauscht die grüne Tanne
> Und erglänzt der gold'ne Mond.

Woher stammt also jenes Wohlgefallen, wenn die Geg stände der Natur, die es hervorrufen, an und für sich gar ni besonders Schönes an sich haben? Es wird, um es kurz zu sa dadurch hervorgerufen, dass wir den Gegensatz zwisc der Natur und dem menschlichen Leben gewahr werd jenen Gegensatz, der auf unser Gemüth auch dann wirkt, w unser Verstand sich desselben begrifflich nicht bewusst w Dieser Gegensatz besteht, dieser Gegensatz wirkt auf uns, i die Natur in den bescheidensten oder großartigsten Formen entgegentreten. Ein ewiger Wechsel zwischen Lust und Leid die Losung jedes Menschendaseins; die leidlose Natur ist i diesen Wechsel erhaben. Unberührt von Leid und Weh erne sie sich mühelos nach ewigen Gesetzen. Dem Menschen tritt letztes Ziel der unerbittliche Tod vor Augen, der Abschied allem, woran wir als empfindende Wesen mit tausend Fäden geknüpft fühlen; die Natur geht ewig ihren alten Gang, für ist bedeutungslos der Wandel der Stunden, während der Men mit Ablauf einer jeden um einen Schritt näher am Grabe st Jugend und Alter, Gesundheit und Krankheit, Hoffnung und E täuschung, das sind die Gegensätze, zwischen denen jedes Mensch leben sich abspielt, indes täglich dieselbe Sonne ihre Wan rung beginnt, dasselbe Abendroth sich in den klaren Gewäss spiegelt und dieselben Sterne vom nächtlichen Himmel funke Am Ufer desselben Baches giengen wir in den Stunden bitte Schmerzes und in solchen heller Freude, am selben Bachufer giengen wir uns schon als Kinder an der Hand der Eltern, u mit demselben Murmeln wird der Bach zwischen neubeblümt Ufern dahingleiten, wenn wir selbst nicht mehr sein werden. erklärt sich jenes Sehnen, aus den Mühen des Lebens hinau zufliehen in die Stille der Natur, so erklärt sich's, dass ihr ew

gleiches, keine Spur von Leid verrathendes Antlitz uns so traulich anmuthet, dass ein Blick in die einfachste Natur uns oft erquickt, als fühlten wir uns angeweht von einem Hauch ungetrübten Glückes.

Ist also das Naturgefühl hervorgerufen durch den Gegensatz zwischen Natur und Menschendasein[1]), so erklärt sich leicht, dass es ein doppeltes Gepräge an sich trägt. Einerseits erscheint die Natur in ihrer leidlosen Ruhe gegenüber der leidvollen Vergänglichkeit des Menschenlebens gleichsam als beneidenswertes Ideal, in dessen Betrachtung wir uns mit Wonne versenken, wenn wir dem Treiben des Lebens entrinnen wollen. Andererseits beschleicht uns, indem wir jenen Gegensatz inne werden, der uns Menschen als den minder beglückten Theil erscheinen lässt, eine gewisse Wehmuth, die aller Naturempfindung anhaftet und in besonders empfindsamen Zeitaltern sich bis zu krankhafter Sentimentalität steigern kann. Nirgends zeigt sich die innerste Eigenart des Dichters deutlicher als dort, wo er uns den Eindruck verräth, welchen die Natur auf ihn macht. Auch für Goethe ist die Natur ein beruhigendes Ideal, die Trösterin der von den Stacheln des Lebens verwundeten Brust, allein die kraftvolle Gesundheit seines Wesens verbietet ihm, deswegen dem Erdendasein, dem Menschenlos zu fluchen:

> Und frische Nahrung, neues Blut
> Saug' ich aus freier Welt;
> Wie ist Natur so hold und gut,
> Die mich am Busen hält!

In Matthissons Gedichten überwiegt der schwächeren Anlage des Sängers entsprechend jene vorhin erwähnte Wehmuth bei Betrachtung der Natur, bei Lenau offenbart sich ein krankes Gemüth:

> Wenn sich dann der Busch verdüstert,
> Rauscht das Rohr geheimnisvoll,
> Und es klaget und es flüstert,
> Dass ich weinen, weinen soll —

[1]) An der Lehre, dass das Naturgefühl auf dem Gegensatz zwischen der Natur und dem menschlichen Leben beruhe, könnte man irre werden, wenn man sich überzeugt, wie Goethe, Byron u. a. so gerne den Gedanken aussprechen, dass sie sich mit der Natur verwandt, in gewissem Sinne eins fühlten. Busch, Luft und Wasser nennt Goethe im „Faust" seine „Brüder", Sterne und Gebirge sind für Byron ein Theil von ihm selbst (Harold, III 75). Man könnte also versucht sein zu sagen, Naturgefühl erkläre sich daraus, dass der Mensch, meist unbewusst, seine Verwandtschaft mit der Natur gleichsam ahne. Allein der Dichter benutzt diesen philosophischen Gedanken nur, um sich in schwärmerischer, oft ans Phantastische grenzender Weise über jenen erwähnten Gegensatz gleichsam zu trösten, welcher Gegensatz nun einmal bei aller Verwandtschaft zwischen Natur und Geist besteht und unleugbar in erster Linie auf das Gemüth wirkt.

und Byron spricht es unzähligemals aus, dass er sich frei und glücklich nur fühle, wenn er der Natur ins Antlitz sehen könne, während der Anblick des Lebens ihn mit Ekel erfülle:

> ...Ich find' in der Natur
> Nichts, was mir widrig ist, als eines nur:
> Des Fleisches Kette, die auch mich umflicht,
> Indes die Seele fliehen kann zum Azur,
> Zum Berg, zum Ocean, zum Sternenlicht
> Und sich versenkt ins All und — o! vergebens nicht!
>
> (In der Übersetzung von O. Gildemeister.)

Dieser eben geschilderte Einfluss der Natur auf unser Gemüth macht es des weiteren erklärlich, dass uns die einzelnen Erscheinungen der Natur zu Symbolen jener Gefühle werden, welche sie im besonderen wachrufen.

So ist die Nacht das Sinnbild der Ruhe, der Stille, des Friedens, durch ihr Dunkel aber auch gleichzeitig des Geheimnisvollen, Unheimlichen. Auch der Mond ist, ganz abgesehen davon, dass er durch seine vollere Lichtgestalt den Sternen gegenüber als prächtiges Gestirn erscheint, dass sein freundliches, mildes Licht unserem Gesichtssinn wohlthut, ein Sinnbild der Stille und Ruhe, außerdem aber noch, indem er unbekümmert um den Wechsel der Erdengeschicke immer wieder nach kurzer Pause vom klaren Himmel niederstrahlt, ein Symbol treuester Freundschaft während unserer Erdenpilgerschaft. Besonders in letzterem Sinne nennen wir ihn so gern den „trauten“, „lieben“ Mond. Ganz dasselbe gilt von den Sternen. Nichts Schönes ist eigentlich an diesen flimmernden Pünktlein — höchstens, dass man bei einigen besonders glänzenden Sternbildern in gewissem Sinne davon sprechen könnte — aber ihr ewig gleiches Aufleuchten am nächtlichen Himmel, wie sehr auch auf Erden alles dem Wechsel unterworfen ist, das ist es in erster Linie, was sie uns lieb und theuer macht, erst in zweiter Linie kommt der funkelnde Glanz in Betracht, der auf unser Auge wirkt. Natürlich gesellt sich für den gebildeten Menschen der neuen Zeit vornehmlich der Umstand hinzu, dass ein Blick auf den gestirnten Himmel an die Unendlichkeit des Raumes gemahnt, wodurch die Sterne zu Symbolen der Unendlichkeit werden. Für den Homerischen Sänger, der das Kind Hektors einem „schönen Sterne vergleichbar“ nennt, mag der sinnliche Eindruck eines besonders leuchtenden Sternes maßgebend gewesen sein, jenes erwähnte Gefühl ist es, welches uns bestimmt, von den „lieben“ Sternlein zu reden, und der zuletzt erwähnte Gedanke liegt den Versen Schillers zu Grunde:

> Eh' vor des Denkers Geist der kühne
> Begriff des ew'gen Raumes stand,
> Wer sah hinauf zur Sternenbühne,
> Der ihn nicht ahnend schon empfand?

In ähnlicher Weise lässt sich leicht der symbolische Charakter des Sonnenaufganges, des Sonnenuntergangs, des Frühlings, des

erbstes, der erwachenden, der absterbenden Pflanzenwelt nachweisen. Auch der Reiz des Hochgebirges, der Alpenwelt erklärt sich aus dem Gesagten. Zunächst lehrt nun allerdings die vorige Betrachtung, dass nichts verkehrter, nichts mehr geeignet ist, Mangel an feinerem Naturgefühle zu beweisen, als die Ansicht, dass tieferes Naturgefühl nur die Alpenwelt wachzurufen vermöge, dass man zartes Naturempfinden nur dort suchen dürfe, wo uns begeisterte Schilderungen des Hochgebirges begegnen. So einseitig und unbegründet diese Ansicht ist, so leicht erklärlich muss es genannt werden, wenn die Gebirgslandschaft auf die Menschheit unseres Jahrhunderts tiefen Eindruck macht. Wirkt ja doch die Alpenwelt mit allen Reizen, welche die Landschaft als schön und prächtig im engeren Sinne erscheinen lassen. Nirgends zeigt sich die Natur in mannigfaltigeren Formen, in prächtigeren Farben als hier. Hiezu kommt, dass das Hochgebirge eben durch seine Großartigkeit zum Symbole des Überwältigenden, Unendlichen wird, dass sich für uns Menschen der neuesten Zeit an die Vorstellung eines Alpenthales gewöhnlich die ungestörten Landaufenthaltes und erquickender Entlastung von den Sorgen des Lebens knüpft. So einleuchtend dies ist, so unhaltbar erweist sich die Ansicht, man könne man aus der Thatsache, dass unser Jahrhundert die Alpen mehr als jedes frühere bewundert, den Schluss ziehen, echtes Naturgefühl sei erst mit diesem unseren Jahrhundert in die Menschheit gekommen. Mit mehr Recht könnte man vielleicht das Gegentheil behaupten; gerade weil der jetzigen Menschheit jener zarte Natursinn früherer Zeiten fehlt, bedarf es der stärkeren Mittel, mit welchen die Alpenwelt auf die Sinne und auf das Gemüth wirkt. Doch dies mag man spitzfindig nennen! Die Überzeugung habe ich aber alles Ernstes, dass ein feineres Naturempfinden dazu gehört, die einfache Poesie der beblümten Wiese oder des grünen Waldes zu fühlen, als auf dem Gipfel des Rigi, umgeben von einer in den mannigfaltigsten Formen und Farben wirkenden Natur, — hauptsächlich von der Mode angeregt — in den vorschriftsmäßigen Ausruf des Entzückens einzustimmen.

Nun noch ein Wort über die Verschiedenheit, mit welcher sich der Natursinn in alter und neuer Zeit offenbart!

Ich kann natürlich hier nicht all die Stellen aus alten Classikern anführen, welche feines Naturgefühl verrathen. Es wäre dies auch überflüssig; denn wie ich schon vorhin sagte, ist alles Einschlägige oft genug gewissenhaft gesammelt und zusammengestellt worden. Ich habe auch darauf hingewiesen, dass selbst die Schullectüre dem Schüler Stoff zu einer reichhaltigen Sammlung in dieser Hinsicht bietet, wenn anders er wirklich dazu angehalten wird, alles hier in Betracht Kommende zu beachten. Wem bei Nennung der Namen Homer und Vergil nicht unwillkürlich eine Reihe der herrlichsten Naturbilder vor das geistige Auge tritt, dem ist die Hälfte des Zaubers, der die ewige Jugend

jener Gesänge bedingt, schlechthin entgangen. Passend könnt man einer Sammlung Homerischer Naturbilder jene tausendma citierten Worte der Odyssee[1]) voreetzen, welche so schön be weisen, dass die Homerischen Sänger nicht nur die Natur in de mannigfaltigsten Formen mit feinstem Pinsel malten, sondern auc wirkliches Wohlgefallen an ihr empfanden. Da ist es ja unmittelba ausgesprochen, dass beim Anblicke einer lieblichen Landschaft mi fruchtbeschwerten Bäumen, traubenprangenden Reben, rieselnde Bächlein und blumigen Wiesen sich selbst ein Gott herzlich freue müsse. Dasselbe gilt für die Poesie Vergils von jenem nach Forn und Inhalt entzückenden Hymnus auf die Reize der Natur un des ländlichen Lebens[2]). Manche Verse Horazens, der so gern von seinem quellenreichen Tibur und dessen lauschigen Plätzen schwärmt, machen in der Übersetzung den Eindruck eines moderne Gedichtes, wenn man sich nur entschließt, dem deutschen Texte die „klingende Gewohnheit" des Reimes nicht zu versagen. Da braucht man mit keiner Silbe ein Gefühl hineinzutragen, welches dem alten Dichter fremd ist.

> Wie ruht sich's nun im Rasen gut
> In alter Eichen schatt'ger Hut!
> Es eilen fort die Wässerlein,
> Im Walde klagt das Vögelein,
> Und wie die Welle murmelnd fließt,
> Zu süßem Schlaf das Aug' sich schließt[3]).

Eine Elegie des Properz[4]) — wenn es erlaubt ist, mit einem Wort die Grenze der Schullectüre zu überschreiten — weist eine Einleitung auf, welche uns vollauf berechtigt zu sagen, das Gedicht könnte unverändert von dem großen Schüler Properzens in der Elegie, von Goethe herrühren:

> Hier ist es einsam und still, hier soll meine Klage ertönen,
> Während des Westwinds Hauch streicht durch's verlass'ne Gehölz.
> Hier ist es wohl nicht verwehrt, dass geheimen Schmerz ich verkünde,
> Wenn schon in Fels und Gestein einzig nur Treue noch lebt. —

Es ist leicht begreiflich, dass in den überreifen Zeiten des classischen Alterthums die Sehnsucht nach der Natur in schwärmerischeren Worten Ausdruck fand als in der Urzeit; empfunden hat aber schon der Homerische Sänger vollauf den beruhigenden Einfluss, welchen die Natur auf das erregte Menschengemüth ausübt. Nur wer dies empfindet, kann auf den Gedanken verfallen, den grollenden Achill die Einsamkeit des Seegestades aufsuchen zu lassen, wo er sich seinem Unmuthe hingibt — wie es heißt: „Hinblickend über die unendliche See". Dasselbe gilt von jener Stelle in der Äneide Vergils, wo der Dichter nach einer

---

[1]) Homer Od. V, 68 ff.
[2]) Vergil Georg. II, 458 ff.
[3]) Horaz Epod. 2.
[4]) Properz I, 18.

farbenprächtigen Schilderung der nächtlichen Zerstörung Trojas so einfach fortfährt:

Lucifer stieg schon empor hoch über dem Kamme des Ida.

Warum macht der Dichter diese Bemerkung? Warum ruft sie trotz ihrer Schlichtheit eine so mächtige Wirkung hervor? Der Gegensatz zwischen der geschilderten Schreckensnacht und dem klaren Morgenstern, der so ruhig leuchtet, als wäre auf Erden nichts vorgefallen, dieser Gegensatz verleiht den schmucklosen Worten ihren eigenthümlichen Reiz. Eben darauf ist namentlich auch der junge Leser aufmerksam zu machen, dass er zartes Naturgefühl nicht bloß dort vermuthen darf, wo der Dichter selbst dieses Gefühl betont und, wie es uns bei den modernen Dichtern häufig begegnet, demselben eine Reihe schwärmerischer Verse widmet.

Zu einer ähnlichen Belehrung gibt beispielsweise auch die bekannte Elegie Ovids Gelegenheit, in welcher der Abschied des Dichters von Rom so ergreifend geschildert wird: Thränen und Klagen in jedem Winkel, doch

Hoch in der Höhe, da lenkt Luna die Rosse der Nacht.

Wenn trotz alledem — und hiemit komme ich zum letzten Punkt meiner Auseinandersetzung — selbst dem Kenner die Tiefe des antiken Naturgefühls so oft entgieng und entgeht, so liegt, wie ich schon angedeutet habe, der Grund zunächst darin, dass das Gefühl als solches von den Alten oftmals nicht direct ausgesprochen wird, sondern, so unzweifelhaft es ihren Versen oftmals zugrunde liegt, doch nicht selten vom Leser bloß geahnt werden kann. Hiezu kommt aber noch etwas anderes. Erinnern wir uns dessen, was vorhin über die symbolische Bedeutung der Nacht beispielsweise gesagt wurde, so werden wir es leicht begreiflich finden, dass unsere modernen Dichter so gern der Nacht ähnliche Epitheta beilegen, wie es Lenau in seinem bekannten Liede gethan hat, wo er sie „mild, süß, träumerisch, unergründlich tief“ nennt. Vergleicht man nun hiemit die zahlreichen prächtigen Schilderungen der Nacht, welche unter anderen Vergil und Ovid entwerfen, so überzeugt man sich, dass auf die alten Dichter die Nacht denselben geheimnisvollen Eindruck machte wie auf uns, aber trotzdem keine Epitheta der angeführten Art sich bei ihnen finden. Die Nacht heißt „schwarz“ oder „feucht“, aber nie „süß“ oder „träumerisch“ oder „mild“. Die Alten empfanden, wie wir sahen, die Poesie des Mondes und der Sterne, aber sie heißen bei ihnen „hell“, „glänzend“, „golden“, „ruhig“, kaum aber fiel es einem der älteren Dichter ein, vom „trauten“ Mond oder den „lieben“ Sternlein zu singen. Andere Beispiele bieten sich dem Kenner der Literatur von selbst, und unschwer, meine ich, lässt sich ein Gesetz ableiten: die Epitheta der Alten bezeichnen fast durchaus den Eindruck der Natur auf die Sinne, die der Modernen

den aufs Gemüth. Dass man aus dieser Eigenart ihres Sprach
gebrauches nicht den Schluss ziehen darf, als habe eben di
Natur nur auf ihre Sinne und nicht auch auf ihr Gemüth g
wirkt, ergibt sich aus dem vorhin Gesagten von selbst. Ein Be
denken bleibt immerhin noch zurück. „Gut!“ kann man sage
„sie bezeichneten bloß den Eindruck der Natur auf die Sinne, di
Wirkung aufs Gemüth ließen sie oft nur errathen. Warum ve
fielen sie denn aber nie auf den Gedanken, die gerade auf di
Sinne wirkende Farbenpracht der Abendlandschaft, des Herbste
die Majestät des Hochgebirges zu malen? Warum immer nur de
Frühling, den Morgen, blühende Ebenen oder bescheidenes Hüge
land?“ Ich glaube, auch hierauf lässt sich eine ausreichend
Antwort finden. Diese Thatsache beweist fürs erste nicht Mang
an Natursinn, sondern nur, was bei der Verschiedenheit der Jah
tausende und Gegenden nicht allzusehr wundernehmen kann, das
die Formen, in welchen die Natur besonders auf den Mensche
wirkt, nicht immer dieselben sind.

Andererseits kann man es als leicht begreiflich hinsteller
dass die um Jahrtausende jüngere Menschheit die Natur lieber i
jenen Formen bewunderte, welche Symbole der Frische, der Jugend
des Erwachens, des heiteren Lebensgenusses sind, als nach Ar
der neuen Zeit in jenen, welche Sinnbilder der Ermüdung, de
Todes und Absterbens sind oder durch jene öden Steinmeers un
eisigen Gletscher auf ein lebenswarmes und thatenfrohes Geschlech
leicht auch in gewissem Sinne einen beklemmenden Eindruc
machen können.

Das ungefähr ist es, was demjenigen nicht entgangen sei
darf, der sich eines einigermaßen klaren Verständnisses des Natur
gefühles alter und neuer Zeit rühmen will, und was auch, wi
ich glaube, dem Studierenden nicht vorenthalten werden sollte
Eine derartige Belehrung wäre gewiss geeignet, das Verständnis
der classischen Literatur zu vertiefen und die Lust an ihr
namentlich im begabteren Schüler, zu fördern. Eine solche Unter-
weisung könnte in manchem jungen Manne ein dunkles unver-
standenes Gefühl zur Flamme des Entzückens anflodern lassen,
welche das Herz erwärmt und gleichzeitig den Kopf erhellt;
könnte dazu beitragen, dass die noch immer bestehende Kluft
zwischen dem, was der Schüler empfindet, was er im Leben sieht
und hört, und dem, was er in der Schule lernt, sich verengere,
oder mit anderen Worten: dass der Wissensschatz, welchen wir
unseren Schülern mittheilen, nicht todtes Wissensgut bleibe, son-
dern zu einem lebendigen Bildungskeime werde.

Arnau. Dr. Camillo Huemer.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Anthologie aus den Lyrikern der Griechen. Von Dr. E. Buchholz. 1. Bändchen: Die Elegiker und Iambographen. 5. Aufl., von R. Peppmüller. Leipzig, B. G. Teubner 1900. IV u. 209 SS. Preis 2 Mk. 10 Pf.

Was Ref. in dieser Zeitschrift 1899, S. 415 über die durch . Sitzler besorgte vierte Auflage des zweiten Theiles der Buchholz'schen Anthologie bemerkte, gilt ebenso, ja in noch höherem Grade, von diesem nun der Sorgfalt R. Peppmüllers anvertrauten ersten Theile. Wir haben es da nicht nur mit Erweiterung und Verbesserung zu thun, sondern großentheils geradezu mit Umarbeitung. Zur Erweiterung gaben auch in diesem Bändchen die Papyrusfunde der neuesten Zeit Anlass, welche erstens zu einer Ergänzung der Solon'schen Bruchstücke infolge der Wiederentdeckung der *'Αθηναίων πολιτεία* des Aristoteles und zweitens zur Aufnahme eines Stückes des Herondas führten; aus letzterem wurde mit gutem Takte für diese Sammlung der 3. Mimus („Der Schulmeister") gewählt. Fortgelassen wurde dagegen aus dem früheren Bestande der Hymnus des Aristoteles auf die Tugend. Was dann die Umarbeitung betrifft, so zeigt sich dieselbe nicht etwa nur bei Babrios auf Grund der verdienstvollen Arbeiten von O. Crusius in ausgedehnter Weise, sondern nahezu auf jeder Seite; gleich am Anfange z. B. bei Kallinos ist der frühere Wortlaut der Anmerkungen nur an sieben Stellen theilweise erhalten. Zugleich war der Herausgeber bestrebt, durch jedesmal vorangeschickte Auseinandersetzungen über die Sprache der einzelnen Dichter und durch präcise Inhaltsangabe eines jeden Stückes das Verständnis von vorneherein zu erleichtern und manche kleine Einzelbemerkung zu ersparen.

Die anregenden Hinweise auf verwandte Erscheinungen in anderen Literaturen sind mehrfach erweitert, die sog. Realien und archäologischen Forschungen für die Erklärung öfter passend verwertet. Es sei in ersterer Beziehung beispielshalber auf die Ein-

leitung zu Herondas S. 146 oder auf den Anhang zur 3. (eigen 108.) Fabel des Babrios verwiesen, in letzterer auf die trefflic Art, wie die Schulscene bei Herondas S. 151 durch das bekann Wandbild aus Herculanum illustriert wird (dasselbe wurde jüng auch wieder bei Holm, Deecke, Soltau, Culturgeschichte des cla Altertbums S. 271 verwertet). — Die Anmerkung über das Sp χαλκίνδα S. 147 bätte aber ohne große Raumverschwendung f den Schüler doch noch etwas anschaulicher gestaltet werden könn (vgl. z. B. Grasberger, Erziehung und Unterricht im class. Alte thum I, S. 70 u. 159). — Der Anhang enthält auch hier nah liegend in erster Linie kritische Bemerkungen, welche in dies Zusammenstellung, namentlich bei den neu entdeckten Stücke auch auf angehende Philologen recht anregend wirken können.

In der Textgestaltung schloss sich der neue Herausgeber i ganzen, so weit möglich, enger an die bessere Überlieferung a als Buchholz dies einst getban. An ein paar Stellen scheint ab dieses Princip doch nicht ganz gleichmäßig befolgt zu sein; s wird z. B. Solon Fr. 4[a] (5 Bgk.) noch immer nach der Überlief rung bei Plutarch vit. Sol. 18 κράτος geschrieben, während d Aristoteles-Papyrus γέρας bietet, was von den Herausgebern d πολιτεία fast einstimmig gehalten und auch wohl entsprechen erklärt wurde (vgl. die Anm. für weitere Kreise bei Hude S. 17] ebenso ist da das ἀπαρκεῖ, worauf die Aristotelische Überlieferun deutlich führt, gegenüber ἐπαρκεῖ verschmäht, obwohl schon Buch bolz längst vor der Wiederauffindung der πολιτεία im Commenta z. St. des Solon bemerkt batte: „ἐπαρκεῖ in seltener Bedeutun = ἀπαρκεῖ“ (vgl. dann auch Kenyon in der ed. pr. der πολιτεί p. 29). Die im Anhang S. 174 citierte Stelle des Apollon. Rh. II 1049 ist hier doch nicht ausschlaggebend; vgl. auch O. Crusius Anthol. lyr. praef. p. XVII. Es könnte Derartiges umso eher auf fallen, da anderseits bei Herondas III 34 an dem αὔρεῦ', da in der Handschrift selbst durch Überschrift in ἄγρεῦ geänder erscheint, mit Meister festgehalten wird (vgl. dazu Wernicke bei Wissowa R. E. II 41). Doch können solche kleine Ungleichmäßig keiten den Wert des Buches, welches, wie schon angedeutet, auch jungen Philologen zu empfeblen ist, nicht herabdrücken.

Innsbruck. Anton Zingerle.

Aus der „Festschrift der 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner“: 1. Äschylos' Prometheus und Wagners Loge. Von Th. Schaefer; 2. Die Euripideische Tragödie „Helene“. Von Edm. Fritze. Bremen, G. Winter 1899.

1. Dass zwischen Prometheus und Loki, den beiden Feuerdämonen, sowie anderen Erscheinungen des Feuer- und Sonnenglaubens (S. 77 ff.), viele verwandte Züge wahrnehmbar sind, hat

r Verf. in übersichtlicher Weise dargelegt. Es beruht diese Übereinstimmung auf gemein-arischer, vielleicht sogar gemein-menschlicher Auffassung des Feuerelementes. Was aber unsere Schrift sonders interessant macht, ist, dass der Nachweis versucht wird, ss zwei Genies, Aischylos und Rich. Wagner, jene beiden Feuergottheiten trotz großer Verschiedenheit in der Auffassung ihres Wesens (S. 64 f.), die es glaublich macht, dass letzterer von ersterem unabhängig dichtete, verwendet haben, um einen Complex eicher ethischer Ideen zur Darstellung zu bringen, und dass ide, was besonders auffällt, untereinander verwandte Mythen rer Völker, die aber dem Prometheus- und Loki-Kreise ursprünglich nicht angehören, mit jenem verwoben und in den Dienst des eichen Gedankens gestellt haben. Die Träger dieser Mythen sind einer- und Sieglinde, die Mutter Siegfrieds, andererseits. Wirklich hat Aischylos im „Prometheus" seiner Io (urspr. Mondgöttin: ὁ βοῦς Io ist die βοῶπις Hera, die Mondgöttin: s. Wecklein den Sitzungsber. der bayr. Akad. 1893, 2, S. 408 f.) und ebenso Wagner seiner Sieglinde in „Ring des Nibelungen" eine m ihrem sonstigen Wesen ganz verschiedene, hier aber auffallend ähnliche ethische Function zugetheilt. Der Nachweis dieser Übereinstimmung ist von großem literarhistorischen Interesse und bestimmt den wissenschaftlichen Wert unserer Schrift, der dadurch nicht erheblich herabgemindert wird, dass da und dort symbolische Deutungen mythologischer Erscheinungen (der Graeen S. 26, er Kentauren S. 35, des Argos S. 25, des Adlers und der Leber es Prometheus S. 36) begegnen, die in den Augen unserer Mythologen kaum Gnade finden werden (ebenso die Etymologie Wotan on οἶδα, skr. vid, „der Wissende").

Als Philologen wird es mir auch gestattet sein, auf unerhebliche Irrthümer hinzuweisen, wie die falschen Accente von ὀρθοβοῦλος (S. 6, A. 2), δεξία (S. 14, A. 2), μυριετῆς (S. 33). Der Vulcan auf Lemnos heißt nicht Moschyloe, sondern Mosychlos, und Hom. Il. 5, 387 kommt χαλκῷ (χ. ἐν κεράμῳ) nicht von χαλκός, sondern von χάλκεος (χαλκέῳ).

2. Das hauptsächlichste Verdienst unserer Monographie besteht darin, dass der Verf. es unternimmt, das Euripideische Drama in die Weltliteratur einzugliedern. Indem er so die vielverlästerte Schöpfung eines genialen Künstlers in eine neue Beleuchtung rückt, versteht er es, dem Leser ein erhöhtes Interesse für das Drama abzugewinnen. Und dies hat das in mehr als einer Beziehung hochinteressante Stück — der Verf. verweist S. 44 in dieser Beziehung mit Recht auf die hochmodern anmuthende Liebesscene zwischen den Gatten „mit ihren weichen, sentimentalen Tönen" — thatsächlich verdient. Es ist auch kein Zweifel, dass die weitausgreifenden (sehr lesbar geschriebenen) ästhetischen Erörterungen des Verf.s einen wichtigen Beitrag zur „Rettung" des Dramas darstellen.

Eine andere Frage ist es, ob es dem Verf. gelungen uns von dem selbständigen Werte der „Helena“ im Vergleich den anderen Stücken des Dichters eine höhere Meinung bei bringen. Der Verf. sagt S. 32: „Daraus, dass eine Dichtung o Theile von ihr zum Gegenstande einer Parodie gemacht sind. keineswegs auf einen geringeren Wert des Originals zu schließ weil häufig gerade das Hohe und Erhabene zur Parodie reiz Das ist richtig. Aber ebenso sicher ist es, dass Aristophar der gerade unser Drama mit den schärfsten Pfeilen seines Spo bestreicht, dies nicht deshalb that, weil ihn „das Hohe und habene zur Parodie reizte“, sondern weil er hier die schwäch Seite des von ihm gehassten Dichters herausgefunden hatte. nun aber die „Helene“ trotz ihrer Schwächen doch die Leist eines großen Dichters bleibt, so wird es jedem, der sich in Dichtung liebevoll versenkt, gelingen (und es ist auch dem V gelungen), manches geltend zu machen, was dem Stücke z Lobe ausschlägt. Ich verweise hier auf die ausführliche Anal des Dramas am Anfange der Schrift und insbesondere auf fe Bemerkungen wie jene auf S. 25, welche die Beurtheilung Charaktere des Menelaos und Theoklymenos betreffen.

Wien. Hugo Jurenka.

Ausgewählte Briefe aus Ciceronischer Zeit. Herausgegeben C. Bardt. Commentar 2. Heft. B. G. Teubners Schülerausgal griechischer und lateinischer Schriftsteller. Leipzig 1900.

Mit diesem zweiten Hefte des Commentars liegt nunm diese treffliche Ausgabe von Briefen aus Ciceronischer Zeit vo ständig vor. Ref. hatte bereits bei Besprechung des 1. Hef des Commentars und des Textheftes Gelegenheit, auf die nie gewöhnlichen Vorzüge dieser Schulausgabe hinzuweisen und kon sie mit gutem Gewissen als eine wertvolle Bereicherung der Sch bücherliteratur bezeichnen. Das Gleiche gilt nun von diesem Schlu hefte. Die Schwierigkeiten der Lectüre dieser Briefe, so inter sant und lehrreich dieselbe auch ist, dürfen, wie ich meine, do nicht unterschätzt werden. Hierüber befand sich, wie wir weit unten sehen werden, der Herausgeber einer anderen Sammlu von Cicero-Briefen (Fr. Aly) im Irrthum. Diese Schwierigkeiten b stehen vor allem darin, dass jene Briefe eine Fülle intimer hist rischer Detailkenntnisse und der so verwickelten persönlichen B ziehungen beim Leser voraussetzen, aber auch in dem oft rec schwierigen sprachlichen Ausdruck, der, sei es absichtlich, sei infolge der Erregung und Hast des Schreibenden durch küh Ellipsen und sprunghafte Gedankenübergänge ziemlich dunk gestaltet ist. Allein B. versteht es vortrefflich, dem Schüler da gründliche Verständnis dieser Lectüre zu erschließen und sei

nteresse an derselben zu heleben, aber auch dem Lehrer selbst
ine Fülle von Anregungen zu bieten. Eine sehr willkommene Beigabe
des Commentars bilden die jeweils den betreffenden Briefen
vorausgeschickten, mehr oder weniger eingehenden Charakteristiken
der bedeutenden historischen Persönlichkeiten, mit denen Cicero
in brieflichen Verkehr trat, so des *M. Antonius*, *D. Iunius Brutus*,
M. Porcius Cato, des berühmten Rechtsgelehrten *Ser. Sulpicius
Rufus*, *M. Terentius Varro*, *Asinius Pollio* (ein trefflich gelungenes
Charakterbild!), *M. Tullius Cicero* (des Sohnes) u. m. a.
Wie Bardt in der schönen Einleitung seines Commentars eine
lebensvolle Charakteristik Ciceros selbst bietet, so werden auch in
diesen kleineren Charakterschilderungen, die in der vollendeten
Kunst der Darstellung an Boissier gemahnen, jene Persönlichkeiten
unter scharfer Beleuchtung der hervorstechenden Eigenthümlichkeiten
ihres Charakters dem Leser vorgeführt. Kurz, es
ist nicht der gewöhnliche trockene, schulmäßige Ton der Darstellung,
den man sonst in dergleichen Erklärungsschriften zu
finden gewohnt ist, es ist vielmehr eine wahrhaft liebevolle Erklärungsweise;
und etwas von der Wärme der Empfindung, mit
der sich B. in jene Zeit und ihre Gestalten versenkt, geht unwillkürlich
auch auf den Leser über. — Sehr angemessen und lehrreich
ist auch S. 276—278 ein Excurs über das merkwürdig
widerspruchsvolle Verhältnis, in welchem die Männer der leitenden
Stände Roms in Ciceros Zeiten zum Religionswesen standen. B.
zeigt, wie es kam, dass in den Herzen jener Männer die Religion
völlig entwurzelt wurde, so dass sie kaum mehr religiöse Bedürfnisse
kannten, in ihrem Briefwechsel die Götter keine Stelle haben
und gelegentlich wohl auch angedeutet wird, Religion sei Frauensache,
dagegen aber das verwickelte religiöse Ceremoniell aus
Rücksicht für die Menge festgehalten wird, freilich auch mit
schnöder Offenheit religiöse Mittel für politische Zecke missbraucht
werden. Andererseits sieht B. in dem zunehmenden Aberglauben
auch hervorragender Männer jener Zeit eine Art Reaction gegen
die Aufklärung und vergleicht diese nicht unpassend mit Erscheinungen
in der Gesellschaft des 19. Jahrhunderts, in der Tischrücken,
Kartenschlägerei und spiritistische Versuche einander ablösten.
Geistvoll ist auch die Bemerkung S. 277, dass selbst ein
so aufgeklärter Machthaber wie Cäsar nur darum einen Haruspex
in seiner Umgebung hatte, um sich damit den unentbehrlichen
Einfluss auf den Aberglauben der Menge und somit in gewissem
Sinne auf die öffentliche Meinung zu sichern, 'etwa wie heute
ein Staatsmann alle Veranlassung hat, zur Presse
lebhafte Beziehungen zu unterhalten'. — Sehr treffend
sind die durchaus selbständigen, auf feinem Gefühl für den Sprachgebrauch
beruhenden Bemerkungen, in denen B. die stilistische
Eigenart einzelner hervorragender Männer, mit denen Cicero in
brieflichem Verkehr stand, beleuchtet und, sei es aus ihrer speci-

ellen Berufssphäre, sei es aus ihren literarischen Neigungen erklären weiß. So wird die Schreibweise des berühmten Rech gelehrten *Ser. Sulpicius* S. 310—316 sehr hübsch analysiert. zeigt, wie bei *Servius* verschiedene deutliche Spuren der asia schen Beredsamkeit hervortreten, bei deren Meistern *Servius* die Schule gegangen war, weiters, welche Anklänge an die U gangssprache, welche Entlehnungen aus der Sprache der älte Dichter, zumal der Komiker sich bei ihm nachweisen lassen. sonders interessant aber ist die Beobachtung, dass in einzel Wendungen sich auch der Jurist verrathe, so § 1 in der W dung *pro eo ac debui*, die eine juristische, sehr oft in den P dekten sich findende Phrase sei, und § 4 in dem Ausdruck *imperio—tanta deminutio facta est*, was an die jedem Juris geläufige *capitis deminutio* erinnere. — In der Einzelerklär bietet B. auch hier wieder manche schöne sprachlich-stilistis Bemerkung und feine Winke für eine geschmackvolle Übersetzu Diese Übersetzungshilfen bietet aber B. nie in rein mechanis Weise, die dem Schüler einfach eine Denkarbeit erspart, sond er weiß die Verschiedenheit der Ausdrucksmittel in beiden Sprac — und darin gerade liegt das Bedeutsame — dem Schüler z Bewusstsein zu bringen, so etwa, um ein Beispiel herauszugrei zu ad Att. VIII, 3, 2 *res maximas gessit, sacerdotio ampliss praeditus* die treffende Note: 'die Superlative in u n s e r e r Sprac w o d a s E i n f a c h s t e d a s S t ä r k s t e i s t, maßvoll zu ül setzen: große Thaten, ein hohes Priesterthum'. — Zu Fam. 3, 5 dürfte die Bemerkung über *posteaquam—valeret*, dass der c *impf.* vermuthlich schon in dem unabhängigen Satze anzunehı sei, kaum richtig sein. In dem angezogenen Beispiel Cluent. ist das überlieferte *posteaquam* wahrscheinlich in *postea cum* ändern, siehe C. F. W. Müller zu d. St. und zu Pomp. 9, die Hdschr. gleichfalls *posteaquam—aedificasset* bieten. — Fam. 6, 8 bemerkt B. zu *exprimitur*: 'Es schweht hier und an anderen Stelle pro Arch. 30 *effigiem expressam* wohl das I des Prägens mit dem Münzstempel vor'. Doch scheint diese Beschränkung nicht zutreffend; vielmehr ist *exprimere* *expressus* das charakteristische Wort von der plastischen Ku von den in plastischer Deutlichkeit hervortretenden Körperform vgl. Tac. Germ. 17 *veste stricta et singulos artus exprime* und so auch von Werken der plastischen Kunst Hor. Ep. II, 248 *nec magis expressi voltus per aënea signa*. — Fam. IV, 1 wird mit Recht darauf hingewiesen, dass Marcellus seine I gnadigung geflissentlich in geringschätzigem Tone als '*negotiu* bezeichne, wie: 'Geschichte, Affaire'. Zu dieser wegwerfenden E deutung des Wortes allerdings in concretem Sinne möchte i noch verweisen auf Verr. IV, 32 *luteum negotium*, womit dort Kunstwerk drastisch als wertloses Zeug bezeichnet wird.

Es sei zum Schlusse diese mustergiltige Schulausgabe von n Ciceros und seiner Zeitgenossen nochmals der Beachtung achgenossen aufs angelegentlichste empfohlen. Ist auch für riefe Ciceros in Österreich innerhalb des Rahmens der Schul- kein Platz, so steht doch wohl nichts im Wege, sie den rn zur Privatlectüre zu empfehlen. Diese wäre aber nur r Hand eines solchen Commentars möglich, wie es der vor- de ist.

ewählte Briefe Ciceros und seiner Zeitgenossen. Herausgeg. v. iedr. Aly. 2. Heft. Anmerkungen für den Schulgebrauch. Berlin 99. R. Gärtners Verlag.

Im Vorwort erklärt Aly, er habe nur 'der Noth gehorchend, dem eigenen Triebe' diese Anmerkungen zu seiner Auswahl en Cicero-Briefen herausgegeben; er sei nämlich durch zahl- Mittheilungen, wie auch durch die eigene Erfahrung be- worden, dass, entgegen seiner Erwartung, die heutigen aner die Briefe nicht ohne Beihilfe verstehen könnten. Doch eben Aly die Schwierigkeiten dieser Lectüre einfach unter- zt, Schwierigkeiten, deren Eigenart vom Referenten bereits angedeutet wurde. Es muss indes erklärt werden, dass auch n Aly in dem vorliegenden Bändchen gebotenen Anmerkungen zu mager ausgefallen sind und ihren Zweck, dem Schüler einer Präparation eine ausreichende Stütze zu bieten, noch erfüllen. Die Noten erstrecken sich gleichmäßig auf Sach- und Sprachliches, ziehen auch zuweilen in ganz instructiver moderne Verhältnisse zum Vergleich heran, sind aber im n, wie gesagt, recht dürftig. Und doch spricht ja Aly selbst in diesem Hefte wiederholt davon, welch große Schwierig- gerade die kleinen Billets dem Leser bieten, eben weil sie voraussetzen. Gerne benützt A., der sich um die Anbahnung gerechteren Würdigung des Charakters Ciceros bekanntlich verdient gemacht hat, jede sich darbietende Gelegenheit, ei der Lectüre dieser Briefe, aus denen ja die schlimmsten n zum Angriff gegen Cicero entlehnt worden sind, durch he treffende Bemerkung zur Correctur der ungünstigen Mei- über Cicero beizutragen. So weist er S. 59 mit Recht auf nskis schönen Vortrag hin, in dem dargethan wird, was das stenthum, die Renaissance und die Aufklärung dem viel- hmähten Römer verdanken, betont zu fam. XVI, 9 (an Tiro) drücklich die echt humane Gesinnung des Schreibenden gegen- seinem Freigelassenen, die ihn hoch emporhebe über die Em- lungssphäre des harten, kalten Römerthums. Und gar sehr aus Herzen aller objectiv Denkenden spricht A., wenn er zu Ciceros ten *nemo doctus mutationem consilii inconstantiam dixit esse* die Unbilligkeit Drumanns und Mommsens gegenüber Cicero

hinweist. Sehr richtig ist auch das Urtheil zu Att. VIII, 3, 'Es zeugt von Unkenntnis der politischen Verhältnisse, wenn ans Ciceros nur allzu berechtigtem Schwanken' (nämlich zu ginn des Bürgerkrieges) 'auf sittliche Schwäche geschlossen Die Lage war verzweifelt, da keine der beiden Parteien für Staatswohl focht, sondern nur für selbstsüchtige Interessen.' Gut ist auch mancher Vergleich mit Verhältnissen des mode parlamentarischen und überhaupt öffentlichen Lebens, so wenn *altercatio* im Senate mit den 'persönlichen Bemerkungen' uns Parlamente verglichen wird u. a. m. Der Vergleich Ciceros Gambetta (zu Brut. I, 4, 4) hinkt freilich stark. — Ma Noten wünschte man als nichtssagend oder Selbstverständli betonend lieber unterdrückt, so S. 28 (fam. XVI, 9, 4) die merkung: 'Die Schiffahrt der Alten war unendlich gefahrv und mühseliger als zu unserer Zeit', oder fam. VII, 1 das e gesucht geistreich-paradoxe, dem Schüler jedenfalls unverständl Urtheil: 'Die liebenswürdige Plauderei beweist eine tiefe stimmung, aber auch einen reinen Geschmack'. Ebenda dürfte Bemerkung, dass die Aussicht von dem Stabianum auf den von Neapel sich mit der 'Aussicht von der Hohen Sonne auf Wartburg' vergleichen lasse, kaum auf allgemeines Verstän rechnen können. Solche überflüssige Noten sollten wohl in e nächsten Auflage des Commentars anderen Platz machen, die w lich Erklärungsbedürftiges erläutern. — S. 2 ist die Erklär zu *municipium* 'eine Freistadt, deren Vorsteher römisches Bür recht haben' ganz unbrauchbar. S. 6 wird die Note zu *car* 'd. h. für die Todesstrafe, da es eigentliche Gefängnishaft in nicht gab' von den Schülern sicher nicht verstanden werden. bedarf der deutlicheren Fassung, dass mit *carcer* die Detentio haft vor der Hinrichtung gemeint sei. — S. 12 (fam. XIV, 2, ist es ein Irrthum, wenn A. zu den Worten *idque praestare bui, et nisi tam timidi fuissemus, praestitissem* behauptet, Abwechslung im Numerus sei durch Rücksicht auf den Wohlkl bestimmt. Es ist so gut wie sicher, dass die Römer diesen Glei klang der Endungen gar nicht so sehr als Kakophonie empfand Der Grund der Abwechslung ist vielmehr der, dass Cicero *timidi fuissemus* eben nicht an sich allein denkt, sondern an Freunde, mit denen er sich vor der Flucht beratben hatte. S. 56 sollte wohl *ab utrisque nobis,* gesagt für *ab utroque nostr* als eine ganz ungewöhnliche und nicht nachzuahmende A drucksweise hervorgehoben werden. Hingegen ist ebenda (fam. 35, 1) die Behauptung zu den Worten '*quam nihil antiqui communi salute iudicarim,* dass der hier stehende *ablat. comp* nicht nachzuahmen sei, unrichtig. Dieser *abl. comp.* ist nic im geringsten zu beanstanden und entspricht dem Sprachgebrau der besten Latinität. Durch flüchtige Abfassung hauptsächlic wie es scheint, ist völlig unbrauchbar S. 53 eine Anmerkung

I, 31, in der ein paar Archaismen der Diction des Asinius zusammengestellt werden. Hier wird merkwürdigerweise der tantivische Gebrauch von *quicumque* als Archaismus t, was mir völlig unverständlich ist. Ebenso befremdlich ist enn hier gleichfalls unter den Archaismen des Pollio mit scher Kürze auch *nulli* angeführt wird. Es ist hier nicht eine Genetivform gemeint, sondern einfach der substantivische ach des Wortes in dem Satze: *provinciam me nulli tradi*. Hierin jedoch etwas Auffallendes zu sehen, ist ganz ver-, wie folgende Cäsarstellen zeigen: b. G. II, 6, 3 *in muro tendi potestas erat* **nulli**, ib. 35 *quod ante id tempus acci-ulli*, VII, 20 *imperium se* **nulli** *tradidisse*. Und Cäsars satz war's ja bekanntlich '*ut tamquam scopulum sic fugias litum atque insolens verbum*'. Thatsächliche Archaismen hin-i und Abweichungen vom Sprachgebrauch der guten Latinität n von A. mit Stillschweigen übergangen, so § 1 *in mora est oratur* oder § 6 der Indicativ im begründenden Relativsatze *praesertim-possunt*. — § 2 kann mit *eius sermonibus* nicht nius gemeint sein, vgl. Bardt z. d. St. Unangenehm berührt die unfreundliche, fast gehässige Kritik, die an dem Char Pollios geübt wird.

Es wird das Heft demnach mancherlei Umgestaltungen, ins-ndere aber eine ausgiebige Erweiterung erfahren müssen, um Schüler nützliche Dienste zu leisten. In seiner gegenwärtigen alt kann es trotz mancher Vorzüge nicht als völlig zweck-prechend bezeichnet werden.

Wien. Alois Kornitzer.

Cornelii Taciti Dialogus de oratoribus. Recognovit Alfred Schöne, Dr. phil. Dresdae. Propriis sumptibus editoris. MDCCCIC.

Der Titel ist nach dem Vaticanus *D* und Neapolitanus mit Vornamen *Gaius* gegeben, der in den anderen Handschriften lt. In der Überschrift der Germania verhält sichs ebenso. Die gabe hat drei Abtheilungen: Text mit einem Verzeichnisse der rennamen p. 1—33; Kritischer Apparat bis p. 55 und Anmer-ngen bis p. 95.

Der Text weist sehr zahlreiche und einschneidende Ände-ngen auf. Der kritische Apparat ist im wesentlichen von Michaelis ehnt mit den Berichtigungen, die seitdem von Meiser, Baehrens d Andresen festgestellt worden sind. Den Vindobonensis$_1$ hat höne selber collationiert und die Varianten desselben verzeichnet. benso sind die Varianten des Vindobonensis$_2$, der durch Huemer, schr. f. d. österr. Gymn. 1878, S. 801 ff. bekannt geworden ist, nd schließlich auch einige Varianten des Harleianus aus der Aus-abe von W. Peterson angegeben. Für die Benützung der Ausgabe

wäre es bequemer, den kritischen Apparat unter dem Texte
theilt zu haben. Die Anmerkungen sind rein kritischer Art
bestimmt, die vorgenommenen Textesänderungen zu begründen
beschäftigen sich daher vorzüglich mit den controversen St
deren es bekanntlich viele gibt. Die größte Zahl derselben
der Herausgeber auf Glossen und Interpolationen zurück.
vermisst Ref. eine allgemeine Erörterung, in welcher na
weisen oder wahrscheinlich zu machen war, dass auch die
lieferung der anerkannt besten Codices durch Änderungen
Art stark alteriert sei. Diese Erörterung hätte sich aber
auf den Dialogus beschränken dürfen, sondern hätte auch au
Germania ausgedehnt werden müssen, deren Text ja auf
gleichen Handschriften beruht. Dieser Vorgang hätte entwede
Schein der Willkür von der weitgehenden Textesreinigung
nommen oder zu einigem Misstrauen gegen die Annahme so
fremden Zusätze geführt. Denn in der Germania sind von
Kritik fremde Zusätze nur an sehr wenigen Stellen angenom
worden, und diese wenigen hat unbefangene und umsichtige
klärung auf ein ganz verschwindendes Maß zurückgeführt.
eine solche Erörterung fehlt und es wird nur p. 59 als an
bekannte Sache erinnert und an ein paar Beispielen zu ze
gesucht, dass sich in der Überlieferung des Dialogus nicht we
Glossen fänden, die zur Erklärung einzelner Wörter beigeschri
worden. Sieht man sich dieselben näher an, so zeigt sich,
es sich in der Regel um Varianten der minderwertigen H
schriften handelt. So findet sich 5, 26 *praesidio* nur in *B*
zweiter Hand und in H V_1, während *B* von erster Hand und
anderen besseren Codices *perfugio* oder *profugio* haben
Variante. Es steht eben vier Zeilen vorher und zwei Zeilen nac
praesidium, und daher nehm es wohl die zweite Hand von *B*,
H und V_1. Cap. 26, 30 hat allerdings *B*: *laederet*, die übr
offenderet, aber es geht die Silbe *os* voraus, so dass *laed*
leicht Verschreibung aus *fēderet* sein kann. *B* hat 31, 13 *c*
nentur neben *numerantur* und 41, 19 *orationibus* neben *de*
sionibus, aber an beiden Stellen, nicht bloß 41, 19, von er
Hand wieder ausgeschieden, so dass ein Versehen des Schrei
vorliegen kann. Meiser sieht in jenem ersten die Spur eines
sprünglich vollständigeren Ausdrucks (Kritische Studien zum
logus und zur Germania des Tacitus. Eichstätt 1871, S.
Auch 5, 2 muss nicht nothwendig eine Glosse angenommen werd
Die Variation *moderatior* — *modestior* findet sich auch *H* 2,
in den aus dem Mediceus stammenden Mss. Wie dort die Va
tion schwerlich auf den Mediceus zurückgeht, sondern wohl V
schreibung oder willkürliche Vertauschung vorliegt, so kann
hier sein. Etwas sicherer steht die Sache 8, 32, wo der N
politanus (*C*) *aetate adolescentia*, die übrigen bloß *adolescen*
bieten und Schöne *aetate* als das Echte betrachtet, *adolescentia*

lesse. Dass *ab ineunte aetate* zur Erklärung Anlass bot, nicht *ineunte adolescentia* ist richtig, wie auch die Glossen, welche Schöne anführt, zeigen, wenn auch die Erklärungen *ab ineunte infantia* und *ab ipsis rudimentis infantiae* nicht zutreffend sind (u. a. Seyffert-Müller zu Cic. Lael. p. 244). Dagegen muss in die Wagschale fallen, dass drei unter den vier besseren Handschriften, was zumal *D*, dem sonst *C* am nächsten steht, von *aetate* keine Spur haben. Das würde mir auch heute ausschlaggebend sein für *adolescentia*, sei es, dass die geläufigere Wendung *ab ineunte aetate* dem Schreiber des Neapolitanus unwillkürlich in die Feder kam, oder dass das vorausgehende *ineunte* das Versehen verschuldete. Cap. 28, 7 steht wieder der einzelne *D* mit der Lesart *ignorantia* statt *inscientia* den anderen gegenüber, auch dem Neapolitanus (*C*)

Hiernach kann es nicht als ausgemachte Sache angesehen werden, dass die bessere Überlieferung des Dialogus durch Erklärungen einzelner Wörter von fremder Hand erheblich alteriert sei.

Wenden wir uns zu den Interpolationen kürzerer oder längerer Wortcomplexe, so werden wir auch hier an ein paar Beispielen zeigen können, dass der Herausgeber Eingriffe fremder Hände auch ohne genügende Gründe annimmt. Wir werden solche Stellen wählen, die ohne allzu weitläufige Erörterungen ein bestimmtes Ergebnis versprechen. Cap. 3, 20 *quibus (tot amicorum causis, tot coloniarum et municipiorum clientelis) vix sufficeris, etiam si non novum tibi ipse negotium importasses, ut Domitium et Catonem, id est nostras quoque historias et Romana nomina Graeculorum fabulis adgregares.* Hier hatte schon Niebuhr einen fremden Zusatz vermuthet, und zwar war sein Verdacht auf die Worte *id est nostras — nomina* gefallen. Damit würde freilich die Stelle eines sehr bedeutsamen Momentes beraubt. Denn wenn zu den Titeln zweier Prätexten als erklärende Ausführung die Gattung hinzutritt, so hat das die Bedeutung, dass nach Domitius und Cato weitere Prätexten zu erwarten seien. Und wie sollten ohne diesen Zusatz die fertigen Prätexten ein *novum negotium* sein? Diese Worte büßten also ihre Beziehung ein, indem die größere Schwierigkeit, die in den nationalen Aufgaben lag, nur noch durch das geringschätzige *Graeculorum* gestreift wäre und das in kaum verständlicher Weise. Ebenso wenig aber können die Titel entbehrt werden, die Schöne ausscheiden will, indem er annimmt, der unbestimmte Ausdruck *Romana nomina* habe zu der Titelangabe *Domitium et Catonem* Anlass gegeben, die über der Zeile angebracht worden:

id est Domitium et Catonem
Romana nomina.

Diese Interpolation wäre insofern sehr bedeutsam, als sie beweise, dass schon sehr frühe der Dialogus mit Zusätzen bedacht worden; denn sie würde einen sehr unterrichteten Glossator voraussetzen.

Allein auch durch die Beseitigung der Titel würde die Stelle ei empfindliche Einbuße erleiden. Mit ihr würde den Worten *nostr quoque historias et Romana nomina* ihre Grundlage entzogen. De wenn auch die Erinnerung an den eben erwähnten Cato vorau gesetzt werden könnte, so weist doch der Plural, zumal *Roma nomina*, auf eine Mehrheit hin, also neben Cato auf noch ein anderen Titel, und ein solcher ist im Vorhergehenden nicht genann — Cap. 17, 6 *nam ut de Cicerone ipso loquar, Hirtio nempe Pansa consulibus, ut Tiro libertus eius scribit, VII idus D cembres occisus est, quo anno divus Augustus in locum Pansae Hirtii se et Q. Pedium consules suffecit.* Schöne hat die Wo *Hirtio nempe et Pansa consulibus* als *supplementum plane otiosu* — ebenso hatte Bährens geurtheilt — *et inutile, quo qui adie explicare uoluit enuntiatum: 'quo anno . . . suffecit'* aus de Texte entfernt, gewiss mit Unrecht. Zunächst ist es doch ga in Ordnung, dass das Jahr, von dem aus gerechnet wird, förmli und gleichsam ziffermäßig bezeichnet wird, wenn auch das Folgen über dasselbe nicht im Zweifel lässt. Dann aber klafft die Re ohne jene Worte. Die Parenthese *ut Tiro libertus eius scribit* b zieht sich auf das folgende *VII idus Decembres* und ist richti mitten zwischen die beiden Theile der Zeitbestimmung gestell Ohne die Angabe des Jahres hätte die Parenthese vor oder nac *occisus est* platzgefunden (s. Beiträge z. Kritik u. Erkl. d. Ta II, S. 51 ff.) und dann hätte doch auch das Zusammenfallen de Todesjahres Ciceros mit dem ersten Jahre der Regierung des Au gustus Ausdruck verlangt, also *VII idus Decembres, ut Ti libertus eius scribit, occisus est, eo anno quo* usw. — Cap. 6, *ad uoluptatem oratoriae eloquentiae transeo, cuius iucunditas no uno aliquo momento, sed omnibus prope diebus ac prope omnibu horis contingit.* Dafür schreibt Schöne *sed omnibus prope diebu oratori contingit*, und seine Erklärung des fremden Zusatzes is hier etwas umständlicher. Er nimmt an, die Worte *prope diebu* seien zuerst aus Versehen ausgelassen und nachträglich über de Zeile eingefügt worden

prope diebus
sed omnibus

woraus zunächst *sed prope omnibus diebus* entstanden, dann habe eine zweite Hand eingegriffen und am Rande beigefügt *al. prope omnibus*, was mit der Copulativpartikel *ac* in den Text aufge nommen worden. Schließlich habe ein Schreiber das vorgefundene *oratori (or̄i)* in *horis* geändert und so das unvollständige *ac prope omnibus* ergänzt. Angeregt ist der Zweifel Schönes an der Echtheit der Überlieferung durch die Bedenken, welche Andresen gegen die Verbindung *omnibus prope diebus ac prope omnibus horis* geltend gemacht hat, auf die sich Schöne, sie billigend, beruft. Und es ist richtig, dass „fast stündlich" als Steigerung die Unterstufe „täglich", nicht „fast täglich" voraussetzt und dass, wenn

as letztere als Unterstufe steht, die Steigerung „fast stündlich“ ur als Correctio zu jenem in ein richtiges Verhältnis kommt, as aber wird durch das nackte *ac* nicht bezeichnet oder doch ur in ganz besonderen Fällen. Aber es muss ja *prope omnibus* *oris* nicht allgemein und als Steigerung gedacht sein, es kann uch als einfache Ergänzung und nähere Bestimmung zu *omnibus* *rope diebus* hinzugefügt sein: fast an allen Tagen und fast zu llen Stunden (des Tages).

Auch von den leichteren Textesänderungen, die Schöne vorenommen oder vorgeschlagen hat, sind manche, wie mir scheint, icht nothwendig oder doch nicht befriedigend. So Cap. 9, 18 *ut beatissimus recitationem eius eventus prosequatur, omnis illa* *ms intra unum aut alterum diem, velut in herba vel flore prae*-*epta* (*praecerpta* Schele), *ad nullam certam et solidam pervenit* *rugem*. Der bildliche Ausdruck ist nicht ohne Unebenheiten, auf ie auch längst hingewiesen ist. Schöne findet eine neue darin, ass *frugem* sachwidrig mit Attributen bekleidet sei, weil eine geochene Blüte überhaupt zu keiner Frucht gedeihen könne, also loß *ad nullam pervenit frugem* hätte gesagt werden müssen. a scheint mir, was Schöne den Tacitus sagen lässt: *velut in* *erba vel flore praecerpitur aut ad nullam certam et solidam per*-*enit frugem* eher der Verbesserung bedürftig, als was die Handchriften ihn sagen lassen. Denn nunmehr ist *intra unum aut* *alterum diem* eng mit *praecerpitur* zusammenzunehmen und passt loch dazu nicht, und das wird noch verschärft durch den Anchluss des folgenden Satzgliedes mittelst *aut correctivum*, weil die Einschränkung, welche dieses Satzglied bringt, doch nur auf die Dauer der Anerkennung sich beziehen kann: oder wenn sie auch länger als zwei Tage dauern sollte, so gelangt sie doch wenigstens nicht usw. Ich kann sohin nicht finden, dass der Ausdruck an Glätte gewonnen hätte. — Cap. 5, 20 *nam si ad utili*-*tatem vitae omnia consilia factaque nostra dirigenda sunt, quid* *est tutius quam eam exercere artem, qua semper armatus prae*-*sidium ... feras*. Schöne nimmt wie Acidalius Anstoß an *tutius* und schlägt vor: *quid est stultius quam eam non exercere artem*. Eine Stelle Ciceros bietet das Mittelglied, welches die *securitas* mit der *utilitas vitae* verknüpft, indem sie den Grund bezeichnet, warum die *utilitas vitae* von ihrer Sicherstellung bedingt ist. Cicero sagt de leg. I 42 *Quod si iustitia est obtemperatio scriptis* *legibus institutisque populorum et si, ut iidem dicunt, utilitate* *omnia metienda sunt, negleget leges easque perrumpet, si poterit,* *is, qui sibi eam rem fructuosam putabit fore. Ita fit, ut nulla* *sit omnino iustitia, si neque natura est eaque, quae propter* *utilitatem constituitur, utilitate alia convellitur*. Also: welcher Weg ist sicherer der *utilitas vitae* nachzugehen, als der, welcher unter dem Schutze der Beredsamkeit liegt?

Innsbruck. Joh. Müller.

Transactions and Proceedings of the American Philologi Association. Published for the Association by Ginn et Comp 9—13 Tremont Place, Boston, Mass. Lex.-8°. — Volumen XXV (1897): 143 u. XCIX SS. — Volumen XXIX (1898): 157 u. CIV Preis à $ 2.—.

Es mag füglich wundernehmen, dass eine seit 1869 stehende Zeitschrift von der Bedeutung der vorliegenden in Öst reich so gut wie unbekannt geblieben ist; wenigstens kennt Gra auers Zeitschriften - Katalog der österreichischen Universitä Bibliotheken die *Transactions and Proceedings* nicht. Wenn da deren Einrichtung hier in Kürze charakterisiert und die in d beiden letzten Jahrgängen enthaltenen Publicationen wenigst ihrem Titel nach vorgeführt werden, so bedarf dies keiner weite Rechtfertigung; wird ja schon der Umstand, dass einige wen Artikel der Transactions, die in Separatabzügen erschienen u in dieser Zeitschrift besprochen wurden, die Frage nach der B schaffenheit der Stelle, der sie entstammen, nahelegen. — I Proceedings enthalten unter anderem kurze Auszüge aus den V trägen, die bei den alljährlich stattfindenden Wanderversammlung des Vereines gehalten werden. Einzelne dieser Vorträge, welc ein Executivcomité zur ungekürzten Veröffentlichung bestimm erscheinen als Transactions im vollen Wortlaute. Die Proceedin bilden hiezu den Anhang mit besonderer Paginierung. Das F gende biete einen Überblick über den Inhalt der beiden vorli genden Bände.

Vol. XXVIII. *Transactions*: I. Carleton L. Brownson, I Gründe für Platons Feindschaft gegen die Dichter. — II. E. Sihler, Lucretius und Cicero. — III. M. Bloomfield, Ind europäisches. — IV. Tracy Peck, Ciceros Hexameter. — V. Arth Fairbanks, Über Plutarchs Citate aus den älteren griechisch Philosophen. — VI. F. A. March, Die Erweiterung des englisch Wörterbuchs. — VII. Hermann Collitz, Spuren indo-europäisch Accentuation im Lateinischen. — VIII. Herbert Weir Smyt Muta und Liquida bei den melischen Dichtern der Griechen. I. - *Proceedings*: Charles Knapp, Archaismen bei Aulus Gellius. - Sidney G. Ashmore, Zum Gebrauch von *faxo* mit dem Indica futuri bei Plautus. — William A. Hammond, Die Lehre d Aristoteles vom centralen oder gemeinen Sinn (*κοινὸν αἰσθητ ριον*). — Mortimer Lamson Earle, Zur antistrophischen Wor Responsion in der attischen Tragödie. — Bernardotte Perri Das ethische und ästhetische Moment in der griechischen Histori graphie. — H. C. Elmer, Der angebliche Potentialis des Latein schen zum Ausdrucke der Möglichkeit. (Vgl. diese Zschrft. 1899 S. 228 f.) — Mary Emily Case, Eine vernachlässigte Seite de römischen Volkscharakters. — Charles Peabody, Eine gnostisch Inschrift aus Athen. — Karl P. Harrington, Der finale Accu sativ bei Properz. — Charles Knapp, Zu Hor. Sat. I 9, 6 un

Cic. Cat. I § 23. — Vorläufiger Bericht des Zwölfer-Comités über lateinische und griechische Mustercurse für Mittelschulen. — Thomas Fitz-Hugh, Eine fragwürdige Lehre der historischen Syntax des Lateinischen. (Der lat. Genetiv und die Präposition *de.*) — H. C. Elmer, Der Unterschied zwischen Präsens und Perfect in Sätzen des lateinischen Contingent Futurity (s. oben 1899 S. 228 f.). — Bericht des Comitée für Reformen auf dem Gebiete der Rechtschreibung. — William N. Bates, Wann hat Tyrtäus gelebt? — Ders., Einige Stellen in Cic. *de amicitia* in einer Hs. des XV. Jhs. — Alfred Gudeman, Die *Vita Agricolae* des Tacitus, eine Biographie. — William Gardner Hale, Eine neue Handschrift zu Catull. — H. F. Linscott, Der Syncretismus des Locativs und Instrumentalis im Lateinischen. — John L. Margrander, Zu Soph. Antig. 1 ff. und 1095 ff. — Wilfred P. Mustard, Die Classikerausgaben *in usum Delphini.* — Winifred Warren, Die Temporalsätze bei Thukydides. — Bibliographische Übersicht, 1896—1897. (Enthält nur Publicationen der Vereinsmitglieder.)

Vol. XXIX. *Transactions*: I. Edwin W. Fay, Der Ursprung des Gerundive. — II. George Hempl, Der Sprachenkampf und die Umgestaltung der Aussprache infolge von Rassenmischung. — III. J. E. Harry, Die Weglassung des Artikels beim Substantiv nach οὗτος, ὅδε und ἐκεῖνος in Prosa. — IV. Herman Louis Ebeling, Der Admetus des Euripides in seinem Verhältnis zum Admetus der Überlieferung. — V. Herbert Weir Smyth, Muta und Liquida bei den melischen Dichtern der Griechen II. — VI. F. A. March, Orthographie englischer Präterita. — VII. John D. Wolcott, Neue Worte bei Thukydides. — *Proceedings*: Charles Knapp, Zu Cicero Cat. mai. § 28 und § 34. — Edwin W. Fay, Zu Tacit. Ann. IV 12. — Mortimer Lamson Earle, Zu Lucian Timon 18. — E. G. Sihler, Die Schlusspartie bei Lucrez und Epicur περὶ μετεώρων. — George Dwight Kellogg, Anspielung auf Euripideische Ausdrucksweise bei Aristophanes Acharn. v. 666. — Herbert Müller Hopkins, Griechische Wörter bei Plautus. — A. V. Williams Jackson, Die Verkleidung als scenisches Kunstmittel in Sanskrit-Dramen. — Minton Warren, Der archäologische Anschauungscurs und das philologische Seminar. — Mitchell Carroll, Über Natur und Umfang der von Aristoteles an Homer geübten Kritik. — E. M. Pease, Die Aussprache der Genetive auf *-i* von Substantiven auf *-ius* und *-ium.* — Lida Shaw King, Achilles und Aias beim Würfelspiel: eine Vase im Bostoner Museum of Fine Arts. — Harry Langford Wilson, Die literarischen Beziehungen Juvenals zu Martial. — W. S. Burrage, Die Zeit von Ovids Verbannung. — James M. Paton, Zu griechischen Inschriften. — Karl P. Harrington, Gab es im alten Latein ein Lautzeichen Z? — Alfred Gudeman, Hat Agricola Irland betreten? — J. H. Huddilston, Classische Archäo-

logie, eine neue Kräftigung der classischen Studien. — E. G Sihler, Lateinisches *ai* und *ae*: Diphthong oder Monophthong — Charles Knapp. Römisches Geschäftsleben bei Horaz. — Mortimer Lamson Earle, Zu Eur. Alc. 501, Soph. Ant. 450—452 O. C. 1036. — Bericht des Zwölfer-Comités. — George Dwigh Kellogg, Complementäre und supplementäre Parataxis (*velin scribas; commendem necesse est*). — Mitchell Carroll, Vergleich aus dem Gebiete der Malerei und Sculptur bei Aristoteles und Dionysius. — Arthur Winfred Hodgman, Der lateinische Sena auf Inschriften. — Bericht des Comités für Reformen auf den Gebiete der Rechtschreibung. — L. H. Elwell, Anemone bei classischen Schriftstellern. — W. S. Scarborough, Iphigenie bei Euripides und bei Racine. — Henry F. Linscott, Über gewisse Functionen des Locativs. — John L. Margrander, Zu Soph. Ant. 904—912. — Index. — Bibliographische Übersicht 1897 - 1898; s. Schluss des vorigen Heftes.

Was den Wert dieser Artikel anlangt, so sei bezüglich der *Transactions* — nur diese kommen als wissenschaftliche Arbeiten im engeren Sinne in Betracht — bemerkt, dass sie durchwegs Muster philologischer Feinarbeit sind, die nicht nur den Verfassern, sondern auch dem überprüfenden Comité alle Ehre machen. Möge daher vorliegende Zeitschrift die ihr gebürende Beachtung in Hinkunft auch bei uns finden, zumal ein Blick in sie lehrt, dass auch die Erscheinungen der philologischen Literatur Deutschlands und Deutsch - Österreichs ihrem ganzen Umfang nach von der *American Philological Association* mit regem Interesse verfolgt werden.

Ziemer H., Über syntaktische Ausgleichungen. Vortrag, gehalten in der philologischen Section der 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Bremen 1899. Sonderabdruck aus der Ztschr. f. d. G.-W. Berlin 1900. S. 71—86. 8°.

Ziemer hat zuerst den psychologischen Standpunkt in systematisch-durchgreifender Weise für die Betrachtung syntaktischer Erscheinungen verwertet. Nach seiner Colberger Programm-Abhandlung, 'Über das psychologische Moment in der Bildung syntaktischer Sprachformen', 1879 erschienen seine 'Junggrammatischen Streifzüge', Colberg C. F. Post 1882, über welche sich Ref. in dieser Zeitschrift 1882, S. 452—456 des näheren ausgesprochen hat. Wenn Z. in dieser Publication den glücklich gewählten Terminus Ausgleichung für eine ganze Reihe scheinbar auseinander liegender, in der That aber aus demselben psychischen Vorgange zu erklärender Structuren einzuführen suchte, so war sein Erfolg in dieser Beziehung nur ein theilweiser. Er prüft im vorliegenden zahlreiche Erscheinungen der grammatischen Literatur seit 1882 und zeigt, inwiefern der von ihm vorgeschlagene Ter-

minus Eingang gefunden, inwiefern man noch an schwankenden und anzutreffenden Bezeichnungen wie Attraction, Analogiebildung, analogische Beeinflussung u. ä. festhält. Im weiteren stellt Z. die Ausgleichung als das vornehmste und wichtigste Gesetz hin, welches die ganze Sprache, auch die Bildung der Formen beherrscht. Er formuliert dieses Gesetz in folgender Weise: 'Zusammengehöriges oder innerlich Gleiches wird durch gleiche Form äußerlich kenntlich gemacht'. Nach einigen die Formenlehre der indogermanischen Sprachen betreffenden Bemerkungen gelangt Z. zur Syntax. Dass hier der geistvolle Verf. die weitgehende Macht der Ausgleichung in neuer Beleuchtung mit neuen Belegen vorführt, war von ihm als selbstverständlich zu erwarten. Ref. wäre in der Lage, auch seinerseits Belege aus seinen Sammlungen im Anschlusse an die 'Streifzüge' vorzulegen: verdankt er doch diesem Werke fortgesetzte Anregung bei seinen syntaktischen Studien und fühlt sich daher veranlasst, auf dessen hervorragende Wichtigkeit für den philologischen Lehrer aufs neue hinzuweisen. Er beschränkt sich indes darauf, nur auf eine im Lateinischen übliche, von Z. nicht behandelte Sprachkürze hinzuweisen, die in das Gebiet der Ausgleichung zu gehören scheint. Wenn Plinius sagt: *ne sermonibus quidem malignis attendit aut alitur* (Ep. VII 26, 2), so zeigt der Fall, dass der Lateiner durchaus kein Bedenken findet, bei zwei aufeinanderfolgenden, verschieden zu construierenden Verben nur zu dem einen den ihm entsprechenden Casus zu setzen, daraus aber zu dem zweiten das Wort in einem anderen Casus hinzuzudenken, nur um dieselbe Form, d. i. denselben Klang für beide Glieder bestehen zu lassen. Beispiele für diese 'Doppelbeziehung' hat S. Obbarius, Über eine Sprachkürze im Lateinischen, Philolog. VI (1851), S. 141—154 gesammelt.

Zum Schlusse nimmt Ref. Gelegenheit zu der Bemerkung, dass die Bedeutung psychologischer Sprachbetrachtung bereits von zwei älteren Gelehrten richtig erkannt worden ist. Der eine ist Chr. Koch, der '*De linguarum indole non ad logices sed ad psychologiae rationem revocanda*', Marburg 1809 gehandelt und bezüglich der sog. *Syntaxis ornata* p. 21 bemerkt hat: '*Hoc scilicet elegantiarum armario illi congerunt omnia, quae neque ad logices capita de convenientia et rectione grammatica referre possunt neque ad unam rationem revocare student*'. Der andere, Fr. Laurell, hält in seiner Commentatio '*Genitivi Latinorum ad verba usurpati quanam ratione explicari debeant*', Lund 1874, an dem p. 15 ausgesprochenen Grundsatz fest: '*Censemus, psychologicas, quae dicuntur, rationes potius quam logicas in explicandis rebus grammaticis statuendas esse et sequendas*'.

Wien. J. Golling.

H. Osthoff, Vom Suppletivwesen der indogermanischen Sprachen. Akademische Rede. Heidelberg, Universitätsdruckerei von J. Hörning 1899. 95 SS.

Unter dem neugeprägten Ausdruck „Suppletivwesen" fasst O. eine Reihe von sprachlichen Erscheinungen zusammen, die nicht nur für die indogermanischen Sprachen charakteristisch sind, sondern auch in den semitischen sich nachweisen lassen. Gemeint ist damit die Thatsache, dass gewisse Wortkategorien ihr Formensystem aus Ableitungen von verschiedenen Wurzeln zusammensetzen. In Betracht kommt hiebei das Verbum, das Adjectiv, Zahlwort und Pronomen, endlich die Femininbildung. Von Verbalwurzeln gehören hieher die für die Begriffe „essen, verzehren", „geben, darreichen", „gehen, kommen", „laufen, rennen", „nehmen, tragen, bringen, führen", „sagen, sprechen", „schlagen, treffen", „sehen, schauen", „sein, werden". Aus dem Kreise der Adjective gehören hieher die Bezeichnungen für „gut", „schlecht, übel, böse, schlimm", „groß, viel", „klein, gering, wenig". Was das Zahlwort anlangt, so gehören das Ordinale der Ein- und Zweizahl (vgl. beispielsweise lat. *unus* und *primus*, *duo* und *secundus*), die Bildung der Zehner im Vergleich zur Zehnzahl, die Multiplicativadverbien in das Bereich des „Suppletivwesens". Für die Pronomina sind Fälle charakteristisch, wie deutsch *sie* neben *er, es*, griech. *ὁ, ἡ, τό*, lat. *ego*, neben *mei, mihi, me* und dem Plural *nos* u. a. Hinsichtlich der Femininbildung, welche bekanntermaßen in unseren indog. Sprachen regelmäßig durch gewisse Suffixe erfolgt (man vgl. z. B. griech. *θεά* neben *θεός*, lat. *regina* neben *rex*, deutsch *Herrin* neben *Herr*, ital. *duchessa* neben *duca*), kommen die uralten selbständigen femininen Ausdrücke in Betracht, welche sich mit großer Treue in den einzelnen indog. Sprachen aus vorhistorischer Zeit erhalten haben. Hiebei spielen eine Hauptrolle die weiblichen Verwandtschaftswörter, wie *Mutter, Tochter, Schwester* neben *Vater, Sohn, Bruder* u. a., dann auch Fälle, wie *Weib, Frau* neben *Mann, Magd* neben *Knecht* u. a. Die einzelnen Belege für diese gewiss höchst interessante sprachliche Erscheinung, die zweifelsohne in die proethnische Zeit der Indogermanen zurückgeht, sind mit großer Sorgfalt und Ausführlichkeit auf S. 7—42 unserer Schrift gesammelt, wozu gleich hier bemerkt werden mag, dass Bezold und Nöldeke in sehr dankenswerter Weise eine Übersicht der analogen Erscheinungen auf dem Gebiete der semitischen Sprachen beigesteuert haben (Note 116, S. 75—78). Es ist wohl selbstverständlich, dass die von O. behandelte Frage auch die Aufmerksamkeit älterer Sprachforscher beschäftigt hat. So macht er selbst u. a. auf eine belehrende Stelle in Curtius' Grundzügen (5. Aufl., S. 97 ff.) aufmerksam, und zahlreiche andere literarische Belege sind in dem überaus reichhaltigen zweiten Theile der Schrift, der „Nachweise, Quellen und Erläuterungen" enthält, beigebracht. Allein nirgends ist die Frage bisher mit solcher er-

schöpfender Ausführlichkeit und Gründlichkeit behandelt worden. Auch ist meines Wissens bis jetzt nirgends und von niemand, wenn auch mehrfache Andeutungen nach dieser Richtung (z. B. von Curtius a. a. O.) gemacht worden sind, mit solcher Bestimmtheit ausgesprochen, dass in diesem Suppletivwesen der Überrest eines früheren sprachlichen Zustandes zu erkennen sei, in welchem die Vorfahren der jetzigen indogermanisch redenden Menschen noch nicht bis zur „classificatorischen Begriffsbildung“ vorgeschritten waren, sondern nur Individualbezeichnungen kannten. Interessante Nachweise aus anderen Sprachgebieten, repräsentiert durch die Ureinwohner von Tasmanien, die Gesellschaftsinsulaner, Zulus, Tscherokesen, welche O. (S. 79) nach Jespersen und Sayce beibringt, dienen zu höchst belehrender Aufhellung und Beleuchtung des für das Indogermanische der Urzeit erschlossenen, in namhaften Resten in den indogermanischen Einzelsprachen noch fortlebenden Zustandes.

Dr. O. Eichler, Griechisches Übungsbuch. I. Theil (Untertertia). Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung 1898. IV u. 180 SS. — II. Theil. 1899. IV u. 176 SS.

Das vorliegende Übungsbuch, welches aus der Praxis hervorgegangen ist und die Mitte hält zwischen den von Wesener und Gerth (vgl. Jahrgg. 35, 637 f., 37, 666 und 39, 528 f.) herausgegebenen Büchern derselben Gattung, bietet im ersten Theile 94 aus Einzelsätzen bestehende griechisch-deutsche und deutsch-griechische Stücke und außerdem die griechisch-deutschen zusammenhängenden Nummern 67 „Kriegsrat der Perser“ (3 Stücke), 72 „Die ältesten Versuche Afrika zu umsegeln“ (2 St.), 79 „Alexander und Hannibal“ (2 St.), 94 enthaltend drei Fabeln und 96 „Der Sturz der Dreißig“ (3 St.), endlich die deutsch-griechischen Nummern 68 „Schlacht bei Koroneia“ (3 St.), 73 „Der Rat des Odysseus“ (2 St.), 80 „Xerxes und Pythios“ (2 St.), 95 enthaltend drei Fabeln und 97 „Die Schlacht bei Issos“ (4 St.).

Der zweite Theil enthält 51 griechisch-deutsche und deutsch-griechische Stücke mit Einzelsätzen und eine größere Anzahl zusammenhängender Stücke, u. zw. die griechisch-deutschen 7 „Kambyses“ (3 St.), 12 „Sperthias und Bulis“, 13 „Themistokles und die Andrier“, 20 „Die Rettung des Cyrus“ (warum nicht „Kyros“?), 21 „Alexander und der indische Bogenschütze“, 27 „Der Abfall der Perser“ (2 St.), 31 „Diogenes“, 37 „Aussprüche des Aristippos“, 42 „Die Schlacht bei Gaugamela“ (2 St.) und die deutsch-griechischen 8 „Ajas' Ende“ (3 St.), 14 „Syloson“ (2 St.), 22 „Der erste messenische Krieg“ (2 St.), 23 „List des Themistokles“, 28 „Der Aufstand der Ioner“ (3 St.), 32 „Der Rath des Demaratos“, 33 „Die Perser in Phokis“, 34 „Heldenthat der Ioner in der Schlacht bei Salamis“, 38 „Kreon und Antigone“, 43 „Äneas' Kampf mit den Latinern“ (2 St.), 52

bis 58, von denen die beiden ersten je drei Fabeln und kleinei Erzählungen enthalten, während den Inhalt der übrigen der Reih nach bilden „Ödipus" (2 St.), „Der Zauber der Kirke" (2 St. „Anekdoten aus dem Leben des Dionysios" (3 St.), „Zopyros (2 St.), „Der Schatz des Rampsinit (3 St.). Außerdem ist jede der beiden Theile ein nach der Reihenfolge der einzelnen Stück geordnetes Vocabularium, ein griechisch-deutsches und deutsch griechisches Wörter- und Eigennamen-Verzeichnis, endlich nec „Grammatisch-stilistische Regeln" beigegeben. Der zweite The enthält am Schlusse noch eine „Zusammenstellung der im 1. u 2. Theile vorkommenden Regeln der Kasuslehre".

Dies der reiche Inhalt dieses griechischen Übungsbuche das nach des Ref. durch zahlreiche Stichproben gewonnener Ansicl sich durch gute Auswahl des Stoffes auszeichnet. Was die meth dische Seite anlangt, so sei es gestattet, aus dem Vorworte d ersten Theiles den folgenden Abschnitt herauszuheben: „Die Au wahl der Worte und Wortformen ist unter besonderer Berücksich tigung Xenophons im Anschluss an den von den Lehrplänen au gestellten Kanon von Schulschriftstellern getroffen, wobei a eine sachgemäße Beschränkung des Lernstoffes Bedacht genomme ist. Die unumgänglichen Regeln der Syntax sind in einer fi Untertertianer verständlichen Form dargeboten. Die abweichend Rection nur weniger Verba ist vorausgenommen, meist nur solche deren Rection im Anschluss an das Latein leichter zu behalten ist. „Der Lehrgang schließt sich an die Grammatiken von Uhl Hartel-Curtius, Gerth und Kägi an. Die Abweichungen liegen i folgenden Punkten. Die Oxytona der O-Declination beginnen da Übungsbuch, da die O-Declination die leichteste ist und die Oxy tona sich an den Artikel anschließen. Die schweren Pronomin sind hinter die Verba contracta gestellt. Die Tempora der Verb contracta, die nicht contrahieren, sind vor das Präsens und Imper fectum gestellt, schließen sich also direct an das regelmäßig Verbum purum an. Die Duale sind für den zweiten Theil aufge spart." Auch im zweiten Theile schließt sich der Lehrgang a die oben erwähnten Grammatiken an. „Eine Abweichung", sag der Verf. im Vorwort, „machte sich nur an der Stelle nöthig, wo entsprechend der Forderung der Lehrpläne, die Lectüre des Xenophon einsetzen soll (§. 44, wo die Einübung der unregelmäßigen Verbı der 1. Hauptconjugation beginnt). Hier sind die für die Lectüre dieses Schriftstellers nöthigsten Formen der unregelmäßigen Verba der ersten Hauptconjugation vorausgenommen und die Duale de Declinationen eingeschaltet worden."

Innsbruck. Fr. Stolz.

Gurlitt Ludwig, Lateinische Fibel. Sexta. Berlin, Wiegandt u. Grieben 1897. VI u. 115 SS. Preis geb. Mk. 2. geb. i. Lwd. Mk. 2·40.

— — **Lateinisches Lesebuch** mit Bildern. Quinta. Berlin, Wiegandt u. Grieben 1899. VI u. 257 SS.

Die nennenswerteste Neuerung, welche die beiden Übungsbücher bieten, ist die Beigabe von Illustrationen. Von der Berechtigung dieser Neuerung will ich mich hier nicht des weiteren auslassen. Sie wird gewiss gar manchen Gegner finden, und doch werden sich meiner Ansicht nach Gurlitts Bücher beim Unterrichte trefflich bewähren. 'Die Bilder lenken den Geist nicht ab, sie zerstreuen ihn nicht, sie geben ihm erst rechte Kraft, die neuen Eindrücke zu bewältigen, da neben dem Ohre jetzt auch das Auge im Dienste des Gedächtnisses wirksam wird', sagt der Verf. im Vorworte der Fibel für Sexta, und darin stimme ich ihm vollinhaltlich bei. Man denke z. B. an die Schüler der zwei untersten Gymnasialclassen einer Provinzstadt. Viele von ihnen kommen vom Lande und haben von den gewöhnlichsten Gegenständen keine Vorstellung. Wie viele Vocabeln müssen sie nun auswendig lernen, wie viele Sätze übersetzen aus einer Sphäre, die dem kindlichen Vorstellungskreise, zumal dieser Schüler, vollständig ferne liegt. Für solche Schüler bedeuten Gurlitts Bücher einen Gewinn. Die Auswahl der Illustrationen kann als eine gelungene bezeichnet werden. Manche sind ungemein instructiv, so in der Fibel für Sexta: die *Schola, Apollo et Pythia, Iuppiter* und manche andere, oder aus dem Lesebuche für Quinta der *Consul* mit den zwölf *Lictoren*, die *Via Appia* mit ihren Grabmälern, der *Vestatempel* in Rom und die *Vestalinnen*, wobei die im Atrium Vestae gefundene, prächtig erhaltene Halbstatue der Oberpriesterin mit ihrem eigenthümlichen Kopfputz glücklich verwertet erscheint, usw. Einer Verbesserung würde aber in dem Buche für Sexta das Bild *Pugna Romanorum et Germanorum* bedürfen, während die Tafel *Hercules et Nessus centaurus* ganz ausgeschieden werden könnte.

Was nun die durchweg zusammenhängenden Übungsstücke anbetrifft, so verdienen dieselben alles Lob. Der Verf. verfolgt den Zweck, 'in einer Reihe von mythologischen Gestalten und typischen Bildern aus dem Culturleben der alten Völker den Boden für eine geschichtliche Belehrung vorzubereiten.' (Vorr. zur Fibel). In demselben Sinne äußert er sich in dem Vorworte des Lesebuches für Quinta: 'Dabei leitete mich der Wunsch, ein möglichst abgerundetes Bild des antiken Lebens *in nuce* zu geben, die endlosen Kriegsgeschichten einzuschränken, dafür mehr von dem häuslichen, bürgerlichen und staatlichen Leben zu erzählen, die Örtlichkeiten durch Wort und Bild anschaulich zu machen, auf denen sich die Geschichte der alten Welt besonders abgespielt hat, den Boden gleichsam für die geschichtliche Belehrung vorzubereiten...' Das ist ein recht vernünftiger Gedanke, und man muss sagen, dass es dem Verfasser gelungen ist, das vorgesteckte Ziel zu erreichen.

Dabei verdient auch die Form, in der diese Vorbereitung gebot wird, volle Beachtnng. So sind z. B. in der Fibel für Sexta Stücke über Athen nnd Sparta in die Form eines Gespräches ei gekleidet. Zwei griechische Sclaven erzählen den ihrer Obhut a vertrauten römischen Knaben von ihrer Heimat Athen und Spar (S. 9 ff.); oder ein paar andere Beispiele aus dem Buche Quinta. Im Anschlusse an die auch im Bilde dargebotene Stat des Nil im Vatican, die zuerst in einer für die betreffende St angemessenen Weise beschrieben wird, knüpft sich in einem se anregend gehaltenen Gespräche zwischen Lehrer und Schülern Erörterung der Frage, warum bei den Römern die Namen v Flüssen, Bergen *gen. masc.*, die der Bäume *gen. fem.* war (S. 7 ff.). Dem von dem Verf. angestrebten Ziele dienen au vortrefflich z. B. die deutschen Stücke: 'Römische Landhäuse 'Das römische Haus' (S. 81), 'Vesta und die Vestalinnen' (S. 89 f die in Form eines Briefes beschriebene Reise durch Griechenla (S. 107 f.), der gleich ein Kärtchen von Griechenland beigegeb ist, und vieles andere. Etwas schwerfällig — schon wegen d vielen Namen — sind die Stücke über den Gigantenkampf (be S. 72 f.). Weniger passend erscheint mir auch das Stück 'Urspru der Minerva' (S. 76). Aber allenthalben merkt man, dass der Ve mit dem classischen Boden wohl vertraut ist; doch weiß er an die gewonnenen Erfahrungen in einer dem kindlichen Alter ang passten Form zu verwerten. So bieten denn Gurlitts Bücher i haltlich ungemein viel Anregendes. Dabei ist der eigentlic Zweck des Lateinunterrichtes auf der Unterstufe, die tüchtige Ei übung der Formenlehre, nirgends außeracht gelassen. Das zei sich z. B. in der geschickten Art und Weise, wie G. bei d Lehre vom Verbum die gebräuchlichsten Composita (z. B. v *do, sto*) in einem Stücke unterzubringen versteht.

Was ich auszusetzen hätte, wären besonders in den deutsche Übungsstücken des Lesebuches für Quinta Unebenheiten i deutschen Ausdrucke, die sich aber bei einer Neuauflage leicht b seitigen ließen, ohne dass der Text dadurch schwieriger würd Einiges sei hier angeführt: Nr. 11—13, Satz 2 'woraus wir ve stehen', dafür 'woraus wir kennen lernen' oder 'erkennen'; Nr. 1 S. 3 'Bis nach Rom dringen die Schiffe in den Tiberfluss ein dafür 'auf dem Tiberfluss'; Nr. 16, S. 3 'mit . . . Bäumen be kleidet', dafür 'bepflanzt(=bekleidet)'; Nr. 22, 23, S. 4 'der Furcht nich theilhaftig zu sein', dafür 'von Furcht frei zu sein'; Nr. 33, 34 S. 1 'berührte auf eine verlassene Insel', dafür 'berührte eine ver lassene I.'; Nr. 40, 41, S. 18 'eine Niederlage empfangen', daf 'erleiden (= empfangen)'; Nr. 52, S. 13 'Diesem Baume wurd ein Drache beigefügt', dafür vielleicht 'beigegeben'; Nr. 53 wär S. 8 'Er selbst lehrte sich die Sprachen und erreichte seinen Vor- satz, obgleich er keinen Lehrer gebrauchte' umzuändern; Nr. 54, 55, S. 9 'Niemandem wird . . . betreffs des alten Troja so viel

schuldet,' dafür 'niemandem schulden wir so viel'; Nr. 56, 57, S. 2 'Aber Schliemann hat die Ruinen der alten Stadt auf einem Hügel gefunden, wo kaum irgend ein gelehrter Mann geglaubt hätte', dafür 'wo (es) .... vermutet (= geglaubt) hätte'; in demselben Stücke S. 12 'wessen Könige denn der Palast gewesen sei', dafür 'welches Könige (Eigenthum) denn ...'; Nr. 63—65, S. 1 '.. in den ältesten Zeiten ..., woher uns kaum ein Andenken überliefert ist', dafür 'aus denen' oder 'aus welchen (= woher)', Nr. 66, S. 5 'die Beuterüstung zurücktragen', dafür 'heimtragen (= zurücktragen)'; Nr. 69, 70, S. 3 '... wie mannigfach ... das menschliche Glück ist', dafür 'wie wechselnd ...'; zu ändern ist Nr. 71—73, S. 19 'Ich blühte so sehr an Macht...'; Nr. 74 bis 76, S. 4 '.. auf das Meer, woraus (= woher) die .. Inseln .. hervorragen', dafür 'aus dem (= woher)'.

Den beiden Übungebüchern sind zugleich die auf die Formenlehre bezüglichen Regeln in übersichtlicher Form beigegeben, woran sich das Nothwendigste über die Satzlehre anschließt. — Desgleichen finden sich die erforderlichen Wörterverzeichnisse. Für die Handhabung wäre es vielleicht praktischer, wenn die Wörterverzeichnisse und der kurze, aber vollständig ausreichende Abriss der Formenlehre für sich gesondert geheftet den Übungsbüchern beigegeben würden.

Ich schließe meine Besprechung mit dem Wunsche, dass die beiden trefflichen Bücher weite Verbreitung finden mögen. Unseren Gymnasien wäre die Anschaffung derselben wenigstens für Schülerbibliotheken warm zu empfehlen. Auch für den Privatunterricht werden sie ohne Zweifel ein treffliches Hilfsmittel sein.

Mähr.-Trübau. Dr. Jos. Kubik.

Lateinische Stilübungen für die oberen Gymnasialclassen von Joh. Krassnigg, k. k. Schulrath. Nikolsburg, Verlag des Verf.s 1900.

Das Buch enthält 86 Stücke; dem deutschen Texte folgt jedesmal die lateinische Ausarbeitung. Wie der Verf. in der Vorrede bemerkt, sind die Übungsstücke „bis auf sehr wenige in der Schule entstanden, d. h. nach den Bedürfnissen des Unterrichtes componiert und sodann von den Schülern ausgearbeitet worden". Es liegt uns somit eine Sammlung von „Schularbeiten" vor, die im Anschlusse an die Classenlectüre zusammengestellt sind. Davon entfallen 20 Stücke auf Livius (Buch I u. XXI), 6 auf Sallusts Catilina und Jugurtha, 1 Stück auf Caesars *bell. civ.*, je 1 Stück auf Vergils Eclogen und Georgica, 2 auf Vergils Aeneis, 17 auf Cicero (Reden gegen *Catilina*, *pro S. Roscio*, *de imp. Cn. Pompei*, *in Verrem*, *pro Milone*, erste philipp. Rede, *Laelius*, *Cato maior*,

de officiis), 14 anf Tacitus (Germania und Annalen), 5 auf Ho
(Satiren). — Außerdem schließen sich einige Stücke inhaltl
an Xenophons Cyropädie und Demosthenes' olynthische und phil
pische Reden an. — Den Schlnss hilden zwei „freie" Stücke.

Der deutsche Text zeichnet sich durch ein correctes, v
Latinismen freies Deutsch aus; vortheilhaft unterscheidet er s
von dem mancher anderer Stilübungen dadurch, dass er kein
wegs eine verwässerte Paraphrase der lateinischen Vorlage e
hält, sondern eine selbständige Wiedergabe der Gedanken
Originals, deren Übertragung trotzdem mit dem durch die Lect
allmählich erworbenen Wort- und Phrasenschatze bestritten wer
kann. Manchem wird vielleicht der eine oder andere Ausdruck
„frei" erscheinen; dies erklärt sich daraus, dass Krassnigg a
im Unterrichte sein Hanptaugenmerk darauf richtet, dass der frer
sprachliche Ansdruck möglichst adäquat ins Deutsche übertrag
werde, und nicht so sehr auf wörtliche Übersetzung dringt,
ja oft unmöglich ist, wenn man der deutschen Sprache ni
Gewalt anthun will, als vielmehr auf eine möglichst sinngemäße.
finden wir im St. 28 (S. 52) „hinauscomplimentieren" für *ver*
prosequi. — S. 103: „Es wird nämlich der Name „Freun
schaft" mit Recht von „Freude" abgeleitet = *recte en*
amicitia ab amore ducitur S. 104. — S. 115 „Kein A
drnck ist zu stark für ihn = *nescio quem appellem* S. 117.
S. 149: „Mit schauspielerischem Pathos = *histrionali stu*
S. 151. — Es sei uns gestattet, auf ein treffendes Wort Luth
zu verweisen: „„Man muss nicht die Bnchstaben der lateinisch
Sprache fragen, wie man soll deutsch reden, wie die Esel thu
sondern man muss die Mutter im Hause, die Kinder anf der Gas
den gemeinen Mann auf dem Markte darum fragen und denselbig
auf das Manl sehen, wie sie reden, und darnach dolmetschen,
verstehen sie es dann und merken, dass man deutsch mit ihn
redet. — Also, wenn Christus spricht: *Ex abundantia cordis*
loquitur (Matth. 12, 34). Wenn ich den Eseln soll folgen,
werden nur die Buchstaben vorlegen und also dolmetschen: „A
dem Überflnss des Herzens redet der Mund". Sage mir, ist d
deutsch geredet? Welcher Deutsche versteht solches? Was
„Überflnss des Herzens" für ein Deutsch, — das kann kein Deutsch
sagen, — sondern das ist deutsch: „Wes das Herz voll ist, d
geht der Mund über". Das heißt gut deutsch geredet, — do
die lateinischen Bnchstaben hindern uns über die Maßen sehr, g
deutsch zu reden.""

Was nun den lateinischen Text anbelangt, so liest
sich leicht und entbehrt nicht einer gewissen Eleganz. Perioden
bau und Satzverbindung zeigen unstreitig echten *color Latinu*
und manche Fachcollegen könnten den Verf. um seine fließend
Diction, die er übrigens auch in der lateinischen Conversatio
besitzt, beneiden. Sieht man näher zu, so bemerkt man allen

lags, dass nicht selten der classische Stil des goldenen Zeitalters mit secessionistischen Arabesken aus dem silbernen Zeitalter aufgeputzt erscheint; ein Ciceronianer strengster Observanz wird an manchen Wendungen Anstoß nehmen. Doch Hand aufs Herz — ist es überhaupt noch erreichbar, rein ciceronianische Latinität zu erzielen? Müssen wir nicht froh sein, wenn unsere Abiturienten überhaupt ein lesbares, von groben Verstößen freies Latein zuwege bringen? Die Forderung erscheint geradezu als undurchführbar, dass der Schüler zu einer Zeit, wo er Livius, Sallust, Tacitus liest, frei von jeder Beeinflussung durch die genannten Autoren bleibe. — Immerhin scheint mir der Verf. hierin zu weit gegangen zu sein; es finden sich Wendungen und Constructionen, die ich in einem „Correctum" einer Schularbeit nicht unbeanständet lassen würde.

Im Folgenden mögen einige derartige „Ketzereien" notiert werden[1]. So gebraucht der Verf. *licet* mit dem *Coniunct. Imperf.* S. 7, 32, 54, 96, 140; *quamvis* statt *quamquam*: S. 16, 105, 106, 107, 113, 132, 152, 175; statt der unpersönlichen Construction *tantum abest, ut — ut* die persönliche S. 25; ebenso construiert er persönlich S. 26: „*cum iam in eo essent Romani, ut arcem Gallis traderent.* — Einigemale findet sich *mox — mox* statt *modo — modo* (so S. 145). — Sehr bedenklich ist *quin* verwendet in folgendem Satze (S. 21): „*Gabini, quin vera dixerit, nihil suspicati, — Sextum exceperunt* = „ohne Argwohn, er könnte nicht die Wahrheit gesagt haben, nahmen die Gabiner — Sextus auf." — *Immo* steht fehlerhaft S. 70, 91, 165. — Ebenso *proinde* S. 8, 102; *potius* hat zu entfallen S. 25. — Von einzelnen Wörtern erscheint uns *liberatrix* (S. 50), *cupido* (a. m. St.) und *claritudo* (S. 157) anstößig. — Einzelne kleinere Versehen wird jeder Fachcollege leicht selbst berichtigen können. — Druckfehler begegneten uns auf S. 111, 114, 119, 126, 138, 142, 148, 151, 152, 197.

Fassen wir unser Urtheil zusammen, so müssen wir sagen, dass aus dem Buche besonders der jüngere Lehrer ersehen kann, wie größere Partien der Lectüre zu einem einheitlichen, für die Rückübersetzung bestimmten Ganzen nutzbringend zu verarbeiten sind. Der lateinische Text bietet wertvolles Material, doch ist er nicht in Bausch und Bogen, sondern *cum grano salis* zu verwenden.

Linz. Hermann Schickinger.

[1] Mehrere von den folgenden Ausstellungen hat der Verf. in den inzwischen erschienenen 'Berichtigungen' schon verbessert. Die Red.

Karl Euling, Die Jakobsbrüder. Von Kunz Kistener. (Germ nistische Abhandlungen begründet v. K. Weinhold. Hersgeg. v Friedrich Vogt. XVI. Heft). Breslau, 1899, Marcus. VIII und 130 Preis 5 Mk.

Von dem merkwürdigen Büchlein der „Jakobsbrüder" Kunz Kistener wusste man bisher nur durch Gödeke, der Jahre 1855 einen Abdruck des Gedichtes nach der Wolf bütteler Handschrift besorgte und im darauffolgenden Jahre seiner Schrift über Pamphilus Gengenbach auch von Kistener u seinem Gedichte handelte. Leider ist das, was er dort mittheil voller Irrthümer; die schlimmsten von diesen sind ohne Zwe die mehrfache Verwechslung von Kisteners und Gegenbachs D stellung, die Erfindung des Klosters Gnadenau „bei Pfaffenho in Baiern" und die Behauptung, dass das Gedicht „der Wall des Heinrich von Leinau den „Jakobsbrüdern" Kisteners zu Gru läge. — Es war deshalb eine äußerst dankbare und frucht Aufgabe, die sich Karl Euling mit der kritischen Ausgabe 1230 Verse umfassenden und culturgeschichtlich lehrreichen dichtes stellte, zumal weil im Jahre 1872 Reste einer zwei Handschrift im Frankfurter Archive zutage kamen, die die H stellung eines gesicherten Textes erleichterten.

Zunächst beantwortet Euling die Frage nach der Mund und Heimat des Dichters an der sicheren Hand der Reime. Di weisen eine unverkennbare, sofort in die Augen springe Verwandtschaft mit Egenolfs Peter von Staufenberg und dem B poltsteiner Parzival auf und kennzeichnen die Mundart des Di ters als die Straßburgs im 14. Jahrhundert. Damit stimmen au die von Kistener benützten literarischen Vorbilder aufs beste, ausnahmslos dem Elsass und Straßburg angehören; damit stim aber auch die bezeichnende und wichtige Thatsache, dass Jakobsbrüderschaft als solche eng mit Straßburg zusammenhän und ferner die noch wichtigere, dass sich eine Familie Kiste im 14. Jahrhunderte in Straßburg ansässig urkundlich nac weisen lässt. Die Zeit der Entstehung des Gedichtes aber lä sich ziemlich genau und sicher umgrenzen. Denn da sein Ve den 'Edelstein' Boners kennt, kann er nicht vor 1349 geschrieb haben; andererseits erlosch das Interesse an den Jakobsbrüde und das der Straßburger und Elsässer an Erzählungen, wie Kistener zum besten gab, in den Sechzigerjahren des 14. Jah hunderts, weil die Jakobspilgerzüge um 1365 infolge der furch baren Kriegsverwüstungen im Elsass vollkommen eingiengen, u nie wieder aufzuleben. Zwischen die Jahre 1350 und 1360 fäl also aller Wahrscheinlichkeit nach die Abfassung der „Jakob brüder"; und gerade in diesem Jahrzehnt ist auch das *Lebe* eines Kunz Kistener in Straßburg sicher verbürgt, der in ein Urkunde vom 30. April 1355 als Weinmesser und Weinrufer an geführt wird.

Die Überlieferung der Kistenerschen „Jakobsbrüder“ ist schlecht. Abgesehen von der durch Pamphilius Gegenbach hergestellten Ausgabe, die eine ziemlich einschneidende Überarbeitung bietet, und den Frankfurter Handschriftresten, ist die einzige Quelle für den Text die schlechte Wolfenbütteler Handschrift, die aus Straßburg stammt. Deshalb musste sich der Hrsg. an ihre Lesearten halten und ist mit Recht nur dort von ihr abgewichen, wo sie Unverständliches oder Unhaltbares bot. Für die Erzählung selbst aber, die eine der vielen sogenannten Freundschaftssagen mit der Legende vom älteren Jakobus verbindet, ist es dem Hrsg. nicht gelungen, die unmittelbare Vorlage, die wahrscheinlich eine lateinische war, aufzufinden. Sehr gut kennzeichnet er jedoch die Behandlung des Stoffes und die Art und Weise der Behandlung desselben durch Kistener, die nichts mehr von dem „blass aristokratischen Ton“ und der zwecklosen Weitschweifigkeit des höfischen Epos an sich hat, wohl aber viel von gesunder Natürlichkeit und sicherem Gefühle. Freilich vermisst man dabei den Sinn für geschmackvolle Gleichmäßigkeit und Abwechslung in der Ausführung oder gar schwungvolle Phantasie, aber zu dem Stoffe selbst hat Kistener „ein wirklich inneres Verhältnis, das sich in vertraulichem Mitgefühl ausspricht“. Darum haben die „Jakobsbrüder“ culturgeschichtlichen Wert, und wir müssen ihrem Herausgeber für seine Mühe aufrichtigen Dank sagen.

Graz. Dr. Ferdinand Khull.

Franz Schnedermann, Die deutsche Nationalliteratur. Ihr innerer Gang im Zusammenhange mit der Sittengeschichte dargestellt. Leipzig, Dörffling & Franke 1899. 139 SS.

Wer im Vertrauen auf den vielverheißenden Titel in diesem Buche eine Darstellung des deutschen Schriftthums in Verbindung mit der Sittengeschichte unseres Volkes sucht, wird sicherlich eine arge Enttäuschung erfahren. Denn die eigentliche Culturentwicklung des deutschen Volkes nöthigt Schnedermann kaum ein flüchtiges Interesse ab, sondern der Verf. bemüht sich bloß, das allmähliche Wachsen und Werden des Reformationsgedankens zu verfolgen, und hält an seinem einseitigen protestantisch-kirchlichen Standpunkte so zähe fest, dass nicht nur die Betrachtung der einzelnen literarischen Erscheinung darunter leidet, sondern auch die Auswahl der zur Besprechung herangezogenen Dichtungen eine geradezu beispiellose Willkür verräth. Eine Geschichte der deutschen Dichtung, die bei Goethe nur die Lyrik berücksichtigt und den Götz von Berlichingen, Hermann und Dorothea, den Faust, Wilhelm Meisters Lehrjahre und die Wahlverwandtschaften nicht einmal mit Namen erwähnt, die uns bei Schiller mit einer von confessionellen Engherzigkeiten nicht freien Darstellung der „inneren

Zusammenhänge in der Begriffswelt" des Dichters abspeist, oh
ein einziges der großen Dramen auch nur zu nennen, die fer
Wieland (S. 114) mit der Bemerkung abfertigt, dass er v
Schiller in der Abhandlung 'über naive und sentimentalische Di
tung' „mit Recht, fein in der Form, aber entschieden in d
Sache getadelt" wird, darf wohl als ein Unicum bezeichnet werd
Unwillkürlich fragt man sich, weshalb es der Verf. für nothwend
fand, uns im siebenten Capitel „Von Hans Rosenblüt bis Gottsche
mit den Anfängen des deutschen Dramas bekannt zu machen, we
er im vorhinein darauf verzichtete, uns die Tragödie auf d
Höhepunkt ihrer Entwicklung vorzuführen. Auch die erste Blü
zeit unserer Dichtung erfährt dieselbe stiefmütterliche Behan
lung wie die classische Poesie des 18. Jahrhunderts. Der g
sammten Literatur des Mittelalters sind nur achtzehn Seiten g
widmet, von denen überdies zehn auf die althochdeutsche Z
und nur acht auf die Blüte der mittelhochdeutschen Poesie en
fallen, während die Capitel über das Schriftthum des 16. und 1
Jahrhunderts nicht weniger als 51 Seiten umfassen. Diese ga
ungleichmäßige Berücksichtigung der einzelnen Epochen erkl
sich lediglich daraus, dass sich Schnedermann stets nur von seine
rein persönlichen Verhältnisse zu den Dichtungen leiten lässt, ohn
viel nach ihrer Bedeutung für die Entwicklung des Schriftthum
und nach ihrem ästhetischen Wert zu fragen. So erregt das 16. und 1
Jahrhundert offenbar wegen des innigen Zusammenhanges, de
in dieser Zeit zwischen der Reformation und der deutschen Dich
tung besteht, am meisten die Theilnahme des Verf. In den her
vorragendsten Schriftstellern dieser Zeit ist Schnedermann wo
belesen, und er versteht es, sie entsprechend zu charakterisiere
und uns durch gut gewählte Proben ein Bild von ihrem literari
schen Wirken zu entwerfen. Aber charakteristisch für seine Vor
eingenommenheit ist es wieder, dass er trotz der eingehende
Besprechung Fischarts Sebastian Brant und Thomas Murner, di
katholischen Vorgänger dieses großen Satirikers, nur einmal nenn
um sie als „persönlich verstimmt und verbittert" Fischart gegen
überzustellen. In Wirklichkeit waren gerade Brant und zum Thei
auch Murner Vertreter der zahmen Satire auf alle Stände, wä
rend Fischart stets die schärfere Form der persönlichen Sati
pflegte, die ihre Spitze gegen bestimmte Verhältnisse und ein
zelne Individuen richtete.

Nicht minder schweren Einwänden als der Inhalt unterlie
auch die Form des vorliegenden Buches. Neben bedenklichen Wort
bildungen, wie „Diesseitigkeit" (S. 66), „das Fehlsame" (S. 98
„Anmaßlichkeit" (S. 99), „Vorbildlichkeit" (S. 103), das „Ent
sprungensein" (S. 116) fielen dem Ref. bei der Lectüre de
Buches auch zahlreiche stilistische Schnitzer auf, von denen hie
nur folgende Erwähnung finden mögen:

S. 32 „er wird gestorben sein im Frühling 1590"

S. 80 „wegen des üblen sittlichen Geschmacks ihrer ichtungen".

S. 99 „ein nach Freundschaft und Liebe hungriges Herz".

S. 104 „eine Bewegung auf das Dentschere hin".

S. 113 „dass Goethe, wie jeder lebendige Mensch, aber so lebendiger ganz besonders, an sich selbst zu tragen itte, auch hierüber hat Bielschowsky überzeugend gesprochen".

Eine eigenthümliche Vorliebe zeigt der Verf. für die Nachellung des Adverbs. Z. B. S. 79 „Abschatz, gestorben ebenalls 1699". S. 86 „Ein Jahrhundert lang hatten die Dentschen ier die Dichtkunst und ihre Regeln theoretisiert, kindisch oft, äglich und ..... doch unfruchtbar".

S. 98 „die Anerkennung seiner außerordentlichen Gaben icht bloß, sondern die Ehrfurcht".

Da auch die Charakteristik der einzelnen Werke zumeist nur Form von Ausrufen und rhetorischen Fragen gegeben wird und ir den Fernestehenden oft kaum verständlich ist, scheint Schnedermanns Werk nicht geeignet, die herkömmlichen und bewährten eitfäden der deutschen Literaturgeschichte zu verdrängen.

Görz. Dr. Franz Streinz.

Dr. E. von Sallwürk, Fünf Capitel vom Erlernen fremder Sprachen. Berlin 1898. R. Gärtners Verlagsbuchhandlung.

Wie hochgespannt die Erwartungen auch waren, mit denen wir die vorliegende Schrift des hervorragenden badischen Schulmannes in die Hand genommen haben, sie sind — es sei gleich im vorhinein gesagt — im vollsten Maße erfüllt worden. Wenn sich auch des Verf.s Ansichten mit den Grundsätzen der neueren Sprachmethodik öfter berühren, so stellen sie doch im wesentlichen ein neues und originelles Lehrverfahren dar, das, von psychologischen und sprachlichen Thatsachen ausgehend, in einfacher und überzeugender Weise aufgebaut wird.

Der Verf. geht von der Beobachtung aus, dass die Sprache meint, was die ihr eigene sprachliche Anschauung meint, nicht was das Wort sagt. (Vgl. das Wort „Zweck" im eigentlichen und im übertragenen Sinne). Er zeigt hierauf an dem Beispiele des Französischen und Deutschen, wie die Sprache ihre Welt aufbaut. Zu lehren, wie diese Welt im Geiste des Schülers nachgebildet werden kann, ist die Aufgabe des dritten und wichtigsten Capitels. Dem Sprachunterricht muss eine sachliche Grundlage gegeben werden, er soll in die Form einer Erzählung gekleidet, an dem Faden eines persönlichen Erlebnisses des Schülers aufgereiht werden. Dabei müssen die sprachlichen Vorstellungen mit den

sinnlichen in fortwährender Beziehung bleiben. Der Schüler mu
thun, sehen, erleben, was wir mit ihm sprechen.

Die nächste Beziehung des Menschen ist die zum heimisch
Herde. Wir bauen also zuerst unser Wohnhaus. Dabei kann u
ein Bild unterstützen, das einen Bauplatz vorstellt, auf welche
ein Herr dem Maurer Befehle gibt, während im Hintergrunde d
Gehilfen des Maurers herankommen. Nach vorausgehenden Übung
im Zeigen und Benennen (C'est le père, c'est le maçon, ce sc
les compagnons du maçon etc.) beginnt der eigentliche Unterric
mit den Sätzen: Le père bâtit une maison. Le père appelle
maçon. Le père parle avec le maçon. Le maçon appelle ses co
pagnons. Les compagnons arrivent etc.

So entsteht allmählich das Haus. Dann zieht die Fami
ein, Zimmer und Küche werden eingerichtet. Später gehen wir
den Hof und in den Garten, den wir anbauen. Vom Garten g
langen wir auf Wiese und Feld, von da durch den Wald a
den Berg hinauf. Auf der anderen Seite des Berges steigen w
hinunter zum Flusse (Mühle, Dorf, Postwagen, Stadt usw.). D
alles sind sprachliche Materialien, die in sachlichem Zusamme
hang stehen. Damit sie auch im Kopfe des Schülers ihren sac
lichen Zusammenhang behalten, erfolgen nach jedem Abschnit
Aufgaben (thèmes d'invention), die den Schüler veranlassen, wa
er gelernt hat, in mannigfache verschiedene Zusammenstellung
zu bringen. Der Vater schickt seinen Sohn hinaus, damit er se
und ihm berichte, was die Maurer gegenwärtig thun. Der Sol
ist der Schüler. Dieser geht selbst einmal mit einem Freunde dabi
um ihm zu erklären, was da vorgeht usw. Dies ist ein Unte
richt, der auf sachliche Grundlage und durchaus mündliche Mi
theilung aufgebaut wird, in sich eng zusammenhängt und de
Schüler zu freier Beherrschung des Stoffes anleitet. Im viert
Capitel wird gezeigt, wie das Grammatische bei diesem Unte
richte zur Geltung kommt, und im letzten Capitel, wie das Lese
sich an das Sprechen schließt.

Das hier geschilderte Lehrverfahren erinnert lebhaft a
G o u i n's Serienmethode, aber zwischen beiden besteht ein durch
greifender Unterschied: Der französische Methodiker bildet alle
was in der Welt vorkommt, mit photographischer Treue und durc
ein mechanisches Verfahren in der Vorstellung des Schülers ab
seine Methode beruht lediglich auf der räumlichen Anschauung
Sallwürks Unterricht aber gründet sich auf die sprachliche An
schauung, die nicht ein bloßes Abbild, sondern eine eigene Ge
staltung der Dinge ist, die außer uns sind.

Wir haben im Vorstehenden diesen Unterrichtsgang in alle
Kürze darzustellen gesucht. Ein Punkt scheint uns nicht gan
klar, vielleicht weil ihn der Verf. nicht ausführlich genug be
handelt hat. Er betrifft den Anschluss des Lesens und Schreiben
an das Sprechen. Wie lernt der Schüler lesen und die Ortho

graphie? Bei der großen Kluft zwischen Aussprache und Schreibung, wie sie z. B. im Französischen und Englischen besteht, ist wohl nicht anzunehmen, dass er einen Text, auch wenn er ihn mündlich vollkommen beherrscht, gleich lesen und richtig schreiben kann. Wie steht es um die Orthographie in den Thèmes d'invention? Im übrigen scheint uns diese Lehrweise auf richtige Principien gegründet und bis ins einzelne tadellos durchgeführt zu sein. Aus dem Vorworte erfahren wir, dass sie auch an verschiedenen badischen Schulen praktisch erprobt wurde. Wir wünschen, dass diese Versuche bald allgemeiner werden. Allerdings wäre dann ein gedruckter Lehrbehelf nothwendig. Was Sallwürks Methode eine über den Kreis der Neuphilologen hinausgehende Bedeutung verleiht, ist, dass sie auf alle Sprachen, also auch auf die todten, anwendbar ist. Nur würde man im Unterrichte der alten Sprachen von denjenigen Dingen reden, von denen die lateinischen und griechischen Schulautoren handeln. Man würde also im Anfang des lateinischen Unterrichts nicht ein Haus bauen, sondern etwa den Consul auftreten lassen, der einen Lictor herbeiruft, dass er mit anderen Lictoren herumgehe und an die Thüren der Bürger klopfe, damit das Volk sich versammle, weil ein kriegerischer Einfall droht. Der Verf. meint, dass die Durchführung seiner Methode für Lateinisch und Griechisch viel leichter sei als für die neueren Fremdsprachen, weil der Anschauungskreis, den der Unterricht der classischen Sprachen zu bearbeiten hat, ein viel kleinerer und die diesem Unterricht zugewiesene Zeit eine viel größere ist.

Die vielen feinen und zutreffenden Bemerkungen des Verf.s, die sich als Folgerungen aus seinem Lehrverfahren ergeben und die verschiedenstent Fragen der sprachlichen Didaktik betreffen, wie Stellung der Grammatik im Unterricht, Wert der Bilder, Einrichtung der Lesebücher, Wertlosigkeit der Gesprächbücher u. a. m., können wir hier übergehen, da wir annehmen, dass die Fachcollegen das vorliegende Werkchen bald selbst in die Hand nehmen werden. Es sind nur „fünf Capitel", aber unter diesem unscheinbaren Titel birgt sich eine der bedeutendsten Erscheinungen der methodischen Literatur unserer Tage.

Wien. Dr. Alois Würzner.

Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache. Nach Dr. O Boerners Methode bearbeitet und herausgegeben von Dr. O Boerner und Dr. R C. Kukula. Mit einem Beiheft. Verlag von K. Graeser Wien, 1899. VII, 274 und 135 SS.[1])

Vorliegendes Buch ist für den an einigen österreichischen Gymnasien neu eingeführten, relativ-obligaten, vierjährigen Unterricht im Französischen bestimmt. Die Grundlage desselben bildet das als vorzüglich bekannte, an zahlreichen Anstalten Deutschlands im Gebrauch stehende Boerner'sche Unterrichtswerk, das eine glückliche Vereinigung älterer und neuerer Richtung in der Behandlung des französischen Sprachstoffes darstellt. Die einzelnen Lectionen des „Lehr- und Lesebuches" theilen sich in I. Grammaire (Vorführung des grammatischen, durch Beispiele erläuterten Anschauungsstoffes); II. Exercice (eine Reihe um einen begrifflichen Mittelpunkt — *salle d'école*, *vêtements* usw. — sich gruppierender Sätze, auf welche ein Dialog desselben Inhalts folgt) III. Vocabulaire (Wortschatz, zu dessen Aneignung die im Beiheft vereinigten Wörterverzeichnisse dienen); IV. Thème (im Anhang befindliche, inhaltlich sich meist an das Exercice anschließende deutsche Stücke zum Übersetzen in das Französische V. Conversation (Fragen, welche gleichfalls den Stoff des Exercice zum Gegenstande haben); ferner gelegentlich auch noch Aufsatz- und grammatische Übungen, Gedichte usw. So reich der sprachliche Anschauungsstoff vertreten ist, so kommt doch auch die Grammatik zu ihrem Rechte. Obwohl zusammenhängende Texte bei weitem überwiegen, so sind die Verf. doch in den Abschnitten II und IV Einzelsätzen zum Zwecke der Einübung grammatischer Erscheinungen nicht ängstlich aus dem Wege gegangen. Der Anhang bringt poetische und prosaische Stücke, letztere der Geographie und der Geschichte Frankreichs entnommen; dann ebensolche Stücke über Österreich; ferner französische Übersetzungen einiger Capitel aus Caesars gallischem Kriege und Livius' römischer Geschichte; dann die bereits erwähnten Thèmes, unter welchen sich auch lateinischen Übungsbüchern entlehnte deutsche und lateinische Stücke zum Übersetzen ins Französische finden. Den Schluss bilden Formeln und Muster von Briefen, kurze Mittheilungen und Anzeigen. Beigegeben sind dem Buche noch eine Karte von Frankreich, acht Ansichten und ein Plan von Paris, zuletzt das Beiheft in Tasche mit Wörterverzeichnissen. Was den dargebotenen Stoff, wie auch seine Verarbeitung betrifft, muss das Werk als gelungen bezeichnet werden. Am schwächsten ist der erste Theil, die Lautlehre. Dieser ist nicht nur der Ergänzung und Präcisierung durch den Lehrer be-

[1]) Wir stehen nicht an, auch dieses zweite uns zugegangene Gutachten über das obige Lehrbuch zu veröffentlichen, da es darin mehr von Seite der Schulpraxis aus beurtheilt wird. Die Red.

rtig, sondern enthält auch einige Unrichtigkeiten, die sich allerngs zum Theil auch schon im Originalwerk finden. Zwar wird . 2) bei *a* zwischen dem offenen und dem geschlossenen Laut terschieden; aber bei *oi* wird diese Unterscheidung nicht mehr macht, und so sind auch unrichtigerweise *froid* und *stoële* ter den „hellen" *a*-Laut eingestellt. Ebenso ist fälschlicherise geschlossenes *a* für den betonten Vocal in *cadavre*, andererits offenes *a* in *tard* und für den betonten Vocal in *cavalcade* gegeben. Als geschlossen wird unrichtigerweise das *o* bezeichnet *restaurer, aurore* und *Paul*. Auch wird jetzt kein Phonetiker ehr den halbvocalischen Vorschlag der Diphthonge *oi* und *oin* it *o* transcribieren. Sonderbar ist auch die Angabe (S. 8), dass ungefähr zwanzig französische Wörter mit *h consonne* gehe.

Im Wörterverzeichnisse, welches theilweise Transcriptionen rwendet (zu wünschen wäre, dass dies in reichlicherem Maße eschähe), fallen auf: offenes *a* in *dard, tard*, für den betonten ocal in *salade* und in *soir;* geschlossenes *a* in *lasse, hélas, sillon*. Auch hätte in den Wörtern auf *-aille* (*taille, bataille, Versilles*), wo sich der offene Laut noch immer behauptet, letzterer tatt des geschlossenen eingesetzt werden sollen. Dagegen ist ier die Quantität und Qualität des Vocals in *Paul* richtig angegeben.

In den im Beiheft (S. 17 ff.) zusammengestellten Schulredensarten, welche Lehrenden und Lernenden gleich willkommen ein werden, wird einigemale auf das Lateinische verwiesen, wie s scheint, aus etymologischen Gründen. Doch hat *se presser* S. 18) etymologisch nichts mit *praeceps, praecipitare* zu thun.

Das von denselben Verfassern bearbeitete und im gleichen Verlag erschienene dazu gehörige grammatische Hilfsbuch „die Hauptregeln der französischen Grammatik" (169 SS.) ist, mit Ausnahme ganz vereinzelter Auslassungen, Änderungen und der hie und da eingestreuten Hinweise auf das Lateinische und Griechische, ein fast unveränderter Abdruck der entsprechenden Bücher Boerners und zeigt demnach dieselben Vorzüge. Nur dürfte der hier zur Darstellung kommende Stoff, mehr noch als der des Lehr- und Lesebuches für unsere Gymnasien zu umfangreich sein. Der Anhang gibt eine kurze Behandlung der französischen Vers- und der Interpunctionslehre und einige Andeutungen über die Geschichte der französischen Sprache. Die sowohl methodisch verfehlte wie auch manches Unrichtige enthaltende Zusammenstellung der „wichtigsten Veränderungen", denen die lateinischen Wörter bei ihrem Übergange in das Französische ausgesetzt waren (S. 125 f.), wäre wohl besser weggeblieben; in der vorliegenden Form ist sie wohl nur geeignet, Gymnasiasten vom wissenschaftlichen Studium des Französischen abzuschrecken.

An Druckfehlern sind uns nur aufgefallen: im Lehr- und Lesebuch S. 145: '*un physionomie*'; S. 146: '*plusieures*' und

die Abtheilnng: *'seri-euses'*; im Beiheft S. 57: *'facheux'*. I übrigen ist der Druck sorgfältig, die Ansstattung elegant. Ohn Zweifel haben nnsere Gymnasien an diesen Büchern ein da Stndinm des Französischen mächtig förderndes Hilfsmittel ge wonnen.

Wiener-Nenstadt. Dr. F. Wawra.

Englische Lehrbücher.

Die Sprachlaute des Englischen. Ein Hilfsbuch für den Schul- u Privatunterricht. Von Ph. Wagner, Prof. an der kgl. Wilhelm Realschule in Stuttgart. 2. Aufl. Stuttgart, Paul Neff 1899. 8°. I u. 156 SS.

Diese Schrift zerfällt in zwei ungleiche Theile: Im erste kürzeren (S. 1—29) werden nach einer Erörterung der englische Articulationsbasis die englischen Vocale und Consonanten in Bezu anf ihre Beschaffenheit nnd Hervorbringungsweise besprochen; i zweiten, längeren (S. 30—125) folgen dann genaue Regeln üb die Aussprache der einzelnen englischen Lautzeichen (= Buc staben). Diesen Regeln fügt der Verf. zahlreiche Beispiele hinz die er nach den von der *Association Phonétique Internationale* an gestellten Normen phonetisch transcribiert. Es ist lobend hervo zuheben, dass sich der Verf. nicht in einseitiger Weise für irgen eine bestimmte locale Anssprache entschieden hat, sondern das er dort, wo irgend ein Bnchstabe oder Wort in verschiedene Gegenden Englands verschieden ausgesprochen wird, dies anc gewissenhaft verzeichnet. So wird in Wörtern, wie *glass*, *ask answer* nsw. der betonte Vocal in Südengland a, in Nordenglan æ ausgesprochen (S. 34); schwankend ist auch die Aussprach der Wörter *wrath*, *hurrah* (S. 34), *bravo* (S. 35), *haunch*, *daun vaunt*, *laundress*, *haunt* (S. 41), *leisure* (S. 51), *your* (S. 78 ferner der Ableitnngssilben *-ace*, *-ade*, *-age*, *-ate* n. a. m. Wen auf S. 72 angegeben wird, dass in *off* der Vocal entweder kur (o) oder lang (ɔ:) gesprochen wird, so hätte dies auch bei de Wörtern *cost*, *lost*, *frost* (S. 70), *cough*, *trough* (S. 78) constatier werden können; umgekehrt wird der betonte Vocal in *salt* (S. 35 nnd *because* (S. 40) im Süden anch knrz ansgesprochen. In seine Duldsamkeit für verschiedene Aussprachen eines und desselbe Wortes hätte der Verf. noch etwas weiter gehen können; so komm von *year* (S. 48) auch die Aussprache je:e und von ch in Wörtern wie *bench*, *inch* (S. 95) auch die Anssprache tʃ vor. Inconsequen ist es, wenn *sovereign* S. 74 mit „sʌvrin, a. sə́-", S. 99 umge kehrt mit „sə́v(e)rin, a. sʌ-" umschrieben wird. Die Lautlehre wird so gründlich behandelt, dass nnr wenige Lücken zn finden sind. So fehlt in der Liste der verschiedenen Aussprachen von ei

S. 50 f.) die Aussprache ɪə in *weir*, und in der Anmerkung auf S. 66, welche besagt, dass die Aussprache von *ti* in *Christian, bestial* usw. zwischen tj und tʃ schwankt, hätte erwähnt werden sollen, dass sich auch in der Aussprache von *di* in *immediately* ein Schwanken zwischen dj und dʒ zeigt. Als Belege für die Regel, dass i in mehrsilbigen Wörtern vor rr wie i ausgesprochen wird, wären für *irritate* die passenderen Wörter *stirrup* und *squirrel* einzusetzen. Unpädagogisch ist es endlich, in den Wörtern *quarrel, question, quiet, quote, yard, yellow, yield, yonder* die Verbindungen ua, ue, ui, uo (S. 85 ff.), ya, ye, yi, yo (S. 91) besonders zu behandeln, nachdem die Vocale a, e, i, o ohne den consonantischen Vorschlag schon früher besprochen worden sind. Sehr nützliche Zugaben des Buches bilden: Anhang I „Über die Aussprache von Wörtern, die häufig in unbetonter Stellung vorkommen“ und Anhang II „Englische Eigennamen mit Aussprachebezeichnung“. Im Anhange I wären zu den Wörtern, in denen der betonte Vocal in unbetonter Stellung verkürzt wird, noch hinzuzufügen: *a* zu ə, *my* zu mi, *upon* zu əpon, *just* zu dʒəst, *to* zu tə.

Kurzer Lehrgang der englischen Sprache mit besonderer Berücksichtigung der Conversation. Von Dr. Otto Kares. I. Theil: Grundlegende Einführung in die Sprache. 6. verb. Aufl. Mit einer Karte von Groß-Britannien und Irland. Leipzig, Dresden, Berlin, L. Ehlermann 1900. 8°. XII u. 260 SS.

Dieser nach dem Tode des Directors Kares von Prof. Dr. Gustav Tanger neu aufgelegte und verbesserte „Lehrgang“ besteht aus folgenden Theilen: I. Englische Texte (S. 1—49), welche nach dem Grundsatze des Aufsteigens vom Leichteren zum Schwereren geordnet sind und zur Einführung in die Laut-, die Formenlehre und die Elemente der Syntax dienen; II. Grammatik (S. 50—100); III. Deutsche Übungsstücke und Material zur englischen Conversation (S. 101—185); IV. Wörterverzeichnisse zu den einzelnen Texten sowie ein alphabetisches englisch-deutsches und deutsch-englisches Wörterbuch (S. 186—256). Die Lesestücke bestehen aus Beschreibungen, Gesprächen, Anekdoten, kurzen Erzählungen und Gedichten, die den Schüler mit den ihn umgebenden Gegenständen und Vorgängen und mit den englischen Realien bekannt machen. Die in der systematischen Grammatik gegebenen Regeln sind klar und richtig abgefasst und unterscheiden sich vortheilhaft von den Regeln vieler anderen Grammatiken, indem sie stets den gegenwärtigen Sprachgebrauch berücksichtigen. Zu bemerken ist nur, dass *approach* sich auch mit *to* verbinden kann und dass neben *lodgings* auch der Singular *lodging* vorkommt.

Das gediegene Lehrbuch enthält einen so reichhaltigen Übungsstoff, dass es an Lehranstalten, die dem Englischen nur wenige Stunden in der Woche widmen können, für drei Jahre vollkommen ausreicht.

Gesenius-Regel, Englische Sprachlehre. Ausgabe B. Völ neu bearbeitet von Prof. Dr. Ernst Regel, Oberlehrer an den Francl schen Stiftungen. Halle, Hermann Gesenius 1900. 8°, VII u. 182 S

Da die von Regel bearbeitete „Kurzgefasste englische Sprac lehre" (Halle 1898, VIII u. 250 SS.[1]) für manche Anstalten no immer als zu lang befunden wurde, entschloss sich der Bearbeit eine kürzere Nebenausgabe der genannten „Sprachlehre" erschein zu lassen. Die Änderungen, durch die sich die neue Ausgabe v der früheren unterscheidet, sind im wesentlichen folgende: 1. D Lautiercurs erscheint auf das Nothwendigste beschränkt. 2. D englischen Musterstücke sind kürzer als früher. 3. Die Vocab und abgeleiteten Regeln stehen, nach Capiteln geordnet, hin dem Abschnitt, welcher die Muster- und Übungsstücke enthä 4. Inhaltlich sind im Lese- und Übungsstoff die gewöhnlich Vorkommnisse des alltäglichen Lebens und die Besprechung Hölzel'schen Jahreszeitenbilder in erster Linie berücksichti während von den rein erzählenden Lesestücken nur wenige b behalten worden sind. 5. Die Synonymik wurde weggelass 6. Es wurden Abbildungen der genannten Hölzel'schen „Jahr zeiten" und vier Liedermelodien beigegeben. Was die „Grammati (S. 86—139) anlangt, so ist sie bis auf einige Kürzungen verändert aus der „Kurzgefassten englischen Sprachlehre" herüb genommen worden; sie weist also dieselben Vorzüge und Män auf, die in der oben citierten Recension des Ref. aufgezä worden sind. In den phonetischen Transcriptionen des neu a genommenen Wortschatzes ist der Verf. wenig glücklich gewes Im „Lautiercurs" wird der Laut des a vor ll (å) merkwürdig weise von dem völlig gleichen Laut des o vor r (oə) unt schieden; trotzdem wird mitten im Buche auch o vor r mit umschrieben: S. 59 *form* (fåm), S. 64 *sport* (spåt), S. 65 *ado* (edå'n). Zu bemängeln ist ferner, dass von *example* nur die no englische Aussprache igzæ'mpl (S. 50) und nicht auch die sü englische igzāmpl gegeben wird und dass nachtonige Vocale m einem Längezeichen versehen sind: S. 64 *birdies* (bə̄'dīz), S. *tenses* (te'nsīz), S. 124 *quadruple* (kwódrūpl), S. 162 *penn* pe'nīz). Außerdem sind mir folgende unrichtige Aussprach (bezeichnungen aufgefallen: S. 7 *year* (jeeʳ), S. 22 *occupati* (okupéⁱšn), S. 68 *pour out* (poeʳ áut statt poər áᵘt), S. *dismal* (dismel), S. 77 *upset* (ápset st. apsét), S. 91 *possess* (pozéziv), S. 93 *brethren* (bréđeren). Das Wort *endeavour* wi S. 112 mit indéveʳ, S. 152 mit endéveʳ umschrieben. Offenba Druckfehler sind: S. 49 *knickerbockers* (ni'kebokes), S. 64 *cowsl* (ka'ᵘzlip), S. 65 *general* (dze'nerel), S. 76 *discharge* (distšā'd

Trotz dieser Mängel, die in einer nächsten Auflage leicl beseitigt werden können, bedeutet das Buch einen großen For

[1]) Siehe diese Zeitschrift, Jahrg. 1899, S. 995 f.

ritt gegenüber dem alten „Gesenius" und ist zum Schulbrauche bestens zu empfehlen.

rnhard Teichmann, Englisch Sprechen und Denken. Eine unentbehrliche Ergänzung zu jedem Lehrbuch der englischen Sprache. Erfurt, Güther (ohne Jahreszahl). 151 SS.

Der Verf. nennt sich „Sprachlehrer, vereidigter Dolmetscher r die englische, französische, italienische und spanische Sprache im kgl. Amtsgericht zu Erfurt und Verfasser der preisgekrönten nfsprachigen Lieder mit Klavierbegleitung" und preist sein chlein auf dem Titelblatte mit folgenden Auszügen aus wohlellenden Kritiken: „Gänzlich unerreicht und wunderbar fördernd." - „Von den größten Autoritäten empfohlen." — „Geradezu untbehrlich." Wenn wir durch diese marktschreierische Reclame egen das Buch eingenommen werden, so werden wir beim Durchlättern desselben angenehm enttäuscht. Denn wir finden 50 in stem Englisch verfasste Zwiegespräche über alle Vorkommnisse s täglichen Lebens; besonders sind die vielen Gelegenheiten rücksichtigt, die sich einem Fremden in England zum Sprechen arbieten. Was die Aussprachebezeichnung anlangt, so begnügt ich der Verf. mit der Setzung der Zeichen der Länge und Kürze ber einzelne Vocale; dabei geht natürlich die Qualität der Vocale anz leer aus (vgl. S. 17 pārdon, sīr, dō, wōrd, cŭuntry, me usw.).

Das Büchlein wird besonders demjenigen, der sich zu einer eise nach London rüstet, gute Dienste leisten.

Wien. Dr. J. Ellinger.

---

lfred H. Loebl, Zur Geschichte des Türkenkrieges von 1593—1606. I. Prag 1899, 136 SS. 8°. (Prager Studien aus dem Gebiete der Geschichtswissenschaft, herausgeg. v. Bachmann, Heft VI.)

Eine sehr fleißige Arbeit, die auf Grundlage umfassender Studien m k. k. Kriegsarchiv, dem k. u. k. H.- H.- u. Staatsarchiv, dem k. k. tatthaltereiarchiv in Prag, dem kgl. sächs. Hauptarchiv in Dresden nd dem fürstlich Lobkowitz'schen Archiv in Raudnitz eine Skizze er Entstehung der Militärgrenze und der Grenzzustände überhaupt ibt, dann auf die Charakteristik Murads III. und seines Großeziers Sinan Pascha und auf die Uskoken eingeht, endlich die Ereignisse des Kriegsjahres 1591 und die diplomatischen Verhandlungen dieser und der nächsten Zeit schildert. Im Anhang erden fünf wichtige Actenstücke mitgetheilt. Die ältere, und soweit der Ref. es übersehen kann, auch die neuere Literatur ist gut benützt. Da die vorliegende Arbeit einen größeren Cyclus von

ähnlichen Studien einleitet, so dürfte vielleicht eine größere Kü
zu empfehlen sein. Der Gegenstand selbst ist von solcher Wi
tigkeit, dass eine Fortsetzung dieser Studien gewiss sehr
wünscht ist.

Dr. S. von Bischoffshausen, Papst Alexander VIII. und
Wiener Hof (1689—1691). Nach den Beständen des k. u
Haus-, Hof- und Staatsarchivs und des fürstlich Liechtenstein'sc
Archivs in Wien. Stuttgart u. Wien, J. Roth'sche Verlagsbuchha
lung, 1900. 188 SS. 8°.

Die vorliegende Arbeit behandelt im ersten Capitel die S
lung Österreichs zur Papstwahl von 1689, die mangelhafte V
tretung, die es bisher in Rom hatte, die Vorkehrungen für
Wahl, die Parteien im Conclave, die Wahl des Venetianers O
boni (Alexander VIII.) und den Antheil, den der Kaiser da
genommen, im zweiten die ersten Monate des Pontifikats,
Nepotismus Alexanders VIII. und dessen Haltung zu den wichtig
zeitgenössischen Fragen, im dritten die Zeit von der ersten
zur zweiten Cardinalspromotion und die Zerwürfnisse mit
Kaiserhofe, im vierten den Ausgang des Pontifikats und den Br
des Wiener Hofes mit dem Papst. Daran schließt sich eine C
rakteristik Alexanders VIII. und seiner Regierung, nachdem sc
S. 42 der Cardinal Ottoboni eine entsprechende Charakterisc
derung erhalten hatte. Das Wesentliche in der Politik Alexander V
sind seine starken nepotischen Neigungen, dann aber die Halt
zu Frankreich, welche wiederum die Politik zu dem mit Fra
reich verfeindeten Österreich bedingt: ein Zustand, den der V
in den Schlusseiten in recht ansprechender Weise zusammenfa
Die Arbeit beruht auf eingehenden Studien der archivalischen
stände des k. u. k. Haus- und Staatsarchives in Wien und
fürstlichen Liechtenstein'schen Archives, das für diesen Fall u
sorgsamere Beachtung verdient, als Fürst Anton Florian
sandter beim Conclave war und sehr ausführliche Berichte hin
lassen hat. Die Arbeit ist, was man bei so vielen ähnlichen ni
sagen kann, auch gut und anregend geschrieben. Fehler in
Zahlen sind mir einige aufgefallen: der auf dem Titelblatte 16
statt 1691 hätte entschieden beseitigt werden sollen. Der Ar
ist ein gutes Register beigegeben.

Graz. J. Loserth.

eutsche Geschichtsblätter, Monatsschrift zur Förderung der landesgeschichtlichen Forschung. Herausgegeben von Dr. Armin Tille. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1899, 8°.

Die Deutschen Geschicbtsblätter, von denen dem Ref. die rei ersten Hefte vorliegen, stellen sich die Aufgabe, „eine engere erbindung zwischen der allgemeinen Geschichte und der örtlich egrenzten Geschichtsforschung zu vermitteln, indem sie den Localrscher über die Probleme der allgemeinen Geschichte unterchten und den Forscher auf allgemeinem Gebiete davon in enntnis setzen, was im einzelnen Falle aus den verschiedenen egenden Deutschlands an gleichartigem Materiale vorliegt". Unreitig habe sich in den letzten Jahrzehnten die allgemeine der calen Forschung genähert, während anderseits die ursprünglich on Dilettanten betriebene Localforschung immer wissenschaftlicher geworden sei, aber ebenso unstreitig müsse diese Annäherung noch weitere Fortschritte machen. — Der erste Aufsatz, Territorialgeschichte" von Kurt Breysig, hält einen Rückblick ber die Entwicklung der Territorialgeschichte, wobei auf die anke'sche Schule ein Seitenhieb abfällt, da sie sich zwar dem pecialismus zugewandt, aber keine Neigung gehabt habe, sich uf territoriale oder gar locale Aufgaben einzulassen. Der Aufsatz eigt unter anderem, was für ein noch ungenutzter Reichthum an erritorialgeschichte beispielsweise für Ostpreußen schon jetzt orliege. — Ein zweiter Aufsatz, „Das Kriegswesen mittelalterlicher tädte" von Georg Liebe, handelt über die Kriegsverpflichtung er Städtebewohner, ihre Ausrüstung und Eintheilung, die Anerbung der Reisigen, über Waffen, Transportmittel, Uniform usw. — Ein weiterer Aufsatz enthält eine Zusammenstellung und urze Kritik der „landeskundlichen Literatur Deutschlands im Reformationszeitalter" von Victor Hantzsch. Nicht berücksichtigt sind die Schriften aus der Schweiz, den Niederlanden und Österreich. Während die frühesten Arbeiten auf diesem Gebiete noch recht mangelhaft seien, zeigen sie gegen den Schluss des Zeitraumes schon „achtungswürdige Gelehrsamkeit". Daran schließt sich im zweiten Hefte eine Zusammenstellung der wichtigsten deutschen Kartenwerke dieser Art, bei denen man einen ähnlichen Fortschritt wahrnehmen könne. — Das zweite Heft bringt ferner einen Artikel: „Zur Organisation der Grundkartenforschung" von Karl Lamprecht. Von den Grundkarten, die aus den Generalstabskarten des Deutschen Reiches hervorgegangen sind, aber nur die Flüsse und Gemeindeorte derselben enthalten und die Grundlage für weitere Eintragungen historisch-statistischer Art abgeben sollen, verspricht sich der Verf. die besten Erfolge. — Im letzten Aufsatze behandelt Karl Weller den „gegenwärtigen Stand der landesgeschichtlichen Forschung in Württemberg". Nachdem die württembergische politische Geschichte durch Rümelin, Eugen

Schneider und Albert Pfister einen universaleren Charakter erhalten habe, sei es Anfgahe der Zuknnft, „das wissenschaftliche und geistige Lehen in eine Gesammtdarstellung hereinzuziehen nnd seine stete Wechselwirknng mit der politischen Geschichte aufzuzeigen". — Es ist eine schöne und dankenswerte Anfgabe, die sich die „Dentschen Geschichtsblätter" gestellt haben; die Namen der Mitarbeiter bürgen für das Gelingen.

Eduard Beiche, Erklärung geographischer Namen unter besonderer Berücksichtigung des preußischen Staates und der deutschen Colonien. Ein Nachschlagebuch für Lehrer und Lernende. Glogau, 1899. Karl Flemming, 8°, 168 SS. Preis brosch. Mk. 2·40.

Wie das im Jahre 1896 erschienene geographische Namenbuch von Oppermann erhebt auch das vorliegende ausdrücklich den Anspruch, Schulzwecken zu dienen, so dass es neben seinem allgemeinen Werte anch von diesem Gesichtspunkte aus beurtheilt werden muss. Zunächst sei bemerkt, dass die Zahl der erläuterten Namen sehr bedeutend ist und sich anf ungefähr 7000 belaufen dürfte, so dass also für die Schule offenbar nur ein geringer Theil verwendbar sein kann. Zweckmäßig ist die Aufnahme einzelner in der mathematischen und physischen Geographie vorkommender Ausdrücke, neu die Erklärung einer großen Zahl preußischer und deutscher Ortsnamen. Was die Bedentungsangaben selbst betrifft, so sind sie durchaus knapp gefasst, leider sogar zu knapp, und schon darin liegt entschieden ein Mangel des Buches. Oppermann hebt in der Einleitung seines erwähnten Buches den didaktischen Wert solcher Namenserklärungen richtig hervor, wenn er sagt, dass dadurch der Name nicht mehr als taube Nuss, sondern als Hülle für einen bedeutungsvollen Kern erscheine und das Behalten der Namen dem Schüler erleichtert werde. Das setzt aber voraus, dass vom Namen zur Bedeutung auch der Schlüssel, dass die Wurzel oder wenigstens die Sprache angegeben werde, aus der das Wort stammt. Da aber Beiche dies sehr selten thut, kann von einem derartigen Nutzen in seinem Buche kaum die Rede sein. Puebla wird z. B. klipp und klar als „Engelort" vorgeführt. Wie kommt das Wort, das doch von dem lat. *populus* stammt, zu dieser Bedeutung? Soll ich den Zusammenhang erkennen, so muss der volle und ursprüngliche Name *Puebla de los Angeles* genannt und allenfalls auch die Erläuterung hinzugefügt werden, dass bei Erbauung der Kirche daselbst die Engel mitgeholfen haben sollen. Geschieht das nicht, so ist das Ganze nur eine unnöthige, ja geradezu schädliche Belastung des Gedächtnisses. Beim Rigi heißt es = Bänderberg, beim Main = großer Fluss, beim Semmering = Pass, Fichtenberg, Wachholdergebüsch. Was ist dieser also eigentlich und warum? Uri erscheint

das „sumpfige Thal". Egli hat eine ausführliche Abhandlung
r das Wort, aber von einem „sumpfigen Thal" ist dort nichts
finden. Rochlitz soll „kränkelnde Familie" heißen. Woher
se sonderbare Erklärung? Da ist wohl die Ableitung aus dem
ischen = Schlucht viel wahrscheinlicher. Tritt also schon
r der Verf. allzu dogmatisch auf, so erscheinen auch sonst
ne Erklärungen oft willkürlich, so dass sie den Widerspruch
radezu herausfordern. Radibor (bei Bautzen) ist der „Ort des
Abgebers"; Ratibor (Schlesien) = „Niederlassung des Ratibor".
llten sie nicht beide mit dem slavischen Kriegsgotte Radegast
sammenhängen? Renden (wiederholt) ist „eisenhaltiges, gefärbtes
asser"; Reutte in Tirol von „reuden" = ausrotten, ausroden.
ech ist der „Steinfluss", Lek (Rheinmündung) = Lache, durch
ngsames Fließen entstanden. Sollten nicht beide auf dieselbe
urzel zurückgehen? Egli meint, Lech heiße Fluss, Canal, ge-
eilte Strömung, und das würde auch für Lek stimmen. Mit
lchen unsicheren Vermuthungen darf man selbstverständlich der
hule nicht kommen. Noch schlimmer aber ist es, wenn die
schwach begründete Bedeutung des Namens mit dem Gegen-
ande selbst gar nicht stimmen will. Holland ist nach dem
erf. das „Wald- oder Holzland". Nun ist es aber bekanntermaßen
nes der waldärmsten Länder. Achalm wird als Gebirgsvorsprung
edeutet. Wieso? Das ist doch die „Alm über der Ache". Der
angtsekiang wird sonderbarerweise als der gelbe Strom
Goldfluss) vorgeführt. Dieser Name passt nur auf eine Strecke
eines Oberlaufes, wo ihn aber auch die Chinesen anders nennen,
nämlich: Kin Cha Kiang. *Gallia cisalpina* ist Gallien jenseits
er Alpen! — Geradezu lächerlich aber ist der Versuch, mehr als
in Dutzend deutscher oder auch tschechischer Namen Böhmens
us dem Lateinischen abzuleiten. Wenn man Postelberg von
postulorum porta herleitet, so ist das verständlich, umsomehr,
als ein Kloster dieses Namens sich thatsächlich dort befand. Aber
wie man Krumau von *Cromanavia*, Taus von *Tusta*, Saaz von
Zotecium, Neudek von *Neodecium*, Launiowitz von *Lunevicium*
usw. ableiten kann, ist unbegreiflich. In all diesen Fällen be-
hauptet der Verf. ganz ausdrücklich die Ableitung aus dem
Lateinischen. In einer Reihe anderer Fälle bezeichnet er den
lateinischen bloß als den „alten" Namen des betreffenden Ortes.
So z. B. *Argentina* für Mies, *Cubitus* für Elbogen, *Melidunum*
für Mühlhausen, *Pontus* für Brüx, *Theodosium* für Gottes-
gab usw. Was unstreitig die Übersetzung des heutigen Namens
für irgend eine lateinische Chronik oder dgl. ist, nimmt der Verf.
als den ursprünglichen alten Namen! Dadurch wird man natürlich
misstrauisch auch bei anderen Erklärungen, die man nicht immer
zu prüfen vermag, zumal es eben der Verf. gänzlich unterlässt,
eine Begründung seiner Annahme zu geben. Namen hingegen un-
zweifelhaft lateinischen Ursprunges, wie Pettau, Sissek, Enns,



Etsch, Finstermünz usw. sind gar nicht aufgenommen. Auch an geographischen Verstößen findet sich eine reiche Fülle. Bilin ist eine „Stadt im Thale des Bilin", statt im Thale der Biela, Coimbra soll in Spanien, der Eisack in Italien, Gradiska in Slavonien-Kroatien, Helsingfors und Helsingör in Schweden, Mondsee in Salzburg, *Heraclea* soll = *Pästum*, die Meeraugen sollen „5 Seen im Tatra" sein, während es doch mehr als 100 sind. Die Peterinsel im Südpolarmeer soll unter 90° n. Br. liegen, Ulricebamn nach der Königin Ulrike Eleonore, der Gemahlin Karls XII. genannt sein, der doch niemals verheiratet war usw. Diese Beispiele dürften wohl bezüglich der Vertrauenswürdigkeit des Buches genug besagen.

Wien. L. Weingartner.

Fr. Engel, Nikolaj Iwanowitsch Lobatschefskij, zwei geometr. Abhandlungen: aus dem Russischen übersetzt, mit Anmerkungen nebst einer Biographie und einem Bildnisse Lobatschefskijs. Mit 261 Figg. Leipzig, B. G. Teubner 1899. XVI u. 476 SS. Preis 14 Mk.

Die Herren Engel und Stäckel veröffentlichten in der Absicht, der mathematischen Welt die wichtigsten Urkunden zur Geschichte der nichteuklidischen Geometrie leichter zugänglich zu machen, zunächst (im Jahre 1894) das Werk: „Die Theorie der Parallellinien von Euklid bis auf Gauß u. s. f." Hierauf erschien im Jahre 1899 vom erstgenannten Verf. das hier besprochene Werk, während Stäckel in einem demnächst erscheinenden Werke die Arbeiten und das Leben der beiden Bolyais ausführlich behandeln wird.

Der erste Theil des vorliegenden Bandes enthält in deutscher Übersetzung zwei Abhandlungen L.s, welche bisher den meisten Mathematikern unbekannt waren und zusammengenommen als ein vollständiges Lehrbuch der nichteuklidischen Geometrie gelten können. Die Titel derselben sind: „Über die Anfangsgründe der Geometrie" (Kasaner Bote 1829 und 1830) und „Neue Anfangsgründe der Geometrie nebst einer vollständigen Theorie der Parallellinien" (Gelehrte Schriften der Universität Kasan, 1835 u. ff.). Zu beiden Abhandlungen bringt der Herausgeber in dem zweiten Theile des besprochenen Werkes ausführliche Erläuterungen, welche die im Original meist weggelassenen Zwischenrechnungen enthalten und dadurch das Studium jener Abhandlungen wesentlich erleichtern.

Hierauf folgt eine ausführliche Biographie des russischen Gelehrten und ein Verzeichnis der gedruckten Werke desselben. Aus der ersteren entnehmen wir, dass Lobatschefskij (1793 bis 1856) im Alter von 14 Jahren die Universität Kasan bezog, dortselbst vom deutschen Gelehrten Bartels in der Mathematik gründ-

hen Unterricht erhielt, im Jahre 1816 znm außerordentlichen d im Jahre 1822 znm ordentlichen Professor der reinen Mathetik an derselben Universität ernannt wnrde. Zngleich übernahm durch längere Zeit die Vorträge über Astronomie nnd theoreche Physik. In einer i. J. 1826 erschienenen Arbeit sprach er m erstenmale öffentlich die Behauptung aus, dass das Enkliiche Parallelenaxiom nicht bewiesen werden könne und dass eine sich widerspruchsfreie Geometrie unabhängig von jenem Axiom iglich sei. Diese neue Disciplin nannte er: „Imaginäre Geoetrie" und zeigte, dass die Euklidische in derselben als speller Fall enthalten ist. Über die Beziehnngen L.s zu Gauß d seine Verdienste nm die Begründung der nichtenklidischen ometrie im Vergleiche zu jenen von Gauß, Schweikart nnd n beiden Bolyais möge anf das Nachwort dieses Werkes vereen werden. Aus der Lebensbeschreibung sei noch erwähnt, s L. durch 19 Jahre (1827—1846) immer wieder zum Rector r Kasaner Universität gewählt wurde, welcher Umstand durch ine großen Verdienste um die Ausgestaltung dieser Hochschule 1 erklären ist.

Zum Schlusse sei das vorliegende interessante Werk allen Mathematikern, welche sich mit den Grundlagen der Geometrie ingehender beschäftigen wollen, auf das Dringendste empfohlen.

l. A. Serret, Lehrbuch der Differential- und Integralrechnung. Deutsch bearb. von A. Harnack. 2. durchgesehene Aufl von G. Bohlmann. 2. Band: Integralrechnung. Leipzig, B. G. Teubner 1899. gr. 8°, XII u. 428 SS. Preis 8 Mk.

Der vorliegende zweite Band des in 2. Anflage erscheinenden Lehrbuches von Serret-Harnack ist nach denselben Gesichtspunkten bearbeitet, wie der erste Band, über welchen im vorausgehenden Jahrgange dieser Zeitschrift referiert wurde. Der Herausgeber hat auch diesmal der von vielen Seiten erhobenen Forderung nach größerer wissenschaftlicher Strenge nnd der Rücksichtnahme auf neuere Forschnngen in mehreren Fällen Rechnung getragen, so z. B. in der Theorie des bestimmten Integrales, bei der Definition des Flächeninhaltes, der Bogenlänge nnd des Volumens, namentlich aber in dem Capitel über Functionen einer complexen Veränderlichen, welches gegenüber der ersten Auflage wesentliche Fortschritte aufweist. Als wertvolle neue Zusätze sind die systematischen Übersichten über die Integrierbarkeit der elementaren Functionen durch ebensolche Functionen in geschlossener Form und über den Verlauf der Werte der Gammafunction, sowie auch die Theorie des Amsler'schen Polarplanimeters zu bezeichnen. Im Anhange ist Harnacks classische Abhandlung über Fourier'sche Reihen und Integrale unverändert abgedruckt worden.

Die in der Vorrede ausgesprochene Absicht des Herausgeber die wichtigsten Sätze über die Zahl am Schlusse des dritt Bandes nachzutragen, ist zu billigen. Es wäre jedoch weit bess gewesen, jene Sätze in der Einleitung zu bringen und in all Theilen des Werkes gleichmäßig anzuwenden. Die Tabelle der B richtigungen zum 1. Bande erhöht die Brauchbarkeit desselbe ist jedoch nach der Meinung des Ref. bei weitem nicht vollständi

Im vorliegenden 2. Bande wurden folgende Versehen bemerk S. 7 ist vom Maximum und Minimum einer Function die Red während es „obere und untere Grenze der F." heißen sollte. der Definition des bestimmten Integrals (S. 10, 13 und 30) feh die Bedingung, dass in der Summe, deren Grenzwert das bes Int. ist, jeder einzelne Summand den Grenzwert 0 haben müss S. 87, Z. 7 v. o. ist der Factor π wegzulassen. S. 101, Z. 1 v. u. fehlt der Exponent p. S. 142, Z. 4 v. u. ist der natü liche Logarithmus durch den dekadischen und die positive Ch rakteristik desselben durch eine negative zu ersetzen. S. 302 304 wird arc tg x als vieldeutige Function aufgefasst, währe man allgemein und auch im 1. Bande dieses Werkes (S. 1 darunter eine eindeutige Function versteht, deren Werte de Intervall $\left(-\frac{\pi}{2}, +\frac{\pi}{2}\right)$ angehören. S. 334, Z. 1 v. o. fehlt ei Minuszeichen. S. 334, Z. 6 v. u. und S. 335, Z. 12 v. o. lies $f($ statt $f'(z)$.

S. 79 erwähnt der Herausgeber die „in früheren Zeite vielfach studierten binomischen Integrale", übergeht jedoch die i französischen Originale und auch in der 1. Auflage der deutsche Übersetzung enthaltenen Reductionsformeln dieser Integrale. Dies Kürzung gereicht dem Werke nicht zum Vortheile und lässt sic auch nicht rechtfertigen, da jene Formeln hie und da noch benütz werden und andererseits das Serret-Harnack'sche Lehrbuc manche Untersuchung enthält, welche nach der Anschauung de Ref. eher in ein Specialwerk als in ein Lehrbuch gehört.

Mit Befriedigung ist zu verzeichnen, dass der vorliegend Band, bei dessen Herausgabe Liebmann und Zermelo be theiligt waren, eine sorgfältige Bearbeitung erkennen lässt.

Graz. Dr. Fr. Hočevar.

Goldschmidt Dr. Ludwig, Kant und Helmholtz. Populär-wissenschaftliche Studie. Hamburg u. Leipzig 1898. XVI un 135 SS.

In der Voraussetzung, dass die Lehre vom Raume sowoh der Angelpunkt als auch der Prüfstein Kant'scher Kritik und Erkenntnislehre ist, unternimmt es der Verf., der Auffassung von der empirischen Natur der mathematischen Axiome, an der Helm-

tz einen hervorragenden Antheil hat, sowie überhaupt den Anbten Helmholtze über den Raum entgegenzutreten, und in dem mpfe um die euklidische Geometrie, die von Helmholtz in ihrem ndamente angegriffene Position mit Kants eigenen Waffen zu theidigen.

Das Buch besteht aus drei Abschnitten. Der I. Abschnitt ndelt über allgemeine Vergleichspunkte. Kant und Helmholtz id darin einig, dass wir nur da etwas wissen können, wo die nliche Anschauung dem Verstande einen Inhalt vermittelt. Aber lmholtz ist Physiologe, Kant hingegen Erkenntniskritiker. Der ysiologe untersucht die individuelle Entwicklung des Verndes, der Kritiker aber den fertigen Verstand. Diese Verhiedenheit des Standpunktes bringt es mit sich, dass die Ureile Kants und Helmholtzs über das Ding an sich, das Erkenntnisoblem und die Formen der Anschauung so verschieden lauten. er II. Abschnitt handelt von der Kantschen Lehre im allgeeinen, der III. von der Raumfrage. Die Controverse zwischen ant und Helmholtz wird vom Verf. auf folgende zwei Fragen duciert: 1. Sind die geometrischen Axiome synthetische Urtheile priori oder aposteriori? 2. Kann die Kant'sche Ansicht von der anscendentalen Idealität des Raumes, wie Helmholtz behauptet, aufecht erhalten werden, wenn die geometrischen Axiome elementare rfahrungssätze sind? Der Verf. entscheidet diese Fragen dahin, ass 1. die geometrischen Axiome synthetische Urtheile apriori nd, und dass 2. mit der Evidenz der Axiome auch die transendentale Idealität des Raumes fiele. Den Beweis für die empirische Natur der geometrischen Axiome haben weder Gauss und Riemann noch Helmholtz erbracht, und solange das nicht gelingt, bleibt Kants Lehre aufrecht.

Die Arbeit ist etwas breit angelegt und wenig gegliedert, ermangelt deshalb der Übersichtlichkeit; auch ist die Ausdrucksweise hie und da doch nicht populär genug. Aber abgesehen von diesen Mängeln rein formaler Natur verdient die Arbeit Anerkennung, weil sie den schwierigen Gegenstand mit großem Ernst und vollem Eifer behandelt. Angenehm berührt der Umstand, dass der Verf. trotz entschiedener Parteinahme für Kant auch von Helmholtz mit der einem so gewaltigen Geiste gebürenden Achtung spricht und sich bemüht, auf die Ansichten Helmholtzs mit voller Sachlichkeit einzugehen und seinen Verdiensten um die Klärung der Raumfrage gerecht zu werden. Die Arbeit kann empfohlen werden.

Wien. Franz Lukas.

Astronomischer Kalender für 1900. Herausgegeben von der k. Sternwarte zu Wien. Der ganzen Reihe 62. Jahrgang. der neu Folge 19. Jahrgang. Wien, Carl Gerold's Sohn, 171 SS.

Der diesjährige Band enthält neben dem bürgerlichen Kale darium, den astronomischen Ephemeriden von Sonne, Mond u Planeten, Tafeln der „Erscheinnngen", d. i. besonders bemerken werter Stellungen der Himmelskörper zu einander, usw., alles genau derselben Anordnung wie im vorjährigen Bande, noch vi interessante Abhandlungen, die Ref. allen Freunden der Ast uomie aufs wärmste zu empfehlen sich erlaubt.

In der ersten „Über die Beobachtnng von Feuerkugeln u Meteoren", wendet sich Director Weise, nochmals, wie im vo jährigen Bande, an alle jene, welche es glücklich waren, ei Feuerkugel gesehen zu haben, mit der Bitte um möglichst vo ständige Mittheilnng ihrer Beobachtnng, da eine jede solche ganz interessanten Untersuchungen und Resultaten Veranlassu geben kann.

Die zweite Abhandlnng „Über die Construction und Ei richtung des christlichen Kalenders", welche der berufenen Fed des Dr. Robert Schramm, Privatdocenten für Chronologie an d Universität in Wien entstammt, bespricht ein Thema, das i gegenwärtigen Augenblicke von actuellem Interesse ist, einersei aus dem Grunde, weil in der letzten Zeit Nachrichten aufgetauc sind, dass auch die orthodoxe Kirche sich dem gregorianisch Kalender anschließen wolle und so in nicht zu ferner Zukunft d julianische Kalender ganz verschwinden werde, andererseits ab auch, weil ebenfalls in den letzten Jahren, an der Wende ein Jahrhnndertes, vielfach Vorschläge zu einer weiteren Verbesserun des gregorianischen Kalenders selbst gemacht wurden. Dr. Schram weist letztere mit den Worten zurück, dass der gregorianisch Kalender mindestens noch auf einige tausend Jahre hinaus alle billigen Anforderungen genügt und dass, was nach Verlauf diese Zeit zu seiner d a n n eventuell nötbigen Verbesserung geschehe soll, getrost der Zukunft überlassen werden könne.

In der dritten erzählt Adjunct Dr. Johann Palisa von de totalen Sonnenfinsternis, welche am 28. Mai d. J. stattfindet un deren Totalitätszone mitten durch Spanien geht. Eine beiliegend Übersichtskarte gibt ein Bild von der Sichtbarkeit dieser Erschei nung in den übrigen Theilen von Europa.

Die vierte endlich, vom Adjuncten Dr. Fr. Bidschof, enthäl den alljährlich regelmäßig wiederkehrenden Bericht über die neue Planeten und Kometen des Jahres 1899. Aus demselben ist zu entnehmen, dass im verflossenen Jahre 20 neue Planeten, zumeis von Prof. Wolf in Heidelberg auf photographischem Wege, und zwei neue Kometen entdeckt wurden, dass ferner der merkwürdig Planet (433) Eros, dessen Bahn nicht ganz innerhalb der Mars und Jupiterbahn, wie die der anderen kleinen Planeten liegt, sondern

die Marsbahn kreuzt, im December d. J. in Opposition zur Erde kommt, wobei seine Entfernung von der Erde nur 0·315 des Abstandes der Erde von der Sonne, d. i. circa 47 Millionen Kilometer sein wird, und dass sich die Astronomen der ganzen Welt rüsten, diese ganz beträchtliche Annäherung des Planeten an die Erde zu einer Bestimmung der Fundamentalconstanten der Astronomie, nämlich der Parallaxe der Sonne, auszunützen, und sich so in einer gemeinschaftlichen, friedlichen Thätigkeit begegnen. Dies ist ein erhebender Gedanke, weniger erhebend dagegen ein zweiter, über den sich Dr. Bidschof mit folgenden Worten äußert: „Es ist in letzterer Zeit öfter von Seite sensationslüsterner Publicisten die Idee eines „Zusammenstoßes" der Erde mit anderen Himmelskörpern besprochen worden. Auch die Entdeckung des Planeten Eros hat ein Literat bereits zu derartigen Elucubrationen benützt und damit in weiten Kreisen allerlei falsche Vorstellungen hervorgerufen. Anlässlich der Erdnähe dieses Planeten dürfte diese Dichtung ohne Wahrheit, wenn nicht von Seite ihres Autors, so doch von ihm congenialen Schriftstellern zu neuem Leben erweckt werden. Es ist klar, dass solchen Versuchen auf das Entschiedenste entgegengetreten werden muss. Für die Astronomen und für die Freunde der Astronomie wird die Bekämpfung dieser durch und durch verwerflichen literarischen Leistungen auch aus dem Grunde zur Pflicht, weil durch solche das Ansehen ihrer hehren Wissenschaft in manchen nicht zu unterschätzenden Kreisen eine selbstverständlich unverdiente Schädigung erfahren muss".

Prag, Karolinenthal. Dr. S. Oppenheim.

Blätter für Aquarien- und Terrarienfreunde. Illustrierte Halbmonatsschrift als Organ des Verbandes der Aquarien- und Terrarien-Vereine. Herausgeg. von Dr. E. Bade (Charlottenburg). Preis halbjährlich Mk. 2·50.

Die schon im 11. Jahrgang stehende Zeitschrift hat es sich zur Aufgabe gemacht, den wissenschaftlichen und erzieherischen Wert gut gehaltener Aquarien und Terrarien ins rechte Licht zu setzen. Es kann nicht geleugnet werden, dass derartige Terrarien und Aquarien für den naturgeschichtlichen Anschauungsunterricht sehr Ersprießliches leisten und ist daher ihre Anlage jeder Schule bestens zu empfehlen. — In dieser Hinsicht sei insbesonders auf einen im Hefte VII des 10. Jahrganges (1899) dieser Zeitschrift enthaltenen Artikel „Jugendaquarien" von Al. Dankler hingewiesen, in welchem auch die erziehliche Seite unseres Gegenstandes in trefflicher Weise hervorgehoben wird.

Dr. Will. Marshall, Bilder-Atlas zur Zoologie der Säuge thiere. 258 Abbildungen in Holzschnitt.

— — zur Zoologie der Vögel, 238 Abbildungen in Holzschnitt.

— — zur Zoologie der Fische, Lurche und Kriechthier 208 Holzschnitte.

— — zur Zoologie der niederen Thiere. 292 Holzschnitte. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut 1899. Jeder Band Leinwand gebunden. Preis 5 Mk. 50 Pf.

Es war eine glückliche Idee des berühmten Verlagsinstitut die Bilderschätze aus „Brehms Thierleben" und anderen gedi genen Fachschriften in sorgfältiger Auswahl zu einem groß Bilder-Atlas zu vereinigen, der wegen seines billigen Preises au dem minder bemittelten Naturfreunde einen sehr brauchbar Behelf bietet, seine naturgeschichtlichen Kenntnisse zu vermehre Die meisterhaft ausgeführten Bilder geben von den betreffend Thieren die allerbeste Vorstellung, soweit dies ohne Anwendu von Farben möglich ist. Für den Wert des begleitenden Text bürgt der Name seines ausgezeichneten Verf.s. Dieser nahe 1000 Bilder umfassende Atlas kann sowohl als Hilfsmittel bei Unterrichte, als auch zur Selbstbelehrung aufs beste empfohl werden.

Unsere Pflanzen. Ihre Namenserklärung und ihre Stellung in d Mythologie und im Volksaberglauben. Von Franz Söhns, Ob lehrer am städt. Progymnasium zu Gandersheim. 2. Aufl. Leipz B. G. Teubner 1899.

Das schmucke Büchlein wendet sich zunächst an den Lehr und soll demselben ein Behelf sein, die deutschen Volksnam vieler bekannter Pflanzen richtig zu erklären. Das Interesse der vorliegenden Schrift reicht aber weit über die engen Grenz des Schulzimmers hinaus. Der Verf. hat hier in überaus a muthender Form eine Reihe interessanter und wertvoller Essa geliefert. Liegt doch in den Benennungen, die das Volk für d Pflanzen hat, ein unendlich tiefer Sinn, und ergeben sich aus d Beziehungen der Pflanzennamen zur altgermanischen Mytholog und zur sogenannten Volksmedicin tiefe Einblicke in das Seele leben unserer Altvordern. Besonders anziehend sind die Sage und Legenden, die sich an viele Pflanzennamen sinnig knüpfe und vom Autor formvollendet erzählt werden.

Das ist eine Pflanzensymbolik, verwandt der dichterische Verklärung, die so viele Pflanzen gefunden haben. Vielfach nimm der Verf. Anlass, landläufige, jedoch falsche Namenerklärungen z berichtigen.

Wir glauben, dass nicht nur der Naturfreund, sondern auc der Sprachforscher und Culturhistoriker aus diesem prächtige Buche manches lernen kann.

Wien. Dr. Franz Noë.

ritsch, Dr. Karl, Schulflora für die österreichischen Sudeten- und Alpenländer (mit Ausschluss des Küstenlandes). Schulausgabe der „Excursionsflora für Österreich". Wien, Druck u. Verlag von Carl Gerolds Sohn 1900.

Infolge der überaus günstigen Aufnahme seiner „Excursions-ra" sah sich der Verf. veranlasst, ein durch knappen Inhalt d geringen Preis auch dem Mittelschüler leicht zugängliches estimmungsbuch der Gefäßpflanzen unserer heimischen Flora rauszugeben. Der wichtigste Vorzug des Buches besteht wie i der „Excursionsflora" in den auf Grund scharfer Gegensätze ch zumeist leicht auffindbaren Merkmalen angelegten analy-schen Bestimmungsschlüsseln. Eine Verringerung des Umfanges egenüber der „Excursionsflora" wurde hauptsächlich durch Hinweg-ssung der Flora des Küstenlandes, sowie der Familien-Diagnosen nd der Bestimmungstabellen der Familien bei den Monocotylen nd Dicotylen und durch die Vereinigung nahe verwandter Arten rzielt.

Die Bestimmung der Familie oder Gattung kann der Schüler ach dem Linné'schen Schlüssel, der beibehalten wurde, vornehmen, eshalb eigene Bestimmungstabellen für die Familien überflüssig der doch entbehrlich sind. Die Familien-Diagnosen aber werden ich aus dem vorgeschriebenen Lehrbuche ergeben und sind daher benso mit Recht weggeblieben wie die für den Schüler über-üssigen Autornamen und das Verzeichnis der gebräuchlichen ynonyme. Die aus der Vereinigung mehrerer einander nahestehen-der Formen resultierenden Gesammtarten wurden durch Sternchen ekennzeichnet. So bedeutet z. B. Caltha palustris*, dass dieser Name mehrere Formen bezeichnet. Dies genügt für den Schüler ollständig. Der Lehrer wird sich aber ohnehin nach wie vor an die „Excursionsflora" halten müssen, um über die Synonymie und die „kleinen Arten" sich Aufklärung zu holen.

Die Phrase „mit theilweiser Benützung des 'Botanischen Excursionsbuches' von G. Lorinser" ist bei diesem Buche weg-geblieben und mit Recht, denn es ist durchaus originell.

Die hervorgehobenen Vorzüge der „Schulflora", zu denen noch der geringe Preis (geh. 3 K 60 h, geb. 4 K) kommt, sind ge-eignet, ihr in den Mittelschulen des behandelten Gebietes weite Verbreitung, ja ausschließliche Benützung zu sichern.

Wien. Fried. Vierhapper.

Dr. Josef Mitteregger, Anfangsgründe der Chemie und Mineralogie für die vierte Classe der Realschule. Mit 60 Holzschnitten. Preis geheftet 70 kr., gebunden 90 kr. Wien, 1899. Alfred Hölder. 155 Seiten.

Im vorliegenden Büchlein wurde der chemische Lehr-stoff, besonders der über organische Verbindungen handelnde,

soweit gekürzt, dass die Grundlehren der Mineralogie ohne Vermehrung der Seitenzahl aufgenommen werden konnten. Die drei ersten Abschnitte des Werkchens sind dem vorbereitenden, drei folgende dem speciellen Theile der Chemie gewidmet; die Kenntnis der Minerale wird an den in den Instructionen angedeuteten Stellen vermittelt. Es ist auf Schritt und Tritt das Streben des Verf. zu gewahren, den Forderungen des neuen Normallehrplanes gerecht zu werden, und es ließen sich diesbezüglich eine ganze Reihe von Belegen anführen.

Bei Behandlung der Mineralogie ist die Lösung der gestellten Aufgabe wohl nicht ganz gelungen! Sowohl der rein krystallographische als auch der speciell mineralogische Theil weisen Zeichen etwas flüchtiger Ausführung auf. Nur einige Beispiele: Achsen verbinden gegenüberliegende Ecken einfacher Gestalten. Pyramidenwürfel = Triakishexaëder. Spargelsteine sind farblose, spargelgrüne Krystalle. Rauchquarz wird unter den derben Varietäten aufgeführt. Die Combinationen, in denen Gyps, Hornblende und Augit auftreten, werden kurzweg als Prismen angesprochen. Der Orthoklas soll rhombisch krystallisieren usw. usw. Fundstätten werden auch bei den wichtigsten Mineralien nicht angegeben.

Aber auch in anderer Richtung finden sich reparaturbedürftige Stellen: S. 16 wird gesprochen von einer „bei der Verbrennung“ (von Phosphor) erhaltenen und mit Lackmustinktur versetzten rothen Lösung, S. 18 wird dem einfachen Schwefeleisen speisgelbe Farbe zugeschrieben. S. 20 das Bleichlorid als unlöslich bezeichnet. S. 22 „das Silberoxyd wurde sowie das Quecksilberoxyd durch Erhitzen zerlegt und Silber und Sauerstoff“. S. 62 „zusammengesetzte (?) Mineralien nennt man Aggregate“. S. 92 wird vom Gesetze der „multiplen Proportion gesprochen, ehe noch ein betreffender Fall, von dem es abstrahiert werden könnte, bekannt geworden ist.

Die Namengebung ist im großen und ganzen ganz entsprechend. Es sollten aber diesbezüglich auch die „säuregebenden Oxyde“ und die daraus entstehenden „Säuren“ wohl auseinander gehalten werden; so sollte CO_2 nicht bald als „Kohlendioxyd“, bald als „Kohlensäure“; SO_2 nicht bald als „Schwefeldioxyd“, bald als „schweflige Säure“ angesprochen werden.

Betreffs der Formeln wäre wünschenswert, dass bei den wenigen, zur Behandlung kommenden organischen Verbindungen die Anführung von empirischen Summenformeln auf das mindeste Maß beschränkt, hingegen die Anwendung der Structurformeln viel mehr bevorzugt würde.

Die Beigabe eines alphabetischen Sachregisters könnte die Brauchbarkeit des Büchleins für die Schüler nur erhöhen!

r. F. Dannemann, Director der Realschule zu Barmen, „Leitfaden für den Unterricht im chemischen Laboratorium". Zweite Auflage. Preis 1 Mark, gebunden und mit Pagin durchschossen 1 Mark 50 Pfennig. Hannover, Hahnsche Buchhandlung. 1899.

Die wesentlichste Änderung, welche die neue Auflage der sten gegenüber aufweist, besteht darin, dass die Anmerkungen m Texte eingefügt sind, während sie früher am Schlusse zummengestellt waren.

Von den 55 Textseiten des Büchleins entfallen 13 auf bungen, 12 auf qualitative Analyse, 11 auf Darstellung anoranischer Präparate, 6 auf Maßanalyse und organische Verbinungen; 8 Seiten sind analytischen Tafeln zur Bestimmung von ineralien gewidmet, während auf den restierenden 5 Seiten die ir einen Arbeitsplatz erforderlichen Ausrüstungen an Apparaten nd Reagentien skizziert, des weiteren Tafeln über das specifische ewicht und den Procentgehalt von Kalilauge und einigen Säuren owie über die Atomgewichte der bekannteren Elemente untergebracht wurden.

Die „Übungen" betreffen: Lösung und Krystallisation, chwefel und Sulfide, Schwefelsäure, Zink und Kupfervitriol, Salpetersäure, Salzsäure, Kochsalz und Salpeter, Salmiakgeist und almiak, Silber, Zinnober und Quecksilber, Trennung von Zinn und Blei, Schwefelkies, Eisen, Arsen, Braunstein, Kalkspat, Gips, Flusspat, Phosphorit, Magnesit, Alaun und Orthoklas! An einigen Stellen werden „Analysen" angeordnet: Zwei von den Körpern, deren Bekanntschaft bereits in ausreichendem Maße gemacht worden, werden gemischt und deren Erkennung nebeneinander und ihre Scheidung bewerkstelligt. Wenn die erwähnten Übungen genau im Sinne des Autors durchgenommen werden, so lässt sich jedenfalls eine erkleckliche Menge von Erfahrungen sammeln, die dann in der nunmehr folgenden „qualitativen Analyse" verwertet werden können. Diese beschäftigt sich mit Vorprüfung, Auflösung, Nachweis der Metalle auf nassem Wege und Prüfung auf Säuren.

Von „anorganischen Präparaten" werden außer Wiederholung der bei den „Übungen" gemachten Erfahrungen zur Darstellung besonders empfohlen: Eisenvitriol, Ferrisulfat, Ferrihydroxyd, Ferrioxyd, Kupfernitrat, Kupferoxyd, Kupferchlorid, Kupfer aus seinem Sulfat durch Elektrolyse, Chlorcalcium, Zinnchlorid, Bleinitrat und Bleisuperoxyd, Jodblei, Kaliumnitrit, Quecksilberoxyd, Platinschwamm, Chromsäureanhydrid, Kaliumpermanganat, Lackmuslösung und Lackmuspapier, Indigolösung und Phosphorsalz.

Als Beispiel aus der „Maßanalyse" wird die Bestimmung des Eisens besprochen. Von „organischen Verbindungen" werden Stärke, Traubenzucker, Äthylalkohole, Ferrocyankalium und Benzol behandelt.

Alle diese Aufgaben sind ausführbar, ihre Durcharbeitung ist sicherlich von recht gutem Erfolg.

An allen Orten wird der Schüler durch zahlreiche Frag zur Überlegung geradezu gezwungen; durch genaue „Verweis wird es ihm aber auch ermöglicht, bei ernstem Willen die An worten auf die gestellten Fragen sicher zu finden.

Richtig benützt, wird das Büchlein auch in seiner zweit Auflage Nutzen bringen!

Wien. Joh. A. Kail.

Hauptbegriffe der Psychologie. Ein Lesebuch für höhere Schul und zur Selbstbelehrung von Gottlieb Leuchtenberger. Gärtne Verlag 1899.

Nach dem Vorworte des Verf. soll dieses Buch verschieden Zwecken dienen; es soll „nicht bloß für Studierende, junge Officie und Lehrer, sondern überhaupt für junge, gebildete Männer, so weit sie für dergleichen Lesestoff Sinn haben", „unbedenklich auc für gebildete Frauen und Jungfrauen eine nützliche, manchen auc eine angenehme Lectüre sein", andererseits aber auch „eine Unter stützung des Unterrichtes in der Pädagogik" und des deutsche Unterrichtes auf den obersten Classenstufen der höheren Lehran stalten im Sinne und Geist der preußischen „Lehrpläne und Lehr aufgaben" bieten. Ref. macht es nun den Eindruck, als ob da Buch zunächst und in erster Linie dem an letzter Stelle erwähnte Zwecke, nämlich dem in Deutschland an den höheren Lehranstalte geübten facultativen Unterrichte in den Disciplinen der philo sophischen Propädeutik, als „Materialiensammlung" sozusage namentlich in Angliederung an den Unterricht in der deutsche Sprache dienen sollte, in der Ausführung aber den Charakter eines feuilletonistisch gehaltenen Lesebuches für das große Publicum „nützlich und für manche auch angenehm", erhalten hat.

Ref. hält nun dafür, dass ein und dasselbe Buch beide oben auseinander gehaltene Zwecke zugleich nicht zu fördern vermag, und zwar deshalb nicht, weil doch die Schule selbst dann, wenn der Unterricht in einer Disciplin bloß gelegentlich an einen anderen Gegenstand sich anschließt, eine vielfach präcisere „Aufklärung über den Inhalt und Umfang psychologischer Begriffe" erfordert als es in diesem Buche der Fall ist. Nichts destoweniger gesteht Ref. gerne, dass das Buch nicht bloß als Lectüre für das große Publicum, sondern auch für Lehrer und Schüler höchst anregend wirken kann und in keiner Lehrer-, in keiner Schülerbibliothek fehlen sollte, zumal da es treffende Beispiele, die einem reichen Schatze großer Belesenheit auf verschiedenen Gebieten der Literatur entnommen sind, in höchst anziehender und vollendeter Form zur Anschauung bringt und ohne Zweifel den Unterricht im Deutschen fördert. In Form von geistvollen Essays handelt der Verf. über die Kraft der Sinne (1.), über Gedächtnis und Erinnerung (2.),

Phantasie (3.), Talent und Genie (4.), Witz und Witze (5.), und Ideale (6), Idee der Unsterblichkeit (7.), Gefühl und Gefühle.

Es sei nun im folgenden auf einige Theile der Darstellung hingewiesen, die namentlich nach der Seite der präciseren Fassung der psychologischen Begriffe zu wünschen übrig lässt und so als Grundlage für den öffentlichen Unterricht, wie schon oben erwähnt wurde, weniger tauglich wären, zugleich aber auf hervorragende Theile des Buches aufmerksam gemacht.

In dem ersten der Empfindungslehre entnommenen Capitel scheint es Ref. ein Mangel, dass von Empfindung und Wahrnehmung (S. 4) gesprochen wurde, ehe von Vorstellung und Urtheil wenigstens in ihren charakteristischen Unterschieden die Rede war.

Das hatte aber die etwas schiefe Alternative, nach welcher die Art, wie die Sinne thätig seien, entweder Empfindung oder Wahrnehmung sein soll, zur Folge. Empfindung ist eben nichts anderes als eine Wahrnehmungsvorstellung im Gegensatze zu einer Phantasievorstellung, während Wahrnehmung selbst, sei es nun, dass ihr eine Empfindung, eine Wahrnehmungsvorstellung physischen Inhaltes, oder eine Wahrnehmungsvorstellung psychologischen Inhaltes zu Grunde liegt, ein Urtheilen ist, daher beide nicht wie der Verf. thut, zu coordinieren sind. Und wenn der Verf. den Unterschied erläuternd sagt, „die eigene Gestalt empfindet man nicht, sondern man nimmt sie wahr“, so sollte es wohl richtiger heißen: „Die eigene Gestalt nimmt man (der Sehende durch eine Gesichtsempfindung, der Blinde durch Tastenempfindungen) durch Empfindungen wahr. Die Empfindungen sind eben die Vorstellungen, welche dem Wahrnehmungsurtheile über die Gestalt zu Grunde liegen. Überhaupt gehört „Empfindung“ wie „Gefühl“ und „Wahrnehmung“ zu jenen deutschen Ausdrücken, deren Bedeutung so wenig einheitlichen Gebrauch zeigen, dass von ihnen allein eine Charakteristik der psych. Phänomene wohl nicht ausgehen kann.

Dort wo der Verf. (S. 8) die empirische Erkenntnis, wie sie uns die Sinne bieten, rationaler Erkenntnis in längerer Erörterung entgegensetzt, hätte einerseits ein Hinweis auf die Berechtigung der Induction besser, als es geschieht, gezeigt, inwieferne „auf allen Gebieten sinnlicher Erfahrung viele sichere Erkenntnisse gewonnen werden“. Andererseits hätte es genügt, kurz auf den Unterschied des „Erkenntnisgrundes“ und des „Realgrundes“ aufmerksam zu machen, damit das „πρότερον πρὸς ἡμᾶς“ des Aristoteles in anschaulicheren Gegensatz zu dem πρότερον τῇ φύσει“ trete.

Als psychologische Bedingung für das Zustandekommen einer Wahrnehmung bezeichnet der Verf. (S. 11) die Aufmerksamkeit. Wenn er dieselbe aber als „Richtung der Seele auf einen wahrzunehmenden Gegenstand“ definiert, so scheint diese

Beschreibung sich mit bloß bildlichen Ausdrücken zu begnügen, die eigentlich wenig besagen. Großes Interesse erweckt das Auseinanderhalten der synonymen Ausdrücke für Sinneswahrnehmungen, (S. 13) und der Nachweis, wie die Sprache den höheren oder geringeren Grad der Aufmerksamkeit bei diesen Unterschieden in der Bezeichnung der Sinneswahrnehmung benützt.

Vermisst wurde vom Ref. eine Erwähnung und Charakterisierung der „Illusion" im Unterschiede von der „Hallucination", da gerade diese beiden Begriffe vieler Verwechslung unterworfen sind.

Die Darstellung vom Capitel „Gedächtnis und Erinnerung leidet noch vielfach unter dem Festhalten an Herbart's Vorstellungsmechanismus, so z. B. wenn der Verf. „Erinnerung" die Thätigkeit der Seele nennt „dunkel gewordene, scheinbar (?) entschwundene, aber auch bloß augenblicklich nicht im Bewusstsein befindliche Vorstellungen wieder hervorzuholen, zu reproducieren".

Hingegen kann das Eingehen auf die Ableitung des Wortes „Gedächtnis" und „Erinnerung" sowie die schönen, dem Ideenkreise der Schule entnommenen Beispiele beim Unterrichte gute Verwendung finden.

An Stelle des allzu albernen Beispieles aus dem „Abriss eines Lehrcurses der Mnemonik" von Dr. Otto (S. 42), das ohne Verlust hätte unerwähnt bleiben können, wäre nach dem Dafürhalten des Ref. ein genauerer Hinweis auf die mnemotechnische Methode und ein oder das andere g u t e Beispiel von größerem Werte gewesen.

Wie der Verf. es versteht, immer von neuem das Interesse des Lesers wach zu erhalten, zeigt das Ausgehen von der Interpretation des Rückertschen Bildes vom Riesenweib Phantasie, Witz dem Zwerg und Verstand, dem proportionierten Mann, ehe er zur Darstellung des Wesens der Phantasie und ihrer Wirkung gelangt.

Zuzustimmen vermag aber Ref. nicht dem Bestreben des Verf., die Phantasie als r e p r o d u c t i v und bildnerisch" darzustellen und ihr das Schöpferische im strengen Sinne abzusprechen. Gerade das Schöpferische, das in der anschaulichen neuen Verbindung zwar vorhandener, aber auch vielfach abgeblasster Theile liegt, unterscheidet die Phantasievorstellung von ihrer Schwester, der reproductiven Erinnerungsvorstellung. Sehr belehrend sind die Worte des Verf. über den Wert der Phantasie (S. 55 ff.), wobei er auch einer hervorragenden Eigenschaft der Phantasievorstellung gleichsam nachholend genauere Erwähnung thut, nämlich der Anschaulichkeit.

Im folgenden Abschnitte (4) gibt der Verf., wieder vom Sprachgebrauche ausgehend und auf treffende Belege aus der Literatur gestützt, geistreiche Distinctionen zunächst zwischen „fähiger Kopf", bloße Anlage und Talent", dann zwischen Talent und Genie.

Das Genie ist ihm ein Talent, das nicht bloß productiv, wie die anderen Talente ist, sondern in seiner Productivität originell, das Talent, ursprünglich hervorzubringen, was noch nicht da war oder doch nicht so da war. Daher verfährt es nicht unbedingt nach allgemein anerkannten Principien, sondern nach Einfällen, nach dunkeln inneren Anschauungen oder auch nur Ahnungen. Wenn das vom Genie Geleistete noch durchaus nicht frei von allem Mangel ist, so muss es doch wert sein, nachgeahmt zu werden.

Nicht weniger anregend ist der Abschnitt 5: „Über Witz und Witze", welcher nicht nur reiche Darbietungen aus dem Sprachgebrauche, sondern auch genaue Differenzierung zwischen dem Worte „Witz" in seiner subjectiven Bedeutung, nämlich eines Talentes, und in seiner objectiven Bedeutung, nämlich des Erzeugnisses dieses Talentes gibt und in sehr anschaulicher Weise das damit bezeichnete psychologische Phänomen charakterisiert. Nach Dafürhalten des Ref. zählt gerade dieser Abschnitt zu den gelungensten des ganzen Buches.

Der Abschnitt (6) „Idee und Ideal" geht von der Darstellung der platonischen Ideenlehre aus, unterscheidet zwischen „ideell" und „ideal", „reell" und „real", und legt in sehr lichtvoller Darstellung den Unterschied zwischen Idee und dem Ideal dar.

Im 7. Abschnitte, der über die „Idee der Unsterblichkeit" handelt, unterscheidet der Verf. zwischen der „Unsterblichkeit der Wirkung", „der des Namens" einerseits als den niemals populären Arten derselben und der Idee der Unsterblichkeit als Vorstellung von dem „individuellen Fortleben des Geistes" andererseits. An diese letzte Art der Unsterblichkeitsidee schließt er eine sehr lesenswerte, übersichtlich gehaltene Entwicklungsgeschichte dieser Idee an, die er treffend mit den Worten einleitet (S. 124): „hier geglaubt und wieder bezweifelt, dort bezweifelt und wieder geglaubt, jetzt als Wahrheit vertheidigt, als Nothwendigkeit bewiesen, dann als Irrthum bestritten, als Unmöglichkeit geleugnet, je nach der wechselnden Cultur in ewig wechselnde Formen gehüllt und selbst aus dem Aberglauben mit seinen wirren Bildern noch deutlich erkennbar, so schwebt diese Idee der Unsterblichkeit als leuchtende Wandelgestalt durch die Menschen- und Geistesgeschichte".

Das Capitel beschließt eine sachliche Darstellung der Unsterblichkeitsfrage, die gegen den Materialismus zunächst die Immaterialität der Seele, dann den teleologischen Beweis in verschiedener Hinsicht als Beweisgründe für die Unsterblichkeit untersucht und auf den Autoritätsbeweis, um nicht in das theologische Gebiet zu gerathen, nur hinweist.

Die schwierigen Probleme der Gefühlslehre endlich behandelt der 8. Abschnitt. Mit Unrecht scheint Ref. der Verf. das sogenannte sinnliche Gefühl aus dem Gebiete der psychologischen

Phänomene, das wir Gemüth nennen, auszuschalten und nur vo „geistigen“ Gefühlen zu reden. Viel richtiger wird er, wie Höfl in seiner Psychologie es thut, die Gefühle in Vorstellungsgefühl wozu eben die an Empfindungen, also Vorstellungen sich a schließenden Gefühle gehören, und Urtheilsgefühle scheiden, zu denen d vom Verf. behandelten intellectuellen, moralischen Gefühle gehöre nicht aber das ästhetische Gefühl, das sich schon an die Wah nehmungs- oder an die Phantasievorstellung anknüpft. Daraus geh aber hervor, dass es nicht ganz präcise ausgedrückt erschein wenn der Verf. (S. 143) sagt. „Geistige Gefühle knüpfen sich a Vorstellungen“.

Bei der Behandlung des ästhetischen Gefühles hätte d Anschaulichkeit auch als besonderes Merkmal hervorgehoben werde sollen. Sehr schön sind die Beziehungen zum Sittlichen, die d Kunstschöne haben muss, von dem Verf. gegen gewisse moder Richtungen hervorgehoben. Auch die Charakteristik der Affec entbehrt keines der zu erwähnenden Merkmale. Mit Bemerkunge welche zeigen, wie für ein Leben so wichtige Harmonie zwische Verstand und Gefühl namentlich die Cultur des Gefühles in d Familie entscheidend ist, schließt der Verf. das Buch, welch durch seinen Reichthum gehaltvoller Beispiele, durch welche o schwierige Probleme in anschaulicher Weise zur Darstellung g bracht werden, sowie durch die fesselnde Form, wenn auch manche präciser hätte gegeben werden können, ohne Zweifel einen ehre vollen Platz unter den Werken der psychologischen Literatur sic erobern wird.

Wien. Gustav Spengler.

Kunstgeschichte in Bildern. Systematische Darstellung der Ent wicklung der bildenden Kunst vom classischen Alterthum bis zu Ende des 18. Jahrhunderts. Leipzig, E. A. Seemann 1898.

Wir haben es hier mit einer neuen Ausgabe der „Kunst historischen Bilderbogen“ zu thun, die sich durch eine weitau schönere Ausstattung, durch den größeren Umfang und die stren systematische Ordnung auszeichnet. Entsprechend dem moderne Stande der Vervielfältigungstechnik werden mit kaum nennens werten Ausnahmen nur sehr gute autotypische Reproductionen nac den besten modernen photographischen Aufnahmen der Original werke vorgeführt. Viele dieser Bilder wirken wie Lichtdrucke und geben die Qualität des Urbildes in einer geradezu berückende Schönheit und Treue wieder. Die Tafeln enthalten meist vie manchmal aber auch sechs, zwei oder nur ein Kunstwerk. Di Hauptwerke der bildenden Kunst sind durch ganzseitige Abbil dungen wiedergegeben. Diese Kunstgeschichte in Bildern macht in der That die alten Ausgaben der „Kunsthistorischen Bilder-

gen" entbehrlich, die denn auch, wie der Verleger mittheilt, h Vollendung des neuen Werkes aus dem Handel gezogen rden sollen.

Mit diesem Werke wird eine dem jetzigen Stande der Wissen- aft **und** den Fortschritten der Illustrationstechnik entsprechende sammenstellung derjenigen Kunstdenkmäler geboten, die für die nstgeschichte von markanter Bedeutung sind. Auf ungefähr 0 **Tafeln** in Folio wird die ganze Entwicklung der bildenden nst, der Baukunst, der Bildhauerei und Malerei entrollt, und mit ein Hilfsmittel zur Veranschaulichung der Wandlungen ge- en, die die ästhetische Empfindung der wichtigsten Cultur- lker im Laufe der Zeiten erfahren hat. Die strenge Ordnung d Sichtung, sowie die durchaus sorgfältige Technik der auf m besten Kunstdruckpapier wiedergegebenen Illustrationen ver- hen dem Werke einen eigenthümlichen, dauernden Wert. — Das sammtwerk gliedert sich folgendermaßen: I. Alterthum. . Mittelalter. III. Die Renaissance in Italien. IV. Die Renaissance serhalb Italiens. V. Die Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts.

Uns liegt Abtheil. III vor, Die Renaissance in Italien, arbeitet von Prof. Dr. G. Dehio. Auf 110 Tafeln (broschiert 0 Mk. 50 Pf.) oder in sieben Lieferungen zu je 1 Mk. 50 Pf. hältlich, hat Dehio die gewaltige Masse von architektonischen, ildhauerischen und malerischen Werken in folgender Weise ge- chtet: *A*. Architektur: 1. Kirchen (Langbauten; Central- uten; Brunellesco, Bramante). Palladio. Innenperspectiven. . Hallen und Höfe. 3. Paläste. Frührenaissance in Toscana, 'enedig, Rom, Hochrenaissance in Rom, Spätrenaissance in 'lorenz, Genua, Vicenza, Venedig. IV. (im Werke liest man ver- ruckt VI.) Villen der Hochrenaissance. *B*. Decorationen. In iesem großen Capitel werden wir mit vielen Details der Archi- ekturausstattung bekannt, als da sind: Fenster, Thüren, Marmor- nd Holzgeräthe, als Inneneinrichtungen von Baulichkeiten, und endlich mit Kirchengrabmälern. Letztere bilden ja bekanntlich für die Culturgeschichte der Renaissance, speciell für die Eitelkeit der letzteren, eminent wichtige Beiträge. *C*. Plastik. Jacopo della Quercia führt uns hier ein, der in seinem durchgeistigten, großen Formalismus oft wie ein Vorläufer Michelangelos erscheint; dann kommen die großen Florentiner von der Mitte des 15. Jahrhunderts, hierauf die Robbias und endlich die Florentiner der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Eigene Capitel sind den Porträtbüsten, der oberitalienischen Plastik und der Bildhauerei der Hochrenaissance von Andrea Sansovino aufwärts, mit besonderer Betonung Michel- angelos, gewidmet. *D*. Malerei. Diese ist wieder untergetheilt in 1. Frührenaissance und 2. Hochrenaissance. In der ersteren lernen wir Masaccio zunächst kennen, und im weiteren Verlaufe Signorelli, Botticelli, die Umbrer, die durch die Universität stark zu classischen Studien hinneigenden Paduaner, die Bolognesen und Ferraresen

und die frühen Venetianer. Das zweite Capitel behandelt zunäch Lionardo und seine Schule, dann Michelangelo, hierauf Fra Bart lommeo und Rafael, sowie des letzteren Schule. Auf den Tafe 83 und 84 sehen wir in sechs Bildern die Stanzen des Vatica auf Tafel 85 vier Bilder der großen Teppiche, auf Taf. 86 d Decorationen und die Fresken der Farnesina und der Loggien, a Taf. 87 Rafaels große Altarbilder, darunter die Madonna di Folig von 1512, auf Taf. 88 Jugendarbeiten, Taf. 89 vier Madonn auf Taf. 90 die Sixtina und sein letztes Werk, von Schül vollendet, die Transfiguration. Taf. 91 zeigt ihn uns noch zwei großen Bildern als bedeutenden Porträtisten. Hierauf komm der Florentiner Andrea del Sarto, die Lombarden nach Lionar und Sodoma. Eine der schönsten Tafelreihen ist die über Giorgi und Tizian, über die mythologische und allegorische Malerei Venedig und die hochentwickelte Porträtkunst daselbst; dann seh wir in prachtvollen Abbildungen die Hochrenaissance auf d venetianischen Festlande, sowie in Brescia (Moretto) und Ferr vorüberziehen. Endlich kommt die Spätrenaissance an die Rei vertreten durch Tintoretto und Paulo Veronese. Den üppigen Schl bildet in zwei Tafeln ein Blick auf die Hochrenaissance in Par auf den großen Correggio; unter seinen Bildern ist auch die der kaiserlichen Gallerie in Wien reproduciert, wie uns de mehrfach Schätze unserer Sammlungen begegnen. — Ein Regis der Orts- und Künstlernamen vervollständigt das Werk und leichtert das Auffinden des Gesuchten.

Das umfangreiche Unternehmen wird allmählich, wohl e im Laufe des nächsten Jahres, seine Vollendung finden. W können den erst erschienenen Theil, der vielfach namentlich de Historiker und dem Zeichner im Unterrichte von großem Nutz sein wird, auf das Beste empfehlen, und sehen mit großer Spa nung der ersten Abtheilung entgegen, die noch 1900 e scheinen soll. Diese wird in keinem archäologischen und hist rischen Cabinet fehlen dürfen, und wird wie die großen Seeman schen Wandbilder für die Modellsammlungen unserer Zeichens eine nothwendige Ergänzung bilden.

Troppau. Rudolf Böck.

Die Leibesübungen und ihre Bedeutung für die Gesundhei Von Prof. Dr. R. Zander. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlu wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen G bieten des Wissens. 3. Bändchen.) Leipzig 1899.

Das vorliegende Buch ist aus einer Reihe von Vorträge hervorgegangen, welche der Verf. im Winter 1898 im „Verein fü fortbildende Vorträge" zu Königsberg in Preußen gehalten hat.

Nach einem kurzen Ausblick auf die Geschichte des Turnens, e **Leibes**übungen bei den Hellenen und die Leibesübungen in der **euzeit**, sowie nach einer knappen Würdigung des Nutzens der **eibesü**bungen selbst gelangt der Verf. zum eigentlichen Kern **iner** Arbeit, zum Wesen der Leibesübungen und deren Wirkungen **uf die** einzelnen Organe und auf den ganzen Körper. Was wir **. über** den Einfluss der Leibesübungen auf die Musculatur, über **ie Wechsel**beziehungen zwischen dem Muskel- und Nervensystem, **rner** über den Einfluss der Leibesübungen auf das Skelettsystem **nd auf** den Stoffwechsel, über die Wirkungen der Leibesübungen **uf die** Athmung und die Blutcirculation, sowie auf den gesammten **toffwechsel** und in zusammenfassender Weise schließlich über den **Einfluss** der Leibesübungen auf den ganzen menschlichen Körper **rfahren**, ist zweifelsohne das Beste, was bisher auf diesem Ge**iete** geschrieben wurde. Den Schluss des Buches bilden Vor**chläge** hinsichtlich der Wahl der Leibesübungen; die letzten **wei** Abschnitte sind den Leibesübungen der Frauen und dem **portlichen** Betriebe der Leibesübungen gewidmet.

Die ganze Arbeit ist auf gute Quellen gestützt, wobei nicht **erkannt** werden darf, dass auch die turnerische Literatur eine **entsprechende** Berücksichtigung erfahren hat. Insbesondere wurde **das** vortreffliche Werk von Dr. F. A. Schmidt in Bonn: 'Unser **Körper**. Ein Handbuch der Anatomie, Physiologie und Hygiène der Leibesübungen' fleißig zurathe gezogen, was der Gediegenheit des Buches nur sehr zustatten kam. Bei aller Sorgfalt, welche der Verf. bei Auswahl und Anwendung der einschlägigen Literatur an den Tag legt, bewährt er sich dennoch wie in seinen früheren Schriften als ein selbständiger und fleißiger Forscher auf turnphysiologischem Gebiete, der überall mit scharfer Beobachtung eine klare Auffassung der Sache und ein zutreffendes Urtheil zu verbinden weiß. Auch die gewählte und doch gemeinverständliche Ausdrucksweise lässt nichts zu wünschen übrig, so dass es Laien wie Fachmänner gleich zufrieden zu stellen vermag. Von ganz besonderem Vortheile sind die so zahlreich beigegebenen erläuternden Abbildungen, welche dem Verständnisse, insbesondere in anatomischer und physiologischer Beziehung sehr zuhilfe kommen.

Bei allen sachlichen Vorzügen wird man zugute einer zweiten Auflage des Buches über einige mehr äußerliche Unebenheiten doch nicht leicht hinweggehen können. So muss es zunächst wundernehmen, dass bei einer Arbeit, welche die Leibesübungen doch nur mehr vom Standpunkte ihrer Bedeutung für die Gesundheit behandelt, hievon in den turngeschichtlichen Vorbemerkungen keine Erwähnung gethan wird. Hier hätten für die ältere Zeit wenigstens Gelenus, für die neuere Frank angeführt werden sollen. Bei der antiken Gymnastik fehlen, wie es schon andernorts bemängelt wurde, die Hinweise auf die neuzeitigen Erklärungen des Phayllossprungs, das Guts Muths'sche Spielbuch wird unter falscher

Überschrift angeführt; die auf S. 11 gemachte Bemerkung üb… Pestalozzis Gelenkübungen lässt für Unkundige den Schluss zu, als ob Guts Muths' Gymnastik aus den Pestalozzi'schen Elementarübungen hervorgegangen wäre, was doch nicht der Fall ist. Außerdem schreibt der Verf. auf S. 15 Baarlauf anstatt Barrlauf und gefällt sich in einer Menge von Fremdbezeichnungen, die füglich alle durch deutsche Benennungen hätten ersetzt werden können. Man vgl. nur S. 22, 23 und 24 und S. 132 ff.

Der Verf. setzt auch das Jugend- und das Volksspiel in ih… volles Recht ein.

Auch die äußere Ausstattung des Buches lässt es überal… nur auf das Wärmste empfehlen.

Wien. J. Pawel.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Zur Methodik des Stenographie-Unterrichtes an Mittelschulen im Lichte der Concentration.

Nach Comenius wird Gediegenheit des Unterrichtes erzielt, „wenn alles, was miteinander im Zusammenhange steht, beständig verknüpft wird", also kein Lehrgegenstand für sich als alleiniger Zweck betrachtet sondern zu den übrigen in alle ihm natürlichen Beziehungen gebracht wird. Gewiss kann diese Wechselbeziehung der Unterrichtsstoffe nicht genug betont und auf das Verknüpfen und Zusammenhalten der gleichartigen Fäden, die sich beim Unterrichte nicht selten in verschiedenen Gegenständen fast gleichzeitig fortspinnen, nicht nachdrücklich genug hingewiesen werden. Solche Einigungspunkte für den Unterricht auf den einzelnen Stufen des Gymnasiums ergeben sich bei der Durchsicht der einzelnen Classenbilder[1]) hinsichtlich der obligaten Lehrgegenstände. Aber auch der Stenographie-Unterricht gliedert sich ganz naturgemäß an jene Gegenstände an, welche in der IV., bezw. V. Gymnasialclasse gelehrt werden. Ganz besonders sind es Sprachlehre und Stenographie, die miteinander in inniger Wechselbeziehung stehen. Man kann aus vielen Stellen in Gabelsbergers „Anleitung" bereits nachweisen, wie innig verwandt sich Gabelsberger selbst die Lautbilder der Sprache und die Züge seiner Kurzschrift dachte. Jeder Gebildete erkennt in der geistreichen Symbolik der Vocale Gabelsbergers musikalische Auffassung der Sprache. Auf diese und ähnliche Erscheinungen mehr allgemeiner Natur ist von mir bereits bei anderen Gelegenheiten hingewiesen worden. Von großem Werte aber scheint es mir zu sein: 1. auf die innere Gleichartigkeit hinzuweisen, welche zwischen dem in der IV. und V. Classe zu behandelnden Abschnitte der deutschen Grammatik und der wissenschaftlichen Behandlung des Stenographie-Unterrichtes zutage tritt, ferner 2. auf gewisse äußere Momente, deren Benützung den Stenographie-Unterricht in leh-

---

[1]) Dr. Jos. Loos, „Der österr. Gymnasiallehrplan im Lichte der Concentration." Wien, Hölder 1892. S. 10 ff.

hafte und nutzbare Wechselbeziehung zu den übrigen, gleichzeitig g lehrten Gegenständen zu bringen imstande ist. Für die deutsche Sprac lehre ist im Lehrpensum der IV. Classe vorgeschrieben: „Unterricht der Syntax des zusammengesetzten Satzes", der V. Classe „Wortbildun Lehnwörter, Fremdwörter, Volksetymologie".

Der Stenographielehrer wird sich beim Unterrichte vor Aug halten müssen, den Unterricht stets anschaulich zu gestalten, immer vo Bekannten ausgehend die Brücke nach dem Unbekannten zu schlage In geistreicher Weise bemerkt Prof. Ed. Oppermann[1]) (Dresden), da bereits mit den lateinischen Buchstaben *a*, *d*, *m* und den daraus g wonnenen stenographischen Zeichen für Consonanten und Vocale si gleich mindestens ein Viertelhundert Wörter schreiben lassen. Wie d Lehrer hier in ganz natürlicher Weise an die Züge der bereits bekannt Schrift anknüpfen und in die unbekannte mit Leichtigkeit einführ wird, so wird er auch viele wissenschaftliche Regeln ohne Schwierigk aus den bereits bekannten Lehrsätzen der deutschen Grammatik herleite Während er bei der Bezeichnung der stenographischen Consonanten unt anderem auf die Lautstatistik, auf die Lautphysiologie, das Iteratios und Combinationsverhältnis, bei der Vocalsymbolik auf die wohldurc dachte wissenschaftliche Grundlage bei Gabelsberger hinweisen wir wird die Wortkürzung und ganz besonders die Satzkürzung ein tiefen Eingehen in den grammatischen Lehrstoff, in den Bildungsgang, de die Sprache genommen, verlangen. Damit der Schüler gleich a fangs sich gewöhne, alle überflüssigen Endungen wegzulassen, mu er angewiesen werden, auf die Rection der Verba, auf die Bezi hungen der Präpositionen, auf die Wörter, welche Steigerungsverhältnis anzeigen, achtzugeben. In rascher Auffassung muss er sich klar sein, wi viel Hilfen bereits da sind, um Zahl und Endungen der Substantiva un Adjectiva, um Person, Zahl, vielfach auch schon die Zeit des Verbum im Voraus zu erkennen und deren ausdrückliche Bezeichnung unbeachte zu lassen. Dieses alles ist nur möglich unter fortwährender Beziehung auf die Lehre vom einfachen und zusammengesetzten Satze. Ich möcht diese Thätigkeit des Schülers eine praktisch angewandte, empirisch Syntax nennen. Nicht unwesentlich ist auch die Eigenheit der Gabels berger'schen Stenographie, Verbindungen von Präpositionen, Artikel un Substantiven, welche dem Sinne nach zusammengehören, auch graphisch zu vereinigen (in die[er] be[ziehung]; zu dies zw = zu diesem Zwecke; unter allum = unter allen Umständen usw.). Der Schüler hat hoch- und tieftonige, Stamm- und Bildungssilben zu unterscheiden. So bleibt z. B. die selbstverständliche Schalt- oder Wohlklangssilbe unbezeichnet. Diese Unterdrückung des Selbstverständlichen setzt eine stete Bezugnahme auf die Gesetze der Grammatik voraus. Wenn er z. B. „Altkeit" statt „Alterthümlichkeit" schreibt, so zeigen ihm die ausgelassenen Zwischensilben den Gang, den die Sprache in ihrer Entwicklung durch Ansetzen immer neuer Triebe gewonnen hat.

[1]) „Zur Behandlung des stenographischen Lehrstoffes." Festbuch. Wien 1895, S. 149 ff.

Noch größere Bedeutung gewinnt der Stenographie-Unterricht, wenn der Lehrer im Fortbildungscurse (gew. V. Cl.) diese Gesetze der Wortkürzung mit Bezug auf den gleichzeitig im Deutschen durchgenommenen Lehrstoff noch tiefer begründet. Der Schüler wird z. B. schon bei der deutschen Lautlehre (Willomitzer S. 192 ff.) manches bestätigt finden, was er bei der sprachlichen Würdigung der Gab. Consonantenzeichen gelernt hat. In der „Wortbildung durch Ableitung" (Willomitzer § 86) lernt er von den Wurzelwörtern, dass zu ihnen fast alle starken Verba gehören. In der stenographischen Satzkürzung lernt er (Lehrbuch von Scheller S. 56), dass die Stammkürzung bei solchen Wörtern anzuwenden ist, welche, wie die Verba der starken Conjugation im Imperfect der Endungen ermangeln. Willomitzer § 61 folgen Beispiele mit den bezüglichen Ableitungssilben, dann eine Darlegung der Bedeutung der letzteren in den beigegebenen kleingedruckten Bemerkungen. Letztere sind nun für den Stenographen von besonderer Wichtigkeit. Er erkennr in diesen Endungen Vor und Nachsilben, ursprünglich selbständige Wörter, deren Bedentung heute noch empfunden werden kann. Für die Satzkürzung bieten gerade die zusammengesetzten Wörter, an denen die Sprache so reich ist, wichtige Anhaltspunkte, und der Umstand, dass der Schüler statt des ganzen Wortes nur die Vor- oder Nachsilbe (hie und da mit Hilfsbuchstaben des Stammes) schreibt macht es ihm zur Pflicht, die in der Vor- und Nachsilbe liegende Bedeutung genau zu kennen, um auf Grund derselben von dem eben nur angedeuteten Worte auf das vollständig lautende zu schließen; daher auch manche Stenographie-Lehrbücher darauf Bedacht nehmen. So lehrt Scheller (S. 54): „Die Silbe be bedeutet eine Verstärkung, ent ein Herauskommen, Trennen, er ein Verlangen, eine Richtung .. u. ähnl. über ge, miss, un, ver, zer. Ferner S. 67 bezüglich der Nachsilben: „So bedentet bar die Fähigkeit, Genauigkeit, Möglichkeit, Nothwendigkeit, etwas zu thun oder zu leiden, sam ein Ähnlichsein, ig ein Besitzen, isch, lich, icht eine Art Stoff oder Gattung... die substantivische Nachsilbe er den persönlichen Betrieb eines Geschäftes, ei die Beschäftigung an sich als abstracten Begriff" usw. Ebenso sind die § 62 ff. (bei Willomitzer), welche über die Wortbildung durch Zusammensetzung handeln, sehr wichtig, weil gerade diese Worte am häufigsten gekürzt und auch sicher wieder gelesen werden, wenn der Schüler, wie die Instructionen für den deutschen Unterricht fordern, das logische Verhältnis der Theile einer Zusammensetzung richtig erkennt. Ebenso ist die Kenntnis und Auswertung des Fremdwortes von großer Wichtigkeit. Es ist also klar, dass hier Stenographie und deutsche Sprachlehre zu gleicher Zeit die gleichen Wege wandeln. Der Stenographielehrer braucht nur die vom deutschen Sprachbetrieb gegebenen Hilfen zu benutzen, braucht nur auf die Beobachtung der Wortbildungsgesetze im weitesten Umfange hinzuweisen, um die für jeden Stenographen nöthige sprachliche Gewandtheit für die Wahl und Anwendung der freien Kürzung auch seinerseits zu fördern und zu sichern.

Recht brauchbar endlich sind für die Satzkürzung Willomitzers kurze Darlegungen über den Wort- und Satzaccent S. 202 f. Je ver-

ständnisvoller der Schüler die Wechselbeziehung zwischen Tonstärke und Bedeutungsstärke erfasst hat, desto praktischer wird er beim Nachschreiben schnellschriftlicher Dictate kürzen. Wie die Worte an sein Ohr klingen, muss die Satzmelodie ihm sofort verständlich sein, muss das Gefüge, der ganze Bau auf dem Papier skizziert sein. Die Debattenschrift, besonders das richtige und geläufige Lesen derselben, gleicht dem Construieren und Extemporieren im Lateinischen und Griechischen. Denn wie beim Extemporieren in den fremden Sprachen, so muss beim Stenographieren der Schüler „das Wichtige ins Auge fassen, besonders das, was die Fugen der einzelnen Sätze ausmacht, und er muss schnell überlegen, wie Balken auf Balken sich stützt und ein Theil den andern trägt" [1]).

Ich möchte zum Schlusse noch auf gewisse äußere Momente hinweisen, wodurch der Stenographie-Unterricht in fruchtreiche Wechselbeziehung zu anderen gleichzeitig gelehrten Gegenständen gebracht werden kann. Jeder Lehrer soll sich bei seinem Unterricht in den Gedankenkreis, in das Auffassungsvermögen seiner Schüler hineindenken. Dies wird er am besten thun, wenn er beim Unterrichte auf die Bildungsinhalte Rücksicht nimmt, welche tagsvorher oder am selben Tage an dem geistigen Horizonte seiner Schüler vorüber gezogen sind. Wenn er z. B. bei der Wahl der Dictierstoffe besonders im Fortbildungscurs, an seine Schüler herantritt mit der Frage: „Was wurde heute im Deutschen gelesen, was in Geschichte, Geographie oder Physik durchgenommen"?, so werden sie gewiss freudig Auskunft geben. Schließt sich der Stenographie-Unterricht unmittelbar an den obligaten an, wie es ja häufig der Fall sein dürfte, so haben die Schüler sogar noch die Bücher bei sich die der Lehrer benützen kann. Dabei ergibt sich noch der Vortheil, dass die Schüler mit Fragen über schwierige Schreibweisen sich direct an den Lehrer wenden können und für ihre Zweifel sofort Lösung finden. So wird es vorkommen, dass sich Schüler über die Schreibung von Wörtern wie atmosphärisch, pneumatisch, Montgolfier, Indifferenz, astatisch, Araeometer, diatonisch, Coërcitivkraftfiltration usw. an ihn wenden werden. Derartige Fragen deuten aber dem Lehrer zugleich an, dass es gut wäre, bereits bei der Schreibung von Wortbeispielen auch auf solche dem Schüler jedenfalls wichtig scheinende Worte — kommen sie doch beim Vortrage in der Physik vor — Rücksicht zu nehmen. Er wird also besonders die physikalische Terminologie mit ihren hunderten von Namen" [2]) beachten müssen. Ähnliches lässt sich auch von Geographie, Geschichte und Mathematik in Quarta sagen. Eigennamen wie Cortez, Pizarro, Stuart, Gustav (Adolf), westphälisch, pragmatische Sanction, Washington; Hieflau, Hradschin, Smichov, Wolfsegg incommensurabel, Rectification, Tetraeder usw. sind für den Anfänger nicht so leicht zu schreiben und selbst im Fort-

[1]) Vgl. Rothfuchs, Beiträge zur Methodik (betreffend des Lateinischen), Marburg 1882.

[2]) Loos S. 35.

ldungscurs lassen sich hier für längere Namen bequeme und klare Kürzgen zeigen z. B. für Kremsmünster, Kleinmünchen, Oberhollabrunn, ebenbürgen, Steiermark, Neulengbach, Krumnussbaum, Petzenkirchen usw.

Wählt der Stenographielehrer zu seinen Übungen Dictate aus n Lehr- und Lesebüchern seiner Schüler, so gewinnt er nicht nur für inen Gegenstand, da die Schüler in der Darstellung schwieriger Wörter ichtlich gewandter werden, sondern er trägt auch zur Concentration s Unterrichtes wesentlich bei, indem durch seine Thätigkeit das Unterchtsbild des Tages gewiss nur vervollständigt wird. Dabei spielt noch n wesentliches Moment mit, das rege Interesse der Schüler, welche lchen Übungen erfahrungsgemäß gespannte Aufmerksamkeit entgegenringen, wodurch auch die Stenographie gewinnt.

Auch aus Gindely's Lehrbuch der Geschichte (I. B. Alterthum, . Classe) werden Dictate mit Vortheil verwendet. Ich erwähne nur der Jugurth. Krieg", „der Krieg mit den Cimbern und Teutonen" S. 189 f. die alten Deutschen" S. 220 ff. Ganz besonders aber möchte ich das eutsche Lesebuch (IV. Cl. z. B. von Kummer und Stejskal)[1]) als wichigen Concentrationsbehelf empfehlen. Enthält es doch eine Reihe höchst assender Stücke, die sich auf vaterländische Geschichte, Landschaft, Erfindungen usw. beziehen. Natürlich wird ein solches Dictat und das Wiederlesen von Seite des Schülers nicht mechanisch sein dürfen, sondern vom Gefühlston begleitet sein müssen. Ja das gesteigerte Tempo beim Dictate des Lehrers verlangt unwillkürlich auch gesteigerte Empfindung. Bei Gedichten soll die dichterische Stimmung, bei lebhafter Darstellung und Rede das erforderliche Pathos zum Ausdrucke kommen.

Linz. Ferd. Barta.

Lietz Hermann Phil. Dr., Emlohstobba. Roman oder Wirklichkeit? Bilder aus dem Schulleben der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft? Berlin 1897, 192 SS. und 22 Tafeln. Preis 4 Mk.

L. entwirft das Bild eines wesentlich umgestalteten Unterrichtsbetriebes, von dem er sich ganz besondere Erfolge für die Erziehung verspricht. Dabei kommt allerdings der Unterricht in den einzelnen Disciplinen ziemlich kurz und schlecht weg. Nirgends sind die Unterrichtsgegenstände vollständig aufgezählt, noch ist angegeben, in welchem Umfange sie gelehrt werden sollen. Nirgends erfährt man etwas von einem Lehrziel, ebensowenig, für welche Berufe oder Berufsstudien eine solche Anstalt vorbereiten soll. Im besonderen zeigt sich die Unklarheit des angestrebten Zieles in unentschiedenen Äußerungen folgender Art: Einmal setzt der Verf. voraus, dass die Knaben in der Anstalt vollständig untergebracht sind, dann spricht er wieder von der Möglichkeit, die Kinder um 7 Uhr abends nachhause zu entlassen, einmal spricht er von der Erziehung der Knaben, an anderer Stelle werden die Mädchen

[1]) Vgl. Loos S. 16 u. bes. S. 33 über das deutsche Lesebuch v. Leop. Lampel.

mit einbezogen, größtentheils sind die Angriffe gegen das gegenwärtig Mittelschulwesen gerichtet, öfter wird wieder von dem üblichen Unterrichtsbetriebe im allgemeinen gesprochen u. s. f. Auch welche Stellung dem Unterrichte in der lateinischen und griechischen Sprache zugedacht ist, bleibt unklar; derselbe wird zwar nicht rundweg eliminiert, doch sieht der Verf. nicht ein, welchen Zweck es haben soll, »Sprachen, die nun doch einmal todt sind, nachstottern zu lassen« (S. 47). Und wenn der Verf. gelegentlich davon spricht, dass man auch bloß von Vegetabilien leben kann (S. 19), wenn er für Jäger'sche Wollwäsche plaidiert und von den Wunderkräften des Lichtes, der Luft und des Wassers spricht (S. 45), so will er offenbar nur den Beweis erbringen, dass er — damit wir uns seiner Ausdrucksweise bedienen — nicht zu jenen Lehrern gehöre, »denen, seit Jahrzehnten festgenagelt auf ihrem Philistersitz in der Bierstube, entgangen ist, was inzwischen aus der Welt geworden, was draußen um sie herum vor sich gegangen ist« (S. 88).

Der Hauptsache nach beschäftigt sich L., soviel er auch das Wort »Erziehung« im Munde führt, nicht so sehr mit dieser, als vielmehr mit Heranziehung zahlreicher körperlicher Beschäftigungen in den Kreis der Schule mit dem Hinweise auf die gegenwärtig zweifellos vorhandene Unfähigkeit des Elternhauses, dem Kinde die nothwendige Obsorge angedeihen zu lassen (S. 174 ff.). L. begeht nun den großen Fehler, dass er nicht folgerichtig Wege und Mittel an die Hand gibt, wie diesen socialen Gebrechen zu steuern wäre, sondern einfach den Knaben dieser ungesunden Sphäre zu entrücken trachtet durch die Internierung desselben in dem neuen »Schulstaat«. Demgemäß darf es dann weiterhin auch nicht Wunder nehmen, dass, wenn schon das Kind Vater, Mutter und den Kreis der lieben Geschwister entbehren lernen soll, als zweites Postulat aufgestellt wird, dass auch die Lehrer in diesem Schulstaat ehelos leben (S. 63), woran die Erwartung geknüpft wird, dass diese dann ihre ganze Kraft der Schule widmen werden, ohne dem Bedenken Raum zu geben, dass ein unverheirateter Lehrer auf häusliche Erziehung, falls überhaupt noch eine solche geduldet wird (S. 112), weder einen nachdrucksvollen noch einen verständnisreichen Einfluss zu üben imstande ist.

Sind schon die bisher berührten Punkte Gründe für die Unmöglichkeit einer allgemeinen Durchführung der L.'schen Vorschläge, so werden dieselben noch vermehrt durch die Forderung, dass die Kinder dem Großstadtleben überhaupt entrückt werden, wodurch alle Großstädte ihrer höheren Unterrichtsanstalten beraubt würden. Auch andere hier vorgebrachte Vorschläge sind theils undurchführbar, theils zwecklos. Glaubt beispielsweise L. wirklich, dass ein Schüler irgend einen nennenswerten Nutzen davon hätte, sei es für seine Urtheilsfähigkeit, sei es für seine körperliche Schulung, »wenn er täglich eine Stunde etwa ein Jahr lang zu einem Tischler, ein anderes Jahr zu einem Gärtner geschickt würde?«

Ein großer Fehler aber in diesem Buche ist der, dass der Wert des propagierten Bildungsganges gesteigert werden soll durch eine den thatsächlichen Verhältnissen nicht entsprechende geringschätzige Schilde-

ng des gegenwärtigen Erziehungs- und Unterrichtssystems. Wer mit n neueren Bestrebungen auf dem Gebiete der Pädagogik vertraut ist, eiß, dass man sich der unzureichenden pädagogischen Ausbildung der ehrer vollauf bewusst und daher bemüht ist, hierin gründliche Abhilfe treffen (vgl. S. 97), er weiß, wie intensiv auf die Concentration des nterrichtes hingearbeitet wird (vgl. S. 91), er kennt den unablässigen nsturm der Neuphilologen behufs durchgängiger Anerkennung der Beeutung ihres Faches (vgl. S. 11), er weiß auch, dass sich bereits Stimmen hoben haben gegen eine übermäßige Pflege des Anschauungsunterrichtes uf Kosten der Denkarbeit und Concentrierung der Aufmerksamkeit gl. S. 12); ständig bedacht zu sein ferner auf Herabminderung der äuslichen Arbeit (vgl. S. 34), schreiben sogar mehrere Erlässe direct or. Wer sich in der neueren Literatur umgesehen hat, weiß auch, dass uf dem Gebiete der Schulhygiene überhaupt, nicht nur in der »medicinischen Statistik« (vgl. S. 44), bereits bedeutende praktische Erfolge u verzeichnen sind, dass das Turnen (vgl. S. 107 f.) und die Spiele ifrig und mit Verständnis gepflegt werden, dass der Handarbeitsunterricht vielfach ertheilt wird (vgl. S. 22, 24, 102), dass gegen eine zuammenhängende Unterrichtszeit von 60 Minuten beharrlich angekämpft wird (vgl. S. 10) u. m. a.

Wer also mit den thatsächlichen Verhältnissen vertraut ist, der wird die auf S. 96 gestellten drei Fragen: »1. Lässt der Lehrer alles, was die Schüler finden und leisten können, diese thun, und leistet er bei dieser gemeinsamen Erarbeitung des Stoffes geschickt Hilfe? 2. Befolgt der Lehrer das psychologische ABC, dass von der Anschauung zur Vorstellung, von dieser zum Denken fortzuschreiten ist; sorgt er für Anschaulichkeit, Klarheit, innerlich lebhafte Wirkung und Festigkeit der Vorstellungen, indem er den erarbeiteten Stoff auf seine Gründe hin prüfen, beurtheilen, vergleichen lässt und dann einprägt? 3. Verfährt der Lehrer individuell, berücksichtigt er alle Schüler, insbesondere auch die schwächeren?« wahrheitsgemäß — wenigstens hinsichtlich der deutschösterreichischen Mittelschulen, die anderen stehen mir ferner — unbedingt bejahen müssen, die auf S. 126 f. aufgeworfenen Fragen: »1. Was leistet die gegenwärtige Schule für die Charakterbildung des Einzelnen wie des Volkes? für die moralische Gesundheit? 2. Was leistet sie für die leibliche Gesundheit des Einzelnen wie des Volkes? 3. Was leistet sie für die Ausbildung der Sinne?« mindestens nicht mit einem »So gut wie gar nichts« beantworten dürfen. Er wird in der Lage sein, nachzuweisen, dass der Zögling in der Schule das für das Leben Wichtigste lernt, das Denken. Und hat er einmal dieses bleibende Gut von unendlichem Werte erworben, dann ist er nicht nur gefeit gegen die Gefahren, die ihm im Strome der menschlichen Gesellschaft, auf dem er nun einmal sein Lebensschifflein lenken muss, drohen, sondern er wird auch mit fester Entschlossenheit und unbeugsamer Willenskraft sich seine eigenen Wege bahnen und froh des durch eigene Kraft Erworbenen und Geschaffenen wird er mildthätig und liebreich sein gegen seine Mitmenschen, denen es vielleicht mitunter auch durch eigene Schuld —

nicht geglückt ist, des Lebens Mühseligkeiten mit Erfolg zu bekämpf und verderblichen Verlockungen standhaft zu widerstehen.

Wer die thatsächlichen Verhältnisse kennt, wird aber auch d Nachweis liefern können, dass in der Unterrichtsweise gegen die frühe Zeit ein bedeutender Fortschritt gemacht wurde; man denke nur z. an den Geschichtsunterricht von einst und jetzt! Er wird ferner i stande sein, zu zeigen, dass das sogenannte „Gelehrtenproletariat" (S. 10 sich nicht aus den Reihen der ehrenvoll Bestandenen recrutiere, sonde aus „verbummelten" Studenten zusammensetze.

Doch auch die Gebrechen der socialen Verhältnisse werden in grellen Farben geschildert. Es wäre wahrlich traurig bestellt, wenn i a l l g e m e i n e n der Vater infolge seines Berufes oder des gewöhnt Gasthauslebens keine Zeit mehr fände für seine Kinder und wenn wiederum so allgemein gefasst — „die Nerven der Mütter des 19. od 20. Jahrhunderts nicht stark genug wären, um einen Tag lang Sta zu halten den Angriffen kindlicher Ungeduld" (S. 176). Man lese fern die Abschnitte „Unterrichtsschule und Großstadt" (S. 85 ff.), „Unterricht schule und Spiel; Spazierengehen" (S. 103 ff.). Besonders unbillig ab ist es, für einzelne Fälle von Verrohung und Entsittlichung einzig un allein die Schule, beziehungsweise die Lehrer verantwortlich zu mache Wo die Schüler nicht in einem Internate untergebracht sind, da gelte die Worte Wottas (Mittelsch. 1898, S. 290): „Für die meisten Schüle ausschließungen dürfte jedenfalls die Ursache in den schlechten Wohnung verhältnissen, im Umgang mit verkommenen Personen und in einer u passenden Lectüre zu suchen sein, a l s o l a u t e r F a c t o r e n, welch d u r c h d i e S c h u l e n i e m a l s g a n z s a n i e r t w e r d e n k ö n n e n."

Die deutschen Lehrer dürften überhaupt dem Verf. nicht vi Dank wissen. Klingt es doch stellenweise, als ob es nicht die Bekämpfun eines Systems, sondern eine directe Anklage gegen den Stand der Mittel schullehrer gelte. Ein solcher Lehrer ist ein „Drillmeister" (S. 53), vo dem das Wollen des Schülers nur durch Peitsche, Nachsitzen, Sitzen bleiben und Furcht vor den Fehlern im Extemporale erzwungen wir (S. 155); in diesem werden aber den Knaben hundert Fußangeln gelegt so dass er dasselbe, ebenso wenig wie die Hausaufgabe, auch beim beste Willen selbständig fertig zu stellen vermag; darum muss er abschreibe (S. 48). So zwingt die alte Unterrichtsschule geradezu zum Betrug durch Abschreiben, Ablesen oder Vorsagen (S. 110); letzteres thu übrigens der Lehrer selbst, mag er es auch im Schuljahr eifrig geahnde haben, zur Zeit der Examina (S. 125), denn der Hauptzweck, der de meisten Schülern, w i e L e h r e r n vorschwebt, ist nicht Bildung vo Charakterstärke, sondern glückliches Bestehen des Examens (S. 98).

Des Lehrers liebste Beschäftigung für die Schule ist das geist tödtende Corrigieren der Extemporalien und das Herausschreiben de Censuren (S. 88); im übrigen wäre er imstande, den Schüler, wenn e sein Sohn wäre, todtzuschlagen (S. 119).*) Mehr als die Jugend liebt

*) Diesem wohl vereinzelten Falle seltener Roheit eines Lehrers könnte ich viele Beispiele von Gleichgiltigkeit und Hass seitens der

r Lehrer das Bier (S. 121); dabei spielt er fleißig seinen Skat oder ston, ohne zu bedenken, dass er dadurch den Schülern ein böses Beiiel gebe (S. 103). »Das Haus fühlt und erkennt die Fehler der Unterhtsschule am eigenen Fleisch und Blut. Da machen denn die Eltern rem gepressten Herzen Luft. Zu den Lehrern wagen sie nicht zu gehen. e fürchten, dass jene es ihren Kindern nachtragen werden. Sie weifeln also an der Charakterstärke, an der Gerechtigkeit der Lehrer s Erzieher, und sie haben oft dazu leider nur zu viel Grund« . 177).

Daher lieben auch die Schüler nicht ihre Lehrer. »Es wäre das ich wirklich sehr wunderbar. Denn mit demselben Rechte und aus selben Gründen müssten auch vom Volke die »Polizisten« geliebt, d hätten von den Verbrechern die Henkersknechte verehrt werden üssen, welche ihnen einen Arm, ein Bein, ein Ohr, einen Finger oder e Nase abgehauen hatten. Denn nach der Weise dieser Leute erfährt ja die Unterrichtsschule mit den Schülern. So wenig, ie ein Unglücklicher, der ungerechterweise auf die Folter gespannt ist, e Folterknechte oder den Fürsten, der den Befehl zur Folter erteilte, lieben wird, ebensowenig können auch heute viele Schüler ihren ehrer lieben« (S. 123).

Hin und wieder enthält das Buch recht gute Gedanken, schade ur, dass die zerstreuten Goldkörnchen von so viel Schutt bedeckt sind. ser Schulwesen soll, kann und wird nicht stehen bleiben, aber es wird urch Bücher solcher Art nur eine recht mäßige Förderung erfahren; ommt das Buch aber in die Hände der Laien, so wird es geradezu eine fährliche Waffe. Wie weit da über das Ziel hinausgeschossen werden ann, zeigen Stellen, wie S. 157, wo ein berühmter Fußballspieler oder Boxer als der Stolz der Gemeinde, ja der Nation hingestellt wird, oder S. 185, wo es gut geheißen wird, die Gewährung der Staatszuschüsse n die Schulen davon abhängig zu machen, dass diese zugleich zur militärischen Erziehung mithelfen.

Dass L. S. 71 es noch für nothwendig hält, die Erklärung der Wörter Nedserd (= Dresden), Neshcas (= Sachsen), Nosnibor (= Robinson), Emlohstobba (= Abbotsholme) u. s. w. zu geben, verräth eine recht bescheidene Vorstellung von der Fassungskraft — — der Leser. Wenn ferner die Knaben in dem neuen Schulstaate »mir friert« sagen (S. 21), so mag es entschuldigt werden, sie leben ja in — — England, dass aber L. selbst die »Möbeln« (S. 40) sagt, und »sich« von »einander« nicht zu unterscheiden vermag (S. 65), muss in dem Werke eines so strengen Kritikers auffallen.

---

leiblichen Eltern gegen ihre Kinder gegenüberstellen. So spricht die Schwester der Mutter eines Schülers in einem Briefe an den Kostherrn von dem Knaben als von einem Lumpen, Luder u. dgl.. Ja eine Mutter hält sich für verhext, weil ihr der liebe Gott den Wunsch nicht erfüllt, dass ihr ältester Sohn, weil er durchgefallen ist, sterbe.

Hans Suck, Die gesundheitliche Überwachung der Schul
Ein Beitrag zur Lösung der Schularztfrage. Leop. Voss, Hamb
Leipzig 1899, 36 SS.

Der Verf. erörtert die Schularztfrage in dem Sinne, dass er d
warnt, dem Schularzte einen allzu großen Einfluss einzuräumen,
Lehrer aber gerade auf diesem Gebiete zu wenig zuzutrauen. Denn
es bei allen Weisungen und Forderungen seitens des Schularztes an
Lehrer dann immer noch vor allem der Einsicht und des guten Will
des letzteren bedarf, soll bei all diesen Bestrebungen etwas Rec
herauskommen, so ist es nicht zu leugnen, dass die hygienische
bildung des Lehrers die Hauptsache sei. Nur der täglich mit den Schül
in innigem Verkehr stehende Lehrer wird bei auf gründlicher Vo
dung fußender klarer Einsicht und gutem Willen den Forderungen e
zweckentsprechenden Schulhygiene genügen können, sei es, dass es
handle um Erhaltung der Gesundheit der Schüler, sei es, dass es
handle um rechtzeitige Constatierung eines Erkrankungsfalles.
nützt — wenigstens in der Praxis — ein Schematisieren gar nichts.
Lehrer muss das agens sein und nicht der Arzt, der nicht einmal
movens sein kann; das muss der hygienisch durchgebildete Leiter
Anstalt sein (S. 32). Ja der Verf. geht mit Recht noch weiter, er ford
auch für die Qualification als Inspector die Vertrautheit mit der Sc
hygiene und endlich eine Vertretung dieses Theiles des Schulbetrie
in einer eigenen Abtheilung im Ministerium (S. 36). Doch müsste übe
m. E. der Schulmann an maßgebender Stelle stehen, dem der Arzt b
als Beirath zur Seite stünde, eine Forderung, die gewiss ebenso
rechtigt, wie sie beispielsweise beim Gerichtswesen durchgeführt ist.

Ich überschätze gewiss nicht die geistige Beanlagung der Leh
und deren Leistungsfähigkeit, wenn ich diese Forderung stelle, sond
glaube vielmehr, dadurch nur dem viel geschmähten und gering
schätzten und doch so hehren Lehrberuf seine Selbständigkeit zu wahr
die zunächst wir Lehrer selbst gegenüber den anderen Berufsarten ni
preisgeben dürfen. So weit die hygienischen Bestrebungen in die Sch
gehören, dürfen sie den Vertretern derselben nicht entrissen werd
sobald sie aber darüber hinausgehen, sind sie von dem Lehrer d
Arzte zu überweisen, und bei dieser Seite der Hygiene hätte ich
wünscht, dass der Pflichten der Eltern und des Einflusses des Ha
arztes eingehender Erwähnung geschehen wäre.

Unter den Lehrern selbst wäre wieder dem Turnlehrer in ers
Linie die Aufgabe zuzuweisen, über die Befolgung der hygienischen F
derungen zu wachen und in dieser Beziehung im Lehrkörper anrege
— allerdings nur selten belehrend — zu wirken; doch auch hier möch
ich, um Missverständnissen vorzubeugen, betonen, ich denke an *ein*
pädagogisch gebildeten geprüften Turnlehrer, der die hygienischen F
derungen erfüllt, nicht an einen Arzt, der etwa den Turnunterricht leit

Im einzelnen wäre manches als nicht neu (Gesundheitsbogen, G
sundheitsliste, Gesundheitspass), manches als unpraktisch (Messung
während einzelner Unterrichtsstunden, z. B. im Gesang, Turnen, Schreibe

ichnungen, Messungen ohne Ablegung der Fußbekleidung) oder wertlos Wandtafeln über die Symptome der Infectionskrankheiten im Schulzimmer aufzuhängen), theilweise auch als unvollständig zu bezeichnen. So sind die Untersuchungen der Zähne und des Nasenrachenraumes — letztere insbesondere für die Beurtheilung der geistigen Begabung — nicht minder wichtig als jene des Ohres und des Auges.

Dass jedes Zeugnis auch ein Calcul über die geistigen Fähigkeiten des Schülers ausweisen sollte (S. 23), wäre umso wünschenswerter, als mitunter oft die Feststellung der Fleiß- und Sittennote in ganz fälschliche Beziehung gebracht wird mit den Noten aus den einzelnen Unterrichtsgegenständen.

Dr. Oskar Altenburg, Die Kunst des psychologischen Beobachtens. Praktische Fragen der pädagogischen Psychologie. Berlin, Reuther & Reichard 1898. 76 SS. Preis 1 Mk. 60 Pf. (Enthalten im II. Bd., 3. Heft d. Schiller-Ziehen'schen Sammlung von Abhandlungen a. d. Geb. d. pädag. Psych. u. Phys.).

Diese vortreffliche Abhandlung wird dem denkenden Lehrer viel zu denken geben, sollte aber zunächst von niemandem ungelesen bleiben, der es im Unterrichte nur mit der lieben Gewohnheit, mit der Routine hält". Sie zerfällt in vier Abschnitte: 1. Fleiß und Aufmerksamkeit nach der Wertung der Praktiker, 2. Psychologische Bestimmtheiten als Mitgift von Landschaft, Groß- und Kleinstadt, Haus und Gesellschaft, 3. Psychologische Bestimmtheiten, als Folge vorübergehender oder dauernder körperlicher Gebrechen, 4. Psychologische Bestimmtheiten unter der Einwirkung des Unterrichtes und der Lehrordnung.

Ganz besonders ansprechend sind die Erörterungen über die Modekrankheit des 19. Jahrhunderts, die Nervosität, ihre Ursachen und ihre Folgen (Zerstreutheit, Zerfahrenheit S. 48 ff.). Durchgehends finden Schule und Haus, Lehrer und Schüler gerechte Würdigung, Lob und Tadel. Vor manchem wird mit Recht neuerdings gewarnt (z. B. S. 57); doch an einzelnen Stellen empfieng ich allerdings denselben Eindruck wie z. Z. bei der Lectüre der ersten Abhandlung in dieser Sammlung (H. Schiller, Der Stundenplan), nämlich dass so manches, das doch schon ziemlich allgemein anerkannt ist, als etwas ganz Neues hingestellt wird (so z. B. S. 36). Im allgemeinen gewann ich die Überzeugung, dass der Dienst unter einem solchen Director wie Altenburg gleich ersprießlich sein muss für Lehrer und Schüler, für Schule und Leben.

Aussig. Dr. G. Hergel.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Die Jubelfeier der Krakauer Universität.

Bei der am 8. Juni l. J. stattgefundenen Jubiläumsfeier der Al
mater Jagellonica in der St Annenkirche in Krakau hielt der Herr Minister f
Cultus und Unterricht Dr. Ritter von **Hartel** eine Beglückwünschung
rede in lateinischer Sprache, deren Inhalt wir im Wortlaute mittheil
wollen:

Rector magnifice,
Senatores amplissimi.

Rectoris magnifici verbis modo factis paucis responsuro sermo
eodem antiquissimo illo latino mihi liceat uti, qui universitatibus omn
bus olim communis, non tantum hanc sollemnitatem praeteritorum saec
lorum memoriam colentem quam maxime decere videtur sed etiam co
sensum et unitatem animorum, quibus diversarum linguarum gent
legatos suos huc miserunt manifesto quasi signo est expressurus.

Convenimus autem rarissimae laetissimaeque sollemnitatis test
gratulabundi.

Si enim ea saecularia, quibus singulorum virorum aut litteris a
factis eminentium natales aguntur, pio laetoque animo celebrare solemu
tanto magis hoc pulcherrimo more hodie uti nostrum esse puto, cu
universitas Vestra a Casimiro rege, cuius magnitudinem et sapientia
vetusta undique huius venerandae urbis monumenta loquuntur, incohat
a Jagellone vero aucta et perfecta quinque saeculis feliciter peract
natalicia est renovatura.

Quod autem „nostrum“ dixi, non me aut collegas meos muneri
publici societate coniunctos significavi neque Polonicae tantum genti
socios sed omnes omnium universitatum legatos comprehendi.

Nam quis est qui neget inter totius orbis universitatis tantam
intercedere necessitudinem, ut quidquid uni evenerit, id ad ceteras quoqu
pertinere videatur?

Cuius necessitudinis neque iustior aut gravior causa reperiri potest
quam disciplinarum, quarum nutrices et altrices universitates sunt, con-
iunctio et societas, qua illae, ubicumque terrarum collocatae sunt, scientiae
et humanitatis lumen non tantum suo quaeque populo praeferunt, verum
etiam cum ceteris communicant.

Tali autem humano liberalique consilio ut universitates nostri im-
perii antiquissimae Pragensis et Vindobonensis ita Jagellonica primordia
sua debuit atque ad Caroli quarti et ducis Rudolphi nobile exemplum
„studium generale“ a Casimiro Magno constitutum est, „ut fons doctri-

rum irriguus, de cuius plenitudine hauriant universi liberalibus cupites imbui documentis", id quod litterae eius testantur.

Jagello autem eiusque coniux Hedwiga quod ille gloriose tentarat gloriosius perfecerunt, ut haec academia „scientiarum praevalenm Margarita longinquarum incolas regionum ex diversis mundi partibus liceret atque viros produceret consilii maturitate conspicuos, virtutum natibus redimitos ac diversarum facultatum eruditos". Hanc autem nditorum suorum mentem Universitas Vestra religiose executa est atque regione Orientis extrema posita incolis regni tum late patentis Poloi finitimisque gentibus disciplinas participavit, novas artes docuit atque manitati per Occidentem laetissime florenti novos fines aperuit.

Quo latius autem ramos suos extendit, eo altiores etiam egit in lo suo natali radices.

Itaque non tantum seminarium exstitit eorum, qui in Vestra reiblica, in ecclesia, in societate humana honores erant capessituri, berrimum; emisit etiam laudis suae testes viros celeberrimos velut icolaum illum Copernicum, qui solem sistere iussit, terrae stelsque suas vias designavit; vidit apud se novorum studiorum cupidos imotarumque terrarum advenas scholares et magistros, velut Conram Celtem poetam, qui per biennium hic commoratus ad societatem istulanam condendam iam uberrima indigenae eruditionis materia ti potuit.

Sed haec laetissima studiorum tempora tristiora secuta sunt et agellonica alma mater per longam annorum seriem multis magnisque empestatibus ita quassata est, ut a sororum suarum communione pauatim separata magis magisque debilitaretur atque flebilem totius rei iblicae sortem vix evitaret.

Neque tamen optimi cives eam ut patriae perditae decus et delicias overe desierunt, communem in ea spem et salutem posituri, neque defecerunt vires et animi robur, ut non frangeretur sed ex malis pulchrior florentiorque emergeret. Imprimis vero, quod gratissimo animo litteris ad Imperatorem Nostrum dilectissimum nuper missis ipsi professi estis, augustissimo eius favore factum est, ut Jagellonica universitas ante hos triginta fere annos natione reddita eadem qualis ab initio fuerat renasceretur et tamen quodammodo non eadem, quippe quae imbuta huius aetatis sententiis principiisque amplissimis aedificiis ornata, novis institutis sedibusque aucta iam satisfactura est omnibus quae hodiernus rerum ordo postulat. Qua in re non exigui momenti est, quod ad universitatem reformatam Academia scientiarum, eiusdem imperatoris gratia condita tutelaeque fratris eius amatissimi Polonisque ipsis carissimi archiducis Caroli Ludovici commissa accessit, ita ut iam utraque, et universitas et Academia dando accipiendoque vicissim ad tuendam et propagandam liberalem eruditionem et incorruptam veri investigationem in omni genere litterarum certantes conferant.

Iam Vestrum et docentium et discentium est strenuo labore defendere in Dei honorem publicamque salutem quod feliciter recuperastis, ut perennis ille sapientiae fons non solum proximos patriae fines irrigare sed latissime diffusus in doctum terrarum orbem totum redundare nunquam desinat.

Pia igitur vota nuncupaturus de spe novi saeculi, quod Deus Optimus Maximus faciat, ut ingrediamini auspicatissimum, laetis omnium vocibus meam adiungo: vivat, floreat, crescat alma mater Jagellonica.

Literarische Miscellen.

Das Caecinalager bei Mehrholz. Von Prof. Dr. F. Knoke, Direct des Rathsgymnasinms zu Osnabrück. Mit einer Karte und zwei Tafel Berlin, P. Gärtners Verlagsbuchhandlung (Herm. Heyfelder). 189 gr. 8°, 27 SS.

Eine Streitschrift, die sich mit K.s Gegnern bezüglich der E klärung von Tac. Ann. I 63 auseinandersetzt. K. will die *pontes lon* in den Moorwegen bei Mehrholz wiedererkennen. Er setzt sie also i Gegensatz zu anderen Mitforschern östlich der Ems an und sucht sei Annahme auch des Näheren zu begründen. Tacitus' örtliche Schilderunge seien keine Phantasiegebilde, und so sei es ihm (Knoke) gelungen, d der angezogenen Stelle entsprechende Lager auch endgiltig durch Nac grabungen festzustellen. Freilich, ob K. wirklich das Caecinalager g funden hat, oder ob sein vermeintliches Lager nicht eine andere küns liche Befestigung oder gar nur natürliche Bodenbeschaffenheit ist, das i entscheiden bin ich als Nichtaugenzeuge des Ausgrabungsterrains ga außerstande. Die sich dafür interessieren, verweise ich z. B. auf d Anzeige dieser Schrift von G. Wolff, einem Gegner der Ansicht des Verf. in der Berl. Philol. Wochenschr. 1899, Sp. 881 ff.

Czernowitz. Dr. Polaschek.

Ad. Kinzler, Classisches Immergrün. 284 lateinische Citat erklärt usw. Stuttgart 1899. 216 SS. Taschenformat.

Ein liebenswürdiges Büchlein, von wahrer Hingabe an den Spruc *σοφίᾳ γὰρ ἐκ του κλεινὸν ἔπος πέφανται* beseelt, das schon desha anheimelt, weil es „*in usum* seiner Schüler von deren lateinischem un griechischem Schulmeister gemacht ist". Indes wird es auch weitere Kreisen Gebildeter willkommen sein, und selbst der Philologe von Fac wird daraus lernen: denn es ist von wissenschaftlichem Ernste getrage (vgl. z. B. S. 79 zu Nr. 120 '*lupus in fabula*', S. 176 zu Nr. 251, S. 17 zu Nr. 179). Leider ist das Buch für unsere Schülerbibliotheken wege seines exclusiv protestantischen Standpunktes weniger geeignet.

Wien. Hugo Jurenka.

G. Bötticher, Hildebrandlied und Waltharilied nebst de „Zaubersprüchen" und „Muspilli" übersetzt und erläutert. (Denk mäler der älteren deutschen Literatur, herausg. von Bötticher u Kinzel I 1.) 5. Aufl. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses 1899. VIII u. 67 SS. Preis 60 Pf.

Die Zahl der erläuternden Anmerkungen ist in der vorliegenden nenen (fünften) Auflage erheblich größer als in der vierten. Dieselben sind auf Grundlage neuer Forschungen mit Sorgfalt zusammengestellt und keineswegs überflüssig. Mit Rücksicht auf den Gebrauch an Gymnasien wären vielleicht noch mehr nicht von der Hand zu weisen gewesen, und in Hinblick auf Herm. Althofs neuer Ausgabe des Waltharliedes dürfte die nächste Auflage auch wirklich noch mehr an diesem Liede zu erklären finden als die vorliegende, die der Ref. einem weiten Leserkreise hiemit bestens empfiehlt.

Gotthold Bötticher, Der arme Heinrich nebst dem Inhalte des Erek und Iwein von Hartmann von Aue und Meier Helmbrecht übersetzt und erläutert. (Denkmäler der älteren deutschen Literatur, herausg. von Bötticher u. Kinzel II 2.) 2. Aufl. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses 1899. VI u. 126 SS. Preis geh. 20 Pf.

Die vorliegende zweite Auflage unterscheidet sich von der in dieser Zeitschrift bereits besprochenen ersten nur sehr wenig. Einige Anmerkungen zu Meier Helmbrecht sind neu hinzugekommen und etliche andere haben eine deutlichere Fassung erhalten. Unklar ist die Beziehung der Anmerkung auf S. VI. Wir können das Büchlein auch in seiner neuen Auflage nur wärmstens empfehlen.

Graz. Dr. Ferdinand Khull.

Programmenschau.

71. **J. Ilg, Zwei Charakterbilder aus der altgriechischen Komödie.** Progr. des Gymn. zu Brixen 1899.

Diese ganz anspruchslose Arbeit des jüngsten Lehrers der Anstalt begnügt sich mit einer geschickten Zusammenstellung der den Fischhändler (S. 1—10) und den Koch (S. 11—36) schildernden Stellen der mittleren und neueren Komödie, wobei die Einrichtung getroffen ist, dass dem Urtexte jedesmal eine zumeist wörtliche deutsche Paraphrase vorausgeschickt ist. Namentlich der zweite Abschnitt und hier wieder jene Partie, welche die Astronomie, Geometrie, Medicin, Strategie, Musik, Poesie und Philosophie im Dienste der Kochkunst darstellt, bietet weiteren Kreisen Gebildeter interessanten Einblick in die verfeinerten Lebensverhältnisse jener Zeit. Lob verdient auch die Sorgfalt im Drucke der griechischen Texte, die nur sehr spärliche Druckfehler (S. 18 lies Σαμόθρᾳκες) aufweisen.

Wien. Hugo Jurenka.

---

72. **Malfertheiner Anton, Welche Aufgaben sind noch zu erfüllen, um die antiken Denkmäler der Schule dienstbar zu machen?** 14 SS. — **Derselbe: Der moderne Hauslehrer.** 18 SS. Progr. des Staats-Obergymn. in Mähr.-Trübau 1899.

Dass bei der Verwertung der Archäologie im gymnasialen Unterrichtsbetriebe, so segensreich die Bewegung auch ist, leicht über das Ziel hinausgeschossen werden kann sowohl in Bezug auf die Herstellung der Anschauungsmittel selbst als auch in methodischer Hinsicht, ist eine bekannte Thatsache. Mit dieser Frage beschäftigt sich nun der Verf. der beiden Aufsätze. In dem ersten beginnt er mit einer allgemeinen Kritik der vorhandenen Anschauungsmittel, bei der darauf hingewiesen wird, dass einerseits bisher nicht alle Gebiete eine wünschenswerte Darstellung gefunden haben, andererseits der Mangel an sachgemäßer Auswahl und Anordnung schwer ins Gewicht fällt. Nachdem er sich sodann in entschiedener Weise gegen den Kunstunterricht an Gymnasien ausgesprochen hat, warnt er vor der übermäßigen Verwendung der sogenannten Realien und betont in theilweiser Beantwortung der selbstgestellten Frage, dass nur die Förderung der Lectüre der Classiker das Centrum sei, auf welche alle diesbezüglichen Bestrebungen gerichtet sein müssen. Damit

ergibt sich naturgemäß die Nothwendigkeit, eine Untersuchung darüber anzustellen, welche Stellen in der Classikerlectüre eine eingehende sachliche Erklärung, bezw. bildliche Veranschaulichung verlangen; das Anschauungsmaterial für die Schule hat sich dann lediglich nach den Forderungen der Lectüre zu richten. Zum Schlusse wird die Möglichkeit besprochen, auf Grund statistischer Untersuchungen eine für die österreichischen Gymnasien ausreichende Auswahl aus den Classikern zu treffen, welche als Grundlage für die erwähnte Untersuchung zu dienen hätte [1]).

Der Verf. ist nicht auf den ganzen Umfang der gestellten Frage eingegangen, indem er sie nur im Hinblicke auf die beiden classischen Sprachen zu beantworten suchte — und hier kann man ihm fast überall vollkommen beistimmen —, dagegen die gewiss nothwendige und höchst ersprießliche Verwertung der antiken Denkmäler im deutschen und geschichtlichen Unterrichte, um vom Zeichenunterrichte abzusehen, gar nicht berührt hat. In Bezug auf die Kunst erscheint mir der Standpunkt des Verf.s zu schroff; ich kann mir nicht denken, dass die antike Kunst als solche vom Gymnasium für immer ausgeschlossen bleiben soll. Ich denke dabei nicht an einen systematischen Kunstunterricht, sondern an die Vornahme und Besprechung der bedeutendsten Kunstwerke mit Schülern des Obergymnasiums außerhalb des obligaten Unterrichtes, wozu bei vorhandener entsprechender Lehrkraft facultativ wie zu einem freien Gegenstande die Erlaubnis ertheilt werden könnte; dabei dürften natürlich keine kunsthistorischen Vorträge gehalten werden, sondern die Schüler, die sich hiefür interessieren, müssten angeleitet werden, zunächst ein Kunstwerk als solches zu betrachten und zu verstehen, um dadurch nach und nach Material für eine systematische Zusammenfassung zu gewinnen. Gar mancher Schüler bekäme für sein ganzes späteres Leben einen Schatz idealer Anschauung und edler Anregung mit, der, sogar vom Nützlichkeitsstandpunkt betrachtet, wertvoll wäre.

Der zweite Aufsatz hängt mittelbar mit demselben Gegenstande zusammen. Das Schlagwort von der Verwendung der Realien beim Unterrichte gab nämlich den Anlass zu verschiedenen sogenannten Schülercommentaren, welche durch Hinwegräumen aller Schwierigkeiten „Zeit für die Realien“ schaffen wollen. Mit vollem Rechte wendet sich der Verf. in entschiedener Weise gegen dieselben — „den modernen Hauslehrer“ — nicht bloß deswegen, weil sie dem Schüler eine von ihm zu leistende Arbeit in unwürdiger Weise abnehmen, sondern auch hauptsächlich aus dem Grunde, weil dergleichen Hilfsmittel den formalbildenden Wert der classischen Sprachen zurückdrängen und dadurch das sachliche Moment in ungesunder Weise einseitig voranstellen. Er bezeichnet es in richtiger Weise als **Pflicht** eines jeden Lehrers, der es mit seinem Berufe ernst nimmt, gegen dieses Unwesen energisch Stellung zu nehmen, da auch ein wesentlicher Unterrichtserfolg, die Charakterbildung, durch dieselben gewaltig leide. Mögen die ehrlich gemeinten Worte nicht umsonst als Mahnruf verhallen, dass man nicht über den Realien den hohen Wert der classischen Sprachen als formalen Bildungselements gering achte.

Wien. R. Kauer.

---

[1]) Für einen Theil der griechischen Classiker hat derselbe Verf. bereits eine von der Kritik günstig aufgenommene Zusammenstellung gemacht: „Realerklärung und Anschauungsunterricht bei der Lectüre der griechischen Classiker. I. Theil. Xenophon, Homer, Herodot Wien, A. Pichlers Witwe 1899.

i. H. Schubert, Luxemburg, Wittelsbach und Habsburg in der Zeit von 1308—1358. (I. Theil.) Progr. des deutschen Communal-Gymn. in Mähr.-Ostrau 1899, 8°, 20 SS.

Mit Recht wird einleitend bemerkt, dass die Beziehungen der xemburger, Wittelsbacher und Habsburger in dem zu besprechenden itraume so wechselseitige sind, dass sie in einem so kleinen Rahmen um vollständig erörtert werden können. Das ist begreiflich, denn die chselseitigen Beziehungen der genannten Häuser in dieser Zeit darllen, heißt im wesentlichen die deutsche Geschichte dieses Zeitraumes reiben. Da fragt es sich, ob der Verf. nicht besser gethan hätte, für en Programmaufsatz ein minder umfangreiches Thema zu wählen. eht man davon ab, so hat der Verf. allerdings die wichtigeren Momente s 1330 ausgehoben und schildert in diesem vorliegenden ersten Theile e Ereignisse bis zum Vertrag von Speier, die Beziehungen der Habsrger zu Heinrich VII. und die zwiespältige Wahl, den Kampf um den iserthron bis zur Schlacht bei Mühldorf und die Zeit bis zum Tode iedrichs des Schönen. Leider sind wichtigere Literaturwerke nicht beitzt und die Quellen zumeist in ganz veralteten Ausgaben, z. B. der s Pez (nicht Petz) citiert.

i. F. Steffanides, Ernst der Eiserne, Herzog von Steiermark, und seine Gemalin Cimburgis, die zweite Stammmutter des Hauses Habsburg. Progr. der Staatsrealschule in Böhm.-Leipa 1899, 8°, 30 SS.

Da der Aufsatz keinen wissenschaftlichen Zweck verfolgt, sondern ur eine Zusammenstellung des betreffenden Materials aus allbekannten lchern bietet, bestimmt, den Schülern der oberen Classen der Realhule eine Ergänzung des geschichtlichen Unterrichtes zu bieten, so uss von einer förmlichen Recension abgesehen werden. Der Verf. schildert erst die Jugendzeit Herzog Ernsts des Eisernen, dann seine Thätigkeit ls Regent, seine Beziehungen zu dem König Sigismund, seine Wallfahrt ach Palästina und seine Brautreise nach Krakau.

5. H. Svoboda, Ein Beitrag zur krainischen Landesgeschichte. Progr. der Staats-Oberrealschule in Laibach 1899, 8°, 16 SS.

Schildert nach Valvassor und vereinzelten Quellen des landschaftichen Archivs in Laibach den Türkeneinfall von 1528, seinen Verlauf nd die von der Landschaft zur Abwendung drohender Gefahren angeendeten Mittel.

16. A. Kemetter, Der Visitationsbericht über die Pfarre Mödling vom Jahre 1544. Progr. des n. ö. Landes-Realgymn. in Mödling 1899, 8°, 14 SS.

Nachdem der Verf. in einer knappen Einleitung die kirchlichen Zustände Mödlings im dritten und vierten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts beleuchtet, gibt er die Ergebnisse der 1544 vorgenommenen Visitation wieder und theilt aus dem im n. ö. Statthaltereiarchiv liegenden Visitationsprotokolle die betreffenden Stücke mit

77. S. Gorge, Das Friedländische Confiscationswesen. Pro des k. k. Staatsgymn. zu Bielitz 1899, 8°, 63 SS.

Die vorliegende Studie füllt eine entschiedene Lücke in der Wall stein Literatur und dem, was mit ihr in unmittelbarem Zusammenhan steht, aus, indem sie den Zusammenbruch des großen Güterbesitzes Wall steins und seiner Anhänger nach der Egerer Katastrophe und des Austheilung an ihre Gegner auf Grund genauer Erhebungen im k. k. E kammerarchiv bis in die Einzelnheiten darstellt. An den Confiscatio nahmen als die hervorragendsten Heerführer Theil: Gallas, Aldring Piccolomini, dann Butler, Gordon, Lessley, Geraldin, Devereux, M donald und Burg, als die an der Egerer Katastrophe unmittelbar Beth ligten, hierauf Colloredo, Teuffenbach, Grana und Isolani, von de Teuffenbach und Grana an der entscheidenden Affaire unmittelbar n betheiligt waren, dann Beck, Suys, Hatzfeld und Götz, Morzin, Stro Lamboi und Schlick, endlich noch eine große Anzahl von Officieren, alle namentlich angeführt und deren Dotationen (wenn dies Wort erla ist) vermerkt worden. Es wird dann weiter dargelegt, was für das b mische Proviantwesen, für geistliche Stiftungen aus den confiscier Gütern genommen und was an Restitutionen geleistet wurde. In di Hinsicht kommen die Angehörigen der von der Egerer Katastrophe troffenen, dann einige frühere Besitzer der Güter in Betracht. Für Forderungen Ferdinands III. bleibt gerade nicht viel mehr übrig. — Arbeit ist mit reichen Quellenbelegen versehen.

Graz. J. Losertl

---

78. Schwerdfeger Jos., Bernhard Varenius und die mo phologischen Capitel seiner „Geographia generalis II. Theil. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Troppau 1899. 8°, 21

Im zweiten Abschnitte seiner Arbeit behandelt der Verf. nach gleichen Principien wie im ersten Theile die Ansichten Varens über „Kräfte, die auf die Gestaltung der Erdoberfläche einwirken", und ü „die Formen der Erdoberfläche". Er stellt Peschels Bemerkung zu R ciolis Tabelle richtig und weist auch in diesen beiden Capiteln in so fältiger Weise nach, wie gewaltig Varen seinen Zeitgenossen vorauseil Hie und da erscheint die Erklärung der Ansicht Varens im modern Sinne etwas gezwungen, so wenn beispielsweise S. 9 der Meinung Vare hinsichtlich der Bildung der norwegischen Küste beigestimmt wi während doch nach Richter positive Strandverschiebung und Vereisu zur Erklärung der Küstenconfiguration herangezogen werden müssen.

79. Filek v. Wittinghausen E., Hydrographie des Vierte ober dem Wienerwald. Ein Beitrag zur Landeskunde von Nied österreich. Progr. d. L.-O.-R. zu Iglau 1899. 8°. 22 SS.

Die Arbeit stellt im großen und ganzen eine Verarbeitung d Materiales dar, welches die Specialkarte 1 : 75000 enthält. Sie begin mit einer ziemlich flüchtigen Skizzierung des Flussgebietes. An die schließt sich die Beschreibung der Flussläufe an. Verf. verlässt hie ohne Grund die alte Grenze des V. O. W. W., welche im Norden dur

[de]n Donaulauf gekennzeichnet war, und schaltet die rechtsufrigen Theile [d]er Bezirkshauptmannschaft Krems ebenso wie die Westhälfte der Be[z]irkshauptmannschaft Tulln aus. Er zerstört dadurch die geographische [E]inheit des Gebietes. Die Folge davon ist, dass der Perschlingbach und [d]er Unterlauf des Flanitzbaches nur nebenbei, die beiden Tullnerbäche [g]ar nicht behandelt werden. Großes Gewicht wird auf die Genauigkeit [d]er gefundenen Zahlenwerte gelegt. Sie basieren auf den Angaben der [S]pecialkarte, woferne sie nicht aus Becker (die Gewässer in Österreich) [o]der wie z. B. pag. 7 direct aus der Topographie von Niederösterreich [I]. Bd.) herübergenommen wurden. Die Zahlen über die Gefällsverhält[n]isse und die daran geknüpften Folgerungen sind fast ausnahmslos un[b]rauchbar, weil Verf. nur in seltenen Fällen Côten zur Anwendung [b]ringen konnte, welche sich auf den Wasserspiegel beziehen. In der [R]egel nahm er Brückencôten oder solche am Ufer, ja oft ziemlich ab[s]eits gelegene Höhenangaben zur Grundlage seiner Berechnung. So wird [b]eispielsweise als Höhe der Mündung des Urlbaches eine Côte südlich [v]on Greinsfurth verwendet und der Mündung des Seiseneggerbaches bei [N]eumarkt a. d. Ybbs eine Meereshöhe von 231 m zugeschrieben. Die [C]ôte ist rund 1·5 km von der Mündung entfernt. In der That finden [w]ir ybbsaufwärts von Neumarkt eine Ufercôte von nur 228 m. Und doch [w]ären dem Verf. zum mindesten die zahlreichen Seehöhen von Pegelnull [z]ugebote gestanden, welche das Jahrbuch des k. k. hydrographischen [C]entralbureaus enthält. Die dortigen Werte des Kilometerzeigers würden [e]ine treffliche Controle der durch Messen auf der Specialkarte gefundenen [W]erte geboten haben. So gibt Verf. beispielsweise als Entfernung zwischen [E]rlafsee und Mündung der kleinen Erlaf 52 km an, das Jahrbuch hin[g]egen 56·5 km. Die berechneten Arealszahlen weichen manchmal ziemlich [b]eträchtlich von denen Beckers ab. Die Seeareale des Verf. sind abge[s]ehen davon, dass die Verwandlung der km² in m² durchwegs mit dem [t]ausendsten Theile der wirklichen Verwandlungszahl erfolgte, jedenfalls [z]u groß. Nehmen wir z. B. die vom Verf. gefundenen Zahlen über Längen- [u]nd größte Breitenachse des Erlafsees als richtig an, so würde der See, [s]elbst wenn er ein Rechteck mit diesen beiden Dimensionen darstellte, [n]ur 730.000 m² Fläche bedecken, während er nach dem Verf. 1·366 km² [g]roß sein soll. Über die Tiefe der Seen wäre jedenfalls genaueres Material [z]u erhalten gewesen. Hat ja doch Pater G. Stiepan von Kremsmünster [v]or nicht langer Zeit die Seen ausgelothet. Die Darstellung lässt allent[h]alben Präcision des Ausdruckes und Vertiefung in den zu behandelnden [S]toff vermissen. Oft erscheinen Behauptungen und Urtheile, für die Be[w]eise nicht erbracht werden. So wird pag. 5 von einer „ziemlich niederen [T]emperatur" der Flüsse gesprochen, dieselben werden sogar in einen [G]egensatz zu denen des Waldviertels gesetzt, aber wir erfahren nicht, [w]elche Beobachtungen zu einem derartigen Schlusse berechtigen. Mehr[m]als wird auch über Niederschlag und Wasserführung der Flüsse ge[s]prochen, ohne dass uns positives Material für die angestellten Vergleiche [g]eboten würde. Bloße Augenscheinsschätzungen genügen in einem solchen [F]alle wohl nicht. Die Glacialerscheinungen des Gebietes, die in weiterer [V]erfolgung der Arbeiten Pencks und Michaels einer gründlichen Unter[s]uchung bedurft hätten, werden mit wenigen Worten abgethan. Die An[l]ehnung an die benützten Quellen erfolgt mitunter zu wörtlich. So sei [a]uf Anklänge an Becker (das Voralpenland in der „Österr.-ungarischen [M]onarchie", Bd. Niederösterreich) und Umlauft (die Länder Österreich-[U]ngarns, I. Bd. Erzherzogthum Österreich u. d. Enns) insbesondere bei [d]er Schilderung des Steinbaches pag. 8 und der Erlaf pag. 10 hingewiesen. [P]enck hat in seiner Donauschrift nur behauptet (pag. 23), dass „in allen [(g]enannten) Ebenen das Gefälle der Donau größer ist als in den da[z]wischen befindlichen Durchbrüchen". Die unverständliche Folgerung, [d]ie Verf. diesen Worten folgen lässt, findet sich bei Penck nicht. Trotz[d]em erscheint sie durch die Note des Verf. als Pencks Ansicht gekenn-

zeichnet. Von einzelnen Unrichtigkeiten seien folgende besonders a geführt. Die Aufzählung der Gewässer geschieht nicht in der Reihe folge ihrer Mündung in die Donau. Die Melk hätte vor die Piela gehört. Der Grund, den Verf. für die geänderte Ordnung angibt, i nicht stichhältig. Ebenso war die Flanitz vor der Traisen zu behande und auf pag. 6 eventuell eine erweiterte Darstellung ihres Laufes i bringen. Pag. 4 hätten die Göstlinger Alpen mit dem Hochkar und d Voralpengruppe Erwähnung verdient. Unrichtig ist es, wenn pag. 5 g sagt wird, in der Wachau „umfließt die Donau im großen Bogen d Dunkelsteiner Wald". Die Fortsetzung des böhmischen Massivs stellt a rechten Donauufer zunächst der Mühlberg mit der Hirschwand dar. Er jenseits der Tiefenlinie Klein Aggsbach-Mautern erhebt sich der Zu den man etwa „die Berge von Gansbach" nennen könnte, soferne m es nicht vorzieht, von einem Ammeringplateau zu sprechen. Beim Wo steinbach war pag. 6 auch der Kickingerbach zu nennen. Statt Stre graben findet sich auf derselben Seite Strengraben, statt Mitterba Mittelbach, statt Halterbach Holtersbach, statt Kohlgraben Hohlgrabe Das Gebiet des Dunkelsteinerwaldes wurde auch bei der Aufzählung d Zuflüsse der Donau ungebührlich weit ausgedehnt. Unrichtig ist, da „die weiße Ois und der Neuhauser Bach auf der Nordseite der dr Zellerhüte" entspringen. Die Wasserscheide verläuft vom Großen Zelle hut über Schedlerleiten zum Sattel von Zellerrain. Der Nordabhang d mittleren und vorderen Zellerhutes wird durch den Hut- und Rehgrab zur Grünau entwässert. Statt Königstein soll es pag. 6 letzte Zeile wo Königsberg heißen. Becker geschieht in der Note etwas Unrecht. Erg denn die Autopsie keine Controle der Bezeichnungen in der Specialkarte Unverständlich ist pag. 7 die Wendung „die bis Amstetten mit de Ipsfelde zusammenfließt". Pag. 8 soll es statt Frei- Freingrabenba heißen Ungenau ist, dass „die Vorberge des Dürrensteins und des Hoc kohrs den Hintergrund des Steinbachthales" bilden. Vielleicht sollte sta Hochkohr Hochkirchen, Ring K. und Kösslberg stehen. Worin die Äh lichkeit zwischen Steinbach- und Höllenthal liegt, wird uns nicht gesag Als Höhe der Mündung des Steinbaches werden 525 m angegeben, a Niveau des Göstlingbaches bei Göstling 532 m. Da aus letzterem Wer ein Schluss auf das Gesammtgefälle des Baches gezogen wird, bezie der Verf. denselben wahrscheinlich auf die Vereinigungsstelle des Gös lingbaches mit der Ybbs. Diese müsste also zwischen der Mündung d Stein- und Göstlingbaches bergaufließen. Der auf pag. 9 erwähnte „vo Jägerberg kommende Bach" dürfte wohl der kleine Ötscherbach mit de Winkelbache sein. Pag. 10 hat die Erlaf von der Mündung der klein Erlaf bis zur Mündung in die Donau ein doppeltes Gefälle. Zeile 13 v. beträgt es 3 m, Zeile 3 v. u. 0·75 m. Als Seitenbäche der Erlaf sollte pag. 12 der Nassenbach und der Mühlgrabenbach erwähnt werden. Let terer dürfte vielleicht „das kleine Gerinne vom Südabhange des Ameise kogels" sein. Er sammelt jedoch seine Wasser am Südabhange d Büchleralpe und am Bodenleitsattel. Die kleine Lassing wurde nic genannt. Statt Steifgraben soll es Reifgraben heißen. Als rechter Nebe fluss der Jessnitz war auch der Erlaufbach anzuführen. Als Quelle d Nattersbaches hätte schon pag. 12 der Rissberg und der Plediger Bode statt des entfernten Puchenstuben genannt werden sollen. Bei der Ge fällsberechnung pag. 13 sind 2 km in der Strecke bis Obergrafende verloren gegangen. Der Grünsbach entspringt östlich von Kilb (S. 14 Statt Oberhof soll es 18. Z. v. u. wahrscheinlich Oberndorf heißen un S. 15 19. Z. v. o. statt der Schweinsbach und Sulzbach der Schweinsbac mit dem Sulzbach. Der Saugrabenbach (S. 18) mündet auf dem rechte Ufer in die Gölsen. Er ist identisch mit dem Fliedersbache. Beim Ram aubach musste erwähnt werden, welchen Bach der Verf. als Oberlau desselben ansah. Der Durlassbach gehört vor den Stössingbach (nich

ttingbach). Die Flanitz entspringt nicht bei Obermaman, sondern Karlstetten, nordwestlich von St. Pölten. Der Scheiblingstein ist vom ren Lunzersee wohl etwas zu weit entfernt, als dass er zu diesem llen könnte, wie der Verf. S. 19 behauptet. Er erscheint nur im Hingrunde. Der Abhang der Hinterleiten, der an das Nordufer des Sees intritt, wurde nicht berücksichtigt. Den kleinen mittleren Lunzersee „verkleinertes Seitenstück zum Achensee, Zellersee usw." hinzustellen, t denn doch nicht an.

Wien. Dr. J. Müllner.

Ernennung.

Der Herr Minister für Cultus u. Unterricht hat den o. Professor classische Philologie an der Universität Wien Dr. Hans v. Arnim Mitredacteur der Zeitschrift für die österr. Gymnasien ernannt.

Dem Herrn Hofrathe Dr. Karl Schenkl, der im Monate Mai nach Graz übersiedelte, wurde bei seinem Scheiden aus der Redaction ser Zeitschrift seitens des h. Unterrichtsministeriums der wärmste nk und die vollste Anerkennung für seine vieljährige, enso eifrige wie erfolgreiche Mühewaltung ausgesprochen.

Indem wir der besonderen Freude über diese behördliche Anerkennung Ausdruck leihen, fühlen wir unsererseits uns angenehm verichtet, dem Hofrathe Schenkl für seine jederzeit bewährte Freundlichkeit und Collegialität den wärmsten Dank zu sagen, und wir bitten , er möge unserer Zeitschrift, bei deren Mitredaction seine hervorgenden Eigenschaften, nämlich tiefe Gelehrsamkeit, unermüdlicher iß und hohe Begeisterung für die humanistischen Studien aufs glänzendste sich bewährten, auch weiterhin ein Freund und Förderer bleiben, e er es ihr seit ihren Anfängen gewesen ist.

Österreichische Gruppe der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte.

Am 3. November 1894 hatten sich über Einladung des damaligen und k. Hofrathes und Directors der k. k. Hofbibliothek in Wien, r. Wilhelm Ritter von Hartel, zwanzig Vertreter der Schule und der issenschaft im Hörsaale des philologischen Seminars an der Wiener niversität versammelt, um die »Österreichische Gruppe« der Gesellchaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, deren Sitz in erlin ist, zu begründen. Dieser Plan wurde allgemein als ein vortreffcher gebilligt und seine Durchführung als vielseitig nützlich für die sterreichische Schule, aber auch als eine dringende Ergänzung der Gechichte der geistigen Cultur überhaupt, insbesonders der geistigen Entwicklung unseres Vaterlandes erkannt.

Österreich hat ja im Mittelalter, in der Zeit des Humanismus nd in der Zeit der Aufklärung eine so hervorragende Rolle im Geistesleben des deutschen Volkes eingenommen, dass es eine dankenswerte Arbeit ist, durch Erforschung und Veröffentlichung der verschieden-

artigen Quellen zur Schul- und Erziehungsgeschichte diese Thatsa deutlicher und bestimmter zu erreichen, als dies bisher wegen Mang entsprechender Untersuchungen möglich war.

Diese Idee, welche der Constituierung der österreichischen Gru zugrunde lag, kennzeichnete denn auch der erste Obmann des Vorstan derselben, der um Österreichs Mittelschulwesen hochverdiente k. Regierungsrath und Vice-Director des k. k. Theresianums in Wi Dr. Alois Ritter Egger von Möllwald, in seiner Schrift: »Die sellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte (Wien 189 richtig dahin, wenn er sagt, dass die Acten der deutschen Schulgeschic größtentheils noch in den Archiven und Bibliotheken verborgen lie und Geschichtswerke der Pädagogik daher einen nur ungenügenden E blick in die deutschen Unterrichtsverhältnisse gewähren.

Auch für Österreich soll eine planmäßige Erforschung des sammten Unterrichts- und Erziehungswesens im Anschlusse an die sellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte zur Ausführu gebracht werden.

Überreich ist das Arbeitsfeld und groß sind die Aufgaben, hier der Österreichischen Gruppe harren — wir erinnern an die öst reichische Volksschule, für deren Geschichte uns ein klassisches W aus Helferts Feder, doch nur für einen bestimmten Zeitraum, vorlie an die Wirksamkeit der Benedictiner in ihren Schulen, die uns Profes Dr. Frieß in Umrissen vortrefflich gezeichnet hat; an die hingeben aufopferungsvolle Thätigkeit des Piaristenordens, seiner Schulen u seiner hervorragenden Pädagogen speciell, für die noch wenig Arbeit vorliegen; endlich an die vielen um Österreichs Erziehungs- und Schu wesen hochverdienten Männer, denen erst noch pietätvolle, würdige Den mäler in Biographien zugleich auch zur Nachahmung für die Juge gesetzt werden sollen.

Nahezu sechs Jahre sind nun verflossen, seit die Österreichisc Gruppe der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschich gegründet wurde. Aber trotz der materiellen und moralischen Unt stützung von Seite des hohen Ministeriums für Cultus und Unterric trotz aller Bemühungen und bisherigen literarischen Leistungen a dem Gebiete der Schulgeschichte hat sie in den Kreisen der Schule Lehrer und Schulfreunde noch wenig Ausbreitung gefunden; je me sie diese finden wird, um so größeren Aufgaben wird sie sich unte ziehen, um so befruchtender wird sie für Schule und Haus, für E ziehung und Unterricht wirken können. Für eine derartig umfassen Wirksamkeit bedarf es aber eines zahlreichen Beitrittes der Schule von Professoren, Lehrern und aller Schulfreunde, bedarf es mit Eine Worte auch der Unterstützung der Kirche und der Wissenschaft. N dann erst kann die »Österreichische Gruppe« höhere Ziele anstreben, deren Verwirklichung gedeihen, blühen.

Es wendet sich daher ihr Vorstand an Directoren, Professoren un Lehrer, an alle Schulfreunde mit der Bitte, der »Österreichischen Grupp als Mitglied beizutreten. Der Jahresbeitrag beträgt dermalen 6 Krone wird aber bei einem größeren Zuwachs von Mitgliedern ohne Ei schränkung des Bezugsrechtes der Publicationen sowohl der Gesellscha für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte (nämlich deren »Mit theilungen« in jährlich vier Heften) als auch der »Österreichische Gruppe« (deren »Jahresberichte mit Mittheilungen« und »Beiträge« herabgesetzt werden.*)

---

*) Neu eintretende Mitglieder können schon jetzt die bisher er schienenen Hefte I und II der »Beiträge« um den ermäßigten Prei von 4 Kronen beziehen.

Anmeldungen neuer Mitglieder nehmen Dr. Anton Mayer, niederösterreichischer Landesarchivar und Bibliothekar, dz. Obmann des Vereines (Wien, I., Herrengasse 13), und Dr. Karl Wotke, k. k. Gymnasialprofessor, dz. I. Schriftführer (Wien, III., Hansalgasse 5), entgegen. Jahresbeiträge übernimmt der Cassier der Österreichischen Gruppe Hugo Kuli (Chef der Buchhandlung Gerold & Co., Wien, I., Stephansplatz 5).

Eingesendet.

Hr. F. Dörfler (Komotau) veröffentlichte im Mai d. J. eine Schrift unter dem Titel: „Abschaffung der Schulbücher". In derselben findet sich folgende Stelle:

„Noch ein Beispiel, um diese Schande aufzudecken: Im Jahre 1899 erschien die 20. veränderte Auflage der geometrischen Anschauungslehre von Močnik, geleistet von E. Spielmann. Das Buch war recht ... Nun wurde es wieder verändert, und worin lag die Veränderung? ... Mitte November an (S. 9) benützt der Autor das Quadrieren und Ausziehen der Quadratwurzel, eine Partie, zu der (S. 9) ein Lehrer vor April unmöglich kommen kann. Von grassen Fehlern, ja Einmaleinsfehlern, die überdies dabei vorkommen, soll gar nicht gesprochen werden. Mitte Jänner (S. 17) muss der Lehrer die Berechnung der Peripherie eines Kreises beginnen. Von S. 17—20 wird nun der Beweis zu erbringen versucht. Eine Schnur, fünfmal um einen Cylinder mit bekanntem Durchmesser gewickelt, ist vollkommen hinreichend. Da wendet Spielmann zur Beweisführung, die ohnehin kein Tertianer versteht, die abgekürzte Multiplication unvollständiger Zahlen durchwegs an, einen Lehrstoff, der aber erst (S. 48) Mitte Juni genommen wird. (Die Instructionen lauten: „Bei den geometrischen Rechnungen wird das Interesse an den erwähnten Operationen belebt werden." Die Instructionen wünschen im nachfolgenden etwas Undurchführbares.) Oder soll darin die Verbesserung bestehen, dass es auf S. 45 heißt: „Wird die Länge einer Bank zu 1·50 m und die Breite eines Blattes Papier zu 0·150 m bestimmt, so ist im ersten Falle der Fehler der 700. Theil, im zweiten Falle der 300. Theil der gemessenen Strecke, somit die erstere Zahl genauer als die zweite." Und dieser Unsinn steht in der 26. Auflage. (S. 26, B. 23, Fe. 7·12 sp. Gew.) Erlassen Sie mir gütigst die Besprechung der Approbation solcher Bücher, mir, dessen nur gekürzte Auflage nicht mehr approbiert werden durfte .... Wann wird endlich die das Verfassen von Schulbüchern so erschwerende Approbation aufgehoben werden? Man überlasse die Beurtheilung und Verantwortung den Lehrkörpern."

Der Gefertigte will über den Ton dieser Kritik kein Wort verlieren, sondern nur in rein sachlicher Beziehung Folgendes bemerken:

1. Es entspricht nicht der Wahrheit, dass in der 20. Auflage die bezeichneten Änderungen vorgenommen worden sind. Das Quadrieren ist in beiden Auflagen von S. 9 an verwendet, das Ausziehen der Quadratwurzel aber erst in einem besonderen Anhange zur Planimetrie, der in der 20. Aufl. auf S. 36 beginnt. Ebenso unrichtig ist es, dass in die 20. Aufl. ein Beweis über die Berechnung des Umfanges eines Kreises mit Benützung der abgekürzten Multiplication unvollständiger Zahlen neu aufgenommen wurde, vielmehr ist die Entwicklung in beiden Auflagen dieselbe; in keiner derselben findet sich ein derartiger Beweis. Die Verwendung der abgekürzten Multiplication und Division mit unvollständigen Decimalbrüchen bei der Berechnung von Beispielen ist in beiden Auflagen wie in allen Lehrbüchern für diese Stufe selbstverständ-

lich. Jeder Lehrer weiß auch, dass sie erreichbar ist. Ob die von d
Gefertigten wirklich vorgenommenen Änderungen gerechtfertigt sind,
hier nicht erörtert werden; es sei auf die Referate hingewiesen, welc
in der Zeitschrift für das Realschulwesen 1898 und in der Zeitschrift
die österreichischen Gymnasien 1899 erschienen sind.

2. Beim Quadrieren und Ausziehen der Quadratwurzel sollen gra
Fehler, ja Einmaleinsfehler, in dem Buche vorkommen. Dem gegenüb
ist zu constatieren, dass das einzige Beispiel, welches über diese Oper
tionen auf S. 36 (S. 40 der 19. Aufl.) steht, fehlerlos ist.

3. Das Beispiel über die Vergleichung der Genauigkeit zweier u
vollständiger Decimalbrüche (Länge einer Bank und eines Blattes Papie
welches auf S. 45 des kritisierten Buches sich finden soll, steht üb
haupt nicht in demselben, sondern in der von Hrn. Schulrath Prof. Ne
mann besorgten 26. Aufl. der Arithmetik von Močnik für die 3. und
Classe der Gymnasien. Hr. Dörfler bezeichnet dasselbe als Unsinn;
ist aber vollständig richtig.

4. Das sich anschließende Citat: „Seite 26, B. 23, Fe 7·12
Gewicht" ist etwas räthselhaft. An der bezeichneten Stelle steht
weder in der Arithmetik, noch in der geometrischen Anschauungsleh
Vermuthlich bezieht es sich auf S. 76, B. 23 der 20. Aufl. des letzter
Buches. Will Hr. Dörfler, was man aber nur vermuthen kann, die dar
enthaltene Angabe des Volumgewichtes des Eisens mit 7·12 kg für 1 d
bemängeln, so sei bemerkt, dass dasselbe für Gusseisen, an welches na
der Natur der Aufgabe gedacht werden muss, zwischen 7·0 kg und 7·7
schwankt. (Winkelmann, Handbuch der Physik, 1. Bd., S. 155.)

Auf Grund dieser Bemerkungen behauptet der Gefertigte, dass d
Kritik Hrn. Dörflers in keinem Punkte zutreffend und nicht geeignet is
eine „Schande", die den Gefertigten belasten soll, aufzudecken. D
Ansicht, die über die Approbation „solcher Bücher" angedeutet wird, i
mit der Kritik selbst gleichwertig.

Wien. Joh. Spielmann.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Kritische Bemerkungen zu Tacitus' Annalen Buch XI—XVI.[1]

Die zweite Florentiner Handschrift des Tacitus (*Ma*), die
ten Bücher der Annalen und die Historien enthaltend, stand
ihrer Wertschätzung von jeher hinter der ersten (*M*) zurück.
somehr fühlten sich die Erklärer des Tacitus zu Correcturen
s ursprünglichen Textes berechtigt. Selbst durch die von Baiter
d Ritter veranstalteten Vergleichungen der Handschrift hat die
hätzung nicht gewinnen können. Erst durch Meiser, der den
eiten Theil der Handschrift, die Historien, und durch Andresen,
r die erste Hälfte, Buch XI—XVI der Annalen, verglich, ist
r absolute Wert dieser Handschrift ins rechte Licht gesetzt
rden. Durch Meiser erfahren wir, dass die vorliegende Hand-
hrift von einem besonderen Corrector nach Vorlage der Urhand-
chrift geprüft und verbessert worden ist. Derselbe hat zwar
och manche Irrthümer des Abschreibers übersehen und stehen
ssen, doch was er geändert (von Meiser mit *1 m* bezeichnet),
t für unsere Kritik in jedem Falle verbindlich, dagegen die mit *2 m*
ezeichneten Änderungen haben nur den Wert von Vermuthungen eines
icht ganz unfähigen subjectiven Kritikers. Andresen hebt namentlich
ie äußerste Genauigkeit des Abschreibers hervor und schildert
ufs sorgfältigste die Art und Weise, wie derselbe seine Versehen
ofort wieder gut zu machen versuchte. So hat er denn an einer
edeutenden Anzahl von Stellen die Richtigkeit des handschrift-
ichen Textes nachweisen können und uns durch seine genauen
ngaben die Möglichkeit einer Controle gewährt.

---

[1] Einige der nachfolgenden Stellen sind zwar gelegentlich schon
on mir besprochen; ich gebe ihnen aber hier eine erweiterte Begründung.

XII 40 Ma: *ut maior laus compositi. vel si duravisse venia iustior tribueretur.* Andresen hat in feiner Weise Lipsi Conjectur: *compositis et si duravissent* als berechtigt nachgewies Durch den Punkt hinter *compositi* hat der Abschreiber einen Feh des Textes angedeutet, den er sogleich auf dem Rande durch *sed*, d. i. *compositis et* wieder aufhebt. Baiter und Ritter hat diese Randbemerkung nicht verzeichnet.

XII 50 *deinde atrox hiemps. seu parum provisi commeatus et o ex utroque tabes perpellunt Vologesen omittere praesentia.* Die Seu entstand nicht allein infolge des harten Winters, sondern zugle auch aus der mangelhaften Fürsorge für Lebensmittel (*ex utro orta tabes*). Beide Gründe können durch *seu* nicht in belieb Auswahl gestellt werden. Andresen fand in der Handschrift ni ein klares *seu*, sondern vielmehr ein *set.* Da liegt es nun na *s* als Wiederholung des vorangehenden Endbuchstaben von *hiem* zu erklären, zumal der Abschreiber durch den Punkt hinter *hiem* auf ein Versehen hinzudeuten scheint. Wir werden mit Andres *hiemps et* statt *seu* zu lesen haben.

XIII 17 Ma: *illusum isse pueritia Britannici.* Baiter u Ritter lasen *pueritiae* und so hier auch alle Ausgaben. Doch Rücksicht der Eigenthümlichkeit des Abschreibers, den *m*-Str über den Endvocal wiederholt zu versäumen, möchte hier Accusativ *pueritiam* näher liegen als die Conjectur *pueritiae*.

XIII 31: *edixit Caesar, ne quis magistratus* ist die Les aller Ausgaben. Andresen fand in der Handschrift *et dixit.* nun Tacitus bei Aufzählung gleichgeltender Thatsachen jede einze mit *et* anknüpft (siehe sogleich *factum et senatus consultum* u *et Pomponia*), so ist hier nach Andeutung der Handschrift *edixit* aufzunehmen.

XIII 57 Ma: *donec inopia remedio* ist von Baiter und Rit als *remediorum* erklärt. Doch Andresen bezeugt, dass der A schreiber selber in *remedio* den Endvocal *o* in *i* corrigiert ha wie auch schon Halm und Müller sich entschieden hatten.

XIV 39: *quod post paucas naves . . . amiserat.* Nach A dresens Bemerkung stehen die beiden Buchstaben *st*(*post*) in einer Ras derart, dass noch ein unausgefüllter Raum vorhanden ist. A diesem Grunde billigt Andresen vielleicht mit Recht Halms Co jectur: *postea*; wenn er jedoch zur weiteren Empfehlung derselb auf die Befürchtung eines möglichen Irrthums des Lesers dur ein bloßes *post* statt *postea* hinwies, so halten wir das für nic berechtigt. Mag allerdings Ritters Berufung auf XV 24: *nup clausum Tigranen, post Paetum legionesque, cum opprimere poss incolumes dimisisse* wegen der naheliegenden Beziehung zwisch *nuper* und *post* nicht als stichhaltig erscheinen, so bleibt doch I 10 *sed Pompeium . . sed Lepidum . . deceptos, post Antonium . . poen morte exsolvisse*, worauf Andr. selbst früher einmal verwiesen ha

---

XII 68. Baiters und Ritters Angabe, es stehe in Ma: *dum res forent firmando* berichtigt Andresen durch *dumque re/s forent*. Der Abschreiber hat zuerst *re* geschrieben und dann etwas oberhalb des *e* selber ein *s* hinzugefügt; außerdem ist *forent* von *2 m.* durch untergesetzte Punkte ausgemerzt. Der Abschreiber fand in seiner Vorlage, wie auch die schlechteren Handschriften lesen: *dum res firmando* (ohne *forent*) und auf dem Rande die verwundernde Frage: *quae res forent?* Diese Worte übertrug er in den Text mit Veränderung des *quae* in *que* (*dumque*). Der Randbemerker war veranlasst durch XIII 21: *cum meis* (d. i. *Agrippinae*) *consiliis adoptio et proconsulare ius et designatio consulatus et cetera apiscendo imperio praepararentur* der Meinung, dass ja schon alles für die Thronbesteigung Neros ins Werk gesetzt sei; er übersah, dass es sich im jetzigen Augenblick nicht mehr um Anordnungen für die Aussichten auf den Thron handle, sondern um die wirkliche Erreichung des Thrones, nicht um *apisci imperium*, sondern um *firmare imperium*; der Thron musste für Nero gesichert werden, namentlich durch die Fernhaltung des Britannicus. Die jetzigen Anordnungen (*res componere*) der Agrippina waren nicht etwa eine Erweiterung ihrer früheren Bestrebungen für Nero (*apisci*), sondern ein unabhängiges Ganze für sich (*firmare*); das erstere erlaubte ein *cetera*, das letztere als ein Act erträgt kein *reliqua*. Demnach ist nicht mit Andresen: *dum reliqua firmando*, sondern nach Nipperdey: *dum res firmando Neronis imperio componuntur* zu lesen.

XIII 41 Ma: *nam cuncta extra tectis ac tenus sole inlustria fuere*. Das von späterer Hand über *ac* verzeichnete *h* (*hactenus*) ist unverbindlich. Die falsche Stellung von *ac* ist mit demselben Rechte, wie das in der gleichen Reihe stehende *repente*, auf eine Randbemerkung zurückzuführen. Demnach gestaltet sich der Text zu: *cuncta extra ac tectis tenus sole inlustria fuere*. Der allgemeine Begriff *cuncta extra* wird durch *ac tectis tenus* näher und genauer bestimmt, *ac* hebt das zweite Glied neben dem ersten getrennt und als wesentlich wichtig hervor. Schon Lipsius entschied sich für *cuncta extra tectis tenus*, doch die Auslassung der Verbindungspartikel *ac* gab Grund zu dem Vorwurfe einer gewissen Tautologie. Nipperdey erklärte mit Zustimmung von Dräger und Andresen die Worte *extra tectis* für eine Corruptel eines Glossems, „das ursprünglich *extra tecta* oder *extraiecta* lautete“. Das wunderbare Ereignis bestand in dem grellen Contrast: die ganze Stadt innerhalb der Mauern plötzlich in Finsternis gehüllt und draußen bis hart an die Häuser hinan heller Sonnenschein.

XIII 57 *donec inopia remedii et ira cladis agrestis quidam eminus saxa iacere*. Eine spätere Hand hat über die letzte Silbe von *agrestis* ein *e* gesetzt, und diesen Plural haben alle Ausgaben (Ritter ausgenommen) vorgezogen, ohne zu bedenken, dass wohl schwerlich mehrere Landleute zu gleicher Zeit auf den Einfall

gerathen sein werden, ihren Ärger durch Werfen von Steinen i die Glut auszulassen. Es lag doch wahrlich kein Grund vor, v dem handschriftlichen Singular (*agrestis*) abzuweichen. Der na *iacere* in der Handschrift vorhandene Punkt legt wohl die A nahme eines ausgefallenen *t* nahe, daher: *donec agrestis quidn eminus saxa iaceret*; bisher duldete man als Unicum *donec* m dem historischen Infinitiv.

XV 28 Ma: *Tiberius Alexander . . et Vibianus Annius . in castra Tiridatis venere, honor eius ac ne metueret insidi tali pignore.* Seit Lipsius ist in allen Ausgaben die Änderu *honori* aufgenommen, und doch ist das handschriftliche *honor* a Satzapposition allein richtig. Eigenthümlich ist auch die selb von Andresen wiederholte Begründung der Conjectur *honori* dur Hist. I 44: *omnes (libellos) conquiri iussit, non honori Galba sed tradito principibus more, munimentum ad praesens, in posteru ultionem.* In Ma steht jedoch nicht der Dativ *honori*, sonde *honore*, und erst durch eine Conjectur ist *honori* in die Ausgabe gerathen. Demnach soll e i n e Conjectur die andere stützen. Übe dies ist auch diese Vermuthung noch nicht einwandfrei, den *honore* weist vielmehr nach der Weise des Abschreibers, den *m* Strich über dem Endvocal oftmals zu versäumen, auf *honorem* al Satzapposition hin, wie es das damit verbundene *munimentum* un *ultionem* ist.

XV 50 Ma: *hic occasio solitudinis, ibi ipsa frequentia tant decoris testis pulcherrimum animum exstimulaverant, nisi impu nitatis cupido retinuisset, magnis semper conatibus adverso* Andresen ändert *impunitatis* in *incolumitatis* mit der Begründung „Die Begierde, straflos zu bleiben, kann Flavus nicht haben, s lange er die That nicht begangen hatte. Was ihn zurückhielt, war die Liebe zum Leben." Das wäre Feigheit, die mit de cap. 49 gegebenen Schilderung des Flavus[1]) in grellem Widerspruche steht und die Tacitus doch nicht mit seiner unverhohlenen Sympathie für Flavus *(pulcherrimum animum)* hätte vereinigen können. Was Flavus zurückhielt, war der Gedanke, es könnten politische Verhältnisse eintreten, die seine That strafwürdig möchten erscheinen lassen; er könne wie Brutus und Cassius zur Verantwortung und Strafe gezogen werden. Seine That mit seinem Kopfe zu bezahlen, dazu fehlte ihm die Energie; die Begierde, nicht zur Rechenschaft gezogen zu werden, d. i. straflos zu bleiben (*impunitatis cupido*), hielt ihn zurück.

XVI, 9. Alle neueren Ausgaben lesen: *suadentique venas abrumpere, animum quidem morti destinatum, ait, sed non remit-*

[1]) *promptissimos Subrium Flavum . . et Sulpicium Asprum exstitisse constantia exitus docuit*; 58: *Idem Subrio Flavo adsistenti abnuentique, an inter ipsam cognitionem destringeret gladium caedemque patraret, renuit infregitque impetum iam manum ad capulum referentis.*

re percussori gloriam ministerii. At centurio .. premi a militibus ibet. Frühere haben die Lesart der jüngeren Handschriften *permittere* att *remittere* vorgezogen. Nach Andresen steht in Ma: *permittere*, das *c* nur in seinem unteren Theile angedeutet. Man klärt *non remittere* in der Bedeutung: „er erlasse dem Mörder em Centurio) nicht den Ruhm (ironisch) des Dienstes, d. h. selbst n von Nero ihm aufgetragenen Mord zu vollziehen." Nach m. E. iderstreitet dieser Erklärung das sogleich folgende *At:* der Cenrio kommt ja der Aufforderung, den Mord zu vollziehen, sofort allerdings mit Hilfe seiner Escorte) nach, es ist demnach zwischen ufforderung und That kein Gegensatz, den doch *at* bedingt. agegen *non permittere* weist auf *animum quidem morti destiatum* hin und rechtfertigt das gegensätzliche *at.* Nipperdey hatte brigens gegen *non permittere* auch nur einzuwenden: „aber dann ürde *ministerium* einen Dienst ans Gefälligkeit bezeichnen müssen, elcher *officium* heißt". Dieser auch von Späteren wiederholten Beanptung widerspricht jedoch Ann. I6: *monuit Liviam .., ne .. onsilia amicorum, ministeria militum vulgarentur* und Hist. V 31: *divino ministerio principem electum.*

XVI 15. Nach Andresens Angabe hatte Ma ursprünglich *ngenti corporis corporis*; das erste *corporis*, am Ende der Zeile stehend, ist ausradiert, doch noch lesbar, das *s* ist durchstrichen und über *i* ein *e* geschrieben. Nach diesen Angaben hält Andresen seine Entscheidung: *ingenti corpore* für richtiger als die meinige: *ingenti robore corporis,* doch fügt er hinzu: *nisi mirum esset, quod librarius illam correctionem ei potius vocabulo imposuit, quod non delevit, quam ei, quod reliquit.* In *corpore* (abgesehen von dem leicht erklärlichen *c*) ist durch Umstellung (*or — ro*) und Vertauschung verwandter Buchstaben (*p* statt *b*) *robore* vollständig vorhanden. Warum Halm die Wortstellung *ingenti corporis robore* gewählt hat, ist unklar.

XIV 4 *(Nero) Quinquatruum festos dies apud Baias frequentabat. Illuc matrem elicit ... Venientem dehinc obvius in litora (nam Antio adventabat) excepit manu et complexu ducitque Baulos. Id villae nomen est, quae promonturium Misenum inter et Baianum lacum flexo mari adluitur. Stabat inter alias navis ornatior .... Ac tum invitata ad epulas erat, ut occultando facinori nox adhiberetur. Satis constitit, exstitisse proditorem, et Agrippinam auditis insidiis, an crederet ambiguam, gestamine sellae Baulos pervectam.*

Schon seit 400 Jahren hat Puteolans Conjectur: *gestamine sellae* B a i a s *pervectam* statt des handschriftlichen B a u l o s allgemeine Anerkennung gefunden. Ein vor 50 Jahren zugleich mit Bezzenberger von mir gewagter Versuch, Pichenas Vertheidigung der Conjectur zu bekämpfen, ist verhallt, höchstens dass Halm in seiner ersten Ausgabe des Tacitus in den kritischen Anmerkungen die Notiz aufnahm: „*Baias pervectam* O. cum Put.: *Baulos*

perv. M, quod tuentur Bezzenberger pag. 32 et Pfitzner Philol. III, pag. 82". Schon in der zweiten Auflage nahm diese kleine Anerkennung stillschweigend zurück. In einem g legentlich erneuten Versuche für die Rechtmäßigkeit des han schriftlichen *Baulos pervectam* (N. Jahrb. f. Phil. u. Päd. II. Abt 1889, S. 490) habe ich außer den sprachlichen Bedenken des cap. auch auf die Widersprüche hingewiesen, in die uns eine durch d Conjectur *Baias* bedingte Fahrt der Agrippina von Baiae nach Bau verwickle. Andresen widerlegte meine Bedenken nur in Betrac des cap. 4 durch die Hinweisung auf die Worte *stabat* usw. u *gestamine sellae* (wir kommen auf die Erklärung derselben no zurück), „das genüge", fügte er hinzu, „um zu erweisen, dass d Festtafel in Baiae stattfand, als Aufenthaltsort der Agrippina ab Bauli gewählt wurde, um die Rückfahrt zur Ausführung des ve brecherischen Planes zu benutzen" (Jahresbericht XVI, S. 348). A eine Widerlegung der weiter von mir hervorgehobenen, auf Grur des folgenden Capitels entstehenden Widersprüche ist er nicht eir gegangen. Und doch bin ich der schwerlich auf Widerspruc stoßenden Ansicht: stimmt die Conjectur *Baias* nicht mit der vo Tacitus in den folgenden Capiteln gegebenen Darstellung von de Verlauf der nächtlichen Fahrt; ergeben sich unauflösliche sach liche Schwierigkeiten aus den damaligen Localverhältnissen, wi sie uns nach den Angaben von Strabo und Dio Cassius übermittel sind, so ist eben die Conjectur *Baias* falsch und die bisherig grundlegende Worterklärung des 4. Capitels hinfällig.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst die damaligen örtliche Verhältnisse des von Kiepert *sinus Baianus* genannten Meerbusens soweit dieselben bei unserer Untersuchung in Betracht kommen Mannert (Geographie von Italien, S. 727 f.) schildert dieselbe nach den obengenannten Quellen folgendermaßen: „Der tiefe Busen welcher sich zwischen dem *promontorium Misenum* und Puteol gegen Nordwesten in das innere Land zieht und an dessen westlichem Ufer Baiae und Bauli liegen, hieß *sinus Puteolanus*. Von dem Städtchen Baiae aus an der Westküste zog sich ein Damm, breit genug, um von einem Lastwagen befahren zu werden, acht Stadien lang gegen Nordosten zur gegenüberliegenden Küste und sonderte dadurch den nordwestlichsten Theil des Busens von dem übrigen Tyrrhenischen Meere. Der zwischen dem Damme und der Küste eingeschlossene Theil des Busens hieß *lacus Lucrinus*. Von dem Meere war er völlig abgesondert, nur bei stürmischem Wetter wälzte nach Strabo das Meer seine Wellen über den Damm weg dem See zu. — Augustus besserte die zu niedrigen oder verdorbenen Theile des Dammes aus, durchstach ihn aber in der Nähe von Baiae, so dass das Meer freien Zutritt in den See erhielt." — Wir haben dem nur noch hinzuzufügen, dass Tacitus den an den *lacus Lucrinus* stoßenden Theil des Tyrrhenischen Meeres vor und in der Umgegend von Baiae *lacus Baianus* nennt und zugleich

: Lage von Bauli dahin angibt: cap. 4 *id villae nomen est, ae promunturium Misenum inter et Baianum lacum flexo mari luitur,* also südlich von Baiae an einer Bucht des Tyrrhenischen ueres.

Verfolgen wir nun unter Andresens erklärender Leitung eueste, 5. Aufl. 1892) die von ihm behauptete nächtliche Fahrt r Agrippina von *Baiae* nach *Bauli* (cap. 5). Der Curs geht von aiae in südlicher Richtung. Nicht weit von Baiae (*nec multum ut progressa navis*), also im *lacus Baianus*, wird Agrippina ins 'asser geschleudert. Schwimmend wird sie von entgegenkommen-n Fischerkähnen aufgenommen und nach ihrer *villa*, d. i. *Bauli*, bracht. Andresen erklärt ausdrücklich: „*villae suae*, dem oben-nannten *Bauli*." Doch, so berichtet Tacitus, ist sie zuvor in n *lacus Lucrinus* eingefahren: *nando, deinde occursu lenuncu-rum* *L u c r i n u m   i n   l a c u m* *vecta*. Derselbe liegt ja doch nörd-ch von Baiae, und ihre Fahrt geht nach Süden. Diese Schwierig-eit zu heben, hatte schon Orelli durch die Bemerkung versucht: unter *lacus Lucrinus* verstehe Tacitus hier nicht den eigent-ichen *lacus* im Norden der Bucht, sondern den *lacus Baianus*, er häufiger *Lucrinus* genannt werde", cap. 4. Seine Worte lauten: *Baianum lacum] qui frequentius appellatur Lucrinus, ut est nfra cp. 5.*" Andresen hat diese rettende Behauptung *bona fide* ufgenommen: „*Baianum lacum*, derselbe, welcher cap. 5 mit seinem häufigeren Namen *Lucrinus* genannt wird", hat jedoch nicht den Nachweis unternommen, wie mit dieser Identitätsfiction eine Übereinstimmung mit der von Tacitus gegebenen Darstellung herbeigeführt werde. Es bleibt derselbe Nonsens jetzt wie zuvor. Ist Agrippina nunmehr in dem *lacus Lucrinus* verunglückt, so kann sie nicht mehr, um nach *Bauli* zu kommen, in denselben *Lucrinus* einfahren, oder ist sie schon aus demselben ins Tyrrhe-nische Meer hineingeschwommen, so landen die rettenden Fischer sie eher nach *Bauli*, bevor sie wieder den *lacus Lucrinus* (d. i. *Baianus*) berühren. Kurz, die von Andresen vertretene Fahrt von *Baiae* nach *Bauli* ist den gegebenen örtlichen Verhältnissen nach rein unmöglich und demnach die Conjectur *sellae gestamine* *B a i a s* *pervectam* unberechtigt, auch durchaus unnöthig. Denn das hand-schriftliche *Baulos pervectam* entspricht der Darstellung des Tacitus in jeder Beziehung: bei der nächtlichen Rückkehr der Agrippina von *Bauli* nach *Baiae* wird sie im *lacus Baianus* von Fischern gerettet und aus diesem *lacus Baianus* in den *Lucrinus* gefahren und in ihre dortige Villa gebracht.

Andresen selber hat sich offenbar mit diesen Erwägungen gar nicht befasst; daher kommt es, dass er sich weiterhin cap. 8 in vollem Widerspruche mit sich selbst befindet. Dort macht er nämlich den Leser darauf aufmerksam, „dass die Darstellung zum Ende von cap. 5 zurückkehre". In cap. 5 hat nun Andresen als Agrippinas Bergungsort die *villa Bauli* angegeben: „*villae suae*

infertur, dem oben genannten *Bauli*". In cap. 8 beabsichtig nun die nmliegenden Landbewohner, der geretteten Agrippina ei Ovation darzubringen, woran sie von der durch Nero abgesandt Mörderschar verhindert werden. Selbstverständlich müsste na Andresen der Ort dieser Vorgänge doch *Bauli* sein; doch nei Andresen führt uns plötzlich nach der Villa am Lukriner See - wie es an sich ja anch das Richtige ist — durch eine bloße ve hängnisvolle Anmerkung: „*molium obiectus*' die vorliegenden Dämme Diese befanden sich zwischen dem Lukriner See und de Meere. Strabo V 4, 6 ὁ *Λοκρῖνος κόλπος πλατύνεται μέχ Βαϊῶν, χώματι εἰργόμενος ἀπὸ τῆς ἔξω θαλάττης ὀκταστάδι τὸ μῆκος, πλάτος δὲ ἁμαξιτοῦ πλατείας.*" Strabo versteht unt dem *κόλπος Λοκρῖνος* doch nnzweifelhaft den eigentlichen Lukrin See, nicht den oben fingierten. Wo soll denn nun Agrippina sei in *Bauli* oder in der Villa am Lukriner See? Hat Agrippina ei Doppelgängerin? — Dies zu entscheiden wollen wir inzwische Andresen überlassen, im übrigen gedenken wir des Horazische *bonus Homerus,* der anch wohl einmal schläft.

Wir müssen schließlich noch anf die ans Cap. 4 von A dresen entnommenen Beweise für die Conjectur *Baias pervecta* zurückkommen. Sie lanten: „Die Worte *stabat* usw. und *gestami sellae* können nicht bezeichnen, in welcher Weise die durch *du Baulos* bezeichnete Handlung zur Ausführung gelangte; einm aus einem sachlichen Grunde, weil die Worte *Agrippinam pe vectam* erkennen lassen, dass Agrippina sich bei dieser Übe siedelung nicht in Begleitung des Nero befand, zweitens, weil e sprachlich unmöglich ist, *stabat* auf einen anderen Ort als de zuletzt genannten, d. i. *Bauli,* zu beziehen".

Der erste sachliche Grund beruht mehr anf Ansichten; we aus Sueton Nero 30 den ungemeinen Prunk, den Nero auf Reise zu zeigen liebte, ersieht, wer sich weiter der Maulthiertreiber i rothen Röcken und der aufs reichste geschmückten Vorreiter un Läufer erinnert, wird wohl zugehen, dass Nero, zumal in seine gerade damals so nöthigen Liebenswürdigkeit gegen seine Mutter nicht versäumt haben wird, dieselbe in kaiserlichem Pomp zu be gleiten, wenngleich sie sich in bescheidener Sänfte tragen ließ Anch ihr Hofmarschall *Crepereius* und ihre Hofdame *Acerronia* werden nicht zu Fuß neben der Sänfte hergelaufen sein. — Wich tiger ist der zweite sprachliche Grund. Der gewöhnliche Leser de Tacitus urtheilt nach der Schablone, und die lautet hier: *stabat* kann sich nur auf den zuletzt genannten Ort, d. i. *Bauli,* be ziehen. Er erlaubt sich unbedenklich ein freilich nicht dastehendes *ibi* zu ergänzen, haben ja doch gelehrte Übersetzer, Roth und Boetticher, es geradezu eingesetzt. Berufserklärer freilich, gewohnt selbst auf sogenannte Kleinigkeiten zu achten, werden doch ob des Mangels einer, zumal bei einem absoluten *stabat* „es stand ein Schiff" recht nöthigen Ortspartikel stutzig und sehen sich

die Worte noch einmal genauer an und lesen: Agrippina ist auf die hinterlistigen Bitten ihres Sohnes, ihn in *Baiae* zu besuchen, eingegangen und kommt zu Schiffe an, selbstverständlich in *Baiae* (*illuc elicit* und *venientem*). Nachdem Nero sie im Hafen von *Baiae* empfangen hatte (*excepit*), führt er sie nach *Bauli* (*ducitque Baulos*). Der plötzliche Übergang aus dem Perfectum in das Präsens verlangt Erklärung. Hätte Tacitus auch hier *duxitque Baulos* geschrieben, so wären wir schon in *Bauli* angelangt und *stabat* wäre unweigerlich auf *Bauli* zu beziehen und würde das Schiff dorthin versetzt. Aber das Präsens *ducit* bezeichnet erst den Antritt der Übersiedelung; wir sind also ideell noch in *Baiae*, als uns Tacitus auf das Schiff aufmerksam macht. Wir ersehen wenigstens die Möglichkeit der Beziehung auf *Baiae*. Diese Möglichkeit wird schließlich von Tacitus selher zur vollen Gewissheit erhoben durch *gestamine sellae Baulos pervectam*. Die Abreise geschah demnach von *Baiae*, und dort stand das Schiff.

Wir können das Resultat unserer Untersuchung dahin zusammenfassen: In *Baiae* nahm Agrippina ihr Quartier, dort wurde sie zur Tafel nach *Bauli* geladen. In *Baiae* fand sie das zum Schiffbruch vorbereitete Schiff (*stabat inter alias navis ornatior*), welches ihr für die Zeit ihres Besuches zur Verfügung gestellt wurde. Sie benutzte es, weil sie gewarnt wurde, nicht auf dem Wege zur Tafel nach *Bauli* (*gestamine sellae Baulos pervectam*), wohin es ihr folgte, wohl aber für die Rückkehr. Im *lacus Baianus* geschah die Katastrophe, von Fischern gerettet wurde sie in den *lacus Lucrinus* eingefahren und in ihre dort befindliche Villa gebracht.

XIV 44 Ma: *sane consilium occuluit, telum inter ignaros paravit; num excubias transire, cubiculi fores recludere, lumen inferre, caedem patrare-omnibus nesciis?* Den vier Infinitiven ist von *2m* je ein *t* hinzugefügt. Alle früheren Ausgaben haben es ohne weitere Erklärung aufgenommen. Halm hat mit Billigung aller durch Einschiebung von *poterat* doch nur in glatterer Form dasselbe ausgedrückt, was Cassius durch *num* beabsichtigte. Für Cassius hatte ein pointiertes *Num?* als bloße Andeutung einer Frage schon den Begriff einer angezweifelten Möglichkeit: „Wie? — die Nachtwachen passieren, das Schlafzimmer aufschließen, Licht hineinbringen, den Mord vollziehen — keiner bemerkts?

In ähnlicher Weise ist Ann. I 42: *primane et vicesima legiones — ? egregiam duci vestro gratiam refertis!* die durch *ne* eingeführte Frage abgebrochen: „erste und zwanzigste Legion? — gar herrlichen Dank bringt ihr eurem Führer dar!“ Auch hier wird die durch den prägnanten Gebrauch der Fragepartikel gehobene Rede durch allerlei Einschiebungen verwässert (*hanc* oder *tam* oder beides *hanc tam egregiam*). Ernesti warnt: „nur ja keine

Neuerungen!" Dass die packende Ironie durch solche Correctur beeinträchtigt wird, hat schon der alte Wolf beklagt; *„vim ironi frangeret talis adiectio"*. Germanicus hebt durch solche Abbrechu der Frage die beiden Legionen besonders hervor und concentri die allgemeine Aufmerksamkeit auf dieselben. Ebenso verhält sich mit der Voranstellung absoluter Nominative, z. B. II, 6 *ipsorum regum ingenia—illi mite et amoenum, huic atrox, avidi et societatis impatiens erat* oder VI, 48: *stuprorum eius minis — Carsidius ut in insulam deportaretur, Pontius amitteret dinem senatorium.* Auch I, 28: *Percennius et Vibulenus — pendia militibus agros emeritis largientur*? weist auf die Vor stellung der Namen hin: Percennius und Vibulenus, werden ... leiten?

Wir lesen in der oben bezeichneten Rede des Cassius (X 44) weiter: *Multa sceleris indicia praeveniunt: servi si proda possumus singuli inter plures, tuti inter anxios, postremo, si reundum sit, non inulti inter nocentes agere.* Die früheren klärer bezogen übereinstimmend *si pereundum sit* auf die Herr auch Nipperdey erklärt das für unumgänglich, findet jedoch da die ganze Stelle widersinnig: „wenn der Mordplan verrathen wi stirbt der Herr nicht, und wenn er stirbt, kann nicht von ihm gesa werden, dass er nicht ungerächt unter Schuldigen lebe (*agere*), die Rache für den Tod erst nach demselben erfolgen kann". sucht die Stelle durch Umstellung und geringe Änderungen d Worte so zu heilen: *servis si pereundum sit, ni prodant, poss mus — non inulti inter nocentes agere.* Ich fürchte, dies Mitt erfüllt nicht seinen Zweck; denn die eigentliche Schwierigkeit *inulti inter nocentes agere* (leben) wird nicht gehoben, die Herr können so wie so doch nur in dem Bewusstsein, eintretende Falles nicht ungerächt zu bleiben, unter Schuldigen leben. Au macht Müller mit Recht darauf aufmerksam, dass *servi si proda* den Gegensatz *si non prodant* erwarten lässt, er selber findet de selben in dem Ausdrucke *nocentes*, was „deutlicher hervortrete würde, wenn die Worte etwa so gestellt wären: *postremo int nocentes, si pereundum sit, non inulti agere.* Auch er würde da nach, wie Nipperdey, den Ausdruck *si pereundum sit* auf die Sclave beziehen. Doch die Worte haben nun einmal nicht diese Ste lung, und der verlangte Gegensatz liegt vielmehr in dem Aus druck *si pereundum sit:* wenn wir Herren infolge der Verschwie genheit der Sclaven (*si non prodant*) sterben müssen.

Wahr ist's, die Ausdrucksweise ist den Gegensätzen zulieb recht gekünstelt und hat so ungemein rhetorische Färbung, das wir Tacitus' Sprache darin nicht erkennen können, aber gerad darin finden wir die Rechtfertigung der handschriftlichen Worte sie zeigen uns die Redeweise des Cassius, der nach dem damalige Zeitgeschmack durch überraschende Gegensätze und Haschen nacl glänzenden Pointen, die nicht immer die Grenzen der strenger

gik innehalten, seine Hörer zu fesseln suchte. Wir erkennen rin das auch bei Sallust ersichtliche Streben des Schriftstellers in n Reden und Äußerungen anderer ihre charakteristischen Ausdrucksweisen und Redewendungen beibehalten. Man macht Tacitus selber in solchen Fällen verantwortlich und hält sich ihm zu Ehren zu Correcturen verpflichtet d berechtigt, wo doch nichts zu ändern ist, oder zeiht ihn mit oßem Unrecht eines Irrthums oder Versehens. So z. B. wird der behmte Feldherr Corbulo XIII 8 mit den Worten geschildert: *rbis magnificis et super experientiam sapientiamque etiam specie nium validus*, so lasse man ihn denn auch XV 12: *quod illud quantum decus, ubi par eorum numerus apisceretur, qui attusent salutem et qui accepissent*, den einfachen Gedanken, „wenn le und jeder, welche zur Rettung auszogen, die Bürgerkrone wirbt", in recht geschraubter Weise aufbauschen, es ist das so ine Manier. XV 51 findet Andresen die Unterredung der Magd picharis mit dem für seine Verdienste um Nero sich nicht genug lohnt haltenden Nauarchen Proculus „im Ausdruck so armselig, ass hier ein tieferes Verderbnis zu liegen scheint". Die Kürze d Abgerissenheit des Ausdruckes ist allerdings auffällig, namentlich i den einfachen Worten *neque senatui quid manere*, in dem inne „der Senat habe gar nichts mehr zu bedeuten". Doch man at eben des Tacitus Eigenthümlichkeit nicht beachtet, eine ungebildete Magd nicht in der Weise eines geübten Aufwieglers rechen zu lassen, etwa wie Andresen vorschlägt: *neque sancti uidquam manere*, oder wie Halm und Müller: *neque senatui eque populo quidquam manere*.

Als besonderer Beleg für diese Eigenthümlichkeit der Taciteischen Diction mögen noch zwei weitere Stellen dienen. XIII 6: *t imperatori quantum ad robur deesse, cum octavo decimo aetatis nno Cn. Pompeius, nono decimo Caesar Octavianus civilia bella ustinuerint?* Als Cn. Pompeius dem Sulla ein Heer gegen die Marianer zuführte und zuerst als Befehlshaber auftrat, war er nicht 18, sondern 23 Jahre alt. Da hat man denn gefragt, wie kommt Tacitus zu der falschen Behauptung? Der alte Brotier meinte, „es komme auf ein paar Jahre nicht an, bei einem Herrscher sei nicht das Alter, sondern der Geist die Hauptsache". Doederlein erklärt, „*civilia bella* sei nur auf Octavianus allein zu beziehen, nicht auf Pompeius". Nipperdey zeiht Tacitus einfach einer Verwechselung der Jahre 84 und 87 v. Chr., wo er unter seinem Vater gegen Cinna diente. Andresen wiederholt das mit dem Zusatz: „wenn er nicht der Rechnung derer folgte, von denen Vell. II 53, 4 sagt: *quos in aetate et tanti et paene nostri saeculi viri fefellit quinquennium*". — Nichts von alle dem! Es ist weder an eine Leichtfertigkeit noch an einen Irrthum oder eine Verwechslung noch an eine fälschliche Annahme von Seiten des Tacitus zu denken, sondern Tacitus hat mit vollem Wissen ge-

schrieben, was er geschrieben, und zwar im Sinne der Schmeichl des Nero. Wollten diese den damals 17jährigen Nero zu politisch Thatkraft stacheln, so konnten sie nur einen 18jährigen Pompei brauchen, und nach diesen ihren Intentionen lässt sie Tacit sprechen. Sein eigenes Wissen kommt dabei gar nicht in B tracht, dass er den Irrthum derer getheilt habe, die Velleius b zeichnete, geht durchaus nicht aus den vorliegenden Worten herv

I 41: *iam infans in castris genitus in contubernio legioni eductus, quem militari vocabulo Caligulam appellabant.* Währe Nipperdey hier Tacitus der Volksmeinung folgen lässt, die si unter Caligulas Regierung in den Versen aussprach: *In castr natus, patriis nutritus in armis, Iam designati principis nom erat,* beschuldigt Draeger und sein Nachfolger Becher deutlich Tacitus eines Irrthums: „Da ja doch Suet. Cal. 8 unwiderlegli nachgewiesen habe, dass der Knabe bereits geboren war, bev sein Vater in die Provinz abgieng". Sicherlich hat Tacitus d wahren Sachverhalt ebenso gut gewusst wie Sueton, doch er läs die Soldaten nach ihrem Interesse sprechen.

Nach diesen voranstehenden Erörterungen mag auch d vielbesprochene handschriftliche Lesart XV 13 nicht einer Co rectur bedürfen: *ac vis si ingrueret—provisis exemplis Caudin Numantinaeque — eandem vim (i. e. fuisse) Samnitibus, Itali populo, ac Poenis, Romani imperii aemulis. Validam quoque laudatam antiquitatem, quotiens fortuna contra daret, saluti co suluisse.* Allerdings musste Tacitus wissen, dass Karthago z Zeit der Numantinischen Niederlage nicht bestand und er fü seine Person nicht mehr von einer Nebenbuhlerschaft der Puni sprechen konnte. Doch er spricht ja auch nicht in seinem Namen er befürwortet gleich anfangs, dass er nur die authentische Selbs beruhigung der feigen Soldaten berichte: *provisis exemplis Cau dinae Numantinaeque,* und der Anschauung der ungebildeten Mass Rechnung trage. Alles Unglück und alle Leiden, die je die Puni unter Hannibal über Italien gebracht, waren aus Hispanien ge kommen, die Erinnerung daran lebte fort von Geschlecht zu Ge schlecht. Hispanien war die Burg der Punier gewesen. Wa dort bei Numantia den Römern widerfuhr, mussten in der Vor stellung des ungebildeten Volkshaufens noch die Punier entgelten und demgemäß lässt Tacitus hier die Soldaten sprechen. Direct Beweise für diese Anschauung der Soldaten liegen freilich nich vor, wie sie zufällig bei den beiden oben erörterten Stellen zu Gebote standen, aber gesetzt den Fall, Velleius' und Suetons be zügliche Nachrichten wären uns nicht überkommen, würde das doch keinen Einfluss auf die Rechtmäßigkeit unserer Erklärung gehabt haben. Walther indessen weist in dieser Beziehung au Florus II 17 hin: *nec cum Hispanis initio, sed cum Poenis in Hispania (dimicatum est). Inde contagio et series causaque bel lorum.* — Schon unter den alten Erklärern hat Brotier, unter den

neueren namentlich Orelli sich für das handschriftliche *Poenis* erklärt, mit ähnlicher Berufung auf die Anschauung des römischen Volkes. Nur fehlte ihnen der directe Hinweis auf die oben hervorgehobene Eigenthümlichkeit des Tacitus in der Wiedergabe der Worte anderer. Deshalb sind Nipperdey, Halm und Müller wieder zu der früheren Conjectur *Parthis* statt *Poenis* zurückgekehrt, wodurch denn die eben in Verbindung mit *Caudium* erwähnten Numantiner ihre ganze wesentliche Beziehung und Berechtigung verlieren.

Nipperdey entschuldigt das mit dem Hinweis: „die Numantiner erwähnen sie hier nicht, da ihre Unbedeutendheit selbstverständlich ist". Die Numantinische Schlappe als eine selbstverständlich unbedeutende zu bezeichnen, ist allerdings Gefühlssache, doch dieselbe hier zu betonen im Sinne der Soldaten, die soeben Caudium und Numantia eng verbunden haben, ist zu willkürlich. Gehören sie zusammen, so gebürt den Numantinern auch dieselbe Beachtung in der weiteren Ausführung dieses Gedankens wie den Samniten. Wir beginnen mit *ac vis si ingrueret* schon die Selbsttröstung der Soldaten, verzichten auf das nur aus einem Zufall entstandene *neque* und erklären *provisis exemplis Caudinae Numantinaeque* für eine erklärende Hinweisung des Tacitus auf die Entschuldigung der kampfmüden Soldaten: „und wenn Übermacht über sie käme, — sie hatten sich im voraus mit der Caudinischen und Numantinischen versehen — so sei dieselbe Übermacht gewesen, als die Samniten und die Punier Nebenbuhler der römischen Herrschaft waren; auch das kräftige und gepriesene Alterthum sei, so oft das Geschick zuwider, auf eigene Rettung bedacht gewesen".

— — —

Tacitus führt bisweilen die Äußerungen anderer auch durch *velut* ein: XV 69: *Igitur non crimine, non accusatore exsistente, quia speciem iudicis induere non poterat, ad vim dominationis conversus Gerellanum tribunum cum cohorte militum immittit iubetque praevenire conatus consulis, occupare velut arcem eius, opprimere delectam iuventutem, quia Vestinus imminentes foro aedes decoraque servitia et pari aetate habebat.* Erst Orelli gab eine Anmerkung zu *velut arcem:* „*Loquitur* (Nero oder Tacitus?) *quasi de tyranno, qui urbis arcem, ἀκρόπολιν, iamiam occupasset; mox declaratur verbis imminentes foro aedes*". Daraus ist nichts über die Bedeutung von *velut* zu entnehmen. Erst Nipperdey erklärt: „*velut* gehört zu *arcem*. Die Lateiner können das, dem eine vergleichsweise Bezeichnung gegeben wird, weglassen. Unsere Sprache gestattet das nicht und nöthigt *velut* unübersetzt zu lassen". Draeger erklärt *velut* mit Andresens Zustimmung für ein

Attribut: „sein einer Burg gleichendes (burgähnliches) Haus
Beide übersehen, dass *velut* nicht bloß zu *arcem*, sondern au
noch zu *delectam iuventutem* gehört, dessen Übersetzung nic
gegeben ist. Draegers Erklärung würde dem Tacitus als dem E
zähler die Übertreibung der Ausdrücke *arx* und *delectam iuve*
tutem zuschreiben, und doch geben die folgenden Worte: *qu*
Vestinus imminentes foro aedes decoraque servitia et pari aet
habebat den Grund an, warum Nero sich solcher Ausdrücke b
diente. Tacitus selber hatte nicht die geringste Veranlassung, si
solcher Übertreibung schuldig zu machen, die er nachträglich
entschuldigen sich verpflichtet fühlte. Er führt die selbsteigen
Ausdrücke Neros durch *velut* ein: „wie er sich ausdrückte". Draeg
beruft sich für seine Erklärung des *velut* auf Suet. Nero 3
tantis velut successibus elatus inflatusque", doch auch hier nen
nicht der Erzähler Sueton das Gelingen all der eben bezeichnet
Schandthaten Neros „Erfolge", *successus*, sondern Nero selber
seiner aufgeblasenen Überhebung; *velut* bezeichnet auch hier d
Benennung *successus* als authentische Bezeichnung Neros, „v
er es nannte".

Andresen ist wiederholt der Annahme dieser Bedeutung e
gegengetreten. Ann. XI 27: *haud sum ignarus, fabulosum visu*
iri... nedum consulem designatum cum uxore principis, praedi
die, adhibitis qui obsignarent, velut suscipiendorum liberorum
causa convenisse bemerkt er: „*velut* bezeichnet bloß den Ansche
nicht dass dieser ein falscher war, da die Heirat keineswegs ei
Scheinheirat sein sollte". Mir erscheint die Behauptung eines A
scheines, der die Wirklichkeit in sich schließt, eine blo
Umschreibung und Verschleierung der Wirklichkeit zu sein. Sili
und Messalina haben eine wirkliche Heirat geschlossen, indo
sie ausdrücklich und wörtlich im Heiratsprotokoll erklärten, ei
Ehe einzugehen, um Kinder zu erzeugen, d. i. „mit der selbs
eigenen Erklärung" (*velut*).

XV 53: *primas sibi partes expostulante Scaevino, qui pug*
onem templo Salutis detraxerat gestabatque velut magno ope
sacrum übergeht Andresen, dagegen Draeger: „*velut* bedeute
dass er den Dolch wirklich als geweiht ansah". Deutlicher wär
„von dem er sagte, dass er für eine große That geweiht sei
Von einem „nicht falschen Anschein" könnte hier doch nic
die Rede sein.

Fügen wir aus den Historien noch hinzu III 27: *ince*
serat cunctatio, ni duces fesso militi et velut irritas exhortation
abnuenti, Cremonam monstrassent. Wolff erklärt ebenfalls: „*velu*
bezeichnet die Meinung und auch wohl die Äußerungen de
Soldaten", d. i. „doch die Führer wiesen die erschöpften Sol
daten, welche ihr Zureden mit dem Rufe: 'Vergeblich' ablehntet
auf Cremona hin". — III 62: *(Valens) ludicro Iuvenalium su*

rone velut ex necessitate, mox sponte mimos actitavit. Heraeus
lärt *velut* „*i. e. specie, quam ipse praetendebat*“, d. i. „wie er
ber sagte, unter Nero nothgedrungen“, bald freiwillig (gerne).

Neustrelitz. Pfitzner.

Martin Greif.

I. Einleitende Bemerkungen.

Ein jüngst erschienenes Volksstück des von der zeitgenös-
schen Kritik so zwiespältig beurtheilten Dichters Martin Greif,
General York' (Leipzig, Amelangs Verlag 1899), rückt uns den-
lben insbesondere deshalb ins Gesichtsfeld, weil der Stoff des
ramas zu Reminiscenzen und Vergleichen mit dem seinerzeit am
. k. Burgtheater in Wien mehrmals aufgeführten Volksstücke
Prinz Eugen' herausfordert. Auch drängt sich die Frage sofort
uf, wie denn ein schaffensfreudiger Dichter, der in den Siebziger-
ahren dem Wiener Theaterpublicum ein so lieber Bekannter war,
chon bei Lebzeiten, wenigstens was seine Bühnenschöpfungen
etrifft, förmlich in Vergessenheit gerathen kann. Diese traurige,
a beschämende Thatsache ist umso unerklärlicher, als der rege
Kunstsinn in Österreichs Kaiserstadt im Laufe der letzten Jahre
ine Reihe von Kunstinstituten ins Leben gerufen hat (Deutsches
Volkstheater, Raimundtheater, Jubiläumstheater), welche die Be-
stimmung haben, die volksthümliche Gattung des Dramas zu
pflegen, und obenan hat das Jubiläumstheater in dieser Hinsicht
inen schönen Anlauf genommen, indem es heimische Stoffe aus nahe-
liegenden Gebieten geschichtlichen (z. B. 'Konrad Vorlauf' von Neyd-
hard) oder socialen Lebens (z. B. Davis' 'Katakomben') und roman-
tische Schauspiele (z. B. Kleists 'Hermannsschlacht', Raimunds
'Moisasurs Zauberfluch' u. dgl.) in sein ständiges Repertoire auf-
nahm. So hätte man sich auch des nationalen und echt volks-
thümlichen Meisters Martin Greif erinnern sollen, da ja hinsicht-
lich seiner nur das Gedächtnis an unzweifelhafte Bühnenerfolge
am ehemaligen Stadttheater (damals unter Laubes gewiegter Leitung)
und am Burgtheater aufzufrischen war (vgl. S. 711 ff. und 717).
Immer wieder ertönt die Klage über den Mangel volksthümlicher
Stücke, aber man greift nicht dorthin, wo selbe vorhanden sind.
Ein gewiegter Kritiker schließt seine Beurtheilung Greifs mit den
überzeugenden Worten: 'Wenn ich Martin Greif einen deutschen
Volksdichter im edelsten Sinne des Wortes heiße, so
glaube ich, ihm den größten und höchsten Ehrentitel beizulegen,
den es für einen Dichter überhaupt gibt.' Martin Greif ist die
Ehre widerfahren, dass sein 'Ludwig der Bayer oder der Streit

von Mühldorf' in Kraiburg a. Inn in einem nach dem Muster d
Oberammergauer Theaters (1892) gebauten Volksschauspielhau
bereits 42mal in Scene gieng, indem die Bewohner selbst
darstellenden Kräfte abgaben. Und noch nach einer Richtu
könnte uns Greif wertvoll sein! Man seufzt so oft, dass von d
Zeitgenossen so wenige der Jugend vermittelt werden könnt
ohne dass der sittlichen Erziehung geschadet würde. Hier ist
echter, zeitgenössischer Dichter der Jugend nach Inhalt und Fo
seiner Schöpfungen! Auch das soll in der folgenden gedräng
Darstellung [1]) nachgewiesen werden.

II. Greifs Persönlichkeit und Lebenslauf.

Ein wahrer Dichter hat das Anrecht, dass die Mitwelt
das Verständnis seines Schaffens eindringe und liebevoll den
wundersam verschlungenen Pfaden folge, welche er wandelte,
er zu seinem Ziele gelangte, oder die Wandlungen durchge
durch die sein Lied oder dramatisches Bild zur Krystallisation gelang
Wir sind dies dem Dichter und seinem Werke schuldig, weil
uns ein Geschenk darbietet, das die besten Elemente seines eige
Ichs, 'Funken der Gottheit', darstellt. Die Kenntnis der Lebe
geschichte eines Dichters ist zumeist ein wichtiges Mittel des V
ständnisses seiner Werke.

Freilich, unseres 'Künstlers Erdenwallen' wickelte sich
bescheidenen, ja vielfach alltäglichen Verhältnissen ab; auch s
seine Aufzeichnungen über Erlebtes, das mit seinen Schöpfung
im Zusammenhange steht, so spärlich, dass man nicht selten
Mittheilungen aus dem Freundeskreise oder dem Munde des Dicht
selbst angewiesen ist, um Verbindungsfäden zwischen Dichtu
und Leben aufzudecken. Der echte Dichtergenius schafft traumhi
halb unbewusst und weiß sich oft selbst nicht Rechenschaft
geben, wie ihm ein Bild emporwuchs; es steht plötzlich fertig
seiner Seele, ohne dass er reflectierend die Kraftcomponente
welche das Werden desselben bewirkten, analysieren kann, in
die Geburtswehen im Gehirne des Dichterlings so bleibende V
wüstung zurücklassen, dass dieser nicht nur jederzeit im stat
ist, in Gesellschaften seine Verse flott 'aufzusagen', sondern at
bis ins Detail sich der Entstehungsgeschichte seines vermeintlich
Kunstwerkes mit eingebildeter Behaglichkeit bewusst ist. Dal
die Unermüdlichkeit im 'Notizeln' biographischer Details bei klein
der oft schmerzlich fühlbare Mangel lebensgeschichtlicher Aufzeic
nungen bei großen Geistern. Martin Greif arbeitet derzeit. e

[1]) Dieselbe ist keine vollständige Monographie. Vieles, inst
sondere Inhaltsangaben der Dramen, ist in mannigfachen Abhandlunge
so in O. Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht besproch
Darauf wird jeweilig verwiesen. Übrigens möge die Lectüre des Dichter
meine Ausführungen begleiten!

Sechzigjähriger, an seinen 'Erinnerungen,'[1]) und es lässt sich erhoffen, dass diese manche Lücke ausfüllen werden. Es kann aber auch sein, dass wir, wie dies mit dem 1898 aufgefundenen Tagebuche Uhlands der Fall war, enttäuscht werden, indem der Dichter nur eine lückenhafte Zusammenstellung bringt. Ein traumhaft schaffender Künstler führt nicht selten in solchem Falle Erlebnisse äußerlicher Natur vor, ohne selbst klar zu sein, durch welche Modulationen sich seine Bilder und Gestalten zu jener Klarheit emporgerungen haben, in der dieselben vor uns stehen. Er hat, wie Uhland und Goethe, dessen autobiographische Werke noch heute einer ganzen Cohorte von Erklärern reichliche Nahrung bieten, eben nicht gelebt mit dem vorgefassten Zwecke zu dichten, sondern er hat gedichtet, weil er gelebt hat. Es wird dem Dichter selbst und denen, für die er dichtet, ein Gedicht erst nachträglich zum Gegenstande der Reflexion. Rückschauend auf innere Revolutionen, die mit den Begebenheiten seiner äußeren Existenz oft nur lose und unvermerkt verknüpft sind, ist dem Sänger selbst das meiste der unbewusst gewordenen Verbindungen nicht mehr mit Sicherheit nachweisbar, indes die Erzeugnisse des Gewerbepoeten ihre greisenhafte und altkluge Deutung schon mitbringen, wenn sie sich der Welt zeigen, sowie Jahrmarktbilder, zu welchen der Marktschreier mit dem Stabe in der Hand die Erklärung liefert.

Martin Greif[2]) wurde 18. Juni 1839 zu Speyer in der Rheinpfalz in dem uralten, ehemals von Domherren bewohnten Eckhause der Weber- und Pfarrgasse als Sohn des damaligen Regierungsrathes, gewesenen Cabinetsrathes des Königs Otto von Griechenland, Maximilian Frei, geboren. Innige Liebe kettete den Sohn an die Eltern, insbesondere die Mutter, nach deren Tode er seinem Schmerzgefühle an seinem Geburtstage im Jahre 1887 in den tiefempfundenen Worten Ausdruck verleiht:

> Nie brach mir mein Geburtstag an,
> Dass Du ihn wahr nicht nahmest
> Und, Deine Arme aufgethan,
> Mit einem Sträußlein kamest.

---

[1]) Wie der Dichter mir bei einem Besuche in München (Sept. 1899) mittheilte, ist er genöthigt, einige Zeit in Wien ständigen Aufenthalt zu nehmen, um nach den in Tagesblättern und periodischen Zeitschriften in den Siebzigerjahren veröffentlichten zerstreuten Arbeiten zu fahnden, von denen ihm vielfach selbst der Titel aus dem Gedächtnisse entschwunden ist.

[2]) König Ludwig II. von Bayern gestattete ihm mit Entschließung vom 13. Februar 1882 anstatt seines ursprünglichen Namens Friedrich Hermann Frei den Namen zu führen: 'Friedrich Hermann Frei, genannt Martin Greif'. — Ich stütze mich hinsichtlich der biographischen Daten theilweise auf das verdienstvolle Werk von Dr. Prem, Martin Greif, Versuch zu einer Geschichte seines Lebens und Dichtens mit besonderer Rücksicht auf seine Dramen (Leipzig 1895, 2. Aufl.), theilweise auf persönliche Mittheilungen des Dichters.

Anch heute kehrt er wiedernm
Doch wo sind Deine Grüße?
Will brechen mir ein Blümlein stumm
Und denken an Dich, Süße.[1]

Wie auf den jungen Goethe Frankfurt mit seinen geschicl lichen Merkwürdigkeiten und Alterthümern, so übte Speyer : das Herz des frisch erblühenden Knaben und Jünglings mä tigen Einfluss aus. Er absolvierte hierselbst einen Theil der Gy nasialstudien und den Rest in München, da sein Vater dort übersiedelte. 1857 trat er, seiner Vorliebe für den Soldatensta folgend, als Cadet ins bayerische Heer und avancierte 1859 z Lieutenant. Damals schloss er auch mit einem edlen Mädch seiner pfälzischen Heimat einen Herzensbund, und wehmüth Lieder geben seiner Trauer um die in der Blüte der Jugend V storbene Ausdruck. Schon während seiner Militärdienstzeit r sich in ihm der gesunde Trieb, die schöne Gotteswelt aus eige Anschauung kennen zu lernen, und er benutzte wiederholt Urlaub, um Reisen zu unternehmen. So gelangte er 1861 n Frankreich und England; in London lernte er Freiligrath kenn und in Koburg besuchte er Friedrich Rückert, mit welchem auch fernerhin in geistigem Verkehre blieb. Er übersendete dies in der Folge eine kleine epische Dichtung: 'Die Schlacht Leipzig', und Rückert richtete an ihn ein Schreiben, in dem seiner 'Redegewandtheit, Darstellungskraft und seinem Gedank schwunge' freundlichste Anerkennung zollt. 1865 finden wir Mar Greif in der alten Reichsstadt Nürnberg, der Heimat des Ha Sachs, wo er mit dem 'literarischen Vereine' in Fühlung tr in dessen Jahrbüchern er manche seiner lyrischen Gedichte v öffentlichte. Damals schrieb er, ergriffen von den localen Erin rungen an den Wortführer der Nürnberger Meistersängerzunft, Gedicht 'Hans Sachs' in Knittelversen, meist lyrischen Inhalt der Stoff beschäftigte den Dichter noch später und wurde de selben in der Folge zum 'vaterländischen Schauspiel in 5 Acten (Vgl. S. 723). 1866 trat er aus dem Militärverbande aus, voll und ganz der Dichtkunst zu leben und eine dornenvolle La bahn zu betreten, die ihm gar oft nur jenen Lohn brachte, d der Künstler in der eigenen Brust findet. 1868 erschienen sei 'Gedichte' bei Cotta, welche eine zwiespältige Beurtheilung erfuhre Während die einen in ihm einen 'elementaren' Dichter[2],

[1] Auch Uhland, der mit Martin Greif eine nicht genug zu b tonende Gesinnungsverwandtschaft zeigt (vgl. S. 694, 696, 698, 699, 70 705, N. 1, 706, N. 1), widmet seiner verstorbenen Mutter den schwe müthigen Gedichtcyklus 'Nachruf!' Im vierten Theile desselben sind auch die Blumen, welche die Geister der Mutter und des Sohnes in Ve bindung halten.

[2] Der bekannte Wiener Kritiker, Adolf Bayersdorfer, hat dies a als erster in einer geistreichen Schrift: 'Ein elementarer Lyrike Martin Greif' (Wien, Rosner 1872) klar ausgesprochen.

urchaus originales Genie erkannten, verhielten sich andere kühl, äußerten sich abfällig. So wenig beachtete man die 'Gedichte', ber deren hohen Wert man heute einig ist, dass erst 1881 eine weite Auflage nöthig wurde, der dann allerdings andere in kürzeren Zwischenräumen folgten: 1883 die dritte, 1886 die vierte, 889 die fünfte. Gegenwärtig liegen sie, nach Stoffen eingetheilt, n 1. Bande der 'Gesammelten Werke' vor[1]). Schon in früher eit musste also der feinfühlige Dichter die bittere Wahrheit der Vorte Platens erfahren:

> Stets am Stoff klebt unsere Seele, Handlung
> Ist der Welt allmächtiger Puls, und deshalb
> Flötet oftmals tauberem Ohr der hohe
> Lyrische Dichter.

Greif entwickelte sich trotz ausgesprochener lyrischer Grundanlage oder vielmehr aus dieser zum Dramatiker (vgl. S. 709 u. 710), a es lassen sich in seinem Leben und Dichten beide Richtungen, die auch zeitlich nebenher gehen, gar nicht trennen, nur entwickelt sich der Dichter zuerst in der Lyrik und erst später in der Dramatik zur Vollkommenheit. Der Trieb zu Bühnenschöpfungen ist in Greif schon von zartester Jugend an lebendig. Bereits als Schüler des Gymnasiums in Speyer versuchte er sich mit 'Hermann, der Cherusker' an einem Stoffe, der schon so manchen patriotischen Dichter in seiner Jugend begeistert hatte. 1868 schrieb er das Drama 'Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel', ein Stück, das Professor Dr. Adalbert Horawitz in Wien ob der Schönheit und des Bilderreichthums seiner Sprache pries. Im Überdrusse über unangenehme Bühnenerlebnisse späterer Zeit ließ Greif das Drama bis heute ungedruckt, was gewiss zu beklagen ist, da dasselbe sicherlich durch die jugendfrische Sprache und das gesättigte Colorit ausgezeichnet ist. Von 1869 bis 1880 hielt sich Greif in Wien ständig auf, und gerade in dieser Zeit wendet er sich mit Vollkraft der Bühnendichtung zu, während seine Lyrik nichtsdestoweniger stets neue Blüten treibt. Er war mit der literarischen Welt der anregenden Kaiserstadt in warmer Fühlung und fand von Seite wohlwollender Freunde und Schätzer seiner Muse reiche Würdigung und Förderung. So lernte er Hermann Rollett, Mosenthal, L. A. Frankl, Jul. von der Traun, A. Silberstein, K. E. Franzos und Hofrath v. Weilen kennen, durch welch letzteren ihm Subventionen aus der Schwestern Fröhlich-(Grillparzer)-Stiftung zugewendet wurden. Als Kritiker förderten ihn vornehmlich Speidel, Wittmann und Hevesi, Speidel jedoch nur in Hinsicht seiner lyrischen Dichtungen. Nachhaltig wirkte auf ihn

[1]) Martin Greifs Gesammelte Werke. Leipzig, Amelangs Verlag. Der erste Band umfasst 'Gedichte' (6. Aufl. 1895), der zweite und dritte Band 'Dramen' (1896).

insbesondere die Bekanntschaft mit der als Frau und Dichter gleich ausgezeichneten Gräfin Wickenburg-Almasy und Betty Pao welche er öfter gelegentlich der Empfangsabende bei Laube tr Dieser, damals Director des Stadttheaters, wurde für ihn ein Ank seiner Hoffnungen, da er, der jung aufstrebenden Talenten stets n väterlicher Zuneigung entgegenkam, zuerst den Wert der Greif'sch Dramen erkannte und mehrere derselben auf die Bühne sein Theaters brachte. Diese 'Kratzbürste', wie er wegen seines knc rigen, deutschen Wesens genannt wurde, erkannte genau, dass d Dichters Schöpfungen das richtige 'Rückenmark' hatten, und se gewiegtes Urtheil ist umso maßgebender, als er selbst nicht n der Leiter einer Bühne, sondern auch Bühnendicht war. Für unseren Greif galt es nun freilich vor allem, sich Wien das zum Leben Nöthige zu verdienen, und so finden wir il als Feuilletonisten vornehmlich für die alte 'Presse' und die 'Ne Freie Presse' thätig. Allgemeines Aufsehen erregten 1870 seine der 'Presse' erschienenen 'Deutschen Fahrten', in welchen er a Berichterstatter vom deutsch-französischen Kriegsschauplatze a prächtige und farbenfrische Bilder entwarf. Als Dramatiker h er 1874 zu Innsbruck die ersten Sporen verdient, und die Erfolg am Wiener Stadttheater und am Burgtheater ließen ihn an seine Berufe als Bühnendichter nicht mehr zweifeln. (Vgl. S. 711, 71 u. 713 ff.)

Rasch nacheinander vollendete er 'Corfitz Ulfeldt, der Reich hofmeister von Dänemark' (1873), 'Nero' (1876), 'Liebe über alle (1877), 'Marino Falieri', 'Francesca da Rimini' (1878) und 'Prin Eugen' (1879). Mannigfache Missgunst der Verhältnisse bewo ihn 1880, nach München zu übersiedeln, woselbst er bis heut mit Unterbrechungen durch seine Wanderfahrten im trauten Ver kehre mit Gleichgesinnten lebt. Es ist ein trauliches Junggesellen heim draußen in der Linprunnstraße, in welchem der selbstlos und selbstgenügsame Dichter seine Werkstätte aufgeschlagen hat Dort dient er seiner Muse, seiner einzigen Göttin und Herrin trotz aller Ungunst der Zeiten, trotz aller Modethorheit und trot der unverdienten Zurücksetzung, die ihm Unverstand oder böse Wille bereitet haben. Er haust inmitten sorglich behüteter und pietätvoll aufbewahrter Denkzeichen aus alten Tagen. Gemälde, vor Münchener Künstlern ihm verehrt, darunter wohlgetroffene Bilder des Dichters selbst, so von Trübner und Thoma, und vergilbte, schier zerfallende Lorbeerkränze sind an den Wänden aufgehängt, jedes Möbelstück hat seine eigene Geschichte, wie er denn an etwas ihm Liebgewordenen mit rührender Treue hängt. Sein Bett stammt noch aus dem Elternhause, und auch sonst ist allüberall 'Urväter Hausrath'. Einem Bildnis hat er einen besonderen Ehrenplatz über seinem Schreibtische angewiesen, es ist das Sr. kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Eugen von Österreich, das ihm der kunstsinnige Prinz mit eigenhändiger Unterschrift verehrt hat.

In regem Verkehre mit den Münchener Kunstkreisen nd er reiche Anregung, und insbesondere stand er mit dem ngst verstorhenen Gelehrten Dr. Karl Du Prel, der in seiner 'sychologie der Lyrik' (Leipzig, Günther 1880) sein verständnisigster Commentator geworden war, in den freundschaftlichsten Beehungen. Nach längerer, durch die bösen Wiener Erfahrungen erursachter Pause (1880—1887) wendete er sich mit erneuter raft dem Drama zu; der Hohenstaufentrilogie ('Heinrich der öwe', 1887; 'Die Pfalz am Rhein', 1887; 'Konradin' 1889) lgte 1891 'Ludwig der Bayer oder der Streit von Mühldorf', 893 'Agnes Bernauer, der Engel von Augsburg', 1894 'Hans achs', 1895 das Festspiel 'Das erste Blatt zum Heldenkranze' um 80. Geburtstage des Fürsten Bismark), 1899 'General York' nd ein bisher leider weder aufgeführtes noch gedrucktes Festpiel '*Viribus unitis*' zur Feier des fünfzigjährigen Regierungsubiläums Sr. Majestät des Kaisers Franz Joseph, in sechs Abtheiungen mit lebenden Bildern und einem Prologe, voll lebhafter nd sinniger Handlung, ausgezeichnet durch eine der Höhe solcher 'eststimmung adäquate Sprache. Bühnenerfolge schönster Art (vgl. . 711, 712, 717, 718, N. 1, 719 u. 722.) vornehmlich in München, wo der Ober-Regisseur des kgl. Hoftheaters, Josza Savits, mit Eifer für lartin Greif eintrat, und mannigfache ihm zu seinem fünfzigsten Geurtstage (1889), ebenso zu seinem sechzigsten (1899) dargebrachte hrungen spornten ihn zu stets gesteigertem Schaffen an. Die Deutschen aller Gaue hatten seinen Wert erkannt; war er auch von der Wiener Bühne — hoffentlich nicht für immer — verschwunden, so blieb ihm doch auch in der Kaiserstadt an der Donau eine zahlreiche Gemeinde treu, und man erinnerte sich in der ganzen Presse des einstigen Lieblings. Von der Münchener 'Bürger-Sängerzunft' wurde ihm 1890 der Meisterbrief feierlich überreicht. Es heißt im Diplome: '. . sintemalen der ehr- und tugendfest Herr Martin Greif allhier in der holdseligen Dichtkunst also fürtrefflich Meisterstück geschaffen hat, dass männiglich in deutschen Landen und insonderheit die Bürgersängerzunft allhie dess groß Freud und Bewunderung empfindt, item solch herrlich Werk gern lest und singet, also han wir . . judiciert, den ruhmreichen Herrn Martin Greif als ein gering Anerkenntnis seiner Kunst zu ihrem Meistersänger zu ernennen.' Greif hinwiederum hat seinem lieben München seinen Dank in dem Widmungsgedichte 'An München' (Ges. Werke, I, S. 345, in das goldene Buch der Stadt geschrieben) zu tiefgefühltem Ausdrucke gebracht. Es passen die Worte, mit denen es schließt, auch auf den Dichter selbst:

Du trägst Dein Antlitz unverstellt
Und kennst kein Überheben,
Gewohnt nur, Dich vor aller Welt,
So wie Du bist, zu geben.

Immer wieder aber flüchtet er sich aus dem Lärm und Sta
der großen Stadt in die reine Luft der Alpenwelt, besonders d
naben Tirol, in dessen Thälern er als ein eingefleischter Stam
gast gilt. In der 'Sehnsucht nach den Alpen' leiht er dieser B
geisterung Ausdruck:

> Wo in den Himmel eingebaut
> Der Zug der Alpen vor mir blaut,
> Da steh' ich oft und weiß es kaum,
> Ob wohl mein Auge selbst sie schaut,
> Ob mir ihr Bild erscheint im Traum.

Der größte Theil der 'Naturbilder' (fast alle von S. 81
107 in den Ges. Werken, I) ist dem Zauber der Alpenwelt gewei
Auch die oberbayerischen Seen (Ammer- und Starnbergersee) si
nicht selten das Ziel seiner Wanderungen. (Vgl. die Gedichte '
den Starnbergersee', I, S. 81—84 und 'An den Ammersee',
S. 84). In Tirol trat er mit Christian Schneller, Ant. v. Schulle
Angelica und Ludw. v. Hörmann, Ambros Mayr und anderen e
heimischen Literaten in regen Verkehr, Anregung spendend u
empfangend. Auch sonst hatte er ja in früheren Tagen so ger
Land und Leute aus eigener Anschauung zu erkennen gestrel
wie seine Vorbilder: Walther v. d. Vogelweide, Goethe und Uhlan
Es ist ein breites Gebiet, das Greif als 'fahrender Geselle' durc
streift hat, es steckt in dem Dichter der germanische Wandertrieb, u
dieser hängt aufs innigste mit seinem dichterischen Schaffen z
sammen. Er hat nicht nur die nahen Alpen besucht, sonde
auch gern und oft die stilleren und lieblichen Schönheit
der württembergischen, badischen, hessischen und pfälzisch
Hügelgelände bewandert, wo insbesondere Heidelberg [1]) und Cass
Ruhepunkte abgaben. So hat er auch den zwischen Göpping
und Gmünd gelegenen 'Hohenstaufen', auf dessen Höhe die Grun
mauern des Stammschlosses des altehrwürdigen Kaiserhauses no
vorhanden sind, bestiegen, nachdem er zuvor den alten Mörike i
nahen Lorch besucht und ihm seine 'Gedichte' zur Begutachtu
übergeben hatte (1867). Vielleicht fasste schon damals die Ide
das tragische Staufenschicksal poetisch zu verklären, in dem Herz
des Jünglings Wurzel. Den Reisen nach dem sonnigen Süde
nach Italien, das ihn, wie Goethe, anzog, 1874 und 1887 [2]
nach Spanien 1865 [3]), verdankt er die große Farbenglut und de

[1]) Vgl. Ges. Werke. I 124: 'Besuch in Heidelberg'.

[2]) Das Gedicht 'Accord' (Ges. Werke. I, 140) leiht seiner Beg
sterung für die Schönheiten Italiens tiefempfundene Worte.

[3]) 1865 verfolgte er die Spuren des auf einer Reise nach Spanie
sammt seiner Frau verschollenen Nürnberger Gymnasialprofessors J. I
Hoffmann, der auch Vorstand des literarischen Vereines in Nürnberg wa
(Vgl. S. 690.) Er fand thatsächlich in Albacete in der Mancha die Gräbe
des an der Cholera verstorbenen Ehepaares. Das Naturbild 'Sagunt
(Ges. Werke. I, S. 133—135) ist eine Frucht dieser Reise.

haften Puls seiner Dramen 'Nero', 'Marino Falieri', Francesca da Rimini' und 'Liebe über alles'. Nach Dänemark eb ihn 1871 das Studium der Geschichte des 'Corfitz feldt', Tauroggen besuchte er 1898 vor Abfassung des 'General rk', und auch Belgien, Holland, Frankreich und England, speciell ris und London (vgl. S. 690) hat er kennen gelernt. Er konnte so mit gleichem Rechte sich seiner Wanderschaft berühmen, ie Walther v. d. Vogelweide [1]). In diesem Wandertriebe Greifs egt eine Bestätigung der später auch sonst motivierten Behauptung (S. 709 u. 710), dass unserem Dichter der Trieb nach objectiver rkenntnis, welche ein Hapterfordernis für den dramatischen ichter ist, durchaus nicht mangelt.

Das eigentliche Heim des Dichters blieb also von 1880 ab München. Von jetzt an wendet er sich dort in seiner dramatischen Production vaterländischen, historischen oder rein volksthümlichen Stoffen zu, und daneben blüht seine Lyrik weiter. Der Erweis, dass beide Kraftäußerungen unseres Dichtergenius, so verschieden sie in ihren Hervorbringungen sind, aus derselben Wurzel sprießen, soll eine Hauptaufgabe der vorliegenden Arbeit bilden.

II. Greifs Lyrik [2]).

Seitdem Bayersdorfer Greif einen 'elementaren' Lyriker genannt und damit den Bann gebrochen hatte, der auf dem jung aufstrebenden Dichter gelastet hatte, klärte sich das allgemeine Urtheil über ihn immer mehr ab, und dasselbe steht heute in dem Sinne fest, dass er einer der bedeutendsten Lyriker der nachgoetheschen Zeit ist. In der Gesammtausgabe seiner 'Gedichte' sind diese, soweit bei der Vielgestaltigkeit und dem mannigfachen Wechsel menschlicher Empfindungen eine Eintheilung überhaupt möglich ist, gesondert in 'Lieder', 'Naturbilder', 'Stimmen und Gestalten', 'Romanzen und Balladen', 'Vaterländische Gedenkblätter', 'Widmungen' und 'Sinnsprüche'. Diese Eintheilung ist keine willkürliche und zufällige; sie wurde vom Dichter selbst gemacht und ist für uns deshalb wertvoll, weil er uns damit selbst

---

[1]) Walther v. d. Vogelweide rühmt sich in 'Deutsche Sitte': 'Ich hân lande vil gesehen . .' und Greif beginnt sein Lied 'Einkehr' mit ähnlichen Worten: 'Habe manches Land durchmessen . .' (Ges. W., I, S. 3).

[2]) Über Greifs Lyrik ist außer Bayersdorfer (vgl. S. 690, Note 2) wichtig: Dr. Prem, Martin Greif; O. Lyon, Martin Greif als Lyriker und Dramatiker. Leipzig, Teubner 1889; W. Hahn, Greif als Lyriker, Beil. z. Stralsundischen Zeitung v. 28. April und 5. Mai 1889; Du Prel (vgl. S. 693) behandelt Greifs Lyrik unter allgemeinen Gesichtspunkten, indem er deren psychologischen Quellen nachgeht und Vergleiche mit anderen Lyrikern anstellt.

einen Fingerzeig gibt für die Einsicht in den Werdegang seines Schaffens, in seine geistige Werkstätte. Da Greif in den Bahnen Goethes und Uhlands wandelt und allem, was ihm in der Natur und im Leben begegnet, naiv gegenübertritt, um es zu erfassen und zu beseelen, oder, wie es im Traume geschieht, ein Object der Außenwelt zu zeichnen, in welches er symbolisch seine subjective Empfindung projiciert, so ist es schwer, seine vielseitigen lyrischen Schöpfungen unter Schlagworte zu bringen; ich ziehe daher vor, an der vom Dichter selbst aufgestellten Eintheilung festzuhalten. Ein gesunder Trieb führte ihn schon in zartester Jugend an die klarsten Quellen lyrischer Poesie, er verehrte Walther von der Vogelweide, Goethe und Uhland und insbesondere den ewigen Jungbrunnen deutscher Poesie, das Volkslied ('Des Knaben Wunderhorn'). Man weiß, wie auch Uhland durch diese Volksliedersammlung begeistert und günstig beeinflusst wurde. Gerade die Volksliedersammlung Uhlands war eine Lieblingslectüre des jungen Greif, der ein directer Fortsetzer dieser Kunstrichtung in seiner Lyrik werden sollte. Wer Greifs Lieder auch nur flüchtig gelesen hat, wird auf den ersten Blick erkennen, dass er allenthalben einer verstandesmäßigen, rhetorischen oder geistreich sein wollenden Behandlung seelischer Vorgänge oder Zustände ferne steht. Ein Lied, das reflectiert, ist ein Kind mit alternden Zügen. Unser Dichter ist einer jener naiven Geister, welche dazu wie von selbst gedrängt werden, allem, was ihnen aufstößt, und gerade an sich Unbedeutendem, Einfachem von Seite der eigenen Empfindung nahezukommen, es mit wirksamem Empfindungsgehalte auszustatten und Gold dort zutage zu fördern, wo das Auge des gewöhnlichen Sterblichen keine Spur kostbaren Inhaltes zu entdecken vermochte, sowie das Auge des Malers in der Landschaft viel mehr ästhetisch Schönes entdeckt als das Auge des Ungeübten. Er ist ein gottbegnadetes 'Augenthier', wenn wir die metaphorische Bezeichnung eines modernen Philosophen, der damit den Hauptquell unserer Intelligenz bezeichnen wollte, in Kauf nehmen. Während der Afterdichter große Erscheinungen deutelt und aus ihnen einen Gedanken herauszupressen sucht, weiß die Energie der Phantasie auch in das Kleinste der Außenwelt Empfindung zu legen, und gerade darin zeigt sich die Gestaltungskraft des w a h r e n Dichters. Er wird nur hier mehr, dort weniger Subjectivismus ins Objective hineintragen, immer aber wird das Gebilde frei und zwanglos, ohne Reflexion sich entwickeln, und daher wirkt ein echtes Lied erquickend und gewährt dem Dichter und Zuhörer Erholung. Abgekehrt von der Nüchternheit praktischer Lebensauffassung huldigt ein Dichter wie Greif einer wahrhaft k i n d l i c h e n W e l t a n s c h a u u n g, welche Du Prel sehr bezeichnend 'paläontologisch' nennt. Dies ist ja die Art, in der die Völker während ihrer Kindheit die Natur beseelten und Steine und Bäume sprechen ließen. Unser

Dichter empfindet auch dieses Geschenk seiner Göttin als hohes Glück:

> Nicht des Alters Last, Natur,
> Sollst Du Deinem Freund ersparen,
> Eine Gunst gewähr' ihm nur,
> Wenn er wert, sie zu erfahren.
>
> Sorge, dass ein Liedertraum
> Bis zuletzt sein Haupt umflieget,
> Wann im Mai der Fliederbaum
> Sich verjüngt in Blüten wieget.

('Dichterwunsch', I, S. 48).

Diese philosophische Selbstzufriedenheit, die das untrügliche Kennzeichen des echten lyrischen Dichters ist, ist das Resultat einer beneidenswerten inneren Läuterung. Die ganze Welt ist ihm eine harmonische Gottesschöpfung, und die Seele, die er den Dingen und Vorgängen der Welt supponiert, ist seine eigene. Darum legt er der Muse folgende an ihn selbst gerichtete Worte in den Mund:

> Freue Dich des treuen Strebens,
> Mahnt sie liebreich mir ans Ohr,
> Singe, hebe Deines Lebens
> Tiefgeschöpftes Bild hervor.

Dieses Sinnen und Trachten, mit tiefem Gemüthsantheil alles zu erfassen, was ihm am Lebenswege begegnet, auch in scheinbar Alltäglichem den Punkt zu finden, der mit seinem eigenen Gefühle gleichgestimmt mittönt und dieses rückwirkend in Schwingungen versetzt, ist eine Haupteigenschaft gerade deutschen Wesens. In dem Gedichte 'Einkehr' (I, S. 3) apostrophiert er sich selbst in diesem Sinne:

> Bücke Dich zur Erde nieder,
> Pflück' die Blumen auf der Flur:
> In dem Hauche Deiner Lieder
> Wohnet Deine Seele nur.

Der Stoff seiner Lyrik ist ihm eben 'eine sich stets erneuernde Blumenflur', wie Hegel die Lyrik kennzeichnet, und er findet in seinen Liedern sein eigenes Ich wahrhaft wiedergebildet, seine Lyrik ist das getreue Spiegelbild seiner deutschen, schlichten und sittlich-reinen Individualität. Er ist durch und durch von jenem naiven Geiste beherrscht, welcher vorurtheilsfrei und unvergiftet den Objecten der Welt gegenübertritt und in der zarten Natursymbolik der unvergänglichen Lieder aller kindlichen Zeiten und Völker die inneren Verwandtschaftsfäden bloßlegt, welche Natur und Menschenherz verbinden. Er betrachtet dieses nur als einen Theil der mit Gefühl begabten und durch seine Phantasie beseelten Gotteswelt. Wie in den Liedern des wackeren Schwaben

Uhland sehen wir auch in jeder der Gefühlsäußerungen Grei einen wahrhaften Charakter vor uns; wir sind überzeug dass die Gefühle, die er schildert, lauteres Gold sind, er hat de Volksliede die einfache und schlagende Art des Gefühlsausdruck abgelauscht, nirgends begegnet man gefallsüchtiger Sprachgyr nastik, und daher schlägt auch sein Lied in uns mitfühlen Saiten an. Wir merken, dass die Empfindung auch in uns w in jeder Menschenbrust vorhanden war und schlummerte; der Dicht hat sie nur wie mit einem Zauberstabe belebt und erweck weil gerade ihm die staunenswerte und auszeichnende Gabe zuthe geworden, die Dinge der Außenwelt von allen möglichen Gesicht punkten aus zu durchschauen und zu beleben. Es gilt von ih selbst, was er an Grillparzer (zu seinem 100. Geburtstage. S. 324) rühmt:

> Zu dem Erwählten
> Redet die Muse,
> . . . .
> Bildsam gestaltet
> Alles sich seinem
> Hohen Gemüth;
> Außer sich stellt er,
> Was er im Leben
> Leidend erfuhr.

Es sind kostbare Perlen deutscher Lyrik, die uns Greif biete Er deckt in den 'Liedern' gewöhnlich den Parallelismus eines Phä nomens in der Natur, die er in allen möglichen Formen belausch mit Vorgängen in unserem Innern auf. Er verfährt hiebei ent weder so, dass er sein Gefühl auf ein Object projiciert oder diese zum Erreger des äquivalenten Gefühles in seiner eigenen Brus macht. Als Beispiel für den ersteren Entstehungsprocess sei da Lied 'Mein Epheu' genannt (I, S. 4), in welchem er den Epheu der das Bild der verstorbenen Geliebten umgibt, zum Träger seine eigenen, sehnsuchtsvollen Gemüthsbewegung macht:

> Was mich bewegt im Innern,
> Durchdringt ihn wie ein Hauch,
> Selbst schon ein bloß Erinnern
> Durchbebt ihn leise auch.
>
> Er weiß, was in Gedanken
> Mich nährt und mich erhält
> Mit seinen stillen Ranken
> Umhegt er meine Welt.

Die zweite Entstehungsart, die Goethe besonders liebte (vgl. 'Ich gieng im Walde so für mich hin — Und nichts zu suchen, das war mein Sinn; — Im Schatten sah ich ein Blümchen steh'n' usw.) zeigen beispielsweise die Lieder 'Morgengang' (I, S. 5) und 'Ort der Liebe' (I, S. 8):

Morgengang.

Ich geh' auf stillen Wegen
Frühtags ins grüne Feld,
Wie lacht mir da entgegen
Die junge Gotteswelt!

Nun geht der Dichter zu Empfindungen über, welche in ihm durch die Schönheit des Morgens erweckt werden.

Ort der Liebe.

Ich stand auf hohem Berge
Und sah hinab ins Land,
Den Ort wollt' ich erkunden,
Wo unser Herz sich fand.

Schon hatt' ich ihn erschauet
In seiner stillen Ruh',
Da deckte eine Wolke
Ihn fern' mir wieder zu.

Schon in diesem Gedichte, noch entschiedener aber in den 'Naturbildern' wird die Empfindung so sehr ins äußere Object verlegt, dass die Persönlichkeit des Dichters dem Leser oder Hörer ganz entschwindet, die Empfindung erscheint als eine sich aus dem Naturbilde von selbst ergebende Wirkung, so dass sie eigentlich objectiv-malerisch zur Darstellung gelangt. Da ist nun eine Virtuosität der Naturmalerei nothwendig, und sie ist Greif sowie seinem Vorbilde, dem Altmeister Goethe, in höchstem Maße eigen. Es stellt dieses Verfahren an die objective Gestaltungskraft Forderungen, die über die in Lessings 'Laokoon' gezogenen Schranken hinausgehen. Lessing hat eben seine Regeln aus dem abstrahiert, was er vorfand, wie denn die Ästhetik nur das aus dem Vorhandenen abstrahierte Gesetz sein kann, nicht aber für Zukünftiges der stets Neues hervorbringenden Kunst gilt. Die moderne objective Lyrik Goethes, Uhlands und Greifs hat gerade aus Lessings Auseinandersetzungen das Mittel zur 'redenden Malerei' in der Lyrik gewonnen. Lessing gestattet in der Epik charakteristische, schmückende Beiwörter, die Phantasie ergänzt sodann das Bild. Ebenso kann die Lyrik bei knapper Form, Prägnanz des Ausdruckes und richtiger Wahl charakteristischer Details und Hinweglassung aller überflüssigen Begleiterscheinungen, welche die Phantasie leicht ergänzen kann, verfahren. Greif wird denn auch in seinen 'Naturbildern' höchst anschaulich und gegenständlich, und die Gefühlswirkung erfolgt mit schlagender, oft überraschender Sicherheit, indem der Dichter eine so genaue Stimmung des Bildes erzeugt, dass damit der Wirkung auf das Gemüth eine ganz bestimmte Richtung gegeben wird. Auch metrische und sprachliche Mittel, vor allem der Vocalismus wirken dabei mit. Einige Beispiele:

Frühlingsankunft. (I, S. 59).

Der Himmel strahlend ausgespannt,
Die Erde zu umfangen,
Und sie verjüngt ihm zugewandt
Mit jubelndem Verlangen.
Allum zu blütenreicher Pracht
Geschwellt die Knospentriebe,
Zum Leben jed' Gefühl erwacht —
O Lenz, Dein Hauch ist Liebe!

Urplötzlich versetzt uns der Dichter aus dem Naturbilde in seine eigene volltönende Stimmung. Ganz abseits steht die Person des Dichters in dem Naturbilde 'Morgendämmerung' (I, S. 50):

Die Nacht liegt ausgebreitet,
Erquickt die Erde ruht,
Der Mond, der zitternde, gleitet
Hinab in düsterer Glut.

Noch steh'n am Himmelsraume
Gestirne sonder Zahl,
Am fernen dämmernden Saume
Zuckt schon ein purpurner Strahl.

Die Vöglein werden munter,
Der Hahn ist längst erwacht,
Leis' ziehen die Schatten hinunter,
Hinunter in thauende Nacht.

Zu beachten ist, dass die 3. u. 4. Zeile jeder Strophe durch daktylischen Rhythmus die sich bewegenden Elemente der Scenerie versinnlichen! Ähnlich sucht der Dichter durch Verlängerung der Verszeilen anschaulich in Nr. 6 der 'Seelieder' (I, S. 119) das langsame Heraufziehen des Mondes zu zeichnen, und er thut dies, trotzdem er hiebei ganz von der Form der 3. und 4. Verszeile der ersten Strophe abweichen muss:

Weite Nacht umspannt mich grau,
Wasser rings, wohin ich schau',
Fern das Ufer sich verlor,
Träg' Gewölke schläft davor.

Tausend Sterne über mir,
Stille, stille ist es hier —
G e g e n M o r g e n n e b l i g s c h w a c h h e r a u f
S t e i g t d e s M o n d e s s c h m a l e S i c h e l a u f.

Martin Greif trifft eben, weil er wahrhaft dichterisch fühlt, die genaue Übereinstimmung von Form und Inhalt. Nicht selten werden vermittelst der Charakteristika des Naturbildes ganze Empfindungs r e i h e n abgewickelt; die schöpferische Phantasie theilt sich vom Dichter aus dem Leser mit; dieser folgt dem Dichter gern bei seiner Aufrollung und sieht, wie hintereinander aus den 'cacumina rerum', den wesentlichen Bestandtheilen des Naturbildes,

lie Empfindungen wie elektrische Funken gelockt werden. Gerade las Lakonische der Ausdrucksweise gemahnt an das Volkslied, aber auch an die ernste Aufforderung Goethes: 'Bilde, Künstler, rede nicht!' Wie wenig sagt (in Worten) und wie tiefsinnig malt und empfindet Greif in dem Liede 'Liebe ein Quell' (I, S. 5), das ich als einen Typus seines prägnanten Ausdrucks nenne.

Insoferne Martin Greif sich so ganz in seiner Lyrik auf die hn umgebende Welt und nicht selten auf Gewöhnliches bezieht, st er in modernem Sinne Realist. Alles ringsum, Berg und Thal, Wald und Feld, als Ganzes und in Einzelheiten, die Blumen, das zitternde oder fahlgewordene Laub, dann geographisch bestimmte Gebiete, die Greif von seinen Wanderungen her kennt, so die Alpen mit ihren tausendfachen Schönheiten, Wasserfälle und Seen, die weite Heide, die Farbenpracht des Südens, das Meeresgestade werden ihm zum Gegenstande seines Sanges. Gerne spinnt er auch, wo es passt, historische Reminiscenzen ein (vgl. 'Sagunt', I, S. 133—135; 'Grab der Metella', I, 138). Er tritt auch in die Gotteswelt mit Lust und Liebe hinaus, denn in ihr sieht er das allein Beständige im irdischen Wechsel, in der Natur findet er jederzeit das Mittel, die gestörte Harmonie der Empfindungen wiederherzustellen. Diesem Gefühle gibt er in dem die 'Naturbilder' einleitenden Gedichte 'An die Natur' feierlichen, an Goethe'sche Diction erinnernden Ausdruck:

Die Menschen altern
Und wandeln zuletzt
Als Greise gebückt
Unkenntlich fast;
Doch Du, Natur,
Du bleibst dieselbe
In gleicher Frische
Jahr um Jahr,
Auf Deinem Antlitz
Ändert sich nichts:
Nicht Falten und Furchen
Lässest Du schau'n,
Allen Sterblichen
Ihrer Jugend
Bleibst Du ein Bildnis.
Schön bist Du so,
Wie Du es warst
Seit zahllosen Tagen.
Wann längst ich zerfallen,
Preist Dich ein and'rer[1]).

Die unmittelbare Anlehnung an die Natur macht eben Greifs Gedichte so mundgerecht, es sind ungeschminkte Offenbarungen; aus der unbewussten Phantasie entspringen sie wie ein frischer Quell, und die künstlerische Besonnenheit des Dichters hat an

[1]) Des Dichters Begeisterung klingt hier an die seraphischen Töne Klopstocks an.

ihnen nur den geringsten Antheil. Eben diese ihre organiscl Natürlichkeit und Freiheit von Bestandtheilen bewusster Conceptic verleiht diesen ungekünstelten Empfindungslauten für den Phil sophen sogar mehr Interesse, als es die Producte von höher Kunstbesonnenheit thun könnten' (Du Prel, Psychol. der Lyri S. 46).

Besonders charakteristisch ist für Greifs Naturmalerei, das seiner optimistischen Weltanschauung entsprechend, die Scenerie wie von einem milden Glanze übergossen erscheinen; dieselbe sind der Widerschein seines eigenen Seelenfriedens. 'Es schwebt wie Hahn sagt, 'die Dämmerung der Mittsommernacht, in welch der Abglanz des Tages noch sich über Berg und Thal, über Fl und Hain breitet...' über diesen Naturbildern, und aller Stre der Farben, der Kampf des Lichtes und Schattens löst sich i ein anmuthiges Gesammtbild auf. Damit ist eine Grundstimmun der Dichtungen Greifs überhaupt gegeben[1]); alles, was ihm dicl terischer Stoff wird, gilt ihm als ein Geschenk Gottes, in welche selbst trotz scheinbarer, momentaner Disharmonie in poetischer Ve klärung die Harmonie sich emporringt. Als ein Muster nach diese Richtung (zugleich eine herrliche Schilderung) sei sein 'Gewitter hymnus' (I, S. 65—69) genannt. Mit hohem Ernste gibt er ei an Goethes 'Grenzen der Menschheit' mahnendes, von diesem Ge dichte nur durch Detaillierung verschiedenes Bild, das so schön mi der Darstellung der Beruhigung der entfesselten Gewalten endet

Hinter der fliehenden Wolken Zug
Zeigt sich der ruhende Himmel.
Tief aufathmet die erquickte Erde,
Und ihr Bild erglänzt,
Frisch wie am ersten Tage....
Aber reiner als Berg und Thal,
Die sich verschönert spiegeln ineinander,
Wölbt sich der neu erscheinenden Sonne
Lieblich entgegen,
Aus beaugtem Gewölbe schwebend
Über den leuchtenden Halmen der Wiesen
Und dem wogenden duftigen Korne,
Vaterhuld verbürgend,
Alle Farben vereinend, d e r l i c h t e R e g e n b o g e n[2]).

In 'Stimmen und Gestalten' tritt des Dichters Zug, Objectives zu erfassen und zu reproducieren, seine eigene Persönlichkeit in den Hintergrund treten zu lassen, noch mehr hervor als in den 'Naturbildern'. 'Stimmen und Gestalten' (I, S. 141—236) sind

[1]) Vgl. unten über den persönlichen Ausklang seiner Dramen (S. 712, 713, 714, 720, 722 u. 723).

[2]) Das Gewitter endet mit dem lieblichen Farbenspiele des Regenbogens; es vollzieht sich in der Natur dieselbe Beruhigung, die den Ausgang der Greif'schen Dramen kennzeichnet. Des Dichters optimistische Eigenart schlägt hier wie dort durch.

eine Gruppe von Gedichten, welche nicht mehr den völlig einfachen Charakter von Volksliedern tragen, sondern bereits ein episches Element aufweisen. Ist dies auch nicht in so entschiedener Weise der Fall, dass dieselben den 'Romanzen und Balladen' zugerechnet werden können, so bilden sie doch mit ihren Äußerungen heiterer oder ernster Lebensauffassung, geschichtlichen Perspectiven und tiefsinnigen und innigen Betrachtungen, beseelten Vorkommnissen aus den Sphären des Volkslebens, in echtem Volksliedtone schmucklos berichtend, eine Art Übergang zur Schilderung epischer oder dramatischer Handlung. Das Geschehnis wird skizzenhaft durch Erhellung von Gefühlsgipfelpunkten mehr angedeutet als erzählt. Greif kennt denn auch das Volksleben in- und auswendig und versteht, sich vermöge seines allen möglichen Verhältnissen schmiegsam anpassenden Temperamentes in das Leben von Hirten, Jägern, Bauernburschen und Landmädchen, in die Sagenwelt von Rittern und Ritterfräulein hineinzuträumen. Oft sind es Stimmungsbilder aus dem Alltagsleben, die er in anziehenden Contouren entwirft, z. B. 'Auf dem Jahrmarkte' (I, S. 196), 'Tagreveille' (I, S. 207), 'Der Urlauber' (I, S. 210), 'Des Wanderburschen Abschied' (I, S. 212). Alte Sagen und Märchen, wie sie am Winterabende auf der Ofenbank erzählt werden und in Küche und Keller oder im Walde leben, ahnungsvoller Volksglaube, der sich an Wendepunkte des Zeitverlaufs knüpft, sind, wie für einen andern Modernen, Rud. Baumbach, auch für ihn die Kreise, die er mit Vorliebe aufsucht, z. B. in 'Frau Holle' (I, S. 202), 'Barbarazweige', 'Thomasnacht', 'Sunnwendnacht' (I, S. 203), 'Das Osterei' (I, S. 204), 'Der Sunnwendmann' und 'In der Sylvesternacht' (I, S. 206). Manchmal, wie in letztgenanntem Gedichte, bricht der Schalk mit urwüchsigem Humor durch. Wo der Dichter ein erzählendes Gedicht bringt, ist der Stoff von einer Einfachheit, dass er mit wenig Worten wiederzugeben ist. So berichtet 'Das Ringlein' (I, S. 220—223) in rhapsodischer Manier, dass ein Mädchen an einem im Besitze von Räubern befindlichen Ringe erkennt, ihr Geliebter sei von diesen erschlagen worden, und dass sie seinen Tod rächt, indem sie die Räuber verräth. Manche solcher Geschichten haben wieder eine heitere Pointe, wie 'Vertauschte Liebhaber' (I, S. 209). Solche Gedichte eignen sich vorzüglich zur Vertonung. Welche anmuthige Herzensgeschichte erzählt uns beispielsweise das von dem Tiroler Componisten Ernst Baron Tschiderer in Musik gesetzte 'Alphorn' (I, S. 193):

Es waren zwei so nahe
Und waren sich doch so fern;
Sie hätten sich gestanden
Ihr heimlich Sehnen gern.

Man sah den Hirten drüben
Die Sennin hüben steh'n;
Es wollte zwischen beiden
Kein Pfad hinübergeh'n:

Da nahm der Hirt ein Alphorn
Und klagte laut sein Weh;
Da sang die Sennin drüben
Von ihrer Alpenhöh'.

Da scholl es tausendmale
Von heißem Liebesdank
Vom ersten Morgenstrahle,
Bis dass die Sonne sank.

Es wäre schwer, bei der unbefangenen Art, in welcher d
Dichters traumhafte Illusion nach allen Seiten ausgreift, a
Stoffe, die er behandelt, zu erörtern oder alle Schönheiten d
Dichtungen aufzuzählen. Ja, man findet immer neue Schönheit
und hat immer neuen Gewinn bei wiederholter Lectüre.

Sind in 'Stimmen und Gestalten' die Menschen, in der
Empfindungskreis sich der Dichter versetzt, im großen Ganz
ruhend gedacht, sowie etwa der Maler die Landschaft dur
typische Personen als Staffage belebt, so tritt in den 'Romanze
und Balladen' bereits die fortschreitende Handlung als Haup
sache hervor, was eine erhöhte Bethätigung der dichte
schen Objectivität beansprucht. 'Das Ringlein' wäre vielleic
schon besser in dieser Gruppe nach dem Besagten untergebrac
worden. Greif weiß seine Erzählungen trefflich abzuwickeln, m
wenigen Strichen werden die einzelnen Phasen selbst der bewe
testen Handlung vors Auge geführt. Mit Vermeidung jedes Wort
das durch Erhellung von Nebensachen das Interesse an der Haup
handlung verkürzen würde, oder gar reflectierend-rhetorischen B
werkes wird die Erzählung, insbesondere in den Ballade
sprunghaft, aber die Sprünge erfolgen sicher auf feste Marksteii
der Handlung, und das Fehlende ergänzt sich die Phantasie v
selbst. Dies ist besonders bei der Darstellung seiner düster
Balladenstoffe der Fall. Es lässt sich — und der Dichter selb
hat es so wenig wie Uhland gethan — eine scharfe Grenze zwisch
seinen Romanzen und Balladen nicht ziehen bei der Mannigfalti
keit der behandelten Stoffe, die theils aus der Geschichte ander
Völker[1]), theils der Deutschen[2]), theils der engeren pfälzisch

---

1) Xenophon (I, S. 239); Augustus (I, S. 240); König Hakon (
S. 242); Mohamed (I, S. 248); Himmelsschutz (I, S. 267); Camoeñs En
(I, S. 269); Die Ketten des Columbus (I, S. 269); Rhätischer Grenzla
(I, S. 276—278).

2) Hermann und Flavus (I, S. 237—239); König Odoaker (I, S. 245
Dietrich von Bern (I, S. 246); König Alarich (I, S. 247); Kaiser Karl un
die Normannen (I, S. 249—251); Kaiser Karls letzter Heereszug (I, S. 253
Der Ottesund (I, S. 264); Der Hohenstaufen Ahn (I, S. 266); Die Glock
von Speyer (I, S. 265); Der lustige Trompeter (I, S. 254); Die Frieden
eiche (I, S. 273); Das Kind von Fehrbellin (I, S. 278); Der Sieger vo
Torgau (I, S. 279—281); Des Kaisers Erntekranz (I, S. 281).

mat[1]), theils aus dem Borne der Sagen[2]), theils aus allgemein schlichen Verhältnissen[3]) geschöpft sind. Ein warmes Herz schlägt insbesondere für die Helden der deutschen Vorzeit. Wo die Erlung eine lehrhafte Pointe oder einen moralischen Hintergrund dringt seine eigene edle Gesinnung überall an die Oberfläche ch; so zeigt 'Der stumme Kläger' (I, S. 251) die Schändlich- und Bestrafung des Undanks, die 'Brahmanenprobe' (I, S. 243) siegreiche Macht der Wahrheit. In Inhalt und Form erinnert teres Gedicht an Schillers 'Das verschleierte Bild zu Sais'. e ethische Idee schimmert übrigens klar und schlagend durch s dieser erzählenden Gedichte hindurch, wenngleich meistenils die lebhaft bewegte Handlung, besonders bei historischen ffen, die gewöhnlich volksthümliche sind, das entscheidende ergewicht hat.

Bei Stoffen freier Erfindung mengt er noch am meisten n seiner Subjectivität bei, indes er bei rein historischen offen sich am intensivsten in das Objective versenkt, insbesondere i solchen, welche zeitgenössisch oder nicht ferne unseren Zeiten nd und als reine, von Sagen noch nicht bethaute Geschichte rliegen. Sie werden zur schlichten poetischen Erzählung mit niterer Schichtung der einzelnen Phasen, so 'Das Kind von ehrbellin', 'Der Sieger von Torgau'. Das für seine mehr subctive, reine Lyrik nachgewiesene Sprunghafte der Darstellung itt mehr in Sagen- und Balladenstoffen in den Vordergrund. So sst sich in den 'Romanzen und Balladen' überall genau das inausschreiten aus den subjectiv-lyrischen Grundlagen in den ereich des Objectiven und Concreten nachweisen, nur in dem rade dieses Vorganges zeigen sich Unterschiede. Je nachdem r Stoff es erheischt, verquickt der Dichter mehr oder weniger lemente aus seinem subjectiven, reichen Vorrathe mit dem Objecte.

Die 'Vaterländischen Gedenkblätter' (I, S. 289—307), Widmungen' (I, S. 307—345) und 'Sinngedichte' (I, S. 347—390), mit welchen der I. Band der Ges. Werke abschließt, nd Gelegenheitsgedichte, aber nicht in des Wortes gewöhnlichem, ondern edelstem Sinne. Ihre Abscheidung von den bisherigen apiteln ist nicht so sehr aus principiellen als aus praktischen

---

[1]) 'Das Mahl ohne Brot' (I, S. 270—273). Die Erzählung ist hier ach Uhland'scher Manier mit volksthümlichem Witze gewürzt. Vgl. diesezüglich noch 'Die Schönen von Landsberg' (I, S. 274).

[2]) 'Der erste Glockenklang' (I, S. 244); 'Elfenzeit' (I, S. 245); 'Das reitholz' (I, S. 241); 'Schnee-Leonore' (I, S. 282—285; ein Seitenstück u Bürgers 'Leonore'); 'Die wilden Frauen vom Untersberg' (I, S. 285); Das Männlein von Brunnstatt' (I, S. 288).

[3]) 'Held Reinhold' (I, S. 252); 'Das klagende Lied' (I, S. 256 bis), eine der schönsten deutschen Balladen mit frei erfundenem Stoffe. elbst aus den gewöhnlichsten Gebieten des Dorflebens holt sich der ichter seine Stoffe; so behandelt 'Das Brünnlein' (I, S. 286—287) eine n sich gewöhnliche Dorftragödie: Der Liebhaber der Dirne wird erochen, und ihr bricht das Herz.

Gründen geschehen. Eigentlich sind die 'Vaterländischen Gedank blätter' als lyrische Ergüsse, welche die Großthaten der Wied erweckung des deutschen Reiches preisen, so gut zu den 'Lied im engeren Sinne zu rechnen als Pindars 'Siegesgesänge' und Lyrik der Zeit der Befreiungskriege. Greif nimmt wie Walth von der Vogelweide und Uhland[1]) begeisterten Antheil an d großen politischen Ereignissen seiner Zeit; er ist keiner der genannten 'Epigonen', welche lediglich in der classischen u romantischen Mythe befangen sind, sondern er gehört auch h ganz und gar zu den 'Modernen', welche aus der geistigen Lebe atmosphäre der zeitgenössischen Ereignisse schöpfen. Das ist au des Dichters Überzeugung, dass es so sein solle und müsse, we er sagt:

> Seinem Geschlecht gehört der Sänger an,
> Dem er ja sichtbar erstanden,
> Aber auch die kommenden alle
> Werden ihn gleichfalls besitzen.
> Lang' wie der Linde schattiger Stamm
> Wohnt sein wurzelndes Leben im Volke,
> Ihrem immer wachen, trauten Geflüster
> Gleichen seine allbekannten, herzlichen Lieder.
>
> ('Des Sängers Leben', I, S. 365).

Er hat die gesunden Triebe seiner poetischen Natur an der Sonne der Zukunft zugewendet und ist damit sowohl eine modernen als auch echt volksthümlichen Zuge gerecht geworde Die neue Zeit ist nicht mehr mit den durch Gelehrsamkeit ve mittelten Stoffen des Classicismus oder den gleichfalls erst dur Studien vermittelten mittelalterlichen und altdeutschen Elementen d Romantik zufrieden, sondern greift ins frische Menschenleben, v allem in das Gebiet gewaltiger politischer Ereignisse, und d fand insbesondere seit der Kraftäußerung der deutschen Natio wider das Joch Napoleons statt. Es gereicht Martin Greif, de Bayern, zu großer Ehre, dass er 1870, da noch engherziger Pa ticularismus in Deutschland allenthalben in den breiten Schichte des Volkes sich regte, die Blutsbruderschaft der verbündeten deutsche Stämme preist:

> Wer soll des Südens Söhne führen
> Im heil'gen Krieg? —
> Des Nordens Sohn wird uns erküren,
> Dass Bruderhände sich berühren
> Und Herzen nah' sich schlagend spüren
> In Tod und Sieg.
>
> ('Verbunden', I, S. 291).

Auch culturhistorische Ergebnisse seiner Zeit, in welche der Zusammenschluss Deutschlands zum Ausdrucke kommt, werden ihn

---

[1]) Vgl. Uhlands 'Vaterländische Gedichte'.

am Liede, so die Vollendung des Kölner Doms (I, S. 301). In en Liedern, welche er der Größe des Vaterlandes weiht, schlägt r die feierlichsten Töne nach Art von Hymnen an, sowie er selbst on Walther von der Vogelweide (zur Enthüllung seines Denkmals n Bozen, I, S. 303) preist:

> Doch das höchste seiner Lieder
> War der Heimat Ruhm geweiht..

Wie schön besingt er den 'Wert der Muttersprache' (I, S. 302[1]):

> Vieles kann ein Volk entbehren,
> Wenn dazu die Noth es zwingt,
> Doch dem Feinde muss es wehren,
> Der es um die Sprache bringt.
>
> In ihr wurzelt unser Leben
> Und erhält durch sie Bestand:
> Wer sich ihrer hat begeben,
> Der verlor sein Vaterland.

In den 'Widmungen' stattet er allem, was ihm lieb und theuer geworden ist als Quell seines Geisteslebens, seinen Dank ab. Der Preis fremder schöpferischer Genien (Shakespeare, Michel Angelo), einheimischer (Walther von der Vogelweide, Hans Sachs, Albrecht Dürer, Goethe, Beethoven, Platen, Uhland, Grillparzer), Erinnerungen an berühmte Zeitgenossen und wackere Freunde (Leo v. Klenze, Sofie Schröder, du Prel etc.), Prologe (so der zur hundertsten Aufführung von Romeo und Julia; vgl. S. 717, Note 1) machen den Inhalt der 'Widmungen' aus, die uns die gemütbstiefen Beziehungen des Dichters zu anderen Rittern des Geistes erkennen lassen. Auch seinem lieben München widmet er warme Worte (I, 345, vgl. S. 693). Es beweist des Dichters bescheidenen und wahrhaften Sinn, dass er trotz aller Originalität so gerne auf seine Vorbilder als die Wurzeln seiner Eigenart hinweist und dankend alles dessen gedenkt, was seinen Genius befruchtet hat. Das Sinngedicht 'die Minnesänger' (I, S. 859) gibt diesem Gefühle, dass man auf dem Schönen, das die Alten geschaffen, weiterbauen müsse (vgl. S. 726), tiefempfundenen Ausdruck:

> Das Neue kann nur aus dem Alten sprießen,
> So lasst uns auch die Sänger alt begrüßen,
> Zumal Herrn Walther von der Vogelweide...

Die 'Sinngedichte' sind die Producte eines reichen Lebens voll Sturm und Drang. Sie dienen ihm zu geistreichen Improvisationen, wenn es ihn drängt, einer Meinung Ausdruck zu geben.

---

[1] Vgl. die Sinngedichte 'Heimatstolz' (I, S. 359) und 'Die Sprache als Besitz' (I, S. 377).

Und wie Walther von der Vogelweide in seinen 'Sprüchen' wend er sich nicht selten scharf wider seine Verkleinerer. Er ist selbs bewusst, denn er fühlt sich durch den 'Schutz der Muse' (S. 361) gefeit:

Ich trag mein Leh'n von einer hohen Fraue,
Auf deren Huld ich allezeit vertraue,
Sie lässt es mich bis an mein Ende tragen.

Was auch die Feinde wider mich beginnen,
Sie werden nicht in ihrem Hass gewinnen,
Das will ich frank den Ungeberd'gen sagen.

Sie mögen weiter ihre Ränke spinnen,
Bedacht, wie sie die Günstigen ernüchtern,
Ich weiß, auf welchen mächt'gen Schutz ich baue.

Wie hätt' ich wahren Grund auch zu verzagen?
Ihr zählt, Frau Muse, mich zu Euren Dichtern,
So kann ich trotzen allen Splitterrichtern.

Im ganzen ist aber Martin Greif keine streitbare Natur, e findet in sich und in der Zufriedenheit mit seinem eigenen Ic stets das Mittel, seine Gemüthsruhe wiederherzustellen, wenn si gestört war (vgl. die Schlussworte des Gedichtes an Grillparzer S. 698). Sowie die Natur ihn von allen Schmerzen heilt [1]), so auc gute Menschen, deren es ja immer gibt:

Wenn Dich ein schnöder Mensch betrübt,
So denke, dass es bess're gibt,
Und suche diesen Guten allen
Durch gleiches Rechtthun zu gefallen.

Das ist die edle Lebensweisheit eines Mannes, der einen dornenvollen Weg gewandert ist, doch nicht dessen Schönheiten übersehen hat. Dieser treuherzige, optimistische Zug ist des Dichters eigenste Art, sie ist keine gekünstelte Haltung (daher auch die Vollendung der Form; vgl. S. 700). Wir fühlen, dass seine Gedichte, ob sie rein lyrisch oder erzählend sind oder lehrhaften Beigeschmack haben, aus dem Grunde seines Herzens gekommen sind, ganz und gar ohne reflectierende Weisheit. Er wird aus sich selbst zu diesen 'Bruchstücken der eigenen Confession' gedrängt. Es sind lauter wahrhafte Ausströmungen einer abgeklärten Persönlichkeit, die einerseits von Verehrung für die er-

[1]) Vgl. die Schlussworte des Naturbildes 'Besuch in Heidelberg':

Nur Natur im Frieden
Macht es wieder gut,
Gönne du dem Müden,
Dass er in dir ruht.

bten Ideale der Menschheit, andererseits von innigem und frei ıpfundenem Verständnisse für die Ideen der eigenen Zeit erfüllt ι. Seine Worte kommen vom Herzen und gehen daher zum Herzen. ' ist auch ein 'Moderner', aber, weit entfernt von den Unarten rselben, ist er lediglich ein Besinger des Schönen, das Gott und atur in unser Herz gelegt hat, ein reiner Priester der Muse.

III. Greifs Dramatik.

Den Dichter hat reiche Gestaltungsgabe und abgeklärter ittlicher Ernst auch dazu geführt, sich den umfassenderen Anfaben der Bühnendichtung zuzuwenden, und während der ganzen eit seines vollkräftigen Schaffens hat diese Dichtungsgattung eine lyrische Poesie begleitet und ergänzt. Eine Dichternatur wie ireif musste wie von selbst vermöge der Veranlagung von der ıyrik auf dieses Feld gelangen, und für die, welche da glauben, in moderner Lyriker müsse in seinem Gebiete bleiben, sei schon ier bemerkt, dass es für den freien Schwung des Geistes eine lerartige Abgrenzung specieller Kunstgebiete überhaupt nicht gibt, ınd dass gerade in der Lyrik Greifs die Wurzeln enthalten sind, us denen seine dramatischen Dichtungen erwachsen. In Stoff und Form finden wir hier eine völlig parallel verlaufende Bethätigung des dichterischen Geistes, der nur wegen der Verschiedenheit der Mittel beider Dichtungsgattungen hier anders als dort verfährt. Man hat sich in neuerer Zeit nur darum daran gewöhnt, den Lyriker und Dramatiker gegenseitig auszuschließen, weil Lyrik und Drama gleichsam die Gegenpole der poetischen Kraftäußerungen der Menschheit darstellen: die Lyrik ist eben die naive, subjective Darstellung der Gedankenwelt, indes das Drama ein gründliches Studium des Objectes, das vorgeführt werden soll, voraussetzt. Von der Lyrik zur Epik ist die Brücke kürzer, daher haben sich auch die Völker in ihrer Kindheit so gerne und leicht von der lyrischen Gattung aus der epischen zugewendet. Am weitesten stehen mithin Lyrik und Dramatik von einander ab. Hat jedoch der Lyriker die Fähigkeit, von der Welt des Subjectiven in die Welt des Objectiven hinüberzuschreiten, so mag er wohl auch zum ganz Dramatiker befähigt sein, vorausgesetzt, dass sein Temperament darnach angethan ist, das Objective so darzustellen, dass es sich Stück für Stück, und zwar in charakteristischen folgerichtigen Phasen vor unseren Augen abspielt. Es wurde bereits hervorgehoben, dass die Eintheilung der Greif'schen Lyrik in 'Lieder', 'Naturbilder', 'Stimmen und Gestalten' und 'Romanzen und Balladen' durchaus keine willkürliche ist, sondern den größeren oder geringeren Grad der Realität bezeichnet, und zwar bilden in den 'Naturbildern' Scenerien der Außenwelt, in 'Stimmen und Gestalten' die Menschen und ihr Thun einen Hauptheil des Inhaltes, indes die 'Romanzen und Balladen' durch einen bewegten und

raschen Rythmus menschlicher Handlungen gekennzeichnet sind Unser Dichter hat gerade in der Romanze und Ballade die Fähig keit, menschliches Handeln zu erfassen und in poetischer Er zählung zu reproducieren, erwiesen. Ein weiteres Element, an welchem sich das dramatische Schaffen zusammensetzt, ist da reflectierende; während der Lyriker von reinem Wasser sic halb traumhaft seinem Sinnen und Minnen überlassen kann und das 'kreischende Weltwesen' möglichst wenig stören in die Radspeichen seines Gedankengetriebes fallen soll, muss de Dramatiker mit gutem Wissen und Gewissen eine reflectierend Thätigkeit entwickeln, weil wir nicht schon jede beliebige Hand lung als bühnengerecht anzuerkennen geneigt sind, sondern nu jene, in welcher sich alles folgerichtig aus Verhältnissen un Charakteren entwickelt, eine Handlung, welche einen speciellen Fall in die Höhe einer sittlich-vernünftigen Allgemeinheit erhebt Ein bedeutender Grad von Lebensweisheit, eine überlegene Er kenntnis der Welt und des Sittengesetzes ist mithin ein Haupt erfordernis für den Dramatiker, und auch nach dieser Hinsicht ha Martin Greif in den 'Vaterländischen Gedankenblättern', 'Widmungen und 'Sinngedichten' nachgewiesen, dass er über diesen nothwen digen Vorrath verfügt. Diese Sinngedichte sind nicht mehr schlichte subjective Productionen, sondern das Resultat einer vorurtheils freien, genauen und scharfen Beobachtung von Welt und Leben. Es sind also in Greifs Lyrik thatsächlich die Momente vorhanden, welche ihn auch zur drama tischen Dichtkunst befähigen.

In der That erweist die chronologische Übersicht seiner dramatischen Entwürfe und Ausführungen, dass er nicht erst nach träglich, etwa einer Laune folgend, auf den Boden des Dramas gelangte, sondern dass er schon in früher Jugend den Trieb zum dramatischen Schaffen in sich fühlte. Bereits als Schüler des Gymnasiums in Speyer schrieb er einen allerdings nie zur Bühnenaufführung ge langten 'Hermann der Cherusker', und als Sechzigjähriger be schenkte er uns mit dem vaterländischen Schauspiele 'General York' (1899). Dazwischen liegt eine stattliche Reihe von Dramen, und der Dichter hat gewiss ein Anrecht, dass man auch diese vielbefeindete Seite seiner Thätigkeit liebevoll zu erkennen trachte. Man wird auch hier wie in der Lyrik eine ganz naturgemäße Weiterentwicklung vorfinden. Er beginnt mit historischen Dramen fremden Stoffes, ihnen folgen Liebesdramen fremden Inhalts, und endlich gipfelt seine dramatische Thätigkeit in historischen Dramen vaterländischen Inhalts, auf welchem Boden hinwiederum von ihm das historische Volksschauspiel mit besonderem Glücke ge pflegt wird.

a) Historische Dramen fremden Stoffes.

Diese erste Periode von Greifs dramatischem Schaffen fällt in die Zeit des Wiener Aufenthalts des Dichters (1869—1870);

n Wien konnte er sich durch manchen schmeichelhaften Beifall
in der Gewissheit seines Berufes zum Dramatiker überzeugen [1].
1873 war sein 'Corfiz Ulfeldt, der Reichshofmeister von Dänemark'
bei Finsterlin in München erschienen, und Laube, der seit 1872
mit großer Umsicht die Bühne des ehemaligen Wiener Stadttheaters
leitete, eröffnete dem Dichter die Pforten seines Kunstinstitutes,
in welchem das Stück 27. October 1875 vor vollem Hause aufgeführt
wurde [2]. Da dasselbe nachmals zwölfmal während einer
Saison gegeben wurde und auch auf derselben Bühne des Dichters
nächstes Stück 'Nero' 11. December 1876 in Scene gieng (ebendaselbst
noch fünfmal), so schien seine Stellung in Wien als
Theaterdichter gesichert zu sein, insbesondere, da geistreiche
Kritiker, so Hevesi und Wittmann, in der Presse die Schönheiten
dieser Bühnenwerke im einzelnen nachwiesen. Einer Reihe von
darstellenden Kräften gaben einzelne Figuren beste Gelegenheit,
sich zu entwickeln. Friedmann glänzte als 'Corfiz Ulfeldt', Robert
als 'Nero', Fräulein Frank als 'Poppäa', Fräulein Albrecht als
'Acte', Ernst als 'Otho'. Das war keine gewöhnliche Mache, sondern
kühn ausgeführte, große Ideen. Im 'Corfiz' hatte man eine
Tragödie des verletzten Ehrgeizes (die Geschichte spielt von 1657
—1658 unter 'der Regierung Christian IV.), durch welchen der
Held ähnlich wie Wallenstein allmählich zum Kampfe gegen die
bestehende Ordnung getrieben wird und in diesem zugrunde
geht. Meisterhaft wird die tragische Schuld entwickelt. Insbesondere
in der Behandlung eines so schwierigen Stoffes wie 'Nero'
zeigte der Dichter in psychologisch feiner Motivierung das allmähliche
Anwachsen des Cäsarenwahnsinns und entwickelt, wie
der sinnliche Wüstling zum Muttermörder wird (Höhe der Handlung)
und dann dem Wahnsinn verfällt. 'An der Charakteristik Neros
.. fehlt nicht eine Niete' (Prem, S. 55). Die Behandlung des
Stoffes durch den Dichter ist jeder der übrigen Darstellungen derselben
Materie weit überlegen, daher das Stück über die Grenzen
Deutschlands hinaus bekannt wurde in der 'Revue universelle
internationale' ins Französische übersetzt). Insoferne die Dichtung,
soweit nur möglich, in dem Rahmen der geschichtlichen Überlieferung
sich abwickelt, hat dieselbe echt Shakespeareschen Wurf,
eine Eigenthümlichkeit, der Greif auch in seinen späteren Stücken
treu bleibt. Der tragischen Schuld folgt die Sühne: Im 'Corfiz'
endet die Handlung mit dem Tode des Helden und der Wiederherstellung
der verletzten Ordnung, die Katastrophe wird durch

[1]) Über seine Jugendversuche vgl. S. 691.

[2]) Am 4. Nov. 1874 war übrigens bereits ein Bühnenfestspiel Greifs, 'Walthers Rückkehr in die Heimat', in der Musik von Öhlschlägel zu Gunsten des Bozener Waltherdenkmalfondes auf der Bühne des Hof- und Nationaltheaters in Innsbruck mit bestem Erfolge in Scene gegangen (wiederholt ebendaselbst 21. Dec. 1874).

die rührende Bethätignng der Gattentreue Eleonorens, der Ge-
mahlin des Corfiz, verklärt, indes im 'Nero' die Zerknirschthe-
des Tyrannen, sein wachsender Wahnsinn an der Seite sein
Verführerin Poppäa, das in den Pausen des Wahnsinns aufblitzen
Gefühl der Erkenntnis seiner tiefen sittlichen Verkomme-
heit, seine Bitte an Epaphroditus, ihm den Tod zu geben, wor
ein Zug von Größe liegt, endlich die von Acte geführte Christe-
schar Scenengruppen von packender Wirkung darstellen; inde
so die Tragödie zu einer solchen des 'sinkenden Heidenthum
wird, erscheint das ganze unter einem großen historischen Ge-
sichtspunkte. Die Worte Actes neben Neros Leichnam: 'Erbarm
Gott sich dein; die Liebe herrscht', mit denen das Drama schließ
lassen den verklärenden Glanz eines neu erwachenden Morge
über das düstere Gemälde dahingleiten. Laube bezeichnete insbe-
sondere die Scene des ausbrechenden Wahnsinns als 'das We
eines Genies'. Doch begannen bereits damals Coulissenintrigue
gegen den Dichter. In einer Besprechung des Stückes in de
alten 'Presse' trat man demselben mit der Einwendung entgeget
dass ein Muttermord nicht auf die Bühne gehöre. Nach dieser enghe-
zigen Auffassung müsste folgerichtig auch Shakespeares 'Richard III
von der Bühne verbannt werden. Nur das verherrlichte Verbreche
gehört nicht auf die Bühne, wohl aber hat dasjenige seine Be-
rechtigung für die scenische Darstellung, an welchem der Sieg
der sittlichen Weltordnung aufgezeigt wird. Wenn damals ein
andere Stimme, ein hervorragendes Mitglied des Wiener Burg
theaters, das Stück 'das Werk eines verrückten Genies' nannte
so sei bemerkt, dass Genie und Verrücktheit durchaus nicht zu-
sammenfallen können. — Bald sollte Martin Greif die ganze Bitterni
eines Künstlerlebens empfinden. 1878 hatte er 'Marino Falieri ode
die Verschwörung des Dogen von Venedig' vollendet, und schon
24. September desselben Jahres wurde es bei vollem Hause und
unter großem Beifalle im Stadttheater gegeben. Die Historie spiel
1353 zu Venedig; es ist hier die geschädigte Familienehre und
der Kampf wider verkommene, dieselbe antastende Elemente, welche
den Helden, den greisen Dogen, zum Handeln zwingt. Er hat ein
junges, anmuthiges Mädchen, Annunziata, zu seiner Gemahlin er-
hoben, und da ihre ahnungslose, reine Frauennatur den Intrigue
von Mitgliedern des lasterhaften Adels widersteht und sie von diesen
dafür hinsichtlich ihrer ehelichen Treue verdächtigt wird, ver-
bündet sich der Doge mit den gesunden Elementen des Volkes,
um mit deren Hilfe die Verfassung der Republik zu stürzen. Die
Nebenhandlung des wackeren Arsenalmeisters Israel, dessen Weib
der Nobile Dandolo nachstellt, und des Bildhauers Calendaro,
dessen entehrte Tochter die Schande ins Meer getrieben hat, ver-
einigt sich mit der Haupthandlung in glücklicher Weise; der edle
Doge geht bei seinem Anschlage wider die Republik zugrunde,
er liefert sich selbst den Staatsinquisitoren aus, um seine Mit-

rschworenen zu retten, und erhebt sich so am Schlusse des Stückes
otz seines Unglücks zu männlicher Fassung und innerer Kraft.
ieser versöhnende Ausklang ist ein charakteristischer Zug der
reifschen Dramen überhaupt und steht mit dem Optimismus
iner Lyrik in geistigem Zusammenhang (vgl. S. 708).
eine Helden kämpfen für ihre Ideale in starrem Rechtsbewusst-
in und sehen ihrem Untergang in dem Momente in sittlicher
rhebung entgegen, in welchem sie merken, dass sie die Schranken
er öffentlichen Ordnung durchbrochen haben. 'Marino Falieri' darf
icht schlechthin in die Liebestragödien Greife gereiht wurden,
eil des Dogen Liebe zu seiner Gattin, an deren E h r e er ja
icht zweifelt, hier nur ein Motiv secundärer Art ist und das
ersönliche Bestreben, ihre angetastete Ehre zu rächen, die ver-
reiterte allgemeine Basis gewinnt, die sittenlosen Elemente des
egierenden Adels zu bekämpfen. Ein energischer dramatischer
Nerv zieht sich durch die ganze, infolge der Intriguen des Gegen-
spiels mannigfach verwickelte Handlung, die durch eine Reihe
harakteristischer Nebenfiguren belebt wird, insbesondere durch
die Giovannis, des Sohnes des Staatsinquisitors Leoni, einer Art
Max Piccolomini. Eine Gestalt von ergreifender Wirkung ist die
kindlich reine Annunziata, welche zuerst die Lasterhaftigkeit ihrer
Verfolger gar nicht erfasst und erst im Verlaufe der Handlung
zur Erkenntnis der Intriguen gebracht wird. Auch sie hat ihren
Antheil an der Erhebung, mit der das Ganze ausklingt; sie er-
trägt das Schicksal standhaft, gehorsam der Aufforderung ihres
unglücklichen Gemahls, mit welcher dieser von ihr Abschied
nimmt:

> ...Sei muthig!
> Es war des Himmels Schluss, da hilft kein Klagen.
> Erfülle, Annunziata, mir die Bitte,
> Und halt' dich stark!

Trotz des Beifalls, selbst bei offener Scene, verhielt sich die Wiener Kritik kühl, und das vortreffliche Stück wurde nicht mehr auf die Bühne gebracht. Eine hervorragende Persönlichkeit der Presse, so hieß es, habe in dem Graukopf mit der jugendlichen Gattin sich persifliert gefunden.

b) Liebesdramen fremden Stoffes.

Die bisher betrachteten Dramen des Dichters führen uns in große Geschicke fremder Völker, deren Boden, Himmel und Volkscharakter er auf seinen Wanderungen kennen gelernt hatte. Sowie er nun in seinen 'Romanzen und Balladen' vielseitig auf alle möglichen Gebiete menschlichen Lebens gelangt, so auf dem Gebiete des Dramas auf Stoffe der Minne, die zu Familientragödien werden. Hieher gehört das 1877 vollendete 'romantische Schauspiel' 'Liebe über alles' und seine 1878 ausgearbeite 'Fran-

cesca da Rimini'. Das erstere führt uns in die Sphäre d
romanischen Ritterthume, da die Handlung zwischen Savoyen u
Spanien spielt, das letztere bietet uns als Motiv den Kampf fein
licher Brüder, welche das Streben um den Besitz einer Fürste
tochter, Francesca da Rimini, die der Preis und die Bürgscha
des Friedens zwischen Ravenna und Rimini ist, zu gegenseitige
tödlichem Hasse entflammt.

Beide Liebesdramen zeigen die sieghafte Gewalt der Lieb
welche alle Schranken übersteigt und allen Widerstand überwind
nur ist in 'Liebe über alles' das völlig unberechtigte Wollen d
Gegenspiels durch eine romantische, aber nirgends unwahrschei
liche, sondern stets mögliche Verkettung der Umstände zu Fal
gebracht, indes in 'Francesca da Rimini' Paolo und Francesca i
Kampfe zwischen Liebe und Pflicht zugrunde gehen. Paolo h
für seinen missgestalteten, unritterlich gesinnten Bruder Lanciot
die Braut aus Rimini geholt, und diese entbrennt in Liebe
Paolo. Der sittlich reine und resignierte Tod der beiden Li
benden versöhnt auch hier mit der begangenen Verletzung d
gesetzlichen Rechte. 'Liebe über alles' hat noch keine Aufführun
erlebt, scheint aber für unsere Zeit, welche sich vor der Gei
und Herz ertödtenden Herrschaft des nackten Materialismus wied
so gerne in die träumerischen Gefilde der Romantik flüchtet, i
der man die Dichter des Gemüthes, wie Ferd. Raimund, wied
dem Staube der Vergessenheit entreißt, ein dankbares Bühne
object abgeben zu können. Die Liebe zu dem spanischen Ritt
Rodrigo, die blitzgleich ins Herz der Herzogstochter von Savoye
Maria, fährt, sowie die Minne des mittelalterlichen Epos dur
einen Blick, einen Händedruck oder Zaubertrank magisch en
fesselt wird, gelangt dadurch zum Siege, dass im höchsten M
mente der Bedrängnis Marias durch den verschmähten Mitbewerbe
den Ritter Pancalieri, der Geliebte des Herzens erscheint und de
Verfolger in den Sand streckt. Amadeo von Savoyen gibt dem Sie
und seiner Tochter als Mitgift die eigene Herzogskrone. Di
Handlung der 'Francesca' spielt 1288. Sowie Romeo und Juli
bringt Paolo und Francesca die Liebe bitteres Leid, und nur a
der Schwelle des Daseins, da sie ihre verbrecherische Neigun
büßen, schwelgen sie kurze Zeit weltvergessen im Traume de
Liebe, so dass hier Schuld und Sühne unmittelbar neben einande
in ergreifendem Contraste stehen. Das Stück wurde 26. Jänne
1892 mit großem Erfolge am Hoftheater in Kassel und 1894 i
Mannheim und Straßburg gegeben, konnte aber trotz der an
muthigen Behandlung des Stoffes und der an Goethes 'Tasso' ge
mahnenden Schönheit der Sprache nicht durchdringen.

c) Historische Dramen vaterländischen Stoffes.

Schon während Martin Greif mit der Abfassung der 'Fran
cesca da Rimini' beschäftigt war, drängte es ihn, in einheimische

offe einzulenken, wie er solche schon bei den Erstlingsentwürfen iner Jugend geliebt hatte (vgl. S. 690). Nach umfassenden orstudien in Wien, München und Kassel übergab er sein vaterndisches Schauspiel 'Prinz Eugen' bei Kay in München dem rucke und betrat so, indem er eine im bekannten und schönen olksliede 'Prinz Eugenius, der edle Ritter' gefeierte Episode aus er vielbewegten Lebensgeschichte des deutschen und österreihischen Helden zu dramatisch lebendiger Darstellung wählte, das ebiet des volksthümlichen Dramas, auf dem er sich für ie folgende Zeit so recht heimisch fühlte. Es hängt dies mit der Eigenart des Dichters und seinen Lebensverhältnissen aufs innigste usammen. Längere Zeit hatte die durch Reisen vermittelte Beanntschaft mit dem farbenreichen Süden seine Phantasie geangen genommen und ihn vornehmlich auf Stoffe aus Welschland geführt; immer mehr aber concentriert sich sein dichterisches Schaffen auf die Heimat, sowie er auch auf dem Boden der Lyrik die schönsten Erfolge dort erzielt, wo er wie von selbst auf das Volksliedmäßige geräth und dem Liede des eigenen Volkes die Klangfarbe ablauscht. 'Prinz Eugen' wird von dem Dichter mit Recht 'vaterländisches Schauspiel' genannt, weil der Held eine populäre Persönlichkeit aus einer Zeit schwerer Kämpfe der Habsburger wider den türkischen Erbfeind der Christenheit ist und sein Ruhm damals und bis in unsere Zeit allerorts wiederhallte und in Geschichte und Lied gefeiert wird. Auch in dem leitenden Motive des Conflictes zwischen der Überzeugung des Feldherrn von der Nützlichkeit und Nothwendigkeit des Kampfes einer- und der durch die Intriguen einer missgünstigen Hofpartei veranlassten Gegenordre des allerhöchsten Kriegsherrn andererseits liegt ein echt volksthümlicher Zug, der ungleich nachdrücklicher als in Kleists 'Prinz von Homburg' zur Wirkung gelangt. Der Held Kleists bewegt sich in der 'romantischen Folie' traumhafter Verlorenheit und des Selbstvergessens, er wird weniger durch vernünftigen Entschluss als durch instinctives Eingreifen zum Siege geführt, indes Prinz Eugen seiner Willensstärke und seinen Erkenntnissen als Feldherr gehorcht, indem er sich über den von Wien gekommenen Befehl hinwegsetzt. Greif verwebt in geschickter Weise mit dem epischen Stoffe der Bezwingung des größten Bollwerks der Türkenmacht, Belgrad (1717), das hiefür historisch allerdings nicht nachweisbare Moment des militärischen Ungehorsams (aus der Geschichte der Schlacht von Zenta entlehnt) und gewinnt damit eine Grundlage zu einheitlicher Entwicklung der Handlung unter einem anziehenden Gesichtspunkte. E. Peschkau nennt das Drama ein historisches Stück in dem Sinne, wie Shakespeare die englische Geschichte behandelt oder in der Art von Goethes 'Götz'. Den lebendigen Wechsel der Bilder in einem eng begrenzten Gebiete, welches dem Volke von jeher interessant und sympathisch gewesen ist, hat Greifs 'Prinz Eugen' mit Goethes 'Götz' gemein,

den er obendrein weitaus in der geschlossenen Abrundung der Handlung übertrifft. Volksthümliche Nebenfiguren, so die des wackeren Sergeanten Eschenauer (wie 'Werner' in 'Minna von Barnhelm' oder 'Lerse' im 'Götz'), das zartsinnig gedachte und in die Kriegsaction verwickelte Liebesverhältnis der kindlich reizenden Stephanie und des ritterlichen Grafen Hamilton, die pedantischen Generale Schlick und Starhemberg, der böswillige Goltsch, die listige Gräfin Althan und der brummige General Heister, stimmungsvolle Massenbilder von naturgetreuer Localfarbe, wie die Praterscene im letzten Acte, machen das Schauspiel zu einem echten Nationaldrama. Mit welcher Kunst weiß der Dichter im letzten Acte die Niederlage der spanischen Partei, der Widersacher Eugens, und den Sieg der Helden und seiner Umgebung auf dem bewegten Untergrunde einer Volksscene abzuwickeln! Das Volk bildet auf dem von Gezelten aller Art abgegrenzten Festplatze des Praters Gruppen und ergeht sich im Lobe des allgeliebten Kaisers und seines siegreichen Feldherrn. Ein Diener des Prinzen Eugen und der neue Stadtwachtmeister Eschenauer treten als Wortführer auf. Da erscheint die dem Feldherrn feindselige Camarilla und endlich, allgemein bejubelt, der Kaiser, der die Veranlasser der Machenschaften gegen Prinz Eugen, General Heister und Graf Goltsch, ungnädig vom Hofe weist, indes Graf Hamilton zum 'Obristfeldwachtmeister' ernannt und sein Herzensbund mit Stephanien gesegnet wird. Hat dem Kaiser zu Beginn des Stückes (I, 1) der Anblick eines Granatapfels die wehmüthige Erinnerung an seinen Aufenthalt in Spanien und die durch den spanischen Erbfolgekrieg entrissenen Hoheitsrechte auf dieses Land geweckt, so wünscht er jetzt, dass man ihm eine Frucht des Apfelbaumes reiche, da ihm damit 'der Donau Bild — und das gestreckte gold'ne Hügelland, — der heißgeliebte deutsche Mutterboden' in den Sinn kommt. So weiß der Dichter geschickt durch klug gewählte kleine Motive sinnige Perspectiven in die breite Ferne geschichtlicher, die Zeit beherrschender Ideen zu schaffen. In die lebendige Gruppe tritt nunmehr Prinz Eugen, und nachdem der Kaiser seine gänzliche Loslösung von der spanischen Hofpartei, die ihn bisher beherrscht hat, durch öffentlich bezeugte Huld gegen den Feldherrn zum Ausdrucke gebracht hat, der für seinen Ungehorsam Verzeihung erbittet und erhält, tönt das Ganze in die markigen Klänge des alten Prinz Eugeniusliedes aus. Neben dem vaterländischen Interesse birgt das Stück noch eine Reihe anderer Schätze. Wie treffend und zugleich einfach übersichtlich ist die Charakterisierung des hochbetagten, im Herzen jugendlich fühlenden Helden und der seine Thatkraft hemmenden Doctrinäre, die vom grünen Tische aus das Geschick der Schlachten lenken wollen! Wie schön ist ferner die selbstbewusste, im entscheidenden Augenblicke nachgiebige Haltung des Helden seinem Herrn gegenüber gezeichnet! Ein psychologisches Meisterstück in Ausführung und

otivierung liegt in der Höhe des Stückes dort, wo Karl VI. und
inz Eugen im Zwiste scheiden und jener befiehlt, diesem den
hlachtbericht zurückzusenden, damit er in denselben eine Stelle
t der Bitte um Entschuldigung seines Ungehorsams setze. Wie schön
rden edle Tugenden in dem Stücke verherrlicht! In dem Momente,
Prinz Eugen grollt, naht sich ihm der Versucher in der Person
s Marquis Saint Thomas, des Gesandten von Savoyen. Er kommt
geheimem Auftrage des französischen Königs, um Eugen durch
Aussicht auf den Marechallestab und andere Ehrungen für
rankreich zu gewinnen, was der Held zuerst scherzhaft und ironi-
erend, endlich barsch zurückweist, indem er erinnert, wie ihn
opold großmüthig aufgenommen und er selbst sich den Eid ge-
istet habe, ihm und seinem Hause treu zu dienen. Dieses Lob
r deutschen Treue erklingt immer wieder in Greifs Dichtungen.
o erscheint Prinz Eugen nicht nur groß als Held, sondern es
gabt ihn der Dichter auch mit einem reichen und reinen Ge-
üthsleben, und indem herrliche Tugenden im Glorienscheine auf-
ezeigt werden, schlägt das Herz des Zuschauers höher. Dem
ichter ward denn auch die hohe Ehre zutheil, dass der verewigte
ronprinz Rudolf die Widmung des Stückes, das eine Verherr-
ichung von Österreichs Waffenmacht darstellt, annahm. Es wurde
berdies im k. k. Hofburgtheater bei hochbedeutsamer Gelegen-
eit, der Vermählung des Kronprinzen Rudolf, den 12., 13. und
18. April 1880, am k. k. Hofburgtheater in Wien aufgeführt
später noch den 21. und 26. April und 18. October 1880,
15. Jänner 1881 und 22. September 1883). Freiherr v. Arneth,
er gewiegte Historiograph der Geschichte des Prinzen Eugen,
ud den Dichter zu Gaste und sprach ihm seine Anerkennung aus,
nd Eduard v. Bauernfeld umarmte denselben nach der Aufführung
nthusiastisch und beglückwünschte ihn zu seinem Erfolge. Nichts-
destoweniger und trotz der Ausgabe von ungefähr 12.000 fl.
für die Ausstattung des Stückes ist es seit 1883 für das
Burgtheater begraben; eine Wiederaufführung dieses öster-
reichischen Nationaldramas, das seinesgleichen nur in Grill-
parzers 'König Ottokars Glück und Ende' hat, wäre wahrhaft
verdienstvoll[1]); den 13., 15., und 16. November 1883 wurde das

[1]) Die Geschichte Martin Greifs am k. k. Burgtheater in Wien
ist eine Leidensgeschichte. Seine Beziehungen zu demselben reichen in
die Zeit zurück, da Franz von Dingelstedt den Commandostab führte.
Von ihm sagt Prem (Martin Greif, S. 36) treffend, dass er es vom
'kosmopolitischen Nachtwächter' zum Baron gebracht hatte. Er war einer
jener Theaterdirectoren, die, selbst Dichter, aufstrebenden Talenten nicht
selten Hindernisse bereiten. Es sollte 1872 am Geburtstage Shakespeares
die 100. Aufführung von 'Romeo und Julia' erfolgen, und Greif bot
Dingelstedt einen prächtigen Prolog an (Ges. Werke, I., S. 334—337).
Da erklärte dieser, es könne der Geburtstag bei der Aufführung wegen
einer Debutantin, die an dem betreffenden Tage nicht aufzutreten vermöge.

Schauspiel am deutschen Landestheater zu Prag anlässlich der Fei[illegible] des zweihundertjährigen Namensjubiläums des k. u. k. 13. Dr[illegible] gonerregimentes 'Prinz Eugen von Savoyen' aufgeführt und [illegible] zielte eine herrliche Gesammtwirkung[1]).

In größerem Stile betritt Greif mit seiner Hohenstaufe[illegible] trilogie ('Heinrich der Löwe' und 'Pfalz im Rhein', 1887; 'Ko[illegible] radin', 1889) den Boden des historischen Dramas. Er kennzeichn[illegible] selbst in einem Prologe die Triebfedern, welche ihn zu so b[illegible] deutendem Stoffe wiesen[2]). Freilich ergab sich für den Dicht[illegible] der Hohenstaufengeschichte eine ungleich verantwortlichere u[illegible] schwierigere Aufgabe, als dies für den Stoff des deutschen Eugenin[illegible] liedes der Fall war. Hatte er bei der Zeichnung der Verwicklu[illegible] im 'Prinz Eugen' für seine schaffende Phantasie den freiest[illegible] Spielraum, so musste er sich beim Stoffe der Hohenstaufentrilog[illegible] enge an die historische Überlieferung, welche die Verwicklu[illegible] selbst bot, halten, und er war, wie Schiller bei der Abfassu[illegible]

---

nicht eingehalten werden, und nachträglich könne er den Prolog nic[illegible] bringen. So wurde der schöne Prolog der Laune einer unbedeutend[illegible] Anfängerin geopfert, doch wurde derselbe in der 'Deutschen Zeitun[illegible] mit einer gegen Dingelstedt gerichteten Fußnote abgedruckt. Bei d[illegible] Erstaufführungen des 'Prinz Eugen', insbesondere der zweiten und dritte fehlte ein großer Theil des Stammpublicums im Hause, da in der H[illegible] reitschule, wenige Schritt weit vom alten Burgtheater, das Carousse[illegible] reiten zu Ehren des Kronprinzen stattfand. Daher blieb der Cassenerfo[illegible] einigermaßen hinter der Erwartung zurück. Während dasselbe in Wi[illegible] seit 1883 nicht mehr gegeben wurde, errang es in München und [illegible] anderen Orten herrliche Erfolge, so dass Hofrath v. Weilen zum Dicht[illegible] äußerte, Prinzessin Gisela habe ihrem Bruder, dem verewigten Kro[illegible] prinzen, gegenüber ihrer Verwunderung Ausdruck gegeben, dass d[illegible] schöne Stück, das in München so gut gefalle, in Wien nicht öfter g[illegible] geben werde.

[1]) Theatersecretär Kern schreibt ddto. Prag, 2. December 1883 [illegible] Martin Greif folgenden Bericht: '..In Anbetracht (dieser) Feier hat d[illegible] General-Intendanz der Wiener Hoftheater gestattet, dass die Ausstattun[illegible] welche bei der Aufführung im Burgtheater verwendet wurde, herei[illegible] geliehen und auch hier benutzt werden durfte... Die Festvorstellun[illegible] zierte, wie selbstverständlich, eine erlesene Gesellschaft, die den Schön[illegible] heiten der Dichtung die größte Empfänglichkeit entgegenbrachte: [illegible] wurde daher bei offener Scene, wie bei den effectvollen Actschlüssen mi[illegible] den stürmischen Beifallsbezeugungen nicht gespart, die sich sogar, hin[illegible] gerissen von den hervorragenden Momenten der Dichtung, zum Enthusiasmu[illegible] steigerten. Am 15., Samstag, und am 16., Sonntag, waren die Wiede[illegible] holungen, und der Beifall blieb auch diesen Aufführungen in dem gleiche[illegible] Grade treu...'

[2]) 'Soll nur des Daseins kümmerliche Noth,
Kein groß Geschick mehr unser Herz bewegen...?
...Sind es die Thaten and'rer Völker nur,
Die, aufgerollt vor uns im Bild der Bühne,
Den Blick uns über das Gemeine heben
Und ab vom Niedern die Gedanken zieh'n?
Ist unsrer eigenen Geschichte
Wohl minder groß und minder reich ihr Schatz?

des 'Wallenstein', zu längeren Überlegungen genöthigt, um übersichtliche Kreise des Stoffes mit bestimmten Mittelpunkten zu runden, das Gewebe der Handlung nach bestimmten Grundideen zu spinnen sowie maßzuhalten in der Verwendung von Nebenhandlungen, damit dieselben nicht auf Kosten des großen historischen Stoffes überwucherten. Es waren hier keine Episoden darzustellen, sondern eine Epoche deutscher Geschichte, welche ein kühnes, sagengefeiertes Siegfriedsgeschlecht in tapferem, glorreichem Kampfe für die Rechte des Reiches trotz übermenschlicher Kraft tragisch zugrunde gehen sieht, einen Herrscherstamm, dessen Ausgang so gewaltig ergreift wie das jenseits des Meeres in vollem Glanze sinkende Tagesgestirn. Greif gelingt es in der That, genaue historische Zeit- und Charakterbilder zu entwerfen. Er bleibt auch hier dem Principe treu, sich nach Art Shakespeares möglichst treu an die historische Überlieferung zu halten, und mischt dem ungeberdigen Stoffe nur so viel bei, dass derselbe bühnengerecht wird. In Nebenhandlungen und Nebenfiguren lässt er seiner reichen Erfindungsgabe freien Lauf, weiß jedoch jeweilig das Ganze um geschickt gewählte Mittelpunkte zu gruppieren. So concentriert 'Heinrich der Löwe' die Handlung auf das Jahr 1180, und indem die Exposition orientierende Lichtblicke bis zum Reichstag von Bamberg (29. Juli 1169) zurückwirft, dienen die Vorgänge des Jahres 1180 zur Darstellung des gewaltigen Kampfes zwischen Welfen und Staufen überhaupt. Die tragische Schuld bildet der zähe Widerstand des Vasallen gegen den Lehensherrn, und die verletzte Vasallentreue wird bestraft. Die Charakteristik ist trefflich, der Gegensatz zwischen denselben wirksam hervorgehoben. Der Repräsentant unentwegter Treue ist Otto von Wittelsbach, der dafür mit Bayern belehnt wird. Das Drama wurde zuerst (24. Februar 1888) am Münchener Hoftheater aufgeführt und ebendort seitdem oftmals, so auch zuletzt zu des Dichters 60. Geburtstag (18. Juni 1899). Da ist vielleicht bemerkenswert, wie am Schlusse der letztgenannten Vorführung Oberregisseur Savits sich dem Dichter gegenüber begeistert äußerte: 'Wie habe ich mich wieder in diesem prächtigen Stücke gefreut! Es ist frisch, als ob es gestern erst geschrieben wäre. Kein Stäubchen Staub liegt darauf, und es ist doch schon zehn Jahre alt. Dieses Werk bleibt ewig jung'. Das unterscheidet eben wahre Kunstwerke von den modernen Eintagsfliegen.

In der 'Pfalz im Rhein', das 21. März 1888 zum erstenmale am Münchener Hoftheater in Scene gieng, zeichnet der Dichter eine warm empfundene, anmuthige Herzensgeschichte auf dem breiten historischen Hintergrunde. Es ist wieder die Macht treuer Liebe, welche den Sieg über alle sich entgegenstellenden Hindernisse davonträgt (vgl. S. 714), und eine geschickte Verbindung der großen politischen Vorgänge mit einem ergreifenden Herzensdrama, wobei letzterem die Führung zufällt. Heinrich von

Braunschweig, der Agnes von Hohenstaufen liebt, wird von dere Vater Konrad, Pfalzgrafen bei Rhein, als 'schmählicher Verbrecher aus den Grenzen des Landes, Agnes auf den Pfalzgrafenstein ve bannt (III. Act); auf diesem Höhepunkte der Handlung deutet Heinrich auf die unbezwingliche Macht treuer Liebe und damit auf den be vorstehenden Umschwung hin:

> Es gibt auf Erden einen Talisman,
> An dem die Stärke selbst des Stahls zerbricht,
> Wie Glas zersplitternd: Treue heißt der Demant —
> Ihr werdet seine Tugend kennen lernen!

Die treue Liebe gelangt denn auch zum Ziele und führ nicht nur zur Vereinigung der Liebenden, sondern auch zur Ver söhnung der beiden feindlichen Häuser, der Hass der beide Dynastengeschlechter wird besiegt. Die 'Pfalz im Rhein' schieb die nächste Generation der in 'Heinrich der Löwe' Betheiligten i den Vordergrund, und der gealterte Heinrich der Löwe tritt in zweiten Stücke als der Repräsentant einer verflossenen Epoch und der durch dieselbe gegebenen Vorbedingungen auf. So gliedert sich die 'Pfalz im Rhein' kunstvoll an das erste Stück der Trilogie an und erscheint als dessen Fortsetzung. Die Gestalt der Agnes ist eine der schönsten Frauengestalten, welche das deutsche Drama überhaupt hervorgebracht hat; echt volksthümliche Züge, nationale Überzeugungen durchwehen die ganze Handlung. So bezeichnet Bischof Burkhard den Zwist im Innern und den Bund mit Fremden als eine arge Gefahr:

> Bedenkt, ein Bündnis mit des Fremden Macht
> Hat niemals noch den Deutschen Heil gebracht!
> (III. Act, Schluss).

Eine reizende Nebenhandlung (Helmold und Maria) ist in die Haupthandlung eingeflochten, auch sie endet glücklich (V. Act). Eine Stelle des IV. Actes erfuhr mannigfachen und, wie mich dünkt, ungerechtfertigten Tadel. Der Pfalzgraf versinkt in tiefen Schlaf, und es erscheint ihm im Traume Heinrich und Agnes in späterer Zeit, ihnen zu Füßen ein zartes Kind, der beiden Tochter Agnes, und daneben Otto II. von Wittelsbach, ein Ausblick auf die später durch die Heirat der beiden Fürstenkinder vollzogene Vereinigung der Rheinpfalz mit Bayern (1227 [1]).

---

[1]) Dieses Traumgesicht nennt selbst Prem (S. 162) eine 'undramatisch-naive Vorausverkündigung des Schicksals des pfälzischen Hauses'. Dem gegenüber sei bemerkt, dass schon Lessing ('Wunder der physikalischen Welt', Hamb. Dramat. S. 2), dann Gustav Freytag und andere, welche sich mit der 'Technik des Dramas' befasst haben, trotz aller Geltung des obersten Satzes, dass nichts geschehen dürfe, dessen Ursache uns unbekannt sei, übernatürliche Einwirkungen und

Im 'Konradin', zuerst 24. October 1889 auf dem fürstlichen Theater zu Gera, 2. Juni 1890 auf dem Münchener k. Hoftheater mit außerordentlichem Erfolge zur Darstellung gebracht, wird der Untergang des Staufengeschlechtes geschildert. Der Stoff ist eine geschlossene Einheit und steht mit den zwei erstgenannten Stücken der Trilogie in keinem inneren Zusammenhange. Ist nun schon an sich der historische Kreis der Geschichte Konradins voll Spannung und dramatischen Effectes, so wusste der Dichter durch die Einführung contrastierender Frauencharaktere, des von südlicher Glut erfüllten Mädchens Violante und des treudeutschen, naiven Bärbchens ein allgemein menschliches Interesse mit der Staatsaction zu verschmelzen. Violante, bei der die Liebe sich in Hass verkehrt, da sie die Gewissheit hat, dass Konradin ihre Zuneigung nicht erwidere, liefert ihn, eine teuflische Circe, ins Verderben, indem sie triumphierend ausruft:

In Rache kehrt verschmähte Liebe sich;
Nun sollst du mich als Feindin kennen lernen!

Vorgänge gelten lassen, soferne sie in dem Volksglauben, der dem betreffenden Stücke zugrunde liegt, ihre Quelle haben. Die vorliegende Scene ist wirklich wie die Traumscene im 'Egmont' nach Schillers treffendem Ausspruche ein 'Salto mortale in die Opernwelt'. Nun wurzelt im menschlichen Gemüthe überhaupt, besonders im deutschen, die Überzeugung von der Gabe des Hellsehens, der Prophetie in besonders erhabenen Augenblicken. Eine so bedeutende Höhe der Empfindung, in der sich der Pfalzgraf befindet, lässt uns einen Blick in die Zukuft sympathisch erscheinen, ein solcher ist echt volksthümlich. Im übrigen ist unsere Erkenntnis über diese Dinge noch lange nicht fertig. Man wird doch Goethes Erzählung in 'Dichtung und Wahrheit', dass er bei einem Ritte von Sesenheim nach Drusenheim sich selbst im hechtgrauen Rocke begegnete, nicht für eine bloße Lüge halten! Goethe erzählt dies von sich für den wachen Zustand. Nun ist ohne Zweifel der Traum ein potenziertes Seelenleben, in welchem Fähigkeiten auftreten, die wir sonst nicht besitzen. Er ist nicht nur reproductiv (Associationstraum), sondern auch productiv (Phantasietraum); vgl. du Prel, Psych. der Lyrik, S. 23. Aber abgesehen davon gilt es als ein im Volke wurzelnder Glaube, dass das Vorausahnen eine Gabe des Menschen in besonders erhabenen Momenten ist, und wenn es als eine menschliche Gabe gilt, dann kann auch die Dichtkunst, welche alle Gaben, die der Mensch besitzt, den ganzen Menschen zum Gegenstande hat, davon Gebrauch machen. Obendrein gewinnt der Bund der Herzen durch diesen Ausblick eine breite Basis historischer Bedeutung. Wunderbares und Menschengeschick stellt der Dichter so in eine Parallele, er weiß die accordierenden Saiten des Volksglaubens und Menschenlebens anzuschlagen und gewinnt durch diese seinem lyrischen Schaffen entlehnten Beigaben seelische Wirkungen, die zwar die Handlung in ihrem Gange nicht lenken und beeinflussen, diese aber in ihrer dramatischen Stimmung erhöhen. Solcher romantischer Schmuck entspricht zwar nicht dem grübelnden Verstande, wohl aber dem Geiste und der Phantasie des Volkes, und es hat seine Verwendung im Drama deshalb volle Berechtigung. Vgl. hinsichtlich des Ausgeführten den Bericht Allards (S. 722), das Tedeum, das Karl VI. zu vernehmen glaubt (Prinz Eugen, III, 1) und die Erscheinung des Engels mit der Lilie in 'Agnes Bernauer' (vgl. S. 723).

Konradins Worte: 'Das hätt' ein deutsches Mädchen nic gethan!' (IV. Act, Schluss) sollen den Contrast zwischen de Naturell des südländischen Mädchens und dem des deutschen in hell Licht setzen. Das Schicksal liegt ganz und gar in der Hand d Helden, der eine Lüge, durch welche er sein Leben retten könn scheut. Er geht vor allem zugrunde, weil er als Staufe d Politik seines Hauses auf dem heißen Boden Italiens mit unz länglichen Mitteln verficht. Adam Müller-Gutenbrunn lobt insb sondere an diesem Stücke, dass es dem Dichter trotz der Schw rigkeit des historischen Stoffes gelungen ist, den Untergang d Helden vollständig aus seinem Handeln und seinem Charakter h zuleiten. Gerade die in die große Politik hineinspielende Herze geschichte ist nun vornehmlich das Mittel, dass dies erreic wurde. Mit edler Fassung und starkem Selbstbewusstsein erlei Konradin sein Geschick. Allard berichtet der Mutter Konradi Elisabeth:

> Ja wahrlich, Euer Sohn war groß und edel!...
> Doch während lasten wird auf Anjous Namen
> Der Fluch der Nachwelt, wird bewundert strahlen,
> Und mehr noch jedem kommenden Geschlecht,
> Des letzten Hohenstaufen Ruhmesstern!

Damit ist der Ausblick auf die Rache des Himmels gegeb was schon vorher durch den romantisch gefärbten Bericht de selben Boten von den Ereignissen bei der Hinrichtung Konradi angedeutet ist:

> Ein Adler schoss hernieder aus den Lüften
> Und tauchte in das königliche Blut
> Den rechten Flügel dort, darauf er wieder
> In gleich beeiltem Fluge sich erhob
> Und in des Himmels Höhen fern entschwand,
> Vor Gottes Thron das Zeugnis hinzutragen
> Der, seit es Menschen gibt, schuldvollsten That.

Zu spät bereut Violante ihre rasche That; sie erhält v Elisabeth Verzeihung, und so hat auch dieser tragische St seinen versöhnenden Ausklang.

'Ludwig der Bayer oder der Streit von Mühldor (zuerst 5. Juni 1892 zu Kraiburg a. Inn von dortigen Bewohne aufgeführt; vgl. S. 687) ist eine abermalige Verherrlichung d Tugend deutscher Treue. Das Stück behandelt die bekannte Geschich des Thronstreites zwischen Ludwig dem Bayern und Friedrich de Schönen. Besonders charakteristisch herausgemeißelt sind d Figuren Ludwig des Bayern und Friedrich des Schönen, sym pathisch abgerundet das Bild Friedrichs von Hohenzollern. Deutsch Treue stellt selbst im wildesten Kampfe den Frieden her, wo rauf Ludwigs Schlussworte hinweisen:

. . . Die Treue hat gesiegt,
Der Streit von Mühldorf — so hat er geendet!

Ganz auf dem Boden des Volksthümlichen finden wir Martin reif mit seinen beiden nächsten Stücken, dem vaterländischen rauerspiel 'Agnes Bernauer, der Engel von Augsburg' und dem aterländischen Schauspiele 'Hans Sachs', welche Stoffe aus seiner ıgeren bayerischen Heimat behandeln. Wie dem Dichter bei der bfassung des 'Prinz Eugen' ein uraltes Volkslied als Basis diente, ı auch für seine 'Agnes Bernauer' das bekannte, durch rührende infachheit und Ursprünglichkeit gekennzeichnete 'Lied von der chönen Bernauerin'. Dieser Stoff hatte schon früher auf andere lichter seine Anziehungskraft ausgeübt[1]). Greif drängt die ganze Iandlung in das Jahr 1435 zusammen, während sich dieselbe eschichtlich zwischen 1428 und 1435 abspielt: Albrecht, der ohn des Herzogs Ernst von Bayern, heiratet Agnes Bernauer, die chöne Baderstochter von Augsburg, und der herzogliche Vater ässt Agnes in Albrechts Abwesenheit ertränken. Dies die einfache Handlung der Geschichte und des Liedes, welche Greif in ihrer naiven Form übernimmt und durch Figuren belebt, die seiner eigenen Einbildungskraft entspringen. Die Hexe Lintrud, der lüsterne, heimtückische Junker Rem, ihm gegenüber der bieder treuherzige und aufopfernde Jörg beleben das bewegte Bild; Albrecht, tapfer, eigensinnig und doch mit aller Tiefe deutschen Gemüthes begabt, und Agnes, eine kindliche Gretchengestalt, sind Cabinetstücke durchsichtiger Charakterzeichnung. Die treue Liebe bis zum Tode und über denselben hinaus findet in diesem Drama eine echt volksthümliche Verklärung, und der versöhnende Ausklang wird vom Dichter dadurch erzielt, dass Agnes im Kerker vor ihrem Todesgange in einem Briefe Albrecht bittet, seinem Vater Ernst zu verzeihen. Die Erscheinung eines Engels mit der Lilie (IV. Act, 2. Sc.) ist ein Zug, der dem Dichter wohl kaum zum Vorwurfe gemacht werden kann (vgl. S. 720, Note 1). Das Stück gibt die Volksseele mit ihrer kindlichen Auffassung wieder, der Dichter erscheint hier als ihr Kenner so, wie es ihm auch in seiner Lyrik gelungen ist, den unverfälschten Ton des Volksliedes anzuschlagen. Ein tüchtiger Regisseur, dem es gelingt, die allzu häufigen Verwandlungen des Stückes einzuschränken, könnte sein Bühnenrepertoire durch dieses schlichte Volksschauspiel wünschenswert bereichern; in der That scheint man in Wien und München an die Aufführung desselben ernsthaft gehen zu wollen. Echt volksthümlicher Ton charakterisiert auch das in München, Weimar und Nürnberg zum 400. Geburtstage (5. Nov. 1894) des Nürnberger

[1]) Vortrefflich ist das Verhältnis des Inhaltes von Greifs 'Agnes Bernauer' zum Inhalte des Volksliedes und zur historischen Überlieferung erläutert von Dr. Julius Sahr, Zu Martin Greifs Drama 'Agnes Bernauer' in Lyon, Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht, XIII, S. 478—510.

Meistersängere unter großem Beifalle zur Darstellung gebrachte Volksschauspiel 'Hans Sachs', eine Umarbeitung des Entwurfes aus jungen Jahren, in welchem der Dichter auch die Sprache der Zeit glücklich nachahmt und dadurch sowie durch die gereimten Knittelverse ein anziehendes Localcolorit erzielt.

Dem jüngst erschienenen Stücke 'General York' (1899) hat der Dichter sowie dem 'Prinz Eugen' den Titel 'Vaterländisches Schauspiel' gegeben, und thatsächlich hat dasselbe mit diesem ersten Drama Martin Greifs aus vaterländischer Geschichte mannigfache Berührungspunkte. Beide Stücke führen den Ungehorsam von Heerführern vor, die in einem sehr wichtigen Momente sich durch eben diesen Ungehorsam exponieren, um auf ihre Gefahr hin dem Staate einen entscheidenden Vortheil zu verschaffen. Als nach der Vernichtung der französischen Heeresmacht im russischen Feldzuge auch das Armeecorps Macdonalds aus den preußisch-russischen Grenzlanden zurückwich, schloss General York, trotzdem er der Befehlshaber der mit Napoleon durch den Zwang der Umstände verbündeten preußischen Hilfstruppen war, ohne Genehmigung seines obersten Kriegsherrn, des Königs von Preußen, im Bewusstsein, eine vortheilhafte, nothwendige That zu vollführen, einen Neutralitätsvertrag mit den Russen, wodurch die der Deckung beraubten Franzosen zu raschem Rückzuge über die Elbe gezwungen wurden. Nachträglich genehmigte der König den hochherzigen Entschluss, durch welchen General York sein Leben in die Schanze geschlagen hatte. 'General York' ist wie 'Prinz Eugen' ein echtes Soldaten- und Volksstück, luftig aufgebaut, voll Energie der Handlung, die, gedrängt durch immer enger sich schließende Ketten von Ereignissen, von einer Stufe zur andern eilt, bis der Entschluss Yorks erfolgt. Auch die fallende Handlung, die Folge dieses Ereignisses, und die psychologisch fein ausgefeilte Lösung, mit der die That des Generals York gerechtfertigt und entschuldigt wird, ist mit frischen Farben gesättigt. Herrliche Züge im einzelnen erregen uns sympathisch: Ein blühendes Mädchen opfert sich der Noth des Vaterlandes auf; dasselbe, als Trommler August Trabert verkleidet, will den im Kampfe gegen Napoleon gefallenen Bruder rächen und wird durch einen meuchlerischen Schuss getödtet; die Braut des verabschiedeten preußischen Majors Tiedemann, der aus Vaterlandsliebe in russische Dienste getreten ist, drängt die wild aufschäumende Trauer um den Tod ihres im Kampfe gefallenen Geliebten zurück, um ihren Trost und ihre Hoffnung in der bevorstehenden Rettung des Vaterlandes aus den Banden des übermüthigen Corsen zu finden. Prächtige Massenscenen beleben, wie im 'Prinz Eugen' (vgl. S. 716), den an sich starren historischen Stoff, dessen Wahl und Bearbeitung am besten beweist, dass ein volksthümlicher Dichter, weit erhaben über engherzigen Particularismus, eine vaterländische Großthat mit derselben Begeisterung behandelt, mag sie sich in

iesem oder jenem Gau des Vaterlandes ereignet haben. Eine solche
nziehende Massenscene findet sich am Schlusse des Dramas, da
er hochbetagte Rector der Königsberger Universität, der 'Albertina',
n Begleitung der Studentenschaft erscheint, welche General York
m Aufnahme in sein Heer bittet. So stattet der Dichter sein
eschichtsbild mit echt volksthümlichen Zügen aus, und er hat
aber ein volles Recht, auch dieses Drama ein 'vaterländisches'
u nennen.

Als letzter der dramatischen Arbeiten Greifs sei auch des
eider noch ungedruckten Festspieles 'Viribus unitis' gedacht
aus Anlass des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums Sr. Majestät),
as, gelegentlich einer Concurrenzausschreibung abgefasst, eine
Glanznummer bei Aufführungen an patriotischen Festen abgeben
önnte.

IV. Wertschätzung des Dichters in Hinsicht auf seine erziehliche Bedeutung und die moderne Kunstbewegung.

Mit einer gewissen Scheu wird in den Lehrbüchern ein Eingehen in die literarische Arbeit nach dem Jahre 1848 vermieden, und nicht zum wenigsten liegt wohl der Grund hiefür darin, dass man glaubt, man könne moderne Literatur und insbesondere moderne Dichter nicht ohne Gefahr für die sittliche Erziehung der Jugend in die Hand geben. Die übersichtliche Betrachtung des dichterischen Schaffens Martin Greifs dürfte nun den Beweis erbracht haben, dass es rühmliche Ausnahmen gibt, und aus demselben Grunde, aus welchem der edle Dichter von einer unduldsamen und anmaßenden Kritik in der Blütezeit der 'Moderne', die, so scheint es, bereits vorüber ist, vielfach angefeindet und zurückgesetzt wird, sollte derselbe den stets empfänglichen Herzen der Jugend vermittelt werden, aus dem Grunde, dieselbe mit idealen Gesinnungen zu erfüllen. Es war gewiss ein gesunder Gedanke, dass alle wahre Kunst auf der Persönlichkeit und Eigenart des Dichters und nicht auf der Befolgung abstracter Regeln beruhen müsse; es lag darin eine gesunde Reaction wider die blinden Nachtreter Goethes und Schillers, die 'Epigonen', die, weil die beiden Dichterfürsten die deutsche Dichtkunst durch die Antike verjüngt hatten, nach der Form der beiden dichteten, ohne den entsprechenden geistigen Inhalt beibringen zu können; es war ein Rückschlag gegen Platen und seine Erben, welche die ganze Welt durch die Brillen der antiken Weltanschauung besehen zu müssen glaubten. Goethe und Schiller hatten durch die Antike einen Höhenlauf der deutschen Literatur sondergleichen herbeigeführt, aber nun war es an der Zeit, die Eigenart des eigenen Volkes hervorzukehren. Und lag nicht schon in dem deutschen

Classicismus die Wurzel solcher Entwicklung? Hatte nicht sche
Herder auf die bewegte Welt in und um uns, auf die Schö
heiten des Volkslebens und Volksliedes hingewiesen und die eige
deutsche Art schätzen gelehrt? Die Romantiker hatten diese Ide
fortgesetzt, und volksthümliche Dichter, ein Uhland, Scheffel, Dah
Anzengruber, entsprossen diesen Keimen. Dem kraft- und saftlos
Epigonenthum trat der neue Gedanke, das Individuelle, Selbsteige
in den Vordergrund zu stellen, von abstractem Machwerk si
loszulösen, stramm gegenüber, und in diesem Gedanken liegt d
Kennzeichen der modernen Kunstanschauung; auch das energisc
Auftauchen socialer Fragen musste nach diesem Grundsatze b
wirken, dass auch dieser Bereich menschlicher Ideen Gegensta
der Dichtkunst wurde. Die Bewegung war eine revolutionäre u
hatte wie alle dieser Art schon in sich den Keim zu Ausschre
tungen. Man glaubte in weiterer Folge, sich überhaupt v
allen Kunstgesetzen emancipieren zu können, und brachte a
Laune, was man wollte, gefiel sich in Sonderbarkeiten, die m
unter der Marke des Originalen vor ein sensationslüsternes u
vorübergehend begeistertes Publicum brachte und vergaß, da
neue Kunstrichtungen nicht alles Alte vernichten, sondern a
diesem weiter bauen müssen[1]); so brachte man auf die Büh
interessante Ausnahmsmenschen und Ausnahmefälle und übers
dabei ganz, dass die Kunst in erster Linie einzelne Fälle
idealer Allgemeinheit erheben müsse[2]). Aus solchem Missverständn

[1]) Vgl. Greifs Gedicht 'Die Minnesänger' (Ges. W., I., 359).

[2]) Diese eigensinnige und eigenwillige Arbeit der 'Modernen' hat
zur Folge, dass in einer Zeit, in der man immer das Schlagwort v
'dichterischer Freiheit' ertönen hört, mehr Schablonen- und Regelwe
auftaucht denn je. In ganzen Büchern müht sich eine unduldsame Krit
ab, die persönlichen, aus eigener Machtvollkommenheit dictierten The
rien der Mitwelt zu octroyieren, ganze Bücher werden geschrieben, u
zu zeigen, was der Lyriker, der Epiker, der Dramatiker thun müsse, w
weit jeder gehen dürfe usw. Es artet die Freiheit in eine wahre Tyrann
der Kritik aus, so dass ein großer Theil der Dichter, welche um d
Erwerbes willen Dichtungen fabricieren, sich gezwungen sieht, mit de
jeweiligen Geschmack eines kritischen Häuptlings und der ihm blin
lings nachtretenden, aus den oberen Zehntausend sich recrutierend
Menge zu kokettieren (die andern laufen ohnedies mit); daher au
manchmal der vorübergehende Anwert vieler Dichtungen, die, kaum dass s
kurze Zeit Aufsehen erregt haben, auch schon vergessen sind, öfter ab
trotz ihrer Fadenscheinigkeit und ihres Gassenwitzes höchst b
liebt werden. So constatiert die Berliner Zeitschrift 'Bühne und Wel
(2. Novemberheft), dass zwischen 1. September 1898 und 1. Septemb
1899 auf 302 deutschen Bühnen der öde Schwank Blumenthals 'Im weiße
Rössel' statistisch die meisten Aufführungen (2000) erlebt hat. Blumer
thal erfuhr im ganzen 3000 Theaterabende. Nach ihm, dem König de
Tantièmen, kommt gleich der Spassmacher Kadelburg mit 2926 Aufführ
rungen; erst an dritter Stelle folgt Gerhard Hauptmann, dessen 'Fuhr
mann Henschel' 700mal gegeben wurde. Das mag selbst dem 'Moderne
zu denken geben.

und nicht selten aus Geldspeculation verherrlichte man, französischen Mustern folgend, Verbrechen und Unsittlichkeit, und, während Goethe das 'Sinnlich-Sittliche' als Gegenstand der Kunst abgrenzt, schwelgte man im Sinnlich-Unsittlichen, ja man sah vom hohen Piedestale herab auf diejenigen, welche trotz des Geschreies der Menge in Stoff und Form den ewig unantastbaren Gesetzen der Kunst treu blieben. Da war es nun ein Glück zu nennen, dass es edle Geister gab, welche abseits dieser schmutzigen Heeresstraße in den lauschigen Hainen verblieben, in denen Uhlands 'Verlorene Kirche' steht, Geister, welche unentwegt ihre Stoffe aus dem Reiche der Ideale holten, wenngleich sie, modernen Forderungen Rechnung tragend, mit ausgesprochener Individualität und Volksthümlichkeit verfahren. Ihrer einer ist Martin Greif.

Seine lyrischen und dramatischen Dichtungen sind, wie an verschiedenen Stellen nachgewiesen wurde, Lebensäußerungen einer gesunden optimistischen Weltanschauung, und dieser kindliche, frische Ton eignet sich für das empfängliche Herz der Jugend, das noch nicht von dem Gifte der Unruhe und der Unzufriedenheit, wie sie das moderne Leben und leider nur zu oft die moderne Dichtung aufweist, ergriffen ist. Der Preis hoher Tugenden, welchen Greifs Dramen darstellen, wirkt erhebend und veredelnd; das sind wahre Ruheplätze der Empfindungen, auf welche die Jugend unbedenklich geführt werden kann. Vortheilhaft unterscheiden sich Greifs Dichtungen von modernen Flachheiten dadurch, dass die Phantasie Anregung gewinnt. Des Dichters Ausdruck ist von Shakespeare'scher Kürze und Kraft, er s a g t n i c h t a l l e s, sondern Charakteristisches, und stellt an Geist und Herz des Lesers oder Hörers die Forderung, gar manches selbsteigen zu ergänzen; während das ultramoderne Drama sportmäßig sich bemüht, auch das Gewöhnlichste (gewöhnlich hier auch im Sinne von 'gemein') zum Ausdrucke zu bringen, so dass der Zuschauer gar keine geistige Arbeit mehr zu verrichten braucht und mehr als Sache denn als Person erscheint, muss eine Greif'sche Dichtung mehrmals gelesen werden, wenn man in deren Schönheiten eindringen will, und nur eine solche Vertiefung führt zum vollen Verständnisse. Es ist dies ein Vorzug, den Dr. Rudolf Assmus in seiner vortrefflichen Festrede zur Feier des 60. Geburtstages des Dichters (17. Juni 1899) hervorgehoben hat[1], dass er trotz aller Schlichtheit seiner Gedanken und seines Ausdruckes dem Nachempfinden des Lesers oder Hörers reichliche Nahrung bietet, und der Jugend soll eben gesunde, kräftige Kost vorgesetzt werden. Ein Dichter, der es mit seiner Aufgabe so gewissenhaft nimmt, konnte auch nicht umhin, auf die Form des Ausdruckes die größte Sorgfalt zu verwenden.

[1]) Abgedruckt in der 'Bayerischen Zeitschrift für Realschulwesen', Octoberheft 1899.



Entgegen der in der 'Moderne' factiös mit der Eitelkeit, die durch die Löcher des zerrissenen Mantels hindurchschimmert, zur Schau getragenen Formlosigkeit hat unser Dichter mit größter Genauigkeit alles mit der Feile gestrichen; je nach dem Stoffe verwendet er bald die getragene Sprache, wie wir sie in Goethes 'Tasso' vorfinden (vgl. S. 714), bald (bei national-historischen Stoffen: Prinz 'Eugen, Hans Sachs') schmückt er die Dichtung mit alterthümlicher Klangfarbe der Sprache. Zumal 'Prinz Eugen', ein wahres österreichisches Nationaldrama, sollte dem geistigen Besitze der Jugend einverleibt werden!

Mähr.-Trübau. Dr. Karl Fuchs.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Jos. Hampel, Was lehrt Aischylos' Orestie für die Theaterfrage? Prag 1899. gr. 8°, 65 SS.

Mit vorliegender Schrift tritt neben die Münchener Schule Prof. W. v. Christs eine Prager, Prof. K. v. Holzingers, auf den Plan, mit der Aufgabe, scenische und bauliche Fragen des athenischen Theaters im 5. Jahrhundert auf Grund sorgfältiger Durchforschung der gleichzeitigen Dramen zu erledigen. Es ist nämlich mit vollem Rechte von autoritativer Seite betont worden, dass bei den überaus spärlichen monumentalen Resten aus jener Zeit dies der einzige Weg ist, der zum Ziele führt.

Die Auspicien stehen günstig. Der Verf. besitzt ohne Zweifel die Fähigkeit, welche den Erfolg verbürgt: das gesprochene Wort so scharf zu intuitieren, dass es auf jene Fragen Antwort gibt. Ein Theil seiner Thesen kann auch wirklich als bewiesen gelten. Möge es also weiterem Streben nicht abträglich sein, wenn hier versucht wird, auf einige schwache Stellen der Beweisführung aufmerksam zu machen.

Unwiderleglich dargethan ist also, dass die Scenenwand eine ansehnliche Breite (wenigstens die des Orchestradurchmessers) besaß und dass die Action der Schauspieler in der Regel ganz nahe an derselben vor sich gieng, somit reliefartig war und auf malerische, nicht, wie Dörpfeld annahm, auf plastische Wirkung abzielte. Trotzdem muss aber festgehalten werden, dass es schon auf der antiken Bühne wie auf der modernen ein Spiel im Hintergrunde gab[1]), freilich, wie bei uns, nur ausnahmsweise, während für gewöhnlich die Schauspieler im Vordergrunde agierten.

Diese Unterscheidung scheint der Verf. nicht zu machen. Er nimmt an, dass die Hinterwand weit jenseits der Orchestra-

---

[1]) Orestes in den Eumeniden kauert an der Statue der Pallas, hart an der Tempelfronte, Hekabe in Eur. Troad. V. 36 kann gleichfalls nur im Hintergrunde anwesend vorgestellt werden.

tangente lag und durch weit (5—6 Schritte) vorspringende Par ekenien abgeschlossen war, so dass für ihn die Action der Scha spieler ausschließlich im Hintergrunde vor sich gieng. Den Hau grund für diese Annahme erblickt er darin, dass es Scenen gi in welchen Schauspieler, die nach des Verf.s Ansicht nur auf d Bühne, nicht aber in der Orchestra agieren können, von d Orte ihres Auftretens aus eine größere Strecke nach der Deco tionswand hin zurücklegen müssen.

Meine Bedenken gegen diese Thesen gehen von folgend Erwägungen aus: Es ist nicht richtig, dass zur Zeit des Aischy der Spielplatz des Chors von dem der Schauspieler scharf getren war. Diejenigen Schauspieler, welche durch die Parodoi auftret (Agamemnon, der Herold, Orestes mit Pylades), gelangen in Orchestra, und andererseits gibt es Fälle, wo der Chor hart der Skenenwand agiert (Elektra kommt mit den Dienerinnen a den γυναικεῖοι πύλαι hervor, die Eumeniden finden den Pallasbilde hart an der Skene kauernden Orest[1]). Letzteres leugn der Verf. selbst nicht, aber er betrachtet diese Fälle als An nahmen von der Regel. Das sind sie aber sicherlich nicht, sind vielmehr sprechende Zeugen des alten Gesetzes von der u sprünglichen Gemeinsamkeit des Spielplatzes für Chor und Scha spieler. Die Gegengründe des Verf.s tragen stark scholastisch Anstrich.

Dasjenige, was den Verf. veranlasste, die Action der Scha spieler hart an den Hintergrund zu drängen, war, wie oben gesa die Annahme tiefer Paraskenien schon für das 5. Jahrhundert. I nahezu tangentialer Lage der Hinterwand hätten diese tiefer Paraskenien der Action des Chors in der Orchestra zu viel Rau entzogen. Aber seine Beweisführung hiefür krankt an einem ve hängnisvollen Irrthume, der aus der zweiten Note auf S. 26 e sichtlich ist. Der Verf. gesteht, nicht zu begreifen, warum d Richtung der durch die Parodoi auftretenden Schauspieler mit d Bühnenwand einen Winkel gebildet haben sollte. Diese Thatsac erklärt sich aber ganz einfach aus der concentrischen Anlage d ganzen Theaterbaues und gilt selbst für den Fall, dass die Parod nicht streng diametrale Richtung gehabt haben sollten.

Von diesem Standpunkte aus muss ich nun weitere irri Vorstellungen des Verf.s richtigstellen. Zunächst betreffen sie da Grab Agamemnons. Es konnte nicht, wie der Verf. zu beweise sucht, ein hoher Bau sein wie das Grab des Dareios, weil Elektr auf ihm die Fußspur des Bruders entdeckt, und es muss auch nic von großem Umfange gewesen sein, weil ja der König unwürdi bestattet worden war. Die Parallele des Dareiosgrabes verfäng endlich schon deshalb nicht, weil die Griechen orientalische Ve hältnisse ins Ungeheuerliche auszudehnen lieben. Somit ist keinerle

[1]) Andere Beispiele s. bei Bethe, Prolegg. S. 210 ff.

Hindernis vorhanden, das Grab Agamemnons in die Orchestra zu verlegen. Dorthin passt es vortrefflich, weil eine größere Entfernung vom Königspalaste auch aus anderen Gründen wünschenswert ist. Richtig ist nur, dass es gegen eine der Parodoi zu lag. Durch diese tritt Orest auf: die diametrale Richtung seines Auftretens führt ihn direct zum Grabe. Elektra und der Chor bewegen sich in langem Zuge aus der Frauenthür — so richtig der Verf. gegen v. Wilamowitz — des Palastes nach dem Grabe. Weil dasselbe in einiger Entfernung liegend dargestellt ist[1], braucht Elektra den Bruder nicht zu sehen, und als sie näher kommt, tritt Orest in die Parodos, um das Thun der Frauen zu belauschen. Wenn er sagt, er thue es in der Absicht, der Schwester unsichtbar zu sein, so hat ihn auch Elektra einfach nicht mehr zu sehen: denn wir wissen, dass bei primitiven Verhältnissen der skenischen Technik solche Äußerungen dem Zuschauer die Directive geben sollen, und sind nicht berechtigt zu verlangen, dass ihn zu sehen auch factisch unmöglich sein sollte. — In den Eumeniden kauert Orest am Pallasbilde vor der Tempelwand. Wenn der Chor der Eumeniden in diametraler Richtung einzieht, kann er ihn nicht sofort sehen und muss ihn daher suchen. Agamemnon fährt in derselben Richtung auf seinem Wagen einher. So gelangt er in die Nähe der Orchestramitte, von wo er sich auf den inzwischen ausgebreiteten Teppichen nach dem Palaste begibt. Ganz ähnlich stehen endlich die Dinge beim Auftreten des Herolds im Agamemnon.[2]

Nach dem Gesagten ist also noch durchaus nicht bewiesen, dass der Spielplatz des Chors von jenem der Schauspieler strenge geschieden war. Das Spiel der Personen vollzog sich nahe an der constructiven Orchestratangente vor einer nur wenig zurückstehenden Decorationswand. Der Raum zwischen jener Linie und der Skenenwand ermöglichte einerseits ein Spiel im Hintergrunde, anderseits bot er auch Raum genug, um eventuell Setzstücke der Decoration oder etwa die 15 Personen des Chors oder einen Theil derselben aufzunehmen. Die tiefen Paraskenien der späteren Zeit aber hatten, wie Dörpfeld ausführt, thatsächlich den Zweck, für die Anbringung einer anspruchsvolleren Decoration Raum zu schaffen.

Schließlich sei noch darauf aufmerksam gemacht, dass die Annahme tiefer Paraskenien auch vom rein ästhetischen Stand-

[1] Wenn das Grab trotz seiner Entfernung vom Palaste Choeph. 719 f. angerufen wird, so liegt der Grund hiefür in der Bedeutung, die es im ganzen Stücke spielt, und überdies sehen es die Zuschauer ja jedenfalls vor ihren Augen.

[2] Ausnahmsweise, bei eiligem Auf- und Abtreten von Chor und Schauspielern, kann die Richtung ihrer Bewegung immerhin eine gerade gewesen sein: so bei Aigisth, der den Standplatz der Leiche Klytämnestras eiligst erreichen will, bei Orest, wenn er vor den Eumeniden flieht, und bei den Eumeniden selbst, die ihn verfolgen.

punkte bedenklich erscheint. Nach der Ansicht des Verf.s gi
also das Spiel der agierenden Personen in einem kastenartigen
bäude mit hohen und tiefen Seitenwänden vor sich. Diese hät
sonach nicht bloß für diesen Raum als den für die Schauspi
bestimmten einen „Abschluss" gebildet, sondern sie hätten
zugleich vor den Augen der Zuschauer von aller Welt abgespe
Auf- und abtretende Personen hätten, wenn sie im Hintergru
spielen sollten, in langen Strecken um das Ende der Parasken
herumbiegen müssen, so z. B. Orest, der, wenn er von dem Gr
seines Vaters, das nach dem Verf. hart an der Decorationsw
lag, sich entfernen wollte, ein Stück Weges sich förmlich um
Paraskenionecke herumdrücken musste, um von Elektra nicht
sehen zu werden.

Euripides' Iphigenia auf Tauris. Von S. Reiter. Wien u. Pr
F. Tempsky 1900. (Sammlung griech. u. röm. Classiker mit Erl
terungen für die Privatlectüre, 6. Band.)

Der Verf. hat unzweifelhaft Recht, wenn er meint, dass si
der weiterstrebende Schüler durch die Bekanntschaft mit Goetl
Iphigenie angeregt fühlen wird, das Euripideische Stück kenn
zu lernen. Aus diesem Grunde muss die Wahl gerade dieses Dram
aufrichtig begrüßt werden. Aber der Verf. hat — was das Büchl
besonders sympathisch macht — alles daran gewendet, um
Einkehr zu demselben recht einladend zu gestalten. Denn d
kalte, streng wissenschaftliche Aussehen der meisten bisherig
Ausgaben konnte auf unsere ohnehin so vielfach in Anspruch g
nommene Schülerschaft nicht eben verlockend wirken.

Zunächst wird also dem schwächeren Schüler mit „ausgi
bigen Übersetzungshilfen", einem knappen Wörterverzeichnis
welches die selteneren Vocabeln darbietet, endlich mit Anmerkunge
die in sachlicher und sprachlicher Beziehung ein auf Erfahrun
gegründetes Verständnis für die Bedürfnisse des Gymnasiasten b
kunden, unter die Arme gegriffen. Weiterhin aber tragen von d
Einleitung insbesondere Cap. 4 (Die literarische Behandlung de
Iphigenienstoffes) und Cap. 5 (Die künstlerische Verwertung de
selben) sammt den beigegebenen Abbildungen zweier Sarkophag
reliefs und zweier pompejanischer Wandgemälde (mit detailliert
Beschreibung) gewiss dazu bei, das Interesse für das antike Dram
fruchtbar anzuregen und zu vertiefen.

Das Einzige, was mir an dem Buche weniger praktisch er
schien, ist, dass die metrischen Schemata nicht, wie es, z. Th
wenigstens, in den Muff'schen Sophoklesausgaben der Fall ist, de
Texte gleich gegenübergestellt erscheinen, sondern nach alter Sitt
erst rückwärts angehängt sind. Auch wäre es zur Erleichterun
der Scandierung der lyrischen Partien zweckdienlich gewesen, wen
der Verf., wie ich es in meinem Bakchylides gethan, unter di

rhythmisch betonten Silben Ictuspunkte gesetzt hätte, und es hätte das Verständnis der metrischen Diagramme gefördert, wenn er den aufgelösten Trochäus nicht mit ◡́◡◡, sondern mit ◡́◡ oder ◡ bezeichnet hätte.

Ich füge zum Schlusse hinzu, dass sich der Verf. auch um eine wissenschaftlich begründete Textgestaltung in verdienstvoller Weise bemüht hat. Für die zweite Auflage des Buches schlage ich übrigens vor, die unechten Verse nicht mehr in Klammern in den Text zu setzen, sondern in kleinerem Druck unter denselben zu verweisen. Diesbezügliche kritische Bemerkungen vollends sind sicherlich entbehrlich.

Wien. Hugo Jurenka.

Otto Schulthess, Die Vormundschaftsrechnung des Demosthenes. (Beilage zum Programm der Thurgauischen Cantonschule für 1898/99.) Frauenfeld 1899. 4°, 54 SS.

Trotz der scheinbaren Genauigkeit, mit welcher Demosthenes in der ersten Rede gegen Aphobos das ganze Material des Processes, den er gegen seinen unredlichen Vormund angestrengt hat, anführt, gibt es doch eine ganze Reihe höchst verwickelter Fragen, die einer sicheren Lösung spotten, so viele Versuche hiezu auch unternommen worden sind. Die einzelnen Angaben des Redners sowie die bisherigen Urtheile über den Standpunkt der Processgegner abermals einer gewissenhaften Prüfung zu unterziehen, ist der Zweck vorliegender Schrift. Dabei bot sich Gelegenheit, sich besonders mit H. Buermann auseinanderzusetzen, der zu diesem Gegenstande vielfach neue, aber nicht immer festbegründete Ansichten aufgestellt hat. S. berechnet zunächst die Höhe der väterlichen Hinterlassenschaft, prüft sodann die Forderung des Dem. an Aphobos in den einzelnen Posten, wobei namentlich betreffs der Capitalien, welche zur Erbschaft gehörten, ein positives Resultat überhaupt nicht zu gewinnen ist, desgleichen die Rechnung des Aphobos über das verwaltete Erbgut, und bespricht endlich kurz den wahrscheinlichen Ausgang des Processes. Die Arbeit zeigt vollkommene Beherrschung des Stoffes und Besonnenheit des Urtheils. Ihr Ergebnis lässt sich folgendermaßen zusammenfassen: so sehr in der ganzen Processache das Recht auf Seiten des Demosthenes stand, so lässt sich doch nicht verkennen, dass auch er nicht geneigt war, zu seinen Gunsten gewisse Posten höher oder kleiner zu bewerten, als es der Maßstab strenger Wahrheit verstattete. Freilich ist auch in diesem Punkte Buermann in seinem einseitigen Urtheile zu weit gegangen.

Wien. Franz Slameczka.

Ausgewählte Reden des Lysias. Erkl. von R. Rauchenstei
1. Bd. 11. Aufl. Besorgt von K. Fuhr. Berlin, Weidmann 18
Preis Mk. 1·50.

Nacb einer Panse von zehn Jahren bat das 1. Bändch der Rancbenstein'scben Ansgabe ansgewählter Reden des Lysi durch eine nene Auflage eine gründlicbe Anffrischung erfahre

Die Einleitnngen nnd der erklärende Comment haben vor allem durch eine ansgiebige Heranziehnng des Aristot lischen Werkes vom Staate der Athener nnd der nenen Bearb tung der Hermannschen Staatsalterthümer durch V. Thumser Bestimmtheit viel gewonnen. Die biographische Einleitung bli freilich his anf die hinzugekommene Bemerkung nnberührt, da nach Aristot. Staat d. Atb. 40 der von Thrasyhnlns eingebrac Antrag anf Verleihung des Bürgerrecbtes für der Demokratie g leistete Dienste nicht Lysias allein, sondern neben ihm auch and Nicbtbürger betraf. Tiefgreifendere Änderungen jedoch und größ Zusätze wurden der Einl. znr XII. Rede zntheil. Von der Not wendigkeit einer Rechenschaftsablegung für diejenigen, die, obw von der Amnestie ausgescblossen, dennocb unbehelligt in Ath leben wollten, weiß zwar schon die 10. Aufl. etwas; die 11. al lässt erst den Widersprucb gegen Meiers Behauptung, Lysias ha gelegentlicb der Recbenschaftsablegung dnrch Eratosthenes Anklage gegen diesen erhoben, mit Rücksicht anf Wilamowi Möllendorf (Aristoteles nnd Athen II, 218 ff.) fallen. Ferner scheint das Klageverfahren, das in diesem Processe statthat nacb Thnnlichkeit in ein belleres Licbt gerückt. Ebenso sind historiscben Angaben über die Regierung der Vierhnndert the vermehrt, theils ans den Bereich des Zweifels gerückt. Unter B rufnng anf Arist. Rhet. III 1419a wird nämlich offen ausg sprochen, dass die zehn πρόβουλοι an der Einsetznng der Vi bundert betbeiligt waren; nnter den Gründen ferner, die das Vo gegen die Vierbundert anfgebracht batten, wird anch der Verlu Enböas angefübrt, nnd der Bericht über das Schicksal der Vie bnndert dnrch die Angabe, dass die meisten von ihnen na Dekeleia entfloben waren, ergänzt. Hingegen wird im Gegensat znr 10. Aufl. die Nachricbt, der Verrath der athenischen Het risten habe znr Niederlage bei Aigospotamoi beigetragen, als ei unverbürgte Annahme bingestellt. Vgl. jedoch zn XII 36. D wicbtigste Ergänznng erfnhr aber diese Einl. dnrch unsere besse Einsicbt in die Wirren, die der Regierung der Dreißig folgte Die Einl. zn den übrigen Reden sind ziemlich unverändert g blieben, nnr dass man in ibnen wie überbanpt in dem ganz Bncbe allenthalben die bessernde Hand verspürt, sei es in d Anpassnng des Stils an die gegenwärtig geltenden Regeln, s es in der Anwendung größerer Vorsicht im Ausdruck bei zweife haften Fällen. Der Vollständigkeit halber sei nocb folgender Zu sätze und Abändernngen gedacbt. In der Einleitung zur XIII. R

'ird die Wirksamkeit dee Arcbinne, die bier an der richtigen telle znr Sprache kommt (in d. 10. Aufl. in d. Einl. z. XXV. R.), us Aristot. Staat d. Ath. 40, 2 belegt. Nen ist ferner die Anahme, dass infolge einer γραφὴ παρανόμων der Beschlues, durch 'elchen an Thrasyhulue und Apollodorus das Bürgerrecbt ver.ehen worden war, aufgebohen und erst nachher ein neuer Bechluss gefasst wurde, das Bürgerrecht nnr dem ersteren zu verihen. In der Einl. zur XXV. R. ist die Fassung der Stellen über ie Wählbarkeit der Bürger und über die Zeit der Rede bestimmter 'ehalten. Endlich ist in der Einl. zur XXXI. R. das Solonieche lesetz abgesehen von der Ergänznng der einscblägigen Citate urch die Anziehung von Plut. *de sera num. vindicta* 550ᶜ, nicht aehr ans Plut. Leben des Solon 20 allein, sondern ans Aristot. taat d. Ath. 8, 5 belegt.

Die erklärenden Anmerkungen sind wesentlich vermehrt und berichtigt, nur wenige in nnveränderter Gestalt beibehalten worden. Um diee an einem Beispiel zu zeigen, so sind die Anmerkungen zn 19 von den 34 Paragraphen der XXXI. R. theils verändert, theils ergänzt, obne aber ihre charakteristiecbe Kürze einzubüßen. Was für diese Rede, gilt in entsprechender Weise auch von den übrigen. Auch die anderen Claesikern entnommenen Belege haben einecbneidende Änderungen erfahren; viel unnöthige Citate, im ganzen 68, wurden weggelassen; dafür sind 127 neue aufgenommen worden, darunter 11 allein aus Aristot. Staat d. Ath. Die Nenerung, die Verweisungen auf eine Grammatik durch die Angabe der Regel zu ersetzen, kann man nur gutheißen.

„Im Texte bin ich mehrfach zur Überliefernng zurückgekehrt", sagt F. im Vorwort zur 11. Aufl. Bezüglich der XII. R. gilt dies von § 20 ὥσπερ ἄν, § 78 ἤδη γάρ, § 88 ἤ που ἐπ' und § 100 καταψηφιεῖσθαι. Ferner nähert sich in der letzten Aufl. das Anfangewort des § 81 κατηγόρηται gegenüber dem früheren κατάγνωτε mehr dem überlieferten κατηγορεῖτε; nur wird wieder im folgenden Worte μέν die Überlieferung verlassen, während die 10. Aufl. δέ hatte wie die Handschrift. Tbalheim schrieb in der Ausgabe mit deutschen Anmerkungen μέν, in der später in den Tenbnerscben Schnltexten erschienenen Ausgabe hingegen wieder δέ, „weil ein Abschlues nach § 79/80 nicht mehr erfordert ist". Immerhin bleiben noch viele Stellen übrig, an denen F. zumeist im Gegensatze zn den übrigen Herausgebern von der handschriftlicben Lesart abweicht, so dass, soweit die XII. R. in Frage stebt, seine Ausgabe immer noch am weitesten links zu stehen kommt. Solche Abweichungen eind: § 12 εἰς τἀδελφοῦ, § 19 πρῶτον, § 25 ἀντέλεγον, ἵνα μὴ ἀποθάνητε, § 35 τιμωρουμένους, § 36 ναυμαχοῦντες, § 38 ὑμᾶς, § 70 ἀποστερήσεσθε, § 74 παρέχομαι (vgl. VII, 25), § 76 παρήγγελτο, § 80 κάκιον ὑμεῖς ὑμῖν, § 85 ἐπιμνησθῆναι, § 91 τούτου. Müssen

auch die meisten dieser Abweichungen berechtigtem Zweifel b gegnen, wie ja auch selbst der Herausgeber seine eigene Conject ἐπιμνησθῆναι § 85 nicht ohne Bedenken in den Text gesetzt ha so wird man doch, bewogen durch die Statistik der Stellen, ein anderen Vermuthung von ihm, nämlich ἐπειδή für ἐπεί § 11 schreiben, ohne weitere zustimmen müssen. Vgl. XIII, 43. In d XII. R. nämlich begegnet man, da von ἐπεί § 39 abgeseh werden kann, sonst nur ἐπειδή, u. zw. 13mal (vgl. krit. An zu XXXII, 2 bei F.). Berechtigt endlich erscheint die Änderu αὐτῷ § 67. Mehr conservativ ist der Standpunkt, den F. in d Textgestaltung der übrigen Reden einnimmt. So hält er in d XIII. R. das von allen übrigen Herausgebern gestrichene Μουν χίασιν § 25 mit Recht fest, ebenso ἀπέλιπες § 27, wofür sich schon im krit. Anh. zur 10. Aufl. ausgesprochen hatte, nu ἀναγκασθέντες § 87 im Widerspruche mit den meisten Herau gebern. Das handschriftliche περὶ τῶν ὅρκων καὶ περὶ τῶ συνθηκῶν § 88, das die Herausgeber, Westermann folgend, ge strichen haben, rettet F. und legt für das überlieferte ἐγένοντ § 95 wenigstens im Krit. Anh. ein Wort ein. Auch sonst keh die 11. Aufl. im Gegensatze zur 10., wie in den eben ange führten Stellen, zur Lesart von X zurück, so § 26 καὶ ἐπίστευε in der 10. Aufl. ὧ ἐπ., § 30 ἡ δ' ἀρχή, früher ἡ μὲν ἀρχή § 37 τὴν μὲν καθαιροῦσαν ἐπὶ τὴν ὑστέραν, das in der 10 Aufl. gestrichen war, § 42 γένηται, früher γίγνηται, § 65 πάντ τοίνυν, früher πάντα μὲν τ. Endlich nähert sich § 28 σου τ τῆς βουλῆς mehr der handschriftlichen Lesart als das früher αὐτοῦ τὸ τῆς β. und § 48 αὐτοὺς ἐπιβουλεύειν τῷ πλήθε τῷ ὑμετέρῳ mehr als das frühere αὐτοὺς τῇ πόλει ἐπιβ. In de Ablehnung von Athetesen zeigt F. wieder, wie schon in der frühere Aufl., die Tendenz, die Überlieferung möglichst zu schützen. Die muss hier deshalb besonders betont werden, weil durch die mittler weile in den Ausgaben von Thalheim und Kocke-Schnee vorgenom menen Streichungen das Vertrauen zur Überlieferung Schaden z nehmen droht. Die Paragraphe 91 und 96 fg. hält F. fest ebenso die Worte § 86 ἐν τῇ βουλῇ.. ἐν τῷ δήμῳ und αἰτιο ...θανάτου und vertheidigt § 38 die im Texte gestrichenen Worte ἐπὶ τῶν τριάκοντα wenigstens im kritischen Anhang. Be sonders conservativ erweist sich aber der Herausgeber im § 97, dessen handschriftliche Überlieferung er bis auf die nothwendige Einschiebung von τοῖς ἐχθροῖς gegen alle Änderungsversuche vertheidigt. Nur die Paragraphe 65 fg. setzt auch F. in Klammern. Ferner wird die handschriftliche Lesart gegenüber anderen Herausgebern gewahrt an folgenden Stellen: § 46 πόλεως τὴν πόλιν, § 70 φησίν, § 72 ὥσπερ Θρασύβουλον καὶ Ἀπολλόδωρον, § 73 οὗτος, § 85 ἔοικεν ohne ὡς, § 86 διισχυριζόμενοι, § 92 ἅ, § 95 ἅπαντα, § 45 σφετέρους αὐτῶν und § 89 περὶ τούτων ἀποδέχεσθαι. Bezüglich der beiden zuletzt genannten

tellen äußert auch F. Bedenken. Dass auch vielfach die Überlieferung geändert erscheint, darf bei ihrem schlechten Zustande, er geradezu zu Verbesserungen herausfordert, nicht wundernehmen. der Streichung von δι in διότι § 4, von ὡς § 46, der Einsetzung von τινά nach τιμωρεῖται § 83 und von ὅ § 85, der Änderung von ἐπεί in ἐπειδή § 43 (s. oben zur XII. R.), von ὧν Ἀθηναίων in τὸν Ἀθηναίων § 75, der Schreibung τῷ δὲ ...καίῳ § 86 und καταψηφίσασθε...ἀπέγνωσαν § 96 kann man zustimmen. Andere von F. aufgenommene Änderungen jedoch fordern besonders mit Rücksicht auf die von anderer Seite versuchte Vertheidigung der handschriftlichen Lesart zum Widerspruche heraus. Von der 10. Aufl. und zugleich von der in dieser noch beibehaltenen Überlieferung weicht F. durch die Streichung von ...τροφῶν § 54 und durch die Änderung von ἀπέγραφες in ...πέγραψας (X ἀπεγράφης) § 61 ab; letztere Änderung könnte vielleicht noch Beifall finden. nicht aber die erstere. Ebenso sind nicht unbedenklich die aus der 10. Aufl. herübergenommenen Änderungen, nämlich § 1 ὑπ' ἐμοῦ τε, § 13 εὖνοι ὄντες, § 14 κατα...σαι und die Streichung von τοῖς Λακεδαιμονίοις, § 17 ὑπέρ, § 25 συνεκπλεύσεσθαι, § 30 ἐκομίσθη und ἀπογράφει ohne Ἀγόρατος, § 36 die Umstellung des Satzes ἐν ᾧ ...ἐδύνασθε, § 46 ὑμῶν, § 50 die Streichung von ψηφίσματα, § 81 Ἀθηναίᾳ, § 82 πρὸς τοὺς πολίτας und § 93 ἐργάσεσθε. Das handschriftliche ἤ ὅπου ἂν ᾖ § 86 (nach Sauppe ἤ πῶς οὐκ ἂν εἴη) endlich spottet noch immer jedes Heilungsversuches; am meisten Anklang würde wohl die von Schnee empfohlene Auslegung finden, wenn sie nicht wieder besonders wegen des Folgenden Bedenken erregte. In der XXV. R. wurde im Gegensatze zur 10. Aufl. die überlieferte Lesart mit Recht wieder eingesetzt an sieben Stellen, wenn man von § 19 κοινὰ γίγνεσθαι als der Correctur eines Versehens absieht. Freilich erforderte die Wiederherstellung von ...μοῦ § 2 die Annahme eines leicht zu erklärenden Ausfalles von ...παντ' vor ἅ und die Wiederaufnahme von καὶ δημοκρατίας § 7 die Einsetzung von οὓς vor δημοκρατίας. Die Wiederherstellung von τούτων § 11 ferner führte zur richtigen Auslegung dieses Gen. als eines Gen. subj. Die übrigen Stellen finden sich § 5 ...γοῦμαι ohne μοι, § 9 μετεβάλοντο, § 22 κινδυνεύσετε und § 33 κινδύνους. Ferner hält die 11. Aufl. wie schon die 10. an der Überlieferung gegenüber anderen vorgeschlagenen Änderungen fest an vier Stellen, u. zw. § 1 κερδαίνειν ἤ, § 11 ...θύνας δεδωκότες, § 20 περὶ αὐτῶν und § 22 ταῦτα. Wie man das Bleiben bei der überlieferten Lesart an den angeführten Stellen, so wird man auch die schon in die 10. Aufl. aufgenommenen Änderungen in § 15 κεχρῆσθαι und § 20 τάνιαρότατα billigen müssen, weniger hingegen die Ausstoßung von ἤ οὕτως § 14, die dem Herausgeber schon in der 10. Aufl. beliebt hatte. Ebensowenig die vorgenommene Änderung des handschriftlichen τὸ

αὐτὸ πάντες § 33 in der 11. Aufl. in *αὐτὸ τοῦτο π.*, wei
auch durch sie eine Annäherung an die Überlieferung bewir
wurde; die 10. Aufl. hat nämlich *τοῦτ' αὐτὸ δείσαντες*. Der Au
fall des *ἄν* im § 28 dürfte sich leichter nach *πολιτείαν* od
auch nach *πλεῖστον* als nach *οὕτω* erklären lassen.

Wie aus der Textgestaltung der eben besprochenen Re
so wird noch mehr aus der kurzen XVI. R. der conservati
Standpunkt des Herausgebers ersichtlich. Von der Handschrift wi
hier nur an einer Stelle, *παριέναι* für *προσιέναι* § 16, wie sch
in der 10. Aufl., abgewichen, jedoch nicht mit Recht. Die B
festigung war nämlich so stark, dass die Besatzungstruppen dur
Detachierung von Abtheilungen geschwächt werden konnten, ob
dass deshalb auch nur eine Annäherung an die Befestigung
werke hätte befürchtet werden müssen. Sonst kehrt die 11. Au
mit *ἐπιδείξω* § 3 und *τοῖς μηδὲν ἐξαμαρτάνουσι* § 5 zur Üb
lieferung zurück; mit *ἀναπράττητε* § 6 nähert sie sich der han
schriftlichen Lesart, und § 7 nimmt sie das in der 10. Aufl. g
strichene handschriftliche *οὔτε κατάστασιν παραλαβόντα* mit d
Änderung des *οὔτε* in *ὡς* wieder auf. Ohne Bedenken wird m
die Rückkehr zur Überlieferung in der 11. Aufl. an folgend
Stellen der XXXI. R. zugeben können: § 2 *ἀποφαίνειν*, §
Διότιμον Ἀχαρνέα, § 18 *πρεσβυτάτοις* und *ἀναγκαῖα*. §
ὅπως τιμωρηθήσεται, § 29 *οὐ κατὰ τὸ προσῆκον*. § 30 *γιγν*
μένους und § 33 *ἀτιμάζετε*. Ebenso richtig geht F. von dem i
krit. Anh. der 10. Aufl. empfohlenen *τοῖς σώμασι* § 11 wied
ab. Der Umstand, dass bei Lysias *καίπερ* nicht vorkommt, w
die Ursache, § 34 das von den übrigen Herausgebern und au
von F. in der 10. Aufl. wegen des folgenden Particips der Han
schrift *παραλιπών* in *καίπερ* verwandelte *καίτοι* wiederherz
stellen und dafür das Particip in den Indic. Praes. zu änder
Unmöglich erscheint jedoch die Zurückführung der Optati
ὠφελήσοι... κερδαίνοι im § 17; denn selbst die Erklärun
dass der Opt. Fut. in Sätzen mit *ὅπως* vorkomme, reicht f
diesen Fall nicht aus. Zu billigen ist hingegen das Festhalt
an der Überlieferung § 4 *πάντων τῶν τούτῳ πεπραγμένω*
weniger aber die schon früher aufgenommene Abweichung §
μετεβάλλοντο. So manche Stelle dieser Rede harrt noch ein
endgiltigen Besserung des Textes. § 13 möchte Ref. die Conject
Westermanns der Rauchenstein'schen, § 26 die Kaysers *ἀτιμώ*
und die Ergänzung der Lücke nach Sluiter den vielen übrig
Vermuthungen vorziehen; § 30 spricht wieder das Rauchenstein'sch
παρεδείχθη am meisten an, ebenso § 31 die schöne Conject
des Herausgebers selbst *καὶ σωσάντων*. Was aber Lysias a
diesen Stellen gesprochen hat, ist ebenso fraglich, wie das *ὅσοι*
§ 6. Die ausführliche Darlegung der Gestaltung des Textes wir
wohl hinlänglich gezeigt haben, dass die 11. Aufl. eine derarti

ndliche Umarbeitung der 10. bedeutet, dass man sie nahezu ein neues Werk ansehen kann.

In hervorragendem Maße gilt dies auch vom Kritischen hange. In demselben finden sich nämlich jetzt die Lesarten Handschrift X auf das genaueste und erschöpfendste ver- ;hnet, so zwar, dass für den Text der fünf hier behandelten len diese 11. Aufl. maßgebend bleibt, so lange keine kritische ;gabe erschienen ist. Dass auch die neueren hie und da ge- lerten Vermuthungen, ferner die abweichenden Schreibungen Thalheim'schen und Schnee'schen Ausgaben hier Aufnahme nden haben, braucht nicht besonders erwähnt zu werden.

Von Druckfehlern und Versehen notierte Ref. folgende: I 22 ἐμηνύετο, ebend. 87 krit. Anh. ἐναντίων, XXV 17 Anm. XVI 9 ἀκροάσασθαι μου, XXXI. Einl. στάσεως, XXXI. krit. h. Einl. δεικνύνει, XXXI 2 ἔνεστι τε, ebd. 21 Anm. 10, 27, I. 25 Anm. Plut. Staat. Die Bemerkung zu Ἀθηναίᾳ ge- rt zu XIII 81; XIII 65 ist nach ὅσας eine Zeile ausgefallen.

Ried im Innkreis. Ernst Sewera.

---

völf Reden Ciceros. Disponiert von Prof. Dr. E. Ziegler. Sonder- druck aus der Festschrift der 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Bremen, Gustav Winter 1899. gr. 8°, 52 SS. Preis 60 Pf.

Das Schriftchen bietet sehr eingehende Dispositionen folgen- r ciceronischer Reden: *pro Sex. Roscio Amerino, de imp. Cn. mpei, oratt. in Catil. IV, pro Murena, pro Sulla, pro Archia eto, pro Milone, pro Ligario, pro rege Deiotaro.* Wenn auch ceronische Reden in der letzten Zeit mehrfach disponiert worden nd, so hielt es der Verf. infolge des Umstandes, dass diese Dis- sitionen in nicht unwesentlichen Punkten von einander stark ab- ichen, mit Recht nicht für überflüssig, seine neuen Dispositionen r Öffentlichkeit zu übergeben. Ref. ist überzeugt, dass der Verf. amit allen Schulmännern, die sich mit Ciceros Reden in der Schule beschäftigen haben, eine sehr willkommene Gabe bietet. Seine spositionen gehen nicht, wie dies nicht selten der Fall ist, eine ichtige, mehr an der Oberfläche haftende Skizze des Gedanken- haltes, sondern suchen stets in die Tiefe der Gedanken des dners einzudringen und weisen durch diese eindringende Analyse n wohlüberlegten, kunstmäßigen Plan in der Anlage der einzelnen eden nach, auch dort, wo dieser aus welchem Grunde immer was weniger zutage tritt. Es ist einleuchtend, dass hierin ein ntlicher Behelf zum Verständnisse dieser Reden selbst gelegen st. Aber auch die Achtung vor diesem antiken Redner, dem man o gern vorwirft, dass bei ihm Wortfülle oft den Gedanken ersticke,

wird sicherlich bei jedem Denkenden erhöht durch den Nachw welche ernste Gedankenarbeit und welche Sorgfalt er auf den kur mäßigen Aufbau und die Gliederung seiuer Reden verwendete. A in der ersten Catilinarischen Rede, in welcher der Redner, von leid schaftlicher Erregung übermannt, die Schranken einer festen G derung durchbrochen zu haben scheint, ist dennoch, wie Z. na weist, eine wohlgeordnete Anlage nicht zu verkennen. Nur, da Redner in der größten Aufregung ist, kommt er nicht sogl dazu, jeden einzelnen Punkt erschöpfend auszuführen, son berührt in cap. I und II alle sein Inneres bewegenden Gedan kurz, um erst mit c. III zur ausführlichen Behandlung jedes zelnen überzugehen. So kommt es, dass sich in der Einleit fast alle Gedanken des Hauptteiles der Rede angedeutet fin 'wie in einer Ouvertüre die sämmtlichen Melodien der ihr na folgenden Oper'. — Es sei somit die Schrift den Fachgenossen, sich mit Ciceros Reden in der Schule zu beschäftigen haben, gelegentlichst empfohlen.

M. Tulli Ciceronis Cato maior de senectute. Für den Sc gebrauch erklärt von Dr. Carl Meissner. 4. verb. Aufl. *Leip* Teubner 1898. Preis 60 Pf.

Es ist ein tüchtiger und bewährter Commentar dieser ph sophischen Schrift Ciceros, der hier in 4. Auflage vorliegt. W die Schrift '*de senectute*' selbst betrifft, so möchte ich trotz a Anfechtungen, denen sie ausgesetzt ist, doch behaupten, dass sich für die Classenlectüre am Gymnasium sehr wohl eigne : inneren Gründen, wie auch wegen ihrer behaglichen, anmuthig Darstellung und nicht zuletzt wegen ihrer klaren Disposition. Würdigung dieser Schrift vergleiche man die trefflichen Ausfü rungen von O. Weißenfels in seinem überaus lesenswerten Bu 'Cicero als Schulschriftsteller', Leipzig, Teubner 1892, S. 221—2 Da das genannte Buch jedoch leider, wie Ref. schon oft wahr nehmen Gelegenheit hatte, viel zu wenig gekannt ist, möge gestattet sein, einen besonders schönen Passus aus jener Erör rung hier anzuführen. S. 222 heißt es dort: 'Es wäre eine platte E rede, wollte man erwidern, die Jugend interessiere sich nicht das Alter, eine Lobschrift auf das Alter könne kein Echo in d Seele des Jünglings erwecken. Mit unendlicher Sehnsucht vielme treibt es die reifere Jugend, ihre unvollständige Erfahrung vervollständigen. Eine solche Beleuchtung des Lebens, wie Ciceros *Cato maior* bietet, entspricht gerade dem intellectuell Bedürfnisse der Jugend, sobald sie aus der Periode der Kinderei heraus ist. Wie Cato in dieser Schrift selbst zu Jünglingen rede wird auch heute das Buch Jünglingen nicht verschlossen bleiben Dazu kommt der warme, sympathische Ton, der das Buch vo Anfang bis zu Ende belebt, und die reife, echte, aus der liberalste

gabe an die ewig bedeutsamen Gegenstände des menschlichen ressee genährte Bildung des Verf.s. Ebenso ist kein Lob zu rk für die Darstellung. Nirgends die leiseste Spur einer falschen torik, überall die feinste Angemessenheit des Ausdrucks, überall rraschend glückliche Wendungen und doch nirgends ein eitles chen nach geistreichen Pointen'. — Meiseners Erklärungsweise hnet sich durch große Umsicht und Gewissenhaftigkeit aus. Anmerkungen, welche in der neuen Auflage einer gründlichen rchsicht unterzogen wurden, erläutern sprachliche und sachliche wierigkeiten in gleicher Weise und sind wohl geeignet, dem üler das volle Verständnis dieser schönen Schrift Ciceros zu chließen. In der Darbietung von Übersetzungshilfen ist M. sehr svoll. Auch der Darlegung des Gedankenzusammenhanges und r Disposition ist die wünschenswerte Sorgfalt zugewendet worden. as veraltet mit Rücksicht auf die heutigen Verhältnisse und le des Lateinunterrichtes am Gymnasium erscheint mir die als hang II beigegebene Beispielsammlung aus Ciceros Cato maior den Formen der *tractatio* und *argumentatio*. Dem Texte wurde kritische Ausgabe C. F. W. Müllers zugrunde gelegt. Die Abichungen von derselben sind indes ziemlich zahlreich, im nzen 37. Die Änderungen betreffen großentheils — in 17 Fällen solche Stellen, an denen Meissner, sei es andern folgend, sei nach eigener Vermuthung, eine Verderbnis des Textes durch Interlation annimmt. In dieser Beziehung scheint mir M. doch etwas weit zu gehen und manches auszuscheiden, was ja vielleicht tbehrlich ist und fortbleiben könnte, aber zumal der behaglichen sprächigkeit des greisen Cato gar nicht unangemessen ist. Bemders ungerechtfertigt und gewaltsam scheint mir die Einklamrung der überlieferten Worte an folgenden Stellen zu sein: § 3 *[uo maiorem auctoritatem haberet oratio]*, § 17 *[non faciat ea, ne iuvenis, at vero multo maiora et meliora faciat]*. Ich kann ier nicht einsehen, was an diesem das Vorausgehende zusammenssenden und abschließenden Urtheile irgend anstößig oder lästig in könnte. — § 28 *coëgit [in suis studiis] obmutescere.* — 72 wird der ganze Satz *ut navem, ut aedificium — facile divellitur* schlankweg für unecht erklärt, wodurch nach meiner Emndung in die Darstellung Ciceros eine Lücke gerissen wird. — ie äußere Ausstattung ist tadellos, der Druck correct. S. 52 soll in den Anmerkungen 2. Sp., Z. 5 v. u. *faxit* heißen st. *facit*.

M. Tulli Ciceronis Laelius de amicitia. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Carl Meissner. 2. verb. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1898. Preis 75 Pf.

Auch dieses Heft wurde von dem Herausgeber in der neuen Auflage einer sorgfältigen Durchsicht unterzogen, wovon Berichtigungen und Zusätze an vielen Stellen Zeugnis ablegen. Die

Anlage des Commentars ist der Anlage des im Vorausgehen besprochenen völlig gleich, nur dass in der Einleitung zum Lae auch noch eine genaue Gliederung der Ciceronischen Schrift hoten wird. Das am Schlusse beigegebene Verzeichnis der Ab chungen von der kritischen Ausgabe C. F. W. Müllers weist crepanzen an 38 Stellen auf, eine jedenfalls nicht geringe Anz Hievon beruben 15 auf eigenen Vermuthungen des Herausgel die derselbe auch in den Jahrbb. f. class. Philologie 1887, S. 54 ausführlich zu begründen suchte. Es sind folgende: § 5 *cuius disputatio est [de amicitia]*. Diese Ausscheidung der beiden let Worte halte ich für durchaus nicht begründet; vgl. die treffl Erläuterung des Sinnes der Stelle im Commentar von Seyf Müller zu d. St. Ebensowenig zwingend erscheint mir die Anna einer Interpolation an folgenden Stellen: § 50 *quam [ad amiciti similitudo*, § 64 *aut [si] in bonis rebus contemnunt*, § 76 *amicitiis [dimittendis]*, § 81 *volucribus, nantibus [agrestil* Hier vollends ist die Eliminierung des wichtigen Wortes ganz begreiflich und scheint auf einem Missverständnisse zu beruh *agrestibus* kann m. E. bier gar nicht entbehrt werden. Offer wollte Meissner durcb Ausscheidung jenes Wortes ein stre Ebenmaß herstellen zwischen *volucribus, nantibus* und den folg den Worten *cicuribus, feris*. Allein *agrestibus*, das hier durch nicht etwa 'wild' bedeutet, in welchem Sinne es freilich ne dem folgenden *feris* entbehrlich wäre, bildet neben *volucribus nantibus* die Bezeichnung des dritten Elementes, das anch Thieren bewohnt wird. Die Thiere werden geschieden in Vö Wasserthiere und L a n d t h i e r e. Durch die beiden folgenden jectiva aber werden alle diese Tbiere nach ihrer *natura* als za oder wild bezeichnet. — § 15 schreibt M. *introieram* ⟨*in vita* doch kann das auch ohne directe Einschiebung aus dem folgen *exire de vita* mit Leichtigkeit ergänzt werden. Eine Nöthigt zu einer Textesänderung liegt also gewiss nicht vor, vgl. Seyffe Müller z. d. St. — § 68 sucht M. die immerhin auffallende C struction *si spem adferunt, ut . . . fructus appareat* durch E schiebung eines *fore* hinter *adferunt* zu beseitigen. Die Änder ist leicht, das muss zugestanden werden. Doch sind die grü lichen Ausführungen Müllers z. d. St. zu beachten. — § 78 schre M. *nimis* ⟨*amici*⟩ *cito* (Vulg. *nimis cito*); er behauptet nämli wie mich dünkt, etwas gar zu bestimmt, dass hier *amici* nicht entbehrt werden könne, wenn man nicht Cicero einer grol stilistischen Nachlässigkeit heschuldigen wolle. So geistreich Conjectur zweifellos auch ist und so naheliegend ihre paläogr phische Begründung, so kann andererseits doch wieder nicht gegeben werden, dass eine absolut zwingende Nöthigung vorlieg die Überlieferung an dieser Stelle als verderht zu bezeichnen. § 34 *sin autem ad adulescentiam perducti e s s e n t*, Vulg. *s. a. a. p e r d u x i s s e n t . . . .* Durch die von M. vorgeschlage

nderung soll der harte Subjectswechsel beseitigt werden. Doch t es nicht recht wahrscheinlich, dass aus dieser so bequemen d leichtverständlichen Schreibung die durch die Einstimmigkeit r Handschriften geschützte, weitaus schwierigere Lesart entanden sein sollte. — § 68 *in ipso equo,* Vulg. *quin ipso e.* - § 74 *sed alio quodam modo honestandi*; die Mehrzahl der rausgeber hat hier die Conjectur Mommsens recipiert: *aestimandi* odd. *sed alio quodam modo est].* Eine Entscheidung ist an eser verderbten Stelle nicht leicht. Jedenfalls ist *honestandi,* s dem Sinne gut entspricht und paläographisch gar keine Schwiegkeiten bietet, eine sehr beachtenswerte Vermuthung zur Heilung r Stelle. — § 77 *graviter, at cum bonitate,* Müller: *gr., uctoritate,* § 89 *utimur,* ⟨*nimirum*⟩ *comitas,* die Einschiebung cheint mir überflüssig, desgleichen § 91 die Einfügung von *item* r *sic habendum est.* — Gerade mit Rücksicht auf den Umstand, ass wir es mit einer für Schulzwecke bestimmten Ausgabe zu hun haben, würde sich ein etwas conservativeres Verfahren in ezug auf Textkritik empfehlen. Wahrhaft goldene Worte über ein erartiges kritisches Verfahren, das überall Interpolationen aufspürt, est man in einem trefflichen Aufsatze J. Vahlens '*De emendatione Tulliana*' im *Index lectionum* der Berliner Universität, Sommerem. 1899, p. 1 sq. Betreffs solcher mit Klammern zur Bezeichnung er angenommenen Unechtheit versehenen Autorentexte, einer *uncinata oratio*, wie er es nennt, bemerkt Vahlen, den Muth, solche ihnen verdächtig scheinende Stellen gänzlich auszuscheiden, heäßen die Kritiker dennoch nicht. Hiedurch aber entstehe die Gefahr '*ne uncinata oratione decipiantur legentes, ut adesse credant, quae absunt.*' Diesem Gelehrten nun erscheint schon das Verfahren C. F. W. Müllers, der doch im ganzen viel conservativer zuwerke geht als Meissner, als zu weitgehend; er würde gegen die kritische Methode Meissners noch viel energischer protestieren. Es soll ja nicht geleugnet werden, dass der Text Ciceros durch Interpolationen gelitten hat; aber dennoch darf bei Cicero nicht alles, was etwa entbehrlich scheint, als unecht ausgeschieden werden, als hätten wir es mit einem Schriftsteller zu thun, der eine knappe, gedrungene Ausdrucksweise liebt. Besonders aber ist ein solches Verfahren zu widerrathen in Schriften, in welchen Cicero sich geflissentlich in einer behaglichen Fülle der Darstellung ergeht. — Im übrigen sind die erklärenden Anmerkungen auch hier dem Bedürfnisse der Schüler wohl angepasst, und der Commentar muss auch in seiner neuen Auflage als ein sehr nützlicher Behelf zur Erläuterung des Laelius bezeichnet werden.

Wien. Alois Kornitzer.

Dr. Franz Klaschka, Schülercommentar zu C. Iulii Caesar commentarii de bello civili. 1. Heft: 1. u. 2. Buch. Wien u Prag, Tempsky 1900. 185 S. Preis 60 kr.

H. Meusel hat neulich bei Besprechung eines Schülercor mentars (Jahresber. d. philol. Vereines 1899, S. 259) betor dass selbst von erfahrenen Schulmännern allzuviele Hilfen f nöthig gehalten werden, und aus diesem Anlasse die Mahnu an die (reichsdeutsche) Unterrichtsverwaltung gerichtet, eine Ur kehr auf dem betretenen Wege ins Auge zu fassen. Ich möch mich nicht an unsere Unterrichtsverwaltung, sondern an die Ve fasser mancher Schülercommentare [1]) und an alle wenden, die die Lage kommen, solche ausdrücklich oder stillschweigend z dulden. In der Voraussetzung, bei anderem Anlass über die A des Entgegentretens sprechen zu können, möchte ich hier z nächst, ohne damit etwas Neues bieten zu wollen, auf die Pri cipien eingehen, nach denen Schülercommentare gearbeitet werd sollen.

Der Gedanke der Vorpräparation scheint mir richtig z sein. Es ist zweckmäßig, Schwierigkeiten, welche die Mehrzal der Schüler nach dem Stande der Kenntnisse und der geistige Entwicklung allein nicht lösen kann, vor der häuslichen Arbe zu erledigen, um dem Schüler unnöthigen Zeitverlust zu erspare und doch die Freude an der eigenen Arbeit zu lassen. Allerding ist eine Vorpräparation nicht bei jeder Partie und auch nicht i gleichem Maße bei allen Autoren nöthig. Wenn ich mich als auch gegen den Versuch, die Vorpräparation durch einen gedruckte Commentar zu ersetzen, trotz der großen Schwierigkeiten nich ablehnend verhalte, ist es mir doch fraglich, ob er nicht au schwierigere Schriften zu beschränken und somit Caesars *Bellum civile* außer Betracht zu lassen sei. Jedenfalls müsste das Hilfs mittel in der Art von Schenkls Xenophon-Chrestomathie, der Cur tius-, bezw. Nepos-Ausgaben von Schmidt-Gehlen und Golling mit dem Texte verbunden sein, so dass es für alle Schüler obli gatorisch sein kann. Daran lässt sich aber wohl nur denken, wen der Schülercommentar nur eine für alle Schüler ausreichende Vor präparation bietet.

Dass dieses Ziel K. vorgeschwebt habe, macht schon de Umfang des Buches unwahrscheinlich, auch wenn man die woh allzu ausführliche [2]) Erklärung der Personennamen, die besser einem Index vorbehalten bliebe [3]), in Rechnung zieht. Ich greife das

[1]) Bekanntlich gibt es Commentare, die man, wenn auch über Richtigkeit oder Nothwendigkeit einzelner Bemerkungen Zweifel bestehen können, als brauchbar bezeichnen muss.

[2]) Streben nach Kürze zeigt sich in Wendungen wie 'fiel gegen Antonius 43 in der Schlacht bei Mutina' (S. 7).

[3]) K. schließt sich an keine bestimmte Ausgabe an und berücksichtigt auch verschiedene Lesarten.

40. Capitel des II. Buches heraus und finde die Bemerkungen mit Ausnahme der beiden letzten, die sich kürzen ließen[1]), für den wiederholt betonten Zweck des Schülercommentars überflüssig: *custodiae causa:* als Leibwache, *consuerat:* übers. „gewöhnlich", *confidere:* Vertrauen setzen auf, sich verlassen können auf, *suspicatus e praemissis equitibus:* da er aus der Voraussendung der Reiter den Schluss zog (auf die Vermuthung kam), *atque his imperat:* mit dem Befehle usw.[2])

Man sieht, K. gibt die endgiltige Übersetzung (manchmal in Auswahl[3]) und lässt so weder dem Schüler noch dem Lehrer etwas zu thun übrig. Dabei fehlt es nicht an Bemerkungen über Dinge, mit denen jeder Schüler der 6. Classe vertraut sein soll, vgl. *in animo mihi est* = *in animo habeo:* habe im Sinne, bin willens, beabsichtige (S. 3), *intercedere t. t.:* Einspruch, Protest erheben (S. 5), *de his rebus docere:* über diese Vorgänge unterrichten, in Kenntnis setzen (S. 7), *periculum deprecari:* die Gefahr durch Bitten abwenden, *facultatem dare:* die Möglichkeit, Gelegenheit geben (S. 11), *quos interficiendos videbat:* die, wie er sah, geopfert werden mussten (S. 107), *hortari:* anfeuern, Muth zusprechen (S. 181).

Wenn der Verf. das III. Buch in gleicher Weise behandeln will, wird der Vergleich mit Eymers maßvollem, für die Privatlectüre berechnetem Commentar (Wien und Prag 1897) besonders deutlich machen, wie gering K. die Thätigkeit der Schüle an-

[1]) K.: *ad superiorem spem addita praesentis temporis opinione:* zu dessen früher gehegter Hoffnung noch die falsche Meinung (Täuschung) über die augenblickliche Lage hinzukam: dessen ... H. noch durch die — verstärkt wurde. *arbitratus* ist die Erklärung der vorh. W. *praes. t. opinione:* „denn er glaubte".	Ich würde kürzen: *addita praesentis temporis opinione:* da die (falsche) Meinung über die augenblickliche Lage (erklärt durch *hostes fugere arbitratus*) hinzukam.

[2]) *Simulatione timoris:* unter dem Scheine der F. = in verstellter F. = sich stellen, als ob sie sich fürchteten, *cedere ac pedem referre:* Schritt für Schritt zurückweichen, *quod rem postulare cognovisset, imperaturum:* die durch die Lage der Dinge geforderten Anordnungen treffen, die nach der L. d. D. nötbigen A. t. (*cognovisset* kann in der Übers. wegbleiben; warum?).

[3]) Ich habe darauf verzichtet, K.s Verhältnis zu den übrigen Commentaren festzustellen und etwaige eigene Erklärungen auf ihre Richtigkeit zu prüfen. In Übersetzungen wie zu I 2, 6 'so sahen sich sehr viele — in die Enge getrieben und in die Zwangslage versetzt, gegen ihre Überzeugung dem Antrage Ss. beizustimmen' dürften manche eine unnöthige Verwischung der grammatischen Construction sehen.

schlägt. Die Frage, ob solche Commentare nicht geradezu den Gegnern des philologischen Unterrichtes Vorschub leisten, brauche ich wohl nicht ausdrücklich aufzuwerfen.

Iglau. Dr. Wilh. Weinberger.

Donec gratus eram tibi. Nachdichtungen und Nachklänge aus drei Jahrhunderten. Zusammengestellt von J. Imelmann. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1899, gr.-8°. 84 SS. Preis Mk 1·60.

Es war ein glücklicher Gedanke Imelmanns, einen schon im Jahre 1890 für einen engeren Kreis gesammelten Kranz der bezeichnendsten Nachdichtungen des unsterblichen '*Donec gratus eram tibi*' jetzt, um einige Blüten vermehrt, einem größeren Publicum zu übergeben.

Wir finden darin 24 Stücke der deutschen Literatur von 1618 bis fast in unsere Tage, darunter als Curiosum einen Primanerscherz in rudolstädtischer Mundart, sechs französische, zwei englische Nachdichtungen und endlich ein griechisches Stück, das hier, wie es scheint, zum erstenmale veröffentlicht, vielleicht noch bezüglich Herkunft und Sprache die Philologen beschäftigen wird. Horazübersetzer, unsere bedeutendsten Metriker und Dichter erscheinen in bunter Reihe an demselben Muster beschäftigt, und es ist ebenso interessant als anregend, zu vergleichen, was besonders die Nachdichter mit demselben Stoffe angefangen haben. Wie verblasst da mancher Stern vor dem unerreichten Muster, in dem ja sozusagen kein Wort besser, kein Gedanke kürzer oder ausführlicher, mit einem Worte — anders gegeben werden könnte!

Ein Anhang bringt die Quellennachweise und Auszüge aus Literaturwerken, die ja doch nicht immer bequem zugänglich sind.

So gibt sich denn das Büchlein in seiner netten Form als eine freundliche Gabe an alle Horazfreunde, die jedem Leser eine Mußestunde reizvoll ausfüllen wird.

Wien. Dr. F. Perschinka.

Dr. Wilh. Heraeus, Die Sprache des Petronius und die Glossen. (Beilage zum Programm des Gymnasiums und der Realschule zu Offenbach a. M.) Leipzig, B. G. Teubner 1899. 4°, 50 SS. Preis 2 Mk.

Die vorliegende Abhandlung des auf dem Gebiete glossographischer Forschung durch ähnliche Arbeiten, besonders über Diocletians Maximaltarif (N. Jahrb. f. Phil. 1897, S. 353—366)

und die *Appendix Probi* (Arch. f. Lex. XI, S. 61—70), sowie durch seine mittlerweile in Wölfflins Archiv XI, S. 301—331 erschienene Neuausgabe der wertvollen *Appendix* bekannten Verf.s verfolgt den Zweck, „den Totalgewinn vorzuführen, der sich aus den Glossen für die gesammten Reste des Petronius mit Ausschluss der poetischen Partien und der Fragmente ergibt, zugleich um auch weiteren Kreisen eine Ahnung zu geben, wie wertvolles Gut sich in jenen Glossen verbirgt, und wie sie nutzbar gemacht werden können", ein Unternehmen, das gewiss jetzt, wo das Glossenmaterial in musterhafter Ausgabe vollständig vorliegt, zeitgemäß zu nennen ist. Dankenswert ist es, dass H. die Beschränkung auf die Glossen nicht festgehalten, sondern auch die Tironischen Noten, die Inschriften, Scholien zu lateinischen Schriftstellern und andere vulgäre Texte, endlich Grammatikerzeugnisse herangezogen hat.

Die Schrift zerfällt in zwei Theile, einen lexicalischen und einen kürzeren, der Formen- und Lautlehre behandelt. *Indices verborum* und *locorum* schließen das Ganze ab. Im lexicalischen Theile werden unterschieden: *a)* „Seltene, meist vulgäre Wörter und Wortbedeutungen", S. 2—31; *b)* Redensarten, Formelhaftes, Sprichwörtliches, S. 31—38. Die Geschichte der einzelnen Wörter ist bis in die romanischen Sprachen hinein verfolgt. Auch aus der urbanen Rede bei Petronius sind zahlreiche Wörter aufgenommen, aber mit einem Sternchen gekennzeichnet, womit jedoch, wie H. selbst mit berechtigter Vorsicht sagt, keineswegs der Besitzstand vulgärer und urbaner Rede abgegrenzt sein soll. Zu gewissen Redensarten der Umgangssprache bringt H. besonders aus den im III. Bande des *Corpus glossarum* vereinigten Schulgesprächen *(Hermeneumata)* interessante Parallelen bei. Im II. Haupttheile werden getrennt behandelt: *a)* das Verbum, *b)* das Nomen, *c)* der Vocalismus, *d)* der Consonantismus. In der Frage, ob Petronius in den Glossen benutzt worden sei, neigt H. einem verneinenden Urtheile zu, da es in keinem der zahlreichen Glossarien Lemmata gebe, die durch ihre Ausprägung in bestimmten Formen des Nomens oder Verbums den Verdacht erregten, dass sie auf eine Stelle des Petronius sich bezögen. Eher könnte man eine Ausbeutung Petrons in den *Notae Tironianae* annehmen. Doch enthält sich H. trotz mancher Anzeichen, die für diese Annahme zu sprechen scheinen, mit Recht eines entschiedenen Urtheiles, so lange nicht die ganze Frage nach den Quellen der Tironischen Noten eine gründliche Untersuchung erfahren hat.

Die verdienstliche Arbeit bietet eine Fülle lexicalischer Aufschlüsse und mehrere Beiträge zur Kritik und Erklärung des Petronius. Manches freilich wäre als minderwertig besser weggeblieben, so die Bemerkungen auf S. 32 zu XLVI, S. 33 zu LXVI und S. 35 zu LXXIX.

Wien. Anton Swoboda.

The Sequence of Tenses in Latin. A study based on Caesar's Gallic War. A dissertation presented to the Faculty of Arts, Literature, and Science, of the University of Chicago, in candidacy for the degree of Doctor of Philosophy. By Arthur Tappan Walker Professor of Latin in the University of Kansas. (Printed also in the Kansas University Quaterly, Vol. VII, Nr. 4.) Lawrence, Kansas 1899. gr. 8°, IV u. 52 SS.

Die Arbeit entstand auf Anregung des wohlbekannten amerikanischen Forschers William Gardner Hale, der in einer Reihe von Aufsätzen *American Journal of Philology* VII (1886), VIII (1887) und IX (1888) die Lehre von der Consecutio temporum behandelt hat. Vorangeht eine Übersicht über die Bedeutung der Tempora des Indicativs und des Conjunctivs. Bemerkenswert findet hier Ref. den Hinweis auf die von Hale nachgewiesene, von Grammatikern wenig beachtete Doppelbedeutung der conjunctivischen Tempora, wonach der Conjunctivus praesentis präsentischen und futurischen Sinn, das Imperfectum die Bedeutung eines eigentlichen Imperfects und die eines Futurs der Vergangenheit hat, das Perfect entweder als eigentliches Perfect oder als Futurum exactum, das Plusquamperfectum entweder als solches oder als Futurum exactum der Vergangenheit fungiert. — Das Thema wird in der Weise behandelt, dass die einzelnen Tempora nach ihrer Verwendung in der Abhängigkeit mit dem entsprechenden Stellenmaterial aus Cäsar vorgeführt werden. Was hier nicht unterzubringen war, enthalten einige Schlusscapitel, woselbst auch Betrachtungen allgemeiner Natur ihren Platz finden. Das Ergebnis der Schrift dürfte in kürzester Form etwa lauten: Die Tempora des Indicativs haben ihre von der des Conjunctivs wohl unterschiedene Bedeutung sowohl in der Zeitenfolge als auch außerhalb derselben. Die conjunctivische Consecutio temporum erfolgt ebensowenig wie die indicativische auf Grund einer mechanischen Verflachung der betreffenden Tempusbedeutung oder im Widerspruche mit der logischen Natur der Tempora, sondern fast alle Zeiten werden genau entsprechend der im Eingang nachgewiesenen Bedeutung gebraucht. Gleichwohl wird man die Thatsache, dass hin und wieder bloß formale Rücksichten die Wahl eines Tempus veranlassen, nicht mit Hale in Abrede stellen dürfen. Gewisse Satzarten fügen sich den Regeln der Consecutio temporum nicht [1]).

Vorstehendes Ergebnis bietet kaum etwas Überraschendes; und doch ist es insoferne von wissenschaftlichem Werte, als es

---

[1]) Unter derartige Ausnahmen rechnet W. auch Stellen wie IV 1: *In eam se consuetudinem adduxerunt, ut haberent et lavarentur*, wo der Sinn *habeant et laventur* verlangt. Allein das ist gerade ein Fall strengster Durchführung der Consecutio temporum, die man nach der Terminologie des Verf.s als äußerliche oder formale Tempusfolge bezeichnen könnte. Übrigens ist diese Verwendung des Imperfects nach einem logischen Perfect allgemein lateinisch.

auf dem Wege methodiecher Forschung erreicht iet. Jedenfalls hat W. den ihm unbekannten Vorgänger auf dem behandelten Gebiete, nämlich A. Procksch, 'Die Coneecutio temporum bei Cäsar', Eisenberg u. Leipzig 1874, um ein gutes Stück überholt, namentlich da Procksch im Grunde nur Rohmaterial aufgehäuft und Resultate zu bieten unterlassen hat. Auch andere Mängel der Prockschen Abhandlung, die Richard Müller im Jahresber. des philol. Vereins zu Berlin IV (1878), S. 19 rügt, hat W. vermieden. Gleichwohl wäre für W. ein Blick in die Arbeit seines Vorgängers nicht belanglos gewesen, insofern als er Gelegenheit hätte nehmen können, seine statistischen Zusammenstellungen an den Prockschen zu prüfen. Aber auch aus dem weiteren Grunde dürfte W.s Untersuchung nicht ganz befriedigen, dass er gewisse Grundfragen der lateinischen Tempuslehre nicht an der Hand der neueren einschlägigen Literatur in den Kreis seiner Betrachtung gezogen hat. Ref. verweist vor allem auf die wichtige Lehre von der Tempus- und Modusausgleichung, die natürlich nicht für sich, sondern im Zusammenhang mit verwandten Erscheinungen zu betrachten war: vgl. H. Ziemer, Junggrammatische Streifzüge, 2. Aufl. Colberg 1883, und weiter auf die neuestens viel erwogene Frage nach dem selbständigen und bezogenen Gebrauche der Tempora, eine Frage, von deren näherer Prüfung W. durch das Urtheil des von ihm hochgehaltenen Hale, der von dem 'Nebelland *(cloudland)*' der absoluten und relativen Zeit spricht, durchaus nicht entbunden war.

Indessen möchte Ref. doch nicht in unfreundlicher Weise von dem Verf. scheiden. Es ist in der That anzuerkennen, dass der Wert von W.s Schrift über die Marken der Cäsarforschung hinausreicht, da sich der Verf. zu allgemeinen Ausblicken auf das Gebiet der lateinischen Tempusfolge überhaupt erhebt und schließlich auch den Sprachgebrauch anderer Autoren wenigstens andeutungsweise heranzieht.

Allyn and Bacon's College Latin Series. Under the general editorship of Professors Charles E. Bennett and John C. Rolfe. *Tacitus, De vita et moribus Iulii Agricolae.* With introduction and notes by Alfred Gudeman, Professor of Classical Philology in the University of Pennsylvania. Boston, Allyn and Bacon 1899. 8°, XXXVII u. 160 SS. Preis geb. 1 sh.

Vorliegende Ausgabe des Taciteischen *Agricola* ist für Universitätshörer bestimmt: ihre Einrichtung hält demnach die Mitte zwischen unseren Schulausgaben und den rein für gelehrte Zwecke bestimmten Publicationen, wie wir sie in den seit kurzem, bei Teubner erscheinenden wissenschaftlichen Commentaren antreffen. Somit hält sich der Herausgeber innerhalb der Grenzen, die er sich in seiner Ausgabe des *Dialogus* gezogen.

Die Einleitung beschäftigt sich zunächst kurz mit dem Leben und den Schriften des Tacitus, behandelt eingehend den

literarischen Charakter des *Agricola*, weiterhin die Tendenz der Schrift, sodann die von Tacitus bei Abfassung des *Agricola* benutzten Quellen und schließt mit einem umfangreichen Capitel über den Stil der Vita. — G. vertritt die Ansicht, dass wir es mit einer Biographie ohne politische Tendenz zu thun haben. Da nun die Biographie nach Anschauung der Alten zur epideiktischen Literaturgattung, insbesonders zum Encomion gehört, so erklärt sich nach G. einfach und natürlich die Form des *Agricola*[1]). Von hervorragendem Interesse ist das Streben des Herausgebers, an der Hand der alten Rhetoren die dem Encomion entsprechenden Theile am *Agricola* aufzuzeigen. Sowie diese Partie der Einleitung der Ausgabe wissenschaftlichen Wert verleiht, so auch das Schlusscapitel, wo der Herausgeber die stilistische Kunst des Tacitus, den er als den größten stilistischen Künstler der Weltliteratur erklärt, am *Agricola* zu erweisen sucht. Hier werden die reichlich verwendeten Figuren, die vorkommenden Inconcinnitätsfälle, die stilistischen Vorbilder, die sprachlichen Neuerungen des Biographen in erschöpfenden Sammlungen vorgeführt.

Für Kritik und Erklärung waren dem Herausgeber vor allem die Ausgaben von Halm, Wex, Peter, Andresen und Furneaux (Oxford 1898) maßgebend. Doch werden auch die Arbeiten anderer Gelehrten benützt, die vielfach ungenannt bleiben. Die Kritik ist conservativ, die Erklärung hält sich vom Trivialen ebenso fern, wie im ganzen von Entwicklung weitgehender Controversen: sie ist reichlich, ohne gerade überladen zu sein.

Ref. wendet sich zur Besprechung einiger Stellen des Commentars.

C. 1 erklärt G. das Perfect *opus fuit* mit Berufung auf den Tempusgebrauch im Briefstil. Aber Ref. hat bereits in dieser Zeitschrift 1886, S. 489 und im 'Gymnasium' 1889, Sp. 482 Stellen gesammelt, die darauf hinweisen, dass der Lateiner das Stadium der Überlegung oder des Entschlusses als der Ausführung vorausgehend durch präteritale Tempusgebung charakterisiert. Wenn Sulla bei Sallust Iug. 111, 1 dem Bocchus vorstellt: *faciundum esse aliquid, quod illorum magis quam sua rettulisse videretur,* so bezieht sich *rettulisse* offenbar auf die dem *faciundum esse* vorangehende Überlegung. Ebenso fasse man das Perfect bei Ovid Fast. II 675 f. *nec tu vicino quicquam concede roganti,* | *ne videare hominem praeposuisse Iovi.* Und wenn der Sonnengott an Phaëthon Metam. II 33 die Frage richtet: *Quid hac arce petisti?*, so hat das Perfect nur bei Beziehung auf den Entschluss des Phaëthon einen Sinn. Vgl. Vergil Aen. VIII 112 f.: *quae causa subegit* |

[1]) Schon Brotier erklärt in seiner Ausgabe der Werke des Tacitus Mannheim 1780) den *Agricola* als *absolutissimum laudationis exemplar.* Neuerdings findet Wilamowitz-Möllendorf (Hermes XXXV 25) im *Agricola* den Stil des Encomions. 'Prototyp: Xenophons Agesilaus, Polybius' Philopoemen'.

motas temptare vias? quo tenditis? So erklären sich die Präterita der Schriftsteller bei einleitenden, auf die Abfassung ihrer Werke bezüglichen Bemerkungen, so bei Cicero Or. § 140, wo in den Worten ab: *De quo cum mihi deinceps viderem esse dicendum* durchaus die Tempora der Vergangenheit gebraucht sind, die Perfecta bei Tac. Ann. IV 57 *causam rettuli*, bei Hor. Od. V 4, 21 *distuli*, bei Quintilian an mehreren Stellen, die Bonnell in *Lexicon Quintilianeum* p. LI gesammelt hat. — c. 5 *Tum e salute, mox de victoria certavere*. G. bringt hier einige der vom Ref. zuerst nachgewiesenen Sinnes-Parallelen bei. Die Originalstelle dürfte aber sein Xen. Kyr. VII 1, 10: ἄρα ἐννοεῖτε, ὦ ἄνδρες, ὅτι ὁ νῦν ἀγὼν ἐστιν οὐ μόνον περὶ τῆς τήμερον νίκης, ἀλλὰ περὶ τῆς πρόσθεν ἣν νενικήκατε καὶ πάσης εὐδαιμονίας. — Zu *fecit, ne* kennt G. nur die zwei von J. Müller beigebrachten Belege. Ref. wiederholt die von ihm 'Gymnasium' 1889, Sp. 13 gesammelten Stellen: Ter. Hec. 839; Caes. b. c. I 19, 4; III 37, 3; Cic. Verr. III 81; Balb. 32; Liv. II 45, 12; VI 35, 9; Acc. (Ribb.) 88; Plaut. Poen. 909; Cic. fam. V 4, 1; Ov. Met. XIV 353; Trist. IV 6, 12. — c. 27 *At Britanni non virtute se, sed occasione et arte ducis victos rati.* Vgl. Liv. III 10, 11: *Iam ne virtute quidem premi libertatem populi Romani, sed arte eludi.* — c. 31 *Nos integri et indomiti et in libertatem, non in paenitentiam arma laturi.* So schreibt G., wobei nur das wiederholt angefochtene *paenitentiam* missfällt: von einer Reue kann weder bei den im Vorangehenden charakterisierten Briganten, zu deren Verhalten das der Caledonier in Gegensatz tritt, noch auch selbst im Falle eines Misserfolges je bei den Caledoniern die Rede sein. Außerdem gibt die kritische Note zur Stelle zu zwei Bemerkungen Anlass. Einmal gehört die von G. aufgenommene Vermuthung *arma laturi* nicht, wie er behauptet, Wex, sondern A. Mohr, 'Bemerkungen zu und über Tacitus' Agricola', Meiningen 1823, S. 50: s. diese Zts. 1886, S. 490. Weiter ist Wölfflins Bedenken, Calgacus' Krieger seien *arma ferentes*, nicht *laturi*, nicht sein Eigenthum, wie auch Ref. a. O. fälschlich angenommen hat, sondern Entlehnung aus L. Vielhaber, *Animadversiones Tacitinae*, Progr. Salzburg 1860, wo es p. 15 heißt: '*Et Wexii quidem emendationem, quam Kritzius in textum recepit, arma laturi propterea non probandam puto, quod tum, cum Calgacus locutus est, Caledonii arma tulerunt, non laturi fuerunt.*' Für die Fassung der Stelle sei noch verwiesen auf Liv. IV 4, 12: *nec vos, nisi in contumeliam ignominiamque nostram certare iuvat, quod contendatis, quicquam est* und Hor. Epod. 1, 23 f.: *militabitur | bellum in tuae spem gratiae.* — c. 43. *Vulgus quoque et hic aliud agens populus.* Der Herausgeber erklärt *aliud agens* allerdings richtig in herkömmlicher Weise: '*indifferent, apathetic to public affairs.*' Allein der Ausdruck wäre doch näher zu beleuchten durch Stellen wie Cic. Sext. Rosc. § 60 *iocari atque*

alias res agere oder durch das homerische *ἄλλο φρονέων* Od. I 374. Auch das *hic*, das geändert wurde, erheischt eine Bemerkung wie sie Orelli zu Hor. Sat. I 1, 29 nöthig fand: *hic quasi δεικτικῶς*: *„cuiusmodi cotidie vides“*. — c. 45. *Tu vero felix Agricola, non vitae tantum claritate, sed etiam opportunitate mortis.* G. wiederholt des Ref. Hinweis auf Xenophons Agesilaus. Nachzutragen sind die lateinischen Vorbilder der Stelle: Verg. Aen. XI 158 f.: *tuque, o sanctissima coniunx, | felix morte tua neque in hunc servata dolorum*; Ov. Met. XIII 521: *felix morte sua*. Vgl. A. Zingerle, Ovid und sein Verhältnis zu den Vorgängern und gleichzeitigen römischen Dichtern, Innsbruck 1869—71, I S. 65. Hieher gehört auch Ambrosius, *De excessu fratris* I 3 (ed. K. Schenkl. Mailand 1897): *Ego vero te, frater, cum vitae tuae flore tum mortis commoditate beatum arbitror*, eine Stelle, die übrigens nach Cic. De or. III 12 gestaltet ist. Vgl. auch Ambros. I 33 u. 64. — c. 46. *Multos veterum velut inglorios et ignobilis oblivio obruit.* So ediert G. ohne Bemerkung nach Haupt statt des handschriftlichen *obruet*: ob mit Recht? Vgl. die auffällige Verwendung des Futurs im concessiven Sinne Hor. Od. I 7, 1 *Laudabunt*, 9 *dicet*; I 20, 10 *bibes*; Horaz bezieht sich hier durchaus auf Thatsachen seiner Gegenwart. Die Wendung *oblivio obruit* ist außer der von G. beigebrachten Stelle aus Ciceros Brutus noch durch Cic. Fin. I 57, II 105 und Deiot. 37 zu beleuchten.

Wien. J. Golling.

Bötticher und Linzel, Denkmäler der älteren deutschen Literatur für den literaturgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten. I, 3: Das Nibelungenlied. 4. Aufl. 1899.

Diese Auflage unterscheidet sich von der vorhergehenden dritten in unwesentlichen Dingen. Erhöhte Aufmerksamkeit wurde vor allen den Anmerkungen gewidmet und manches aus ihnen mit gutem Rechte in das Wörterverzeichnis verwiesen. Vielleicht hätten die Herausgeber in diesem Punkte noch strenger vorgehen und eine weitere Anzahl von Worten nicht in den Anmerkungen, sondern im Verzeichnis besprechen sollen. So wäre dies z. B. möglich gewesen mit den Anmerkungen zu 5, 1 (*art*), 9, 3 (*margrâve*), 16, 1 (*aber*), 70, 4 und 108, 2 (*sint*), 86, 4 (*schône*), 206, 1 (*botenbrôt*), 327, 4 (*sporâche*), 470, 3 (*lantlinte*), 485, 4 (*antfanc*), 632, 4 (*sêre*) u. a. m. Die Anmerkung zu 137, 1 will uns glauben machen, dass *beite* das Präteritum zu *bîten* sei.

Giese Wilhelm, Kurze Einführung in das Studium des Gotischen. Heidelberg, Winter 1900. 103 SS.

„Vorliegendes Buch will den Gotisch Lernenden auf einem kürzeren Wege zum Ziele führen, indem es ihn von allen zeitraubenden Vorarbeiten befreit und nach nur wenig einleitenden Bemerkungen sofort an die Texte selber heranführt, mit ihm liest, übersetzt und ihn dabei befähigt, in den grammatischen Bau der Sprache einzudringen. Es soll ihm den Lehrer möglichst ersetzen und ihn schon in kurzer Zeit greifbare Resultate gewinnen lassen". Das Ziel, das der Verf. mit diesen Worten bezeichnet, sucht er mit Recht und mit Geschick auf dem Wege zu erreichen, dass er eine Anzahl gotischer Sätze aus Wulfilas Bibel ebenso behandelt, wie dies Zupitza in seinem bekannten trefflichen Buche („Zur Einführung in das Studium des Mittelhochdeutschen") mit Sätzen aus dem Nibelungenliede gethan hat. Da sich Giese nur an anerkannt gute Gewährsmänner hält, ist der Versuch ganz wohl gelungen, und sein Buch darf als sehr brauchbarer Führer für junge Germanisten bezeichnet werden. Einige sprachliche Unebenheiten, wie z. B. 'Wulfila lebte um Nikopolis herum' wird eine zweite Auflage, zu der es doch bald kommen dürfte, gewiss beseitigen.

Graz. Dr. Ferdinand Khull.

Dr. Friedrich Zöllner, Einrichtung und Verfassung der fruchtbringenden Gesellschaft vornehmlich unter dem Fürsten Ludwig zu Anhalt-Cöthen. Berlin 1899. Verlag des Allgemeinen Deutschen Sprachvereines (F. Berggold).

Der erhöhten Aufmerksamkeit, die man in der Gegenwart auf die Reinhaltung der deutschen Sprache von überflüssigen und entbehrlichen Fremdwörtern verwendet, ist es vornehmlich zu danken, dass sich auch die literargeschichtliche Forschung wieder mit den Vereinen und Gesellschaften beschäftigt, die in der Zeit des ärgsten Fremdwörter-Unwesens ähnliche Ziele verfochten wie die Sprachreiniger unserer Tage.

So hat sich in der jüngsten Zeit der Allgemeine Deutsche Sprachverein durch die Drucklegung der vorliegenden, der Einrichtung und Verfassung der fruchtbringenden Gesellschaft gewidmeten Arbeit Zöllners ein Verdienst erworben, das nicht nur der Sprachreiniger, sondern auch der zünftige Forscher mit Freuden anerkennen muss. Denn seit F. W. Barthold seine „Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft", Berlin 1848, veröffentlicht hat, die sich hauptsächlich auf die älteren Darstellungen aus dem 17. Jahrhundert wie v. Hille, Der Teutsche Palmenbaum, Nürn-

berg 1647, und G. Neumark, Der Neu-Sprossende Teutsche Pa
menbaum, Nürnberg 1668, stützt und die Thätigkeit der fruch
bringenden Gesellschaft im ganzen abfällig beurtheilt, wurde dur
G. Krause, Urkundlicher Beitrag zur Geschichte der deutsch
Sprachgesellschaften im 17. Jahrhundert der fruchtbringenden G
sellschaft ältester Ertzschrein, Leipzig 1855, und in jüngst
Zeit durch Anton Chroust im Euphorion, 3. Ergänzungsheft, 189
eine solche Fülle wertvoller Zeugnisse bekannt, dass nicht n
die Arbeit Bartholds im einzelnen mannigfache Berichtigung
verlangt, sondern auch das Urtheil des genannten Forschers üb
die Ziele und die Bedeutung dieser Gesellschaft eine gründlic
Umwandlung erfährt.

Infolge der Berücksichtigung des neu erschlossenen Ma
rials sind schon H. Schultz, Die Bestrebungen der Sprachgese
schaften des 17. Jahrhunderts für Reinigung der deutschen Sprac
Göttingen 1888, und H. Wolff, Der Purismus in der deutsch
Literatur des 17. Jahrhunderts, Straßburg 1888, zu wesentli
anderen Ergebnissen als Barthold gelangt. Eine völlig system
tische Verarbeitung des gesammten Stoffes bietet uns aber e
Zöllner in dem vorliegenden Buche.

Der Verf. lässt die dichterischen und schriftstellerisch
Leistungen der fruchtbringenden Gesellschaft fast gänzlich be
seite und sucht uns vielmehr mit ihrem inneren Leben auf Gru
gleichzeitiger Zeugnisse bekannt zu machen, unter denen d
Briefe der einzelnen Mitglieder die Hauptrolle spielen. Er b
grenzt dann auch zeitlich seine Arbeit dadurch, dass er fast n
die Glanzperiode der genannten Gesellschaft berücksichtigt, d.
die Zeit, in der Fürst Ludwig von Anhalt-Cöthen an ihr
Spitze stand.

Das Buch zerfällt in drei Hauptabschnitte.

In dem ersten Theile „Die Gründung der fruchtbringende
Gesellschaft“ (S. 5—11) macht uns der Verf. zunächst mit de
Fürsten Ludwig von Anhalt-Cöthen bekannt. Dieser lernbegierig
für Kunst und Wissenschaft gleich begeisterte Mann war a
seinen Reisen mit den italienischen Gelehrtenvereinen bekannt g
worden. Als er gelegentlich eines Trauerfalles im Jahre 1617 m
anderen Fürstlichkeiten und hohen Würdenträgern auf dem Schloss
Hornstein zusammenkam, stellte er die vaterländischen Bestre
bungen der italienischen Akademien in so günstigem Lichte da
dass der weimarische Hofmarschall Kaspar von Teutleben noc
am selben Tage die Bildung einer ähnlichen Vereinigung durch
setzte, die ihre Mitglieder zu einem ehrbaren Leben und z
Pflege der hochdeutschen Sprache in Wort und Schrift verpflich
tete. Diese neue Gesellschaft nannte man die fruchtbringende
ihr „Zeichen“ war der „Indianische Palmen- oder Nussbaum“ un
ihr Wahlspruch lautete: „Alles zum Nutzen“. Das erste Ober
haupt des Vereines war Kaspar von Teutleben. Als dieser in

ahre 1620 in koburgische Dienste trat, behielt er seine Würde
ohl noch dem Namen nach bei; die Leitung der Gesellschaft
ernahm aber thatsächlich Fürst Ludwig, der dann auch nach
entlebens Tode im Jahre 1629 zum Vorstande gewählt wurde
nd sich als solcher bis zu seinem Tode im Jahre 1650 in treff-
cher Weise bewährte.

Im zweiten Abschnitte (S. 12—72) schildert uns Zöllner
„die äußere Einrichtung der fruchtbringenden Gesellschaft". Er
eigt, mit welcher Vorsicht Fürst Ludwig bei der Aufnahme neuer
Mitglieder zuwerke gieng. Obwohl die Gesellschaft anfangs nur
aus Adeligen bestand, so fanden doch auch bald Bürgerliche in
dieselbe Eingang, und Ludwig legte ein besonderes Gewicht da-
rauf, dass innerhalb des Vereines der Standesunterschied keine
Berücksichtigung erfuhr. Dagegen stand er der Aufnahme von
Geistlichen kühl, ja beinahe feindselig gegenüber, weil er von
ihnen ein Hereintragen religiöser Streitigkeiten in den ausschließ-
lich vaterländischen Interessen dienenden Bund befürchtete. Dass
ab und zu Personen, die zur Verbreitung des Deutschthums nichts
beigetragen haben, ja selbst Ausländer in diesen echt deutschen
Kreis Aufnahme fanden, erklärt sich wohl daraus, dass mitunter
auch Rücksichten auf die sociale Stellung des Bewerbers oder
selbst Erwägungen politischer Natur den Ausschlag gaben. Auf-
fallend aber bleibt es, dass bedeutende Dichter der Zeit, wie Zesen
und Opitz, erst spät Mitglieder der Gesellschaft wurden.

Die Einweisung der Neulinge erfolgte unter besonderen Feier-
lichkeiten. Hierauf erhielt der Aufgenommene zum äußeren Ab-
zeichen ein „Gemälde" oder „Bild", das dem Pflanzenreiche ent-
nommen war, und in Anlehnung an dieses einen Gesellschafts-
namen. Mit Rücksicht auf das Bild und den Namen wurde dem
neu eingetretenen Gesellschafter ein kurzer Sinnspruch „das Wort"
ertheilt. So hatte Fürst Ludwig zum Bilde ein Weizenbrot, er
hieß „der Nährende", und sein Wort lautete: „Nichts Besseres".
Gemälde, Namen und Wort erfuhren dann im „Reingesetz" eine
Erläuterung. Für jedes Mitglied wurde eine ovale Denkmünze aus
Gold hergestellt, die auf der einen Seite sein „Gemälde" und auf
der anderen den Palmbaum, den Namen und Wahlspruch der ge-
sammten Gesellschaft zeigte. Dieser „Gesellschaftspfenning" musste
bei den Zusammenkünften an einem sittichgrünen Bande wie ein
Orden getragen werden. Endlich musste jeder Theilnehmer sein
Geschlechtswappen für die Wappentapete sticken lassen, die einen
Saal im Schlosse zu Cöthen schmückte. Die Schriften der Ge-
sellschafter wurden in dem „Ertzschreine" (dem Archive) aufbe-
wahrt, der von Ludwig selbst verwaltet wurde. Erst Ludwigs Nach-
folger Herzog Wilhelm zu Weimar braucht einen „Erzschreinhalter".
Die Abzeichen der einzelnen Mitglieder finden wir nebst Angaben
über ihren Eintritt in dem Stammbuche des Bundes verzeichnet,
das wiederholt in Druck gelegt wurde.

Der dritte Abschnitt (S. 73—118) handelt von dem „inneren Leben der Gesellschaft“. Dem Verkehre zwischen den einzelnen Mitgliedern bereitete die Unsicherheit der Briefbeförderung während des dreißigjährigen Krieges manche Schwierigkeiten. Trotzdem ist ein reger Briefwechsel zwischen den einzelnen Gesellschaftern bezeugt. Außerdem fanden sich viele von ihnen zu gemeinsamen Besprechungen zusammen. Sowohl im schriftlichen wie im mündlichen Gedankenaustausch befleißigten sie sich der „unvermengten“ deutschen Sprache und enthielten sich nach Möglichkeit der Fremdwörter.

Obwohl sie es mit ihren sprachreinigenden Bestrebungen so ernst nahmen, dass sie sich z. B. fast ausschließlich der deutschen Monatsnamen bedienten, hielten sie sich von dem übertriebenen Verdeutschungseifer mancher Zeitgenossen frei. Ihre weise Mäßigung zeigt sich auch darin, dass sie sich gegen Gründungen ähnlicher Art nicht abschlossen, sondern ihren Mitgliedern den Eintritt in fremde Sprachgesellschaften ohneweiters gestatteten und den Gründern anderer Vereinigungen die Aufnahme in die Fruchtbringende Gesellschaft nicht versagten. Ja selbst mit den italienischen Akademien wurde ein Verkehr angebahnt.

Aber nicht nur durch gegenseitigen Meinungsaustausch, sondern auch durch schriftstellerische Leistungen, besonders durch Übersetzungen und Bearbeitungen ausländischer Schriften suchten die Theilnehmer an unserem Bunde die Muttersprache zu fördern. Bezüglich der Wahl der Stoffe wandte man sich zu wiederholtenmalen an Fürst Ludwig um Rath, und auch die fertig gestellten Werke pflegte man dem Oberhaupte zur Begutachtung vorzulegen, das besonders gelungenen Schriften ein Sonett zur Empfehlung beifügte.

So entfaltete die fruchtbringende Gesellschaft eine segensreiche Thätigkeit dadurch, dass sie die Liebe zur deutschen Sprache und deutschen Sitte in den vornehmen Kreisen der Zeit festigte. Aber auch bedeutende Werke wie Schottels „Teutsche Sprachkunst“ und Gueinzens „Deutsche Rechtschreibung“ sind aus ihrem Schoße hervorgegangen. Erst nach dem Tode des Fürsten Ludwig (1650) sank die Gesellschaft von ihrer Höhe herab, weil die Nachfolger des „Nährenden“ über ihrer Vorliebe für äußeren Prunk die eigentliche Arbeit für die Sprache vergaßen. Um 1680 scheint ihre Thätigkeit abgeschlossen zu sein.

Der Referent glaubte sich zu einem eingehenden Berichte über den reichen Inhalt der ausgezeichneten Arbeit Zöllners schon deshalb verpflichtet, weil sich das gehaltvolle Büchlein durch seine gewandte und fließende Darstellung auch den Fachgenossen zur Lectüre empfiehlt, die der Literatur des 17. Jahrhunderts ferner stehen. Es besitzt außerdem vor manchen anderen Specialuntersuchungen auch den Vorzug, dass es aus einem eingehenden Studium der gesammten zeitgenössischen Literatur hervorgegangen

st. **Ref.** konnte trotz zweimaliger Lectüre des Werkes nur ein inziges Versehen auf S. 121 finden, wo die Gründung des Ristchen Schwanenordens irrigerweise in das Jahr 1660 (statt 1656) erlegt wird. Im Interesse unserer Kenntnis der Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts ist es nur zu wünschen, dass der Verf. uns auf die in der Einleitung versprochenen weiteren Veröffentlichungen nicht lange warten lässt.

Görz. Dr. Franz Streinz.

Die Isolierten. Varietäten eines literarischen Typus. Von Dr. Eduard Castle. Berlin, Verlag Alex. Duncker 1899.

Schon durch die Wiederaufnahme, Ausprägung und Hinausgabe des Titelschlagwortes „Isolierte" hat der Verf. sich um die Literaturgeschichte und nicht bloß um diese verdient gemacht. Größer wäre dies Verdienst noch, hätte er jenen Terminus scharf umgrenzt, während in der That dem Leser der geistreichen Studie die Aufgabe nicht erspart bleibt, selber die Peripherie des Begriffs zu suchen. Wenn wir Castles Gedankengängen richtig gefolgt sind, so ist ihm ein „Isolierter" derjenige, welcher *a priori*, von Geburt an, nicht etwa erst durch die Consequenzen seiner frei gewollten Handlungen der menschlichen Gesellschaft oder mindestens dem Ausschnitt derselben, in dem er zu leben wünscht oder gezwungen ist, abgesondert gegenübersteht: ein an tragischen Möglichkeiten überreiches Verhältnis. Der Isolierte erscheint ohne, vielmehr gegen seinen Willen isoliert; eine *force majeure* trennt ihn von den Menschen, seinen Brüdern. Als elementarste Formen der Isolierung kämen in Betracht: Verschiedenheit der Rasse, der Sprache, des Stammes, sodann auffällige geistige oder leibliche Gebrechen; höhere Differenzierung ist vorauszusetzen, wenn das Individuum sich von einer ihm sonst homogenen, aber andersgläubigen oder social höheren, resp. niedrigeren Gemeinschaft ausgeschlossen sieht. Die Zahl der Möglichkeiten ist damit nach oben hin noch nicht erschöpft; wenn man das Problem völlig aus- und durchdächte, so erschiene zuletzt jeder Mensch allen anderen gegenüber als isoliert, jeder durch Abkunft, Umgebung, Schicksal in eigenartiger und nur eben ihm eigenthümlicher Weise influenziert und darum ein anderer als die anderen, jeder auch durch die Unzulänglichkeit der Sprache, dann durch den Druck der Außenwelt außer Stande gesetzt, sein Innenleben nach außen zu projicieren und deshalb ein Unverstandener, ein Isolierter, ob er sich dessen bewusst ist oder nicht: das Lieblingsthema der Dichtung Byrons, Grillparzers, Hebbels. Doch dies beiseite gesetzt: der Begriff des „Isolierten", wie wir ihn, den Anregungen Castles folgend, abgesteckt

haben, deckt sich, wie man sieht, keineswegs mit dem schon in Umlaufe befindlichen des „Declassierten“, sondern dieser fällt zum größten Theil in den Umfang des ersteren. Zum größten Theil denn der Verf. betont (S. 41), er habe es nur mit dem Einzelnen gegenüber allen anderen, nicht mit den Conflicten zwischen einer auch noch so kleinen Minorität und einer herrschenden Majorität zu thun.

1824 wies Goethe in „Kunst und Alterthum“, woselbst er kurz vorher seine herrliche lyrische Paria-Trilogie zum erstenmale veröffentlicht hatte, auf die eigenthümliche zeitliche und stoffliche Coincidenz dieser Dichtung mit den Dramen Delavignes „Le Paria“ (1821) und Michael Beers „Der Paria“ (1823) hin. Goethe zieht aus solchem Zusammentreffen keine weiteren Schlüsse, und auch wir können — abweichend von Castle — in dem gleichzeitigen Erscheinen dieser drei Paria (von denen der Goethesche vierzig Jahre zurückreicht!) nur einen Zufall erblicken, höchstens zwischen Delavigne und Beer eine sehr naheliegende literarische Tradition zugehen, in welchem Falle wir aber die vom Verf. behauptete wechselseitige Unabhängigkeit bestreiten müssten. Ungleich wichtiger indes als Goethes beiläufiges Aperçu erscheint eine von Heine im Stuttgarter „Morgenblatt“ 1828 veröffentlichte Kritik des Beerschen „Struensee“, welche eine enge Ideenverwandtschaft zwischen Werthers Leiden, Ludwig Roberts „Macht der Verhältnisse“ (1811), den beiden Pariadramen überzeugend darthut und (nach dem landläufigen Text) den Satz beifügt: „Dieselbe Macht der Verhältnisse erschüttert uns in „Urika“ und „Eduard“, der „Herzogin von Duras“, und in „Isidor und Olga“ von Raupach“. Jene Wahrnehmung Goethes, diese Behauptung Heines, nachzuprüfen, tiefer zu begründen, auf andere Objecte auszudehnen, einen Typus für den all diesen Dichtungen gemeinsamen Helden und diesem Typus einen Namen [1]) zu finden und nun an dessen „Varietäten“ das Typische und das Variable nachzuweisen: das unternimmt und das leistet die vorliegende, ungewöhnlich elegant und anziehend geschriebene Arbeit.

Zunächst wird der von Heine gezogene Kreis noch erweitert. Denn schon in der dem Robertschen Drama gleichzeitigen Novelle des Grafen Xavier de Maistre „Le lépreux de la cité d'Aoste“ findet C. mit Recht den Typus des (diesmal durch körperliche Gebrechen) Isolierten, der ein Jahrzehnt später die deutsche und die französische Dichtung so auffallend oft beschäftigt. Was sodann die von Heine citierten Werke „Urika“, „Eduard“, „Herzogin von Duras“ anlangt, so haben wir es hier, wie man nun

---

[1]) Welchem übrigens eben jener Aufsatz Heines schon nahe kommt, demzufolge Struensee „auf den hohen Isolierschemeln seiner Ideen tragisch allein stand“, Heine denkt sich hier einen „Isolierten“ in dem oben von uns angedeuteten weitesten Sinn.

ank dem Verf. weiß, mit einer bis in die jüngsten Heine-Ausaben fortgepflanzten Textcorruptel zu thun; die Gänsefüßchen es letzten Titels oder besser Scheintitels sind zu tilgen, wie sie enn auch im ersten Drucke, Morgenblatt 1828, S. 352 fehlen, enn die Herzogin Claire Durfort de Duras (1777—1829), eine esellschaftliche und geistige Koryphäe der bourbonischen Restanation, ist eben die Verfasserin[1]) der ihrerzeit von größtem Erfolg begleiteten, nun sammt ihrer Schöpferin längst vergessenen ensationsromane „Ourika" (1823) und „Édouard" (1825). Ourika er Roman einer in die vornehme Gesellschaft Europas verschlagenen Negerin — Isolierung durch die Rasse; Édouard der Roman ines unter die oberen Zehntausend gerathenen Bürgerlichen — ociale Isolierung also, wie in jener fast abseits liegenden Episode es Werther, an welchem bekanntlich Napoleon auszusetzen fand, lass dem socialen Ehrgeiz des Helden zu wenig Einfluss auf den Gang der Handlung eingeräumt worden sei. Wir verstehen nun auch, warum Heine seinen Versuch, eine literarische Tradition zu tracieren, mit Werthers Leiden beginnt. — Die uns vorliegende Schrift erörtert das Verhältnis der beiden Romane zu den persönlichen Erlebnissen der Frau v. Duras, zu der nahe verwandten, ihrerseits von Rousseau beeinflussten Werther-Poesie Chateaubriands, zu der politischen und ethischen Doctrin des Restaurationszeitalters. Durch Castle erscheint eine grobe Vergesslichkeit der französischen Literaturgeschichte, die sogar den Namen der Herzogin nicht mehr kennt, gesühnt und zugleich eine besondere Spielart des französischen Werthertypus Rousseau-Chateaubriandscher Factur nachgewiesen: Werther der Isolierte, René der Isolierte, wenn man will. Wenn übrigens die Franzosen selbst von ihrer Duras nichts wissen, so wird man trotz der Spuren, welche „Ourika" und „Édouard" auch in unserer Literatur hinterlassen haben[2]), jene Verderbnis der Heineschen Vulgata leichten Herzens entschuldigen[3]).

Auf den Spuren Heines geleitet uns der Verf. nun zu den oben erwähnten, scheinbar gleichzeitigen „drei Parias". Wir gestehen, der von C. getroffenen Anordnung Beer, Delavigne, Goethe

---

[1]) Wie umgekehrt Dichtungen sich in Dichter verwandeln können, dafür ein Beispiel in der Studie des Ref. „Die Tablettes Autrichiennes" (Ein Wiener Stammbuch 1898, S. 192).

[2]) Von einem dritten Roman der Duras „Olivier" (1826) plante der Wiener Verleger J. P. Sollinger neben einer franz. auch eine deutsche Ausgabe, welch letztere von unserem J. G. Seidl angeblich schon fertiggestellt vorlag, offenbar aber, dem Schweigen sämmtlicher Nachschlagewerke zufolge, nie erschienen ist. Vgl. ferner Castle S. 39 f., 64 ff.

[3]) Nicht so die unglaublich saloppe Behandlung fremdländischer Eigennamen und fremdsprachlicher Citate in der zu Ende des Vorjahres erschienenen, durch einen guten Herausgebernamen und eine angesehene Verlagsfirma gedeckten „Gesammelten Schriften" Börnes.

eine chronologische, also gerade umgekehrte, aus methodischen wie aus inneren Gründen vorzuziehen. Da träte denn zunächst Goethes dreitheiliger „Paria" in unseren Gesichtskreis, eine vom Dichter durch wohl vier Jahrzehnte sorglich ausgetragene Schöpfung, über die der Verf. S. 54 ff. literarhistorische Facten in nachahmenswerter, Exegetisches in unverhältnismäßiger Kürze mittheilt. Wir müssen uns hier versagen, vom letzteren Gesichtspunkte aus dem Gedichte näherzutreten; der Verf. hätte sich's im eigensten Interesse seiner Arbeit nicht entgehen lassen sollen auch hier nach dem von ihm aufgestellten Typus und dessen Variierung zu fragen. Die Antwort darauf hätte nur negativ ausfallen können. Von Isolierung im Sinne des Verf.s, von Vereinzelung des Einzelnen, des Individuums ist bei Goethe gar nicht oder höchstens nur insofern die Rede, als eben das Wort „Paria" ähnliche Vorstellungsreihen leicht hervorruft; Goethes Paria aber betet und dankt im Namen und gleichsam mit Mandat seiner ganzen Gattung. Nicht den Protest eines Enterbten gegen sociale Vergewaltigung, sondern den von Tausenden vernehmen wir und die Forderung dieser Tausende nach einer Religion, einer frohen Botschaft, einer Verheißung: „Denn du hast den Bajaderen Eine Göttin selbst erhoben; Auch wir andern, dich zu loben, Wollen solch ein Wunder hören"; und dann, da die geheimnisvolle „Legende", man weiß nicht aus wessen Munde, erklingt und den Wunsch der Ärmsten erfüllt, den Dank des Wortführers: „Großer Brama! nun erkenn' ich, Dass du Schöpfer bist der Welten! Dich als meinen Herrscher nenn' ich, Denn du lässest alle gelten. Und verschließest auch dem Letzten Keines von den tausend Ohren; Uns, die tief Herabgesetzten, Alle hast du neu geboren". Vielleicht findet Ref. anderwärts Gelegenheit, die unsterbliche, durch Loewes Töne fast congenial verklärte Dichtung in den Zusammenhang Goethescher Gedankengänge einzufügen.

Vom stoffgeschichtlichen Standpunkt ist natürlich gegen die von Goethe selbst sanctionierte Zusammenstellung der drei Parias nichts einzuwenden. Delavignes hohle Tragödie wird S. 51 ff. kurz und treffend erledigt und von C. selbst aus dem Kreise der „Isolierungs"-Dramen ausgeschieden. Die social höhere Schicht hat den Paria bereits vor Beginn des Stückes bereitwillig recipiert; der Gegensatz liegt nicht zwischen dem Ex-Paria Idamore und der herrschenden Kriegerkaste, sondern zwischen ihm und seinem greisen Vater Zarès, der, von Goethe treffend mit Schillers altem Thibaut verglichen, plötzlich auftaucht, um den Sohn wieder für sich und implicite für die Parias zu reclamieren: also ein an sich sicherlich nicht undankbares, in andrer Wendung von Heines „Almansor" aufgenommenes Problem, nur nicht das, welches für C. und uns zur Discussion steht. Zuletzt — oder nach dem Verf. zuerst — die Tragödie Michael Beers, deren Quelle C. in der „Chaumière indienne" (1790) findet, einer Idylle

ernardins de St. Pierre, dem üppigen Nährboden Rousseau-her Ideen entsprossen, wie desselben Dichters weltberühmte ährgeschichte „Paul et Virginie". Beer bat den spärlichen novel-stischen Unterbau der „Chaumière" bloßgelegt, vielfach verbunden nd erweitert und darüber ein Iambendrama nach bekanntesten .ustern gebaut, das culturhistorischen Wert und die Fähigkeit ı fesseln und zu rühren nur durch den Umstand erhält, dass eer seinen tiefen Schmerz über das „Unglück, Jude zu sein" em Drama eingehaucht hat; die unmittelbaren Anlässe solch ver-weifelnden Grams, die historischen Voraussetzungen, aus denen dem ichter selbst das Gefühl der Isolierung sich aufdrängte, aus enen er dann mit leichter Maskierung seinen Paria Gadhi schuf, nd vom Verf. S. 43—47 zwar flüchtig, aber richtig skizziert; er tiefer in die Geschichte jener interessanten Bewegung, auf ie Beers Drama reagiert, eindringen will, wird von Treitschkes)eutscher Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert [3]2, 416—421 nd Goedekes Grundriss [1]3, 962 und 1250 angehen müssen. 'erhüllte oder offene Darstellung des jüdischen „Isolierten" kehrt, nebenbei bemerkt, fast gleichzeitig in der langen, 1825 mit „Vivian)rey" beginnenden Romanreihe Disraelis immer wieder.

Stoffgeschichtliche Betrachtung also ist's, was dies Capitel usammenhält, und der Verf. selbst gibt S. 49 und 58 einige erartige Daten, welche die Verbreitung indischer Themen und peciell des Paria-Motivs innerhalb deutscher und auswärtiger Bühnendichtung beleuchten. Nur die zweite Gruppe zu ergänzen, sei hier versucht, denn nur hier lässt sich eine Vollständigkeit annähernd erzielen. Wie Beers Drama, so geht auf Bernardin de St. Pierres Prosadichtung die Oper „Le Paria ou la chaumière indienne" von Demoustier (1792, Musik von P. Gaveaux) und „Les Parias" von Hippolyte Lucas (1874, Musik von Edm. Membrée) zurück, die letztere nach der Inhaltsangabe im Opern-lexikon von Clément und Larousse (neu herausgeg. von Pougin) offenbar auch auf Beer. Bei Delavignes Drama (1824) legten von Anfang an die Chorstellen eine Vertonung nahe: auf ihm beruht eine Oper des polnischen Componisten Stanislaw Moniuszko „Der Paria" (1870); die Paria-Opern des Fürsten Michele Carafa (1. Auff. Venedig Februar 1826, Text von G. Rossi) und Donizettis (Neapel 1829), deren Texte mir gleichmäßig unzugänglich sind, gehören sicherlich, schon aus chronologischen Gründen, in die Tradition Delavignes. Endlich sei eines anonymen vieraktigen Schauspieles „Der Weise in Indien" gedacht, auf das mich Dr. v. Komor-zynski freundlich hinweist; der Theaterzettel der Première (Theater an der Wien 12. October 1801) führt der Reihe nach an: Gulai, ein Indianer aus der Kaste der Parias; Eldora, sein Weib; Selli, seine Tochter; Lord Johnson; Eduard, sein Sohn; Owachy, ein junger Indianer, aus dem Stamme der Braminen. „Die Handlung geht in einem Thale, unweit einer Stadt in Indien vor". Es scheint

hier der durch Einführung eines jungen Liebespaares und eine Rivalen erweiterte Stoff der „Chaumière indienne“ in banal Weise dramatisiert worden zu sein.

Auch der dritte und letzte Abschnitt der Castleschen Schrif „Herr und Sclave“ überschrieben, strebt, statt den durch de Gesammttitel vorgezeichneten Weg zu verfolgen, vielmehr stof geschichtlichen, übrigens sehr verdienstlichen Zielen zu. Währen es sich in den bisher besprochenen deutschen und französische Dichtungen entweder um einzelne Isolierte oder doch um isoliert Gruppen, immer aber um einen Gegensatz zwischen F r e i e n han delt, weist C. nunmehr an einer Reihe von zeitlich verschwisterte ausschließlich deutschen Dichtungen ein und dasselbe Problem eben „Herr und Sclave“, in naturgemäßer Variierung nach. Hi wird die Isolierung zu einer sozusagen wechselseitigen; zw Welten stehen einander fremd gegenüber; im normalen Zustand der Dinge wird der Sclave, bei einem Umsturze dagegen, wie ih die Dichter mit Vorliebe schildern, der Herr alle Verzweiflun machtloser Isolierung fühlen müssen. Außerhalb Deutschland reicht die Tradition weit zurück: eine Novelle der Aphra Beh (1640—1789) „Oroonoko or the Royal Slave“ (1696) lässt, an persönlichen Erlebnissen der geistreichen Verfasserin beruhend den Emancipationsgedanken bereits durchschimmern, und aus diese Erzählung schöpfte Thomas Southerne (1660—1746), ein talen tierter Dramatiker der englichen Restaurations- und oranische Epoche, das Sensationsdrama „Tragedy of Oroonoko“ (1699), wori eine Sclavenrevolte auf die Scene gebracht wird und die Sym pathien des Dichters sich ziemlich klar den gequälten Schwarzen insbesondere dem Liebespaare zuneigen.

Ordnen wir die von Castle näheren Eingehens gewürdigten literarischen Documente chronologisch, so erhalten wir folgende Reihe: (1796 Kotzebue „Die Negersclaven“); darauf beruhend 1822 Adolf Freiherr v. Seckendorf „Die Sclavenrache“; 1825 Raupach „Isidor und Olga“; 1829, wieder im Anschluss an Kotzebue, Zedlitz „Herr und Sclave“ — lauter Dramen, nun noch eine Novelle: 1833 Tieck „Der Tod des Dichters“, nämlich des großen Camões. Abgesehen von unbedeutenden Erscheinungen, wie solche auch S. 70 Anm. 2 reichlich zusammengestellt sind und z. B. durch Kaysers Bücher-Lexikon 6, 94 f.[1]) nach rückwärts zu vermehren wären, hätte das Gesammtbild des Typus durch Einbeziehung wenigstens von Grillparzers „Spartakus“ (1810), Kleists „Vermählung in S. Domingo“ (1811), Körners „Toni“ (1812), Friedrich v. Uechtritz' „Rom und Spartacus“ (1823) an Fülle der Varie-

[1]) Hiezu etwa noch Friedrich Gustav Hagemann (1760 bis circa 1820) „Seliko und Berißa oder die Liebe unter den Negern“; auch hier, wie bei Southerne, Polemik gegen den Sclavenhandel und zugleich Nachweis der sittlichen Höhe der Neger an einem Liebespaare.

‹ten nur gewonnen; oder wollte sich der Verf. nur auf die Zeit ‹ch der „Ourika“ (1823) einschränken? Aber eben jene eben ‹tierte Anmerkung von S. 70 greift bis in den Anfang des letzten ‹hrhunderts zurück. Die rührendste Form des Motivs „Herr und ‹clave“, der auch in der zeitgenössischen Malerei beliebte Stoff ‹s verarmten, von einem treuen Sclaven erhaltenen Camões hat - diese Notiz sei noch verstattet — neben anderen Componisten ‹uch einen Deutschen, Friedrich v. Flotow, gerade ein Jahrzehnt ‹ach Tiecks meisterlicher, von C. schon gewürdigter Novelle zu ‹iner Oper angeregt und überdies in Wilhelm v. Chézye Drama ‹Camoens“ (1832) wie in Friedrich Halms gleichnamigem Einacter ‹1838) beiläufig Verwertung gefunden.

Der Verf. deutet S. 58 f. die culturhistorischen Voraus‹etzungen dieser im XVIII. Jahrhundert einsetzenden Sclaven- und ‹eibeigenendichtung an; was insbesondere die Negersclaven an‹langt, so hätte jedenfalls noch darauf hingewiesen werden können, ‹lass durch die ganze Aufklärungszeit die Theilnahme am Schick‹sale der leibeigenen Schwarzen in gleichmässigem Fortschreiten ‹begriffen war[1]), dass seit 1783 die Sclavenfrage sozusagen ‹dauernd auf der Tagesordnung des Parlaments stand, dass sich ‹aus den wüsten Kämpfen auf Haiti um die Jahrhundertwende die ‹edle Gestalt Toussaint-Louvertures († 1803) erhob, des ersten ‹Negers, der sich so etwas wie Berühmtheit gewonnen und das ‹auf der ganzen Rasse lastende Vorurtheil siegreich durchbrochen ‹hat, dass endlich 1821, gleichzeitig also mit „Ourika“ und am Beginne ‹jenes Jahrzehnts, das die eigentliche Domäne des vorliegenden ‹Buches bildet, der afrikanische Negerfreistaat Liberia unter all‹gemeiner Sympathie Europas sich constituierte. Ohne von einem ‹Toussaint-Louverture zu wissen, hätte weder Kleist seine Toni, ‹noch Frau von Duras ihre Ourika schaffen können, Frau von Duras, ‹deren Freund Chateaubriand unmittelbar vor dem Erscheinen dieses ‹Romans auf dem Congresse von Verona ein diplomatisches Memoire ‹über die Sclavenfrage ausarbeitete[2]). Lamartine, der etwa ein Jahr‹zehnt nach Chateaubriands Eintreten für die Neger in gleichem ‹Sinne mehrere glänzende Kammerreden hält (1835 f.), macht ‹1840 mit gutem Bedacht den Helden von San Domingo zum Träger ‹eines phrasenreichen Alexandrinerdramas (aufgeführt 1850), und ‹im selben Jahre erscheint Theodor Mügges gewandter und span‹nender Roman „Toussaint“.

---

[1]) Sehr instructiv gestaltet sich hier ein Vergleich des Artikels ‹»Nègres« in den verschiedenen Auflagen der Encyklopädie, z. B. Neufchâ‹teler Ausg. 11 (1765), 79 ff. und Yverdoner Ausg. 30 (1774), 203. Dort ‹neben warmer Sympathie für die Sclaven immerhin noch eine Apologie ‹der Institution, hier eine förmliche Streitschrift von großem Umfange ‹für die Schwarzen.

[2]) Vgl. Agénor Bardoux, La duchesse de Duras (1898), S. 422.

Die vorliegende Studie ist, wie aus dem bisher Erörtert hervorgeht, in mehr als einer Hinsicht wertvoll: sie ber chert den noch sehr geringen Typenvorrath der Literaturheschr hung, exhumiert mit vollem Recht die Duras, deckt ein gan Geflecht organisch zusammenhängender literarischer Beziehung auf, dies alles in sehr gefälliger, auch den Nichtfachmann gew nender Form. Dennoch lassen sich einige Einwendungen met dieser Art kaum unterdrücken. Dass die Arbeit nicht hält w sie verspricht, dass sie fortwährend von der Untersuchung variierten Typus in ein anderes Geleise, das der Stoffgeschicl geräth, hat unser Referat bereits darthun müssen; als Fol solchen Schwankens ergibt sich Unvollständigkeit hier wie d deren absolutes Gegentheil freilich an und für sich unerreicht ist. Hätte ferner C. nicht verabsäumt, sich über den Beg seines Typus mit sich und uns zu einigen, so wäre seine D stellung sicherlich nicht an vielen unabweislichen Objecten v beigeeilt. Selbst wenn wir die nirgendwo ausgesprochene, übrig gelegentlich durchbrochene Selbstbeschränkung des Verf. auf Restaurationszeit und speciell auf Deutschland und Frankrei hinnehmen, müssen wir fragen: wo bleibt der durch physische A normität „Isolierte", dieses Schoßkind der französischen Romant wo Grillparzers „Medea", die genialste Gestaltung des Typ den C. an der Ourika paradigmatisch abwandelt? Und war es g jene feinere, geistige Art der Isolierung, auf die wir im Ei gange dieser Besprechung hinwiesen (Childe Harold, Fantasi Der arme Spielmann und tausend andere Varietäten) von vor herein abzuweisen, statt in ihr die höchste Vervollkommnung d Typus als solchen zu erkennen?

Noch eines. Sicherlich ist nichts dawider einzuwenden, wen der Literarhistoriker die poetische Verwertung eines psychologische Typus oder überhaupt eines Stoffes derart untersucht, dass er vo vornherein nur Erzeugnisse einer bestimmten, natürlich abgegrenzte Periode in Betracht zieht, zumal wenn die Existenz des Typu so einleuchtend bewiesen, die stoffliche Zusammengehörigkeit richtig erkannt wird, wie von unserem Verf. Die Vortheile eine solchen Vorgehens sind klar. So wenig man aber die gan Weltliteratur mobil zu machen braucht, um auf neuem Wege i das geistige Leben der deutsch-französischen Restaurationszei einzudringen, so wenig darf hinwiederum die Frage nach de Herkunft eines solchen Typus außeracht gelassen werden; min destens stillschweigend muss der Forscher sie sich beantworten damit er nicht der Gefahr verfalle, die Originalität seines Typus für den besondere betrachteten Zeitraum zu hoch, die specifisch Färbung desselben irrig zu charakterisieren. Der Verf., der im Rousseauismus den Nährboden seiner „Isolierten" sieht und sie nur später durch die Romantik einer-, den Liberalismus anderer- seits determiniert werden lässt, hätte, rück- so scharf wie vor-

s blickend, wesentlich andere Gesichtspunkte für seine Be-
itungen gewonnen. So wie nicht erst d'Alembert noch auch
eron (S. 5) das Unglück, leben zu müssen, in Worte gefasst
n (ein Aufschrei, fast so alt wie die Literatur selbst!), so
uch der literarische Typus des Isolierten mit fast allen seinen
etäten uralt. Jahrtausende vor de Maistres Aussätzigem klagt
unendlich gewaltiger und ergreifender als sein sentimentales
bild über unverschuldetes Leid und die Qual der Isolierung
u. a. Cap. 19, Vers 13—19); der Mohr unter den Weißen,
Jude unter den Christen sind durch Shakespeare, wenn auch
die Weichlichkeit der Duras oder Michael Beers, dennoch
voller Erkenntnis des Problems und seiner Tragweite (vgl.
hant of Venice Act III, Sc. 1) für alle Zeit und nicht am
gsten für die Shakespeare-trunkene der Duras und Beer typi-
worden: gerade den „More de Venise" und den „Shylock"
Alfred de Vigny 1829 von allen Dramen Shakespeares allein
belebt, und Lamartines oben erwähnter „Toussaint" z. B.
setzt (Act V, Sc. II) die berühmte Philippika des Juden:
th not a Jew eyes?..." von Gedanken zu Gedanken aus dem
itischen ins Äthiopische. Doch soviel zugegeben: eine directe,
iterbrochene Tradition eines literarischer Hilfe so ganz un-
irftigen, durch das reale Leben immer wieder nahegelegten
as nachzuweisen, dürfte — immer vom Einfluss der Bibel
Shakespeares abgesehen — nicht leicht fallen, mit einer
igen Ausnahme indes, der rassiger oder nationaler Isolierung;
wichtig diese Tradition gerade für sein engeres Thema ist,
der Verf. selbst nachträglich richtig erkannt[1]). Denn schon
Altertbum findet eine geeignete Form zunächst für ganz un-
ngene Beurtheilung des Vaterlandes, dann für Satire auf alle
eimischen Stände darin, dass ein fernher kommender Barbar
en in die Civilisation gestellt wird und dieselbe nun entweder
kennt oder — als Scheincivilisation entlarvt. Kynische Philo-
eme, bukolische Poesie, deren Spuren allenthalben, auch auf
einbar ganz abgelegenen Gebieten zu finden sind, das nervöse
urgefühl spätclassischer Übercultur, von Friedländer so meister-
t dargestellt, endlich die conservative Geschichtsschreibung
h Art eines Tacitus — all das fördert jene immer geläufiger
dende Vorstellung. Wer die Geschichte dieses (von Joh. Rentsch[2])
ht übel so benannten) „Skythenmotivs" schreiben wollte, müsste
iger zwar vom Σκύθης, als vom Τόξαρις und Ἀνάχαρσις
ians ausgeben und weiterhin sich von den übrigens keines-

[1]) Vgl. Chronik des Wiener Goethe-Vereines XIV (1900), 6.

[2]) Lucianstudien (Jahresbericht d. Gymn. zu Plauen i. V. 1895),
11 f.

wegs ausreichenden Zusammenstellungen Dunlops[1]) und Lansons und namentlich von der reichen Voltaire-Literatur leiten lasse Wie die Pilze schießen sie in der Aufklärungszeit auf, alle d Schriften, in welchen — doch lassen wir Dunlop sprechen - „remarks on the history, manners, and customs, of a nation, a presented through the supposed medium of a foreigner, who views are unbiassed by the ideas and associations to which t mind of a native is habituated", und die glänzendsten Nam eben der Aufklärung erscheinen unter den zahllosen Verfasse solcher „Skythen"-Geschichten, in denen das nicht minder belieb ebenfalls von Lukian ererbte Motiv utopischer Reisen gerade u gekehrt erscheint: Montesquieu, d'Argens, Voltaire[3]); geri gerer Schriftsteller und zahlloser, so auch der deutschen Nac ahmer zu geschweigen. Überall Isolierte, die ihre Stellung i dessen noch alle meist von der heiteren Seite nehmen. Eine wohl ausgebildete, nach allen Richtungen hin durchgewühlte u ausgeschrotete Vorstellung brauchte nun bloß in den Gesicht winkel der Sentimentalität und der Naturschwärmerei zu trete so war der oder die „Isolierte" im C.schen Sinn beinahe sch fertig: der Barbar verwandelt sich aus einem bloßen Medium d satirischen Autors in eine interessante und sympathische Haup person, in den Helden der Dichtung, und an der bislang verbo genen Klippe der Rassenverschiedenheit brandet nun die Liebe: ga ähnlich ist nach Erwin Rohdes glänzenden Untersuchungen d griechische Roman aus einer Amalgamierung ethnographischer u erotischer Erzählung entstanden. Voltaires berühmter „Ingénu (1767), der auch die Bühne beschritt[4]), gibt das Übergang stadium: Satire und Liebe; fünf Jahre später erscheint in de von den Literarhistorikern offenbar ganz vergessenen „Lettr Illinoises" des J. A. Perreau (1749—1813) die altlukianisch Satire bereits völlig von der modernen „Liebe mit Hindernissen verdrängt: in dem Indianer Manza und der Französin Sophie e kennen wir die echten Ahnherrn der Negerin Ourika und ihr Franzosen Charles. Wie eine wohlausgeprobte Maschine überneh dann die französischen Dichter des 19. Jahrhunderts das sentimental sierte Skythenmotiv; statt aufklärerischer Satire gibt nun je nach dem sociale Anklage im Stile Rousseaus oder quietistische Doctri der Restauration oder pathetischer Kammerliberalismus oder galli britischer Weltschmerz den Grundton an: aber alle Schöpfunge aus diesem engeren Kreise der, wie wir sagen möchten, „ethni

---

[1]) History of prose fiction ed. Henry Wilson 2 (1888), 482-48

[2]) Histoire de la Littérature française [4] (1896), S. 700 f.

[3]) Der übrigens den allgemeinen Negercultus der Aufklärung keineswegs theilt, vgl. Oeuvres ed. Garnier frères 12 (1878), 357.

[4]) Vgl. ebenda 21 (1879), XII.

chen“ Isolierung tragen den Stempel der Aufklärungszeit unauslöschlich eingebrannt.

Und dasselbe gilt, wie hier nicht weiter ausgeführt werden kann, von den religiös Isolierten. Nur jene Dichtungen, welche die Tragik der Standesunterschieds verwerten, sind ziemlich ausschließlich in Frankreich Product des Rousseauismus, bei uns Erzeugnis der Genieperiode, und vieles, was der Verf. in seiner geistreichen, aber allzu kühn construierenden Einleitung all seinen Isolierten vindiciert, möchten wir ihm zwar für den „Édouard“ der Duras, aber nur für diesen, bereitwillig zugeben.

Mit einem Worte: das Buch ist viel zu kurz. Ein Tadel, der sich fast in das Gegentheil verwandelt, solange man uns Biographien von Dichtern dritten Ranges in der Stärke von 50 Bogen Lexikonoctav schreibt und die Parforcejagd auf dies und jenes untergeordnete scurrile Motiv eben soviel Papier und Druckerschwärze in Anspruch nimmt als Scherers Jacob Grimm.

Wien. Dr. Robert F. Arnold.

W. Wedekind, Sprachfehler oder Sprachentwicklung? Versuch einer historischen Grammatik der deutschen Sprache für gebildete Laien mit besonderer Rücksicht auf heute schwankenden Sprachgebrauch nebst Ausblicken in die Zukunft. 1. Bdch. Das Hauptwort in der Einzahl. Das allmähliche Schwinden der Casusendungen in zwei Jahrtausenden, besonders der stete Rückgang der schwachen (consonantischen) Einzahl und das heutige Abbröckeln des Genitiv-s. Berlin Verlag von W. Wedekind 1900. 8°, 56 SS. Preis 50 Pf.

Der breiten Behaglichkeit des Titels entsprechen weniger Inhalt und Gehalt der Broschüre. Nachdem ziemlich kurz (S. 1 bis 13) die bekannten Wirkungen der germanischen Auslautgesetze auf dem Gebiete der Declination berührt worden sind, wendet sich im zweiten Abschnitte die Schrift mit größerer Ausführlichkeit den Declinationsschwankungen der Substantiva in älterer und neuerer Zeit zu, behandelt den Schwund der Flexionsendungen und klingt in den Kampfruf aus: „Fort mit den Casusendungen!“

Hiemit charakterisieren sich die Darlegungen des Verf.s als eine grammatische Tendenzschrift. Während Wustmann und seine Nachfolger die Schwankungen des gegenwärtigen Sprachgebrauches dadurch zu regeln suchten, dass sie womöglich das Alte gegen das Neue und das Werdende zu schützen bestrebt waren, gibt sich W. als ein grammatischer Bilderstürmer und wirft das Alte zu Gunsten des Neuen je eher je lieber über Bord.

Es lässt sich ja nicht leugnen, dass auch gegenwärtig unser Deutsch in Wort und Schrift einen starken Drang zeigt, Flexionsendungen abzuwerfen. Das Dativ-*e* des Sing. der starken Masc.

und Neutr. ist diesem Zuge beinahe schon gänzlich zum Opfe gefallen, und es sind Anzeichen vorhanden, dass das Gen.-*s* übe kurz oder lang ihm nachfolgen wird.

„Einst wird kommen der Tag, wo das Genitiv-*s* dahinsinkt, „S und mit ihm zugleich die Endungen alle der Einzahl" frohlockt (S. 51) der Verf.

Aber es wird nicht so leicht, wie W. glaubt, die Frage z beantworten sein, ob man diesem Drange widerstehen oder ih fördern solle. Die Schule wird in der Angelegenheit jedenfal einen conservativen Standpunkt einnehmen.

Dass ein so begeisterter Vertreter des Kommenden, wie V es ist, die Endergebnisse der erwähnten Entwicklung praktis vorwegnimmt, ist selbstverständlich. So schreibt er getrost „d Jahrhundert" (S. 15), „des Jahrtausend" (S. 15), „des Mittelalte (S. 23), „des weiblichen Geschlecht" (S. 27, 35), „unseres ... Leben (S. 29), „des Sprachgefühl" (S. 39), „eines Eigenschaftswort" (S. 42 „vor dem Personenname" (S. 40), „des Satzgedanke" (S. 54) u. v. Auch sonst ist die Darstellung reich an Absonderlichkeiten wi „Auch in dieser wiederspiegelt sich die ganze Halbheit" (S. 24 „nicht nur beim schnell geschriebenen Zeitungsdeutsch, sonde hinauf bis zum Universitätsprofessor für Sprachwissenschaft" (S. 24 „man fühlt lebhaft, wenn einmal überhaupt noch eine besonde Genitiv-Endung sein soll, so ist das *-n* dazu am wenigsten g eignet, da es auch in anderen Casus vorkommt, und nimmt das *s* zur Hilfe. Und von diesem Gesichtspunkte aus kann m denn solche Formen, wenn auch nicht vertheidigen, so doc wenigstens ein pathologisches Verständnis für dieselben gewinnen (S. 25), „was Kohle und Eisen für die Industrie bedeuten, di selbe Rolle spielen hier Präposition und Artikel" (S. 54) usw.

Doch wagt Ref. nicht, diese und ähnliche Dinge als Nach lässigkeiten oder gar als dilettantische Fehler dem Verf. aufzu mutzen, der, selbst Grammatiker (vgl. Titel!), Grammatik un sprachliche Gesetzgeberei ausdrücklich verabscheut.

Einigermaßen originell ist das Schriftchen — aber meh nicht. Hoffentlich bringen ihm die „gebildeten Laien", für die bestimmt ist, nicht auch „ein pathologisches Verständnis" entgegen

Wien. A. Hausenblas.

A. v. Roden, Die Verwendung von Bildern zu französischen und englischen Sprechübungen. Marburg, Elwert'sche Verlagsbuchhandlung 1899. 8°, 75 SS. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Dr. Edmund Wilke, Anschauungs-Unterricht im Englischen. Heft 1—9. 2., verm. u. verbess. Aufl. Leipzig u. Wien, Raimund Gerhard 1898.

Wilke-Dénervaud, Anschauungs-Unterricht im Französischen. 2. unveränderte Auflage. I. Le Printemps. III. L'Été. Leipzig u. Wien, Raimund Gerhard 1899. Preis je 30 Pf.

In den letzten Jahren hat der Anschauungs-Unterricht in den modernen Sprachen weite Verbreitung gefunden und schon eine recht stattliche Literatur hervorgerufen. Eine der neuesten und zugleich vortrefflichsten Schriften darüber ist Rodens Abhandlung, auf die auch in den Instructionen für den englischen Unterricht aufmerksam gemacht wird.

Nach einem historischen Überblicke über den Anschauungs-Unterricht erörtert der Verf. die Frage, wie die den Sprechübungen zugrunde liegenden Bilder zu behandeln sind. Eine kurze Einleitung gehe voran, um die Schüler in die Stimmung der Bilder zu versetzen. Hierauf folge ein allgemeiner Überblick des auf dem Bilde Dargestellten, dann die Zerlegung in einzelne Gruppen.

In der Behandlung des Einzelnen, meint der Verf., erweise sich die Form des Gesprächs (Frage und Antwort) mit verschiedenen Variationen am zweckmäßigsten.

Zur Befestigung des Gelernten sei es nötbig, die neuen Wörter an die Tafel zu schreiben, damit sie die Schüler in ein Vocabelheft eintragen. Gute Dienste leisten der häuslichen Wiederholung Abbildungen in verkleinertem Maßstabe, wie sie z. B. von den Hölzel'schen Bildern in den „Handausgaben" erschienen sind. Unter den gedruckten Hilfsmitteln möchte der Verf. für den Schüler nur diejenigen verwenden, die eine zusammenhängende Darstellung in Aussageform enthalten. Die Schüler dürfen die Antworten nicht auswendig lernen, „denn damit wäre allem natürlichen Sprechen sofort das Grab gegraben". Soll das Gelernte zu einem dauernden Besitze werden, sind häufige Wiederholungen nöthig, insbesondere soll in jeder folgenden Classe das in der vorigen behandelte Bild wiederholt werden, wie dies Bechtel in seinem *„Enseignement par les yeux"* in sehr ansprechender Weise durchgeführt hat. Der Verf. bespricht weiters die Verwertung des Anschauungs-Unterrichtes für die Erwerbung grammatischer Kenntnisse und Abfassung schriftlicher Arbeiten. In der Anfzählung der Vorzüge dieses Unterrichtes enthält er sich jeder Überschätzung. Er meint — und wir stimmen ihm vollkommen bei — dass derselbe „nie über die Rolle eines bescheidenen, dienenden, mithelfenden Gliedes im neusprachlichen Unterrichte hinauskommen wird, in diesen engeren Grenzen aber in der That Gutes leisten kann". Auch in der Frage, wann mit den Sprechübungen auf Grund der Bilder begonnen werden soll,

scheint mir der Verf. das Richtige zu treffen. Nicht zu frü „frühestens am Ende des ersten Jahres oder erst im zweiten Am Schlusse gibt Roden eine kurze Übersicht und Besprechu der neueren im Drucke erschienenen Hilfsmittel für den Ansch ungs-Unterricht.

Darunter sind auch Wilkes Arbeiten angeführt, die uns zweiter Auflage vorliegen. Der „Anschauungs-Unterricht im En lischen" ist jetzt in acht Heften enthalten, das neunte Heft bil das Wörterbuch zu dem Ganzen.

Der Lehrer spricht zuerst vor und benennt die einzeln Gegenstände auf dem Bilde unter Anwendung verschiedener Forme wie: „That is the house", „I see the threshold" usw. Hier werden einfache Sätze gebildet, wie „The maid makes a fir „Grandmother sits on the threshold" usw. Nun folgt eine ei fache zusammenhängende Beschreibung des Bildes, und dann werd Fragen über dasselbe gestellt (z. B. *What* person is on the thr hold? *Whose* house is that? *To whom* does the child belon *Whom* do I see in the garden?), die zur Erlernung und Ei übung grammatischer Formen dienen können (z. B. des Frag pronomens). Der bisher geschilderte Vorgang ist dem Elementa Unterrichte entnommen und dient in erster Linie zur Förderu der Sprechfertigkeit. Daran schließen sich aber Lesestücke ve wandten Inhalts (z. B. im Hefte „Spring" die Stücke „The Clock „Ploughing", „Bees"), die umgeformt werden sollen, weiters Them zu schriftlichen Aufsätzen und endlich in jedem Hefte ein Märche das mit dem betreffenden Bilde nicht immer im Zusammenhan steht. Diese letzteren Stücke geben dem Wilkeschen „Anschauung Unterrichte" zugleich den Charakter eines Lesebuches. Sie sin offenbar nicht mehr für Anfänger bestimmt, und wir gestehe dass wir uns nicht vorstellen können, wie das ganze Heft auf de selben Stufe des Unterrichts durchzunehmen ist. Die von Wil seinem „Anschauungs-Unterricht" beigegebene „Methodische A leitung", die hauptsächlich die Verwendung des Stoffes zu gram matischen Übungen behandelt, gibt darüber auch keine Aufkärun

Alle Hefte sind ganz gleich eingerichtet, ein Fortschrit vom Leichteren zum Schwereren in der Behandlung der einzelne Bilder ist leider nicht vorhanden. Auch die angegebenen Theme zu Aufsätzen scheinen uns nicht immer fest genug auf dem ge botenen Sprachstoff gegründet zu sein oder aus der Besprechun des Bildes leicht hervorzugehen. Was aber an Wilkes Anschauungs Unterricht besonders zu loben ist und ihn von ähnlichen Leh behelfen vortheilhaft unterscheidet, ist die einfache und correct Sprache.

Ganz nach denselben Grundsätzen eingerichtet ist das Parallel werk „Anschauungs-Unterricht im Französischen", von dem uns nu das erste und das dritte Heft (Le Printemps und L'Été) vorliegen Für den Anschauungs-Unterricht im Französischen haben wir i

ien einheimischen Arbeiten von Bechtel und Schamauek ebenfalls ıchätzbare Behelfe.

In den neuen Weisungen für den englischen Unterricht an österreichischen Realschulen werden Sprechübungen auf Grund der Bilder gewünscht und darauf bezügliche Winke gegeben; in den Instructionen für den französischen Unterricht werden solche Übungen wenigstens warm empfohlen. Es ist also zu erwarten, dass die Lehrer der modernen Sprachen dem Anschauungs-Unterrichte eine größere Aufmerksamkeit und Pflege zutheil werden lassen, was hoffentlich bald zu einem in methodischer Hinsicht fruchtbaren Anstausch der gegenseitigen Erfahrungen führen wird.

Wien. A. Würzner.

W. Drumann, Geschichte Roms in seinem Übergange von von der republikanischen zur monarchischen Verfassung. 2. Aufl. Herausgegeben von P. Groebe. I. Bd. Berlin, Borntraeger 1899. VIII u. 484 SS. Preis Mk. 10.

Buchhändlerisch war Drumanns Werk lange schon vergriffen und auch antiquarisch wurde es so selten angeboten, dass der Entschluss der Verlagsbuchhandlung, eine neue Auflage zu veranstalten, freudig begrüßt werden muss. Das Verfahren, das der Herausgeber dabei befolgt hat, verdient volle Billigung. Nur directe Versehen sind bei der Wiedergabe des Textes berichtigt, und an einzelnen, aber nicht sehr zahlreichen Stellen sind im Text und in den Anmerkungen Zusätze gemacht, die durch Klammern gekennzeichnet sind. Alles was sonst die Forschung seit dem Erscheinen des Werkes geleistet hat, wird in dem 84 SS. umfassenden Anhange vorgebracht. Hier ist auch die Specialliteratur sehr sorgfältig, einschließlich der Arbeiten von E. Schwartz und Kromeyer, verzeichnet. Auf S. 407 hätte jedoch des ersten Forschers Ansicht über Appians Quellen und den Gebrauch, den er von diesen gemacht hat, eine ausführlichere Wiedergabe mit Zugrundelegung des Artikels Appian bei Pauly-Wissowa verdient, weil das Urtheil über Appians Nachrichten nicht bloß von der Ansicht über diesen Autor selbst abhängt, sondern in noch höherem Maße durch die Tendenz seiner Vorlage bedingt ist. Sch. bestreitet ja gerade, dass die wohlbedachte geschlossene Auffassung, die bei Appian zutage tritt, von ihm selbst herrührt.

Das erneuete Studium eines Werkes, dessen Verf. ausspricht, dass die Massen gerade in Zeiten großer Gährung dem Einflusse Einzelner unterliegen, und der daher von dem Geschichtschreiber fordert, sich mit den großen Individualitäten und ihren Helfern vorzüglich zu befassen, der endlich darum die Geschichte Roms

in dieser Zeit der Gährnng in der Form einer Sammlung vo Lebensheschreihnngen erzählt hat, ist gerade jetzt, wo diese Wahr heiten verdunkelt zu werden scheinen, hesonders lehrreich.

Graz. Adolf Baner.

Dr. Bruno Rappaport, Die Einfälle der Goten in d: römische Reich bis auf Constantin. Leipzig, C. L. Hirschfe 1899. gr. 8°.

Diese Abhandlnng, die dem Lehrer des Verf.s, Otto Hirscl feld, gewidmet ist, hat im Sommer 1898 von der philosophische Facultät der Berliner Univsrsität den königlichen Preis erhalte Mit Benützung sämmtlicher literarischer, epigraphischer und numi matischer Qnellen hat der Verf. seine Anfgahe in gründlicher un gewissenhafter Weise durchgeführt. Er gelangt zu folgenden Er gehnissen: Der Aufhrnch der Goten von der Ostsee nach Süde stand im Znsammenhang mit dem Markomanenkrieg. Im Jahr 214 stießen sie das erstemal mit den Römern znsammen: scho damals hatten sie sich also im südlichen Rußland niedergelasse (s. u.). Doch konnten sie energischer erst dann anftreten, nachdem da ganze gotische Volk in sicheren Besitz der Gegenden nördlic des Schwarzen Meeres gelangt war. Etwa seit 235 hegannen di Goteneinfälle zn Lande, welche die Erwerhung neuer Wohn sitze znm Zwecke hatten und zur Besetznng Daciens (um 256 führten. Dagegen waren die gleichzeitig von Herulern, Goten un verhündeten Völkern nnternommenen Seefahrten, die für Griechen land nnd Kleinasien verhängnisvoll wurden, nur Rauh- nnd Beute züge. Wieder einen anderen Charakter, den der Volkswanderung trng der Einfall der Jahre 269/270. Die Siege der Kaiser Clau dins und Anrelian hahen dem römischen Reiche die illyrischen Provinzen gerettet, während der Rest von Dacien anfgegeben wnrde; die Goten erkannten, dass sie zu Eroherungen anf Kosten der Römer nicht die Macht hätten, nnd sistierten ihre Einfälle mit Ausnahme eines Angriffes nnter Constantin, für fast ein Jahr hnndert. Ihre Volkskraft ist dnrch fortwährende Kämpfe mit den Nachharn, Carpen, Bastarnern, Sarmaten, erhalten gehlieben, während sich der Einflnss der römischen Cultnr in der Staats schöpfnng Ermanarichs änßerte.

Man wird diesen Ergehnissen im großen und ganzen zu stimmen dürfen, wenn man anch in einzelnen Fragen die Meinung des Verf.s nicht zu theilen vermag. So scheint mir der Beweis, den Hr. Rappaport S. 19 ff. zu führen sucht, dass die Nachricht der hist. Ang. (Carac. 10, 6 und Geta 6, 6) von einem Goten kampf Caracallas im Jahre 214 richtig sei, nicht geglückt. Der

itz lag nahe genug, Caracalla, den Mörder seines Bruders Geta, eticus maximus zu nennen, weil er seinen Erfolg über die Dacier rungen hatte. Gerade die Ausführung Dios LXVII 6, 2, dass e Geten von den Daciern verschieden seien, beweist die Möglich- eit des Witzes zu dieser Zeit. Strenge Genauigkeit wird doch emand von einem boshaften Bonmot verlangen. Erst mehr als 0 Jahre später kamen nach unserer Überlieferung die Goten das stemal in Berührung mit den Römern; es ist nicht denkbar, ass das agile Volk sich so lange ruhig verhalten hätte. Jahr- elder hätten eher die Wirkung gehabt, sie zu Einfällen zu ver- nlassen. Übrigens kann sich Caracalla i. J. 214 nur ganz kurze eit in Dacien aufgehalten haben.

Zu S. 36 bemerke ich: Marinus Pacatianus war gewiss icht Statthalter von Pannonien und Mösien, sondern wahrschein- ich Officier (tribunus militum?). Zonaras nennt ihn ταξιάρχης.

Mit den chronologischen Ausführungen S. 75 ff. bin ich nicht einverstanden, weil ich den Ausgangspunkt derselben — dass Postumus' Tod in das Jahr 267 falle — nicht für richtig halte. Postumus starb vielmehr, wie Stein (Pauly-Wissowa III, Sp. 1666) gezeigt hat, nach dem 10. December 268.

Dass die Carpen seit 295 aufhören, eine Rolle zu spielen, (S. 106) kann nicht gut gesagt werden; denn noch Constantin führt den Beinamen Carpicus Maximus (CIL VIII 8412) und als Bundesgenossen der Hunnen und Skiren im Kampf gegen Theo- dosius I. werden von Zosimus (IV 34) *Καρποδάκαι* genannt.

Am Schlusse der Abhandlung ist eine chronologische Über- sicht und ein von Dr. Egling ausgearbeiteter Index beigefügt.

W i e n. Edmund G r o a g.

Gustav W o l f, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegen- reformation. 1. Band. Berlin, Oswald Seehagens Verlag (Martin Höfer) 1900. 8°, 789 SS.

Wir kennen den Verf. als einen strebsamen und erfolgreichen Forscher auf dem Gebiete dieser Zeit: wir danken ihm die tüchtige Arbeit „Zur Geschichte der deutschen Protestanten 1555—1559“ u. anderes. Zweck des vorliegenden Werkes soll es sein, mit dem Vorurtheile zu brechen — als sei die Zeit der Gegenreformation nur unter dem Gesichtswinkel einer Vorbereitung zum dreißig- jährigen Kriege zu betrachten; vielmehr sollen die Strömungen und Gegenströmungen dieser Zeit ganz nach Maßgabe der wirk- lichen Verhältnisse gewürdigt werden. Das ganze Werk ist auf vier Bände berechnet, von denen der e r s t e zunächst die ein- leitenden Capitel über die deutsche Reichsverfassung enthält, sodann die katholische Kirche vom Beginn des Tridentinums und

die evangelieche Kirche beim Tode Luthers darstellt. Daran schließt sich eine treffliche Übereicht über die Politik Karls V. von seinem Regierungsantritt bis zum Scheitern seiner Successionspläne, die Geschichte des kursächsischen Aufstandes, die Vorgeschichte des Augsburger Reichstages und dieser selbst. Der zweite Band „wird das Bemühen der Reichsfürsten schildern, sich innerhalb des 1555 gegebenen Rahmens wohnlich einzurichten", der dritte „will eine Übersicht über die vortridentinischen katholischen Reorganisationsbestrebungen und eine Darstellung jener Einflüsse bieten, die das Tridentinum, der Jesuitenorden und die Reorganisation der Curie auf die Verhältnisse und Anschauungen des katholischen Deutschland ausgeübt haben", und der vierte die Einwirkung dieses katholischen Gesinnungswechsels auf die politische Gesammtlage und die ersten Stadien des dreißigjährigen Krieges behandeln.

Soweit man aus dem vorliegenden ersten Bande entnehmen kann, dürfte der Verf., den ein jahrelanges intensives Archivsstudium in allen wichtigen Fragen über den bisherigen Stand der Forschung hinausführte, dessen historisches Urtheil vollkommen sachgemäß und dessen Darstellung eine entsprechende ist, sein oben genanntes Ziel in trefflicher Weise erreichen. Die Erörterungen in dem ersten Bande über die Bedeutung der Kaiserwürde, die kaiserlichen Befugnisse, die Hindernisse der Machtentfaltung des Kaiserthums, oder die Würdigung Luthers, die Charakteristik Karls, seine Regierungsziele, seine Beziehungen zu den Protestanten und den Reichsfürsten, namentlich aber die Capitel über den sächsischen Aufstand, die Vorgeschichte des Augsburger Reichstages und den Augsburger Reichstag sind durchaus zutreffend. Sachliche Unrichtigkeiten sind dem Ref. nicht begegnet; einige kleinere Irrthümer können leicht verbessert werden.

Graz. J. Loserth.

Dr. W. Köppen, **Klimalehre.** Mit 7 Tafeln und 2 Figuren. 114 Bändchen in der Sammlung Göschen. Leipzig 1899, 12°. 122 SS. Preis 80 Pf.

Die Klimalehre von Köppen schließt sich an die Meteorologie von Trabert an und soll noch durch ein weiteres Bändchen, das die Klimakunde der einzelnen Länder behandelt, ergänzt werden. Nach einer kurzen Besprechung der Bestandtheile des Klimas gibt der Verf. recht dankenswerte Winke zu meteorologischen Beobachtungen mit oder auch ohne Instrumente, wie sie also jedermann anzustellen vermag. Den Haupttheil gliedert er in 3 Capitel: Strahlung und Wärme, Winde, Wasser in der Atmosphäre. Jeder Theil wird zwar kurz und knapp, aber doch fasslich, im wesent-

hen nach Hanns grundlegendem Werke besprochen, so die Wärme-**fuhr** und Abfuhr, die täglichen und jährlichen Schwankungen **r Temperatur** in den untersten Luftschichten, sowie ihre Ver-**eilung** nach der Höhe, die Ursache des Windes, der Kreislauf **r Luft** und des Wassers usw. Unterstützt wird die Darstellung **rch** einige zweckmäßige Kärtchen. Das 6. Capitel führt uns die **nzelnen** klimatischen Typen vor, wie sie sich durch das Vor-**alten** des einen oder des anderen Elementes ergeben, so Land-**id** Seeklima, Wüsten-, Höhenklima usw. Die Wechselwirkung **vischen** Klima und Cultur und eine Charakteristik der klimatischen **nen** bilden den Schluss des lesenswerten Büchleins.

r. Paul Buchholz, Charakterbilder aus Afrika. 3. Auflage, durchgesehen und verbessert von Prof. Dr. R. Schoener. Leipzig, Hinrich 1900, 8°. 104 SS. Pr. geb. M. 1·20.

Die Charakterbilder aus Afrika sind das 7. Bändchen der on Dr. P. Buchholz herausgegebenen Sammlung von Hilfsbüchern ur Belebung des geographischen Unterrichts. Der Verf. führt uns urch ganz Afrika, vom Nil und den Syrtenländern durch die ahara und den Sudan nach Südafrika und den Inseln, und zum Schlusse in Deutschlands Colonien. Überall greift er die bedeu-endsten Erscheinungen heraus und schildert Land und Bewohner, Pflanzen- und Thierwelt in lebendiger, anschaulicher Weise. Origi-nalschilderungen sind es nun freilich nicht, und Grubes geogr. Charakterbilder wurden unter anderen mehr als billig geplündert. „Abessiniens Thalgründe“ (S. 18 f.), „Algerien“ (S. 35 f.) sind z. B. von Anfang bis zum Ende ohne Quellenangabe wört-lich daraus entnommen. Auch in den Bildern: „Die Kalahari“ (S. 66), „Die Heuschreckenplage“ (S. 76), „Sansibar“ (S. 85) finden sich größere Abschnitte daraus, ja selbst undeutsche Wen-dungen wurden nicht verbessert, wie: „Die etwa 50 Europäer Sansibars“ (S. 86). Die Schilderung der heute offenbar nicht mehr zutreffenden Verhältnisse des „Negerkönigreiches Dahomeh“ (S. 58 f.), gleichfalls ohne Quellenangabe, ist der Darstellung des jüngst verstorbenen Engländers Fr. E. Forbes entnommen. Ähnlich ver-hält es sich mit den Bildern „Das Nilthal“ (S. 13), „Das Nilfest in Kairo“ (S. 16) „Bedeutung der Capcolonie“ (S. 74) usw., nur dass der Verf. etwa gelegentlich einmal „Halbkugel“ statt „He-misphäre“ schreibt. Dass die Portugiesen unter der Führung des Prinzen Heinrich des Seefahrers den Äquator erreichten (S. 2), ist jedenfalls unrichtig, da der genannte Prinz persönlich niemals an den Fahrten theilnahm. Die Zahl der Schiffe, die alljährlich durch den Suezcanal fahren, belief sich in den letzten Jahr-zehnten nicht auf 2000 (S. 27), sondern über 3000. Meilen neben Kilometern passen nicht mehr (S. 35, 47 etc.). Sonderbar er-scheint in der Schilderung der Sahara (S. 39) der Satz, dass es

dort Alpenlandschaften gebe, „die jenen der Schweiz nicht nachstehen“, während es unmittelbar darauf heißt: „Nicht wenige de Gebirge und Berge können sogar an Höhe mit unseren mitte deutschen Erhebungen wetteifern“.

Atlas für Handelsschulen. Gezeichnet und redigiert von Dr. Ka Peucker, fachmännisch bearbeitet von Dr. Th. Cicalek, J. (Rothaug und Dr. Karl Zehden. Ausgabe für Akademien un höhere Handelsschulen in 39 Haupt- und 70 Nebenkarten, Di grammen, Stadt- und Hafenplänen. 2. erweiterte Ausgabe. Wie Artaria 1899. Fol. Preis geb. K. 7·80.

Der vorliegende Atlas nimmt, seinem Zweck entsprechend vor allem Rücksicht auf die Productionsgebiete der Landwirtschaft des Bergbaues und der Industrie, auf die Verbreitung der wich tigsten Sprachen, auf die Handels- und Verkehrswege. Er enthäl neben den gewöhnlichen physischen und politischen Karten auch die Pläne vieler Städte, insbesondere von Handelsplätzen und Seehäfen. Die physischen Karten, auf denen die Bodenerhebung durch eine eigenthümliche Verbindung von Höhenschichten und Schummerung dargestellt ist, können sich zwar an Schönheit und Deutlichkeit mit den Schraffenkarten nicht messen, sind aber doch recht ansprechend und genügen nach jeder Richtung. Die Schichtenfärbung geht von Grün über Gelb in Braun über mit verschiedenen Abstufungen. Die politischen Karten haben gleichfalls Höhenschichten, aber nur in verschiedenen Schattierungen des Grau, so dass es möglich war, die staatlichen Gebilde auch durch Flächenfarben zu kennzeichnen. — Die 2. Aufl. zeigt gegenüber der 1. mehrfache Erweiterungen und Verbesserungen. Neu hinzugekommen sind vor allem drei Hauptkarten, nämlich Frankreich, Italien und die Balkanhalbinsel, ferner fünf Nebenkarten: die Stadtpläne von Marseille und Rom, die Golfe von Venedig und Neapel sowie die Hauptgebiete des classischen Griechenland. Eine durchgreifende Verbesserung der physischen Karten wurde durch eine Abänderung der Farbentöne erzielt. Aus dem grellen Lichtgrün der untersten Schichten wurde ein mattes Dunkelgrün, aus dem Dunkelbraun der obersten Schichten ein Rothbraun. Dadurch nähern sich die Karten in ihrem Gesammteindrucke der jetzt in Deutschland fast allgemein üblichen Art der Darstellung, machen unstreitig einen gefälligeren Eindruck und lassen auch beispielsweise im Hochgebirge Formen und Namen deutlicher erscheinen. Die scharfen Grenzlinien der einzelnen Schichten sind verwischt, so dass jede Schichte unmerklich in die andere übergeht und die Karte dadurch einfacher und übersichtlicher wird. Die Schichte von 500—1500 m Höhe wurde durch Einschiebung einer Grenzlinie von 1000 m abgetheilt, so dass die untere der so entstandenen neuen Schichten durch ein lichtes, die obere durch ein

ınkles Gelb gegeben ist, was sich z. B. für das deutsche Mittel-
ebirge recht zweckmäßig erweist. Auf den Karten des Deutschen
eiches und Österreich-Ungarns wurde auch noch die unterste
chichte von 0—200 m abgetheilt, so dass die Ebenen bis
00 m in Blaugrün, die von 100—200 m in gewöhnlichem
rün erscheinen. Alle diese Änderungen müssen als durchaus
weckmäßig bezeichnet werden. Die politischen Karten erfuhren,
enn auch nicht durchgehends, insoferne eine Verbesserung, als
as Grau der unteren Schichten jetzt weit lichter gehalten ist,
o dass nicht nur das Hochgebirge, sondern auch die Landes-
arben, die sich früher auf dem dunkelgrauen Untergrunde zu
enig abhoben, viel deutlicher hervortreten. Auf der Karte Öster-
eich-Ungarns ist jedoch die Schichte 1500—2500 m nicht überall
n derselben Schattierung gegeben, so dass sie zwar in den Kar-
paten sehr ausgebreitet, in den Alpen aber vollständig zu fehlen
scheint. Italien und die Levante, früher als physische Karte in
farbigen Schichten dargestellt, erscheint jetzt als politische Karte
mit einem vollständigen Eisenbahnnetz und den Schiffahrtslinien
des Mittelmeeres. Merkwürdigerweise ist aber das Eisenbahnnetz
Kleinasiens und Syriens in der 1. Aufl. ausgedehnter als in der 2.
An Namen ist diese Karte viel reicher als die frühere; es er-
scheinen hier beispielsweise auch die Ruinenstätten von Zama,
Troja, Palmyra usw.

Im einzelnen sind fast auf jeder Karte mehr oder minder
erhebliche Verbesserungen vorgenommen worden. So ist das Eisen-
bahnnetz auf den Karten Russlands, Australiens usw. ergänzt, auf
dem Kärtchen des Nildeltas (S. 11), wie überall, durch rothe
Linien statt durch schwarze gegeben, auf derselben Karte der
Name der Stadt Alexandria, der in der 1. Aufl. vergessen war,
ergänzt usw. Auf der politischen Karte des Deutschen Reiches
wurde bei einer Reihe von Flüssen, so bei der Weichsel, Oder,
Maas, Schelde, das Zeichen, welches den Beginn der regelmäßigen
Dampfschiffahrt andeutet, entfernt, während es bei den anderen
stehen blieb. Warum das? Die Dampfschiffahrt kann doch auf
jenen Flüssen nicht eingestellt worden sein! Die Bevölkerungs-
dichte der Erde ist in der flächentreuen bomalographischen, die
Regenmengen mit den Meeresströmungen und Winden, die Pro-
ductionsgebiete der wichtigsten Nahrungs- und Genussmittel und
endlich die Sprachgebiete der Hauptvölker in Hammers flächen-
treuer Planisphäre gegeben, Darstellungsarten, die wohl kaum
allgemeine Zustimmung finden dürften, da die in die Nähe des
Randes fallenden Ländergebiete furchtbar verzerrt erscheinen. Für
solche Zwecke eignet sich doch immer Mercators Projection am
besten. Auf der Karte der Bevölkerungsdichte fällt in der zweiten
Ländergruppe — 11 bis 63 Menschen auf 1 km² — die obere Be-
grenzung auf. Man fragt sich, warum gerade 63? Auch die obere
Begrenzungszahl der 3. Ländergruppe, 134, die angebliche Dichte

Niederösterreichs, dürfte nicht glücklich gewählt sein, da sie allzu unbeständig ist und heute sicher schon nicht mehr zutrifft. Das Regenkärtchen auf S. 4 ist auch unzuverlässig. Darnach gäbe es in Ungarn, in der Poebene und im östlichen Frankreich je ein ziemlich ausgedehntes Gebiet mit weniger als 30 cm jährlichen Niederschlages, während doch ganz Mitteleuropa kaum einen Punkt aufweist, wo die Niederschlagsmenge unter 40 cm herabsinkt. Recht lehrreich ist die in Hickmanns Art auf demselben Blatte vorgenommene Zusammenstellung der Menge und des Wertes der Metallproduction. Die Fundstellen für Gold sind auf der Hauptkarte durch rothe Punkte, die für Silber durch kleine Halbmonde gekennzeichnet. Klondike entbehrt jedoch noch des rothen Punktes. Auch auf der Productionskarte der Nahrungs- und Genussmittel finden sich in Hickmanns Art statistische Angaben für die Zucker-, Thee-, Wein-, Bier- und Getreideerzeugung der zumeist in Betracht kommenden Länder.

Fassen wir somit unser Urtheil zusammen, so lautet es dahin, dass der vorliegende Atlas in seiner zweiten verbesserten Auflage als ein recht gutes, seinem Zwecke durchaus entsprechendes Lehrmittel bezeichnet werden kann.

Wien. L. Weingartner.

Der logarithmische Rechenstab. Stabrechnen für die Oberclassen höherer Schulen. Von Prof. Dr. C. H. Müller. Sonder-Abdruck aus dem Jahresberichte des königl. Kaiser Friedrichs-Gymn. zu Frankfurt a. M., Frankfurt a. M., Commissions-Verlag von Franz B. Auffahrt 1899. 4°, 51 SS. u. 5 Tafeln.

Die am Beginne der 9 SS. umfassenden Einleitung gemachte Bemerkung des Verf.s, dass die abgekürzten Rechnungsmethoden von der Multiplication an bis zur Radicierung immer noch auf Schwierigkeiten stoßen, und dass man es ebensowenig verstanden hat, den Genauigkeitsgrad praktischer Rechnungen zu normieren, trifft bei den heimischen Mittelschulen ganz und gar nicht zu, da in diesen schon auf der Unterstufe die abgekürzten Rechnungsarten in der ausgiebigsten Weise betrieben werden, wozu dann noch auf der Oberstufe das Rechnen mit den unvollständigen Zahlen mit der in jedem vorliegenden Falle erreichbaren Genauigkeit in wissenschaftlich begründeter Weise kommt. Auch das weitere Bedauern des Verf.s, dass, nachdem die siebenstellige Logarithmentafel zwar gefallen, man jedoch auf der fünfstelligen hängen geblieben ist, anstatt den entscheidenden Schritt zur vierstelligen zu thun, kann Ref. nicht theilen, da der geringe Mehraufwand von Arbeit beim Rechnen mit den fünfstelligen Logarithmen durch die mit denselben erreichbare Genauigkeit und Vollständigkeit des Rechnungsergebnisses im Vergleich zu den vierstelligen weit aufgehoben

l. Oder soll, wenn dem Wunsche des Verf.s Rechnung getragen die vierstellige Logarithmentafel eingeführt wird, dann in einer ;eren Zeit auch diese wieder verlassen und zur dreistelligen rgegangen werden, damit etwa der logarithmische Rechenstab, den drei Stellen, die er abzulesen gestattet, ebenbürtig und chwertig mit der Logarithmentafel dastehen könne? Wenn, wie ;elbe meint, der logarithmische Rechenstab in den Oberclassen einer Stufe einzusetzen habe, auf welcher der Algorithmus der arithmen bereits vollständig beherrscht wird, dieser Stab die ein aber nicht verdrängen, sondern nebst diesen zum vorläu- n Überschlagen und zur Controle dienen soll, wozu dann der ' nach den vierstelligen Logarithmen?

Über die didaktische Geschichte dieses Instrumentes wird ein zer Überblick gegeben, aus dem zu entnehmen ist, dass an ;lischen und französischen Schulen, namentlich den letzteren, logarithmische Rechenstab schon lange im Gebrauch ist, aller- gs in wenig schulgemäßer Weise, sondern dass er mehr als lberstab wirkt. Aus verschiedenen Anzeichen, wozu einige in ı letzten Jahren von mehreren Seiten veröffentlichte, darauf ıughabende Aufsätze gehören, glaubt der Verf. schließen zu rfen, dass jetzt der rechte Augenblick zur Einführung des Stab- :hnens auch für die deutschen Schulen gekommen sei. Vor der schreibung des eigentlichen logarithmischen Rechenstabes, der in sich selbst eine treffliche graphische Veranschaulichung der garithmen darbietet, hält es der Verf. für angezeigt, einige dere Versinnbildlichungen dieser Zahlenverhältnisse vorzunehmen. ie nächstliegende ist die auf Grund rechtwinkliger Coordinaten. ie Begriffe von Coordinatenaxen, Abscissen und Ordinaten sind ı einfach, dass sie dem Schüler auf der Oberstufe keine Schwie- gkeiten bereiten, zumal wenn sie bereits bei der Veranschau- chung anderer Abhängigkeitsverhältnisse, vor allem beim Ent- erfen der goniometrischen Linien geübt wurden. Zeichnet man uf Grund der Logarithmentafel die „logarithmische Linie“ unter unahme eines beliebigen Einheitsmaßes, so übersieht das geistige luge sofort den ganzen Zusammenhang zwischen Numerus (Abscisse) nd Logarithmus (Ordinate). Namentlich zeigt die erhaltene Figur len wichtigen Bereich zwischen den Numeris 1 und 10, auf den ast sämmtliche Operationen des Ziffern- und Stab-Calculs bei ogarithmen zurückgehen. Ein weiteres, wertvolles Mittel zur Ver- anschaulichung logarithmischer Zahlen besitzen wir in einer Ein- ichtung, die der Verf. in Anlehnung an die alten „Progress- Tabula“, den Vorläuferinnen unserer modernen Logarithmen-Tafeln, als „Progress-Stab“ bezeichnen möchte. Derselbe lässt in klarer Darstellung den Grundgedanken hervortreten, der zuerst zur Be- rechnung der Logarithmen geführt hat, nämlich die Zuordnung einer geometrischen Reihe zu einer arithmetischen, und gestattet — wie es eben diese alte Methode verlangte — jede Zahl als

Potenz von 10 darzustellen und dadurch die Multiplication un Division durch Addition bezw. Subtraction zu ersetzen. Als dritte Darstellungsmittel der Logarithmen wird der von dem englische Astronomen Gunter (1581—1626) erfundene und später von Wir gate (1593—1656) verbesserte logarithmische Rechenstab be schrieben und die Handhabung desselben auseinandergesetzt. Da Wesentliche bei dem Verfahren dieses Stabrechnens ist, dass ma die Zahlenwerte der Logarithmen selbst gar nicht braucht, das man vielmehr mit den Numeris in die Stäbe eingeht, die auf tretenden logarithmischen Strecken durch geometrische Additio und Subtraction aneinander reiht und schließlich den letzte Numerus abliest, so dass also dieser Rechenstab gewissermaße eine Logarithmentafel darstellt, an der nur die Numeri beziffe sind. Wie nun dieser Gedanke von Jakob Watt, dem berühmte Baumeister der Dampfmaschine, und dann auch von Anderen en wickelt wurde und schließlich zu dem modernen Rechenstabe ge führt hat, wird in einem besonderen Abschnitte gezeigt, der auc eine genaue Beschreibung dieses Stabes enthält. In den übrige Abschnitten S. 16—50 wird an zahlreichen Beispielen dargethan wie Multiplicationen, Divisionen, Potenzierungen, Radicierunge Exponentierungen und trigonometrische Rechnungen mittelst de logarithmischen Stabes ausgeführt werden können, wobei jedoc die zur Verwendung kommenden Zahlen nicht mehr als dreiziffer sein dürfen.

Dieses Rechnen mit dem Logarithmenstabe mag wohl fü den Praktiker, der viel mit zwei- bis dreizifferigen Zahlen z multiplicieren, dividieren usw. hat und nicht über eine eigentlich Rechenmaschine verfügt, von manchem Vortheile sein, dasselb aber in die höheren Schulen statt der Logarithmentafeln einzu führen, daran denkt der Verf. wohl selbst nicht, neben dieser aber hält Ref. den logarithmischen Rechenstab für gänzlich über flüssig und eher geeignet, den Schematismus des logarithmische Rechnens durch den wenn auch einfachen Mechanismus des loga rithmischen Stabes noch langweiliger und für die Schule, die doch auf möglichste Auswertung der gebotenen Zeit angewiesen ist, zeit raubender zu gestalten.

Nikolsburg. Dr. E. Grünfeld.

Prof. Dr. Lassar-Cohn, Einführung in die Chemie in leichtfasslicher Form. Mit 58 Abbildungen im Text. Hamburg u. Leipzig, Verlag von Leop. Voss 1899. 8°, 299 SS.

„In der vorliegenden „Einführung" ist der Versuch gemacht worden, Chemie auf Grundlage strengster Wissenschaftlichkeit in

leicht fasslicher Form, als ihr Inhalt und ihr Riesengebiet zu-
ssen, knapp und exact vorzutragen." Den allgemeinen Bemer-
ngen und der Chemie der Ametalle sind ca. 180, dem Kohlen-
ff und seinen Verbindungen ca. 55, den Metallen ca. 43 Seiten
widmet; etwa 11 Seiten werden mit Schlussbetrachtungen über
s System der Elemente ausgefüllt. Die Elemente — und im
schluss daran ihre wichtigsten Verbindungen — werden in fol-
nder Anordnung behandelt: H; Cl, Br, J, F; O, S; N, P, As,
; C und einige organische Verbindungen, Si; Einiges über
talle im allgemeinen unter kurzer Berührung wichtigerer Ver-
ter der Schwermetalle; die leichten Metalle K, Na, Ca, Mg,
dlich Al. Die letzte Gruppe ist verhältnismäßig am ausführ-
heiten besprochen worden.

Bei Behandlung der organischen Chemie werden in
ster Linie die allgemeinen Darstellungsmethoden der Körper-
uppen und die für dieselben zur Anwendung kommenden Namen
geführt; auf eine Erörterung von Vertretern der Körpergruppen
lbst aber wird nur ganz nebenher eingegangen! Nicht einmal
s Beleg für allgemeine Deductionen werden concrete Beispiele,
enigstens keine markanten Eigenschaften derselben angegeben.
ie S. 21 befindliche Unterscheidung der Elemente in Metalle und
etalloide ist nicht so ausgefallen, dass ein Laie sich darans eine
sreichende Vorstellung von diesen zwei Körperclassen machen
ann.

Sehr gut gefallen hat dem Ref. die Anwendung von
$AgNO_3$ zur Erkennung der Reinheit des Wassers (S. 8), die
ntwicklung der chemischen Schreibweise (17—20 und später),
ie Gegenüberstellung des spec. Gewichtes von H, dem leichtesten,
nd von Osmium, dem schwersten Elemente (23); das „Umkrystalli-
sieren" einer Substanz und die Anwendung dieser Procedur behufs
Reinigung eines Körpers (45), das Streben, fabriksmäßig ausgeführte
Processe durch Vorführung im kleinen dem Verständnisse näher-
zurücken (Salzsäuregewinnung 57 und bei anderen Gelegenheiten).
Zu loben ist der Abschnitt über die Molecüle und ihre Gewichte
(82 ff.), das stellenweise recht stramme Auseinanderhalten der Be-
griffe „Säure" und „Säureanhydrid" (97), die genaue Behand-
lung der zur Aufklärung des Verbrennungsphänomens durchge-
führten Experimente ist von historischem Wert (506). Die historische
Entwicklung wird übrigens bei vielen wichtigen Gegenständen mit
Vorliebe gepflegt, ein Umstand, der sehr lobend hervorgehoben
werden muss! Die Erwähnung der Thatsache, dass Wasserstoff-
superoxyd die „sauerstoffreichste Verbindung" ist (116). Die Dar-
legung über die Gewinnung von Stangenschwefel, beziehentlich
Schwefelblumen bei der Destillation des Schwefels (117). Die
Skizze über die Fabrication der Schwefelsäure (127). Die Ver-
wendungsarten der Schwefelsäure (129). Über Explosivstoffe (146
bis 155). Gelegentliche Rückverweise auf bereits durchgenommene

Partien und dadurch bedingte Förderung des Zusammenhang und Verständnisses des Lehrstoffes (g. B. 153). Über „Basicitä der Säuren und über aus mehrbasischen Säuren sich ableiten Salze (167). Über den „Aufbau der Pflanzen aus den unorg nischen Substanzen“, worin besonders manche landwirtschaftlic Fragen gestreift und gut behandelt werden (168—178). Üb Gewinnung von künstlichen Diamanten (186). Über Giftigkeit d CO für den Menschen (217). Die Erklärung des elektrischen Ofe (229) und über Acetylen (230). Die Begründung der Fülle v Kohlenstoffverbindungen (238 u. a. O.). Das über Metalle Gebote worin eine Auswahl sehr wichtiger Thatsachen in äußerst anspr chender und übersichtlicher Form gegeben wird (239—252). I Angabe des Grundes, warum bei der Reduction der Metalle d Kohlenstoff immer nur die Verbindung CO, nicht aber CO_2 ei geht (241). Über Erhärtung des Luftmörtels und die Aufgabe d Ausheizens von Neubauten durch Koksfeuerung (268). Die E klärung des Systems der Elemente (280—290).

In Bezug auf Versuche: Die vorkommenden Hantierung werden recht klar beschrieben und gut erklärt. Die Vorrichtung werden in sehr anschaulicher Weise beschrieben und nach Thu lichkeit auch abgebildet, so zwar, dass man auch als Laie ih Verwendungsart verstehen muss. An vielen Stellen werden bei Au führung von Versuchen nöthige Vorsichtsmaßregeln in recht ei dringlicher Weise gegeben, was keineswegs zu verachten ist. Bed interessant ist insbesonders der Versuch betreffs Umwandlung de gewöhnlichen P in rothen, betreffs Verbrennung des Diamante Vernickelung von Zinkblech usw.

Die Apparate, welche im Verlaufe des Vortrages benutz werden, sind möglichst einfach, so dass die Erkennung desse was durch sie gezeigt und erwiesen werden soll, nicht durch di Compliciertheit der Vorrichtungen verdunkelt wird. Die Techni der Figurendarstellung ist allerdings eine vielfach ganz merkwürdi veraltete. Etwas eigenthümlich sieht eine S. 25 abgebildete Flasch aus, die mit der Etiquette „Natriummetall unter Petroleum“ ver sehen ist. S. 24 wird auf diese Abbildung speciell hingewiesen Spiegel des Petroleums und Natriummetall sind aber nicht z sehen!

Auf die Namengebung ist im allgemeinen sehr viel Sorg falt verwendet worden; sie ist im großen und ganzen im moderne Sinne consequent durchgeführt. Freilich sollte auch strenge ver mieden werden, das Kohlenoxyd als Kohlensäure anzusprechen, da SO_2 und SO_3, ebenso SiO_2 kurzweg Säuren zu nennen. NO_3 sollte nicht ohneweiters als „Rest der Salpetersäure“ bezeichnet werden (153). Auch sollten die Ausdrücke „Oxyde“ einerseits „Kiese, Glanze und Blenden“ andererseits keineswegs gegenüber gestellt werden. S. 151 werden die Metalloxyde schlechtweg Basen

enannt; andererseits heißt es gleichzeitg weiter unten: „alle asen .... enthalten die Hydroxylgruppen“.

In sachlicher Hinsicht finden sich theils durch Flüchtigkeit, theils durch unklare Ausdrucksweise bedingte kleine Mängel: S. 20 sollte für den Leser aus Laienkreisen angegeben werden, wie man einen Glaskolben „bis zu der an seinem Halse angebrachten Marke“ mit Wasserstoff füllen kann. Der Lackmusfarbstoff „wird für Färbereizwecke von immerber aus den Wurzeln (!) ieser ... Pflanzen gewonnen, und ist deshalb stets bequem zu aben gewesen (!)“ (61). „Der gesammte 'Sauerstoff' des Nitrobenzols wird ... 'in Form von Wasser' ... herausgenommen“ 89). „Phosphor verwandelt sich in einen 'weißen Dampf'“ (96). „Wir sehen auch hier die 'weißen Dämpfe des P_2O_5'“ (108). „So bekommen wir eine heiße 'Flamme', das sogenannte Knallgas'gebläse'“ (112). Gips wird „Schwefel in oxydiertem Zustande“ genannt (117). „Schwefelwasserstoffgas hat die Eigenschaft, wenn man es in eine Flüssigkeit einleitet, in welcher Metalle gelöst sind, diese in Form von 'Schwefelmetallen' auszufällen“ (120) Cr, Al? [Ref.] „Aus einer alkalisch gemachten Lösung fällt Schwefelwasserstoff „alle Schwermetalle als Schwefelmetalle aus“ (121) Cr? [Ref.]. „Unsere zu untersuchende Flüssigkeit haben wir uns also mittelst des H_2S nunmehr von allen Schwermetallen freizudenken“ (122) Al? [Ref.]. „Beim schwach rothen Lichte der Dunkelkammer“ (125). NH_3 ... „bildet sich überall da, wo stickstoffhaltige Materialien trocken (!) erhitzt werden“ (137). Erhitzen von Salpeter? [Ref.] „Schreibt man Ammoniak .... NH_3, so sehen die Gleichungen dann so aus, als ob die Säuren das Ammoniak geradezu addieren“ (140). Ref. kann darin keine „mangelhafte Schreibweise“ erblicken; die beiden Körper Säure und NH_3 addieren sich ja dabei in der That; die Gleichung $NH_4OH + HCl$ usw. kann daneben ganz gut der allgemeinen Auffassung über Salzbildung Rechnung tragen! „Das feste weiße Hirschhornsalz besteht doch aus den angegebenen zwei Gasen“ (141; CO_2 und NH_3! Ref.). $HKSO_4$ noch sauer, kann nach Art einer Säure noch Base binden“ (143). Besser hieße es „Base abzättigen“. „Das Stickstoffdioxyd NO_2 ist ein rothes Gas“, „daher sieht so erhaltene Salpetersäure roth aus und raucht“ (144). Die Säure ist erstens nicht roth und zweitens raucht nicht nur gefärbte, sondern auch völlig farblose! „Diese Methode der Bestimmung des Moleculgewichtes des Phosphors (aus dem spec. Gewichte im Gaszustand) ergibt, dass ein Molecul aus vier Atomen besteht“ (160). Daraus allein kann sich das wohl nicht ergehen! „Ihm (PH_3) kommt die merkwürdige Eigenschaft zu, in Berührung mit Luft sofort aufzubrennen, er ist also selbst entzündlich“ (163). Dies ist ja nur eine Folge der Beimischung von „flüssigem P_2H_4“. „Wir kennen bisher nur einsäurige Basen wie KOH, Kalilauge“ (167). Das sollte Kaliumhydroxyd

heißen; die Lauge ist ja doch die Lösung des Hydroxyds! „E (As) schlägt sich an dem kalten Teller als schwarzer Flec nieder" (179). Da sollte die Farbe genauer angegeben und gleich zeitig der eigenthümliche Glanz des Fleckes hervorgehoben werden Die Chemiker „bezeichnen die Kraft, mit der die Atome eine Elementes die Atome eines anderen Elementes festhalten, als di Wertigkeit des betreffenden Elementes" (188). Der auf der nächste Seite folgende Anhang: „u. zw. zählen sie die Wertigkeit nach der Anzahl der Wasserstoffatome, die festgehalten werden" is eigentlich der bessere Theil dieser durchaus nicht einwandfreie Definition! Von der Bildung eines Aldehydes aus dem Alkoho heißt es S. 200: „an Stelle der jetzt .... fehlenden zwei Wasser stoffatome tritt gleichzeitig ein zweites (!) Sauerstoffatom . . ." Die auf S. 201 diesen Vorgang illustrierende Gleichung ist eben falls falsch; es wirken ja bei der Aldehydbildung überhaupt nich zwei Sauerstoffatome! „In der hohen Temperatur . . . erzeug der Stickstoff nicht allein Ammoniak, sondern ein wenig von ihm betheiligt sich auch an der Bildung ringförmiger(! Körper" (228) „Dieses Oxyd findet aber auch als Malerfarbe Anwendung und heißt dann (!) Bleiglätte" (249). „Der Borax ist das Natriumsalz dieser ... Tetraborsäure $B_4O_7H_2$ ... in der Tetraborsäure können doch eigentlich zwölf (!) Wasserstoffatome durch Metalle vertreten werden" (266). „Gips, oder, wenn es von besonders schönem Aussehen (!), Alabaster" (270). „Auf Wasser wirkt es (Mg) nicht (!) ein" (273). „Das Aluminiumoxyd ist nämlich eine sehr schwache Base, die schon während des Eindampfens die Säure nicht mehr festzuhalten vermag" (275). Dazu muss bemerkt werden, dass 1. das Oxyd nicht selbst die Basis ist, und dass 2. im Aluminiumchlorid, von dem hier die Rede ist, überhaupt nicht „Aluminiumoxyd" und „Salzsäure" nebeneinander existieren, ersteres also letzteres nicht „festhalten" kann.

Der Stil ist im großen und ganzen musterhaft, die Darstellung des Stoffes im allgemeinen diejenige der fließenden Rede. Wenn irgend Geschriebenes das „lebendige Wort" zu ersetzen vermag, so ist es die hier gewählte Schreibweise; ab und zu liest sich die „Einführung" so, als ob sie ein Stenograph wortwörtlich nachgeschrieben hätte, mit allen Vorzügen und Schwächen des gesprochenen Wortes. Es ist wünschenswert, dass die an sich verhältnismäßig geringfügigen Mängel im Interesse des ausgezeichneten Ganzen auch wirklich behoben werden; zu diesem Zwecke möge eine Auswahl davon hier platzfinden: „Das Leuchtgas, welches ... unseren abendlichen Vorträgen das nöthige Licht spendet" (16). „Danach können wir leicht begreifen, dass das Germanium in größeren Mengen schwer zu haben, wenn es überhaupt in solchen zu beschaffen ist, als z. B. Diamanten ..." (17). „Zur Füllung von Gefäßen mit Chlorgas . . . benützt

man seine Schwere" (36). „Aber als schließlich rein äußerlich verwendbares Zufallsmittel"! (61). „Diese zwei Bezeichnungen, also Base und Alkali, sind heutzutage identisch(?) und beide werden ohne jeden Unterschied der Bedeutung (?) verwendet" (61). „Die Verbindungen welcher Elemente sind nun Säuren und welche sind Basen?" (63). „Weil sie erinnernd an das Fluor das Glas zerfrisst". „Man bedient sich deshalb zu ihrer Darstellung, die durchaus in chemischer Beziehung der der Salzsäure, also des Chlorwasserstoffgases in Wasser, entspricht, man braucht für sie also nur Fluornatrium mit Schwefelsäure zu erhitzen, bleierner Gefäße, die sie im Gegensatz zum Fluor nicht angreift" (64). Da ist das Wesentliche etwas weit auseinander! „Vom Chlor finden wir z. B. im Verhältnis zu einem Gewichtstheile Wasserstoff allemal, also nicht nur im Chlorwasserstoff, 35·5 Gewichtstheile, sondern wir finden auch 2 × 35·5 oder 3 × 35·5 Gewichtstheile u. s. f., wenn neben diesen beiden Elementen in den Verbindungen noch beliebige andere Elemente vorhanden sind" (67). Der Rede Sinn ist aber dunkel! . . . „Wir leiten dieses Gas aus dem Kolben *A* in eine Flüssigkeit, wie wir es auf Abbildung 28 sehen, die sich im Glase *C* befindet (!), die Nitrobenzol heißt ... (!)" (88). Argon, „dieses in der Luft neuerdings aufgefundene Gas" (112). „Faule" Eier (119). „Er (N) ist aber hier noch mit Kohlensäure, Argon usw. verunreinigt, wie wir aus der Analyse der Luft wissen, denn wir haben sie (?) doch bei dieser Darstellung des N nicht entfernt" (134). „Gruppe von Elementen, in der noch Metalloide vorkommen, die aber hier mit Metallen schon ganz durcheinandergehen" (182). „Bevor der Diamant in Brand gerieth, trübt das Sauerstoffgas das Kalkwasser nicht, dieses (?) muss durch seine Verbrennung also in CO_2 übergegangen sein, folglich muss er (?) aus Kohlenstoff bestanden haben" (185). „Denn daher ist ja die Chlorgruppe einwertig (!), weil sie (?) nur 1 Atom Wasserstoff festzuhalten vermag . . ." (189). „Im allergrößten Maßstabe kommt die trockene Destillation für Steinkohlen zur Anwendung" (223). „Im gewöhnlichen Leben nennen wir die Kieselsäure nicht so (Kieselsäureanhydrid, Ref.), sondern Sand, oder besser umgekehrt ausgedrückt, der Sand hat die Zusammensetzung SiO_2" (237). „Ein Theil dieser leichten Metalle ist es, wie wir z. B. schon aus dem Namen Kalium ersehen, der im wohl seit einem Jahrtausend gebräuchlichen Allgemeinworte Alkali steckt, der in Form seiner Oxyde die wasserlöslichen Alkalien, also die wasserlöslichen Basen, jene vollen Gegensätze der Säuren liefert" (250). „Es schwimmt somit auf Wasser; dieses (?) zersetzt das Kalium sofort in seine Bestandtheile" (254). „Brennende Koakskörbe" (268). „Etwas ganz anderes als das Chlorcalcium ist der Chlorkalk, die (!) wir deshalb nicht miteinander verwechseln dürfen" (269). „Beim Verbrennen strahlt es einen außerordentlichen Glanz aus, der in

Form des Magnesiumblitzpulvers (!) für die Aufnahme ... Verwendung findet" (272).

Das Wort „doch" ist etwa 50mal ohne jede Veranlassung in Anwendung gekommen! Das für „respective" gebrauchte Wort „bezwecklich" könnte geradezu als eine „bösartige Neubildung" bezeichnet werden.

Druckfehler finden sich im Buche nur ganz wenige vor. Unter anderem soll es S. 155 in der Gleichung $KNO_3 + Pb$ usw. rechts KNO_2 heißen anstatt $NaNO_2$. S. 200 ist in der Formel des Propylalkohols um eine CH_2-Gruppe zu wenig geschrieben worden.

Recht wünschenswert wäre nach der Ansicht des Ref. Umänderung der Behauptung, „dass Chlorsilber dazu benützt wird, um Chlor überall zu erkennen, wo es vorkommt" (42). Umguss der Notiz: „Substanzen, die sauer schmecken oder saure riechen, wie der Essig, die Salzsäure, die Schwefelsäure" (60). Die Schwefelsäure riecht jedenfalls nicht sauer! Umwandlung der S. 92 ins Feld geführten „Zwillinge" in „Zwillingspaare"; dadurch würde das angezogene volksthümliche Beispiel wesentlich an Beweiskraft gewinnen. Ersatz des Wortes „Alkali" durch „Metalle" (132). Bessere Kennzeichnung der „basischen Salze" (133). Analoge Schreibweise der Formeln HNO_2 und $NO_2 . NH_4$ (134, 135). Angabe der in einer Flüssigkeit gelösten Gasmenge dem Volumen nicht aber dem Gewichte nach (139 u. a. O.). Besprechung der Bestimmung des Moleculgewichtes einer Substanz aus der „Gefrierpunkterniederung" resp. „Siedepunkterhöhung" an je einem concreten Beispiele (161). Angabe einiger Eigenschaften über das Arsen selbst (179). Formeln der (ebenda) erwähnten Manganoxyde des schwefelsauren Antimons und des antimonsauren Kaliums. Etwas ausführlichere Behandlung von Graphit und Diamant (182). Ersatz des Wortes „Natronlauge" durch „Natriumhydroxyd" in der Gleichung auf S. 264.

Mit dem innigen Wunsche, es möge durch die obige Besprechung zur Verbesserung, aber auch zur Verbreitung des Buches etwas beigetragen worden sein, schließt Ref. seine Ausführungen und ist dabei ganz der Ansicht des Verf.s, dass „auch Lehrer der Chemie, die bisher kein besonderes Gewicht auf ihre Methode gelegt haben, manches finden werden, das ihnen den Unterricht und ihren Hörern das Verständnis erleichtert" (S. V der Vorrede).

Wien. Joh. A. Kail.

Geschichte der physikalischen Experimentierkunst. Von Dr. E. Gerland, Prof. an der kgl. Bergakademie zu Klausthal, und Dr. F. Traumüller, Prof. am Nikolaigymnasium in Leipzig. Mit 425 Abbildungen, zum größten Theile in Wiedergabe nach den Originalwerken. Leipzig, Wilh. Engelmann 1899.

An historischen Abhandlungen und Werken, in denen die Entwicklung der physikalischen Principien und Lehren klargelegt wurden, war kein Mangel; nicht so günstig steht es mit der Behandlung einer Geschichte der physikalischen Experimentierkunst, welche als nothwendige Ergänzung hinzutreten muss. Die beiden Verff. unternahmen es nun, die Entwicklung dieses Zweiges der Geschichte der Physik darzustellen und die Apparate dem Leser vorzuführen, durch deren Gebrauch die experimentelle Bestätigung der physikalischen Grundsätze ermöglicht wurde. Besonders dankenswert gestaltete sich das Unternehmen infolge des Umstandes, dass die Verff. auf die Originalapparate der Forscher Rücksicht nahmen und dieselben in Wort und Bild zur Darstellung brachten; auch die Beschreibungen derselben wurden, so oft es möglich war, in Übersetzungen des Urtextes oder in demselben selbst gegeben.

Der bedeutende, zu behandelnde Stoff wird in drei große Gruppen eingetheilt, und zwar in die Geschichte der Experimentierkunst im Alterthum, im Mittelalter und in der neuen Zeit. Biographische Daten wurden — als nicht in den Rahmen des Buches sich fügend — weggelassen. Auf die Geschichte der Experimentierkunst in der neuesten Zeit wurde keine Rücksicht genommen, so finden wir den über Wärmelehre handelnden Abschnitt durch die experimentellen Arbeiten über Dampfmaschinen, jenen über Optik durch die optischen Instrumente (Fernrohre und Mikroskope), den über Elektricität durch die Faraday'schen Forschungen über galvanische und Magnetoinduction, sowie durch die Einführung der Telegraphie begrenzt. In dem Abschnitte, der von der Geschichte der Experimentierkunst im Alterthume handelt, werden die Verdienste der Babylonier und Assyrer namentlich um die Astronomie hervorgehoben und auf die Bedeutung der Ägypter in Gegenständen der Chemie und der chemischen Technologie, aber auch in einzelnen Theilen der Mechanik aufmerksam gemacht.

In sehr ansprechender Weise wurde von den Verff. die Entwicklung der Experimentierkunst bei den Griechen und Römern geschichtlich dargestellt (die Griechen bis Aristoteles, Aristoteles, Archimedes, die älteren Alexandriner, die Römer und die jüngeren Alexandriner). Dass namentlich Aristoteles auf vielen Gebieten bahnbrechend gewirkt hat, dass ferner Archimedes die Anregung für die Aufstellung von Theorien und Experimenten gegeben hat, zeigen die Verff. Die Forschungen Herons, die in den *Πνευματικά* niedergelegt sind, werden ausführlich betrachtet, und die Fortführung der betreffenden Untersuchungen durch Philon betont. Im Folgenden wird die Ent-

wicklung der Experimentierkunst bei den Römern und den jüngeren Alexandrinern dargestellt und hier in erster Linie der Verdienste Vitruvs gedacht. Die optischen Untersuchungen von Claudius Ptolemaeus, die Einführung des Volumenaräometers durch Synesius werden an dieser Stelle erwähnt.

In der Geschichte der Experimentierkunst im Mittelalter finden wir zuerst die Forschungen der Byzantiner und Araber gewürdigt und besonders das, was Alhazen auf dem Gebiete der Optik geleistet hat, hervorgehoben, ebenso werden die Arbeiten von Al Khazini über die Bestimmung des specifischen Gewichtes der Körper einer besonderen Betrachtung unterzogen. Dann werden die experimentellen Forschungen des christlichen Abendlandes bis zum Auftreten der Humanisten dargelegt; hierauf folgen Erörterungen über das Zeitalter der Humanisten und Conquistadoren, über die grundlegenden Forschungen des 16. Jahrhunderts (Maurolykus und della Porta, Gilbert mit seinen epochemachenden magnetischen und elektrischen Untersuchungen, die Entwicklung astronomischer Apparate, Leonardo da Vinci, Stevin und dessen grundlegende Forschungen auf dem Gebiete der Mechanik). Mit Galileo-Galilei beginnt die Geschichte der neueren Physik und auch die der Experimentierkunst der neueren Zeit. Was dieser geniale Denker in der Mechanik, der Optik und Wärme geleistet hat (specifisches Gewicht, Fallgesetze und Pendel, Fernrohr, Mikroskop und Thermometer), setzten die Verff. im ersten Abschnitt in beredter Weise auseinander, und sie besprechen im zweiten Abschnitte namentlich die Studien Galileis, welche für die erste Construction der Pendeluhr belangreich waren. Die Bethätigung auf optischem Gebiete bringt die Namen Keppler und Cartesius mit den auf dem Gebiete der Aerostatik (Luftpumpe und die mit ihr anzustellenden Versuche) bekannten Namen Guericke und Boyle zusammen. Es ist dieser Abschnitt jener des Buches, den wir als besonders gelungen und mit besonderer Vorliebe bearbeitet bezeichnen müssen, in dem auch die vielen, den Originalen getreu nachgebildeten Abbildungen von Apparaten und Versuchsanordnungen erfrischend auftreten. Guericke beschäftigte sich auch mit Studien über Centrifugalkraft und führte elektrische Versuche aus. Diese Arbeiten werden im Folgenden beleuchtet.

Das Zeitalter der Schüler Galileis haben die Verff. mit großer Sorgfalt bearbeitet, soweit diese Zeit für die physikalische Experimentierkunst sich günstig gestaltete. Es fällt in diese Zeit auch das Wirken der *Accademia del Cimento*; mit dem Erlöschen der Thätigkeit dieser Akademie hören auch die Arbeiten der italienischen Forscher auf experimentellem Gebiete auf. Es treten nun Huygens, Leibniz und Papin auf, welche in engem Gedankenaustausche miteinander standen. Huygens erörterte mit Leibniz geometrische Fragen, mit Papin Probleme experimenteller Art. Deshalb haben die Verff. das Wirken der drei Männer zusammen

betrachtet und ihnen Newton gegenübergestellt, der in Wissenschaft und Leben ihr Gegner gewesen ist. In sehr ausführlicher Weise wird die Erfindung der Pendeluhr durch Huygens erörtert und es werden auch die Arbeiten dieses Forschers auf dem Gebiete der Construction von Lineen und Fernrohren besprochen, ebenso die barometrischen, thermometrischen und optischen Arbeiten, die in seinem *traité de la lumière* und in seiner Dioptrik enthalten sind. Es wird im weiteren der Arbeiten von Huygens, Papin u. a. gedacht, welche auf die Verbesserung der Luftpumpe bezugnehmen, ebenso der Anwendungen der Luftpumpe für technische Zwecke, welche Papin gemacht hat, ferner der wichtigen Anwendungen des Wasserdampfes als bewegende Kraft, welche von Papin ausgenützt wurde.

Weitere Abschnitte handeln von Amontons und Fahrenheit (Verbesserung des Barometers und Thermometers, Aräometer). Von den übrigen Forschungen um die Wende des 17. Jahrhunderts werden jene von Hooke (zusammengesetztes Mikroskop), der Royal Society (Wetter- und Meerestiefen-Beobachtungen), Mariotte, Bernoulli und Sturm, Leeuwenhock (das einfache Mikroskop) in ihren wesentlichsten Details dargestellt. Nun beginnen die Verff. die Ergebnisse der experimentellen Studien Newtons darzustellen, u. zw. mit großer Ausführlichkeit dessen Arbeiten auf dem Gebiete der Farbenlehre, ferner auf dem der Teleskopie.

Weitere Erörterungen beziehen sich auf Réaumur und das Thermometer, auf die Lehrbücher und Vorlesungsversuche, die namentlich von den Physikern s'Gravesande und Jan van Musschenbrock inauguriert wurden, und die vielfach dazu beitrugen, die Experimentierkunst in der Mechanik und der Optik zu vervollkommnen. Den Stand der Mechanik und der Wärmelehre um die Mitte des 18. Jahrhunderts, die zu Wetterbeobachtungen und ähnlichen Zwecken dienenden Instrumente derselben Zeit, ebenso die optischen Apparate dieser Epoche schildern die Verff. in sehr anschaulicher Weise. Ganz besonders zutreffend sind die Fortschritte, welche in experimenteller Beziehung in der Elektricitätslehre im 18. Jahrhundert gemacht wurden, dargestellt worden (Elektrisiermaschine, Verstärkungsflasche und Geschwindigkeit der Elektricität, Elektricität im luftleeren Raume, Elektrophor, Elektroskop, Elektrometer, Luftelektricität). Die Herstellung starker, permanenter Magnete, namentlich durch Canton, Michell, Knight und andere, wird von den Verff. im Folgenden beschrieben. Weitere Abschnitte handeln von den meteorologischen Stationen am Ende des 18. Jahrhunderts, von der Entdeckung der strömenden Elektricität durch Galvani und der Erklärung der betreffenden Versuche durch Volta. Sehr eingehend verbreiten sich die beiden Verff. über die experimentellen Studien, welche auf die Wirkungen der galvanischen Ströme bezugnehmen; namentlich sind

es die chemischen Wirkungen, die eingehend besprochen werden ebenso die Fernwirkungen dieser Ströme. Ganz besonders gewürdig erscheinen aber die Arbeiten von Faraday über die galvanisch und Magnetoinduction, sowie die Anwendungen des elek trischen Stromes auf die magnetelektrischen Maschinen und auf di Telegraphie. In letzterer Beziehung seien im besonderen die Ab schnitte „Sömmering und der elektrochemische Tele graph" und „Gauss, Weber, Steinheil. Das Magneto meter als Telegraph" erwähnt. Außerdem werden die für di Nadeltelegraphie geschaffenen experimentellen Anordnungen, sowi der Zeiger- und der Schreibtelegraph beschrieben.

Den Schluss des Buches bildet eine sehr instructive Dar stellung der Construction des ersten constanten Elementes durc Daniell, welche im Jahre 1836 erfolgte.

Das Buch sei nicht nur den Fachmännern, sondern vo allem den Lehrern der Physik bestens empfohlen; sie können au den Vorführungen der beiden Verff. erkennen, wie man auf mitunte sehr schwierigen Wegen zu den Apparaten der Gegenwart gekomme ist. Unter allen Umständen muss das vorliegende, prächtig aus gestattete Buch als ein sehr schätzenswerter Beitrag zur Geschichte der Physik bezeichnet werden.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Leitfaden der Zoologie für höhere Lehranstalten. Von Dr. Paul Wossidlo, Director des königl. Realgymnasiums zu Tarnowitz. I. Theil: Die Thiere. 8. Aufl. mit 445 Holzschnitten und 4 Tafeln. — II. Theil: Der Mensch. 8. Aufl. mit 104 Holzschn. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1899. Preis: I. Theil Mk. 2·80, II. Theil Mk. 1·— geb.

Dieser, den Verhältnissen und Lehrplänen der höheren Schulen in Deutschland angepasste Leitfaden, enthält eine große Anzahl systematisch geordneter Einzelbeschreibungen. An jede größere Gruppe (Classe) ist eine ebenfalls systematisch gehaltene Übersicht angeschlossen. Anatomische und biologische Belehrungen laufen nur nebenher. Im Vergleiche mit unseren österreichischen Lehrtexten für die gleiche Unterrichtsstufe fällt dieser Mangel an anatomischen Mittheilungen besonders auf. Das Buch enthält nur äußerst wenige zootomische Abbildungen. Auch die Systematik ist vielfach in etwas willkürlicher Weise zurechtgeschnitten. Das Wiederauftauchen der „Einhufer", „Zweihufer" und „Vielhufer" muss einigermaßen befremden. — Im II. Theile wird die Anatomie des Menschen in ziemlich ausführlicher und recht fasslicher Weise behandelt. Es fehlt auch nicht an passenden hygienischen Belehrungen. Die Abbildungen sind durchaus gut.

alaeontologie. Von Dr. Rudolf Hoernes, Professor an der Universität Graz. mit 87 Abbildungen. — „Sammlung Göschen". — Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, 1899. Preis geb. 80 Pf.

Das von dem verdienstvollen Grazer Geologen verfasste Verkchen ist bestimmt, dem gebildeten Laien einen Einblick in ie weit ausgedehnten Gebiete der Versteinerungskunde zu gewähren. Sehr ansprechend ist die auf den ersten 32 Seiten gebotene allgemeine Darstellung des Gegenstandes; nur hätten bei ler ohnehin so großen Anzahl von Fremdwörtern gewisse Fachausdrücke wie: isomesisch, heteromesisch, isotopisch, heterotopisch, isopisch, heteropisch als für den Laien schwer verständlich und schwer auseinanderzuhalten und auch sonst als herzlich überflüssig wohl vermieden werden können. Die systematische Übersicht der ausgestorbenen Thier- und Pflanzenwelt zeigt die moderne palaeontologische Schule, doch bietet sie neben einer Überfülle von lateinischen Namen leider nur wenige aufklärende Abbildungen.

Wien. Dr. Franz Noë.

Ausländische Culturpflanzen in farbigen Wandtafeln mit erläuterndem Text nach H. Zippel, neu bearbeitet von Prof. Dr. O. W. Thomé. 1. Abth. 22 Tafeln im Formate 70 : 50 cm und Text. 8°. 192 SS. Braunschweig, F. Vieweg & Sohn 1899.

In der Hand Prof.s Thomé haben Zippels bekannte Wandtafeln eine sehr vortheilhafte Veränderung erfahren. Es wurden nicht nur fehlerhafte Figuren ausgeschieden, sondern auch auf die Darstellung jener Pflanzentheile besonderes Gewicht gelegt, die dem Menschen zu Nutzen gereichen. Dadurch erlangen die schönen Tafeln einen erhöhten Wert für den Unterricht und, da sie nach jeder Hinsicht correct ausgeführt sind, auch eine wissenschaftliche Bedeutung. Ist das Format desselben auch kein übermäßig großes, so heben sich doch alle Darstellungen hellfarbiger Pflanzentheile besonders scharf von dem schwarzen Untergrunde ab. Weniger vortheilhaft erscheint uns jedoch der letztere für dunkler gefärbte und grüne Pflanzentheile. Letztere kämen nur dann zu guter Fernwirkung, wenn Glanzlichter und heller gehaltene Farben oder, was nach unserer Anschauung noch vortheilhafter gewesen, wenn ein weißer Hintergrund gewählt worden wäre. Für alle jene, die sich für Culturgewächse der Tropen interessieren, ferner für den Unterricht in den Nutzpflanzen werden die Tafeln als willkommene Unterstützung begrüsst werden.

Kronfeld Dr. M. Bilderatlas zur Pflanzengeographie. Mit beschreibendem Texte, 216 Holzschnitten und Kupferätzungen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1899. Gr.-8°. 192 SS. In Leinwand gebunden Mk. 2·50.

Es existieren bekanntlich fast gar keine Kartenwerke, Tafeln und andere Hilfsmittel für den Unterricht in der Pflanzengeographie für jene botanische Disciplin, die derzeit in erster Linie berufen erscheint, das Interesse weitester Kreise für die scientia amabilis zu wecken. Während sich die Geographie doch wenigstens mit einigen charakteristischen Landschaftsbildern behelfen konnte, war die Pflanzengeographie bei der Erläuterung der Vegetationsverschiedenheiten unserer Erde nur auf Photographien angewiesen, die gewöhnlich ob ihrer schwierigen Beschaffung nicht jedermann zur Hand waren. Dies brachte es aber mit sich, dass diesem die Aufmerksamkeit des Schülers in hohem Maße fesselnden Gegenstande im allgemeinen sehr wenig Aufmerksamkeit und insbesondere an den österreichischen Schulen geradezu gar keine Beachtung zu Theil wurde und dass auch an der Hochschule Vorlesungen darüber entfielen. Den Laien aber fehlt es ebenfalls an einer übersichtlichen, gemeinverständlichen Darstellung der Vegetation der Erde, die durch naturgetreue, nicht, wie es vielfach geschah, durch zusammengestoppelte Phantasiebilder unterstützt wurde. Nur Höcks Pflanzengeographie zeigte nach dieser Hinsicht eine anerkennenswerte Besserung.

Der Verf. hatte nun den guten Gedanken, weiteren Kreisen eine rasche Übersicht der Vegetationsverhältnisse unserer Erde durch die Herausgabe guter Textillustrationen zu verschaffen. Durch zweckmäßige Auswahl von Vegetationsansichten und von Abbildungen physiognomisch auffälliger Pflanzen, welche Abbildungen aus größeren Werken (wie z. B. aus Kerners Pflanzenleben) entnommen wurden, gelang es demselben, auf 116 Octavseiten wenigstens das Wichtigste über unsere Vegetation zur Anschauung zu bringen. Ein Durchblättern dieses Atlasses kann dem Laien und namentlich auch dem Schüler rasch einen Überblick über die auffälligsten Typen der Vegetation verschaffen, einen Einblick, der durch den anziehend geschriebenen Text nur noch weiter vertieft werden kann. Wir können daher dieses Büchlein allen wärmstens empfehlen.

Die Bäume und Sträucher des Waldes. In botanischer und forstwissenschaftlicher Beziehung geschildert von Gustav Hempel und Karl Wilhelm. 19. und 20. (Schluss-) Lieferung. Wien. E. Hölzel 1899. Text 73—140 SS., Titel u. Index. 6 Tafeln.

Mit den genannten Lieferungen hat dieses verdienstvolle, von uns wiederholt an dieser Stelle auf das anerkennendste besprochene Werk seinen würdigen Abschluss gefunden und reprä-

entiert nun in seinen drei stattlichen Bänden ein bisher in seiner Ausstattung unerreichtes Bilderwerk über unsere Gehölze, das von einem vortrefflichen, namentlich dem Forstmanne und Dendrologen wichtigen Texte begleitet wird.

Pokorny's Naturgeschichte des Pflanzenreiches. Für die unteren Classen der Mittelschulen bearbeitet von Dr. R. Latzel u. J. Mik. 21. verb. Aufl., Wien u. Prag, F. Tempsky 1900. 8°. 272 SS. 314 Textabbildungen. Preis geb. K. 2·50, geb. K. 3·—.

Wir haben bei der Besprechung der vorletzten Auflage dieses in den unteren Classen der österreichischen Mittelschulen vielfach eingebürgerten Lehrbuches darauf hingewiesen, dass trotz der bekannten Vorzüge desselben so manches an demselben zu verbessern sei. Wir halten auch jetzt an dem Standpunkte fest, dass bei dem Grundübel des Buches: fast gar keine physiologischen und biologischen Kenntnisse zu vermitteln, es ganz ausgeschlossen ist, dass der Unterricht an der Hand dieses Buches fesselnder und belebender sich gestalten und somit dem Schüler Lust und Liebe zu den Naturwissenschaften eingeimpft werden kann.

Das Buch entspricht gewissermaßen nur dem einen Theile der diesbezüglichen Unterrichtsinstructionen, lässt aber die biologischen und physiologischen Momente, die Beziehungen zwischen Thieren und Pflanzen, die gegenseitige Abhängigkeit der Organismen, kurz das Pflanzenleben fasst gänzlich außer Acht. Würden nur kleine, zur Lectüre bestimmte Capitel über das Pflanzenleben einiger Gewächse eingeschaltet werden, so wäre rasch Abhilfe getroffen, die unserer Anschauung nach nicht lange mehr hinaus geschoben werden sollte. Manches ist sonstens in der neuen Auflage verbessert worden. An Anregungen hiezu fehlte es gewiss nicht. Warum aber gerade schöne Abbildungen, durch neue, weniger gute ersetzt wurden, ist uns nicht recht erfindlich. So waren die früheren Abbildungen des Birn-, Apfel- und Vogelkirschenbaumes bei weitem schöner und klarer als die neuen. Die Einschaltung von Habitusbildern der wichtigsten heimischen Bäume ist eine sehr wesentliche Förderung des Anschauungsunterrichtes. Hiezu gehört aber vor allen eine getreue Wiedergabe der Natur. Leider müssen wir gestehen, dass die Mehrzahl der Bilder misslungen ist und keinen tüchtigen Zeichner verräth. Die Baumkronen der Laubbäume sind allzu verkürzt, auf richtige Wiedergabe der Art- und Zweighildung ist gar keine besondere Sorgfalt verwendet worden. Alle Bäume tragen überlebensgroße Früchte, bei der Fichte müssten die Zapfen schätzungsweise mindestens $^1/_2$ m lang sein! Gute Trachtbilder können nur durch äußert gewissenhafte Zeichnung — etwa wie in Kerner's Pflanzenleben — oder sicherlich noch besser ohne besondere Auslage durch Clichées nach Photographien — wie im Texte zu Hempel und Wil-

helm, die Bäume und Sträucher des Waldes — dargestel werden. Die Anordnung der Pflanzenbeschreibungen nach d Blütezeit und dann erst in systematischer Reihenfolge halt wir für sehr zweckmäßig. Im Texte gäbe es noch manches z corrigieren. So sind z. B. die Begriffe von Seiten- und Nebe wurzeln auf S. 216 vermengt; die Eibe hat keine Frucht (S. 191, 240); bei Morus wird nicht die Fruchtschuppe, sonde das Perigon zur Fruchtzeit fleischig (S. 240); die Moose hab keine deutlichen Wurzeln (S. 214); die Dauersporen von Puccin graminis gelangen nicht auf die Blätter des Sauerdornes (S. 211 Sargassum bacciferum wird von der Brandung an den Küst Mittelamerikas abgerissen und nur durch Strömung in den atla tischen Ocean getrieben (zu S. 202); das Vaterland von Zea Ma ist noch nicht sicher bekannt (zu S. 180).

Mögen sich doch auch die Autoren einmal entschließen, den üb angewendeten zweideutigen Begriff der Scheinfrüchte fallen z lassen und die Bezeichnung der Blütenhüllblätter bei den Ranunc laceen richtig zu stellen.

Die Ausstattung des Buches ist wie immer eine muste giltige und der Preis desselben ein angemessener.

Schulbotanik. Nach methodischen Grundsätzen bearbeitet von Dr. He mann Krause. 5. verb. Aufl., Hannover, Helwing'sche Verlag buchhandlung, 1899, 8°, 243 SS., 401 Textfiguren. Preis geb. Mk. 2·6

Streng den Lehrplänen angepasst und seinen Zweck im all gemeinen erfüllend, hat die 5. Auflage einige Bereicherung durc Hinzufügung dreier Capitel (Ernährung der Pflanze, Bestäubung Pflanzenkrankheiten) erfahren. An den Textfiguren wäre sehr viel auszusetzen.

Prag. Prof. v. Beck.

I. **Über psychologische Schulversuche.** Von Dr. Stephan Witasel zusammen mit einem Vortrage Dr. Al. Höflers „Wie soll de psychologische Unterricht an Mittelschulen und wie soll die päda gogische Psychologie zu den Postulaten Stellung nehmen?" Al Sonderausgabe aus der Ztschr. „Österr. Mittelschule" erschiene unter dem Titel „Physiologische oder experimentelle Psychologie? Wien, Hölder 1898. 32 SS. Preis K. 0·60.

II. **Psychologische Schulversuche mit Angabe der Apparate** Zusammengestellt von Dr. Al. Höfler u. Dr. Stephan Witasek Leipzig, Ambrosius Barth 1900. 32 SS. Preis Mk. 1·20.

Der jüngst abgehaltene VII. deutsch-österreichische Mittel schultag hat den Theilnehmern an den Verhandlungen der philos Section durch die Worte des Privatdocenten Dr. Witasek aus Graz

den praktischen Wert psychologischer Schulversuche, deren einige auch vorgeführt wurden, so recht ad oculos demonstriert und zur Freude der Anwesenden das soeben erschienene Experimentierbüchlein unter obigem Titel (II.) vorgelegt. Es ist in diesem Schriftchen von Höfler und Witasek in der für den Lehrer handsamsten Form dasjenige praktisch ausgeführt, was durch den schon am VI. Mittelschultage gehaltenen und im Jhrg. XII, S. 18 ff. der „Österreichischen Mittelschule" veröffentlichten Vortrag (I) zunächst als principielle Forderung aufgestellt worden war. Gerade dieser Vortrag sowie die ausführliche Vorbemerkung zu den „psychologischen Schulversuchen enthalten eine so klare Darlegung des Wesens des psychologischen Experimentes, der praktischen Durchführbarkeit und des pädagogischen und didaktischen Wertes desselben, dass Ref. es für überflüssig hält, die Brauchbarkeit und den Nutzen der beiden Büchlein von diesem Gesichtspunkte aus zu beleuchten.

Beide Publicationen gehen auf die Anregungen Dr. Höflers zurück, dessen große Verdienste um die moderne Richtung des propädeutischen Unterrichtes in Österreich die soeben erschienenen neuen „Instructionen" volle Rechnung tragen, während sie durch ein von der philos. Section des VII. deutsch-österr. Mittelschultages spontan beschlossenes Begrüßungstelegramm an den „Förderer und geistigen Vater der neuen Propädeutik in Österreich" seitens der Fachcollegen spontane Anerkennung gefunden haben. Seiner reichen Erfahrung im Mittelschul- und Hochschulunterrichte verdankt ohne Zweifel die Auswahl und Anordnung der Versuche in dem Experimentierbüchlein (II.) ein gut Theil ihres praktischen Wertes für den Unterricht.

Es sind im ganzen 75 Versuche erörtert, welche, abgesehen von dem in manchen anderen Experimentalpsychologien allzu ausschließlich berücksichtigten Gebiete der Empfindungen, die übrigen Gebiete in gebürend ausgiebiger Weise miteinbeziehen.

Gleich in der dem Logikunterrichte vorauszuschickenden psychologischen Einleitung und sodann allenthalben während des Propädeutikunterrichtes überhaupt kann dieser Unterricht, soll er nicht hinter dem in anderen Wissenschaften zurückbleiben, des Mittels der Anschauung nicht entrathen. Diese verschafft aber dem Schüler das Experiment, welches auf dem Gebiete des propädeutischen Unterrichtes noch den ganz besonderen Vortheil hat, den Schülern die psychischen Thatsachen selbst erleben zu lassen, so dass an diese inneren Erlebnisse das für einen gedeihlichen Propädeutikunterricht unumgängliche heuristische Vorgehen anknüpfen und den Unterricht lebendig und interessant zu gestalten vermag.

So muss, um ein Beispiel anzuführen, gleich am Anfange des Propädeutikunterrichtes der Septima dem Schüler den Unterschied zwischen „äußerer und innerer" Wahrnehmung beigebracht werden, soll er das Axiom der „Evidenz der inneren Wahrneh-

mung" erfassen. Bloße Worte, welche dem Schüler sagen, da
diese Evidenz sich nicht beschreiben lässt, sondern dass die „Ev
denz", wie die „rothe Farbe" nur durch den Hinweis auf d
betreffende äußere Wahrnehmung zur Vorstellung gebracht werd
kann, innerlich erlebt werden müsse, werden bei dem im psych
Denken noch unerfahrenen Schüler wenig Verständnis finden. Wi
ihm aber etwa einer der unter Nr. 20 des Experimentierbüchlei
(II) angeführten Versuche für Thatsachen des Tastsinnes mit de
Zirkel oder mit den Fingern vorgeführt oder der Aristotelisc
einfache Versuch mit dem Kügelchen (Nr. 66), so wird es ih
von selbst auffällig werden, dass die äußere Wahrnehmung i
betrog; die Frage nun, ob eine solche Täuschung auch bei ein
von ihm erlebten Trauer möglich wäre, dass er nämlich glaub
könnte zu trauern, ohne dass er wirklich trauerte, wird ihm d
Unterschied zwischen der einer Täuschung zugänglichen äußer
Wahrnehmung und der „Evidenz der inneren Wahrnehmung" e
fassen lassen.

Oder handelt es sich im späteren Verlaufe des Logikunte
richtes, den Begriff der Anschaulichkeit den Schülern eigen z
machen, ehe man daran geht, den abstracten Begriff als unar
schaulich zu erweisen, so dürfte das Experiment mit dem Würf
mit regelmäßiger sechseckiger Schnittfläche (Nr. 32) gute Diens
leisten. Das bloße begriffliche Vorstellen eines S e c h s eckes a
Schnittfläche bei dem v i e reckigen Dinge wird so unanschaulic
sein, dass die Schüler geneigt sein werden, die Möglichkeit eine
derartigen Schnittes überhaupt zu verneinen. An Anschaulichke
aber wird die Vorstellung etwas gewinnen, wenn der Lehrer ein
schrittweise vorgebrachte Beschreibung gibt, wie diese sechs
eckige Schnittfläche in den Würfel zu legen ist. Noch bei weite
anschaulicher aber wird die Vorstellung durch das Vorzeigen d
Schnittfläche am Modelle selbst.

Mögen diese zwei Beispiele genügen, um ersichtlich z
machen, wie schon im Logikunterrichte die in obigen Schrifte
anempfohlenen Experimente mit Nutzen verwertet werden könne
Dass aber eben dieselben Experimente nun auch im Psychologie
unterrichte verschiedene Capitel der Psychologie veranschauliche
helfen, so die Zirkelversuche, die Weber-Fechner'schen Gesetz
das Experiment mit dem Würfel, wenn es gilt, die Raumphan
tasie, sowie den Unterschied anschaulicher und unanschauliche
Vorstellungen darzulegen, ist von selbst klar.

Überhaupt werden auf dem Gebiete des Psychologieunter
richtes die Versuche viel mehr Raum gewinnen müssen, was scho
aus der Erwägung deutlich wird, zu wie viel Experimenten di
psychischen Phänomene des Gesichtssinnes allein Veranlassung
geben, ohne welche man, wie z. B. über die Contrasterscheinungen
mit todten Worten sich begnügen müsste, die vielleicht höchstens
dazu führen können, ein bloßes Wortwissen im Schüler zu er-

ien, das, jedes inneren Wertes baar, zur Herabwürdigung des terrichtes führen kann.

Anch wird der Nutzen obiger Schriften nach der Seite hin n geringer sein, dass viel leichter dem Schüler der Unterricht ischen physikalischer und physiologischer Betrachtung einerseite d psychologischer Untersuchung andererseits an der Hand des perimentes wird zum Bewusstsein gebracht werden können, auf lche Unterscheidung Höfler im oben genannten Vortrage wie in r größeren und kleineren Ausgabe seiner Psychologie allenthben mit Recht das größte Gewicht gelegt hat.

Kurz, die beiden Verfasser obiger Schriften[1]) haben sich i die Förderung des Propädeutikunterrichtes durch die Herausbe derselben sehr verdient gemacht, zumal da sie zugleich die kannte Lehrmittelsammlung J. W. Rohrbecks Nachfolger in ien veranlasst haben, sämmtliche Apparate, abgesehen von den den physikalischen Sammlungen ohnedies meist schon vorhanden. deren Gesammtpreis kaum den Wert von 25 fl. übersteigt, anfertigen und vorräthig zu haben.

Ref. kann daher nur den Wunsch aussprechen, es möge it der immer deutlicher hervortretenden Erstarkung des durch einong und Höfler angebahnten Fortschrittes unter den österr. opädeutiklehrern auch dieser nützliche Lehrbehelf recht große rbreitung und Verwertung finden.

Wien. Gustav Spengler.

Modern. Der rechte Weg zu künstlerischem Streben. Eine apologetische Studie von Paul Johannes Rée. Leipzig und Berlin, E. A. Seemann 1900.

Paul Johannes Rée, der Bibliothekar und Secretär des Nürnberger germanischen Nationalmuseums, der Conservator uralter utscher Kunstdenkmäler unternimmt es, für die moderne Kunst ne Lanze zu brechen. Es ist eigentlich unnöthig, für eine im fensiven Vorgehen befindliche Macht defensiv aufzutreten und ne Apologetik zu verfassen. — Es kann eine solche in diesem alle nur rein platonischer Natur sein. Das offensive Vordringen er modernen Kunst, um auf unseren speciellen Fall zurückzukommen, wird dadurch kaum gefördert werden; sie hat das auch nicht nöthig; denn wie der Frühlingssturm unwiderstehlich durch das Land braust und unbekümmert, ob er freudig begrüßt wird

---

[1]) Durch ausdrücklichen Hinweis auf Höfler-Witaseks Büchlein in den neuen Instructionen (autor. Ausgabe S. 277 Anm.) haben diese Versuche auch ihre officielle Approbation erhalten.

als der Bote des kommenden Lenzes, oder ob die von ihm zer zausten Erdenbürger über sein Stürmen ungehalten sind und fluchen ebensowenig wird der Siegeslauf der modernen Principien auc auf künstlerischem Gebiete durch ein Pro nicht im besondere poussiert, schon gar nicht aber durch ein Contra wirklich g hemmt werden können. Die Jugend, und jeder, der sein He jung erhalten hat, wird aber das kommende Neue, die sonni Zeit, freudig begrüßen, und die kleinen Übel, die das Sturme brausen hie und da verursacht oder mit sich bringt, auf die leich Achsel nehmen und sich mit den Herrlichkeiten leicht trösten, d jetzt von Tag zu Tag in immer größerer Fülle und glänzender Pracht einziehen werden. Ein solches jung gebliebenes Herz spric sich begeistert in dieser apologetischen Studie aus.

Der Verf. hat zu diesem Zwecke, um so recht sein He reden lassen zu können, sich mit einem Künstler, einem Mal identificiert. Er zeigt ihn uns in dem Momente, in welchem sich mit einem Vertreter der alten Richtung der historischen Stil einem bejahrten Kunstfreunde, also Nichtpraktiker, auf einer Unterha tung in einen Dialog einlässt, wobei er mit wirklich sokratischer Schär die Contra des alten Herrn in glänzender Weise zu widerleg weiß. Eine für einen Dramatiker lobenswerte Objectivität läs uns zuerst alle möglichen Einwürfe gegen die moderne Kunst höre und in gewaltigen Posaunenstößen das Lob der historischen Sti sowie die Nachahmung derselben an unser Ohr klingen. Schwach Gemüther könnten, wenn sie nur dieses Contra gegen die moder Kunst zu lesen bekämen, beinahe von ihrer Nichtswürdigkeit übe zeugt werden. In wirklich delicater Weise legt nun Rée Gewic auf Gewicht auf die andere Wagschale und sehr bald halten si die beiden Anschauungen das Gleichgewicht, um rasch durch ei glänzende Vertheidigungsrede, die jedem Anwalt Ehre machen würd in der Weise verschoben zu werden, dass die größere Gewichtig keit auf Seiten der modernen Kunst und ihrer Principien zu find ist. Es darf nun natürlich niemand glauben, dass etwa der Ve treter der älteren Richtung, der wie schon erwähnt als alter He gezeichnet ist, sich von der glänzenden Widerlegung getroff und bekehrt fühlen würde. Er sieht auch ferner in der neu Kunst und ihren Vertretern etwas „Überhirniges“, Närrische dafür wird das Neue, Ungewohnte ja immer gern gehalten. I handelt sich hier um die bildenden Künste, wobei der Verf. for während concrete Beispiele noch lebender Künstler heranzieh z. B. Menzel, Böcklin, Uhde, Liebermann, Paul Wallot, Ot Wagner, Bruno Schmitz, Otto Rieth u. v. a. Der Kampf, d also auf unserem Gebiete erst noch vollkommen ausgefochte werden muss, ist auf einem anderen, auf dem der Musik, läng entschieden. Wohl erinnern sich die Jüngeren nicht mehr der Au regungen, die noch Mitte und Ende der Siebzigerjahre der Stre um Richard Wagner auf allen Linien hervorrief. Spaltungen i

allen gesellschaftlichen Kreisen, nicht nur in musikalischen, wo damals schon das Übergewicht Wagners anerkannt war! Aber die Kritik war starrköpfigerweise aus diversen Gründen noch nicht überzeugt, und oft gerade die einflussreichste am wenigsten; sie ist es, die gewöhnlich am meisten nachhinkt. Es gibt ja heute noch einzelne ältere Kritiker, die recht hämisch sein können, wenn es sich um Wagner handelt. Und wenn auch Wagner längst bei allen wirklich musikalisch Gebildeten und Verständnisvollen Recht behalten hat durch die Macht seines Ingeniums, so hat doch die nur zu oft giftgetränkte Feder solcher Kritiker triumphiert, da die Kleinen den großen Richard überlebten. Freilich versteht ein Diplomat auch opportun zu sein. Und so ist denn seit siebzehn Jahren, seit dem Tode Wagners, auch bei der ihm feindlich gesinnten Kritikasterei eine Einkehr zum Besseren, allerdings nur gezwungenermaßen, vor sich gegangen. Die Überzeugung der Künstlerschaft und der breitesten Massen war hier tonangebend.

In ähnlicher Weise, aber viel rascher, wird sich m. E. innerhalb der nächsten Jahre, besonders gefördert durch die große Anzahl von Kunstzeitschriften moderner Richtung, der Kampf entscheiden, wie seinerzeit auf musikalischem Gebiete. Trotz aller Widersacher sind ja heute schon die so lange unverstandenen größten der Modernen, um nur von Deutschen zu reden, Menzel und Böcklin durchgedrungen, und auch der Erbauer des deutschen Reichsrathsgebäudes, Wallot, ist in maßgebenden Kreisen, die ein wirkliches Verständnis haben, ebenso anerkannt, wie Otto Wagner in Wien, der der letzten großen Stadterweiterung ihr künstlerisches Gepräge verliehen hat. Aber auch Otto Wagner musste das sechzigste Lebensjahr überschreiten, um seine Ideen anerkannt zu sehen.

Wer „Modern“, die kleine Broschüre von 40 SS., vorurtheilslos liest, wird in der That finden, dass sie, z. Th. „in dunklem Drange“, den rechten Weg zu künstlerischem Leben zeigt. Fast scheint es uns, als ob das gewählte Motto: „Wacht auf, es nahet gen dem Tag!“ die Worte Hans Sachs', nicht ganz hieher passen würden, denn die Sonne der neuen Kunst ist doch gewiss schon über dem Horizonte zur Hälfte heroben, so wie es auf der Vignette der Verlagshandlung Seemann zu sehen ist: Da steigt der glühende Ball über den Horizont des Meeres herauf und vergoldet es mit seinem Lichte.

Troppau. Rudolf Böck.

Dr. E. Kohlrausch, Bewegungsspiele. Mit 14 Abbildungen (Sammlung Göschen Nr. 96.) Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung 1899.

Die bekannten grünen Bändchen der Sammlung Göschen werden sich bald zu einer Miniatur-Encyklopädie abrunden. Selten hat sich ein Unternehmen, welches auf die Popularisierung des Wissens ausgeht, so vieler — verdienter — Sympathien erfreut als gerade dieses. Man darf aber nicht vergessen, dass in diese Bändchen wissenschaftlich hochstehende Männer gewissermaßen die Quintessenz ihres Wissens in ansprechender Form niedergelegt haben. — Dieses günstige Urtheil kann man, glaube ich, auch über das vorliegende Werk fällen. Der Verf., auf dem von ihm vertretenen Gebiete von bewährtem Rufe, hat hier ein Werk geschaffen, das dem Geiste dieser Sammlung vollauf Rechnung trägt und das Ziel derselben erreichen dürfte.

„Spiele sind so alt wie die Menschheit", sind die ersten Worte der „Einleitung". — Ja, der Mensch, besonders die Jugend bedarf der Spiele, u. zw. insbesondere solcher, die das körperliche Wohlbefinden fördern — nicht etwa Kartenspiele u. dgl. Jene Spiele sollten zur „Volkssitte" werden; aber wenn unter das Publicum keine heilsame Agitation gebracht wird, so ist dieses Ziel unerreichbar. Nothwendig ist vorerst eine kräftige Initiative; möge eine solche vom vorliegenden Buche ausgehen, welches, wie der Titel besagt, gerade diejenige Art von Spielen umfasst, deren Betrieb der heilsamste ist. — „Bewegungsspiele" — ich ziehe diesen Titel dem sonst auch üblichen — „Turnspiele" — gerade im Hinblicke auf den Zweck des Werkes noch besonders vor. Denn sobald die große Masse das Wort „Turnen" hört, sieht sie in allem damit in Verbindung Stehenden schon etwas Separatistisches, was nicht für jedermann sei.

Das Werk folgt in der frisch geschriebenen „Einleitung" den Spielen nach ihrem historischen Entwicklungsgange, spricht dann vom Nutzen der Spiele im allgemeinen und der Bewegungsspiele im besonderen, gibt Vorschriften für deren Betrieb, belehrt uns über die Spielgeräthe (es wird hier und später im Text auch deren Preis angegeben) und über die Individualisierung der Spiele.

Dann folgt die Aufzählung und Beschreibung der Spiele selbst. Diese sind äußerlich eingetheilt nach den Arten, innerlich nach der Schwierigkeit, immer aufsteigend vom Leichteren zum Schwereren. Daraus ergeben sich folgende Gruppen: Singspiele, Platzwechselspiele, Fangspiele, Kugelspiele, Ballspiele. Die Fangspiele sind dann z. B. wieder eingetheilt in *a*) solche mit Freimal, *b*) mit Aufstellung im Kreise usw. Jede von diesen Abtheilungen umfasst wiederum die einzelnen Spiele nach der Schwierigkeit geordnet, so dass harmonisch die erste Gruppe mit dem „Fangen" beginnt und die letzte mit dem Gipfelspiel „Barlaufen"

schließt. Ähnliches gilt von den übrigen Gruppen[1]. — Selbstverständlich fehlt nicht der moderne Behelf eines „alphabetischen Inhaltverzeichnisses" (S. 157—159).

Für Fachleute wäre jedenfalls interessant ein Vergleich zwischen den i. J. 1898 erschienenen „Turnspielen"... von Dr. E. Kohlrausch und A. Marten (vgl. die Anzeige in dies. Zeitschr. 1899, S. 800—802 von M. Guttmann) und unserem Werke.

Auf einiges soll hier hingewiesen werden, weil sich daraus für die „Bewegungsspiele" ein Gewinn auch im Einzelnen ergeben wird[2]. — Anklänge sind naturgemäß genug, aber — und das ersieht man bald — die beiden Bücher unterscheiden sich bezüglich der Anordnung ganz, sehr stark auch in der inhaltlichen und formellen Durchführung im Einzelnen. Was die Anordnung des Stoffes betrifft, ziehe ich das neue Werk entschieden vor; denn bei der Eintheilung der „Turnspiele" in 1. Ballspiele, 2. Lauf- und Fangspiele, 3. Kampfspiele ist das Eintheilungsprincip durchbrochen, da z. B. viele Ballspiele auch Kampfspiele sind. Auch in der Einordnung der einzelnen Spiele unter den angeführten Gruppen scheint mir kein bestimmtes Gesetz zu walten. Man vergleiche nur die Ballspiele, auf welche im Werk 1898 doch das Hauptgewicht gelegt wird, mit den im Werk 1899 enthaltenen: das letztere theilt sie nach der Art des Balles ein und schreitet in der oben angegebenen Weise systematisch vor, so dass als erstes Spiel die einfache Fangübung „Königsball", als das letzte (in der Schlussgruppe) Lawn-Tennis zu stehen kommt. Hingegen ist im Werke 1898 gleich das erste Spiel das Schlagballspiel. Dann folgen die anderen Spiele promiscue; z. B. Nr. 8 Lawn-Tennis, Nr. 10 Eckball, Nr. 20 Neckball, Nr. 27 Fußball ohne Aufnehmen, Nr. 30 Raffball usw.

Bei der Beschreibung des Stehballes S. 77 f. ist die im Werke 1898, S. 53—56 dargestellte Art (mit Benützung der Löcher im Erdboden) aufgegeben[3]) und nur das Hannoveraner Spiel „Stund", ausführlicher als es im Zusatz S. 56 steht, aufgenommen. Hiemit erscheint auch Guttmanns Wunsch[4]) (S. 108) theilweise erfüllt.

Der Feldball steht im Werke 1899 vor dem „Ball mit Freistätten", im anderen nach demselben. Da nun der Feldball, wie es in beiden Werken übereinstimmend heißt, in gleicher Weise die Vorzüge des „Balles mit Freistätten" und des Cricket enthält, ist

---

[1]) Über die Ballspiele s. u.

[2]) Ich bezeichne im Folgenden, wo ich eine Unklarheit befürchte, die „Turnspiele" mit „Werk 1898" und die „Bewegungsspiele mit „Werk 1899".

[3]) Die 5. Regel ist mit dem Spiele „Stund" verbunden.

[4]) Auch der „Dreiball" findet sich im Werke 1899 nicht.

sein Platz nach dem auf die beiden angeführten Spiele folgenden Cricket.

Im Gebrauche des Terminus Neckball, bezw. Wanderball und Kreiswurfball herrscht keine Einigkeit. Vgl. im Werke 1899 die Nrn. 39 und 40, im anderen Nr. 19 und 20. Am passendsten wäre es, beide Spielarten, deren Unterschied hauptsächlich nur in der verschiedenen Distanz der Spieler besteht, unter einer[1]) Bezeichnung zu vereinigen, Neckball oder Wanderball, jedes mit einem entsprechenden Zusatze.

Die in beide Werke aufgenommenen Spiele decken sich zumeist. Die größere Zahl hat das Werk 1898. Von seinen zehn Kampfspielen hat unser Werk nur ein einziges (Räuber und Gensdarmen). Auch Ballspiele hat jenes Buch ungefähr ein Dutzend mehr[2]); bei den Fangspielen herrscht nahezu Einklang: neu ist im Werke 1899 das muntere Spiel „Schutzgemeinschaft". Das ältere Werk hat auch keine Sing- und Platzwechselspiele, was sich schon aus dessen Titel erklärt. — Unter den „Bewegungsspielen" treffen wir (Nr. 25—27) drei Kugelspiele an (Luftkegelspiel, Boccia, Croquet), wozu das erste gar nicht gehört.

Man sieht also, beide Werke ergänzen sich; über das Erscheinen beider werden die Fachkreise erfreut sein, wenn auch freilich der Wunsch der Vater manches Gedankens sein könnte.

S. 88 heißt in Fig. 6 durch einen Druckfehler das Laufmal *CH* statt *GH*.

Krainburg. Dr. Jos. Tominšek.

---

[1]) Eine solche Zusammenziehung ist geschehen in der Nr. 41 des Werkes 1899. Vgl. Nr. 22 und 23 der „Turnspiele".

[2]) Dafür hat unser Werk auch zwei, die jenes nicht hat: Königball und den wichtigeren Tamburinball (Nr. 44), der als eine Zwischenart zwischen Fußball und Lawn-Tennis empfehlenswert erscheint.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Bericht über den VII. deutsch-österreichischen Mittelschultag.

Wien, 9., 10. und 11. April 1900.

In einer Stimmung, wie sie bedeutende Erfolge erzeugen, folgten die Mittelschullehrer der Einladung des vorbereitenden Ausschusses zum VII. deutsch-österreichischen Mittelschultag. Manche aus den Verhandlungen der Mittelschultage hervorgegangene Anregung wird im praktischen Unterricht verwertet, und die Wünsche in Standesfragen, für deren Realisierung in den früheren Mittelschultagen heiß gestritten worden ist, sind erfüllt oder erfüllen sich unter den günstigsten Verhältnissen. Denn gerade jetzt, wo die Hebung der socialen Stellung des Mittelschulpersonals durch Versetzung in höhere Rangsclassen sich vollzieht, steht an der Spitze der Unterrichtsverwaltung ein Mann, der für das Mittelschulwesen ein starkes Interesse, für den Mittelschullehrstand ein warmfühlendes Herz hat.

Außer Wien waren 73 Städte unserer großen Monarchie durch 458 Theilnehmer vertreten. Als erfreulich und für den Mittelschultag schmeichelhaft darf es wohl betrachtet werden, dass eine größere Anzahl von Vertretern nicht deutscher Mittelschulen an den Berathungen theilnahm und dass die Vertretung des Centralvereins der böhmischen Professoren in Prag den Verhandlungen des VII. deutsch-österr. Mittelschultages die aufrichtige Sympathie und Theilnahme entgegenbrachte und seinen Bestrebungen für das Wohl der Schule und des Standes den besten Erfolg wünschte.

Am Vorabend des Mittelschultages, Palmsonntag den 8. April, fand im Restaurant des kaufmännischen Vereines eine gesellige Zusammenkunft statt, bei welcher der Geschäftsführerstellvertreter Prof. Dr. E. Maiß die Gäste mit herzlichen Worten begrüßte, unter denen sich Hofrath Dr. Johann Huemer und Vicebürgermeister Dr. Joseph Neumayer einfanden.

Erster Verhandlungstag (Montag, 9. April 1900).

A) Erste Vollversammlung.

Eröffnet wurde die Vollversammlnng von dem Geschäftsführe Prof. Feodor Hoppe um 8 Uhr 30 M. mit einer Begrüßnng der Vertrete der Regierung, des Landesschulrathes nnd der Großcommune Wien. Zur Vorsitzenden wurde der namens des vorbereitenden Ausschusses vorge schlagene Landesschnlinspector Dr. Joseph Loos gewählt.

Dr. Loos nimmt den Präsidentenplatz ein, dankt der Versamm lnng für das ihm durch die Wahl geschenkte Vertrauen und schlägt zum ersten Vicepräsidenten Dir. J. Dechant, zum zweiten Vicepräsidente Prof. Dr. A. Polaschek vor. Zu Schriftführern wurden vom vorbereitende Comité folgende Herren vorgeschlagen und von der Versammlnng ge wählt: St. Schüller (Wien), E. Sokoll (Wien), M. Strach (Prag), M. Boc (Linz). H. Lanner (Olmütz), Dr. A. Nathansky (Czernowitz) nnd A Pedoth (Wien).

Nach dieser Constituierung ertheilt der Vorsitzende Hofrath Dr J. Huemer das Wort.

Hofrath Dr. J. Huemer: Hochgeehrte Versammlung! Seitens Si Excellenz des Herrn Unterrichtsministers Dr. Wilhelm Ritter v. Hartel der znr Stunde in Karlsbad weilt, ist mir der ehrenvolle Auftrag zuthei geworden, den VII. deutsch-österreichischen Mittelschultag namens de Unterrichtsverwaltung zu begrüßen. Ich begrüße Sie nnn mit jener inneren Theilnahme, die von einem Schulmanne Schulmännern gegenüber erwartet werden kann. (Beifall.)

Meine Herren! Zehn Jahre sind ins Land gegangen, seitdem der fruchtbare Gedanke der Einführung von Mittelschultagen verwirklicht wurde. Wie es im Leben des Einzelnen Momente gibt, wo es gerathen erscheint, reflectierend Rückschau zu halten, um weitere Ausblicke für die Znkunft zu gewinnen, so läge es auch heute, wo wir in einem Abschnitte der Entwicklung der Mittelschultage stehen, nahe, betrachtend zurückzublicken und zusammenzufassen, in welcher Weise sich unser heimisches Mittelschulwesen in den letzten Decennien entwickelt und die materielle und sociale Stellnng der Lehrerschaft eine andere geworden ist. Wir würden bei dieser Rückschau finden und könnten ohne Überhebung es aussprechen, dass auf allen Gebieten des höheren Unterrichtes, nicht znm mindesten dnrch die Berathungen und Beschlüsse der Mittelschnltage und anderer Lehrervereinigungen, Verbesserungen angebahnt oder dank den Bemühnngen der bernfseifrigen Lehrerschaft bereits glücklich durchgeführt wurden.

Die reformatorische Kleinarbeit konnte geleistet werden, begünstigt dnrch den Umstand, dass wir größerer organisatorischer Thätigkeit überhoben sind, überhoben durch die Vortrefflichkeit unseres Organisationsentwurfes, der selbst nach fünfzigjährigem Bestande noch als modern bezeichnet werden kann. (Zustimmung.)

Wir wollen heute dankbar aller jener Factoren gedenken, die sich um das Zustandekommen des nunmehr 50 Jahre bestehenden Organisationsentwnrfes unsterbliche Verdienste erworben haben.

Meine Herren! Das Sprichwort: 'Wer rastet, der rostet' gilt nicht nur für jeden Einzelnen, es gilt auch für ganze Stände, auch für den Mittelschullehrstand. Auch unser prächtiger Mittelschulbau, dem bald durch die Ausgestaltung des höheren Mädchenschulwesens ein Zubau erwachsen soll, bedarf sorgfältiger Instandhaltung, damit nicht Schäden entstehen, und fortwährender Anpassung an die Forderungen der Gegenwart. Sie, meine Herren, denen die Aufgabe obliegt, den Schulgesetzen und Anordnungen der Schulbehörden Leben und Gestalt zu geben, Sie gewahren auch bei Ihrer täglichen Arbeit jene Stellen, wo die Organisation oder ihre Durchführung Mängel haben. Ein Blick in das vorliegende reichhaltige Programm zeigt, dass Sie freimüthig auf solche Mängel hinweisen, und dass Sie als die Berufensten bereit sind, zur Behebung derselben beizutragen. Die klare Erkenntnis eines Mangels ist der erste Schritt zu seiner Beseitigung.

Die Unterrichtsverwaltung begrüßt daher ihre Verhandlungen mit Freuden und begleitet sie mit regem Interesse. Ich meinestheils rufe Ihnen aber am Beginne dieser Verhandlungen den altehrwürdigen Spruch zu: ἀγαθῇ τύχῃ, Glückauf! (Lebhafter anhaltender Beifall und Händeklatschen.)

Vorsitzender: Empfangen Sie, verehrtester Herr Hofrath, den verbindlichsten Dank der Versammlung, den ich mir in ihrem Namen auszusprechen erlaube, den Dank für ihre außerordentlich anregenden, wegweisenden Worte, den Dank dafür, dass Sie hier erschienen sind, Sie den wir alle — ich darf es offen sagen — als unseren Freund, als unseren Berather, als unseren Helfer verehren. (Lebhafter Beifall und Händeklatschen.)

Beim letzten deutsch-österreichischen Mittelschultage hatte Herr Sectionschef v. Hartel die Güte, selbst hier zu erscheinen; heute ist er daran verhindert, er hat uns jedoch seinen Vertreter gesendet und uns dadurch abermals gezeigt, mit welchem Interesse er unseren Verhandlungen folgt. Ich glaube, wir können dem Herrn Minister unseren Dank nicht anders zum Ausdrucke bringen, als indem ich Ihnen vorschlage, Sr. Excellenz dem Herrn Unterrichtsminister, der zu seiner Erholung in Karlsbad weilt, ein Begrüßungstelegramm zu senden. (Zustimmung.) Dieses Telegramm könnte etwa folgende Stilisierung haben: Der VII. deutschösterreichische Mittelschultag begrüßt Se. Excellenz den Herrn Minister für Cultus und Unterricht auf das ehrerbietigste als den gelehrten, weit ausblickenden und mächtigen Förderer des österreichischen Mittelschulwesens. (Lebhafte Zustimmung.) Wie ich sehe, sind die Herren damit einverstanden. Das Präsidium wird demnach dieses Telegramm sofort abschicken.

Das Wort hat Herr Vicebürgermeister Dr. J. Neumayer.

Vicebürgermeister Dr. J. Neumayer: Meine hochverehrten Herren! Mir ist die ehrende Aufgabe zutheil geworden, Sie namens der Wiener Bevölkerung, namens der Gemeindevertretung von Wien und insbesondere namens des Herrn Bürgermeisters, welcher heute am Erscheinen

verhindert ist, aber demnächst die Ehre haben wird, Sie noch besonders zu begrüßen, auf das herzlichste willkommen zu heißen.

Sehr geehrte Herren! Die Stadt Wien wurde vom deutsch-österreichischen Mittelschultage schon wiederholt zum Versammlungsorte für seine Berathungen auserkoren. Es mag dies wohl ein deutlicher Fingerzeig dafür sein, dass gerade in dieser Stadt, in ihrem Mittelschullehrkörper und vor allem in den hiesigen Organen der Unterrichtsverwaltung das lebhafteste und aufrichtigste Bestreben vorhanden ist, den ethischen Aufgaben der Mittelschule, ihren didaktisch-methodischen Aufgaben, ganz besonders aber auch den materiellen und socialen Standesinteressen der Mitglieder des Lehrkörpers stets die gebührende Aufmerksamkeit zu zeigen, damit diesen Interessen mehr Rechnung getragen werde, als es bisher der Fall war.

Ich kann sie versichern, meine Herren, dass die Bevölkerung und die Gemeindevertretung von Wien Ihre Berathungen mit dem regsten Interesse verfolgen wird, in der Überzeugung, dass dieselben dem geistigen Aufschwunge unseres Vaterlandes und unseres deutschen Volkes zum Heile gereichen werden in der Gegenwart und in der Zukunft! (Lebhafter Beifall und Händeklatschen.)

Vorsitzender: Sehr verehrter Herr Bürgermeister-Stellvertreter! Auch Ihnen danke ich herzlichst im Namen des VII. deutsch-österreichischen Mittelschultages für die anerkennenden Worte einerseits und für das Interesse andererseits, welches Sie hiemit namens der Stadt Wien und des Herrn Bürgermeisters für unsere Berathungen bekundet haben. Ich versichere gleichzeitig, dass wir einer Einladung des Herrn Bürgermeisters sehr gerne Folge leisten werden.

Gestatten Sie mir, bevor wir zur Tagesordnung übergehen, noch die erschienenen Herren Hofrath Wiesner, Prof. Jodl, Hofrath Maresch und Hofrath Dr. R. v. Wretschko auf das freundlichste zu begrüßen. (Lebhafter Beifall.)

Ich ertheile nunmehr dem Herrn Geschäftsführer des vorbereitenden Comités, Prof. Hoppe, das Wort.

Prof. Hoppe erstattet den Bericht. Wenn seit der Constitution der Mittelschultage manche Anregung an maßgebender Stelle Berücksichtigung gefunden hat, müssen wir heute mit größter Dankbarkeit daran denken, dass durch die Allerhöchste Entschließung Sr. Majestät unseres Kaisers an einer für ihn und sein erlauchtes Haus sowie für alle Völker Österreichs schmerzlich bewegten Zeit das Gesetz vom 19. September 1898 die Sanction erhielt, durch welche einer der wichtigsten Theile unserer Wünsche unmittelbar erfüllt wurde. Weiter rechtfertigt er, warum entgegen dem Beschlusse des VI. Mittelschultages, den nächsten Mittelschultag 1899 abzuhalten, die Wiener Mitglieder der vorbereitenden Commission die Abhaltung des VII. Mittelschultages erst im Jahre 1900 empfahlen, und theilt zugleich mit, dass die Mehrheit der Mittelschulvereine mit dieser Verschiebung sich einverstanden erklärte. Angemeldet wurden 45 Vorträge und Referate, so dass eine Auswahl getroffen werden musste. Über den vom VI. Mittelschultag ertheilten Auftrag, über die Fort-

chritte in der Ausarbeitung der Dienstpragmatik zu berichten, wird Prof. Dressler referieren, Prof. Schiffner über die Feststellung einer einheitlichen Bezeichnung in der darstellenden Geometrie. Hoppes Bericht wird genehmigend zur Kenntnis genommen.

Geschäftsführerstellvertreter Prof. Dr. Maiß bringt zunächst Entschuldigungen wegen verhinderter Theilnahme an den Verhandlungen zur Kenntnis vom Sectionschef Dr. E. Wolf, L. S. I. Dr. Tumlirz, Dir. Kiwsa, dann den Stadtrathsbeschluss, die Mitglieder des VII. Mittelschultages am 11. April nachmittags in den Festräumen des Rathhauses zu empfangen, die Zuschrift, dass Vicebürgermeister Dr. J. Neumayer die Commune Wien bei den Verhandlungen vertreten werde, dass 20 Mitgliedern die Besichtigung der Gaswerke ermöglicht werde, dass die Urania am 10. April $^1/_2$6 Uhr eine Extravorstellung für die Mitglieder gebe; um 6 Uhr werde Prof. Dr. Filek v. Wittinghausen über den Photocolatlas als geographisches Anschauungsmittel ebendaselbst einen Vortrag halten, dass um $^1/_2$7 Uhr die Photocolausstellung in der Urania besichtigt werden könne; ferner sei von der Generalintendanz die Erlaubnis zur Besichtigung des Burgtheaters ertheilt worden; endlich berichtet er über Abänderungen im Programm.

Hierauf erstattet Prof. Dressler über Aufforderung des Vorsitzenden den Bericht über die Vorarbeiten zur Dienstpragmatik. Dressler übernahm die Geschäfte nach Daurers Tode. Schon im VI. Mittelschultage waren zwei Entwürfe vorgelegt worden: einer von der Czernowitzer Mittelschule, der andere von einem Wiener Comité. Beide Entwürfe wurden verworfen und beschlossen: es seien beide Entwürfe den einzelnen Anstalten zuzuschicken und diese zu ersuchen, das aus der Prüfung der beiden Entwürfe gewonnene neue Material der Commission zu übersenden. Es sei nur wenig brauchbares Material zugeschickt worden, so dass das Comité nicht in der Lage gewesen sei, die ihm übertragene Arbeit zu Ende zu führen. Die Versammlung nimmt den Bericht zur Kenntnis.

Dann hielt Dir. Dr. E. Martinak seinen Vortrag „Psychologische Untersuchungen über Prüfen und Classificieren".

Der Vortragende erklärt, er verkenne keineswegs den Wert des Prüfens, ja theilweise sogar die Förderung des Unterrichtes, die durch das Prüfen erzielt werde; aber heute müsse er nothgedrungen einseitig sein und mehr auf die Schwierigkeiten, ja geradezu Bedenklichkeiten dieses Verfahrens hinweisen. Er geht dabei aus von Willmanns Didaktik als Bildungslehre II, § 77, S. 316: Wenn der Lehrer die einzelnen Leistungen der Schüler classificiert, soll er wissen, dass er dabei mit einem Gifte arbeitet. In der rechten Weise angewendet, kann Gift als Arznei wirken, aber täglich genossen, muss es die Gesundheit zerrütten usw. Ihn selbst habe ein Besuch an Berliner Gymnasien vor 9 Jahren und die Theilnahme am Neuphilologentag vor 2 Jahren sowie Äußerungen über das Prüfungswesen daselbst veranlasst, seine Ansichten darüber einer Überprüfung zu unterziehen. Zuerst stellt er den Begriff „prüfen" fest. Prüfen heißt jede Thätigkeit, die darauf abzielt, uns

Kenntuis über die dauernden psychischen Dispositionen des Gefragten zu verschaffen. Hiebei aber handelt es sich uicht nur darum, zu ermitteln, ob eine Disposition da sei, sondern in der Regel auch darum, in welchem Grade sie vorhanden sei. Hiefür bringt er auf körperlichem Gebiete als Beispiel das Hochspringen. Die Disposition definiert er als jenen dauernden Zustand, der zu bestimmten vorübergehenden Leistungen befähigt, zu jenen im Verhältuis der dauernden Theilursache steht. Damit verbindet er die Darlegung der Begriffe Leistung, Erreger, Dispositionsgrundlage. Während wir uns von dem Vorhandensein dieser bei einem geladenen Gewehr z. B. überzengen können, sind wir auf psychischem Gebiet allein darauf angewiesen, die Leistung zu provocieren. Aber es ist ein wesentlich verschiedener Sachverhalt, ob wir die Grundlage direct ermitteln oder die Disposition indirect aus der Leistung. Und hiebei stellen sich mannigfache Schwierigkeiten in den Weg. Es gibt Dispositionen, die durch einmalige Actualisierung einfach vernichtet werden; andere Dispositionen werden durch die Actualisierung herabgesetzt — Ermüdung; noch andere zeigen das charakteristische Verhalten, dass die Actualisierung auf sie ohne Einfluss bleibt; bei noch anderen Fällen steigert die Actualisierung die Disposition — Übung. Mit diesen die Sachlage erschwerenden Thatsachen muss man rechnen, wenn man, wie es in der Schule der Fall ist, aus Leistungen dauernde Dispositionen erschließen muss. Unser Verfahren dabei ist, wie die Etymologie des Wortes Prüfen zeigt, nichts anderes als ein Probieren (probare). Man muss nun weiter den Fehlern nachgehen, die bei diesem Verfahren gegeben sind. Besteht zwischen der größeren oder kleineren, besseren oder schlechteren, minder- oder überwertigen Leistung und der Größe oder Güte oder dem Wert der Disposition eine directe Proportionalität? Beim Springen über eine gespannte Schnur können wir möglicherweise durch Höherspannen die höchste Leistung erzielen. Wendet man diesen Vorgang auf das Prüfen in der Schule an, so müsste man auch bis an die obere Grenze gehen. Allein das ist aus verschiedenen Gründen nicht möglich, und so läuft unser gewöhnliches Prüfungsverfahren Gefahr, die guten Schüler zu unterschätzen oder jene des Überanstrengens. Die erste Fehlerquelle liegt also darin, dass der Schluss von der Größe der Leistung auf die der Disposition ein unsicherer ist. Die zweite Fehlerquelle liegt darin, dass wir die Größe der Leistung so schwer und nur recht ungenau bestimmen können, weil es bisher nicht gelungen ist, fürs Psychische eine Maßeinheit aufzustellen. Eine dritte Fehlerquelle liegt in den Störungen unserer intellectuellen Leistungen durch Gefühlsthatbestände. Ein weiteres Moment ist die Verschiedenheit der Standpunkte bei der Beurtheilung — absolut, relativ, subjectiv. Bei der Qualification der Schüler durch die Lehrer werden gewöhnlich alle diese Standpunkte vermischt. Insbesondere kommt dabei die ethische Wertschätzung des Fleißes mit in Betracht und das Hineinspielen der ethischen Bewertung intellectueller Leistungen. Wenn sich also der Lehrer die gewissenhafte Forderung stellt, gerecht zu classificieren, so wird er sich immer sagen müssen: ich stehe vor einer unlösbaren Auf-

abe. Und darum muss man an dem Wunsche Willmanns festhalten: ine Thätigkeit, die so schwierig, so undankbar, so vielfach gefährlich it, dürfe man nur so selten als möglich ausführen; wir müssen vielmehr nser Augenmerk auf die Übung des Interesses im Stoff selbst lenken; elingt das, dann wird das Prüfen von selbst zurücktreten. Der Vor-ragende stellt keinen Antrag: er glaubt vielmehr, dass in dieser hoch-ichtigen Sache die langsame Erfahrung, die Forschung, die Überlegung usammenwirken müssen, und in diesem Sinne will er einen Unterbau chaffen für eine künftige Untersuchung und, wenn möglich, verein-achende Regelung des einen so breiten Raum einnehmenden Prüfungs-eseus. (Lebhafter, anhaltender Beifall.)

Der Vorsitzende dankt dem Vortragenden und eröffnet die Debatte.

Prof. Dr. V. Nitsch (Graz) bemerkt, er sei von Willmann nach Görlitz geschickt worden, um den praktischen Unterrichtsgang zu beob-achten. Dort habe kein Lehrer einen Handkatalog, seit 29 Jahren gehe s in Deutschland ohne dieses Mittel. Die Lösung des Räthsels liege in wei Dingen: zunächst arbeite der Lehrer dort mit seinen Schülern con-sequent in der Schule, so dass fürs Haus das Allergeringste übrig bleibe. Zweitens kenne dort der Lehrer seine Jungen, weil er nur 20–30 in der Classe habe. (Lebhafte Rufe: Das ist es!) Wenn der Vortragende erwähnt habe, man müsse den Schülern Vertrauen entgegenbringen, so wäre die Forderung berechtigt, dass man auch der Lehrerschaft Ver-trauen schenke; die Vorschrift des Prüfens laute aber sehr bestimmt. Nitsch schlägt nach weiterer Ausführung folgende drei Anträge zur Annahme vor.

1. Die Maximalzahl der Schüler an einer Mittelschulclasse ist mit vierzig festzusetzen und die Durchführung dieser Bestimmung nach Mög-lichkeit anzustreben.

2. Die Notenscala ist zu vereinfachen, und zwar womöglich auf drei Noten: Nicht genügend, gut und sehr gut.

3. Abschließende Urtheile über die Schüler in Form von Zeug-nissen sind nicht während des Semesters, sondern erst am Schlusse des-selben abzugeben". (Beifall.)

Hofrath Prof. Dr. Schipper ist aufrichtig erfreut, gerade diesen Vortrag an die Spitze der diesjährigen Verhandlungen gestellt zu sehen. Denn nach seiner Überzeugung werde sich die Forderung nach einer Reform der Mittelschule auch bezüglich der inhaltlichen Seite des Lehr-stoffes viel leidenschaftsloser gestalten, sobald erst diese methodische Frage des vorgeschriebenen, systematischen und controlierten Examinie-rens und Classificierens eine befriedigende Lösung gefunden haben werde. Über nichts sei in einer vor zwei Jahren abgehaltenen privaten Mittelschul-Enquête mit größerer Einstimmigkeit geklagt worden als über die Me-thodik. Von noch größerer Bedeutung aber, weil aus unmittelbarer prak-tischer Erfahrung geschöpft, seien die Urtheile, die nur wenige Monate später auf dem VIII. deutschen Neuphilologentag in Wien von Mittel-schulprofessoren über jene Einrichtungen laut geworden sind, so insbe-sondere von Prof. Winkler.

Daran knüpfe er noch einige eigene Bemerkungen. Er sei über zeugt, dass dieses System des beständigen Prüfens nicht nur die Schüler sondern, er fürchte, in vielen Fällen auch die Eltern demoralisiere. Nu im ersten Semester vielleicht, wenn das Kind in die Schule geschickt werde, frage der intelligente Vater: Was hast du während des Unterrichtes gelernt? Nach einem halben Jahr laute die Frage: Hast du entsprochen oder hast du dir wieder einen Fünfer geholt? Dann folgen di Klagen über Ungerechtigkeit der Lehrer und wohl erzähle auch mitunter der Knabe triumphierend: Heute habe ich mich durchgeschwindelt! Un nur wenige Eltern hätten die Einsicht und die Energie, den Jungen da bei zurechtzuweisen, dass Schwindel ebenso verwerflich sei wie Lüg und Diebstahl. Und wenn dieses System für die sittliche Entwicklun des Knaben große Gefahren mit sich bringe, so nicht minder für sei körperliches Gedeihen. Die große Nervosität unserer Jugend, die mit unter zu tragischen Katastrophen führe, sei vielfach darauf zurückzu führen. Aus diesen Gründen habe er bei dieser Verhandlung seine Stimme erhoben. Um dies mit einiger weiteren Berechtigung thun zu können habe er sich an Geheimrath Prof. Dr. Münch in Berlin gewendet, de ihm sofort eine Antwort gegeben habe, die er zur Kenntnis der Ver sammlung bringe. Das höhere Schulwesen (= Mittelschulwesen), schreib Münch, sei in Preußen nach der inneren Seite nicht fest und einheitlich geregelt. Grundsätzlich sei ein ziemliches Maß von Freiheit des Ver fahrens gelassen 1. den Provincialcollegien, 2. den einzelnen Schulen Vorschriften für die Entscheidung der Schülerversetzungen seien nich da. Im wesentlichen sei dieses den einzelnen Schulen überlassen. E komme darauf an, dass die Lehrerschaft, bezw. der Director sich ein klares Bild von der Entwicklung den einzelnen Schüler verschaffe Es gebe auch keine allgemeine Norm für die Bedeutung der Prädicate bei der Versetzung. Durchschnittlich werden etwa 80% versetzt. Nach prüfungen kommen jetzt nur selten vor. Auch für Locieren innerhalb der Classen gehe es keine bindende Vorschrift. Dem Prüfen werde man immer mehr abgeneigt. Soviel von diesem noch übrig bleibe, solle der Aufklärung der Eltern dienen. Es würde ihn freuen, schließt Hofrath Schipper, wenn diese Mittheilungen für den weiteren Verlauf dieser Verhandlung von Nutzen sein möchten.

Dir. Dr. A. Frank hebt gegenüber einem Vorredner, der seitens der Behörden mehr Vertrauen forderte, hervor, dieses Vertrauen hätten wir, aber das Vertrauen des Publicums müssten wir uns erwerben. Er betrachte das Prüfen nicht als ein Object der psychisch-physischen Messung nach naturwissenschaftlicher Methode, sondern als ein rein äußerliches Mittel, das wiederholt nothwendig sein dürfte.

Prof. Dr. Bass findet, das Thema sei bisher nur mit Rücksicht auf die Schüler behandelt worden; es komme aber auch der Lehrer in Betracht, der bei dem Prüfen keine geringeren Qualen leide und, um in der gegebenen Zeit zu prüfen und den Gegenstand weiter zu nehmen, auch nervös werde. Da aber das Prüfen auch einen anderen Zweck habe, sei er für das Prüfen nur zu dem Zweck, um die Überzeugung zu ge-

innen, ob der Knabe sich das Gehörte angeeignet habe. Schließlich meint er, unser Classificationssystem sei aufzugeben und auf das freie Urtheil des Lehrkörpers zum Schluss des Schuljahres zu beschränken.

Dir. L. Eysert beantragt den Schluss der Debatte, der auch angenommen wird. Zum Worte kommen noch die vorgemerkten Redner.

Prof. Dr. Hanausek wünscht gegenüber dem Vorschlag eines Vorredners, die Noten zu vermindern, die Vermehrung derselben, damit das Urtheil genau sei.

Prof. Dr. A. Kostlivy findet, dass jener Theil des Unterrichtes, den wir als das Prüfen bezeichnen, der Definition des Dir. Dr. Martinak nicht entspreche und einen hohen erziehlichen Wert habe. Dieses Prüfen sei einer Ausgestaltung fähig. Gegen das systematische Prüfen spricht auch er sich aus.

Als der Vorsitzende Nietsches Anträge zur Abstimmung bringen wollte, äußert Martinak, er habe wiederholt erklärt, dass er die Frage noch nicht für spruchreif halte, um darüber heute abzustimmen. Da aber Anträge zur Abstimmung vorlägen, unterbreite er der Versammlung einen Antrag, der nach Schippers Zusatz folgendermaßen lautet: „Der heutige Mittelschultag spricht sich principiell dafür aus, dass im Prüfungswesen wesentliche Einschränkungen anzustreben seien, überlässt es aber vorläufig der literarischen Erörterung, nach welcher Richtung diese Einschränkungen einzutreten haben“.

Bevor der Vorsitzende diesen Antrag zur Abstimmung brachte, der auch angenommen wurde, wies er die argen Übertreibungen einzelner Redner scharf zurück.

Der Geschäftsführerstellvertreter machte folgende Mittheilung: Es sind zwei Telegramme eingelaufen. Das eine lautet: 'Indem wir den zahlreichen, interessanten Verhandlungen Ihres VII. Mittelschultages unsere aufrichtigste Sympathie und Theilnahme entgegenbringen, wünschen wir Ihren verdienstvollen Bestrebungen für das Wohl der Schule und unseres Standes den besten Erfolg. Für den Centralverein der böhmischen Professoren in Prag: Dir. Starý, Ohmann, Dir. Bílý, Schriftleiter; Prof. Setunský, Cassier'. (Beifall.)

Das zweite Telegramm lautet: 'Mit tiefem Bedauern durch dienstliche und Gesundheitsrücksichten zum erstenmale verhindert, am Mittelschultage theilzunehmen, sendet innigste Wünsche für Gedeihen und Erfolg der Verhandlungen Landes-Schulinspector Tumlirz, Czernowitz'. (Beifall.)

Um 11 Uhr 45 Min. wird die Vollversammlung geschlossen.

Um 12 Uhr begrüßte Prof. Feodor Hoppe als Referent eine größere Anzahl von Theilnehmern im Zeichensaale des Akademischen Gymnasiums, wo eine Ausstellung einiger Anschauungsmittel und Lehrbehelfe für den philologischen und historischen Unterricht vom Ref. veranstaltet war.

In der Ansprache wies der Ref. darauf hin, dass diese Ausstellung wie die von ihm beim III. deutsch-österreichischen Mittelschultage im Jahre 1891 veranstaltete auf eine Anregung der Archäologischen Com-

mission für die österreichischen Gymnasien erfolge, deren derzeitiger Vorsitzender Herr Landes-Schulinspector Dr. A. Scheindler sei. Ein besonderes Comité habe den Auftrag, ein „Normalverzeichnis von Lehrmitteln zur Veranschaulichung des antiken Lebens" zusammenzustellen. Ref. habe jedoch ohne Rücksicht auf den engen Rahmen dieses Verzeichnisses auf Grund eigener Erfahrungen einige Ergänzungen hinzugefügt. Aus begreiflichen Gründen seien Photographien und die literarischen Behelfe äußerst spärlich vertreten.

Nach einem kurzen Rundgange hob Referent hervor, dass dank der thatkräftigen Förderung der Unterrichtsminister Dr. Paul Freiherr v. Gautsch-Frankenthurn und Dr. Wilhelm Ritter v. Hartel die durch eigene Anschauung gewonnene Kenntnis der classischen Stätten unter den Mittelschullehrern Österreichs sich immer mehr erweitere, und dass daher die Wichtigkeit der Benützung von Anschauungsmitteln auch beim Unterrichte in den classischen Sprachen gebürend gewürdigt werde. Wenn die Archäologische Commission auch manche Anregung gab, so gebüre das Verdienst dafür hauptsächlich dem früheren Vorsitzenden Herrn Hofrath Huemer.

Um 3 Uhr nachmittags begannen die Sectionssitzungen.

1. Naturwissenschaftliche Section. (Physiksaal des k. k. Maximilians-Gymnasiums.)

Zum Vorsitzenden wurde Schulrath Moriz Glöser (Wien), zum Schriftführer Prof. Leopold Petrik (Wien) gewählt.

Der erste Punkt der Tagesordnung lautete:

Vorführung neuer Apparate für Physiker und Geographen durch Prof. Dr. Heinrich Ritter v. Höpflingen und Bergendorf (Wien).

Der Vortragende demonstrierte einen sehr anschaulichen und vielfältig verwendbaren astronomischen Universalapparat nach Adolf Mang und ein von ihm ersonnenes, instructives Modell zur Erklärung der Aberration des Lichtes. Neu dürfte vielen Theilnehmern auch das Experimentieren mit einem größeren, an eine Gleichstromanlage von 110 Volt angeschlossenen Funkeninductor mit Wähnelt'schem Unterbrecher gewesen sein, dessen Säurewechsel zur Verhütung allzu rascher Erwärmung durch zwei zweckmäßige Hebervorrichtungen bewerkstelligt wurde.

Hierauf zeigte Prof. Max Rosenfeld (Teschen) eine einfache Methode der Theilung der Flamme, das Tönen der getheilten Flamme, zwei sehr einfache und billig herzustellende elektrolytische Apparate, hauptsächlich für die Elektrolyse und Synthese der Salzsäure geeignet, einen vervollkommneten Apparat zur Demonstration der Gewichtszunahme beim Verbrennen einer Kerze, endlich die Explosion eines Acetylen-Luftgemisches in seiner Explosionspipette.

2. Philologische Section.

Prof. Ferdinand Dressler (Wien) eröffnet im Auftrage des geschäftsführenden Ausschusses die Sitzung mit einer Begrüßung der zahlreichen Versammlung (78 Personen), worunter sich Herr Hofrath Dr. Schipper und die Landes-Schulinspectoren St. Kapp und Dr. Scheindler befinden. er schlägt als Vorsitzenden Prof. Dr. A. Polaschek (Czernowitz) vor und

s Schriftführer Prof. E. Feichtinger (Wien), welche Vorschläge die Zuimmung der Versammlung finden.

Prof. Polaschek übernimmt den Vorsitz und ertheilt dem Prof. lois Seeger das Wort zum ersten Vortrage:

Über die französischen und englischen Fortbildungscurse für die neusprachlichen Lehrer an Mittelschulen".

Der Unterricht in den modernen Sprachen stellt heute an den ehrer in Bezug auf die praktische Ausbildung höhere Anforderungen s früher. Um den Lehrer in den Stand zu setzen, sich möglichst viel der von ihm gelehrten Fremdsprache conversationell zu üben, hat as k. k. Min. für C. und U., einer Anregung entsprechend, welche aus er Mitte der Fachgenossen hervorgieng, mit Erlass vom 25. December 898, Z. 27206, französische und englische Fortbildungscurse ins Leben erufen. Ref. gedenkt hiebei besonders der Verdienste des Herrn Hofathes Dr. Huemer und des Herrn Landes-Schulinspectors St. Kapp um as Zustandekommen dieser Curse. Im laufenden Schuljahre wurden wei französische und zwei englische Curse mit je sieben Theilnehmern ctiviert. In die Leitung derselben theilten sich die Herren Proff. Ch. Mathieu, Marc. Gratacap und Dr. Curtis. Die Leiter der Curse, deren richtige Stellung betont wird, bewährten sich aufs beste. Bezüglich der Arbeitseintheilung und Wahl der Discussionsstoffe haben die einzelnen Curse freie Hand; sie schreiben sich ihre Aufgabe und deren Durchführung selbst vor. Trotzdem laufen die eingeschlagenen Wege oft parallel.

Den Anfang bildeten gewöhnlich Aussprachübungen, denen die eigentlichen Conversationsübungen folgten. Gegenstand der Conversation waren die verschiedenartigsten Dinge. Wissenschaft und Schule, Kunst und Literatur, Haus und Feld, eigene und fremde Erlebnisse lieferten unerschöpfliche Themen der Besprechung. Daneben einher lief stets die zwanglose Conversation, die an das Prämeditierte sich anschloss, meist auch den Beginn und Schluss jeder Vereinigung bildete.

Ref. berührt den günstigen Einfluss von scheinbar nebensächlichen Umständen, wie z. B. des Ortes, der Zeit und der Dauer der Vereinigungen, und findet in diesen einen Hauptfactor des günstigen Enderfolges. Der gute Erfolg der Curse, der bei jedem Theilnehmer merkbar wurde, muss sich nothwendig auch der Schule und dem Schüler mittheilen, und hierin liegt die Hauptbedeutung der Curse. Im Vergleiche zu allen bisher bekannten Mitteln, die Sprechfertigkeit der neusprachlichen Lehrer zu heben, stehen diese neugegründeten Fortbildungscurse in Bezug auf den Erfolg und ihren Nutzen in erster Linie. Sie besitzen überdies den unschätzbaren Vorzug, dass den Theilnehmern aus dem Besuche derselben, dank der Munificenz der Unterrichtsverwaltung, keinerlei materielle Kosten erwachsen, und dass der Lehrer ihretwegen die zu seiner Erholung so unentbehrliche Ferialzeit nicht zu opfern braucht. Ref. empfiehlt folgende Resolution zur Annahme:

„Da sich die von der hohen Unterrichtsverwaltung versuchsweise in Wien eingerichteten Fordbildungscurse für die Lehrer der modernen

Sprachen an Mittelschulen durch die Erfahrung als höchst wertvoll un
nutzbringend erprobt haben, wendet sich die philologische Section de
VII. deutsch-österreichischen Mittelschultages an das hohe k. k. Mini
sterium für C. und U. mit der Bitte, diese Curse in Wien dauernd z
erhalten und durch Eröffnung ähnlicher Curse in der Provinz auch de
dort wirkenden Lehrern der modernen Sprachen an Mittelschulen di
Vortheile dieser Institution zuzuwenden".

Nach einer eingehenden Debatte, in welcher die Proff. Becht
und Dr. Schmid (Göding) mehr die Ferialcurse empfahlen, L.-S.-I. Kap
und Hofrath Dr. Schipper dagegen die Fortbildungscurse befürwortete
wird die Resolution mit der Änderung „in den größeren Provinzstädten
statt „in der Provinz" und mit dem Zusatze des L.-S.-I. Kapp „die Zah
der Theilnehmer soll möglichst beschränkt werden", einstimmig an
genommen.

Hierauf hielt Dr. Camillo Huemer (Arnau) seinen Vortrag übe
die „Pflege des Naturgefühls bei der classischen Schullectüre". Diese
Vortrag ist abgedruckt im Heft 7 dieser Zeitschrift.

Nach einer kurzen Debatte, in die Prof. Dressler, Kostlivy, Hofe
und Bechtel eingriffen, wird dem Vortragenden für den schönen, form
vollendeten Vortrag der Dank ausgesprochen.

3. Realschulsection.

Zum Vorsitzenden wird Dir. Hans Januschke (Teschen) und zum
Schriftführer Prof. Michael Gaubatz (Wien) gewählt.

Prof. Franz Schiffner (Wien) referiert namens des von der Real
schulsection des VI. deutsch-österreichischen Mittelschultages (1897) ge-
wählten Comités zur Weiterprüfung der von den Proff. J. Heller (Linz)
und Wilhelm Binder (Wiener-Neustadt) vorgelegten Vorschläge über
eine einheitliche Bezeichnung in der darstellenden Geometrie.

Es wurden zunächst bei orthogonalen Darstellungen folgende
zwei Grundsätze für die Bezeichnung aufgestellt:

1. Punkte sind mit großen Buchstaben, Linien mit kleinen Buch-
staben und Ebenen mit griechischen Buchstaben zu bezeichnen.

2. Das Raumelement, sowie dessen Zuordnungen (Projectionen,
Spuren, Schatten, Drehungen, Umlegungen usw.) sind mit demselben
Buchstaben zu bezeichnen.

Im übrigen wurden noch folgende Vorschläge gemacht: Bei den
Projectionen sind den bezeichnenden Buchstaben rechts oben Beistriche,
den Spuren rechts unten arabische Zeiger, den Schatten rechts unten
römische Zeiger und den Umlegungen rechts unten der Index o bei-
zufügen. Bei Drehungen sei der bezeichnende Buchstabe einzuklammern.
Winkel sind auch wie die Ebenen mit griechischen Buchstaben zu be-
zeichnen, nur im Texte sind die Winkelzeichen anzusetzen. Für die Co-
ordinaten der Punkte wähle man die Buchstaben x, y, z; für die Achsen-
abschnitte der Ebenen die Buchstaben 𝔵, 𝔶, 𝔷. Die drei Bildachsen be-
zeichne man mit ${}_{I}x_{II}$, ${}^{x}{}_{III}$, ${}_{II}x_{III}$. Zum Beschreiben der Zeichnungen ver-
wende man die Nadelschrift, welche deshalb schon im Freihandzeichnen

n der I. Classe und in der Kalligraphie in der II. Classe gelehrt werden soll.

Nach eingehender Besprechung wurden die Vorschläge in der angeführten Form von der Section angenommen, und wurde der Wunsch ausgesprochen, dass dieselben allen Fachcollegen bekanntgegeben werden sollen.

Hierauf hielt Prof. Theodor Hartwig (Wien) seinen Vortrag über: „Die sphärische Trigonometrie an Realschulen als Vorbereitung zum Hochschulstudium".

Im Anschlusse an diesen Vortrag und die sich daran knüpfende Debatte kam folgende Resolution zur Annahme:

„Eine eingehende Behandlung der Geometrie auf der Kugelfläche, insbesondere Aufgaben aus der mathematischen Geographie und der Astronomie und Probleme der Kegelschnitte auf dieser Fläche zeigen, dass der Sinussatz, der Cosinussatz und die Napier'schen Regeln des rechtwinkeligen sphärischen Dreieckes als Grundlage dieses Gebietes genügen, und, darauf gestützt, spricht die Section die Ansicht aus, dass die genannten Sätze die wichtigsten elementaren Sätze der sphärischen Trigonometrie sind, und dass deren Kenntnis als Grundlage der sphärischen Trigonometrie für die Mittelschule genüge".

Mittags unternahmen etwa 20 Theilnehmer des Mittelschultages unter Führung des Geschäftsführerstellvertreters Prof. Dr. E. Maiß eine Fahrt nach Hietzing, um die Wiener Stadtbahn kennen zu lernen. Es wurde auf dem Hinwege die Wienthal-, auf der Rückfahrt die Gürtellinie benützt.

Um $^{1}/_{2}6$ Uhr versammelten sich die Mitglieder der naturwissenschaftlichen Section, aber auch viele Angehörige anderer Fächer im großen Hörsaale des chemischen Universitätslaboratoriums, wo Universitätsdocent Dr. J. Tuma einen Experimentalvortrag über flüssige Luft hielt.

Nach einer lehrreichen, allgemein verständlichen Einleitung über die Thatsachen und Theorien der drei Aggregatzustände und einem Überblicke über die Geschichte der Bestrebungen des Flüssigmachens von Gasen, die ehemals als uncoërcible oder permanente galten, von Faraday bis Linde, demonstrierte der Vortragende zuerst sogenannte flüssige Kohlensäure und erläuterte deren Eigenschaften und Anwendungen. Dann wandte er sich der Beschreibung der Maschine zu, mit welcher atmosphärische Luft flüssig gemacht werden kann.

Ein solcher Apparat Linde'scher Construction, wie er auch im Laboratorium des physikalischen Cabinets der Wiener Universität aufgestellt ist, wurde an der Hand einer Wandtafel nach Einrichtung und Wirkungsweise erläutert. In demselben wird die Luft zunächst auf 20 Atmosphären comprimiert, durch ein Kühlrohr getrieben und dann weiter auf 200 Atmosphären zusammengepresst. Nachdem der dabei niedergeschlagene Wasserdampf zurückgelassen worden ist, findet weitere Abkühlung statt, so dass der noch übrige Wasserdampf und dann auch die Kohlensäure als Schnee zurückbleiben und endlich die Luft flüssig wird. Im weiteren wird die Luft von dem starken Drucke theilweise be-

freit, sie vergast zum Theil wieder, ein Theil bleibt aber bei niedrigere als der Temperatur der Kühlflüssigkeiten flüssig; bei Entlastung bis au eine Atmosphäre bleibt flüssige Luft von — 191° C. übrig, die nun ohn Schwierigkeit flüssig erhalten werden kann. Mit solcher machte de Vortragende die folgenden interessanten Versuche.

In einer Dewar'schen Flasche, d. i. einer Flasche mit Doppel wand, deren einander zugewandte Seiten wie bei calorimetrischen Ge fäßen metallisch spiegeln, um Strahlung nach außen möglichst zu ver hindern, hatte er einen Vorrath von etwa 500 cm³ flüssiger Luft. Die selbe ist eine etwas ins Bläuliche spielende Flüssigkeit von sehr niedrige Temperatur (—191° C.), die bei der Zimmertemperatur äußerst rasc verdampft. Infolge des raschen Verdampfens kann ein Tropfen ohne Ge fahr auf die Hand gegossen werden; die Dampfhülle schützt, wie bein Leidenfrost'schen Versuche, die Hand vor der schädlichen Wirkung s abnorm tiefer Temperatur. In flüssiger Luft wurde Quecksilber rasch fest und hämmerbar. Kautschuk wurde glashart und spröd, so dass e unter Hammerschlägen in Pulver zerstäubte. Schießpulver, auf die niedrige Temperatur gebracht und entzündet, brannte langsam wie eine Lunte ab, statt zu explodieren. Leuchtgas erstarrte bei der Temperatu der flüssigen Luft, und ein Brocken solchen Leuchtgases brannte ruhig ab. Verblüffend war die Erscheinung, wie ein glimmender Span, unter die Flüssigkeit getaucht, im flüssigen Medium lichterloh mit heller Flamme brannte, ebenso eine in die Flüssigkeit getauchte Cigarre.

Lauter Beifall lohnte den Vortragenden, dem Herr Hofrath Dr. J Huemer selbst (einst Lehrer des Vortragenden) den Dank der Versamm- lung zum Ausdrucke brachte.

Nach altem akademischen Brauche vereinigten sich 8 Uhr abends die Theilnehmer des Mittelschultages im Saale des Kaufmännischen Vereinshauses zu einem Festcommers, der einen überaus animierten Ver- lauf nahm. Als Commersleiter fungierte Prof. Dr. Richard Kukula (Wien), als „Contrapunkt“ Prof. Müllner (Wiener-Neustadt). Nachdem das Er- öffnungslied „*Gaudeamus igitur*“ gesungen war, sprach der Präsident des Tages, Landes-Schulinspector Dr. J. Loos (Linz), folgenden Kaiser- toast: „Nach den ernsten Arbeiten des ersten Tages sind wir zu den Freuden des Tisches und der Geselligkeit hier zusammengekommen. Wir wollen aber daran nicht voll genießenden Antheil haben, bevor wir nicht dessen gedacht, der über ein halbes Jahrhundert treue Wacht hält über den Fortbestand des höheren Schulwesens, der es schirmt und schützt, auf dass es der freien Entwicklung nach außen und innen nicht ent- behre, der uns ein leuchtendes Vorbild ist aller männlichen, aller päda- gogischen Tugenden, rastlosen Arbeitswillens, unentwegten Pflichteifers und Festhaltens an den vorgesteckten Zielen und Idealen, auch in den Tagen des Kummers und des Leids, aus dem sich für uns die Liebe und Gnade geboren, jene Gnade, die uns vor zwei Jahren eine erheb- liche Besserung unserer Standes- und Besoldungsverhältnisse zutheil werden ließ. Ich fordere Sie auf, einzustimmen in den Ruf: Se. Majestät Kaiser Franz Josef I. lebe hoch! Die Versammlung brachte begeisterte

Hochrufe aus und sang stehend die Volkshymne. Den zweiten Toast brachte Prof. Hoppe (Wien) auf den Unterrichtsminister Dr. Ritter v. Hartel aus, den Mann, der einst als junger Lehrer an der Anstalt wirkte, wo der Mittelschultag seine Berathungen hält, der später als Universitätsprofessor die junge Philologengeneration herangezogen zu ernstem Forschen und ernster Arbeit, und der heute an maßgebender Stelle wirkt, immer fördernd und energisch eingreifend, wenn es das Wohl der Schule und der Mittelschullehrer betrifft, der erste Unterrichtsminister, der einst in Österreich auch Mittelschullehrer gewesen ist. (Lebhafter Beifall und Hochrufe.) Universitätsprofessor Dr. E. Hauler wünschte den Berathungen des Tages den besten Erfolg. Der Hochschullehrer müsse stets in engster Fühlung bleiben mit dem Mittelschullehrer, wenn er nicht akademisch vereinsamen und die lauten Forderungen der Schule überhören wolle. Redner erhebt sein Glas auf die Gemeinsamkeit der Bestrebungen der Hoch- und Mittelschullehrer, auf ihr einträchtiges Zusammengehen und auf das Blühen und Gedeihen des idealen Lehrberufes. (Lebhafter Beifall.)

Prof. Dr. Maiß brachte ein Hoch auf die Stadt Wien aus, nach welcher alle deutsch-österreichischen Mittelschullehrer mit ihrem Herzen gravitieren, Landes-Schulinspector Dr. Kummer auf die österreichische Mittelschule, Dir. Dr. Latzel (Klagenfurt) auf die Mittelschulvereine, Schulrath Dr. Leo Smolle (Wien) auf den Vorsitzenden des vorbereitenden Ausschusses Prof. Hoppe. — An den Festcommers schloss sich eine von Prof. Dr. A. Polaschek (Czernowitz) geleitete, gemüthliche Exkneipe, welche die Theilnehmer bis in die späte Nachtstunde beisammenhielt.

Zweiter Verhandlungstag. (Dienstag, 10. April.)
Die Sectionssitzungen begannen um 8 Uhr.

1. Naturwissenschaftliche Section.

Vorsitzender Schulrath M. Glöser ertheilt Prof. H. Kleinpeter (Prossnitz) das Wort zu seinem Vortrage: Die formale Auffassung der physikalischen Begriffe und ihre Bedeutung für den Unterricht.

Der Vortragende betont zunächst die zuerst von Mach erkannte Nothwendigkeit, in den physikalischen Grundbegriffen nicht mehr zu erblicken als Hilfsmittel zur Beschreibung von Naturerscheinungen. Die gegentheilige Ansicht von der reellen Natur der Kräfte, Massen, Wärme und Elektricitätsmenge u. a. überschreitet nicht nur die möglichen Grenzen der physikalischen Erkenntnis, sondern führt auch zu einer Reihe von Widersprüchen zwischen den einzelnen Theorien der Physik und Chemie, was von Stallo in sehr schöner, systematischer Weise ausgeführt worden ist; sie bildet ferner ein Hindernis der Specialforschung, indem sie die richtige Formulierung der Probleme verhindert, was z. B. an der erfolgten Wandlung in Hertz' Auffassung der Probleme der Materie deutlich hervortritt, und führt schließlich zur Aufstellung falscher Probleme, wie sie uns in E. du Bois R. Rede über die Grenzen der Naturerkenntnis in classischer Weise entgegengetreten ist. Dies allein würde hinreichend sein, der Betonung der rein begrifflichen Natur der

physikalischen Grundbegriffe auch im Unterricht seine Aufmerksamke zuzuwenden, wozu noch der Umstand hinzutritt, dass es gerade die bish übliche, falsche Auffassung von der realen Natur der Begriffe war, d vielfach dem Verständnisse hinderlich sein musste, wie dem Vortragend noch aus eigener Erfahrung erinnerlich ist. Es kann natürlich nicht d von die Rede sein, sich in der Schule auf erkenntnis-theoretische Au einandersetzungen einzulassen; es ist dies aber auch gar nicht not wendig. Es reicht aus, wenn auf eine in dieser Hinsicht correcte Spra weise entsprechende Rücksicht genommen wird. Auszugehen ist von d directen Beobachtung der physikalischen Erscheinung, um sodann, a diese gestützt, jene Begriffe einzuführen, welche die passendste Beschr bung derselben liefern. Man hat sich z. B. gegenwärtig zu halten, da die Ausdrucksweise „ein Körper hat Energie“ eine unglücklich gewähl ist; dass richtigerweise die Energie als ein Hilfsbegriff einzuführen i der dazu dient, gewisse Erscheinungen wiederzugeben. Das Gleiche gi auch vom Begriffe Wärme- und Elektricitätsmenge, wie dies in Bez auf erstere von Mach und Kirchhoff in ausgezeichneter Weise ausei andergesetzt worden ist. Der Vortragende schließt mit der Empfehlun seiner These:

„Die Einführung der physikalischen Grundbegriffe in den Unte richt hat in einer Weise zu erfolgen, dass über deren rein begrifflic Bedeutung als Hilfsmittel zur Darstellung von Thatsachen kein Zweif obwalten kann“.

Die These wird nach kurzer Debatte angenommen. Während d Debatte entstand eine Controverse darüber, ob man beim Unterric vom Experiment ausgehen (A. Neumann), oder ob das Experiment de Endpunkt einer Gedankenreihe bilden solle (Rosenfeld). Dir. Jauschk meint, ob der eine oder der andere Weg einzuschlagen sei, dafür werd der historische Vorgang der beste Wegweiser sein. Ähnlich sprich Dr. Jacob.

2. Über physikalische Lehrmittel. (Ref. H. Arbes, Mies.)

Der Ref. befürwortet eine Reform der M.-E. vom 4. Jänner 187 Z. 12237, und vom 14. Juni 1878, Z. 2990, da eine Menge von Apparate veraltet sei. In der Debatte wird die Aufhebung dieser Erlässe empfohle und dann beschlossen. Ein anderes Hindernis für den physikalische Unterricht bilde das Verlangen, dass die Jahresdotation im Laufe de Solarjahres verbraucht werde. Es komme auch vor, dass die Firmen nich genau ausgeführte Apparate liefern. Zur Abhilfe schlägt er eine Thes vor, dass die physikalischen Lehrmittel erst von einer Commission appro biert werden, bevor sie ins Eigenthum einer Anstalt übergehen, die abe verworfen wird. Es wird darauf hingewiesen, dass von dem Wiene Verein zur Förderung des physikalischen und chemischen Unterrichte zwei Wiener Firmen bezüglich der Apparate instruiert werden. Dem gemäß wird folgende These angenommen: „Den Custoden der physi kalischen Cabinete ist bei der Anschaffung von Apparaten in der Ver wendung sowie Verrechnung der Dotation ein größerer Spielraum zu gewähren“.

3. Prof. Dr. F. Nábělek, Erläuterung der vom Vortragenden herausgegebenen Sternkarte.

Der Vortragende betont, dass gerade dieser Theil der Naturwissenschaft besonders geeignet sei, zu lehren und zu erziehen. Die Astronomie biete vielfache Gelegenheit zur Anwendung der Mathematik und Beispiele für die Physik; auch die Psychologie könne Belege für den Unterschied zwischen subjectiver Auffassung und objectiver Wahrheit daraus holen. Ihre Einwirkung auf das Gemüth zeige das Volkslied, die Kunstpoesie, für welche der gestirnte Himmel eine unerschöpfliche Fülle von Motiven biete. Die Astronomie wirke erhebend und lehre Demuth und Bescheidenheit. Aber zu einem gedeihlichen Unterrichte in derselben gehören auch Hilfsmittel, und die vom Vortragenden herausgegebene Sternwandkarte sei ein solches. Diese wird näher beschrieben. Von demselben Verf. ist auch eine drehbare Sternkarte erschienen. Beide sind beim Herausgeber zu beziehen.

2. Section für Körperpflege und Schulhygiene.

Vorsitzender ist Prof. K. Vogt, Schriftführer M. Guttmann.

L. Glas erhält das Wort zu seinem Referat: „Die gegenwärtige Stellung der Turnlehrer an den Mittelschulen“.

Zwar sei durch das Gesetz vom 19. September 1898 eine wesentliche Besserung der Verhältnisse herbeigeführt worden; aber zu regeln wären noch die wöchentliche Stundenzahl, die Dienstzeit und die Rangsclasse. Der Redner beleuchtet die einzelnen Punkte, führt insbesondere aus, dass in anderen Berufen Männer ohne akademische Bildung viel höhere Rangsclassen erreichen, und empfiehlt zum Schlusse folgende These:

Der Mittelschultag möge beschließen: „Das hohe k. k. Ministerium für C. und U. wolle dem hohen Abgeordnetenhause und den hohen Landtagen Gesetzentwürfe vorlegen, durch welche den Turnlehrern das Vorrücken in höhere Rangsclassen und eine 30jährige Dienstzeit bei 20 wöchentlichen Stunden gewährt wird“.

Um die Verhandlung zu vereinfachen, wird von der Versammlung beschlossen, sogleich das Referat des zweiten Redners anzuhören, das Prof. A. Böhm erstattet unter dem Titel: „Unser gegenwärtiges Mittelschulturnen“.

Dieser Redner schlägt nach kurzer Begründung folgende Thesen zur Annahme vor:

1. den obligaten Turnunterricht mit thunlichster Beschleunigung an allen Gymnasien einzuführen;

2. die Heranbildung der Mittelschulturnlehrer in der Weise einzurichten, dass Turnen als Gegenstand einzelner Fachgruppen bei der Lehrbefähigungsprüfung aufgenommen werden kann.

Die Besprechung beider Vorträge eröffnete Hofrath Dr. Huemer mit der Versicherung, dass man auch im Unterrichtsministerium den Auseinandersetzungen in dieser Section das größte Interesse entgegenbringe.

Der Forderung auf obligate Einführung des Turnens an den Mittelschulen ist die Unterrichtsverwaltung bestrebt zu entsprechen;

doch geht es nicht auf einmal und nicht überall, und das hat sei gnten Gründe. Vor allem gehören dazu qualificierte Lehrer, geeigne Räume und ein Publicum, das sich dafür interessiert. Und stimm schon diese Factoren zusammen, dann hat erst noch das Finanzminist rium das ausschlaggebende Wort. Die Einführung des obligaten Turne beschränkt sich übrigens nicht nur auf die größeren Städte, wie b hauptet wurde, da z. B. auch an den Gymnasien in Leoben und P ein verbindliches Turnen eingeführt worden ist. An beiden Anstalt aber konnten keine Turnlehrer bestellt werden, weil keine zu hab waren, oder die nöthige Stundenzahl sich nicht ergab, auch wenn m Classen mit acht Schülern als selbständige Turnabtheilung zugesteh würde.

Dass der Lehrplan für Turnen nicht als vollkommen angeseh wird, geht schon aus dem Umstande hervor, dass er nicht mit den a geänderten Instructionen abgedruckt worden ist. Es haben sich vi Stimmen für und gegen den neuen Lehrplan ausgesprochen und ist mancher Beziehung, wie z. B. in der Turnsprache, noch eine offe Frage. Die Unterrichtsverwaltung wird den Wünschen der Fachmänn gewiss Rechnung tragen.

Ich begrüße es sehr, dass die Frage der Befähigungsprüfung hi aufgeworfen wurde. Die ganze Misère (Turnlehrerfrage genannt) wär mit einem Schlage gelöst sein, wenn man das Turnfach mit einem wisse schaftlichen Fache verbände. Die Unterrichtsverwaltung hat das läng gewollt, doch der Erfolg war kein sehr großer. In dem Momente abe da der Turnlehrer auch wissenschaftlicher Lehrer ist, sind alle Beschlüss überflüssig; aber dahin zu kommen, ist noch ein weiter Weg. Das Turne kann man übrigens auch nicht mit jedem Gegenstande verbinden; mi Latein nicht, weil Latein ohne Griechisch nicht denkbar ist; mit Ge schichte nicht, weil Geschichte ohne Geographie nicht zusammengestell werden kann. Es läuft also alles, so wie bisher, auf eine Erweiterun der Befähigung hinaus.

Die Lage der Turnstunden im Stundenplane ist auch nicht gleich giltig; sie kann nicht an beliebiger Stelle angesetzt werden. Nac Kräpelins Untersuchungen über die Ermüdungserscheinungen war di stärkste Ermüdung nach Mathematik und Turnen zu beobachten; de balb können diese Stunden nicht beliebig angesetzt werden. Mit de nochmaligen Versicherung, dass die Verhandlungen mit dem größte Interesse und Wohlwollen verfolgt werden, schließt der Herr Hofrat seine bedeutungsvollen Ausführungen.

Dir. Dr. Hergel spricht sich entschieden für Fachturnlehrer aus. Weiter wäre es wünschenswert, dass das Turnen wenigstens nach de guten Seite eine Bedeutung erlange, ja vielleicht sogar Vollwertigkeit. Ferner seien die Turnlehrer in erster Linie berufen, die hygienischen Bestrebungen der Gegenwart zu fördern. Endlich unterstützt er den Antrag Glas aufs kräftigste.

Prof. Dr. Nietsch ist mit den Ausführungen des Referenten einverstanden; seine These sei schon aus Humanität zu unterstützen. Was

ie künftige Bildung der Turnlehrer anlange, halte er Böhms Antrag ür den einzig richtigen Gedanken.

M. Guttmann empfiehlt eine Beschränkung der Discussion auf die tellung der Turnlehrer und vielleicht noch auf die Bedeutung der urnnote. Die Erörterung der Turnlehrerbildung möge auf den nächsten Mittelschultag verschoben werden.

G. Lukas meint ebenfalls, man möge sich auf den Antrag Glas eschränken, der eine Nothstandsvorlage sei, und befürwortet letzteren.

Dir. Schuh (Gmunden) erzählt einen Fall aus seiner Erfahrung zum Beweise, dass es mit den Professoren-Turnlehrern nicht gehen werde, worin ihm R. Keller beipflichtet.

Dir. A. Kirschnek unterstützt aufs wärmste den Antrag Glas und wäre auch dafür, das Turnen als vollwertigen Gegenstand gelten zu lassen.

Prof. Bechtel stimmt der Ansicht bei, dass die Vorrückung der Turnlehrer nicht auf die IX. Rangsclasse beschränkt bleibe. Ferner macht er aufmerksam, dass bei Realschulen die Landtage competent seien, und beantragt demgemäß eine entsprechende Änderung der These.

M. Salzmann stimmt ebenfalls dem Referentenantrag zu; die Frage über die Bildung der Turnlehrer solle vor das Forum der Fachmänner verwiesen werden.

Die bei der Abstimmung angenommene These ist entsprechend verändert oben verzeichnet.

Von Prof. Böhm wird der erste Antrag in der beantragten Erweiterung, entsprechend der vom VI. Mittelschultag angenommenen Fassung (»an allen Mittelschulen« statt »an allen Gymnasien«) angenommen, bezüglich des zweiten wird Guttmanns Vertagung beschlossen.

3. Historisch-geographische Section.

Vorsitzender ist Prof. Dr. O. Gratzy E. v. Wardenegg.

Prof. R. Böck hält seinen Vortrag: »Meisterwerke der bildenden Kunst als Behelfe im sprachlichen, geschichtlichen und zeichnerischen Unterricht an unseren Gymnasien und Realschulen«. (Verbunden mit einer Ausstellung der bisher erschienenen Wandbilder von Seemann in Leipzig.)

Der Vortragende hatte im ganzen 70 Bilder an der Wand des Lehrsaales ausgestellt, der Rest sammt dem Texte von Dr. Warneke war zur Ansicht aufgelegt. In der Einleitung besprach er die große Publication von Bruckmann und die Bilder zur Mythologie und Geschichte der Griechen und Römer von F. Hoppe, ferner Seemanns Wandbilder sammt ihrer Verwendung im Unterricht, die nicht nur die antike Kunst, sondern auch die folgenden Epochen und alle Gebiete der bildenden Kunst umfassen. Der Vortragende schloss mit einem sehr zutreffenden Citat aus Karl Federns neu erschienenem Werke »Dante«. Für den sehr interessanten und instructiven Vortrag wird R. Böck unter großem Beifall der Versammlung vom Vorsitzenden der gebürende Dank ausgesprochen.

2. Referat über die Durchführung der beim VI. deutsch-österreichischen Mittelschultage angeregten Plankarten und des Reliefwerkes von Österreich-Ungarn.

Das Referat des Prof. Maximilian Klar wurde mit großem Beifalle aufgenommen und es wurde ihm in einer Resolution das Mandat übertragen, in der Frage des Herstellung von Schulwandkarten und Reliefs weitere Schritte zu unternehmen.

Hierauf führte Prof. Klar die Versammlung zu einer Ausstellung japanesischer Geographielehrbücher und Schulatlanten. Diese Ausstellung beweist, auf welcher überraschenden Höhe das Schulwesen Japans steht.

Weiter demonstrierte Prof. Klar ein Relief der Gemeinde Fleims (Südtirol; 1 : 25000, 1·5 m × 1 m) und erläuterte seine Methode der Reliefbildnerei. Auf die Anregung des Vortragenden wurde zur Verfassung eines Lehrbuches der Terrainlehre ein Comité gewählt, das aus acht Mitgliedern und Prof. Klar besteht.

Der Vortragende erntete mit seinen verdienstvollen Bemühungen allgemeinen Beifall.

4. Pädagogische Section.

Vorsitzender ist Dir. Dr. W. Toischer, Schriftführer Dr. Strakosch Grassmann.

Prof. Dr. K. Wotke erstattet seinen Bericht über „die Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte".

Diese wurde bei der in Wien stattfindenden 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner begründet und bildet einen Zweig der mächtigen Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte die ihren Sitz in Berlin hat. Der Vortragende legt dar, dass das Unternehmen nur geringe Mittel zur Verfügung habe. An einer zusammenfassenden Geschichte unseres höheren Unterrichtswesens fehle es ganz. Was in Programmarbeiten erschienen, sei fast immer ein Auszug aus den Arbeiten von Dir. Dr. R. Peinlich aus den Jahren 1864—1874. Und doch biete z. B. die Wirksamkeit des Piaristen-Ordens und unserer uralten Stiftsschulen oder des Pädagogen Milde dem Historiker Stoff genug. Dabei erwähnt Wotke die Leistungen, die gegenwärtig in Angriff genommen sind.

Der Vorsitzende spricht dem Vortragenden für die interessanten Mittheilungen den Dank der Versammlung aus und knüpft daran den Wunsch, es möchte eine zusammenfassende, handliche Geschichte des österreichischen Schulwesens veröffentlicht werden. Wotke erklärt, dass eine kleinere Darstellung der österreichischen Schulgeschichte bereits in Vorbereitung sei. Während Wotke zum Eintritt einzelner Lehrer und Schulen aufforderte, betont in der Debatte der Schriftführer, dass eine Erhöhung der Beträge seitens der Regierung und der autonomen Körperschaften dringend nothwendig sei.

Zum Schluss schlägt der Vorsitzende folgende von ihm in seinem Schlussworte begründete Resolution vor, die von der Versammlung angenommen wird: „Die hohe Regierung wird ersucht, bei den künftig erscheinenden Bänden des Jahrbuches für das höhere Unterrichtswesen

ahin zu wirken, dass die historischen Angaben desselben erweitert und richtigt werden. Es ist nach Möglichkeit die Geschichte der einzelnen nstalten bis zur ältesten feststellbaren Nachricht über den Bestand ner Studienanstalt an dem betreffenden Orte zurückzuverfolgen."

Zweite Vollversammlung. (Beginn 10 Uhr 30 M.)

Da Dir. Dechant das Präsidium nicht übernehmen kann, macht er Vorsitzende den Vorschlag, dass Dir. R. Walda zum ersten Vice-räsidenten gewählt werde. Weiter macht er die Mittheilung, dass Hr. üller der Firma Lechner sich bereit erklärt habe, jenen Theilnehmern es Mittelschultages, die sich dafür interessieren, heute um 4 Uhr nachittags sowohl die Handhabung des Skioptikons als auch einige Diaositive zu zeigen.

Sodann ergreift Dr. Polaschek das Wort zum Vortrag: „Der Lehrerangel an Mittelschulen".

Der Vortragende legt seinen Ausführungen den in der Bukowiner ittelschule gehaltenen Vortrag „Zur Frage des Lehrermangels an Mittelchulen" (Mittelschule XIII 376 ff.) zugrunde, dem er einige Zusätze nfügt, und legt folgende Thesen zur Beschlussfassung vor: Der VII. eutsch-österreichische Mittelschultag sieht die vorläufig sicheren Mittel, en herrschenden Lehrermangel zu heben,

a) In der zeitgemäßen Reformierung und Ausgestaltung der Schulufsichtsbehörden und der dadurch bedingten Möglichkeit besseren Avancements für die Mittelschullehrer.

b) in der Verbesserung der Stellung der Supplenten, besonders nach der Richtung, dass die Anrechnung der Dienstjahre im allgemeinen milder gehandhabt, im besonderen aber darin, dass ihre Einrechnung für die Quinquennalzulagen auf breiterer Grundlage erfolgen möge, als es nach dem Gesetze vom 19. September 1898 möglich ist.

Es ist wünschenswert, dass eine Centralmeldestelle für die Supplenten im Ministerium errichtet werde.

In der Debatte erklärt sich Prof. Severa mit den Ausführungen einverstanden, schlägt aber als Zusatz vor: „In der Regelung der Titelfrage". Der Redner legt die Nothwendigkeit der Titelverleihungen dar.

Hofrath Prof. Dr. Schipper führt, an die Verhandlungen des VI. Mittelschultages anknüpfend, die Wirkungen der von der Prüfungscommission getroffenen Maßregeln aus. Weiter bemerkt er, dass der Lehrermangel in den sprachlichen Fächern sich nicht so leicht werde beheben lassen wie bei den andern Gruppen, und glaubt den Grund dieser Erscheinung in der großen Masse der zu bewältigenden Correcturen suchen zu müssen. Diesem Übelstande abzuhelfen, macht er einige Vorschläge zur Erleichterung.

Hofrath Dr. J. Huemer: Ich hatte zwar nicht die Absicht, mich heute in die Debatte zu mengen. Nachdem aber das interessante Thema des Lehrermangels, u. zw. speciell in einzelnen Fachgruppen, berührt wurde, sehe ich mich doch zu einigen Bemerkungen gezwungen.

Vor allem möchte ich gegenüber dem von uns allen hochgeschätzten Hrn. Hofrathe Schipper, dem gegenwärtigen Präsidenten der Prüfungs-

commission in Wien, bemerken, dass ich nicht der Ansicht bin, dass di Correcturen daran schuld sind, dass gewisse Fächer gegenwärtig etwa weniger besucht sind. Der größte Mangel an Candidaten ist gegenwärti im Fache der Naturgeschichte. Das stimmt also mit jener Behauptun nicht überein, und es würde da nichts helfen, wenn wir auch alle Correc turen abschafften, für die auch ich nie begeistert war. (Lebhafter Beifall. Sie sind eben ein unvermeidliches Übel; wenn wir sie aber abschaffe würden, so kämen wir zu dem Schlusse, dass die Philologen eben meh Lehrstunden bekommen müssten. Denn die Philologen haben nur der wegen 17, bezw. 14 Stunden, weil sie zu corrigieren haben, während si sonst zu 18 bis 20 Stunden verpflichtet werden könnten.

Da ich schon beim Worte bin, so erlauben Sie mir noch die Be merkung: ich beklage den gegenwärtigen Lehrermangel ungemein, ic habe ja selbst in meiner amtlichen Thätigkeit darunter zu leiden. Ic glaube aber doch sagen zu dürfen: man soll nicht allzusehr grau in Gra malen, weil ich nicht weiß, was schlimmer ist, die Noth an Supplente oder die Noth der Supplenten. (Sehr gut!) Ich habe beides in meine Praxis kennen gelernt. Thatsächlich sind alle Anzeichen dafür vorhanden dass in einigen Jahren der Lehrermangel behoben sein wird. Es ist doch kein Zufall, dass an den Universitäten Österreichs beinahe so viel Philo sophen eingeschrieben sind als Mediciner. Das ist bisher überhaupt noch nicht dagewesen. Daraus, wie auch aus dem Umstande, dass die Zah der Geprüften im letzten Jahre erheblich gestiegen ist, schließe ich, das wir uns glücklicherweise in einer aufsteigenden Linie bewegen. Ich leugne aber nicht, dass wir uns in den nächsten zwei bis drei Jahren noch werden fretten und viel Unangenehmes ertragen müssen.

Noch ein Wort gestatten Sie mir bezüglich der Schaffung eines Concretalstatus im Ministerium. Ich schicke voraus, dass ein Wunsch des Hrn. Referenten, nämlich jener bezüglich der Publicierung der vor handenen geprüften Candidaten, bereits erfüllt ist. Seit Jahren wird diese Liste im Verordnungsblatte veröffentlicht und auch den verschiedenen Prüfungscommissionen zugeschickt, welche ersucht werden, diese Listen den Candidaten und den Studenten überhaupt durch Affichierung bekannt zugeben. Dieser Brauch könnte ja gewiss leicht erweitert werden, indem man diese Listen in die ‚Wiener Zeitung' gibt. Ein derartiges Vorgehen hat aber leider bisher nur geringen Erfolg gehabt. Die Anstellungsaussicht lässt sich nicht genau bemessen, und so bewegen wir uns leider immer in den Gegensätzen vom Überflusse und großem Mangel. Wenn die Herren vielleicht noch irgend welche andere Mittel wüssten, wie dies reguliert werden könnte, so würde ich solche Vorschläge mit großer Freude begrüßen.

Was die Verzeichnisse der vorhandenen Supplenten anlangt, so nützen auch sie bei dem bestehenden Lehrermangel wenig, und schließ lich wird auch der Concretalstatus nicht abhelfen. Leider gibt es eben momentan so wenig geprüfte Candidaten, dass man den Anfragen und Wünschen der Directoren selten entsprechen könnte. Ich bin aber ver trauensselig und glaube, dass wir in einigen Jahren über diesen todten Punkt hinwegkommen werden. Ich möchte die Herren nur bitten, nicht

selbst pessimistische Ansichten unter die Studentenschaft zu tragen. Etwas besser ist es ja doch beim Lehrstande auch geworden, und gar so rosig, wie man sich's vorstellt, ist es auch bei den Juristen nicht.

Es ist darauf hingewiesen worden, dass ein Drittel der Gerichtsbeamten in die VII. Rangsclasse kommt. Ich habe diesen Gegenstand genau verfolgt. Von Professoren sind im abgelaufenen Jahre 230 in die VII. Rangsclasse befördert worden, das ist mehr als ein Viertel der in der VIII. Rangsclasse befindlichen Professoren, und das war erst der Anfang. Um so viel schlechter sind wir also nicht daran als die Richter. Bei uns ist auch durch das Gesetz nicht die Grenze gezogen, dass nur ein Drittel in die VII. Rangsclasse kommen dürfe.

Allerdings sind wir Schulmänner nicht in der Lage, auf hohe Stellen hoffen zu können. Vielleicht ist dies kein so großes Unglück, wir werden dafür auch nicht so sehr enttäuscht. Die Herren Juristen können zwar immer hoffen, dass sie auch Minister oder Sectionschefs werden, aber schließlich gelingt das doch nur einem sehr geringen Procentsatze. (Heiterkeit und Zustimmung.) Fliegen wir also lieber nicht zu hoch.

Was die Titelfrage anlangt, so sage ich: den schönsten Titel haben Sie als Professoren! (Lebhafter Beifall.) Wenn ich als gewesener Gymnasiallehrer und titulierter Professor einen Wunsch aussprechen darf, so wäre es der, dass man diesen Titel mehr schützen sollte. (Lebhafter, anhaltender Beifall und Händeklatschen.)

Nachdem noch der Ref. die Thesen einzeln begründet hatte, wurden sie zur Abstimmung gebracht und angenommen und die Sitzung wurde um 12 Uhr 20 M. geschlossen.

Nachmittag um 3 Uhr wurden Sectionssitzungen abgehalten.

1. Section für Bibliothekswesen.

Prof. A. Hruschka ist Vorsitzender, Prof. A. Blank Schriftführer.

Dir. Dr. W. Toischer hält einen Vortrag: „Die Bedürfnisse unserer Schülerbibliotheken und Lehrmittelsammlungen“.

Der Vortragende legt zunächst die Nothwendigkeit der Schülerbibliotheken dar. Was aber unter dem Namen der Jugendliteratur auf den Büchermarkt gebracht werde, sei meistens schlecht. Allerdings seien Schritte von Vereinen und Einzelnen unternommen worden, hier eine Besserung herbeizuführen, auch Regierungsmaßregeln hätten wohlthätig gewirkt; aber es bleibe noch viel zu thun übrig. Sollen die Schülerbibliotheken ihren Zweck erfüllen, müssten sie mehr dem Ganzen der Schule eingegliedert werden; es müsse jede Classe ihre eigene Bibliothek haben, die der Classenvorstand verwalte. Dazu gehöre aber mehr Geld als die bisherigen Dotationen bieten; ebenso fehle es an Mitteln, die Lehrmittelsammlungen zweckentsprechend einzurichten und in den Dienst des Unterrichtes zu stellen. Zum Schluss legt er die aus dem Vortrag von selbst sich ergebenden Thesen zur Annahme vor, die unten folgen.

In der Generaldebatte empfiehlt Kemény (Pest) folgende Resolution: „*a*) Die Bibliothekare mögen für ihre Mühewaltung entschädigt, bezw. durch Ermäßigung ihrer Wochenstunden entlastet werden. *b*) Es ist ein Reglement für die Verwaltung der Schülerbibliotheken zu schaffen.“

Prof. V. v. Kraus spricht über die Erziehung des Volkes durch das Buch ohne und gegen die Schülerbibliotheken. Man solle sich auch hüten, die Schüler mit ernster Lectüre zu überbürden. Hier sei einzig und allein das Individualisieren am Platze. Endlich könnten die Druckkosten für die Bibliothekskataloge besser zur Erhöhung der Dotationen verwendet werden.

In der Specialdebatte wünscht Prof. Riba einen Canon der zu empfehlenden Werke, Prof. Bass dagegen lieber ein Verzeichnis der nicht zu empfehlenden Werke, womit sich Prof. Dr. Scheiblehner einverstanden erklärt.

In der zweiten These wird Strachs Vorschlag (Classenbibliotheken) angenommen, während v. Kraus auch hier individualisiert wissen will.

Die angenommenen Resolutionen lauten:

1. Bei der Aufnahme von Werken der speciellen Jugendliteratur in unsere Schülerbibliotheken ist eine größere Strenge als bisher in der Beurtheilung ihres ästhetischen und ethischen Wertes anzuwenden.

2. Die Schülerbibliothek muss dem Ganzen der Schule besser eingegliedert werden, vor allem durch Einrichtung von Classenbibliotheken unter Verwaltung der Ordinarien, wenigstens auf den unteren Stufen der Mittelschulen.

3. Damit die Schülerbibliotheken und die Lehrmittelsammlungen ihren Zweck erreichen können, sind größere Mittel erforderlich, die durch Erhöhung des Lehrmittelbeitrages auf 4 K unter gleichzeitiger Erhöhung der Normaldotation zu beschaffen sind.

Hierauf referiert Prof. Dr. O. Kratzy über die „Aufstellung historisch-geographischer Lehrmittelsammlungen“. Mit Hilfe von Photographien erläutert der Vortragende die Einrichtung eines solchen Cabinets, namentlich die Ordnung der Landkarten bei genauer Ausnützung des Raumes.

Endlich gelangt zur Annahme die Resolution des Prof. Dr. W. Weinberger bezüglich der Wünsche der Mittelschullehrer mit einem Zusatze des Prof. v. Kraus. Sie lautet: „Das hohe k. k. Ministerium f. C. und U. wird gebeten, jedem österreichischen Mittelschullehrer das Recht einräumen zu wollen, den kleinen Lesesaal der k. k. Universitätsbibliothek in Wien mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage täglich auch während der Bibliotheksferien in der Zeit von 9—5 Uhr ohne weitere Förmlichkeiten zu benützen, bezw. in der Zeit von 9—1 Uhr Bücher aus den Depôts in denselben bringen zu lassen. — Zugleich spricht die hiesige Section den Beamten der Wiener Universitätsbibliothek für die Unterstützung der wissenschaftlichen Arbeiten der Mittelschullehrer den herzlichsten Dank aus.“

2. Philosophische Section.

Zum Vorsitzenden wird Dir. Dr. E. Martinak, zum Schriftführer Prof. Dr. Lauczizky gewählt.

Der Vorsitzende dankt Dr. Witasek, dass er es übernommen hat, statt des verhinderten Prof. Dr. Höfler die ausgestellten Apparate vorzuführen und zu erklären.

Prof. Dr. Wotke stellt den Antrag, dem unermüdlichen Förderer und geistigen Vater der neubelebten philosophischen Propädeutik, Prof. Dr. Höfler, der verhindert sei, die angekündigten Schulversuche zu halten, den Ausdruck innigsten Dankes der versammelten Propädeutiker telegraphisch zu übermitteln. Der Vorsitzende erklärt, den Antrag durchführen zu lassen. Diesen Drahtgruß erwidert Höfler mit einem Dank-telegramm aus Malcesina.

Dr. Witasek beginnt dann seine Ausführungen. Anknüpfend an die Versuche des letzten Mittelschultages verweist er auf die ungleichartige Behandlung der Psychologie und der Physik in der Vorführung von Schulversuchen und erörtert die Gründe dieser Erscheinung. Das von ihm unter Höflers Beihilfe ausgearbeitete Experimentalbüchlein suche dem Mangel an Hilfsmitteln abzuhelfen. In diesem hätten nur solche Versuche Aufnahme gefunden, die theoretisch vollkommen gesichert sind. Sodann stellt er mit den Apparaten einige Versuche an und ladet die Mitglieder ein zur Besichtigung der einzelnen Objecte.

Dem Vortragenden wird der Dank ausgesprochen.

3. Philologische Section.

Vorsitzender Prof. Dr. Polaschek ertheilt Prof. Winkler das Wort zu seinem Vortrage: „Die Sprachmethoden im Lichte der praktischen Psychologie.“ Die Ausführungen des Vortragenden gipfeln in folgenden Schlussfolgerungen:

1. Die Reformmethoden sind, trotzdem dass sie eine wohlthätige Wirkung auf den Sprachunterricht ausgeübt haben, indem sie eine gesunde Bewegung hervorbrachten, im allgemeinen ein Rückschritt gegenüber der grammatischen Methode. Sie sind auch in ihrer Durchführung inconsequent und führen den Schüler zur Unselbständigkeit.

2. Die Bezeichnung analytisch-directe oder Anschauungsmethode ist unberechtigt.

3. Die grammatische Methode ist des Fortschrittes fähig, weshalb es nicht nothwendig ist, neue Methoden zu ersinnen. Dieser Fortschritt ist zu suchen in der Vereinfachung der Grammatik an der Unterstufe und in der Art und Weise der Verarbeitung des Lehrstoffes.

4. Die Verbesserungen der Methode, wenn sie berechtigt sein sollen, müssen auf psychologischer Grundlage durchgeführt werden.

Zur Debatte ergreift Prof. Dr. Wotke das Wort: Wenn man zwischen einem Kinde und einem zehnjährigen Knaben, der eine fremde Sprache lernen will, eine vollständige Analogie herstellen wolle, so heiße das Zillers Culturstufentheorie auf die Spitze treiben. Obwohl der Vortragende die Kleinen gut beobachtet habe, so habe er doch Eines übersehen, dass Kinder am liebsten Geschichten hören. Auch die Bedeutung der Bilder habe er unterschätzt. Er möchte nur an die Colloquia der Humanisten erinnern.

Prof. Bechtel erklärt, das Ausgehen von dem fremdsprachlichen Stoffe biete bedeutende Vortheile, die man nicht in Abrede stellen könne. Auch die Bilder würden mit großem Nutzen verwendet Bei den Sprechübungen leiste der Schüler bei dem Bemühen, sich in fremdem Idiom

auszudrücken, eine Arbeit, die gewiss als eine Willensleistung angesehen werden müsse.

Dir. Dr. Frank setzt die sich aus den Zielen ergebenden Unterschiede zwischen altclassischen Philologen und den Neuphilologen auseinander.

Prof. Maier befürchtet von den sogenannten persönlichen Fragen des Lehrers an den Schüler, dass die Aufmerksamkeit von den sprachlichen Formen abgezogen und auf stoffliche Dinge hingelenkt werde, die doch ferne liegen. Es empfehle sich, die Fragen auf den Inhalt des jeweiligen Lesestückes zu beschränken.

Schulrath Pejscha weist die Behauptung zurück, dass Einzelsätze für den neusprachlichen Unterricht sich besser eignen. Selbst die classischen Philologen hätten diese Reform angenommen. Überdies erfordern die so schlicht scheinenden Fragen und Antworten eine ungeheure Summe des Wissens in der Formenlehre und Syntax, die der Schüler in der Zeit noch nicht haben könne. Wenn man immer von natürlicher Spracherlernung spreche, so müsse man doch bedenken, dass man es mit Knaben zu thun habe, die bereits eine Sprache beherrschten.

Dem Vortragenden wird für die anregenden Darlegungen der Dank ausgesprochen.

4. Section für Körperpflege und Schulhygiene.

Prof. A. Sobota, Leiter des Studienconvictes in Stockerau, spricht über „Die Errichtung von Studentenconvicten im Lichte der Praxis".

Wenn auch das Haus die beste Erziehungsanstalt sei, so werde es immer Verhältnisse geben, dass man das Kind aus dem Hause gebe, und dann komme die Frage in Betracht, ob in ein Privatkosthaus oder in ein Convict. In der Regel dürfte die Erziehung in einer eigens dazu geschaffenen Erziehungsanstalt besser sein als in einem Privatkosthaus. Und aus diesem Gesichtspunkte sei der Satz im Min.-Erl. v. 17. December 1897 „Die Errichtung von öffentlichen oder privaten Studentenconvicten (Bursen) mit pädagogisch geschulten Leitern an der Spitze verdient in aller Weise gefördert zu werden" mit Freude zu begrüßen. Wie sollen aber die neu zu gründenden Convicte beschaffen sein? Die derzeit bestehenden Convicte erfüllen, von anderen Gründen abgesehen, ihre Aufgabe nicht, so lange die Präfectenfrage nicht geregelt sei. Der Redner schlägt vor, Probecandidaten, die durch ein obligatorisches Collegium über Convictspädagogik für den Convictsdienst wenigstens theoretisch vorgebildet wären, nach freier Wahl während des Probejahres gleichzeitig zum Präfectendienst heranzuziehen gegen eine Remuneration von 1200 K nebst voller Verpflegung und ihnen dann sofort die Rangsclasse zu verleihen ohne Rücksicht darauf, ob sie danach bloß als Lehrer oder bloß als Präfecten weiter dienten, so dass ihre Dienstzeit rechtlich von da an gerechnet würde. Um dem Min.-Erl. zu genügen, schlägt er sechs Thesen vor, von denen die zweite und dritte in der Debatte zusammengezogen, die vierte und sechste abgelehnt wurde.

In der Debatte ergreift L. S. I. Kapp das Wort. Von dem Vortragenden sei ein schöner Einblick in die Convictsverhältnisse gegeben

orden und auch die Schäden seien aufrichtig aufgedeckt worden. Man üsse ihm für die Wahl des Themas dankbar sein, und es sei zu hoffen, ass durch die zu fassenden Resolutionen die Sache einer Lösung näher ebracht werde.

Dir. Dr. Hergel ist mit den Ausführungen einverstanden, nicht ber mit den Vorschlägen zur Lösung der Schwierigkeiten, und wendet ch besonders gegen die Verwendung der jungen Leute als Präfecten, orauf der Ref. erwidert, dass mehrere Probecandidaten zugleich Prä- ecten sein sollen, die einander ablösen und ergänzen.

Nach diesen Bemerkungen wird Punkt 1 angenommen: „Die Studien- onvicte seien Erziehungsanstalten, nicht bloß Unterkunftshäuser (Bursen).

Den Punkt 2 („Sie werden unter Staatsaufsicht gestellt") hält L. . I. Kapp vor allen einer Regelung bedürftig, bezweifelt aber die Mög- chkeit der Durchführung, weil man es oft mit Convicten von großer 'ergangenheit zu thun habe, wo es schwer sein dürfte, die Staatsaufsicht treng in Anwendung zu bringen.

L. S. I. Dr. Loos bemerkt, dass die geistlichen Convicte in Ober- sterreich meist ohne Absicht auf Gewinn begründet seien, was man von len communalen nicht immer sagen könne. Er empfiehlt diesen Punkt us hygienischen, pädagogischen und schulpolitischen Gründen.

Zu Punkt 3 („Für Convicte gleicher Kategorie gelte der gleiche, staatlich festzustellende Erziehungsplan") bemerkt Kapp, dass der Ver- wirklichung sich Schwierigkeiten entgegenstellen, weil an den von Orden geleiteten Convicten seit lange bestimmte Normen vorhanden seien. Man könnte vielleicht einen Ausweg finden durch den Vorschlag: „In der Regel gelte der gleiche Erziehungsplan."

L. S. I. Dr. Loos findet, dass in der dritten These eine Speciali- sierung der zweiten enthalten sei, und schlägt eine Zusammenziehung beider vor.

Dem entsprechend schlägt Prof. Gärtner folgende Fassung für Punkt 2 und 3 vor: „Die Convicte, sowie insbesondere ihr Erziehungs- plan unterstehen der Staatsaufsicht." Diese Fassung wird zum Beschluss erhoben.

Punkt 4 („Die öffentlichen Convicte seien, ohne Absicht auf Gewinn begründet, möglichst billig") wird auf Antrag des L. S. I. Dr. Scheindler abgelehnt.

Punkt 5 („Das Präfectenwesen werde auf eine sichere, würdige Basis gestellt") findet L. S. I. Dr. Scheindler in der Fassung zu weit- gehend, da ja die Candidaten zur Übernahme des Präfectendienstes nicht gezwungen werden können. Auch Dr. Loos meint, es könne ausnahms- weise vorkommen, aber man könne gleichzeitiges Wirken als Probecandidat und Präfect nicht als Grundsatz und Forderung aufstellen.

Der Ref. beruft sich auf eine analoge Einrichtung seit Schaffung der Turnerstipendien und meint, mancher Candidat würde mit Vergnügen nach einer Präfectenstelle greifen. Hierauf wird Punkt 5 unverändert angenommen.

Punkt 6 („Präfecten- und selbständiger Schuldienst seien unte den heutigen Convictsverhältnissen nicht cumulierbar") wird abgelehn

Hierauf spricht Hofrath Dr. J. Huemer den Wunsch aus, dass die Angelegenheit vom nächsten Mittelschultage wieder aufgenommen u auch ein Erziehungsplan vorgelegt werde. Bezüglich der Fragen hät er einige Bedenken. So sind die Bursen für Galizien z. B. eine Not wendigkeit, ein Glück. Dort sind die Leute froh, wenn sie eine Bur haben, weil die Bevölkerung so arm ist. Auch die Staatsaufsicht i durch eine Verordnung aus dem Jahre 1850 in sanitärer und erziehlich Richtung ausgesprochen. Den Erzieher solle man vom Lehramte nic ausschließen. Er erläutert das durch seine in Schulpforta gemachten E fahrungen.

Der Vorsitzende schließt die Sitzung mit dem Danke an den Re sowie für das den Verhandlungen entgegengebrachte Interesse.

Am Nachmittage fanden sich bei Dir. Dr. Kauer im Physiksaa des Mädchengymnasiums einige Theilnehmer ein, denen er seine Phot meter demonstrierte. Die Theilnehmer dankten Dir. Kauer für die leh reichen Demonstrationen.

Unter der Führung des Prof. Dressler fand nachmittags eine E cursion in die städtischen Gaswerke (XI., Simmering) statt, deren B sichtigung die Besucher außerordentlich befriedigte.

Hr. W. Müller von der Firma Lechner empfieng eine größere Anzal von Theilnehmern in seinem Atelier und demonstrierte mehrere Proje tionsapparate für verschiedene Beleuchtungsquellen, wobei zugleich de Besuchern sehr instructive Lichtbilder aus verschiedenen Unterricht zweigen gezeigt wurden. Die Besucher waren des Lobes voll über da Vorgeführte, sowie über den liebenswürdigen Empfang.

Ebenfalls nachmittags erfolgte auch die Besichtigung der innere Räume des k. k. Hofburgtheaters. Inspector K. Petrasch hatte die Führun übernommen, wofür ihm Dir. Wastl namens der Gesellschaft den her lichsten Dank aussprach.

Eine große Zahl von Theilnehmern besuchte im Uraniatheate zunächst die Extravorstellung „Momentphotographie". Hierauf sprac Prof. Filek von Wittinghausen über den von ihm zusammengestellte Photocol-Sammelatlas von Österreich, ein neues geographisches Anschau ungsmittel. Nach Schluss des mit Beifall aufgenommenen Vortrages be suchten die Theilnehmer die im Nebenraume der Urania befindliche Au stellung von Naturpräparaten, Photocolalbums und Farbenbildern.

Dritter Verhandlungstag (Mittwoch, 11. April).

A. Sectionssitzungen: Beginn um 8 Uhr.

1. Geographisch-historische Section.

Der Vorsitzende Prof. Dr. O. Gratzy E. v. Wardenegg ertheilt Di Dr. G. Juritsch (Mies) das Wort zu seinem Vortrag: „Der geographisch Unterricht im österreichschen Lehrplan".

Der Vortrag zerfällt in zwei Theile. Im ersten Theile constatier der Vortragende zunächst den erfreulichen Aufschwung, den die Geo graphie in den letzten Decennien genommen hat, und lenkt dann die

ufmerksamkeit auf den Org.-Entwurf vom J. 1849. Durch diesen Entwurf sei der Geographie in der I. Classe und allenfalls in der IV. Classe ne selbständige Stellung eingeräumt gewesen; in den übrigen Classen i das Fach zu einer Hilfswissenschaft der Geschichte herabgedrückt ewesen. Mit dem Min.-Erl. vom 12. August 1871 sei dem Gegenstande den vier Classen des Untergymnasiums eine genau vorgeschriebene ufgabe neben der Geschichte zugewiesen worden. Die 1899 erschienenen nstructionen endlich sowohl für die Realschulen als auch für die Gymnasien sprechen bereits das Axiom aus, dass der geographische Unterricht Anschauungsunterricht werden müsse. Und in der That werde jeder 'achmann der Behauptung zustimmen, dass Geographie und Geschichte wei heterogene Fächer seien. Dieser Gedanke wird ausführlich begründet nd die Annahme der 1. These empfohlen. Im zweiten Theile wird die lothwendigkeit der Erhöhung der Lehrmitteldotation überhaupt dargelegt und dabei eine ausgiebige Dotierung der Geographie als unerlässich hingestellt. Der Vortragende schlägt folgende Thesen zur Annahme vor:

1. In den Semestralzeugnissen der II., III. und IV. Classe sind Geographie und Geschichte getrennt zu classificieren.

2. Bei Auftheilung der Lehrmitteldotation ist der Geographie und Geschichte ein bestimmter Betrag, getrennt von der Dotation für die Bibliotheken, zuzusprechen und die Lehrmitteldotation überhaupt zu erhöhen.

Nach einer kurzen Debatte, an der sich Dir. Dr. W. Toischer und Dr. M. Rosenfeld betheiligten, werden beide Thesen angenommen.

2. Philologische Section.

In dieser Section führt Prof. Dr. A. Polaschek den Vorsitz, Schriftführer ist Prof. Dr A. Petak.

Prof. Dr. A. Hofer (Triest) hält folgenden Vortrag: „Zur Methodik des Deutschunterrichtes (besonders an gemischtsprachlichen Anstalten) im Lichte der Concentration."

In der Einleitung klagt der Vortragende über das hastige Zusammendrängen des Wissens in der Mittelschule und wünscht eine Vereinfachung der Lehrpläne. Von den drei Unterrichtsgruppen (Religion, Sprachen, Naturwissenschaften) sei der Sprachenunterricht am wichtigsten und die deutsche Sprache solle zum Mittelpunkte des ganzen Unterrichtes gemacht werden. Durch richtige Anwendung der Concentration werde der Sprachmeister nicht zum Repetitor der übrigen Fächer; vielmehr könne nur durch Concentration im Schüler Phantasie, Gemüth und Verstand geübt werden. Freilich brauche man dazu Lehrer voll Begeisterung, mit einem Blick für das praktische Leben der Zukunft. Der deutsche Unterricht müsse das europäische Geistesleben der Gegenwart mit antiker Vergangenheit verbinden. Zum Einzelnen sich wendend, führt er seine Gedanken durch in Bezug auf Unter- und Obergymnasium.

I. Unterclassen. a) Lesestoff Die Erde sei als Ganzes aufzufassen und der Unterricht so einzurichten, dass dem Schüler Freude am Aufbau, nicht an der Zerstörung beigebracht werde. In das Lesebuch seien aufzunehmen Lebensgemeinschaften (Dorfteich, Waldbaum, deutsches Haus.

Spiel und Kunst, Einfluss des Menschen auf die Verbreitung der Thiere usw.) b) Grammatik solle an gemischtsprachlichen Schulen genetisch betrieben werden. c) Gedichte sind nur für das Gemüth da, ebenso Sagen und Märchen. Das Wahre und Schöne solle der Jüngling hier erkennen daher kein Secieren der Gedichte.

II. Oberclassen. Hier ist der Lesestoff causal, historisch und genetisch durchzunehmen und dabei immer der Werdeprocess zu betonen (Gomperz, Griech. Denker u. a.). Im Lesebuche sollen Aufsätze über griechische Kunst, Biographien mit klimatischen, physiologischen und culturhistorischen Begründungen enthalten sein. Sehr wichtig sei die Literaturgeschichte, auch die fremde sei zu beachten. Unter den Lehrbefähigungsgruppen betont er besonders Deutsch-Geschichte, denn in den Oberclassen sei die Geschichte die wichtigste Begleiterin des deutschen Unterrichtes. Letzterem solle an gemischtsprachlichen Anstalten 1 Stunde zugeschlagen werden. Statt der Fachlehrer verlangt er Classenlehrer, die mindestens die Hälfte aller Stunden haben und die Schüler von I. bis IV. Classe führen sollen. Er schließt mit der Bitte, im Schüler Liebe zum Gegenstande zu pflanzen, also das Interesse zu wecken.

In der Generaldebatte über den Vortrag, an der Dir. G. Waniek die Proff. Wotke, Klement, Polis, Nathansky, Mayer, Schickinger, Kostlivy Podhorsky theilnahmen, wird von allen Seiten die Lehrfreudigkeit des Vortragenden und seine Begeisterung für die Sache anerkannt, zugleich aber auch hervorgehoben, dass manches über das Ziel schieße, anderes wiederum fehle; auch seine Auffassung der Concentration wurde vielfach als zuweit gehend hingestellt, die von ihm empfohlene Gruppe DH bei dem heutigen Umfange der Geographie und Geschichte als unmöglich zurückgewiesen und die befürwortete Stundenerhöhung für Deutsch wegen der anderen Landessprachen abgelehnt. Von dem Eingehen in die Specialdebatte wurde mit folgender Motivierung des Dir. Waniek und Prof. Petak abgesehen: „Die Section nimmt den Vortrag des Prof. Dr. Hofer als eine sehr schätzenswerte Anregung für den praktischen Unterricht entgegen, verzichtet aber mit Rücksicht auf das weite Gebiet der berührten Fragen einer- und den Mangel der Zeit andererseits auf das Eingehen in die Specialdebatte betreffend die einzelnen Punkte.“

3. Pädagogische Section.

Der Vorsitzende Dir. Dr. W. Toischer ertheilt Dir. Dr. G. Hergel das Wort zu seinem Vortrage: „Unsere Lehrbücher“. Der Vortragende bespricht die Mängel mannigfacher Art, die nach seiner Ansicht unseren Schulbüchern anhaften (die vielen neuen Auflagen, die große Ausführlichkeit, mangelhafte Fassung u. a.) und empfiehlt der Versammlung die Annahme folgender These: „Unsere Schulbücher dürfen bloß Leitfäden für den öffentlichen Unterricht sein; dann werden die Lernbehelfe nicht nur billiger, sondern überdies auch nicht so häufigen Änderungen unterworfen sein.“

Der Vorsitzende spricht dem Vortragenden für sein anregendes Referat den Dank aus und eröffnet die Debatte mit der Bitte an die Redner, sich wegen vorgerückter Zeit möglichst kurz zu fassen.

Prof. Dr. F. Nábělek polemisiert gegen die Bemerkung, dass in den mathematischen Lehrbüchern vollständige Beweise nicht durch-geführt sein sollten, denn dann wären die Schüler gezwungen, den Vortrag des Lehrers nachzuschreiben oder nachzustenographieren, und das sei immer ein Übelstand, vollends dann, wenn ein Schüler erkranke.

Prof. Dr. Gutscher meint, es müsse mindestens der Stoff, der für die Versetzungsprüfung nothwendig ist, vollständig im Lehrbuche ent-halten sein, und begründet dies mit dem Hinweise auf die Verschieden-heit der Anlagen der Schüler und mit der Erfahrung, dass es für die Schüler weit schwerer sei, dem freien Vortrag zu folgen, als auf Grund-lage des Buches mitzuarbeiten. Die vollständige Darlegung des Stoffes sei auch für den Fall nothwendig, wenn ein schwächerer Schüler häus-liche Nachhilfe brauche.

Prof. Winkler erblickt in der Ansicht des Vortragenden, dass die Schüler gezwungen wären, besser aufzumerken, wenn sie nur einen Auszug in der Hand hätten, ein Armutszeugnis für die pädagogisch didaktische Befähigung der Mittelschullehrer. Ferner könne man selbst von einem anwesenden Schüler aus psychischen und physischen Gründen nicht fordern, dass er sich alles innerhalb vier Stunden Vorgetragene merke; er müsse also ein Buch haben zum Nachsehen und Nachlesen zuhause.

Prof. Dr. Maiß bemerkt: Da der Stoff ein unbegrenzter ist, so möchte ich einen Vorschlag zur Abgrenzung der Debatte machen. Es wäre wünschenswert, die gebotenen Anregungen literarisch zu verarbeiten; für heute schlage ich jedoch Schluss der Debatte vor.

Die zum Worte vorgemerkten Redner sprechen sich insgesammt aus verschiedenen Gründen gegen die Ausführungen des Vortragenden aus.

Prof. F. Dörfler, der ursprünglich über dasselbe Thema einen Vor-trag angekündigt hatte, hat in der Broschüre, Abschaffung der Lehrbücher (1900 Komotan), seinen Anschauungen Ausdruck gegeben. Der Versamm-lung las er folgende Thesen vor:

1. Wenn möglich, sollten die Schulbücher ganz abgeschafft werden;
2. wo dies unthunlich ist, sollte wenigstens eine Verminderung des Inhalts auf das Allernothwendigste eintreten;
3. insbesondere wären ausführliche Einleitungen, Erklärungen, Be-weise, Beispiele, Ausnahmen usw. mündlich zu geben;
4. die Bücher mögen leere Blätter für wissenswerte Notizen ent-halten;
5. die Privatlectüre ist in allen Fächern einzuführen;
6. um Überbürdung zu vermeiden, wäre den Schülern Gelegenheit zu bieten, das Lehrpensum nach und vor dem Unterrichte in der Schule zu absolvieren.

Die Begründungen der Thesen durch Prof. Dörfler (darunter Sätze wie: die Schulbücher vernichten die Autorität des Lehrers, fördern die Unaufrichtigkeit, erziehen das Schulschwänzen, machen den Lehrer zum bloßen Drillmeister, sind die Hauptursache des schlechten Erfolges an den Mittelschulen u. a.) stießen auf lebhaften Widerspruch.

Bei der Abstimmung wird Maiß' Antrag angenommen.

B. Dritte Vollversammlung. Beginn um 10 Uhr 10 M.

Prof. G. Schlegl erhält vom Vorsitzenden das Wort zu seinem Referat „Vorschlag zur Einführung einer allgemeinen Versicherung der Activitätszulagen“.

Er und Prof. Hoppe seien veranlasst worden, die Besprechung dieser Angelegenheit vor die Versammlung zu bringen, durch den Umstand dass bei den Landesbeamten von Steiermark und Niederösterreich eine Versicherung des Quartiergeldes, das unseren Activitätszulagen entspreche bereits durchgeführt sei, von den Beamten der Commune Wien eine solche angestrebt werde. Die eine Hälfte des Quartiergeldes zahle den Beamten das Land, bezw. die Commune ohne jede Beitragsleistung auch in der Pension, für die zweite Hälfte zahlen die Landesbeamten einen Beitrag, so dass sie bei Übertritt in den Ruhestand die vollen Activ bezüge ausgezahlt erhalten. Trete dagegen der Mittelschulprofessor in den Ruhestand, entfallen die Activitätszulagen. Die Folge davon sei dass mancher Professor ohne Rücksicht auf Gesundheit und Kraft über die Zeit hinaus diene, was zu Unzukömmlichkeiten aller Art führe. Was die Modalität anlange, empfehle sich eine obligatorische Versicherung durch den Staat nach dem Umlageverfahren. Der Ref. zieht weiter in Betracht die Altersgrenze, den Ortswechsel mit größerer oder kleinerer Activitätszulage infolge von Versetzungen oder Beförderungen, und legt dar, wie sich in diesen Fällen die event. Ruhegenüsse nach erfolgter Versicherung gestalten. Nach klarer Darlegung aller in Betracht kommenden Fragen schlägt er der Versammlung die Annahme folgender Thesen vor:

1. „Der Mittelschultag erklärt es als wünschenswert, dass eine obligatorische Versicherung der Activitätszulage für den Pensionsbezug bei allen Mittelschullehrkräften eingeführt werde.

2. Der Mittelschultag beschließt, an das hohe k. k. Ministerium für C. und U. die Bitte zu richten, der Staat möge auf Grund des Umlageverfahrens die Versicherung durchführen.

3. Der Mittelschultag wählt zur Abfassung einer Petition und zur Erstattung eines versicherungstechnischen Gutachtens über die Berechnung der Prämien einen Ausschuss von fünf Mitgliedern, der dem nächsten Mittelschultage darüber berichten soll.“ (Lebhafter Beifall.)

Zur dritten These nimmt Dir. F. Slameczka das Wort und setzt auseinander, dass es wünschenswert sei, dass der in Aussicht genommene Ausschuss dem nächsten Mittelschultag bereits das ins Leben getretene Resultat zur Berathung vorlegen könne. (Lebhafter Beifall.)

Diesem Wunsche kommt Ref. Schlegl mit folgendem Vorschlag entgegen: „Der Mittelschultag wählt zur Überreichung einer Petition und zur Erstattung eines versicherungstechnischen Gutachtens über die Berechnung der Prämien an die hohe Regierung einen Ausschuss von fünf Mitgliedern. Dieser Ausschuss wäre ermächtigt, die nothwendigen Vorarbeiten baldigst vorzunehmen und mit der Petition sich sogleich an die Regierung zu wenden.

Dieser Antrag sammt den Thesen wird angenommen und in die 'ommission werden folgende Herren gewählt: Dir. F. Slameczka, Dir.)r. J. Wallentin, die Proff. Rosenberg, Petrik nnd Schlegl.

Hieranf macht der Vorsitzende folgende Mittheilungen:

Von Sr. Excellenz dem Hrn. Minister für C. und U. ist als Ant-·ort auf nnsere Depesche folgendes Schreihen eingelangt: „Soehen er-ielt ich ein mich sehr erfreuendes Telegramm des deutsch-österreichischen littelschultages. Ich hitte Sie, meinen herzlichsten Dank der Versamm-ung zu vermitteln. Für mich gibt es allerdiugs keinen schöneren Lohn ls die Anerkennung dieser Kreise, dass ich für die Erhaltnng nnd die lebung des Mittelschulwesens nicht umsonst durch fast 40 Jahre bemüht rar. Ich wünsche herzlichst, dass die Verhandlungen des Mittelschul-ages recht erträgnisreich sich gestalten und die Actionen der Unterrichts-erwaltung fördern und erleichtern mögen." (Lebhafter Beifall.)

Ferner habe ich mitzutheilen, dass vor wenigen Minuten Se. Excell. ler Hr. japanische Gesandte und Viceminister des Unterrichtes die von Hrn. Prof. Klar in der historisch-geographischen Section veranstaltete Ausstellung von Geographie-Lehrmitteln und Schulatlanten üher Japan mit seinem Besnche heehrt, sich sehr hefriedigt darüher ausgesprochen und den Austausch von Lehrmitteln zwischen Japan und Österreich an-geregt hat.

Der deutsch-österreichische Lehrerbund hat ein Begrüßnngsschreiben an uns gerichtet.

Ich möchte mir nun erlauhen, auf diese Zuschrift hin anch nnserer-seits eine Begrüßung an den deutsch-österreichischen Lehrerbnnd zu senden, worin wir dem Wunsche Ausdruck geben, es möchten auch seine Arbeiten gedeihlich vorwärtsschreiten. Ich nehme an, dass die Versamm-lung damit einverstanden ist. (Zustimmung.)

Vorsitzender: Wir schreiten in unserer Tagesordnung fort. Ich bitte Hrn. Dir. Franz Keméuy, das Wort zu seinem Vortrage: „Der Kampf gegen die Sinnlichkeit" zu ergreifen.

Nach einigen einleitenden Bemerkungen geht der Vortragende zum Thema über. Den 'Kampf gegen die Sinnlichkeit' könnten eigentlich wir Schulmänner führen; denn das ist der Hebel, durch den die Gesellschaft und die Welt hewegt wird. Doch wolle er das Problem bei dieser Ge-legenheit geringer fassen; es sei ihm darum zu thun, jene Mittel und Wege ausfindig zu machen, durch welche die heutige Schnljugend — nicht allein jene der Mittelschule, aher diese hesonders — gegen die allzu frühen nnd allzu zahlreichen Versuchungen der Sinnlichkeit heschützt und ihre sinnliche Widerstandskraft gestählt werden könnte. Er erwähnt dann jene Abhandlnng, die in den fünf Nummern der Allgemeinen deutschen Lehrerzeitung (Leipzig, Klinkhart) erschienen ist, deren Leitsätze er hier vorlege und bei dem diesjährigen Pariser Congrès international de l'en-seignement supérieur vorlegen werde. Die Grund- und Leitsätze lanten:

1. Nothwendigkeit nnd Möglichkeit des Kampfes gegen die Früh-reife und den frühzeitigen geschlechtlichen Verkehr der Jugend.

2. Es ist nicht nothwendig, dass das Kind, indem es das Übel un die Gefahren kennen lernt, ihnen gleichzeitig zum Opfer falle, sondern e ist nothwendig und möglich, dass es gleichzeitig die Gefahr fürchten verabscheuen, in und außer sich bekämpfen lerne.

3. Jede einseitige Einwirkung ist für den Erfolg ungenügend. N durch eine gleichzeitige, sich gegenseitig stärkende Anwendung all dieser Richtungen, nämlich der physischen, geistigen und moralische Erziehung, ist eine Abhärtung des Körpers, des Geistes und der See erreichbar. Diese dreifache und gleichzeitige Abhärtung ist für unsere hohen und heiligen Zweck unumgänglich nothwendig.

4. Unerlässlich ist der möglichst frühzeitige Beginn und di möglichst andauernde Anwendung dieser dreifachen Ein- und Gegen wirkungen.

5. Es ist unumgänglich nothwendig, dass die folgende These i das Bewusstsein von jung und alt übergehe: 'Es ist die unbedingte Pflicht jedes anständigen Menschen, seine sinnlichen Begierden unter allen Um ständen zu beherrschen.'

6. In dem antisinnlichen Vorgange, also in der Bekämpfung, müssen wir zwei Zustände sondern und unterscheiden: das erste Stadium ist da Heraustreten aus dem gegenwärtigen versumpften Zustande; erst dann kann das zweite Stadium folgen, nämlich die Aufrechterhaltung und das Fortschreiten in dem normalen, anständigen Curse.

7. Der Erfolg kann nur durch die harmonische und einheitliche Mitwirkung aller berufenen Factoren (Schule, Unterrichtsverwaltung Gesellschaft, Eltern, Haus- und Schulärzte, Presse) gesichert werden.

8. Der Kampf gegen die Sinnlichkeit, der gleichwertig ist mi dem Kampfe für die Sittlichkeit, soll beständig sein und nie erlahmen

9. Das Bildungsideal aller Zeiten und Völker ist das folgende Vereinigung der größten sinnlichen Widerstandskraft mit der möglichst größten seelischen, geistigen und körperlichen Vollkommenheit (Potenz). Die Zukunft gehört jenem Volke, welches über die größte sinnliche Widerstandskraft im Vereine mit den eben erwähnten Potenzen verfügen wird.

Auf Grund dieser Leitsätze unterbreitet er der Versammlung folgende Thesen:

1. „Der VII. deutsch-österreichische Mittelschultag setzt eine Commission zum Studium jener Mittel und Wege ein, die geeignet sind, die Widerstandskraft der Jugend gegen die sinnlichen Versuchungen zu steigern und sie vor den frühzeitigen Versuchungen thunlichst zu bewahren, und erwartet auf dem nächsten Mittelschultage positive Vorschläge hierüber.

2. Der VII. deutsch-österreichische Mittelschultag ersucht gleichzeitig das hohe k. k. Ministerium für C. und U., dieser für die Erziehung so hochwichtigen Frage seine Aufmerksamkeit zuzuwenden."

Der Vorsitzende dankt dem Vortragenden und eröffnet über seine Thesen die Debatte.

Dir. Jos. Petelenz (Krakau) bemerkt, er habe schon bei der Schulmännerversammlung 1894 in der naturwissenschaftlichen Section die

Frage berührt, die auf der Tagesordnung stehe. Bei Besprechung des Unterrichtes in der Zoologie und Botanik, in der Biologie überhaupt, habe er auch die Frage gestreift, auf welche Weise das Geschlechtliche in der Schule zu behandeln wäre. Er habe damals die Ansicht ausgesprochen, man müsse endlich im Interesse der Jugend mit der althergebrachten Prüderie und mit der gewissen Falschheit brechen. Gelegentlich der Approbierung eines Lehrbuches der Zoologie sei dieselbe Sache auch im galizischen Landesschulrath behandelt worden; die Mehrheit habe sich gegen die Behandlung des Geschlechtlichen ausgesprochen. Zum Schluss befürwortet er die Thesen Dir. Keménys.

Bei der Abstimmung werden beide Thesen angenommen und in die Commission Dir. A. Frank, Prof. W. Winkler, M. Ganbatz, A. Rehbann und Dr. Wotke gewählt.

Hierauf werden die Sectionsbeschlüsse von den Obmännern verlesen und in der vorgelegten Fassung verificiert.

Im Anschluss an eine frühere These stellt Dir. Dr. W. Toischer folgenden Antrag: „Das Präsidium des VII. deutsch-österreichischen Mittelschultags wird beauftragt, die Beschlüsse der Section für Bibliothekswesen bezüglich der Erhöhung der Lehrmittelbeiträge auf 4 K unter gleichzeitiger Erhöhung der Normaldotation von 880 K auf 1280 K der hohen Unterrichtsverwaltung in geeigneter Weise zu unterbreiten“.

Der Antrag wird angenommen.

Der nächste Mittelschultag ist wieder in Wien, u. zw. nach drei Jahren, d. i. zu Ostern 1903, abzuhalten.

Die bisherigen Geschäftsführer, Prof. Hoppe und Maiß, werden wiedergewählt. Auf Antrag des Prof. Hoppe wird in die Geschäftsordnung folgende Bestimmung aufgenommen: „Der Geschäftsführer und sein Stellvertreter sind Mitglieder aller vom Mittelschultag gewählten Commissionen.“

Sodann wird zur Ernennung der Commissionen für die einzelnen Kronländer geschritten. In dankbarer Anerkennung der Theilnahme an so vielen Mittelschultagen werden als Mitglieder des großen Comités folgende Herren vorgeschlagen und gewählt: Landes-Schulinspector Dr. V. Langhans, Landes-Schulinspector Dr. K. Tumlirz, Regierungsrath Dr. Hackspiel, Dir. Karl Klekler, Regierungsrath F. Slameczka, Landes-Schulinspector Dr. F. Swida und Regierungsrath K. Ziwsa. (Allgemeine Zustimmung.)

Weiter werden vorgeschlagen und gewählt für Niederösterreich: Prof. Josef Aschauer, Prof. Ferd. Dressler, Prof. Raimund Dundaczek, Dir. Leop. Eysert, Prof. Michael Ganbatz, Prof. Feodor Hoppe, Prof. Dr. Eduard Hula, Prof. Dr. Josef Jacob, Prof. Dr. Robert Kauer, Dir. Karl Klekler, Prof. Dr. Richard Kukula, Prof. Dr. Franz Lauczizky, Prof. Dr. Eduard Maiß, Prof. Dr. Franz Noë, Prof. Alois Pedoth, Prof. Anton Rebhann, Prof. Gebhard Schatzmann, Prof. Georg Schlegl, Prof. Eduard Scholz, Prof. Alois Seeger, Prof. Gustav Spengler, Dir. Anton Stitz, Prof. Dr. Alois Traeger, Dir. Dr. Gustav Waniek, Prof. Dr. Karl Wotke, Regierungsrath Dir. Karl Ziwsa. — Oberösterreich: Landes-

Schulinspector Dr. Josef Loos, die Proff. Ferdinand Barta, Julius Gartner, Leopold Poetsch. — Salzburg: Bezirks-Schulinspector Karl Vogt. — Steiermark: Landes-Schulinspector Leopold Lampel, Dir. Dr. Eduar Martinak, Prof. Dr. Franz Standfest, Prof. Dr. Arthur Steinwenter. — Kärnten: Dir. Dr. Robert Latzel. — Krain: Prof. Dr. Oskar Gratzy E v. Wardenegg. — Tirol: Dir. Thomas Islitzer. — Böhmen: Dir. Dr. Anto Frank, Dir. Dr. Gustav Hergel, Prof. Dr. Gustav Kraitschek, Dir. Dr Wendelin Toischer. — Mähren: Dir. Hugo Horak, Prof. Hugo Lanne Dir. Julius Wallner. — Schlesien: Dir. Dr. Karl Reißenberger. — Bukowina: Dir. Vincenz Faustmann, Prof. Dr. Anton Polaschek.

Zum Schluss spricht der Vorsitzende den Dank der Versammlun aus zunächst dem hohen k. k. Unterrichtsministerium, welches sich durc Hrn. Hofrath Dr. J. Huemer in so wegweisender und wirksamer Wei an unseren Berathungen betheiligt hat (lebhafter Beifall), dann de Herren Universitätsprofessoren, namentlich Hrn. Hofrath Dr. J. Schippe für seine außerordentlich liebenswürdige Betheiligung (Beifall), dann vo allem wieder — wir haben es ja empfunden, wie angenehm es ist, i einem so herrlichen Baue tagen zu können — unserm liebenswürdige Hausherrn Hrn. Regierungsrath F. Slameczka (Beifall); ferner der Pres und endlich allen denjenigen, die, aus der Ferne kommend, da bei unsere Verhandlungen ausgeharrt haben. Mögen sie recht zufrieden und be reichert zu den Ihrigen zurückkehren!

Meine Herren! Wir können unsere Versammlung nicht besse schließen, als indem wir demjenigen, welcher uns in allen unseren Be strebungen schützt und schirmt, Sr. Majestät dem Kaiser unsere Huldigun und Verehrung zum Ausdrucke bringen. Ich fordere Sie auf, einzustimme in den Ruf: Se. Majestät Kaiser Franz Joseph I. lebe hoch! hoch! hoch (Die Versammlung hat sich erhoben und bringt ein dreimaliges, begei stertes Hoch aus.)

Landes-Schulinspector Dr. F. Swida: „Im Anschlusse an die Dankes worte des Hrn. Vorsitzenden möchte ich mir erlauben, auch unsererseits dem löblichen Präsidium den Dank dafür auszusprechen, dass es in so ausgezeichneter und umsichtiger Weise unsere Verhandlungen geleitet hat. Wir danken ihm aufs herzlichste.“ (Lebhafter Beifall.)

Vorsitzender: „Ich erkläre den VII. deutsch-österreichischen Mittel schultag für geschlossen.“

(Schluss der Versammlung: 12 Uhr 10 Min.)

Am Nachmittag führte Prof. M. Klar ein von ihm erfundenes neues Spiel mit dem Fußball vor, das von 12 Schülern der höheren Gewerbeschule in Wr.-Neustadt mit vollendetster Geschicklichkeit und Feinheit durchgeführt wurde. (Das Klar-Spiel ist beschrieben in der ‚Österreich. Mittelschule‘, XIV. Jahrg., 1900. II. u. III. Heft, S. 338 f.)

Der Besuch des Rathhauses.

Nachmittags besichtigten die Theilnehmer am Mittelschultage die städtischen Sammlungen und das Rathhaus, worauf sie im Festsaale vom Bürgermeister Dr. Karl Lueger namens der Stadt Wien herzlichst begrüßt wurden. Nachdem Landes-Schulinspector Dr. J. Loos den

Bürgermeister und dem Gemeinderathe der Stadt Wien für die Auszeichnung, hier im Rathhause empfangen zu werden, gedankt hatte, lud der Bürgermeister Dr. Karl Lueger die Erschienenen zu einem kleinen Imbiss ein.

Beim Mahle toastierte Bürgermeister Dr. K. Lueger auf die Mittelschulprofessoren; Landesschulinspector Dr. J. Loos sprach nochmals den herzlichsten Dank für die an die Festtheilnehmer ergangene Einladung aus und erhob sein Glas auf das Wohl des Bürgermeisters und auf das Gedeihen der deutschen Stadt Wien.

Hofrath Univ.-Prof. Dr. J. Schipper trank auf das Wohl der gesammten österreichischen Mittelschullehrer.

Bürgermeister Dr. K. Lueger begrüßte noch die anwesenden Damen in einem launigen Trinkspruche und brachte schließlich ein Hoch auf den Kaiser aus, in das alle Anwesenden begeistert einstimmten.

Da auch zahlreiche Abgeordnete, Stadt- und Gemeinderäthe eingeladen waren, so waren an 600 Theilnehmer, darunter sehr viele Damen erschienen. Lange blieben die Festtheilnehmer in fröhlicher Stimmung versammelt.

Es verdient noch als besondere Aufmerksamkeit hervorgehoben zu werden, dass die Damen bei ihrem Eintritte sehr schöne Bouquets, die Herren geschmackvoll ausgeführte und wohlgefüllte Cigarrentaschen erhielten, die auswärtigen Theilnehmer überdies noch als wertvolles Andenken das Album der Stadt Wien.

Der liebenswürdige Empfang seitens des Herrn Bürgermeisters Dr. K. Lueger, sowie die herzliche, gastfreundliche Aufnahme wird gewiss für alle Theilnehmer eine der angenehmsten Erinnerungen an den VII. deutsch-österreichischen Mittelschultag bilden.

Über Anregung des Prof. Dr. R. Kauer hatte am Donnerstag den 12. April vormittags der Hr. Bibliothekar des Archäologisch-epigraphischen Seminars Dr. Groag die Freundlichkeit, den Gipsabguss der im Vorjahre auf dem Forum gefundenen Stele mit der altarchaischen Inschrift zu erklären. Die Erschienenen sprachen Hrn. Dr. Groag für seine Erläuterungen, denen Prof. Dr. R. Kauer einiges hinzufügte, den herzlichsten Dank aus.

Au Erfolgen reiht sich der VII. deutsch-österreichische Mittelschultag würdig seinen Vorgängern an; die Theilnehmer, ja der ganze deutsch-österreichische Mittelschullehrstand kann mit Befriedigung und Stolz auf denselben zurückblicken.

Wien. J. Zycha.

Trampler Rich., Das erste Vierteljahrhundert der k. k. zweiten Staatsrealschule im II. Wiener Bezirke. Mit 2 Plänen und 5 Textbildern. Wien 1900. 102 SS., Preis 1 Kr.

Diese Anstalt, die erst seit fünf Jahren zu einer Oberrealschule erweitert wurde, fand an ihrem Director einen sehr kundigen und geschickten Historiker. Zum Glück ist die Schilderung der wahrhaft traurigen Örtlichkeiten, in denen die Schule bisher untergebracht war, nicht mehr actuell, da sie mit diesem Schuljahr einen prächtigen Neubau beziehen wird. Drei Directoren (Lang, Fetter und Trampler) waren an unserer Anstalt bereits thätig, ferner 23 Professoren und 51 Supplenten. Der Lehrkörper bestand aus wissenschaftlich hoch stehenden Männern, wie man aus der S. 50—56 angeführten Zusammenstellung der literarischen Arbeiten der definitiven Lehrkräfte ersehen kann. Alle drei Directoren giengen in dieser Hinsicht mit gutem Beispiel voran. Director Trampler z. B. ist nicht nur als Geograph und Historiker anerkannt, sondern er ist auch durch seine Höhlenforschungen in der mährischen Schweiz weit über Österreichs Grenzen hinaus rühmlichst bekannt. Director Fetter ist der Begründer der sogenannten analytischen Methode im französischen Sprachunterricht in den Schulen Österreichs. Prof. Ad. Nowak hat einen ganz neuen Vorgang im Zeichenunterricht eingeschlagen, der viele Fachleute der Anstalt als Gäste zugeführt hat. Was nun die Schüler betrifft, so ist hier eine wichtige Neuerung des Directors Trampler zu verzeichnen. Er beschäftigt sich S. 63—66 ausführlich mit der Classification während des abgelaufenen Zeitraumes und kommt zu dem erfreulichen Schluss, dass es immer besser geworden sei. Während im Gründungsjahr nur 75·1% der Schüler aufsteigen konnten, haben im letzten Schuljahr 87% ihr Ziel erreicht. Neben den a. O. angeführten Gründen muss aber auch betont werden, dass unsere Unterrichtsverwaltung seit Gautsch unablässig an der Ausbildung der Methode arbeitet. Gleiche Untersuchungen sind für Anstalten aller Kategorien erwünscht. Diese werden endlich dem fortwährenden Geschrei über Überbürdung ein Ende bereiten. Interessant ist auch die Beobachtung (S. 59), dass Niederösterreich, natürlich wenn man von Wien absieht, bedeutend weniger Schüler liefert als Ungarn und Mähren. Wie liberal unsere Schulverwaltung mit der Befreiung vom Zahlen des Schulgeldes vorgeht, erhellt S. 67 am besten daraus, dass während der ganzen 25 Jahre nur 399.257 Kr. eingiengen. Aus dem restlichen Theil der Festschrift, der sich naturgemäß innerhalb festgesetzter Grenzen bewegen muss (die Wohlthätigkeit im Dienste der Schule, Inspectionen und Schulbesuche, Gedenktage der Schule, körperliche Ausbildung der Jugend, Directionsgeschäfte, Dienerschaft), sei nur auf das Bestehen einer Schulapotheke (S. 86) hingewiesen, da diese Einrichtung dem Ref. sehr nachahmenswert erscheint.

Unter den Lehrmittelsammlungen ist neben der vom Prof. Arche begründeten höchst interessanten Sammlung der technologischen Chemie (S. 20) insbesondere das vom Director Trampler geschaffene „Geographische Schulcabinet" (a. a. O.) rühmend hervorzuheben. Diese Schöpfung hat den Staat auch nicht einen einzigen Heller gekostet, sie ist aus-

schließlich ein Werk des ausdanernden Sammeleifers des Directors. Jede Mittelschule unserer Monarchie, ja jede Universität wird die Realschule nm dieses reiche nnd instructive Unterrichtsmaterial beneiden können. Trampler, in dem sich der praktische Schnlmann mit dem gelehrten Forscher in glücklicher Weise vereint hat, erwarb sich dadnrch um seine Anstalt ein großes Verdienst.

Möge sich die Realschnle auch im nenen Gebäude so weiter entwickeln wie bisher und möge nach 25 Jahren der Director sich nicht wieder über die geringe Zahl der Stipendien nnd eine absolnte Leere in der Casse der Schülerlade beklagen müssen, wie es Director Trampler S. 72 f. zu thun sich bemüssigt sah!

Wien. Dr. K. Wotke.

Will. S. Monroe, Die Entwicklung des socialen Bewusstseins der Kinder. Studien zur Psychologie und Pädagogik der Kindheit. (Sammlnng von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogischen Psychologie nnd Physiologie, herausg. von H. Schiller n. Th. Ziehen. Berlin 1899. III. Bd., 2. Heft.) 88 SS. Preis 2 Mk.

Um die socialen Elemente zu bestimmen, die anf die Neignng und Abneigung der Kinder einwirken, wurden an mehrere hundert Schulkinder verschiedenen Alters aus Massachnsetts bestimmte Fragen gestellt, deren Antworten vom psychologischen Standpnnkte aus in dieser Abhandlnng beleuchtet werden.

Einzelne Gedanken sind, wenn auch nicht immer neu, so doch recht wertvoll; im ganzen aber wird man der Arbeit nnr einen beschränkten Wert zuerkennen können; denn abgesehen von der Schwierigkeit der Beantwortung mancher dieser Fragen, werden mitunter Schlüsse gezogen, die falsch sind, Behauptnngen aufgestellt, die erst bewiesen werden müssten. So ist es nicht richtig, „dass die Kinder sich meist nach einem Freunde sehnen, der die Charaktereigenschaften aufweist, die sich die Kinder am meisten ersehnen nnd mit denen am wenigsten ausgerüstet zu sein sie sich bewnsst sind“ (S. 19), vielmehr gelten hinsichtlich der Wahl der Freunde unter den Kindern die beiden Sätze: „Gleich und gleich gesellt sich gern“ nnd „Entgegengesetzte Naturen ziehen einander an“.

In gleicher Weise müsste anch erst durch Citate belegt werden, dass die „landläufige“ Pädagogik behaupte, „Kinder seien von Natur grausam“ (S. 65).

Ebenso ist es eine Verkennung der kindlichen Denknngsweise, wenn Äußerungen, wie „Ich mag die Wirtschaft nicht führen“ oder „Ich will mich mit der nnd der Arbeit nicht abgeben“, beweisen sollen, in wie geringem Ansehen die körperliche Arbeit bei den Schulkindern stehe

(S. 21). — Ist es ferner nicht ein arger psychologischer Irrthum, wenn daraufhin, dass die Mädchen auf die Frage: „Sage, was Du werden willst, wenn Du groß sein wirst, und weshalb Du es werden willst?" großentheils den Lehrberuf obenan stellen, die Vermuthung ausgesprochen wird dass das Lehramt in Zukunft in höherem Maße als es heutzutage der Fall ist, in den Händen von Frauen liegen werde? (S. 21).

Überraschend findet der Verf., dass die Sorge für den Haushalt fast nie auf dem Zukunftsprogramm der Mädchen stehe (S. 11), dass in diesen Jahren so wenige der Kinder an das Heiraten denken (S. 22) und dass die Zahl derer, welche Liebesspiele als Lieblingsspiele anführen, so gering sei (S. 39). Ich dächte, das wäre doch das Natürliche, und es stünde mit der Jugend schlimm, die diese Dinge begehrte; jedenfalls dürfte die Frühreife jener vier Knaben, die allein, anstatt eine Beschäftigung zu nennen, erklärten, sie beabsichtigten sich zu verheiraten (S. 22) einen nicht günstigen Schluss auf die häusliche Erziehung zulassen Denn nur dann leuchtet uns noch das wahre Glück aus dem Paradiese unschuldiger Kinder entgegen, wenn derartige Untersuchungen ergeben „dass die Heimlichkeit keine große Rolle bei den Beschäftigungen der Kindheit spielt" (S. 32).

Mit der „Junior Republic in Freeville, New-York" dürfte man vom erzieherischen Standpunkte dieselben Erfahrungen machen, wie die Schule mit den Landerziehungsheimen, der Militarismus mit den Jugend-Bataillonen.

Dass das Lawn-Tennis-Spiel unter den Kindern trotz ihrer ausgesprochenen und natürlichen Vorliebe für Ballspiele so wenig Anhänger gefunden hat (S. 37), könnte jenen Spielleitern, welche dasselbe sogar noch als Schulspiel gepflegt wissen wollen, ein Mahnruf sein.

Aussig. Dr. G. Hergel.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Präparationen für die Schullectüre griechischer und lateinischer Classiker, begründet von Krafft und Ranke. Heft 36. Präparation zu Ciceros Reden gegen Catilina I, III, IV von Dr. A. Krause. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt 1899. Preis 30 Pf.

Dieses Heft ist genau in derselben Weise angelegt wie die vom Ref. in diesen Blättern angezeigte Präparation zur Rede de imp. Cn. Pompei. Die 2. Rede gegen Catilina wurde mit gutem Bedacht nicht berücksichtigt, da sie sich, falls nicht einige recht anstößige Stellen eliminiert werden, für die Schullectüre nicht recht eignet. Die in diesem Heft gebotene Präparation will dem Schüler nicht jegliche Arbeit ersparen; sie ist nur bestimmt, ihm die mechanische und zeitraubende Arbeit des Nachschlagens im Wörterbuch abzunehmen, indem die Vocabeln nach der Reihenfolge der Paragraphen angegeben werden, doch stets mit Angabe der Grundbedeutung und unter Heranziehung der Etymologie. Im allgemeinen wurden solche Wörter nicht aufgenommen, die aus der Lectüre von Cäsars bellum Gallicum dem Schüler bekannt sein sollen; doch wurde dieses Princip nicht allzu streng eingehalten. Kurze Anmerkungen geben überdies die für das Verständnis unentbehrlichsten sachlichen und sprachlichen Erklärungen in knappster Form. Es kann nicht behauptet werden, dass durch Präparationen dieser Art dem Schüler jede geistige Arbeit abgenommen werde. Es ist und bleibt auch dann noch seine Aufgabe, sich in der Construction und im Gedankenzusammenhang zurechtzufinden und eine angemessene Übersetzung des lateinischen Textes zustande zu bringen, in welcher Beziehung ihm nur ganz spärliche Hilfen an die Hand gegeben werden, und auch der Thätigkeit des Lehrers in der Schule bleibt noch ein genügender Spielraum. Darum kann Ref. in diesen Präparationsheften, wenn sie, wie das vorliegende, verständig und methodisch angelegt sind, keinerlei Gefahr für den Betrieb des philologischen Unterrichtes erblicken.

Wien. Alois Kornitzer.

R. Pappritz, Marius und Sulla. 31. Heft der Gymnasialbibliothek von H. Hofmann. Gütersloh, Bertelsmann 1899. 8°, 179 SS.

Wie die übrigen, mir bekannten Bändchen dieses in erster Linie für die Schülerbibliotheken berechneten Unternehmens, so entspricht auch dieses dem gedachten Zwecke vortrefflich und kann daher zur Anschaffung bestens empfohlen werden.

Graz. Adolf Bauer.

Alexander der Große. Von Prof. Dr. Fr. Koepp. Mit einer Kunstbeilage u. 85 Abbildungen. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing 1899. 8°, 94 SS. Preis 3 Mk.

Wir maßen uns selbstverständlich nicht an, über den allgemeingeschichtlichen Theil des Werkes irgendwelche Kritik zu üben. Es scheint uns aber, dass andererseits die kunsthistorische und rein ästhetische Seite dieser schönen Publication eine besondere Besprechung von fachmännischer Seite verdient, und dieser glauben wir mit wenigen Sätzen gerecht werden zu sollen. Die große Anzahl Abbildungen gibt ein nach verschiedenen Richtungen hin instructives Anschauungsmaterial an die Hand. Der Altphilologe und der Historiker sind in reicher Weise damit bedacht. Marmor- und Bronzefiguren, besonders aber eine große Anzahl von Medaillen und Cameen bringen uns Alexander selbst, sowie viele seiner Zeitgenossen vor Augen. Wir lernen dabei gleichzeitig die Kunst des Lysippos und seiner Schule, sowie ihren Einfluss auf die hellenistische und römische Kunst kennen. Besonders schöne Beispiele jener großen Kunstepoche bieten die Reliefs des sog. Alexandersarkophags in Constantinopel. Von ebenso großem Interesse ist Berniers Reconstruction des Mausoleums von Halikarnass, dann die Reliefs der Säulenbasen des Artemistempels zu Ephesos, der aus färbigen, mit plastischem Schmuck versehenen Ziegeln bestehende Löwenfries und der Fries der Bogenschützen aus Susa, die Reconstructionen des Xerxesschlosses zu Persepolis, besonders des „Saales der hundert Säulen". Eine gute Abbildung des bekannten pompejanischen Mosaiks der Schlacht bei Issus schließt die Reihe der Originalantiken.

Von hohem Interesse für den Freund der Geschichte sind aber diejenigen photographischen Reproductionen, die sich auf berühmte, durch die Kämpfe Alexanders bedeutend gewordene Localitäten beziehen, z. B. das Schlachtfeld von Chaeronea, sowie zwei Abbildungen der mächtigen, heute noch das Schlachtfeld bedeckenden Trümmer des steinernen Löwen, der den bei Chaeronea gefallenen Thebanern errichtet wurde; eine Ansicht des heutigen Theben, die Burg von Ilion, die Stätte von Sardes, die zwei prachtvollen ionischen Säulen als einzige Überreste des Kybeletempels bei Sardes, die Ruinen von Ephesos und seiner Burg und das heutige Tyrus. Die meisten dieser Abbildungen sind gute Autotypien, die auf das Getreueste die künstlerischen Hauptmerkmale der betreffenden Objecte wiedergeben und daher auch für stilkritische Untersuchungen, soweit sie durch ein Bild überhaupt zu gewährleisten sind, dienen können. Wir haben nur, auch vom Standpunkte des Kunsthistorikers aus, den Wunsch zu äußern, dass bei einer etwaigen Neuauflage eine Karte der Alexanderzüge beigeschlossen werden möge.

Troppau. Rudolf Böck.

Stereometrie für höhere Lehranstalten. Nach den neuen Lehrplänen bearbeitet. Von Dr. Karl Schwering, Director des Kaiser Wilhelms-Gymnasiums in Trier. 2. Auflage. Mit 41 Figuren. Freiburg i. B. Herder 1900. Preis 80 Pf.

Im ersten Lehrgange finden wir einige einleitende Grundlehren der Stereometrie gegeben, welche aus der Betrachtung des Würfels, des Tetraeders und Oktaeders mit Leichtigkeit gefolgert werden. Dann werden die Eigenschaften der zur Ebene Normalen erläutert und auf einige Eigenschaften der Pyramide und des Prisma sowie der runden Körper aufmerksam gemacht. Der zweite Lehrgang enthält unter Anwendung der Trigonometrie die wichtigsten Sätze über Projectionen, über die Parallelbeziehungen zwischen Geraden und Ebenen, über die Flächenwinkel und die dreiseitige Ecke, an welche anschließend die Grundformeln der sphärischen Trigonometrie angefügt werden. Die weiteren Theile des Buches beziehen sich auf Oberflächen- und Volumsberechnungen. Unter den Aufgaben, welche die theoretischen Sätze an allen Stellen begleiten, finden wir auch einige Probleme, die sich auf geographische Projectionen beziehen. Schließlich behandelt der Verf. die Cylinderschnitte und Kegelschnitte und leitet die Grundeigenschaften der letzteren und ihrer Tangenten in sehr klarer synthetischer Weise ab. Die dem Buche zugegebenen kurzen Vorschriften über Figurenzeichnung werden sich insoferne sehr nützlich erwelsen, weil der Schüler durch sie in den Stand gesetzt wird, den Riss von Figuren herzustellen.

Lehrbuch der Experimentalphysik. Von Dr. E. v. Lommel, weil. o. Professor der Physik a. d. Universität München. 6. Auflage, herausgegeben von Prof. Dr. Walter König. Mit einem Porträt, 430 Figuren im Text und einer Spectraltafel. Leipzig, J. A. Barth. 1900.

Nach dem vor weniger als einem Jahre erfolgten Tode des berühmten Autors hat Professor König die neue, nunmehr vorliegende Auflage des für den Unterrichtsgebrauch ebenso wie für das Selbststudium sehr geeigneten Lehrbuches der Experimentalphysik veranstaltet und sich im allgemeinen auf die nothwendigsten, durch neue Forschungsergebnisse bedingten Zusätze beschränkt, im übrigen aber das Buch in seiner bewährten Fassung belassen. Es sind von den vorgenommenen Änderungen besonders hervorzuheben die von der früheren abweichende Darstellung der Theorie der Lösungen, der elektrolytischen Leitung und der Wirkungsweise der galvanischen Elemente. Die Beziehungen zwischen den elektrischen und Lichterscheinungen wurden ebenfalls in mehrfach erweiterter Form dargestellt. Die mathematische Theorie der einzelnen Erscheinungen ist — wie in den früheren Auflagen — auf das wesentlichste beschränkt geblieben, was als ein Vorzug des vorliegenden Lehrbuches anerkennend hervorgehoben werden soll.

Es kann auch die neue Auflage des Lommelschen Buches Lehrern und Schülern aufs beste empfohlen werden. Die an manchen Orten breite Darstellung, die immer an die Erscheinungen des täglichen Lebens anknüpft, wird auch bei denen, die das Buch zum Selbststudium benützen wollen, willkommen genannt werden.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Prof. Dr. Rudolf Arendt, Grundzüge der Chemie und Mineralogie. Methodisch bearbeitet. Mit 275 in den Text eingeschalteten Abbildungen und einer Buntdrucktafel. 7. verbesserte u. vermehrte Auflage. Hamburg und Leipzig. Verlag von Leopold Voss. 1899, 8°. 425 SS.

Im Vergleich zu der im Juni 1897 erschienenen sechsten Auflage hat die vorliegende siebente um etwa 16 Seiten zugenommen, die größtentheils zur Aufnahme eines neuen Abschnittes, »Systematische Übersicht der anorganischen Chemie« betitelt, verwendet wurden. Diese Übersicht enthält »alle in dem Buche behandelten Elemente und Verbindungen der anorganischen Chemie, nach den Elementen geordnet«.

Verf. hat früher seine Schüler zur Führung eines Heftes verhalten, in welches sie das ihnen vorgetragene, »nach Reactionen geordnete« Material allmählich, »nach Elementen geordnet«, einzutragen hatten. Auf diese Weise wurde dem Lernenden auch die systematische Anordnung des Stoffes vermittelt, obzwar der Lehrgang selbst davon beträchtlich abwich. Verf. kann aber — seit an vielen Schulen die der Chemie gewidmete Unterrichtszeit wiederholt gekürzt worden ist — dem Schüler eine solche schriftliche Arbeit nicht mehr zumuthen. Oben erwähnte »Übersicht« soll diese Aufgabe des Schülers umgehen und ihren Wert ersetzen helfen. Verf. hat ganz Recht, wenn er in der Vorrede (X) hervorhebt, dass es Fachchemiker und Lehrer dieser schönen Wissenschaft gibt, »welche die hergebrachte Gruppierung nach Elementen nicht gerne vermissen«!

Die Übersicht selbst betreffend muss Ref. constatieren, dass sie recht zweckmäßig angelegt ist, und er glaubt, dass sie die Erwartungen, die der Verf. von ihr hegt, ganz wohl erfüllen werde.

Sonst sind an dem Buche keine irgend nennenswerten Veränderungen vorgenommen worden.

Das im allgemeinen gute Werkchen ist aus früheren Besprechungen und durch seine praktische Verwertung in der Schule so bekannt, dass hier kaum etwas Neues darüber vorgebracht werden könnte.

Wien. Joh. A. Kail.

Hermann Schiller, Studien und Versuche über die Erlernung der Orthographie. In Gemeinschaft mit Lehramtsasseseor Heinrich Fuchs und Lehrer August Haggenmüller veröffentlicht. (Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogischen Psychologie und Physiologie. H. Schiller und Th. Ziehen, Berlin 1898. II, 4, 63 SS. Preis 1 Mk. 50 Pf.

Wie Ernst Haeckel „Die Kunstformen der Natur“ auf Grund jahrelanger Mikroskopierarbeit uns nunmehr in ungeahnter Vollendung vor Augen führt, so möchte man auch auf pädagogisch-psychologischem Gebiete durch Specialuntersuchungen in die Detailarbeit des kindlichen Geistes eindringen, die uns die Natur weise verhüllt, gleich jenem Geheimnis, das Prof. Schenk entdeckt zu haben glaubte.

Nun hat man schon wiederholt vor der Einseitigkeit derartiger Prüfungen der Arbeitsleistung des menschlichen Geistes gewarnt, hauptsächlich deshalb, weil eine geistige Beschäftigung, bezw. Ermüdung des Geistes, wie sie bei solchen Untersuchungen erfolgt, mit dem geregelten Unterrichtsbetriebe nichts gemein hat. Das Gleiche finden wir auch hier wieder, da die Wörter wiederholt (S. 45, 57) und zusammenhanglos vorgesprochen werden. Wenn hier aber ferner so weit gegangen wird, dass man Dictatproben mit sinnlosen Wörtern (eigent-

ich Lautzusammensetzungen) anstellt (S. 59), dann kann eine derartige Arbeit nicht mehr den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben und sie läuft Gefahr, in weiteren Kreisen ein Gegenstand des Spottes zu werden.

Die Resultate derartiger Untersuchungen werden wohl immer dieselben bleiben: Sie sind unzuverlässig, „weil derartige Versuche von gar mancherlei Verhältnissen und Zufälligkeiten abhängen“ (S. 46. 54).

Dr. August Messer, Die Wirksamkeit der Apperception in den persönlichen Beziehungen des Schullebens. (Aus der „Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogischen Psychologie und Physiologie“, herausg. von H. Schiller und Th. Ziehen, II. Bd., 8. Heft). Berlin 1899. 69 SS. Preis 1 Mk. 80 Pf.

Diese Arbeit gehört wohl zu den wertvollsten Abhandlungen der oben genannten Sammlung. Wenn sie uns auch nicht in allen Theilen gleich befriedigt — manchmal nimmt der Verf. Verhältnisse an, die wohl im allgemeinen wenigstens schon überwunden sein dürften, z. B. die Begünstigung einzelner Schüler von Seite des Lehrers je nach dem Stande ihrer Eltern (S. 39) — so möchte sie geradezu als ein Vademecum dem jungen Lehrer angelegentlichst empfohlen sein. Er wird dann allerdings vielleicht ebenso handeln, „wie er ohnedies gehandelt hätte, aber er wird mit klarem Bewusstsein handeln und darum in manchen Fällen auch zutreffender; er wird mehr und mehr handeln aus wohlbegründeten Einsichten und Grundsätzen und nicht nur aus gefühlsmäßigen Impulsen“ (S. 34). Aber auch der selbstbewusste Lehrer, der von der Meinung befangen ist, dass nur durch die Unterordnung unter den Director seine eigene Individualität nicht ganz und voll zur Geltung komme zum Nachtheile der Schule, kann aus dieser psychologischen Studie viel lernen zu Nutz und Frommen seines eigenen Ich, zum Zwecke der Klärung seines Verhältnisses zum Director, endlich zum Vortheile des Unterrichtes und der Disciplin (s. S. 50—69). Schonungslos und vorurtheilsfrei beleuchtet der Verf. Unterrichtsbetrieb und Erziehungsmethode, — sehr schön spricht er beispielsweise in letzterer Beziehung über den „bösen Willen“ des Schülers (S. 28) — und construiert hiebei, wie es mir scheint, recht glücklich vier Grundformen des Elternhauses, das „respectvolle“, das „polemische“, das „indolente“ und das „vernünftige“. Doch die Abhandlung muss man selbst lesen und — durchdenken.

H. Schiller, Die Schularztfrage. Ein Wort zur Verständigung. (Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogischen Psychologie und Physiologie, herausg. von H. Schiller u. Th. Ziehen. III. Bd., 1. Heft.) Berlin 1899. 56 SS. Preis 1 Mk. 20 Pf

Der historische Rückblick über diese Frage spricht am meisten an. Die folgenden Erörterungen befriedigen schon deshalb nicht, weil sie nicht erschöpfend sind und weil die nöthige Objectivität mangelt. Streitfragen gehören m. E. nicht in den Rahmen dieser „Sammlung“ und würden, in größerer Zahl, sicherlich auch die bisher errungene allgemeine Wertschätzung derselben beeinträchtigen.

Eine klare Disposition fehlt. Ganz besonders wird auf die Nothwendigkeit hingewiesen, dass der Lehrer den Arzt in seinen hygienischen Bestrebungen unterstütze, was namentlich von Seite der Ärzte leicht missverstanden werden kann, zumal die Behauptung aufgestellt wird, „dass die Mitarbeit der Lehrer an der Schul-

hygiene gar nicht zu entbehren ist, wenn auch die Führung der Hygienikern zukommen werde« (S. 53). Denn wenn auch die Forderung anerkannt werden muss, dass der Lehrer einen sorgfältigen und umfassenden Unterricht in der Hygiene genieße (S. 36, 49 54), so wird doch schon so mancher Bedenken tragen gegen die Einführung einer Prüfung aus diesem Gegenstande, da nimmermehr ein Arzt allein, sondern auf jeden Fall ein Schulhygieniker, d. i. ein an psychologischen Erfahrungen reicher Schulmann aus dem Unterrichtsbetriebe mit geistig normal veranlagten Kindern zu examinieren hätte. Noch weniger aber wird man darin zustimmen können, dass es sich bei dem ärztlichen Eingreifen handle: 1. um die Bekämpfung des Auftretens epidemischer Krankheiten, 2. um die Hygiene des Schulhauses, 3. um die des Unterrichtes (S. 32). Denn im 2. Falle wird, soweit es sich um die Handhabung hygienischer Grundsätze in einem bereits dem Unterrichtsbetriebe übergebenen Schulhause handelt, größtentheils, im 3. Falle aber ausschließlich die Stimme des einzelnen Lehrers, der Lehrerconferenz oder des Directors ausschlaggebend sein. Tadelt doch der Verf. selbst, dass die Ärzte Einfluss auf rein pädagogische Fragen verlangen, wodurch ein Gegensatz zwischen Lehrer und Arzt geschaffen wurde auf einem Boden, der gemeinsamer Geistesarbeit unterworfen werden sollte.

Andere Fragen werden nebenbei abgethan; so wird die Steilschrift noch immer vertheidigt, dagegen die Ersprießlichkeit des Handfertigkeitsunterrichtes für die Erholung des Kindes mit Recht, wie mir scheint, bezweifelt.

Orientierend vermag die Abhandlung wohl nicht zu wirken.

Aussig. Dr. G. Hergel.

Programmenschau.

71. **Pompeji.** Begleitworte zu einer Reihe von Projectionsbildern von Prof. Franz Prix. Progr. des Gymn. der k. k. Theresianischen Akademie in Wien 1899. 22 SS.

Seitdem der Mahnruf nach Belebung des philologischen Unterrichtes durch Anschauungsmittel allgemein durchgedrungen ist und wohl nur mehr wenige starre Vertreter der alten Schule kopfschüttelnd dem Treiben „der Jüngeren“ zusehen, ist dank dem Zusammenwirken der verschiedenen hiezu berufenen Factoren eine verhältnismäßig nicht geringe Menge solcher Behelfe geschaffen worden, und da sich andererseits die Meinungen über das Ausmaß und die Art des Unterrichtsbetriebes auch schon geklärt haben, kann man jetzt schon an eine Sichtung und Kritik der vorhandenen Lehrbehelfe gehen.

Es kann nun hier nicht unsere Aufgabe sein, anfzuzählen, was weitergefördert oder was wieder weggelegt werden sollte, das eine aber können wir voraussichtlich ohne Widerspruch hier behaupten, dass mindestens eine hervorragende Rolle den Vorführungen von Skioptikonbildern gebürt. Abgesehen davon, dass das photographische Bild unstreitig am lebendigsten wirkt, und dass die Beschaffung einer beliebigen Zahl von Bildern nun gar nicht mehr schwierig ist, macht die Vorführung einer Bilderreihe in einer besonderen „Vorstellung“ gewiss einen nachhaltigen Eindruck auf den Schüler. Ihn packt ja alles, was ihm in der Art einer Theatervorstellung vorgeführt wird, während der Eindruck eines im Rahmen des Unterrichtsbetriebes vorgeführten Bildes manchmal nicht

tiefer sein wird als der einer vorgetragenen Regel. Wenn es nur „Vorstellung“, nicht Unterrichtsstunde heißt, dann ist ja bei unserer Jugend schon viel gewonnen!

Prächtig mögen daher die Vorführungen von Bildercyklen wirken, wie sie das Theresianum seinen Schülern zu bieten in der Lage ist. Eine reiche, methodisch zusammengestellte Bilderreihe mit anregenden Begleitworten, die nicht nur das Dargestellte erläutern, sondern gelegentlich auch Streiflichter über den Rahmen des Bildes hinaus werfen, wird gewiss höchst spannend wirken.

So legt denn Prix im Programme des Jahres 1899 einen solchen Begleitvortrag zum Cyklus Pompeji in erster Linie den Schülern zum dauernden Besitze des Gesehenen vor, in zweiter Linie aber auch allen, die an der Lectüre angenehme Erinnerungen auffrischen oder die Ausführungen wieder zu ihrem ersten Zwecke benützen wollen. Der Verf. erwirbt sich dadurch gewiss vielen Dank; denn nicht jeder hat die Zeit oder die Gabe, den Stoff in so anziehender Art zu geben und abzurunden. Vielleicht dürfen wir aus der archäologischen Commission noch in derselben Art Begleitworte zu weiteren Bildercyklen erhoffen.

Wien. Dr. F. Perschinka.

---

72. **Rille Albert, Nach Constantinopel und zurück.** Progr. der deutschen Staats-Oberrealschule in Brünn 1899. 8°, 24 SS.

Der Aufsatz ist dem Berichte an das k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht über eine Studienreise durch Italien und Griechenland im Jahre 1895 entnommen und behandelt, da die Hin- und Rückreise glatt von statten gieng, im wesentlichen den viertägigen Aufenthalt in Constantinopel. Am ersten Tage that sich dem Verf., wie er selbst sagt, mit dem Selamlik die kaiserliche Pracht des Ostens auf, bei dem Tanz der Derwische stellte sich ihm eine religiöse, dem Abendlande ganz fremde Eigenart dar, an den süßen Wässern genoss er eine fröhliche, liebliche Idylle von Frauen und Kindern im größten Stil. Die jungen türkischen, unverschleierten Frauen aber lassen ihn an die erwartete Beschreibung der süßen Wässer vergessen. Der zweite Tag war der Besichtigung der Hagia Sophia, die ihn begeistert, und des Tschinili Kiöschk, des Antiquitätenmuseums, gewidmet: in diesem erschöpften die Sarkophage sein Interesse, und er würdigt den Alexandersarkophag einer längeren, etwas unklaren Beschreibung, in der kunstgeschichtliche Bemerkungen eigener Art eingefügt sind; am Nachmittage wurde eine Fahrt nach Skutari und ein Ausflug nach Bulgurlu unternommen. Am dritten Tage vermochte die 'allzuberühmte' Schlangensäule im Hippodrom seinen archäologischen Enthusiasmus nicht aufzustacheln; er besichtigte die Achmedije-Moschee, genoss den Blick auf die Stadt vom Seraskerthurm und fuhr durch den Bosporus bis Bujukdere und zurück. Am vierten Tage wurde dem Blumenmarkte ein Besuch abgestattet und abends die Rückreise angetreten. Der achtstündige Aufenthalt im Peiraieus wurde zu einem Besuche Athens verwendet: die letzte Stunde war der Akropolis gewidmet, von der Rille „frei von jeder andressierten Griechenschwärmerei“ schied, „ohne Wehmuth, ja mit einem stolzen Frohgefühl“. Bei der Rückfahrt zum Peiraieus fuhr er an der Gräberstraße vorbei, wo „noch der marmorne Gräberstier auf hohem Sockel mit dem gipsernen Schweif die Luft peitschte“. — Während der weiteren Seefahrt sah er das Cap Matapan, besuchte Korfu und gelangte nach Brindisi. Da Rille kein Freund historischer Reminiscenzen ist, interessierte ihn die Gegenwart umsomehr; diesem Interesse sind die hübschen Schilderungen von dem ersten Blick auf Constantinopel und von Korfu entsprungen. Eingeflochten in den Aufsatz sind humoristisch-satirische Bemerkungen über einen Reisegefährten, der ein Alleshesserwisser und derber Realist ist

und durch seine eitlen und naiven Anwandlungen der Reisegesellschaft lästig wird; zur Beruhigung Rilles sei bemerkt, dass jedes Jahr sich ein solcher Genosse unter den Stipendiaten befindet. Der ganze Bericht, in dem man das Läuten der Essglocke recht oft hört, gewährt nur theilweise einen befriedigenden Eindruck. Weshalb Rille „das Parthenon, das Hippodrom, Tschimili Kiosk" schreibt, ist mir nicht klar.

Krems. Dr. J. Oehler.

---

73. **Jelinek, Dr. Franz, Die Sprache der Wenzelsbibel.** Progr. der k. k. Oberrealschule in Görz 1898 u. 1899. 110 SS.

Jelinek untersucht in der vorliegenden Abhandlung mit Fleiß und Genauigkeit den Lautbestand jener Bibelübersetzung, die der Prager Bürger Martin Rotlöw um das Jahr 1390 für den König Wenzel IV. aus Dankbarkeit für verschiedene einträgliche Ehrenämter anfertigen ließ. Die Wiener Hofbibliothek verwahrt jetzt das aus sechs großen Pergamentbänden bestehende, prächtig verzierte Buch. Auf Grund seiner gründlichen Untersuchungen und Vergleichungen mit den anderen literarischen Erzeugnissen der Jahrzehnte um 1400 führt er den vollständig gelungenen Nachweis, dass die Sprache des Übersetzers jenes Deutsch ist, dessen die gebildeten Kreise der Stadt Prag am Ende des 14. Jahrhunderts sich bedienten, d. h. jene eigenthümliche Mischung von Ober- und Mitteldeutsch, die in der Hofkanzlei Karls IV. und Wenzels IV. gebraucht ward und die die Grundlage der Hofkanzleisprache der sächsischen Höfe und der Grundstein jenes großartigen Baues wurde, den Luther uns errichtete. Jelineks Arbeit gibt also einen wertvollen Beitrag für die Entwicklungsgeschichte unserer Schriftsprache. Schade, dass sie auf einem so elenden Papiere und in so schlechter Ausstattung gedruckt ist; in wenigen Jahrzehnten dürfte nur mehr Staub davon vorhanden sein.

Graz. Dr. F. Khull.

---

74. **Winkler L., Die Quellen des 3. makedonischen Krieges der Römer und seine Ursachen.** Progr. des I. deutschen k. k. Gymn. in Brünn 1898.

Dieser Aufsatz gibt eine gute Übersicht des Standes der Quellenkritik in dem bezeichneten Abschnitte; einige der hier als feststehend vorgetragenen Ergebnisse sind freilich in jüngster Zeit wieder in Frage gestellt worden. Es folgt eine gut geschriebene und geschickt gemachte Darstellung der Ereignisse vom Tode Philipps bis zum factischen Beginne des Krieges gegen Perseus.

75. **Hackel A., Der Glücksumschwung im Hannibalischen Kriege.** Progr. der Staats-Oberrealschule in Linz 1899.

Der Verf. gibt eine Darstellung der Ereignisse von der Einnahme Capuas durch Hannibal bis zum Ausgange der Schlacht am Metaurus und bespricht dabei eingehender jene Vorkommnisse, über die bei Livius und anderen unserer Berichterstatter an sich unglaubwürdige Nachrichten vorliegen; bekanntlich ist gerade dieser Abschnitt des Hannibalischen Krieges reich an solchen Erzählungen. Auch hat H. versucht, durch Combinationen die nach Verwerfung der Überlieferung entstandenen Lücken auszufüllen. Die neuere Literatur des Gegenstandes ist dabei zurathe gezogen und der Verf. hat auch ihr gegenüber sich ein selbständiges Urtheil bewahrt. So hält er mit Oehler die Erzählung von der bei Tarent aufgefangenen Reiterpatrulle des Hasdrubal für eine Fabel, während aber dieser vermuthet, dass die Römer durch deren früher erfolgte Ge-

ugennahme in Kenntnis der Pläne Hasdrubals kamen und danach dem
1. Nero den Befehl zum Abmarsch nach Norden ertheilten, meint K.,
ass Nero oder einer seiner Officiere den Plan der Karthager durch-
chauten und danach ihre Dispositionen trafen.

6. **Knaflitsch K., Einiges über die Stellung des römischen Patriciates in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts v. Chr. und die Scipionenprocesse.** Progr. der öffentlichen Unterreal-schule in Wien, III. Bez. 1899.

Wesentlich Neues enthält diese Abhandlung nicht, deren Verf. die
Scipionen für wahrscheinlich schuldlos hält und mit Mommsen die gegen
sie instruierten Processe als eine auf gerichtlichem Boden ausgefochtene
politische Fehde bezeichnet. Ich halte diese Bezeichnung ebenfalls für
richtig, nur scheint mir, dass die Gegnerschaft weniger durch Patriciat
und Plebejer, als durch den Gegensatz der älteren politischen Traditionen
und der etwas anderen Moral der Politiker des welterobernden Rom be-
dingt ist. Dass der Patriciat damals keine Rolle mehr spielt, hat der
Verf. im ersten Theile selbst auseinandergesetzt. Auf die Fragen, wie
weit die uns erhaltene Tradition verfälscht ist, hat sich K. nicht ein-
gelassen; einige an abgelegenen Orten erschienene neuere Behandlungen
des Gegenstandes sind nicht berücksichtigt.

Graz. Bauer.

---

77. **Zach, Prof. Dr. P. Stephan, Die periodische Wiederkehr der Hochfluten, Nässen und Dürren.** Progr. des k. k. deutschen Gymn. in Budweis 1898.

Die glänzenden Fortschritte auf dem Gebiete der Astronomie und
Geophysik in den letzten hundert Jahren haben auch den Zusammen-
hang zwischen dem periodischen Wechsel in der Häufigkeit der Sonnen-
flecken und den periodischen Veränderungen der magnetischen Decli-
nation deutlich dargethan. Endlich erkannte man auch mit Bestimmt-
heit den Parallelismus im Gange des Fleckenbestandes der Sonne und
der Häufigkeit der Nordlichter. Der gelehrte Verf. unternimmt es nun-
mehr, darzuthun, dass auch der Verlauf der Wetter- und Wasserphäno-
mene auf unserer Erde mit dem Fleckenwechsel der Sonne im causalen
Zusammenhange stehe. Er stellt folgende These auf: „Die Überschwem-
mungen von Mitteleuropa sind im Durchschnitte nach Zeiträumen von
220 Jahren Hochfluten 1. Classe und fallen mit den Zeiten der Haupt-
maxima 1. Classe der Sonnenflecken und Nordlichter zusammen". Jede
solche Hauptperiode zerfällt wieder in vier Maximalzeiten und vier
Minimalzeiten von verschiedener Intensität, somit in acht Abtheilungen,
von denen jede im Durchschnitt rund 28 Jahre umfasst.

Der Verf. versucht nun auf Grund der vorhandenen Aufzeich-
nungen in verschiedenen Chroniken für Mitteleuropa die Richtigkeit
dieser These nachzuweisen und insbesonders die zeitliche Übereinstim-
mung des Hauptmaximums der Überschwemmungen und Hochfluten in
jeder dieser großen Perioden mit dem Hauptmaximum der Sonnenflecken
und Nordlichter darzuthun. Die Minimalzeiten der letztgenannten Er-
scheinungen wären auch die Zeiten von besonderer Dürre und Hitze auf
unserer Erde. Von der Geburt Christi ausgehend, werden neun Haupt-
perioden unterschieden. In der Mitte der letzten befinden wir uns gegen-
wärtig; sie entspricht einem Maximum II. Classe. Die an Überschwem-
mungen und Hochfluten so reiche Chronik des letzten Decenniums stimmt
gut mit der Annahme des Verf.s überein. Sache der exacten Forschung
wird es sein, die Stichhältigkeit der versuchten Beweisführung zu prüfen.

78. **Hausmann**, Prof. Max, Über Geologie im geographischen Unterrichte. Progr. des Communal-Untergymn. in Bregenz 1898.

Mit Recht beklagt der Verf., dass in der Lehrverfassung unserer Gymnasien die Geologie sehr vernachlässigt erscheint. Auch die Verbindung von Geschichte und Geographie zu einem Gegenstande entspricht durchaus nicht mehr dem modernen, wissenschaftlichen Standpunkte in der Erdkunde. Eine viel natürlichere, weil sachgemäße Verbindung gäbe Geographie und Geologie. Der Verf. tritt deshalb mit Wärme für eine Berücksichtigung der Geologie im geographischen Unterrichte ein, u. zw. schon von der I. Gymnasialclasse angefangen. In der IV. Classe sei ein zusammenfassender Abschluss des zoologischen Unterrichtes erwünscht. Es wird sodann im Detail auseinandergesetzt, wie der geologisch-geographische Unterricht in jeder Classe der Unterstufe des Gymnasiums einzutheilen wäre. So sehr der Ref. mit dem Grundgedanken des Verf.s sympathisiert und von der Überzeugung durchdrungen ist, dass ein entsprechender Unterricht aus Geologie im Gymnasium geradezu als eine Nothwendigkeit bezeichnet werden muss, so vermag er doch nicht, seine schweren Bedenken gegen den vom Verf. im einzelnen dargelegten Lehrgang zu unterdrücken. Es scheinen dem Ref., ganz abgesehen von der Zeitfrage, die gestellten Anforderungen eben weit über die Fassungskraft der Schüler des Untergymnasiums hinauszugehen. Nach der Ansicht des Ref. müsste der geologische Unterricht auf der Oberstufe eine rationelle Ausgestaltung erfahren.

79. **Belar** Albin, Über Erdbebenbeobachtung in alter und gegenwärtiger Zeit und die Erdbebenwarte in Laibach. Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Laibach 1898.

Nach einer kurzen Besprechung des Wesens der Erdbeben wird die Geschichte der Erdbebenbeobachtung und der zu diesem Zwecke nach und nach in Verwendung gebrachten Apparate mitgetheilt. Japaner, Italiener, Deutsche und Engländer wetteifern in den letzten Decennien an der Vervollkommnung der Erdbebenmessapparate. Als ein neues System von Seismographen führte im Jahre 1870 **Zöllner** das „Horizontalpendel" ein. Die verschiedenartigen Typen desselben sind heutzutage die vollkommensten Instrumente für die Registrierung ferner oder sehr schwacher Beben. Ein weiteres Capitel ist der Schilderung des in den verschiedenen Ländern gegenwärtig eingerichteten Erdbebenbeobachtungsdienstes gewidmet. In **Österreich** hat die Katastrophe von Laibach Veranlassung zur Gründung einer eigenen Erdbebencommission durch die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien gegeben. Aus der Organisation dieser Commission sei nur hervorgehoben, dass für jedes Kronland ein Ref. bestellt wurde, dem die Schaffung eines möglichst dichten Beobachternetzes in seinem Bezirke obliegt, der die einlaufenden Berichte sammelt, wissenschaftlich bearbeitet und alljährlich einen Bericht hierüber an die Erdbebencommission einsendet. Behufs Erzielung sachgemäßer und möglichst verlässlicher Beobachtungen werden den einzelnen Beobachtern durch den zuständigen Ref. die von der Commission in Druck gelegten „Fragebogen" zugesendet. Diese Organisation hat sich in den letzten Jahren bereits trefflich bewährt.

Eine Beschreibung der Erdbebenwarte an der k. k. Ober-Realschule in Laibach beschließt den höchst instructiven Aufsatz.

Wien. Dr. Franz Noë.

[H]uldigung der österreichischen Mittelschuldirectoren aus Anlass des 70. Geburtsfestes Sr. Majestät des Kaisers.

Se. Excellenz der Hr. Minister für C. und U., Dr. Wilhelm Ritter Hartel, hat angeordnet, dass aus Anlass des 70. Geburtsfestes [S]r. Majestät des Kaisers zu Beginn des Schuljahres oder spätestens am [4.] October, als am Allerh. Namensfeste Sr. Majestät, im Anschlusse an [d]en Festgottesdienst an allen Mittelschulen eine den localen Verhältnissen [an]gepasste würdige Schulfeier abgehalten werde.

Im Zusammenhange mit der angeordneten Schulfeier steht eine [H]uldigung der sämmtlichen österreichischen Mittelschulen (Gymnasien, [Re]algymnasien und Realschulen) für Se. Majestät.

Die Directoren der genannten Schulen haben nämlich durch eine [A]bordnung, deren Sprecher der Professor des Theresianischen Gymnasiums [R]egierungsrath Karl Ziwsa war, eine künstlerisch ausgestattete Adresse [S]r. Excellenz dem Herrn Unterrichtsminister mit der Bitte überreicht, [d]ieselbe an den Stufen des Allerh. Thrones zu unterbreiten. Der Inhalt [d]ieser denkwürdigen, von sämmtlichen (313) Mittelschuldirectoren unter[ze]ichneten Adresse ist folgender:

Euere Majestät!

Allergnädigster Kaiser und Herr!

Für alle Völker Österreich-Ungarns ist das Jahr 1900, im Kreis[l]auf der Zeiten eingefügt an der Wende zweier Jahrhunderte, besonders [d]enkwürdig und bedeutsam. Denn durch Gottes allmächtige Gnade ist [e]s Euerer Majestät in diesem Jahre beschieden, das siebzigste Lebens[j]ahr zu vollenden, umjubelt von der Segen erflehenden großen Völker[f]amilie, die ihrem kaiserlichen Herrn für die zahllosen Beweise fürsorg[li]cher Gnade und väterlichen Wohlwollens, für den mächtigen Schutz des Friedens und des Rechtes, für Gesetz und Ordnung und die nimmer[m]üde Sorge um Fortschritt und Entwicklung auf allen Gebieten mensch[li]cher Wirksamkeit nichts anderes zu bieten vermag als unbegrenzte Dankbarkeit, felsenfeste Treue und unvergängliche Liebe.

Durch diese Gefühle, die in der entlegensten Alpenhütte ebenso [in]nig, ebenso freudig empfunden werden wie in den dem Weltverkehr [er]schlossenen Großstädten des Reiches, ist das heurige Jahr für Öster[re]ich-Ungarns Völker ein freudigstes Jubeljahr und wird fortleben in [b]egeisterter Erinnerung auch für die kommenden Geschlechter.

Fest vertrauend auf die Gnade Euerer Majestät, wagen es auch die in schuldigster Ehrfurcht unterzeichneten Directoren der sämmtlichen österreichischen Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen, im Namen der Lehrkörper und der ihnen anvertrauten Jugend die innigsten Segens[w]ünsche in schlichten, aus der Tiefe der Herzen kommenden Worten an den Stufen des Allerhöchsten Thrones ehrerbietigst auszusprechen.

Zugleich aber mögen Euere Majestät geruhen, den unterthänigsten Dank für die dem heimatlichen Mittelschulwesen allezeit huldvollst be[w]iesene Förderung und Anerkennung gnädigst entgegen zu nehmen, durch die der Erfüllung zustrebt das Seherwort des vaterländischen Sängers im hohen Liede des Volkes: »Mit des Geistes heit'ren Waffen [s]iege Kunst und Wissenschaft«. Denn seit den Tagen der großen Kaiserin Maria Theresia, deren Weisheit und Fürsorge die grundlegenden Reformen des gesammten Bildungswesens in Österreich auf immerdar zu danken sind, ist der Fortschritt auf den glücklich beschrittenen Wegen und die Auffindung neuer Pfade für Lehre und Erziehung des Volkes niemals

mächtiger und fruchtbarer gewesen als in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Dieser bedeutsame Zeitraum übertrifft alle übrigen an Fülle der Segnungen und Fortschritte, die mit der glorreichen Regierung Eurer Majestät zu geschichtlicher Denkwürdigkeit verknüpft sind.

Fest und unversehrt besteht noch heute der Entwurf zur Organisation der Gymnasien und Realschulen in Österreich, den Eure Majestät vor mehr als fünfzig Jahren allergnädigst zu genehmigen geruhten. Was sich damals bescheiden nur einen Entwurf zur Organisation nannte, ist bis auf den heutigen Tag fruchtbringendes Gesetz geblieben. Dem auf diesem so manchen Anstürmen sieghaft widerstehenden Grundstein ward es der österreichischen Mittelschule ermöglicht, nicht nur im Dienst der Bedürfnisse des Volkes und der Forderungen der Zeit an der Ausgestaltung und Verbesserung des Lehrbetriebes im Geiste des Organisationsentwurfes mitzuarbeiten, sondern auch allmählich mit den übrigen Culturstaaten in einen edlen Wettkampf einzutreten, dessen glänzendste Bethätigung auf dem Wiener Philologen- und Schulmännertage vom Jahre 1893 Euere Majestät mit unvergessener Gnade auszuzeichnen geruhten.

Und wie durch Euere Majestät weise Fürsorge und edelmüthige Förderung der innere Ausbau des österreichischen Mittelschulwesens in Werk gesetzt wurde, so entstand auch in allen Theilen der Monarchie durch den völkerbeglückenden Willen und unter dem mächtigen Schutz Eurer Majestät eine stattliche Reihe neuer Gymnasien und Realschulen, deren Zahl und Mannigfaltigkeit von dem mächtigen Aufschwunge des heimatlichen Schulwesens Zeugnis ablegen.

Schwer und verantwortungsvoll ist der Beruf des Schulmannes. Was er in jahrelanger Mühe säet und im Wachsthum sorgsam behütet, kündet, wenn zur Reife gelangt, die Trefflichkeit des Bodens und lässt gar oft der Arbeit des Bebauers vergessen.

Doch Euerer Majestät Weisheit und Gnade hat das Wirken des Mittelschul-Lehrstandes jederzeit huldvollst gewürdigt und dadurch jene Begeisterung und Arbeitsfreudigkeit genährt, deren das mühevolle Werk der Erziehung und des Unterrichtes schwer entrathen kann, soll das hohe und edle Ziel erreicht werden: dem Staate durch Verbreitung wahrer Bildung und echter Vaterlandsliebe brauchbare Bürger, des Allerhöchsten Dynastie treue und zuverlässige Diener zu sichern.

Zur Lösung dieser hohen Aufgabe erflehen die Mittelschulen Österreichs ehrfurchtsvoll die Fortdauer des Allerhöchsten Schutzes Eurer Majestät, der ja allem hochsinnig gesichert ist, was der Wohlfahrt des theuren Vaterlandes dient.

Durchdrungen von dieser begeisterten Überzeugung, bitten die ehrfurchtsvoll Unterzeichneten, Euere Majestät geruhe diese schlichten Worte pflichtschuldiger Huldigung und innigster Dankbarkeit von den Lehrern und Schülern der Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen Österreichs in Gnaden entgegen zu nehmen. Zu dem Herrn der Heerscharen aber senden wir alle inbrünstige Gebete empor, er möge seinen reichlichsten Segen herabgießen auf unseren innigstgeliebten Kaiser und Herrn, auf dass den Völkern Österreich-Ungarns noch viele Jahre in ungeschwächter Kraft erhalten bleibe ihr leuchtendstes Vorbild strengster Pflichterfüllung, edelster Menschlichkeit, gütigster Weisheit, dem geliebten Vaterlande der über alles geliebte Vater und Herr!

XIX. Protokoll der Archäologischen Commission für die österreichischen Gymnasien.

(Mitgetheilt vom Schriftführer Gymn.-Prof. Feodor Hoppe.)

Wien, am 12. Mai 1900.

Anwesend sind außer den Mitgliedern der Commission mehrere zur Theilnahme an der Sitzung eingeladene Herren Universitätsprofessoren, Landes-Schulinspectoren, Gymnasialdirectoren und Gymnasialprofessoren.

Der Vorsitzende, Landes-Schulinspector Dr. A. Scheindler, begrüßt die erschienenen Herren und ertheilt hierauf zum I. Punkte der Tagesordnung das Wort Herrn Dir. Dr. J. Kukutsch als dem Vorsitzenden des Subcomités, welches ein „Normalverzeichnis von Lehrmitteln zur Veranschaulichung des antiken Lebens“ ausarbeiten sollte.

Dir. Dr. J. Kukutsch führt aus, dass das Subcomité der Archäologischen Gymnasialcommission die Aufgabe hatte:

1. ein Normalverzeichnis derjenigen Anschauungsmittel anzulegen, deren Anschaffung den einzelnen Anstalten zu empfehlen wäre;

2. über die zweckmäßigste Art der Verwendung derselben im Unterrichtsbetriebe zu berathen, das Resultat dieser Berathungen der Commission zu unterbreiten und so zur Lösung dieser Frage beizutragen.

Bei der Wahl der Anschauungsmittel war das Comité vor allem bedacht, nur solche zu empfehlen, die gut und zugleich auch vermöge ihrer Größe geeignet sind, unter gemeinsamer Classenbeschäftigung allen Schülern zu gleicher Zeit vorgeführt und erklärt zu werden, da sich Lehrmittel, die von Bank zu Bank gereicht und ebenso oft erläutert werden müssen, anerkanntermaßen für den Unterricht nicht eignen.

Als das geeignetste Anschauungsmittel glaubt das Comité die Photographie in Verbindung mit dem Skioptikon begrüßen zu sollen. Letzteres ist ein geradezu universeller Lehrbehelf, der in den Dienst sämmtlicher Disciplinen gestellt werden kann. Da aber das mittelst des Skioptikons geschaute Bild dem Schüler naturgemäß nicht dauernd vor Augen bleiben kann, so muss dieser Erscheinungen Flucht etwas Ruhendes, Bleibendes zur Seite gestellt werden, das dem Schüler ermöglicht, das im Momentbilde Geschaute öfter zu betrachten und so festzuhalten. Und das ermöglicht die Photographie und die Wandtafel, die bestimmt ist, die Gänge und Wände der Gymnasien zu schmücken.

Ref. will den Berichten der anderen Mitglieder des Subcomités nicht vorgreifen und bittet den Vorsitzenden, zunächst dem Schriftführer Prof. Hoppe zur Vorlage des Normalverzeichnisses, hierauf Prof. Prix zur Frage des Skioptikons und im Anschlusse daran Prof. Dr. Kauer zur Auswahl der Photographien das Wort zu ertheilen.

Der Schriftführer verliest das nachstehende Verzeichnis und theilt im Anschlusse daran mit, dass er nach dem Wunsche der Commission beim VII. deutsch-österreichischen Mittelschultage (Wien, Ostern 1900) eine Sammlung von Anschauungsmitteln für den philologischen und historischen Unterricht vorgeführt habe. Für diese Sammlung habe das vom Subcomité vorgeschlagene „Normalverzeichnis“ die Grundlage gebildet, doch habe Ref. einzelne, wie er glaube, geeignete Anschauungsmittel hinzugefügt. Bei den Photographien habe er sich bloß auf Vorführung solcher Abbildungen beschränkt, die zum Verständnisse der übrigen Anschauungsmittel als Ergänzung oder Erläuterung dienen konnten.

In der sich anschließenden Debatte über den ersten Punkt des Normalverzeichnisses, an welcher sich Univ. Prof. Hugo Mužik und Gymn. Prof. Dr. Georg Heidrich betheiligen, wird zunächst der Wunsch ausgesprochen, dass das Verzeichnis den Mitgliedern der Commission

gedruckt vorgelegt werde. Da einige Herren die Aufnahme mehrerer anderer Anschauungsmittel wünschen — Wandtafeln und Sammelwerke —, so macht der Vorsitzende darauf aufmerksam, dass das Subcomité sowie der Ref. mit Rücksicht auf die in der Commission wiederholt geäußerten Wünsche sich auf die Auswahl solcher Anschauungsmittel beschränken mussten, die es ermöglichen, auch beim Massenunterrichte die Aufmerksamkeit auf ein Bild zu concentrieren. Es mussten daher alle die Wandtafeln ausgeschlossen werden, die zu kleine Abbildungen bieten oder durch eine größere Anzahl von Abbildungen auf derselben Tafel die Blicke der Schüler ablenken. Vorbehaltlich einzelner Änderungen erklärt sich schließlich die Commission für die Annahme dieses Punktes des Normalverzeichnisses.

Der Vorsitzende ertheilt dem Gymn. Prof. Franz Prix das Wort; dieser berichtet über das Skioptikon und spricht zunächst über die Verwendbarkeit und die Vorzüge desselben: Die meisten archäologischen Lehrbehelfe seien in einem solchen Maßstabe angefertigt, dass sie bei stark besuchten Classen, was ja Regel sei, nur von einem Theile der Schüler gesehen werden können; daher sei der Lehrer gezwungen, seine Erläuterungen öfter zu wiederholen. Das durch das Skioptikon projicierte Bild sei allen Schülern in gleicher Weise zu gleicher Zeit sichtbar. Während die Bildwerke den Gegenstand in der Fläche zeigten, wobei sich das im Schauen ungeübte Auge des Schülers, der sich nicht auf Perspective verstehe, nicht leicht zurecht finde, bringe der Projectionsapparat das darzustellende Object plastisch, in voller Klarheit, Naturtreue, in einer der Wirklichkeit gleichen oder doch sich nähernden Größe vor den Beschauer. Der Apparat finde auch in und außerhalb der Schule bereits vielfache Verwendung; es werde kaum ein öffentlicher Vortrag gehalten, bei dem nicht das Skioptikon eine erläuternde Rolle spiele. In England, Frankreich habe es in Schulen allgemein Eingang gefunden; aus der Menge von reichhaltigsten Katalogen, die von verschiedenen Städten Deutschlands vorliegen und für alle Disciplinen Diapositive anbieten, könne man auch auf entsprechende Verwendung schließen. Das Archäologische Seminar in München gebe von seiner reichen Auswahl seit Jahren Glasbilder an die bayrischen Mittelschulen ab. In Österreich könne der Verein »Skioptikon« auf eine langjährige ersprießliche Thätigkeit hinweisen, die dem großen Publicum, theils der Volksschule zugute komme. Im Vereine »Lehrmittelcentrale« sei es als eine der nächsten und wichtigsten Aufgaben des Vereines bezeichnet worden, alle Volksschulen mit einem Projectionsinstrumente sammt nothwendigem Fundus an Glasbildern auszustatten. An den Mittelschulen finde der Unterricht in Geographie durch das Skioptikon reiche Unterstützung. Für archäologische Zwecke werde der Apparat nur an wenigen Anstalten benützt. Der Ref. hält es daher für eine Pflicht der Archäologischen Commission, dafür Sorge zu tragen, dass das Lehrmittel, das man als außerordentlich tauglich für den archäologischen Unterricht anerkennen muss, zu der verdienten Verwendung komme, und schlägt erstens vor, dass allmählich von allen Objecten, die man für geeignet hält, dass sie, sei es zur Erläuterung der classischen Lectüre oder zur Bereicherung der Kenntnis des antiken Lebens, in der Schule gezeigt werden, photographische Glasbilder angefertigt werden. Zur Durchführung des Vorschlages sollen von diesen Objecten bestmögliche Photographien, respective Zeichnungen beschafft und einer Firma zur Herstellung von Diapositiven übergeben werden. Ein Comité hätte die Aufgabe, mit dem Archäologischen Seminare der Universität in Correspondenz zu treten, sich mit Verlagshandlungen von Photographien in Verkehr zu setzen und unter den eingesendeten Photographien sorgfältige Auswahl zu treffen. Zur Anfertigung der Diapositive bringt er die Firma Lechner in Vorschlag, die Glasbilder zu den in Deutschland üblichen Preisen liefere. Ein zweiter Vorschlag geht dahin, dass jede Anstalt, die an

einem Orte ist, wo elektrisches Licht zur Verfügung steht, zur Anschaffung eines Skioptikons verpflichtet werde. Die Preisfrage stellt sich nach Ansicht des Referanten nicht ungünstig; da für alle Disciplinen des Gymnasiums der Apparat verwendbar sei, hätten auch alle zur Anschaffung beizutragen. Angenommen, dass die philologischen Fächer für ein Viertel des Preises (der beste Apparat kostet bei Lechner 250 fl.) aufzukommen hätten, werde man inclusive Beschaffung von Diapositiven mit ungefähr 100 fl. einen archäologischen Apparat erwerben können, der durch alljährliche Nachschaffung so weit vervollständigt werden könne, dass er wenigstens für nicht allzu große Ansprüche ausreiche.

Die Verwendung des Apparates in der Schule besprechend, erklärt der Ref., die Art desselben bedinge es, dass erst, wenn ein größerer Abschnitt eines Schriftstellers, Buch, Gesang, Gruppe von Oden usw. gelesen sei, eine Reihe von Bildern vorgeführt werden; auf diese Weise werde aber ein großer Theil des Gelesenen wiederholt, und eine solche Art der Wiederholung sei gewiss zweckmäßig, weil sie in Verbindung mit dem gezeigten Bilde die Sache dauernd haften mache. Neben dieser Art von Vorführung sollen aber zusammenhängende Vorträge als Erklärung einer Bilderserie eine genauere Kenntnis des antiken Lebens usw. vermitteln; durch diese sollen die Einzelheiten, die der Schüler im Anschlusse an die Lectüre kennen gelernt hat, in Zusammenhang gebracht und zu einem Ganzen vereint vor sein Auge geführt werden. Als solche Bildercyclen empfiehlt der Ref. Olympia, Rom, Pompeji, Carnuntum und was sonst an Überresten aus dem Alterthume in Österreich vorhanden (Aquileia, Pola usw.), Serien, die das Kriegs-, Theaterwesen, bildende Kunst, Architektur usw. behandelten; Reisen durch das heutige Italien, Griechenland ließen sich auf diese Weise veranstalten, endlich solche Bilderreihen, die das Privatleben, Wohnung, Kleidung, Bäder, Gewerbe, Bestattung, Gräbercult illustrierten. Als Abschluss denkt sich der Ref. die Vorführung der schönsten Plastiken des Alterthums mit einiger Rücksichtnahme auf die Entwicklung der bildenden Kunst. Als Erfordernisse hiezu werden noch bezeichnet 1. erklärende Texte und 2. Photographien und sonstige gute Reproductionen (F. Hoppe'sche Bildersammlung) derselben Objecte, die durch den Projectionsapparat gezeigt wurden; so oft nämlich eine Bilderreihe gezeigt wird, sollen die entsprechenden Photographien, beziehungsweise sonstigen Reproductionen in dem Classenzimmer durch längere Zeit ausgehängt werden, damit der Schüler in die Lage komme, den immerhin flüchtigen Eindruck gelegentlich der Skioptikon-Demonstrationen durch das Betrachten des betreffenden Bildes fester einzuprägen und dauernder zu machen.

Univ.-Prof. Dr. E. Reisch theilt im Anschlusse an die Ausführungen des Ref. mit, dass auch in der archäologischen Sammlung der Universität vom nächsten Jahre ab Diapositive hergestellt werden.

Der Vorsitzende hebt hervor, dass der Ref. in dankenswerter Weise die besondere Eignung des Skioptikons für den Anschauungsunterricht besprochen habe; zugleich glaubt er, als die Ansicht der Commission aussprechen zu dürfen, dass sie den Ausführungen des Herrn Ref. zustimme und das von der Bestimmung eines Canons von Diapositiven schon mit Rücksicht auf die den einzelnen Anstalten zur Verfügung stehenden Geldmittel abzusehen sei.

Hierauf erstattet Gymn.-Prof. Dr. Robert Kauer folgendes Referat über die Verwendung von Photographien beim Unterrichte: „Von der Aufstellung eines Canons wurde abgesehen, da die meisten derzeit erhältlichen Photographien nicht für die Verwendung beim Unterrichte hergestellt wurden, so dass sie als organisches Glied des Unterrichtes, sofern man, wie es wohl unbedingt nöthig ist, die Classikerlectüre als den Mittelpunkt des Unterrichtes in den classischen Sprachen und das Anschauungsmaterial nur als Mittel zum Zwecke, nicht als Selbstzweck betrachtet, nur in seltenen Fällen angewendet werden können.

„Zur Ergänzung der Vorführungen mittelst des Skioptikons durch Ausstellung in den Classenzimmern und auf den Gängen finden sich aber bereits jetzt recht passende Abbildungen, doch schien es auch hier vortheilhaft, der Individualität des mit der Verwaltung der archäologischen Sammlung betrauten Lehrers nicht durch Aufstellung eines Canons vorzugreifen, sondern nur auf den Nutzen einer derartigen Sammlung, die im Laufe der Jahre allmählich zu erweitern wäre, hinzuweisen“. Hieran schloss Ref. folgende Vorschläge:

„1. Um die Anlage solcher Sammlungen zu erleichtern, möge eine Centralstelle für Photographienkataloge geschaffen werden; den Anfang hiezu habe der Ausschuss der Wiener 'Mittelschule' bereits gemacht.

2. Da nicht bloß in den classischen Sprachen, sondern auch in Geschichte, Unterrichtssprache und Geographie von Photographien ein ausgedehnter Gebrauch gemacht werden könne, so würde es sich empfehlen, die für den Unterricht wichtigen Schauplätze Griechenlands und Italiens, die bis jetzt entweder gar keine oder nur höchst stiefmütterliche Darstellung gefunden haben, mit Rücksicht auf den Unterricht photographisch aufzunehmen; für Griechenland habe sich Herr Dr. Wilhelm, Secretär des österreichischen archäologischen Institutes, bereit erklärt, einem eventuellen Auftrage nachzukommen.

3. Da die Photographien nur den gegenwärtigen Stand böten, empfehle es sich, Reconstructionen, natürlich nur auf Grund wissenschaftlicher Forschung gemachte, zur Ergänzung heranzuziehen. Es sei dabei einstweilen für Rom an Herrn Prof. Hülsen mit der Anfrage heranzutreten, ob nicht die von ihm bei seinem Giri verwendeten Reconstructionen zu Zwecken des Unterrichtes vervielfältigt werden könnten, im übrigen dieser Frage weitere Aufmerksamkeit zu widmen.

4. Da der Preis der Photographien verhältnismäßig hoch ist, wurde auf den 'classischen Sculpturenschatz', sowie auf das bei Wilhelm Spemann in Berlin und Stuttgart erscheinende Sammelwerk: 'Das Museum, eine Anleitung zum Genusse der Werke bildender Kunst' als theilweiser Ersatz unter Vorlage der in den ersten vier Jahrgängen des Museums erschienenen Abhandlungen und Abbildungen aus der antiken Kunst verwiesen. Der Preis des Heftes mit acht Abbildungen beträgt 1 Mark. Das Werk kann somit auch den Schülern der oberen Classen zur Anschaffung empfohlen werden. Bei beiden Werken können die übrigen Abbildungen in der Culturgeschichte und beim deutschen Unterrichte vortheilhaft verwendet werden. Übrigens möge auch an die beiden Verleger mit der Anfrage herangetreten werden, ob sie nicht geneigt wären, eine Separatausgabe, welche nur die Werke der antiken Kunst enthalte, zu veranstalten.

5. Da die Topographie von Rom und Athen auch trotz der besten Photographien nur schwer zu einer klaren Vorstellung gebracht werden könne, mögen mit Herrn Prof. Klar, den man erst jüngst bei dem VII. deutsch-österreichischen Mittelschultage als Meister der Reliefdarstellung kennen gelernt habe, Verhandlungen angeknüpft werden, ob es nicht möglich wäre, Reliefdarstellungen von Rom und Athen in ziemlich großen Maßstabe zu einem nicht zu hohen Preise anzufertigen, um auch hiedurch eine Ergänzung der Photographien zu schaffen.

6. Wenn auch die Pflege der Kunst derzeit noch vollständig aus dem Rahmen des Gymnasiums herausfalle, so sei doch gerade mit Hilfe guter Photographien und der Skioptikondarbietungen die Möglichkeit offen, ein Kunstverständnis anzubahnen und die Schüler auch mit dieser herrlichen Seite des antiken Lebens bekannter zu machen und ihnen dadurch nicht bloß ästhetische Genussfähigkeit zu verschaffen, sondern auch einen unverlierbaren Schatz idealer Anschauung für ihr künftiges Leben mitzugeben. Es möge daher die Gestattung der facultativen Ein-

führung in das Betrachten und der Anleitung zum Genusse und zur Beurtheilung vorderhand antiker Kunstwerke, wo Mittel und Persönlichkeiten vorhanden seien, befürwortet werden«.

Im Anschlusse an das Referat sprechen zunächst die Herren Univ.-Prof. Dr. E. Reisch und Gymn.-Prof. F. Prix über den Vorschlag des Ref., kein Verzeichnis von Photographien herauszugeben. Das Ergebnis der Discussion fasst der Vorsitzende dahin zusammen, es sei auch bei den Photographien wie beim Skioptikon — und zwar hauptsächlich aus demselben Grunde — kein Verzeichnis aufzustellen. Die übrigen Vorschläge des Ref. wären einer späteren Berathung vorzubehalten.

Bezüglich des Wunsches des Ref., es mögen die Stipendisten Landschaftsbilder aufnehmen, verweist Univ.-Prof. Dr. E. Reisch auf die großen Schwierigkeiten, die sich der praktischen Ausführung entgegenstellen. Gymn.-Prof. H. Mužik erwähnt, der Wunsch des Ref. sei theilweise erfüllt durch das Werk von J. Nöbring: Aus dem classischen Süden; 150 Lichtdruckbilder nach Originalaufnahmen. Text von den Theilnehmern der 3. badischen Studienreise. (Lübeck 1896.) Gymn.-Prof. Dr. E. Hula ergänzt diese Mittheilung dahin, dass diese Aufnahmen hauptsächlich auf Sicilien sich beschränken.

Auf die Anregung des Gymn.-Prof. Dr. Georg Heidrich, die Texte der Autoren zu durchforschen, inwieweit die Verwendung von Anschauungsmitteln notbwendig oder wünschenswert sei, erwidert Gymn.-Prof. Dr. H. Mužik, er sei seit längerer Zeit damit beschäftigt, nicht bloß literarische Lehrbehelfe zu den einzelnen Autoren zusammenzustellen, sondern auch capitelweise die einzelnen Anschauungsmittel zu erwähnen, die zur nothwendigen Erläuterung und Belebung des Unterrichtes herangezogen werden können. Der erste Theil, der Nepos, Curtius, Cäsar, Ovid und Livius behandle, werde bald erscheinen.

Schließlich wird in der Debatte darauf hingewiesen, dass die Herstellung von den Wünschen des Ref. entsprechenden Reliefkarten zu kostspielig wäre.

II. Hierauf legt der Schriftführer den Gipsabguss eines korinthischen Helmes vor (das Original befindet sich im Kunsthistorischen Hofmuseum in Wien), den Herrn Gipsformator Schroth (Österreichisches Museum) formte. Das Exemplar kostet 6 K.

Der Ref. dankt Herrn Prof. Dr. R. v. Schneider für die freundliche Überlassung des Originals und hebt besonders die selbstlose Mühewaltung des Herrn Prof. St. Schwartz hervor, der die Form mit künstlerischem Verständnisse modellierte. Der Gipsabguss findet allgemeine Zustimmung.

Der Ref. legt noch folgende Abhandlungen vor: Franz Prix: Pompeji (Wien, Progr. des Gymn. der Theresian. Akademie, 1899); Anton Malfertheiner: Welche Aufgaben sind noch zu erfüllen, um die antiken Denkmäler der Schule dienstbar zu machen? (Mährisch-Trübau, Progr. des Staatsgymns., 1899); Dr. Karl Ludwig: Das keltische und römische Brigantium. Eine geschichtliche Studie (Bregenz, Progr. des Communal-Untergymns., 1899); Dr. Anton Frank, Gymnasialdirector: Bei den griechischen Inseln (Separatabdr. der Österreichisch-ungar. Revue, XXXI. Band, 1. u. 2. Heft).

Zum Schlusse zeigt der Vorsitzende das Modell eines Pilum[1]) aus der Zeit des Julius Cäsar, dessen Herstellung Gymn.-Prof. A. Blank in Mährisch-Trübau auf Grund eingehender Studien veranlasste. In einem ausführlichen Berichte führt Prof. Blank die Details des Pilum genau an und theilt zugleich mit, dass Herr Ingenieur Karl Treiber in Stockerau aus besonderer Freundlichkeit das Modell hergestellt habe.

Nach einer kurzen Debatte, an welcher sich besonders die Herren Univ.-Prof. Dr. E. Reisch und Dr. Kubitschek betheiligen, gibt der Vorsitzende der Befriedigung darüber Ausdruck, dass auch im Kreise

der Mittelschullehrer an der Herstellung von Anschanungsmitteln erfolgreich gearbeitet werde, und spricht die Ansicht der Commission dahin aus, dass das vorliegende Pilum als sehr dankenswerte Bereicherung der vorhandenen Anschauungsmittel erklärt werde.

Mit einem herzlichen Danke an den Hausherrn Prof. Dr. E. Reisch schließt hierauf der Vorsitzende die Sitzung.

Verzeichnis der beim VII. deutsch-österreichischen Mittelschultage (Wien, Ostern 1900) ausgestellten Anschauungsmittel für den philologischen und historischen Unterricht.

I. Gipsabgüsse nach antiken Originalen[2]).

A. Porträts (Büsten).

Alexander der Große. (Paris, Lonvre.) 14 Fr. [École d. b. a.]; Cäsar. (Paris, Lonvre.) 12 Fr. [École d. b. a.]; Cicero (Madrid.) 7 M. 50 Pf. [Formerei, Berlin]; *Homer. (Neapel.) 8 K.; Octavian. (Berlin.) 6 M [Formerei, Berlin]; Perikles. (Rom, Vatican.) circa 34 K. [Malpieri] Plato fälschlich Zenon. (Rom, Vatican.) circa 34 K. [Malpieri]; Sokrates. (Rom, Villa Albani.) circa 34 K. [Malpieri]; Tiberius. (Berlin.) 9 M. [Formerei, Berlin.]

B. Mythologische Typen.

I. Büsten.

*Apollo vom Belvedere. (Rom, Vatican.) 18 K.; **Ares [Achilles] (München, Glyptothek.) 12 K; Artemis von Tralles, (Wien, Kunsthistorisches Hofmusenm.) 6 K.;[1]) **Hera Farnese. (Neapel.) 14 K.; *Hermes des Praxiteles. (Olympia.) 16 K.; *Medusa Rondanini. (München. Glyptothek.) 11 K.; *Menelaos. (Rom, Vatican.) 20 K.; Odysseus. (Rom, Vatican.) Circa 17 K. [Malpieri.]; *Venns. (Arles.) 9 K.; *Zeus von Otricoli. (Rom, Vatican.) 20 K.

---

[1]) Das Pilnm wird in der Fabrik J. Weipert & Söhne, Maschinenfabrik und Eisengießerei, Stockeran Niederösterr., angefertigt. Preis sammt Verpackung und Kiste 10 K.

[2]) Die mit * bezeichneten Gipsabgüsse liefert Herr Gipsformer Schroth, k. k. Österreichisches Mnseum für Knnst nnd Industrie, Wien, I., Stubenring, die mit ** bezeichneten Herr Franz Kramer, Gipsformer der k. k. Akademie der bildenden Künste, Wien, I., Schillerplatz 3, die mit [Formerei, Berlin] bezeichneten Abgüsse sind im Burean der Generalverwaltung der Königlichen Mnseen, Berlin C (Altes Museum), die mit [École d. b. a.] bezeichneten im Atelier dn monlage à l'école nationale et spéciale des beaux arts, Paris, Rne Bonaparte Nr. 14, und die mit [Malpieri] bezeichneten bei Cesare Malpieri, formatore, Roma, Via del Corso 54, zn beziehen. — Porto nnd Verpackung sind in den Preisen nicht inbegriffen.

II.

*Laokoon-Gruppe. (Rom, Vatican.) Verkleinert 36 K.

C. Griechische Gefäße.

*Amphora, 9 K.; *Hydria, 8 K.; *Krater, 8 K.; *Kylix, 5 K.; Lekythos, 6 K.

D. Bewaffnung.

*Korinthischer Helm.[2]) (Wien, Kunsthistorisches Hofmuseum.) 6 K.

II. Modelle (Reconstructionen).

Zwei Gewandfiguren. (Gips. August Gerber, Köln.) Beide Figuren usammen 50 M. Die Kiste 4 M. 50 Pf.[3])

*Hoplit und Legionar. (Gips, bemalt; modelliert von Prof. Jos. Langl à 24 K.)

Modelle zur Veranschaulichung antiken Lebens von Prof. Dr. W. Hensell: Homerische Thür, 38 × 27 cm, 9 M. 50 Pf.; aufrechter Webtuhl, 47 × 34 cm, 17 M. 50 Pf.; römische Katapulte (1 : 5), 47 × 44 × 26 cm, 30 M.; Diptychon mit Stilus, natürliche Größe, 5 M.; Buchrolle, natürliche Größe, 9 M. 50 Pf.; römisches Haus (1 : 50), 66 × 32 cm, 18 Mark.

Nachbildungen römischer Schlösser (2 Stück). Homburg v. d. H. Saalburgmuseum, bei Frl. J. Wohlfahrt.) à 5 M.

*Säulenordnungen nach Hauser. (Gips; dorische Ordnung, 12 K.; ionische Ordnung, 12 K.; korinthische Ordnung, 28 K.)

H. Mužik: Gallische Mauer. (Cäs. b. g. VII. 23.)

III. Münzen.

Griechische und römische Münzen. Galvanoplastische Nachbildungen, ausgeführt von Bildhauer Sturm, Wien, Kunsthistorisches Hofmuseum. Münzen allein 50 K.; elegantes Kästchen 20 K.; Textbuch (verfasst von Prof. W. Kubitschek; Wien, Gerold) 1 K.

IV. Abbildungen.

A. Wandtafeln.

I. Landschaften und Baudenkmäler.

Plan der Oberburg von Tiryns. (Vergrößerung des Planes von W. Dörfeld. Vgl. Baumeister, Denkmäler des classischen Alterthums, Nr. 1888.)

Josef Langl: Bilder zur Geschichte (Format $75^1/_2$: 37 cm) nebst begleitendem Texte. (Ed. Hölzel, Wien.) Preis des vollständigen Werkes

---

[1]) Zu bestellen bei der Direction des Kunsthistorischen Hofmuseums.

[2]) Der Helm wurde von Herrn Prof. Stephan Schwartz in Wien modelliert.

[3]) Die Gewänder müssen besonders zugeschnitten werden. (Bezüglich der Schnitte vgl. Dr. E. Hula, Progr. d. II. deutschen Obergymnasiums in Brünn, 1895, S. 21.)

auf starkem Deckel gespannt 248 K. 40 h. Einzelpreise für die Bilder auf starkem Deckel gespannt 3 K. 60 h. Inhalt: I. Abtheilung: Das Alterthum. II. Abtheilung: Das Mittelalter und die neuere Zeit (69 Blatt) Griechenland und Römische Denkmäler umfassen 19 Blatt.

Zwei Wandtafeln: I. Akropolis von Athen (entworfen und gezeichnet von Prof. Dr. Durm); II. Forum Romanum der Kaiserzeit (entworfen und gezeichnet von Prof. Levy). (München, R. Oldenbourg. à 5 M. unaufgezogen.

Grundrisse hervorragender Baudenkmäler, gezeichnet von Josef Langl. Verlag von Ed. Hölzel. Wien. (12 Blatt; Preis aller 12 Blatt mit Leineneinfassung und Ösen 12 K.) Nr. 2. Akropolis von Athen; Nr. 5 Forum Romanum; Nr. 6 Haus des tragischen Poeten in Pompei. Einzelpreis pro Blatt 1 K. 20 h.

Josef Langl: Griechische Götter- und Heldengestalten. (Lichtdruck, Wien, Alfred Hölder.) 20 K.

Wandtafeln zur Veranschaulichung antiken Lebens und antiker Kunst, ausgewählt von Ed. v. d. Launitz, fortgesetzt von Dr. A. Trendelenburg in Berlin. Verlag von Theodor Fischer in Cassel. Tafel VI Sog. Tempel der Themis zu Rhamnus, 18 M.; Tafel XXIII: Olympia 16 M.; Tafel XXIV: Akropolis von Athen, Westseite (Reconstructionsversuch von Bohn), 24 M.; Tafel XXVIII: Römisches Haus; a) Grundriss, b) Aufriss, c) perspectivische Ansicht, 30 M.; Tafel XXIX: Forum Romanum (Reconstructionsversuch von Hülsen), 24 M. — (Die Tafeln sind nicht aufgezogen.)

Stephanus Cybulski: *Tabulae, quibus antiquitates Romanae Graecae illustrantur.* Tafel 14: Plan der Stadt Athen; Doppelblatt Preis 10 M.; auf starkem Carton aufgezogen und lackiert 2 M. 40 Pf. mehr. (Köhler, Leipzig.)

II. Cultur- und kunsthistorische, mythologische Abbildungen; Porträt

Grabmal der Hegeso, Alexandersarkophag, Augustus von Prima porta (3 Wandtafeln mit Textbuch, herausgegeben vom Kaiserlich Deutschen archäologischen Institute in Berlin. Bruckmann, München Die Bestellung ist an Herrn Dir. Conze, Berlin, W., Corneliusstraße zu richten. Die Zusendung erfolgt von der Verlagsanstalt direct an den Besteller, welcher 5 M. 80 Pf. direct an die Verlagsanstalt und außerdem das Porto (50 Pf.) zu tragen hat.

Ludwig Gurlitt: Anschauungstafeln zu Cäsars b. g. (Perthes Gotha.) Tafel I; Castra Romana; Tafel II: Belagerung von Alesia. à 3 M.

Alois Hauser: Säulenordnungen. (Farbendruck, 10 Tafeln mit Erläuterungen. Mit 10 Textblättern. Auf Leinwand gespannt mit polierten Stäben 122 K. 60 h. Alfred Hölder, Wien.) Tafel II: Griechisch-ionische Ordnung vom Tempel der Athene Polias in Priene (2 Blatt); Tafel IV Griechisch-korinthische Ordnung vom Rundbau des Lysikrates in Athen à 14 K. 40 h.

Feodor Hoppe: Bilder zur Mythologie und Geschichte der Griechen und Römer. (30 Blatt, Lichtdruck. Karl Gräser, Wien.) Preis in Mappe 11 K, Textbuch dazu 1 K.

H. Luchs: Culturhistorische Wandtafeln. Tafel 9: Augustus (Breslau, W. Gottl. Korn.) 1 M. 25 Pf. unaufgezogen.

B. Photographien[1].

Römische Baudenkmäler auf cisleithanischem Boden: a) Pola Amphitheater, Porta aurea (Triumphbogen der Sergier), Tempel des Augustus; b) Spalato: 2 Ansichten des Atriums des Diocletianspalastes

[1]) Als Bezugsquellen der Photographien werden empfohlen (vgl. auch Dr. E. Nowotny: Z. f. d. ö. G. 1897, S. 922 ff.): In Florenz: Ali

ttistero di S. Giovanni (Tempel des Aesculap); Porta aurea; Innenicht des Domes; Palast des Diocletian, von der Marina aus gesehen.

Als Gegenstücke und Ergänzungen der Wandtafeln und Modelle: gustus von Primaporta; 5 Photographien des Hauses der Vettier in npei; Forum Romanum (im Hintergrunde das Colosseum, 57×84 cm); um Romanum (im Hintergrunde das Capitol, 3 Stück: Gesammtiße 81 cm×1·59 m); 3 Photographien der Athene Parthenos (Varion-Statuette); mehrere Photographien der Alexanderschlacht in apel (Gesammtbild und Details); 4 Photographien des Alexanderkophags in Constantinopel. Grabstätte vor dem Dipylos.

V. Literatur (Hilfsbücher für den Gebrauch des Lehrers).

Arthur Schneider: Das alte Rom. Entwicklung seines Grundrisses d Geschichte seiner Bauten. Auf 12 Karten und 14 Tafeln dargestellt d mit einem Plane der heutigen Stadt, sowie einer stadtgeschichthen Einleitung. (Leipzig, Teubner.) 16 M.

A. Baumeister: Denkmäler des classischen Alterthums zur Erterung des Lebens der Griechen und Römer. 2184 Seiten mit 2401 bildungen (94 Tafeln und 7 Karten). (München, Oldenbourg.) In drei albjuchtenbänden. 84 M.

Ch. Hülsen: Forum Romanum. (Roma, libreria Spithoever.) 2 M.

Nachtrag.

Von der archäologischen Commission für die österreichischen Gymsien werden noch folgende Anschauungsmittel und literarische Werke mpfohlen:

Pilum, natürliche Größe. Nach Angaben des Prof. A. Blank in ährisch-Trübau, hergestellt von Herrn Ingenieur Karl Treiber in tockerau.

Walther Amelung: Führer durch die Antiken in Florenz. (München, Bruckmann.) 5 M.

Archäologischer Anzeiger, Beiblatt zum Jahrbuche des archäogischen Institutes. (Berlin, Georg Reimer.) 3 M.

Classischer Sculpturenschatz. Herausgegeben von F. v. Reber und A. Bayersdorfer. (München, Bruckmann.) Jährl. 6 Hefte à 3 M.

M. Collignon: Handbuch der griechischen Archäologie. Deutsch von Friesenhahn. (Leipzig, W. Niemann.) I. B. 4 M.

Denkmäler griechischer und römischer Sculptur. Für den Schulgebrauch herausgegeben von A. Furtwängler und H. L. Urlichs. (Bruckmann, München.) 52 Bildertafeln und 11 Textillustrationen. Geb. 4 M.

Die Gipsabgüsse antiker Bildwerke in historischer Folge erklärt. (Königliche Museen zu Berlin, Spemann.) 12 M.

---

nari, Via Nazionale 8, und Brogi, Via Tornabuoni 1; in Rom: Spithöver, Piazza di Spagna 54; in Neapel: Sommer, Largo Vittoria; in Athen: Rhomaïdès frères, Rue d'Hermès; Barth und v. Hirst, Universitätsstraße 53 (auch bei K. Fr. Fleischer, Leipzig, Salomonstraße 16); in Constantinopel: Sebah und Joaillier, Grande rue de Pera, und Berggreen, Grande rue de Pera Nr. 414. — Classische Landschaften und Denkmäler aus Griechenland, Photogr. v. P. d. Granges. (E. Quaas, Kunst- und Buchhandlung, Berlin C., an der Stechbahn Nr. 2.) — Die Photographien von Pola und Spalato stammen von Alois Beer, Hofphotographen in Klagenfurt; auch zu beziehen bei Josef Wlha, photographische Kunst- und Verlagsanstalt, Wien, I., Wollzeile 34.

Wolfgang Helbig und Emil Reisch: Führer durch die öffentlichen Sammlungen classischer Alterthümer in Rom. (Leipzig, Teubner. II. Auflage 1899, 2 Bände.) 14 M.

A. Ilg: Kunstgeschichtliche Charakterbilder aus Österreich-Ungarn. (Prag, Tempsky.) 12 M.

Jahreshefte des k. k. Österreichischen archäologischen Institutes in Wien. (Wien, Hölder.) 18 K.

Levy und Luckenbach: Das Forum Romanum der Kaiserzeit. (München, Leipzig, Oldenbourg 1895.) 1 M.

Wilhelm Lübke: Die Kunst des Alterthums. Neubearbeitet von Dr. M. Semrau. Zwei farbige Tafeln und 407 Abbildungen im Texte. (Stuttgart 1899, Neff.) 6 M.

August Mau: Führer durch Pompei. (Leipzig, Wilhelm Engelmann. III. Auflage 1899.) 3 M.

Das Museum, eine Anleitung zum Genuss der Werke bildender Kunst. (Berlin, W. Spemann.) Jährl. 20 Hefte à 1 M.

Wolfgang Reichel: Homerische Waffen. (Wien, Hölder.) 6 K.

Theodor Schreiber: Culturhistorischer Bilderatlas. Mit Textbuch (Leipzig, Seemann, 1884.) 10 M.

K. Schuchhardt: Schliemanns Ausgrabungen im Lichte der neueren Wissenschaft. (II. Auflage. Leipzig, Brockhaus, 1892.) 8 M.

Seemanns Wandbilder, Meisterwerke der bildenden Kunst. In Lieferungen zu je 10 Blatt. Format 60 × 78 cm. Jede Lieferung kostet 15 M. Einzelne Blätter kosten 3 M., zehn beliebig ausgewählte Blätter 25 Mark.

Anton Springer: Grundzüge der Kunstgeschichte. 3. Auflage (Leipzig 1889, Seemann.) 5 M.

L. v. Sybel: Weltgeschichte der Kunst bis zur Erbauung der Sophienkirche. (Marburg 1888, Elwert.) 12 M.

Vorlegeblätter für archäologische Übungen:

Nordostecke des Parthenon. Serie VII, Tafel 12; Erechtheion. Serie C, Tafel 12. (Wien, Hölder.) à 6 K.[1])

[1]) Die Bestellung ist zu richten an das archäologisch-epigraphische Seminar der Universität in Wien.

Hofrath Professor Dr. Karl Schenkl,

der langjährige, hochverdiente Mitredacteur dieser Zeitschrift

ist am 20. September in Graz nach schwerem Leiden im

73. Lebensjahre gestorben.

Das Leben und Wirken Schenkls wird in einem der nächsten Hefte dieser Zeitschrift eingehend gewürdigt werden. Die Red.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Ein paar Stellen aus dem „Ätna".

Sozusagen im Mittelpunkt seiner Arbeit, an der anskunftreichen Stelle (290 ff.), wo der Stoiker seine Auffassung von der Condensation der Luftmassen im Innern der Vulcane vorträgt, gerade dort ist dem neuesten Herausgeber das Malheur passiert, den Text arg misszuverstehen, so dass nunmehr der Stoiker des augusteischen Zeitalters eine unserer Windentstehungstheorie ähnliche Lehre vorträgt, die den Condensationsprocess auf Temperaturungleichheit zurückführt, statt, wie es das Alterthum allgemein fasste, als *primum movens* das Eindringen von Wassermassen in die Innenräume der Berge anzugeben (Lucretius VI, 695, vgl. Sudhaus z. St. p. 145, Iustin. IV, 1 *nam aquarum ille concursus raptum secum spiritum in imum fundum trahit atque ibi suffocatum tamdiu tenet, donec per spiramenta terrae diffusus nutrimenta ignis incendat*). Dieser Auffassung, auf der die alte Emendation *unda* (292) beruht, tritt das Doppelgleichnis vom Tritonshorn und der Wasserorgel unterstützend zur Seite. Denn dort sowohl (*pellit opus collectus aquae* 295), als hier (*impellens animam undā*) ist das πρῶτον κινοῦν das Wasser. Und somit ergibt sich, dass in Vers 300 Sudhaus völlig im Unrecht war, zu *torrentibus* sich *auris* zu ergänzen, sondern der ganze Vers

haud aliter summota furens *t o r r e n t i b u s* *aura*
pugnat in angusto ....

heißt: „Gerade so kämpft die d u r c h   W a s s e r s t ü r z e verdrängte Luft wie rasend in der Enge". Und so fasse ich auch 328 ganz wörtlich:

spiritus .... properat,
donec *c o n f l u u i o* *ueluti siphonibus actus*
exilit atque furens tota uomit igneus Aetna.

d. h. bis er getrieben durch das Zusammenströmen der Gewässer gleichwie aus einer Feuerspritze (*sit uenia uerbo*) aufspringt usw. Demgemäß wird nun der traurig mitgenommene Vers 291 zu behandeln sein:

seu forte flexere caput tergoque feruntur.

Denn die Parallele von Tibull I 6, 34 reicht nicht aus, und Sudhaus selbst (p. 144) erklärt, nicht erklären zu können. Es ist eben hier schon vom Wasser die Rede (*fontes*, nicht *forte*), das in die Hohlräume eindringend, mit Seneca nat. q. VI 23, 4 zu reden, als *a tergo resistens aqua illi (spiritui) reditum abstulit*. Dann versteht man den Vers so: Die sonst aus dem Berg ins Freie abfließenden Wasser verändern ihre Richtung und strömen im Rücken (*tergo* im Sinne von *a tergo*) der Luftmassen hin. Demnach:

Concrescant animae penitus, seu forte cauernae
introitusque ipsi seruent, seu terra minutis
285 *rara foraminibus tenues in se abstrahat auras,*
plenius hoc etiam, rigido quia uertice surgens
illinc infesta(n)s atque hinc obnoxia uentis
undique diuersas admittere cogitat auras.
Et coniuratis addit concordia uires
290 *siue introrsus agunt ningues et nubilus auster,*
seu fontes flexere caput tergoque feruntur:
praecipiti deiecta sono premit unda fugatque
torrentes auras pulsataque corpora densat.

287 *infestus* CH 290 *nubes* 291 *forte* 292 *delecta* em. Scaliger, *una.*

Bei der Schwierigkeit der Sache glaube ich mir eine Übersetzung nicht ersparen zu dürfen: „Es dürfte also eine Verdichtung der Luft im (Berg)innern stattfinden, sei's dass die Höhlen und Schlünde sie aufspeichern, oder dass die poröse (*rara*) Erde mit ihren kleinen Canälen dünne Lüfte in sich einzieht, letzteres umsomehr, da der aufstarrende Bergkegel — einerseits den Winden trotzend, andererseits ihnen ausgesetzt — darauf bedacht ist von allen Seiten die Luft an sich herankommen zu lassen. Und so gibt die Eintracht den Verbündeten Kraft, sei's dass Schneesturm und wolkiger Süd (in den Berg) eindringen, sei's dass Gewässer ihre Richtung ändernd rückwärts hinströmen; denn jäh herabstürzend drückt die rauschende Welle auf die glühenden Lüfte und verjagt sie, die getroffenen Luftkörper verdichtend“.

Dazu habe ich noch zu bemerken: 257 *infestās*, d. h. *infesta(n)s* statt des handschriftlichen *infestus*, ganz wie auf S. 390 dieser Zeitschrift in V. 47 *intortās* für *intorta(n)s* erklärt wurde. Zu letzterer Stelle wäre für den medialen Gebrauch des Participiums (= *se intortans*) auf eine merkwürdige Parallele zu verweisen. Wenn ich nämlich den Text richtig beurtheile, so ist V. 70 ff. entstellt:

Gurgite Trinacrio *m o r i e n t e m* *Juppiter Aetna*
obruit Enceladon, uasto qui pondere montis
aestuat ac *p a t u l e i s*[1]) *exspirat faucibus ignem.*

Ich kann *morientem* nicht verstehen. Die unsterblichen Titanen liegen eben im Tartarus in Banden oder wie Enceladus unter dem Ätna. Ich denke, es soll heißen: *Gurgite Trinacrio* *m e r g e n t e m* .... *Enceladon*, den im sicilischen Meere 'versinkenden'; dann aber wäre das Particip ebenso passiv, wie das finite Verbum V. 181 *hinc uasti terrent aditus merguntque profundo.*

V. 290 habe ich — nach Lucrez — *ningues* statt des neben *nubilus auster* lächerlichen *nubes* geschrieben. Ich denke an den Gegensatz des warmen Südwindes und des kältebringenden Nordsturmes. In V. 291 ist für die usuelle Vertauschung von *fontes* und *fortes* etwa auf V. 38 zu verweisen, wo das hs. (es ist von den Cyklopen die Rede) *numerosa in uerbera* *f o n t e s* von den Itali in *fortes* geändert wurde. Mit Unrecht; denn zweifelsohne stammt der Fehler aus alter Majuskel und es soll heißen (FUNTES):

numerosa in uerbera *e u n t e s.*

Beispiele für diesen Gebrauch von *ire* in meinem Wörterbuche II δ.

Diese ganze langathmige Auseinandersetzung war aber nur darum nothwendig, weil ich auf sie die Emendation von 309 und 316 begründe. Denn um den Gedanken plausibel zu machen, dass durch das eindringende Wasser gewaltige Luftmassen in Bewegung gesetzt und bei der Unmöglichkeit des Entweichens zusammengepresst werden, führt der Stoiker Parallelerscheinungen ἀπ' ἐλάττονος auf, und zwar 1. Wasserfälle (aus denen Sudhaus seiner verfehlten Auffassung folgend Wetterlöcher machen muss), 2. Nebelbildungen auf Gewässern, 3. den selbst beim kleinsten Bach merkbaren Luftzug. Sie alle sind ihm Einwirkungen des Wassers auf die Luft, Bewegungserscheinungen in dieser hervorrufend:

quod si forte mihi quaedam discordia tecum est,
principiis aliis credas consurgere uentos:
non dubium rupes *a q ũ a s* *penitusque cauernas*
310 *provehere ingenti sonitu, casuque propinquas*
diffugere impellique animas, hinc crescere uentos.

Ich schreibe nämlich statt des unsinnigen *aliquas* der Handschrift *aqũas*, nach dem Muster des Lucrez gelesen (oder soll man *acuas* schreiben? vgl. Munro zu V. 165) und übersetze: „Magst Du meiner Ansicht nicht sein, so glaube immerhin an eine andere Entstehung jener Winde. Fest steht, dass aus Felsen und tiefen Höhlen Gewässer brechen, die mit gewaltigem Donner niederstürzend die benachbarten Luftmassen in Bewegung setzen und verjagen, so dass daraus Wind entsteht." Endlich zum Schluss:

flumina parua ferunt auras — uis proxima uento est —
eminus adspirat, *f o r t e* *i s* *et uerberat humor.*

[1]) *petula in se* CS *petulans* H, *patulis* ueteres emendatores, unde nos *patuleis.*

die Hse. einnloe und unmetrisch *fortis*, was Sudhaus — *tenacem uirum* — halten zu können meint. Übersetze: „Auch Flüsschen bringen Zug — im Weeen auch ein Wind — fernher haucht di Feuchte, und gelegentlich fühlt man eich von ihr getroffen.“ De Fehler stammt (wenn nicht von der Aussprache des halbmetrisch Dictierenden) ans der *scriptura continua* : FORTE IS ale *fortei* gefasst, wurde durch *fortis* ersetzt. Ähnlich iet ja wohl auch v. 23 wo die besten Quellen *Quidquid in* (CH) leeen, während S noch *et* zwischen beide Wörter schieht. Es ist methodisch unrichtig den Consens von CH gegenüber S aufzugeben, aber abgesehen davon, was heißt der Vers, den Sudhaus ediert?

Quidquid et antiquum, iactata est fabula, carmen.

Ich hatte diese Worte lange genug studiert, um überzeugt zu sein dass sie nichts heißen. Also sah ich, was Sudhaus übersetzt. Ich traute meinen Augen nicht; denn das eoll heißen: „Kurz, all di alten Lieder sind ein verbrauchter Stoff.“ Niemand kann leugnen dass das untergelegt, nicht ausgelegt ist.

Ich schreibe also:

Quid queit, ni antiquûm iactata est fabula, carmen?

Sag, was vermag ein Gedicht, ist's nicht eine Leibmär der Alten?

Über *quidquid* als Missverständnis der Überlieferung hatte eben S noch die orthographische Variante *queit* (mit *i pingue*) vermerkt Das *in* statt *ni* ganz wie 256 (Zts. f. österr. Gymn. a. a. O.). Man lächle nicht über diese meine Vorliebe für das *i pingue*. Ein Beispiel noch. Es ist V. 379 . . . *cum frigida monti*

desidia est tutoque licet decedere montes.

So die gesammte Überlieferung ohne Sinn; Wernsdorf gab *uentos* und ihm folgt Sudhaus, findet aber Büchelers Beistimmung nicht der (Rh. Mus. 1900, 1. Heft) ganz richtig vorschlägt zu schreiben: *c. f. m. d. e., t. l. d. motis.*

Sachlich ist Bücheler unbedingt im Recht, und formell wird seine Emendation nur noch gewinnen, wenn wir unser Auge an die Orthographie *moteis* gewöhnen können; dann verstehen wir die Entstellung zu *montes* auf den ersten Blick.

Ähnlich möchte ich auch eine höchst kritische Stelle (514) behandeln, in der der Stoiker, um die Einheitlichkeit des Gefüges des Lavagesteins darzuthun, eine Reihe von Annahmen zurückweist:

sed frustra certis disponere singula causis
temptamus, si firma manet tibi fabula mendax,
materiam ut credas aliam fluere igne, fauillam
plurima proprietate simul concrescere, siue
commixtum lento flagrare bitumine sulphur: . . .

(*igne* C *ignem* H, *fauilla* C, *fauillam* H.) Die Stelle ist klar trotz des unsinnigen *plurima*. Sudhaus p. 193 interpretiert falsch. Der Stoiker lehnt drei Gedanken ab: 1. der *lapis molaris* ist nicht identisch mit der fließenden Lava, 2. der *lapis molaris* ist zusammengehackene vulcanische Asche, 3. das eigentlich Brennende

ei nicht der *lapis molaris*, sondern Schwefel und Judenpech. Venn also die vulcanische Asche zum Stein zusammengebacken erscheinen soll, so bedarf es dazu unter allen Umständen des Vassers. Wer jemals die Ausgrabungen zu Pompeji gesehen hat, braucht dafür keine Belegstellen sei's aus Alten oder Neuen. Er weiß, dass die mit vulcanischen Eruptionen stets verbundenen Regengüsse die lose vulcanische Asche in zähflüssigen Schlamm verwandeln, der austrocknend zu hartem Gestein „*concrescit*". Demgemäß empfehle ich mit Benützung des Laberius bei Nonius 220. 32 im Ätna das alte plebeische Wort *pluor* wieder herzustellen:

. . . . fauillam
pluōrum a proprietate simul concrescere. . . .

„infolge der Dauer der Regengüsse". Es ist das auch die einzige Stelle (meines Wissens wenigstens), in der das Abstractum *proprietas* die ursprüngliche Bedeutung (πρoπρό) des Adjectivs (Zts. f. öst. Gymn. 1890, S. 977) gewahrt hat.

Die Legende von den 'Frommen', die das Ätnalied wirkungsvoll abschließt, ist auch in der neuen Bearbeitung noch nicht lesbar; gleich der Eingang ist controvers:

Insequitur miranda tamen sua fabula montem
nec minus ille pio quamquam sors nobilis ignis.

Man stieß sich an *sors*, suchte hinter ihm einen Gegensatz zu dem adjectivisch gefassten *pio* (*sons* Caspar Barth), um durch diesen Gegensatz das *quamquam* zu decken. Und doch: Gegenstand der Erzählung ist ein auffälliges Menschengeschick, eine *sors* im besten Sinne des Wortes, beinahe weiter bekannt (*nec minus nobilis*) als das Feuer des Ätna (*igni*), nämlich das Los der Frommen *sors Pio[rum]*. Ich empfehle daher:

Insequitur miranda tamen sua fabula montem
nec minus illa — Piorum inquam sors — nobilis ignis⟨t⟩.

Aber es haftet am Berg eine eigene Wundergeschichte
Just wie sein Feuer berühmt, ich mein' das Geschicke der Frommen.

Paläographisch: *PIORINQVAM*, Verwechslung von *R* und *Q*; grammatisch-stilistisch: Der Verfasser schwelgt in Parenthesen (Sudhaus 89 f. u. ö.), *illa* aber steht dem *fabula* weiter als dem *montem*; metrisch: Elision in der Cäsur ist lucrezisch, daher dem Autor zuzutrauen. *Ignis⟨t⟩* schon Munro.

Es bricht also der Ätna aus . . . . 611 f.:

ardebant agris segetes et mitia cultu
iugera tum dominis, siluae collesque † . . ebant

Mitia Heinsius statt *milia*, *tum* ich statt *cum*. Eigentlich controvers ist das Schlusswort. Hier gibt C als beste Quelle *urebant*, sachlich ebenso unmöglich wie das *uirebant* des H. Ganz absurd war Sud-

hans' *ruebant*, den richtigen Weg gieng wohl Munro mit *rubebant*, das er offenbar vom versengten Laub der Bergwälder verstanden wissen wollte. Was mir vorschwebt, ist ein in dieser Bedeutung unbelegtes Stammwort zu einem ἅπαξ λεγόμενον aus Columella XII 15, 1 (n. 5.) Denn neben *uiētus* (Paulus Festi: *languidus sine ui et priuatus uiribus*), das ersichtlich PPP ist, steht nicht bloß *uiēre* (Varro aus Ennius, Nonius aus Varro *uiendo*) sondern auch *uiēscere* bei Columella. Die Überlieferung von C und H combiniert führt aber eben auf **uiēbant*, das dort in *u r ebant*, hier in *ui r ebant* missdeutet wurde. Also

Weithin brannte den Eignern die Saat im Gefild und das mildre Pflugland zu jener Zeit und es welkte der hüglige Bergwald.

Die Bewohner von Catana fliehen 615 f. Ganz undeutbar bleibt v. 618, wenn man nicht so interpungiert und ändert:

colligit ille arma et stulta ceruice reponit
defectus raptis, illum sua carmina tardant . . .

Auch 619 ist controvers:

hic uelox † n i m i o properat sub pondere pauper
et quod cuique fuit cari, fugit ipse sub illo.

Da *nimio* nämlich dem *uelox* und *properat* widerspricht — denn an die hermeneutische Zauberei von Sudhaus glaubt er wohl selbst nicht — so hatte Anratus *[mi]nimo* (oder besser *minio*) vorgeschlagen, verständlich bis zur Plattheit. Ich hebe den Gedanken des nächsten Verses hervor: „Jeder entflieht beladen mit dem, was ihm das theuerste Gut ist.“ Was ist nun selbst dem Armen das Theuerste? Ists nicht sein Kind, das er retten will? Und tritt dadurch, dass der Arme in fliegender Hast sein Kind zu retten sucht, die *pietas* der *pii* nicht in eine passende Antithese, da sie als Kinder die Eltern retten? Darum empfehle ich statt *nimio* — *ninni* zu schreiben:

hic uelox ninni properat s. p. p. e. q. s.

Das Wort *νιννίον* oder *νīνίον* auch *νᾶνίον* ist vulgärgriechisch ganz allgemein als 'Wickelkind' oder 'Püppchen' verbreitet, worüber die Lexica belehren; ich betone die seelische Tiefe des Gedankens (bei einem Stoiker!):

Hastig enteilet der Arme und trägt auf den Schultern sein Kindchen Und was jeglichem wert, mit dem beladen entflieht er.

Beweisend scheint mir, dass in dieser Reihe nur specifisch charakteristische concrete Begriffe auftreten: *aurum, arma, carmina* und daran sollte sich das blasse, farblose *nimium* oder *minimum pondus* reihen? Nein, Bährens hat ganz richtig gefühlt, dass ein bezeichnender Gegenstand genannt sein muss; wenn er freilich *uestis* (statt *uelox*) einsetzt, so ist das verfehlt. Endlich muss ich dem Einwurf begegnen, *νιννίον* sei ja griechisch, aber kein Latein. Ja freilich im Wörterbuche steht es nicht, und wo es

steht (Forcellini) liest man heute anders; aber hundertfach steht es in den Autoren; denn die *gens Ninnia* (vgl. De-Vit im Onomasticon, Teuffel s. u.) hat ja doch gewiss diesen Namen gerade so geführt, wie wir unseren „Friedrich Kind“ in der Literatur haben. Die plebeische Familie machte eben das plebeische Wort zum Nomen proprium; dass es als Appellativum uns nicht überliefert ist, wird Zufall sein. Übrigens lesen wenige die Glossen *ninna : uox nutricum blandientium*, und für das Fortleben im Romanischen vgl. Körting Nr. 5617 (*ninna* und *ninnus*).

Die folgenden Verse lauten nach der Überlieferung:

..... ac nullis parsura incendia pergunt
uel solis parsura dees. namque optima proles 625
Amphinomus fraterque pari sub munere fontis
cum iam uicinis streperent incendia tectis
aspiciunt pigrumque patrem matremque senemque —
eheu defessos — posuissent limine membra
u
parcite auara manduces attolere praedas; 630
illis diuitiae solae materque paterque,
hanc rapies praedam mediumque exire per ignem
ipso dante fidem properant. e. q. s.

Ich emendiere die Stelle so:

ac nullis parsura incendia pergunt
uel solis parsura dee[i]s. namque optima proles 625
Amphinomus fraterque pari sub munere Fontis
cum iam uicinis streperent incendia tectis
aspiciunt pigrumque patrem matremque senem, que[i]
— eheu defessos — posuissent limine membra.
parcite, auarei manducei! sat tollere praedas! 630
illis diuitiae solae materque paterque,
hanc rapier praedam mediumque exire per ignem
ipso dante fidem properant.

Dazu nur wenige Bemerkungen. Wenn 625 *dees* überliefert ist, so ist das eben nur wieder ein Beispiel für die Häufigkeit der Darstellung des *i pingue* durch *ei*. Schon Munro schrieb *pieis*, aber was die Änderung soll, sehe ich nicht ein. Ja geradezu, wenn *piis* überliefert wäre, glaube ich, hätte man (schon auf Grund von 642 *sua numina secum salua ferunt*) *diis* conjiciert; denn solche Lavafluten verschonen keinen Sterblichen, nur den Göttern weichen sie. *Amphion* der erstclassigen Handschriften ist ebensowenig gegen *Amphinomus* der zweitclassigen zu halten wie 631 *diuinae* in CH gegen *diuitiae* in den deteriores. In der Behandlung von 626 hat Sudhaus sich weit verirrt. Die Lesart der Hss. ist völlig erklärlich, wenn man *Fontis* als Quellgottheit fasst; dann heißt es Amphinomus und sein Bruder, beide im Dienste der Quellgottheit, beide Priester der Quellnymphe Kyane (Ov. met. V 412, Theokr. I 68 u. a.). Zu 628 und 629 wäre

darauf aufmerksam zu machen, dass wiederum nur die Entstellung des *i pingue* in *quei* zu *que* den Unsinn der Hss. geschaffen hat. Mit der Wiederherstellung von *quei* ist dann aber auch in 629 Scaligers willkürliche Änderung (*posuisse in*) unnöthig geworden. Im Verse 630 galt es, direct von der Überlieferung aus den Sinn zu enträthseln. Da nun C *manduces*, H schon mehr entstellt *manu dicens* hat, so muste damit gerechnet werden, und ich glaube mit meiner Auslegung nicht irregegangen zu sein. Freilich, so lange man den vulgären Charakter des Stils im Ätna nicht durchschaut hatte, war *manducus* nicht leicht zu finden, aber jetzt wird man dem plebeischen Stoiker wohl ein Wort zutrauen dürfen für das Pomponius (bei Non. 17. 15) und Plaut. Rud. 535 (vgl. Festus s. u.) als älteste Gewährsmänner eintreten, für dessen Bestand zu dieser Zeit Augustus selbst (Suet. Aug. 76) bürgt, und dessen Ableitung bis heute im Volksmund als *manger, mangiare* weiterlebt. [1]) Ebenso halte ich auch das *rapier* in V. 632 für unwiderleglich, freilich ist die passive Wendung nicht gerade häufig, vgl. z. B. Verg. Aen. VII, 57:

quem regia coniunx
adiungi generum miro properabat amore.

Es erübrigt noch die Stelle zu übersetzen:

. ... und hin wallen die Gluten, um niemand zu schonen
Als vielleicht die Götter allein. Denn die trefflichen Söhne,
Die Amphinomosbrüder, vereint im Dienste des Quellgotts,
Da schon die knatternde Flamme vom Hause des Nachbars emporschlägt,
Seh'n sie den Vater ermüdet. die Mutter, die greisende, wie sie
— Ach so ermattet — die Glieder zu ruh'n auf der Schwelle gelagert!
Fort, du gefräßige Gier! Nicht gilt's mehr, Plunder zu raffen!
Ihnen ist Vater und Mutter fürwahr der einzige Reichthum;
Sie als Beute zu rauben und mitten durchs Feuer zu schreiten,
Das die Gewähr verspricht, versuchen sie ......

Ich sehe von allerlei anderen Kleinigkeiten ab und gehe an die Behandlung von 639:

dextera saeua tenent laeuaque incendia feruent:
ille per obliquos s i g n i s (H, *ignis* C) *fratremque triumphans*
tutus uterque pio sub pondere sufficit illā

Es ist wunderlich zu sehen, wie das Nächstliegende niemand beifiel:

isse per obliquos se i g n i s *fratremque triumphans*
tutus uterque pio sub pondere sufficit illā.

Rechts steht alles in Brand und links aufwogen die Flammen.
Dort doch unter der theueren Last aushalten sie beide
Jubelnd, vereint mit dem Bruder durchquert die Gluten zu haben.

W i e n. J. M. S t o w a s s e r.

[1]) Die metrische Unbeholfenheit des Verses, d. h. Spondeus im zweiten Fuße, womit Hephthemimeres ohne unterstützende Nebencäsur unlöslich verbunden ist, ist kein Argument gegen den Text, den ich biete, da Lucrez auch in dieser Hinsicht dem Autor als Muster und Entschuldigung dient.

Über Logarithmen-Berechnung.

Ein Beitrag zur Unterrichtsmethodik.

Wenn ich in den nachstehenden Zeilen ein vielfach bear-eitetes Gebiet nochmals berühre, so verfolge ich damit ausschließlich ädagogische Zwecke und will nur einen Lehrgang skizzieren, elcher mir gegenwärtig als der vortheilhafteste erscheint.

Erfahrungsgemäß erfassen die Schüler den Begriff des Loga-ithmus am leichtesten an speciellen Beispielen. Steht z. B. der ekadische Logarithmus von 7 in Frage, so hat man die Gleichung

$$7 = 10^{lg\,7}$$

u lösen. Um der hierin ausgesprochenen Forderung innerhalb ge-isser Grenzen zu genügen, geht man von der identischen leichung

$$7 = 0{\cdot}7 \times 10$$

aus und quadriert diese wiederholt. Damit der erste Factor stets nit Zehnteln beginne, scheidet man gelegentlich aus dem zweiten Factor einen Zehner aus und schlägt ihn zum ersten hinzu. Wenn nur ein zehnmaliges, aufeinanderfolgendes Quadrieren beabsichtigt wird, so quadriert man viermal auf gewöhnliche Art und bedient sich hierauf des abgekürzten Multiplicierens, indem man dabei die Regeln für das Rechnen mit unvollständigen Decimalzahlen befolgt, um jeden überflüssigen Ziffernluxus zu vermeiden. Man erhält successive:

$$7^2 = 0{\cdot}49 \times 10^2$$
$$7^4 = 0{\cdot}2401 \times 10^4$$
$$7^8 = 0{\cdot}5764801 \times 10^7$$
$$7^{16} = 0{\cdot}33232930569601 \times 10^{14}$$
$$7^{32} = 0\;1104427674\overline{3} \times 10^{28}$$
$$7^{64} = 0{\cdot}12197604\overline{8} \times 10^{55}$$
$$7^{128} = 0\;148781\overline{6} \times 10^{109}$$
$$7^{256} = 0{\cdot}2213\overline{6} \times 10^{217}$$
$$7^{512} = 4{\cdot}49\overline{0} \times 10^{433}$$
$$7^{1024} = 0{\cdot}2\overline{4} \times 10^{866}$$

Die letzte Gleichung ergibt die Grenzenbeziehungen

$$10^{865} < 7^{1024} < 10^{866}$$
$$10^{\frac{865}{1024}} < 7 < 10^{\frac{866}{1024}}$$
$$\frac{865}{1024} < lg\,7 < \frac{866}{1024};\ \text{Grenzenunterschied} = \frac{1}{1024}$$
$$0{\cdot}8447.. < lg\,7 < 0{\cdot}8457..$$

Mithin ist auf drei Decimalen genau

$$lg\,7 = 0{\cdot}845$$
$$7 = 10^{0{\cdot}84\overline{5}}$$

Setzt man annäherungsweise

$$lg\,7 \doteq \frac{865}{1024};\ \text{Fehler} < \frac{1}{1024}.$$

so erscheint der Näherungswert des gesuchten Logarithmus in der Form eines gemeinen Bruches. Es ist ferner leicht einzusehen, dass man durch Erweiterung des obigen Verfahrens die Genauigkeit der Näherungsbrüche beliebig steigern kann, wobei sowohl die Zähler, als auch die Nenner bei gegenseitiger Abhängigkeit beständig zunehmen. Aus diesem Umstande erhellt, dass die Logarithmen als Grenzwerte gemeiner Brüche dargestellt werden können und im allgemeinen irrationale Zahlen sind.

Demgemäß führt die Frage nach dem Logarithmus des Binome $\left(1+\frac{1}{a}\right)$, worin $a > 1$ eine ganze, positive Zahl bedeutet, zu der Gleichung

$$1+\frac{1}{a} = 10^{\frac{x}{y}},$$

worin $\frac{x}{y} = l\,g\left(1+\frac{1}{a}\right)$ ist.

Hieraus folgt

$$\left(1+\frac{1}{a}\right)^{\frac{1}{x}} = 10^{\frac{1}{y}}.$$

Da ferner

$$10^{\frac{1}{y}} = \left(10^{-1}\right)^{-\frac{1}{y}} = \left(\frac{1}{10}\right)^{-\frac{1}{y}} = \left(1-\frac{9}{10}\right)^{-\frac{1}{y}},$$

so erhält man weiter

$$\left(1+\frac{1}{a}\right)^{\frac{1}{x}} = \left(1-\frac{9}{10}\right)^{-\frac{1}{y}}.$$

Die Erforschung der in obiger Exponentialgleichung enthaltenen Beziehungen erheischt die Anwendung des allgemeinen binomischen Lehrsatzes, welcher an den Mittelschulen allerdings nur für ganze, positive Exponenten entwickelt wird. Wenn der Lehrer aber entsprechend betont, dass die Giltigkeit der binomischen Entwicklung auch für negative sowie für gebrochene Exponenten an der Hochschule für alle jene Fälle streng nachgewiesen wird, in welchen sich convergente Reihen ergeben, so werden die Schüler den weiteren Ausführungen gewiss mit Interesse und Vertrauen gern folgen. Ein derartiges Vorgreifen ist vom pädagogischen Standpunkte aus gut motivierbar, abgesehen davon, dass die früheren Instructionen für den Unterricht es geradezu vorgeschrieben haben.

Entwickelt man beide Seiten der letzten Gleichung in unendliche Reihen, so erhält man unter Weglassung der ersten Gliedes nach vorhergegangenem Herausheben der gemeinsamen Factoren $\frac{1}{x}$, resp. $\frac{1}{y}$ leicht

$$\frac{1}{a} + \left(\frac{1}{x}-1\right)\frac{1}{1.2\,a^2} + \left(\frac{1}{x}-1\right)\left(\frac{1}{x}-2\right)\frac{1}{1.2.3\,a^3} + \ldots\ldots =$$

$$= \frac{x}{y}\left\{\frac{9}{10}+\left(\frac{1}{y}+1\right)\frac{1}{1.2}\cdot\left(\frac{9}{10}\right)^2+\left(\frac{1}{y}+1\right)\left(\frac{1}{y}+2\right)\frac{1}{1.2.3}\left(\frac{9}{10}\right)^3+\ldots\right\}$$

Hieraus folgt

$$\frac{z}{y}=\frac{\frac{1}{a}+\left(\frac{1}{x}-1\right)\frac{1}{1.2.a^2}+\left(\frac{1}{x}-1\right)\left(\frac{1}{x}-2\right)\frac{1}{1.2.3.a^3}+\ldots}{\frac{9}{10}+\left(\frac{1}{y}+1\right)\frac{1}{1.2}\left(\frac{9}{10}\right)^2+\left(\frac{1}{y}+1\right)\left(\frac{1}{y}+2\right)\frac{1}{1.2.3}\left(\frac{9}{10}\right)^3+\ldots}$$

Für $x=\infty$ und $y=\infty'$ ergibt obige Beziehung den Grenzwert

$$\lim\left(\frac{x}{y}\right)=\frac{\frac{1}{1.a}-\frac{1}{2a^2}+\frac{1}{3a^3}-\ldots}{\frac{1}{1}\cdot\frac{9}{10}+\frac{1}{2}\cdot\left(\frac{9}{10}\right)^2+\frac{1}{3}\left(\frac{9}{10}\right)^3+\ldots}.$$

Setzt man die Reihe im Nenner zur Abkürzung gleich $\frac{1}{M}$, so resultiert

$$lg\left(1+\frac{1}{a}\right)=M\left(\frac{1}{1\,a}-\frac{1}{2a^2}+\frac{1}{3a^3}-\ldots\right).$$

Analog findet man

$$lg\left(1-\frac{1}{a}\right)=-M\left(\frac{1}{1.a}+\frac{1}{2.a^2}+\frac{1}{3a^3}+\ldots\right).$$

Die Subtraction der beiden letzten Formeln liefert

$$lg\frac{1+\frac{1}{a}}{1-\frac{1}{a}}=2M\left(\frac{1}{1.a}+\frac{1}{3a^3}+\frac{1}{5a^5}+\ldots\right).$$

Setzt man $\frac{1+\frac{1}{a}}{1-\frac{1}{a}}=1+\frac{1}{z}$, so folgt

$a=2z+1$, wobei $z\geqq 1$ ist, und

$$lg\left(1+\frac{1}{z}\right)=2M\left\{\frac{1}{1.(2z+1)}+\frac{1}{3.(2z+1)^3}+\frac{1}{5.(2z+1)^5}+\ldots\right\}$$

.... I.

Substituiert man in dieser Formel nacheinander $z=2$, $z=3$ und $z=4$, so ergeben sich die rasch convergierenden Reihen:

$$lg\frac{3}{2}=2M\left\{\frac{1}{1.5}+\frac{1}{3.5^3}+\frac{1}{5.5^5}+\ldots\right\}=M\ .\ 0\ 405\ 465\ \ldots$$

$$lg\frac{4}{3}=2M\left\{\frac{1}{1.7}+\frac{1}{3.7^3}+\frac{1}{5.7^5}+\ldots\right\}=M\ .\ 0\cdot 287\ 682\ \ldots$$

$$lg\frac{5}{4}=2M\left\{\frac{1}{1.9}+\frac{1}{3.9^3}+\frac{1}{5.9^5}+\ldots\right\}=M\ .\ 0\cdot 223\ 143\ \ldots$$

Mittels dieser Werte erhält man gemäß $2=\frac{3}{2}\cdot\frac{4}{3}$

$$lg\,2=lg\,\frac{3}{2}+lg\,\frac{4}{3}=M\ .\ 0\cdot 693\ 147\ \ldots$$

Da ferner $3 = 2 \times \frac{3}{2}$ ist, so folgt $lg\ 3 = lg\ 2 + lg\ \frac{3}{2} =$
$= M\ .\ 1{\cdot}098\ 612\ \ldots$.

Weiter ergibt sich wegen

$4 = 2^2 \qquad lg\ 4 = 2\ lg\ 2 = M\ .\ 1{\cdot}386\ 294\ \ldots$

und entsprechend der Identität $5 = 4 \times \frac{5}{4}$

$$lg\ 5 = lg\ 4 + lg\ \frac{5}{4} = M\ .\ 1{\cdot}609\ 438\ \ldots .$$

Nun lässt sich der sogenannte Modul M leicht berechnen. Weil $10 = 2 \times 5$ ist, so folgt $lg\ 10 = lg\ 2 + lg\ 5$ oder $1 = M \times 2{\cdot}302\ 585\ \ldots$

$$M = \frac{1}{2{\cdot}302585\ldots} = 0{\cdot}434\ 294\ \ldots .$$

Damit findet man $lg\ 2 = 0{\cdot}301\ 030\ldots$ usw. Ferner ergibt sich gemäß $6 = 2 \times 3 \qquad lg\ 6 = lg\ 2 + lg\ 3.$

Die Formel I lässt sich in Anbetracht der Beziehung

$$lg\left(1 + \frac{1}{z}\right) = lg\ \frac{z+1}{z} = lg\left(z+1\right) - lg\ z$$

in nachstehende umgestalten:

$$lg\left(z+1\right) = lg\ z + 2\ M\left\{\frac{1}{1\ .\ (2z+1)} + \frac{1}{3\ (2z+1)^3} + \frac{1}{5\ (2z+1)^5} + \ldots\right\} \quad \ldots \text{II}$$

Diese Formel liefert den Logarithmus einer Zahl aus dem Logarithmus der vorhergehenden; z. B.

$$lg\ 7 = lg\ 6 + 2\ M\left\{\frac{1}{1.13} + \frac{1}{3.13^3} + \frac{1}{5.13^5} + \ldots\right\}.$$

Setzt man in II $z = \frac{u}{v}$, so verwandelt sich diese Formel gemäß

$$lg\left(\frac{u}{v} + 1\right) = lg\ \frac{u+v}{v} = lg\left(u+v\right) - lg\ v$$

in folgende:

$$lg\left(u+v\right) = lg\ v + 2\ M\left\{\frac{1}{1}\left(\frac{v}{2u+v}\right) + \frac{1}{3}\left(\frac{v}{2u+v}\right)^3 + \frac{1}{5}\left(\frac{v}{2u+v}\right)^5 + \ldots\right\} \quad \ldots \text{III}$$

Selbstredend wird man nach III nur die Logarithmen der Primzahlen suchen, weil sich die Logarithmen der zusammengesetzten Zahlen aus diesen ergeben. Die Logarithmen von Decimalzahlen erhält man durch Zerlegung. So z. B.

$$lg\ 31{\cdot}57 = lg\ \frac{3157}{100} = lg\ 3157 - lg\ 100 = lg\ 3157 - 2$$

Wien. Adalbert Breuer.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Mythologie und Metaphysik. Die Entstehung der Weltanschauungen im griechischen Alterthume von Wilhelm Bender. Stuttgart 1899. Fr. Frommanns Verlag. 288 SS.

Der Verf., dessen Standpunkt aus seinen früheren Schriften bekannt ist, will in diesem Buche, das den ersten Band von „Grundlinien einer Geschichte der Weltanschauungen“ bilden soll, zunächst eine diesbezügliche Übersicht über das griechische Alterthum entwerfen. Der Grundgedanke ist, dass das Bedürfnis einer Welterklärung hier zuerst in der Mythologie, dann in der Metaphysik Befriedigung suchte, dass sich ferner die Übergangsformen aus der Mythologie zur Metaphysik verfolgen und Reste der ersteren auch in manchen Systemen der letzteren erkennen lassen. Die Verwertung der in die einzelnen Capitel einschlägigen Literatur, mit besonderer Berücksichtigung der neuesten, ist eine gute, wie z. B. Useners, Gomperz', Rohdes (im Verlaufe ein paarmal Rhode geschrieben!), Heinzes, Gruppes Arbeiten mehrfach eingehend berücksichtigt sind. Prellers griechische Mythologie hätte nach der neuesten Auflage von Robert citiert werden sollen (vgl. S. 48); für Seneca könnte jetzt auch theilweise L. Friedländer (Historische Zeitschrift n. F. 49, 246) herangezogen werden. Die Capiteleintheilung ist durchdacht, die Darstellung meist klar, auch manche Einzelbemerkungen sind beachtenswert (z. B. S. 61 über das ἄπειρον des Anaximander). Manches ist freilich nach dem Standpunkt des Verf. subjectiv gefärbt, Anderes hie und da nur gestreift mit Hinweisen auf Näheres in anderen Werken (namentlich öfter auch auf Überweg-Heinze), so dass der Überblick, wenn er auch auf eingehenden Studien beruht, nicht stets gleichmäßigen Eindruck macht und nicht in allen Theilen gleiche Zustimmung finden wird.

Innsbruck. Anton Zingerle.

O. Lautensach, Grammatische Studien zu den griech Tragikern und Komikern. Augment u. Reduplication. Hahnsch Buchhandlung Hannover und Leipzig, 1899.

Die Sprachvergleicher würden sich ein schlechtes Zeugni ausstellen, wenn sie es Fr. Blass verübeln wollten, dass er i Sachen der Sprachwissenschaft der erklärenden Hypothese gerin geres, dagegen der Thatsache umso größeres Gewicht beilegt „Ich verlange", sagt er in der Einleitung zu seiner Bearbeitun der Kühner'schen Grammatik S. XIII, „unersättlich nach That sachen, und freue mich jeder neuen Thatsache, auch wenn si zunächst nur Verwirrung schafft; dagegen nach neuen Hypothese habe ich kein solches Verlangen". Wahrscheinlich hat der Ge lehrte übrigens Unrecht, ihnen so ins Gewissen zu reden: di Zahl derer, die sich über neue Thatsachen, auch wenn diese ihr „Gesetze" umstürzen sollten, nicht freuen, wird wohl überhaup gering sein.

Auf dem von Blass vertretenen Standpunkte steht auc unser Verf.: er verdankt Blass auch manchen wichtigen Beitra (s. z. B. S. 15 über die Positionskraft des σ in σεύω). Nachdem er in seinem Programme „Verbalflexion der attischen Inschriften' Gotha 1887 einen vielversprechenden Anfang gemacht, wandte e sich der Sprache der Tragiker und Komiker zu, weil hier da Metrum ein wichtiges Kriterium zur Erkenntnis der Wahrheit dar stellt, und publicierte im Jahre 1896 ein Programm über di Personalendungen: diesem folgen jetzt Augment und Reduplication

Unser Buch beruht auf ausgebreiteten und überaus gründ lichen Vorarbeiten, und jedermann, der sich mit ihm näher ver traut macht, muss der Umfang des hier vorliegenden Materials und die Methode seiner Verarbeitung freudige Anerkennung ab gewinnen. Verf. beschränkt sich beim Sammeln durchaus nicht auf „anerkannt beste" Textausgaben: er hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, auch das weite Gebiet der Conjecturalkritik und überhaupt die ganze einschlägige Literatur aufs fleißigste zu durchmustern. (Dass auch die Grammatikerzeugnisse in vollem Umfange herangezogen sind, dürfte gerade deshalb, weil sie heute so leicht zu finden sind, kaum allgemeinen Beifall finden.) Für diese große Mühe muss dem Verf. aufrichtiger Dank gezollt werden. auch wenn des „verblüffend Neuen" nicht allzuviel zu finden ist. Denn „öde und trocken", sagt Blass a. a. O. S. XV, „ist der Boden der Grammatik, und das Gebiet der bloßen Thatsachen ganz besonders, vollends aber, insoweit diese altbekannt sind".

Die wichtigsten aus den Studien des Verf.s hervorgegangenen Gesetze finden sich SS. 12, 53, 124, 159, 165 und 180 hervor gehoben. Außerdem ist jene Partie, welche die Präsensreduplication behandelt, von besonderem Interesse. Sehr dankenswert und für den praktischen Wert des Buches wichtig ist das beigefügte Wortregister.

Wien. Hugo Jurenka.

Kopacz Joh., Quantum Andriae compositio ad Terentii artem comicam illustrandam conferre videatur. Separatabdruck aus „Eos", 5. Band, Lemberg 1899, 32 SS.

Der Titel ist für die vorliegende Arbeit zu eng, da es sich darin nicht darum handelt, die *ars comica* des Terenz, sondern seine dichterische Gestaltungskraft überhaupt aus der Composition der Andria heraus aufzuzeigen.

Die Frage nach dem Verhältnisse, das zwischen den Komödien des Terenz und seinen griechischen Vorlagen bestand, ist viel erörtert worden. Wenn der Verf. demnach für die Andria allein abermals eine Untersuchung hierüber anstellen wollte, hatte er sich über Vorgänger nicht zu beklagen. Es muss aber gleich hier anerkannt werden, dass er sie mit Geschick und richtiger Auswahl benützt hat.

Nach einer kurzen Einleitung über den Commentar des Donat, die nicht unbedingt nöthig war, da sie doch nur Teuhers Ansicht wiedergibt[1]), ohne für die Entscheidung der Hauptfrage etwas beizutragen, werden zunächst die griechischen Fragmente der Andria und Perinthia (sie wären besser nach Kock citiert worden) aufgezählt und meist in Übereinstimmung mit Dziatzko richtig mit den betreffenden Stellen der Andria des Terenz in Verbindung gebracht. Daran reihen sich die *testimonia* aus dem Donatcommentar, welche den Ausgangspunkt für die von Ihne zuerst aufgeworfene Streitfrage bilden bezüglich der ersten Scene sowie der beiden Personen Charinus und Byrria. Nach eingehender Besprechung von Ihnes Ansicht gelangt der Verf. dazu, mit Nencini an der Glaubwürdigkeit der Scholien bezüglich der 1. Scene im großen und ganzen nicht zu zweifeln und diese beiden Personen als eigene Zuthat des Terenz aufzufassen.

In der Anwendung der *contaminatio* erblickt er die *ars* des Terenz. Da nun aus verschiedenen Bemerkungen des Donatcommentars hervorgeht, dass sich Terenz im Sprachlichen nicht ängstlich an das griechische Original[2]) gehalten hat (obwohl dieser Punkt nicht zum eigentlichen Thema gehört), andererseits sich in Bezug auf die Ökonomie des Stückes, wie aus dem Obigen hervorgeht, Veränderungen und Zusätze feststellen lassen, kommt er in Übereinstimmung mit Dziatzko und Hartmann zu dem Schlusse: *Terentii Andria non est fideliter conuersa ex eiusdem nominis*

[1]) Die voraussichtlich abschließende Arbeit über Donat von P. Wessner, Bremerhaven, wird in kurzer Zeit erscheinen.

[2]) Demnach ist es zu bedauern, dass F. Vogel seinerzeit so viel sprachliches Geschick auf den etwas abenteuerlichen Plan verwendete, die ersten drei Acte der Andria ins Griechische zu übertragen, um dadurch eine Vorstellung des Stückes Menanders zu erhalten. (Progr. d. Bugenhag. Gymn. zu Treptow a. d. R. 1863.)

Menandri fabula Graeca, sed a poeta suo iudicio uso libere retractata et conformata. Retractatio magna ex parte auctori laudem affert.

Was nun die erste Scene betrifft, so ist die Ersetzung der Frau durch den Freigelassenen meines Erachtens dadurch zu erklären, dass in der Perinthia die Frau wohl noch später auftrat. Da dies in der Andria Menanders nicht der Fall war, ersetzte sie Terenz durch die indifferente Figur Sosias.

Die Frage nach der griechischen oder römischen Herkunft des Charinus und Byrria wird vielleicht durch eine sprachliche und sachliche Untersuchung der bezüglichen Scenen eher entschieden werden als durch die Erschütterung der Glaubwürdigkeit Donats.

Abgesehen von einigen Druckfehlern (z. B. S. 3, Z. 1 v. u. *atquae*, S. 8, Z. 8 u. 9 v. u., S. 10, Z. 18 v. u.) und unvollständigen Citaten (z. B. S. 1, A. 1: *G. L.* Keil I; S. 2, Z. 15 v. u.: S. 353 ff.; S. 6, Z. 16 v. o.: III 3; S. 12, Z. 4 v. u.: I. 4 und 5; wonach Donat citiert wurde, musste angegeben werden; zu Clericus gehört *Men. et Phil. rell.*) bemerke ich (zu S. 3) nur noch, dass die Scholien des Bembinus ins VI. Jahrhundert gehören. Bei manchen Fragmenten, z. B. bei Fragm. VI., konnte hervorgehoben werden, dass sich Terenz im Wortlaute wesentlich von Menander entfernt haben muss. Fragm. VII ist wohl besser auszuscheiden; dass ἑλληνισμῷ dabei steht, ist kein Grund, es dem Menander zuzuweisen. Die Verweisung auf Schol. II des I. Fragm. ist hinfällig, da dieses Scholion einen anderen allgemeiner gehaltenen Text bietet als Schol. I., das den Namen Menanders ausdrücklich angibt.

Die einzelnen griechischen Wörter auf S. 11 könnten füglich wegbleiben, eher wären als Belege für das griechische Original V. 194: *Dauos sum, non Oedipus*, 698: *Non Apollinis magis uerum atque hoc responsumst*, und 381: *dictum ac factum* (= ἅμ' ἔπος ἅμ' ἔργον, vgl. Miller, *Mélanges* 379, Meineke Herm. III. 456), anzuführen gewesen.

Der Aufsatz liest sich angenehm und kann allen, die für diese Frage Interesse haben, empfohlen werden.

Wien. R. Kauer.

Giulio Antonibon. Supplemento di lezioni varianti ai libri de lingua latina di Marco Terenzio Varrone. Bassano 1899. gr.-8°, 187 SS.

Der Verf., der sich 1887—88 in Rom mit den Handschriften von Varro *de l. l.* befasst und über diese seine Studien schon in der *Rivista di Filologia e d'Istruzione Classica* XVII, Heft 4—6.

berichtet hat, entschloss sich nachträglich zur Veröffentlichung der Lesarten einiger von ihm verglichener und in den letzten Ausgaben nicht benützter Codices, einer Arbeit, die, wie er selbst in der Einleitung zugibt, nach der Ausgabe von A. Spengel kaum noch irgend welchs Bedeutung haben kann, die jedoch nach seiner Meinung wenigstens zur genaueren Erkenntnis der Lesarten des Archetyps einiges beitragen könnte.

Bevor Antonibon an seine eigentliche Aufgabe geht, verzeichnet er die auffällige Thatsache, dass bei Spengel auch nicht ein einzigesmal die Ausgabe erwähnt wird, die der Italiener Pietro Canal 1846 ff. von Varro *de l. l.* veranstaltet hat; er findet dies umso auffallender, als eine Anzahl von Conjecturen, die Spengel als eigene oder fremde anführt, sich schon bei Canal finde. Indem er dies an einigen Dutzend Stellen aus dem ganzen Werke nachweist, erklärt er, sowohl als Italiener wie als Canals Urenkel habe er sich verpflichtet gefühlt, diesem die Ehre der Priorität zu wahren.

Nach Aufzählung aller ihm bekannten Handschriften von Varro *de l. l.* macht der Verf. auf S. 19 ff. einige Mittheilungen über sechs Handschriften, deren Lesarten er zuerst publiciert. Es sind folgende: 1. *Codex Barberinus,* 2. *Chigianus α,* 3. *Modinenses* n. 212, 4. ein *Parmensis,* 5. *Vaticanus* 1556 und 6. ein *Marcianus.* Alle diese Handschriften, von denen einige bisher nur dem Namen nach bekannt waren, stammen aus dem XV. Jahrhundert; nur den unter 5. genannten *Vaticanus* möchte der Verf. ins XIV. Jahrhundert hinaufrücken. Von Nr. 3—6 werden die Varianten vollständig angegeben, doch enthält der *Marcianus* eine große von V 103 bis VII 106 reichende Lücke. Bei Nr. 1 gibt der Verf. die Lesarten nur zu den Büchern V, VI und VII, bei Nr. 2 nur zu Buch VIII und IX bekannt, da ihm, wie er S. 23 bemerkt, zur vollständigen Collation nicht die nöthige Zeit zu Gebote stand.

Nur in ganz wenigen Fällen bieten diese jungen Handschriften beachtenswerte Lesarten; hie und da bringen sie eine Bestätigung älterer Conjecturen oder dienen denselben zur Stütze, z. B. VIII 23, 25, 46, 61; IX 18, 36, 66, 111 u. a. Im allgemeinen aber ist ihr Wert für die Textkritik sehr gering.

An die Mittheilung der Varianten schließt Antonibon fast bei jedem Paragraphen des Textes kritisch-exegetische Bemerkungen an. Sehr häufig werden hiebei Anmerkungen und Conjecturen aus der oben erwähnten Ausgabe Canals angeführt; von diesen sind nicht wenige so beachtenswert — man vgl. z. B. VIII 34, 63, 72; IX 18, 31, 33; X 62 u. a. —, dass es in der That als bedauerlich bezeichnet werden muss, dass Spengel von dieser Ausgabe gar keine Notiz genommen hat.

Nicht selten hat der Verf. selbst den Weg der Conjecturalkritik betreten, der bekanntlich wegen des Zustandes der Überlieferung und anderer Schwierigkeiten gerade bei dieser Schrift

ein äußerst dornenvoller ist. Er hätte wohl gethan, wenn er der wie es scheint, sehr starken Versuchung zu ändern mehr widerstanden hätte. Wird man ihm auch das Zeugnis nicht versagen dass er mit dem Sprachgebrauch des Autors vertraut ist und zu mancher Stelle eine zutreffende Bemerkung gemacht hat, so ist doch die Mehrzahl seiner Besserungsvorschläge entschieden überflüssig und haltlos. Jenes gibt er manchmal — wie z. B. IX 23 — selbst zu, und wie unsicher ihm oft seine eigenen Conjecturen vorkommen, zeigen Zusätze wie IX 88 *'ma ne sono assai dubbioso'* oder IX 35 *'ma non ne sono contento'* oder endlich Bemerkungen wie zu VII 90, wo er selbst Bedenken gegen seinen Vorschlag äußert. Manchmal werden zu einer und derselben Stelle gleich zwei Emendationsversuche gemacht (vgl. V 57 und die schon angeführten Stellen IX 35 und 88), und es ist geradezu Spielerei und stimmt wenig zu dem Ernste einer wissenschaftlichen Arbeit, wenn der Verf. zu VII 41, nachdem er eine Conjectur Spengels für plausibel erklärt hat, seinen zwei bedenklichen Besserungsvorschlägen die Bemerkung vorausschickt: *'Si potrebbero fare anche altre ipotesi, ma ben vedo che o si scosterebbero da manoscritti o non sarebbero di latino classico'.* Hier wäre jedenfalls etwas Selbstzucht und Zurückhaltung geboten gewesen.

Ein acht Seiten umfassendes und — soweit ich beurtheilen kann — vollständiges Verzeichnis der Literatur zu Varro de lingua Latina von 1471—1897 bildet den Schluss der Publication, deren Druck und Ausstattung tadellos ist.

Schade, dass so viel Fleiß und Eifer nicht auf ein dankenswerteres Unternehmen verwendet wurde.

Wien. Dr. Georg Heidrich.

O. E. Schmidt, Ciceros Villen. Sonderabdruck aus den Neuen Jahrbb. f. d. class. Alterthum. II. Jahrg. Leipzig, B. G. Teubner 1899.

Der eigentlichen Untersuchung, die sich mit Ciceros Villen selbst beschäftigt, geht eine lehrreiche und fesselnd geschriebene Einleitung voraus, in der über den römischen Villenbau überhaupt seine Anfänge und seine Entwicklung gehandelt wird. Mit Recht bemerkt Sch., dass uns in der römischen Villeggiatur eine der interessantesten Seiten des römischen Lebens entgegentritt, dass die ganze geistige und sittliche Sphäre, in die uns Ciceros Briefe und Schriften versetzen, gar nicht denkbar wäre ohne die Villen jener Männer. Erst in diesen Landhäusern entwickle sich die Persönlichkeit jener Männer in ihrer Eigenart und werde über den unmittelbaren Pflichtenkreis hinaus productiv, wenn sie frei von der Bürde des Amtes aus dem Getöse der Riesenstadt hinaus-

eilten auf ihre behaglichen Landsitze. Sch. sucht nun zu erklären, aus welchem Milieu des Lebens heraus sich die römische Villegiatur erkläre, ob sie auch, wie so vieles Römische, lediglich der Nachahmung eines griechischen Vorbildes ihre Entstehung danke. Hier berichtigt der Verf. zunächst die Behauptung H. Winnefelds[1], dass das röm. Villenleben völlig auf röm. Boden erwachsen sei, dass die Griechen das Landleben der Vornehmen kaum gekannt hätten, wie ja auch das griechische Wörterbuch keinen kurzen, deckenden Ausdruck für Villa aufweise. Sch. zeigt nun, dass schon bei Thukydides von Landsitzen der vornehmen Athener (κηπίον ist die Bezeichnung hiefür) die Rede sei, deren Verwüstung durch den Krieg so schmerzlich empfunden werde. Vollends in der alexandrinischen Cultur fänden sich fast alle Elemente, die zum röm. Villenbau führten. Allein das Landhaus der Griechen und das Gartenhaus der Alexandriner zeige mehr den Charakter des reinen Idylls, während die römische Villa einen nothwendigen Factor des gesellschaftlichen Lebens der regierenden Kreise bildete. Das römische Villenleben wurzelte, wie Sch. darlegt, in drei Gruppen von Ursachen: 1. in wirtschaftlichen Ursachen, 2. in sanitären Gründen, 3. kamen noch geistige und ästhetische Momente in Betracht, vor allem die seit dem 2. punischen Kriege rasch fortschreitende Individualisierung der vornehmen Gesellschaft. 'Die erwachte Persönlichkeit brauchte einen Ort, wo sie im Genusse ihrer selbst den Tagesstunden ihre Bestimmung anwies und die Umgebung in Harmonie mit dem Geschmack und Bedürfnisse des Individuums gestaltete'.

In dem folgenden Haupttheile der Studien sucht nun der Verf. die Villen Ciceros vor unserem geistigen Auge wieder aufzubauen. Das Material hiezu wurde von ihm mit rühmenswerter Sorgfalt aus zahlreichen verstreuten Notizen in den Briefen und sonstigen Schriften Ciceros gewonnen und mit scharfer Combination zu lebensvollen Gesammtbildern verarbeitet. Er schildert der Reihe nach das *Arpinas,* dessen Lage von ihm mit Sicherheit bestimmt wird (es muss in dem Delta gelegen gewesen sein, das der *Fibrenus* bei der Einmündung in den *Liris* bildet), das *Formianum, Tusculanum*, die Villen an der latinischen Küste, dann das *Cumanum*, *Puteolanum* und *Pompeianum.* Bei jeder der genannten Villen sucht Sch. zu zeigen, aus welchen Gründen Cicero sie erwarb, mit welchen Mitteln er sie verschönerte, und was er in ihr trieb und erlebte. Mit liebevollem Interesse, das jeden Leser sympathisch berühren muss, versenkt sich Sch. in seine Aufgabe, und nicht selten erhebt sich seine Darstellung zum Schwung dichterischer Begeisterung. Einen besonderen Reiz erhält die Darstellung durch eine lebensvolle, farbensatte Schilderung der land-

[1] 'Römische Villen der Kaiserzeit.' Preuß. Jahrbb. 1898, S. 457 ff.

schaftlichen Umgebung der Villen Ciceros. Sch. hat dieselbe nämlich auf einer zu diesem Behufe unternommenen Studienreise durch Italien aufs genaueste kennen gelernt. Mit größter Sorgfalt widmete er sich dort an Ort und Stelle dem Studium der landschaftlichen Scenerie und suchte alles, was noch irgend von Erinnerungen an Cicero dort lebendig war, und was von den erhaltenen Resten auf ihn zurückzugehen schien, auf, um es für seine Darstellung zu verwerten. Interessant ist es, dass Sch. Reste des *Arpinas* wiederzuerkennen glaubt in 16 antiken Marmorsäulen, in Resten eines kostbaren Marmorfußbodens und mancherlei antiken Werkstücken, die sich in einer kleinen, an der Fibrenus-Mündung im Jahre 1030 erbauten Kirche vorfinden. Ja in einem dicht neben der Kirche befindlichen antiken Grabmal möchte Sch. sogar das Grabmal Ciceros sehen. — Als Krone der Landgüter Ciceros bezeichnet Sch. die südlichste seiner Besitzungen, das *Pompeianum.* Hier hat natürlich die Frage nach seiner Lage das höchste Interesse. Die italienische Überlieferung des vorigen Jahrhunderts bezeichnete bekanntlich als Villa Ciceros die Reste einer Villa vor dem Herculanerthor, die man, aus der Stadt kommend, bald nach Durchschreiten des Thores vor sich zur Linken hat. Die Bedenken, welche Overbeck gegen diese alte Tradition geltend machte, werden von Sch. in scharfsinniger Weise zurückgewiesen[1]. Overbeck hatte nämlich geglaubt, dass die von Cicero an seinem Pompeianum besonders gerühmte stille Zurückgezogenheit auf jene an der Heerstraße gelegene Villa nicht zutreffen könne. Allein Cicero zog sich eben in seinen Landsitz bei Pompei aus dem überaus geräuschvollen und gesellschaftlich anstrengenden Badeleben der römischen Aristokratie in Baiae zurück, und im Vergleich dazu war Pompei eine stille Landstadt; denn die kleinen Händler und Landleute, die mit ihren Marktwaren in die Stadt zogen, vermochten ihn in seiner Ruhe nicht zu stören. In wohldurchdachter Beweisführung macht es nun Sch. nach meinem Empfinden ziemlich wahrscheinlich, dass die durch ihre hohe Lage ausgezeichnete sogenannte *Villa di Cicerone* in der That der Landsitz des großen römischen Redners gewesen sei. In der dieser Villa benachbarten sogenannten Villa des Diomedes, die gleichfalls auf aussichtsreichem Terrain liegt, möchte Sch. den Landsitz des Marius, jenes Freundes des Cicero, suchen. Es sei uns noch gestattet, als Probe der Darstellungsweise Schmidts den Schlusspassus seiner Ausführungen über das Pompeianum hier folgen zu lassen: 'Das Pompeianum war ihm jederzeit ein Ort stiller Sammlung, wo er im Anschauen einer wundervollen Natur, im ruhigen Verkehr mit

[1] Auch andere unrichtige Angaben über Ciceros Villen, insbesondere bei Drumann in dem Abschnitte, der den Villen Ciceros gewidmet ist, werden an verschiedenen Stellen der Untersuchung von Sch. richtiggestellt.

wenigen gleichgesinnten Freunden sich selbst und seine humanen Lebensideale wiederfand, wenn er sie in den Äußerlichkeiten des üppigen Badelebens von Baiae, in den anfregenden politischen Gesprächen am Lucrinus gefährdet sah. Deshalb entweicht er so oft nur auf einen oder zwei Tage nach den verhältnismäßig ruhigen Gefilden vor der Gräberstraße in Pompeji, um mit M. Marius zu plaudern, um einen literarischen oder politischen Entschluss zu fassen oder einige Stunden sich selbst zu leben. Die umgebende Natur war dabei nicht gleichgiltig: das ewig flutende Meer, das Sinnbild des menschlichen Geisteslebens, und die rings umher sichtbare Fruchtbarkeit Campaniens unterstützten ihn auf das glücklichste im literarischen Schaffen. Liegt doch das Pompeianum — und darin sehe ich den innersten und stärksten Beweis für meine Ansicht — auf dem schönsten Fleck des ganzen Stadtgebietes, der wie kein zweiter zur Anlage eines Ruhesitzes für einen vornehmen und human empfindenden Römer geschaffen war.'

Der Text selbst wird durch verschiedene Abbildungen und Situationspläne illustriert; zum Schlusse sind noch zwei Tafeln beigegeben mit hübschen, nach Photographien ausgeführten Abbildungen, welche uns die betreffenden Ruinenstätten oder die landschaftliche Scenerie vorführen. Jeder Freund Ciceros wird diese schöne, nicht nur durch gewandte Glätte, sondern auch durch eine wohlthuende Wärme der Darstellung ausgezeichnete Schrift mit wirklichem Vergnügen lesen und daraus auch vielfache Belehrung schöpfen. Denn wenn auch vielleicht manche der Aufstellungen Schmidts von den Archäologen angefochten werden dürften, so muss doch anerkannt werden, dass durch diese auf einer erschöpfenden Sammlung des einschlägigen Materials beruhende und mit großem Geschick geführte Untersuchung die Kenntnis der Villen Ciceros wesentlich gefördert wird.

Wien. Alois Kornitzer.

Didascaliae Apostolorum Fragmenta Veronensia Latina. Accedunt Canonum qui dicuntur Apostolorum et Aegyptiorum reliquiae. Primum edidit Edm. Hauler. Fasciculus prior. Praefatio Fragmenta. Imagines. Pp. XV et 122. Tab. I. II. — Lipsiae in in aedibus Teubneri 1900.

Die Veröffentlichung der Didascalia Apostolorum in der lateinischen Übersetzung nach dem Palimpsestcodex LV (53) der Bibliothek des Domcapitels zu Verona ist ein bemerkenswertes wissenschaftliches Ereignis. Mommsen hatte wegen seiner Fastentafel auf Fol. 88 dem Herausgeber die Anregung zur Erforschung des Palimpsestes gegeben. Die Vermittlungen v. Hartels ermöglichten die Agnoscierung des wahren Textes, die für Mommsens Zwecke ein negatives Resultat war, aber, nachdem v. Funk den eigentlichen Wert der Fragmente erkannt hatte, ein weit höheres

Interesse erweckte. Über den Fund und seine Bedeutung berichtete v. Hartel im Anzeiger der kais. Akademie der Wissenschaften am 6. November 1895. Der Herausgeber, der durch die Frontoarbeit nach Verona geführt worden war, widmete sich der Hebung des Schatzes mit angestrengtem Fleiße. Schon 1896 theilte er in den Sitzungsberichten der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, Philos.-hist. Classe, Bd. CXXXIV, Abth. XI (Eine lat. Palimpsestübersetzung der Didascalia Apostolorum, Wien 1896) eine Probe des Textes mit, und nun bietet er in dankenswerter Weise das Ganze dar.

Die Fragmente sind aufs genaueste nach Seiten und Zeilen wiedergegeben, und zwar I—LXIIII *Didascalia* S. 1—90, LXV bis LXXX *Canonum qui dicuntur Apostolorum et Aegyptiorum reliquiae* S. 91 — 121. Jener Text gehört den sechs Büchern Didascalia an, die weit älter sind als die interpolierten Constitutionen. Die Handschrift stammt aus dem Beginn des 6. Jahrhs. und ist vielleicht in Verona geschrieben. Die lateinische Übersetzung dürfte im 4. Jahrhundert nach einer griechischen Vorlage des 3. oder 4. Jahrhunderts angefertigt worden sein. Die der Ausgabe beigeschlossenen Tafeln, die in gutem Lichtdruck drei Seiten des handschriftlichen Textes wiedergeben, liefern eine treffliche Probe des Codex und damit zugleich der Scharfsichtigkeit, die die Ausbeutung des Fundes erheischte. Text und Adnotatio critica geben ein getreues Bild der Überlieferung. Von den in Aussicht gestellten Epilegomena und Indices darf man sorgfältige Aufschlüsse nach jeder Richtung erwarten.

Kirchengeschichte und Bibelforschung, Culturgeschichte und Sprachwissenschaft erfahren durch diesen Fund eine erhebliche Bereicherung. Diese Übersetzung rückt uns die Grundschrift viel näher als die von Paul Bötticher-Lagarde herausgegebene syrische Übersetzung der Constitutionen. Die umfangreichen Bibelcitate führen der Erforschung der alten lateinischen Bibelübersetzungen neues Material zu. Die Fragmente eröffnen uns einen neuen Einblick in die Sitten jener Zeit. Sie bieten endlich eine Menge höchst wichtiger sprachgeschichtlicher Erscheinungen, neue Wörter und Wortformen.

In der Wiedergabe des Textes sucht der Herausgeber mit Recht der vulgären Sprache möglichst treu zu bleiben. Wir finden auch hier LXIX 31 (p. 106) *susum corda* wieder, das ich kürzlich für Augustinus reclamiert habe (vgl. diese Zeitschrift 1897, S. 735 und 1899, S. 982). In der Form *bipinne* IL 24 (p. 69) hätte das zweite *i* beibehalten werden sollen; es ist besonders durch Phocas A. 6 (Keil V 430, 12) bezeugt. Anstatt *offert* VI 7 (p. 8) ist wahrscheinlich *offers* (παράβαλε cod. Sinait. Prov. 5, 1) zu lesen, wie denn *offers* als Imperativ auch in den alten Übersetzungen der Evangelien steht, Matth. 5, 24 (πρόσφερε).

Luc. 5, 14 (*προσένεγκε*) und ähnlich *adfers* Ioh. 20, 27 und II Tim. 4, 13.

Die allseits[1]) anerkannte Leistung ist von der Teubnerschen Verlagsfirma würdig ausgestattet.

Wien. Franz Weihrich.

Dr. H. Meltzer. Griechische Grammatik. I. Formenlehre (Sammlung Göschen). G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, Leipzig 1900. 167 SS.

Die Absicht, welche den Verf. der vorliegenden griechischen Laut- und Formenlehre geleitet hat, erhellt aus den beigegebenen Geleitworten, die ich wörtlich anführe. „In vorliegender griechischer Laut- und Formenlehre wird der Versuch gemacht, die Ergebnisse der neuesten sprachgeschichtlichen und sprachvergleichenden Betrachtungen in höherem Maße als bisher üblich zur Geltung zu bringen. Dabei wurde die bei Zusammendrängung des Stoffes besonders schwierige Auswahl im allgemeinen bemessen nach den statistischen Erhebungen über den Sprachgebrauch der Schulschriftsteller, wie sie u. a. vornehmlich Kägi angestellt hat. Jedoch sind manche Einzelheiten nicht gestrichen worden, wenn sie geeignet schienen, auf die Entwicklung ein Licht zu werfen".

Die vorliegende Bearbeitung ist ein vornehmlich nach der Darstellung von Brugmann angelegter Auszug, der durch möglichste Knappheit des Ausdruckes den verhältnismäßig nicht allzu umfangreichen Raum zur Anführung von positiven Thatsachen der Laut- und Sprachgeschichte und noch mehr zu sprachwissenschaftlichen Erklärungen zu verwerten sucht. Dabei wird zunächst das Verhältnis der Laute der griechischen Sprache zu denen der indogermanischen Grundsprache dargestellt, dann die gräko-italische Hypothese in, wie wohl bei dem gegenwärtigen Stande des Wissens selbstverständlich ist, ablehnender Weise berührt, weiter eine kurze Übersicht der griechischen Mundarten gegeben. Eine kurze Auseinandersetzung über das Verhältnis von Schriftsprache und Mundarten, attische Prosa, Koine und Atticismus bildet den Schluss der Einleitung. Über die Anordnung des Stoffes in Laut- und Wortlehre (dieses Ausdruckes bedient sich der Verf. in der speciellen Inhaltsangabe) brauche ich keine weiteren Bemerkungen vorzubringen, da sie von der in wissenschaftlicher Darstellung gebräulichen nicht wesentlich abweicht.

Der vorliegende Abriss der griechischen Laut- und Formenlehre, der namentlich, was die Verballehre anlangt, nicht viel

---

[1]) Von C. Weyman, Litt. Centralbl. 1900, Sp. 907 fg.; C. Cipolla, *Bollettino di filologia class.* VI, 242—244; Fr. Funk, Theol. Quartalschr. 1900, 544 ff.; J. Dräseke, Wochenschr. f. kl. Philolog. 1900, 494 fg.; P. Corssen, Berl. Wochenschr. 1900, 1189 ff.; Heiner, Arch. f. kath. Kirchenrecht LXXX, 627 fg.; J. Wirtz, *Pastor bonus* 1900, 434 fg.; *Revue benedict.* 1900, 322.

mehr als eine Aneinanderreihung der betreffenden Verbalformen ist, kann jedesfalls nur für Philologen berechnet sein, und sogar für diese wird die Benützung ohne Vorkenntnisse auf sprachwissenschaftlichem Gebiete nicht immer leicht, wenn auch sicherlich mit Vortheil verbunden sein. Nur ist zu wünschen, dass eine Reihe von Ungenauigkeiten, wie deren ziemlich viele Hatzidakis in seiner Besprechung in der deutschen Literaturzeitung vom Jahre 1900, Sp. 1635 ff. nachgewiesen hat, bei einer Neubearbeitung ihre entsprechende Verbesserung finden möge.

Dr. Adolf Thimme. Abriss einer griechisch-lateinischen Parallelsyntax zum Gebrauch im griechischen Unterricht und zum Privatstudium für Schüler. B. G. Teubner, Leipzig 1900. V u. 86 SS.

Der Titel dieser Schrift verspricht eigentlich etwas mehr als sie bietet. Da nämlich der Verf. derselben nur den griechischen Unterricht im Auge hat, so wurden vornehmlich nur jene lateinischen Constructionen zum Vergleiche herangezogen, welche mit den entsprechenden griechischen übereinstimmen. Gewiss gereicht es dem eigentlichen Zwecke der Schrift, die sprachlich-psychologische Schulung der Schüler zu fördern, nur zum Vortheile, dass der Verf. häufig von dem oben angeführten Grundsatz abgegangen ist und auch die abweichenden Constructionen des Lateinischen oder, wenn man lieber will, die Unterschiede der griechischen und lateinischen Syntax einer Betrachtung unterzieht.

Mein Gesammturtheil über diesen neuen Versuch einer griechisch-lateinischen Parallelsyntax ist kein ungünstiges; im einzelnen ist allerdings noch manches verbesserungsfähig. Hiezu sollen die folgenden Bemerkungen einige Beiträge liefern. Der im § 1 stehende Satz „das homerische Demonstrativum *ὁ ἡ τό* hat erst im späteren Griechisch die abgeschwächte Bedeutung des Artikels bekommen“ erweckt die falsche Vorstellung, als wäre in der Sprache der homerischen Gedichte das Stadium, in welchem das Demonstrativpronomen *ὁ ἡ τό* bereits zum Artikel abgeschwächt war, noch nicht erreicht gewesen. Den Beweis für die Richtigkeit des Gegentheils hat A. Stummer in dem Programm von Münnerstadt vom Jahre 1885/86 erbracht. In ähnlicher Weise erweckt eine ganz unrichtige Vorstellung die S. 58 (§ 66) stehende Bemerkung: „Nur nach *οὐ — πρίν* (*non — prius quam*) kann auch die Construction der übrigen Temporalconjunctionen eintreten“. In Wirklichkeit steht ja in diesem Falle in der für die Schule in Betracht kommenden attischen Prosa durchaus entweder der Indicativ oder der Conjunctiv mit *ἄν*. Dabei thut nichts zur Sache, dass thatsächlich die Construction von *πρίν* mit dem Infinitiv ursprünglich nach negativen Hauptsätzen eingetreten ist. Ich verweise der Kürze halber auf die präcise und sachgemäße Auseinandersetzung von Brugmann in der dritten Auflage seiner Griechischen Grammatik S. 520.

S. 35 (§ 44) fehlt die Erwähnung der auf die Frage wo? tehenden Ortsbestimmungen. S. 37 sollte statt *obire* (*diem su-remum*) stehen *obire* (*mortem*), da nur das letztere der classischen atinität angehört, wie man aus den Angaben von Schmalz im ntibarbarus S. 169 ersieht.

Mit dem neuen Wege, den Verf. zur Erklärung des *genetivus retii* und der Bedingungssätze eingeschlagen hat, kann ich mich icht befreunden, ohne mich hier in eine nähere Auseinander-etzung hierüber einlassen zu wollen.

Am Schlusse dieser kurzen Anzeige seien noch ein paar)ruckfehler verzeichnet, dir mir aufgefallen sind: S. 24 Z. 2 . o. *ἀποπίδοσθαι*, S. 39 Z. 21 v. o. *σπόνδας*, S. 48 Z. 4 . o. *ἐιπῶμεν*. Auch nimmt sich nicht hübsch aus „aus dem tw. besteht" (S. 21 Z. 6 v. u.).

Innsbruck. Fr. Stolz.

Costantini Guido, Sintassi latina. Seconda edizione migliorata. Livorno, Raffaello Giusti, 1900. IV u. 86 SS., 8°. Preis 50 Cent.

Der Verf. hält sich an die in der italienischen Grammatik durchgeführte Behandlung der Syntax als Lehre von den Satztheilen. Uns Deutschen bietet dieser Vorgang nichts Neues, da die Wirkung von K. F. Beckers Organism. der Sprache (1827) und dessen deutscher Grammatik (1829 und 1836) auf die Behandlung der lateinischen Syntax selbst bis in die jüngste Zeit angehalten hat. Costantini steht — ganz wie die Verff. italienischer Grammatiken, die für ihn Vorbild sind — noch auf einem älteren, gegenwärtig von den Anhängern Beckers bereits aufgegebenen Standpunkte, indem er im 1. Theile von Subject, Prädicat, Object, Attribut und von der adverbialen Bestimmung handelt und so die Casuslehre zerreißt. Was sich daran schließt, der Gebrauch von Substantiv, Adjectiv, Pronomen, Numerale und Verb, ist meist stilistischer Natur und seine Aufnahme in die Syntax durch die Bestimmung des Buches für Unterrichtszwecke wohl erklärlich; jedoch hätte der Gebrauch der Tempora des Indicativs nicht hier beim Verbum, sondern im 2. Theile, der von den Satzarten handelt, untergebracht werden sollen. Ob weiter die Lehre vom Particip, Gerund und Gerundiv dem 2. Theile unter der Rubrik *proposizioni implicite* angehört, ist erst zu bedenken. Im allgemeinen aber sei bemerkt, dass sich der Verf., ohne seinen principiellen Standpunkt zu verleugnen, immerhin an die lateinische Schulgrammatik von Kritz und Berger (Göttingen 1848) oder noch besser an die 'Lateinische Satzlehre' von K. Reinhardt (Berlin, Weidmann) enge anschließen konnte, um die pädagogischen Vortheile des Beckerschen Systems ohne dessen Mängel in seine Syntax aufzunehmen.

Im einzelnen ist dem Ref. aufgefallen, dass der Verf. in dem sonst knapp gehaltenen Büchlein Constructionen bemerkt, die mit dem italienischen Sprachgebrauche übereinstimmen und daher, wenigstens nach dem analogen Verhalten der in Deutschland erscheinenden lateinischen Grammatiken, nicht zu erwähnen waren. Unter diesem Gesichtspunkte ist beim Dativ die Aufführung der Verba *suadeo, minor, minitor, servio* u. a. überflüssig. — Im übrigen hat der Verf. den grammatischen Stoff gut gesichtet und sein Programm, die Sprache Ciceros und Cäsars in den Mittelpunkt seiner Darstellung zu rücken, consequent durchgeführt. Bezüglich der dem Verf. vorliegenden Hilfsmittel liest man in der Vorrede: *Vuole poi lealtà e cortesia ch'io dichiari d'essermi servito, in certe parti, di quelle opere che contengono, per così dire, lo stillato di tutti gli ultimi e più valevoli studi sulla lingua latina, specie di quelle giustamente lodate del Gandino, del Meissner dello Scheindler.* Allein der wissenschaftlichen Behelfe kann auch der Verf. einer Schulgrammatik nicht entrathen, und hier hätte C. wenn ihm, wie es den Anschein hat, das Studium der monographischen Literatur nicht sympathisch ist, immerhin zu der nicht eben umfangreichen Gesammtdarstellung von Schmalz oder zu den trefflichen Sprachwerken seiner Landsleute E. Cocchia (Neapel 1890) und G. B. Bonino (Turin, 1895) greifen können.

Wien. J. Golling.

Übungsbuch im Anschluss an Cicero, Sallust, Livius und Tacitus zum mündlichen und schriftlichen Übersetzen ins Lateinische. Von Prof. Dr. E. Zimmermann. 1. Heft im Anschl. an Cic. 'De imperio Cn. Pomp.'; 2. Heft im Anchl. an Ciceros Reden gegen Catilina und Sallusts bell. Catilinae; 3. Heft im Anschl. an Livius B. XXI; 4. Heft im Anschl. an Livius B. XXII; 5. Heft im Anschl. an Tac. Agricola und Germania. Berlin, R. Gärtners Verlag 1895—1898.

Es sind, wie der Verf. versichert, meist aus der Praxis des Unterrichtes hervorgegangene und in derselben erprobte Übersetzungsstücke, die hier gesammelt vorgelegt werden. Jedes einzelne Übungsstück bildet nach Thunlichkeit ein kleines, in sich abgeschlossenes Ganzes. Die Stücke schließen sich bald in Inhalt und Form enger an den Schriftsteller an und sind dann fast als Rückübersetzungen zu behandeln, bald weichen sie im Inhalt von dem Schriftsteller ab und behandeln mancherlei das Verständnis desselben fördernde biographische, geschichtliche und culturhistorische Verhältnisse, stützen sich aber dabei durchaus auf die aus der Lectüre gewonnenen Vocabeln und Phrasen, andere endlich bilden Zusammenfassungen größerer Abschnitte in mehr oder weniger engem Anschluss an die Form des Autors. Sehr glücklich scheint mir der Gedanke, Übersetzungsstücke zu bilden, die sich gleichmäßig an

ie Catilinarischen Reden Ciceros nnd an die entsprechende Schrift es Sallnst anlehnen, da in der That diese heiden Werke sehr eeignet sind, einander gegenseitig zn ergänzen und ins rechte ,icht zu setzen. Der dentsche Ansdrnck ist ñherall klar nnd chlicht nnd hietet für Übersetznng keine namhaften Schwierigeiten. Der Verf. hat es daher für enthehrlich erachtet, Anmorungen in irgend einer Form dem Texte heizngeben, znmal ja edesmal auf die betreffenden Capitel des Schriftstellers verwiesen rird, die als Grnndlage dienen. Etwas gesteigert sind natnrgemäß lie Schwierigkeiten in dem für die oberste Stnfe hestimmten Hefte, las sich inhaltlich an Tacitus' Agricola nnd Germania anschließt. Auch hier hat der Verf. darauf hingearheitet, dass die Form der Übersetzung sich möglichst der Sprache eines Cicero, Cäsar oder Livius nähere. Die vorliegende Sammlnng verdient vollauf die einzelnen Heften derselhen seitens der Kritik zutheil gewordene Anerkennung, nnd Ref. empfiehlt sie hiemit wärmstens der Beachtnng der Fachgenossen.

Wien. Alois Kornitzer.

Reuchlins Verdeutschung der ersten olynthischen Rede des Demosthenes (1495). Herausgeg. von Franz Poland. (Bibliothek älterer deutscher Übersetzungen, herausgeg. von August Sauer, Nr. 6). Berlin, E. Fellner 1899. 8°. LVI u. 35 SS.

Im Jahre 1495 verfasst nnd dem Grafen, später Herzog von Württemberg Eherhard im Barte gewidmet, ist diese Übersetznng zu Dresden als Ahschrift des verschollenen Originals aufgefunden worden. Renchlin hat nicht die Ahsicht verfolgt, den griechischen Text wortgetreu zn übertragen; znmeist hahen wir eine Umschreibnng des Sinnes vor nns, wohei anch recht merkwürdige Missverständnisse nnd Irrthñmer mitnnterlanfen. Die Übersetzung hat also, vom Standpnnkt des classischen Philologen betrachtet, als solche keinen Wert, wohl aher heansprucht sie nnser Interesse als dentsches Sprachdenkmal von der Wende des 15. Jahrhunderts und als älteste, weil bestimmt datierhare, Übertragnng eines griechischen Werkes ñherhanpt. — Dieser Bedentung des Schriftchens sucht der Herausgeber in einer sehr ausführlichen Einleitung gerecht zn werden, worin er die sprachlichen Eigenthümlichkeiten der Ühersetznng nnter Vergleichnng anderer, allerdings jüngerer Werke Reuchlins bespricht. Dahei ergibt sich, dass manche auffallende Spracherscheinung anf Rechnung des sächsischen Abschreibers zu setzen ist. Dem deutschen Texte ist der griechische im Wortlant der Vnlgata, der wahrscheinlich Reuchlin in einer Handschrift vorlag, gegenñbergestellt.

Wien. Franz Slameczka.

Die deutschen Classiker, erläutert und gewürdigt für höhere Lehranstalten sowie zum Selbststudium von E. Kuenen. M. Evers und einigen Mitarbeitern 4. Bändchen. Goethes Hermann und Dorothea von Prof. Eduard Kuenen. Vierte verbesserte Auflage, Leipzig, Heinrich Bredt, 1899.

Die dritte und vierte Auflage dieser für Schüler bestimmten Erläuterungsschrift unterscheidet sich nur unwesentlich von der zweiten Ausgabe, die im 42. Bande dieser Zeitschrift (S. 223) von berufenster Seite eine im großen und ganzen abfällige Beurtheilung erfahren hat; deshalb zeigt das Buch in seiner neuen Gestalt dieselben Mängel, die ihm früher anhafteten. Noch immer wird der Überblick über den Gesammtinhalt des Buches durch die große Anzahl der Abschnitte, in die sich die Erläuterung gliedert, bedeutend erschwert; auch die gänzlich unzulänglichen Texterläuterungen, die sich fast ausschließlich nur mit der Etymologie und Erklärung minder geläufiger Worte beschäftigen, wurden nicht entsprechend erweitert.

Die genaue Paraphrase der einzelnen Gesänge hält der Ref. für überflüssig und nicht unbedenklich, weil die Gefahr nahe liegt, dass der Schüler durch die Benützung dieser Prosaauflösungen zur Vernachlässigung der Lectüre verleitet wird. Ferner schädigt es sicherlich die Entwicklung des ästhetischen Gefühls, wenn dem Lernenden derselbe Gedankeninhalt in poetischer und prosaischer Form vorgeführt wird. Schließlich wird selbst der Lehrer, der die Paraphrase der Dichtungen als Beförderungsmittel der sprachlich-formalen Bildung nicht missen will, sich nicht leichten Herzens entschließen, dem Schüler ein Buch zu empfehlen, das ihn der Mühe enthebt, den Gedankengang des poetischen Werkes in frei erzeugter Form wiederzugeben. Denn dadurch entfällt dann der einzige Vortheil, den man für diese nach dem Urtheile des Ref. überhaupt wenig empfehlenswerte Art der Durchnahme dichterischer Schöpfungen in Anspruch nehmen könnte.

Besonders mager ist der Abschnitt über die Entstehung des Goethe'schen Epos ausgefallen; hier wäre wenigstens der literarische Zusammenhang mit Vossens Luise und mit den Elegien Goethes, besonders mit „Alexis und Dora", zu betonen gewesen, das ja auch durch die dargestellte Situation eine innere Verwandtschaft mit „Hermann und Dorothea" zeigt. Auch die Elegie „Hermann und Dorothea" hätte eine eingehende Besprechung erheischt.

Für unsere Mittelschulen scheint die erwähnte Sammlung überflüssig, da wir an den Gräser'schen und Freytag'schen Schulausgaben viel geeignetere Hilfsmittel für den Deutschunterricht besitzen.

Görz. Dr. Franz Streinz.

Erste Anleitung zur selbständigen Fertigung deutscher Aufsätze. Nach der neuen Schulordnung für obere Gymnasialclassen bearbeitet von Ch. Wirth. 3. vermehrte Aufl. Bayreuth, H. Heuschmanns Kunstverlag. 1900. 34 SS. Pr. 50 Pf.

Ein anspruchsloses, jedoch sehr instructives und zweckdienliches Büchlein, welches nicht umsonst schon die dritte Auflage erlebt hat. Man merkt in allem die sichere Hand des verständigen Praktikers, der nur Erreichbares anstrebt, und zwar mit den einfachsten Mitteln. In knapper, leichtfasslicher Darstellung bietet der Verf. die erprobten Handwerksregeln des deutschen Aufsatzes, ohne darum dessen künstlerischen Endzweck aus dem Auge zu verlieren. Die Forderungen, die er für einen Schüleraufsatz aufstellt, halten sich in mittlerer Höhe, und das kann nur gelobt werden.

Was der Verf. in den ersten Paragraphen über die Gestaltung der Einleitung, des Hauptstückes, des Schlusses eines guten Aufsatzes, über die Art der Beweisführung, über den sprachlichen Ausdruck, über die Übergänge schreibt, verdient Beachtung und Zustimmung.

In § 7 sind die Arten der Themen aufgezählt, welche gemäß der neuen bayerischen Schulordnung in den drei oberen Classen des Gymnasiums gegeben werden sollen. Es sind dies: *a*) Beschreibungen von Kunstwerken im Zusammenhang mit dem übrigen Unterricht; *b*) abhandelnde Betrachtungen über einzelne Sätze, welche der Lectüre der Schriftsteller entnommen und dem Ideenkreis der Schüler angemessen sind; *c*) Ausarbeitungen von rhetorischen Thematen, insbesondere Reden, welche die Schriftsteller bloß andeuten; *d*) Aufsätze im Anschluss an die Geschichte; *e*) Aufsätze über allgemeine Sätze, über welche die Schüler die nöthige Aufklärung besitzen; *f*) Charakteristiken von historischen oder dichterischen Personen; *g*) Vergleichung von historischen oder dichterischen Personen; *h*) Darlegung der Beweggründe einzelner Personen des Epos und des Dramas; *i*) Abhandlungen über den Grundgedanken und die Motivierung von Dichtungen.

Wie man sieht, decken sich diese Themenkategorien so ziemlich mit den an österreichischen Mittelschulen üblichen.

Auf den folgenden Seiten seiner Schrift erörtert nun der Verf. die Grundzüge einer zweckmäßigen Disposition für jede der angeführten Arten von Themen.

Ref. denkt sich die Benützung des empfehlenswerten Büchleins in folgender Weise: der Lehrer lässt im Sinne der in der Schrift gegebenen Winke im Laufe der Jahre wiederholt Themen der angeführten Kategorien ausarbeiten, vor der Reifeprüfung aber werden die nach und nach gegebenen Belehrungen noch einmal an der Hand der Broschüre übersichtlich zusammengefasst und besprochen. Ein solcher Vorgang wäre frei von allem öden Theoretisieren und würde am besten propädeutisch für den Reifeaufsatz nützen.

Themata, Inventionen und Dispositionen zu deutschen Aufsätzen. Von Dr. Karl Goebel, 2. Aufl. Gütersloh. Verlag von C. Bertelsmann, 1900. 95 SS.

„Nach 25 Jahren erscheint hier die zweite Auflage. Der Unterrichtsbetrieb ist inzwischen ein anderer geworden, aber die Grundsätze der Erkenntnis und Logik sind dieselben geblieben. Deshalb hoffe ich, dass das Buch auch fernerhin von einigem Nutzen sein wird". Dies der Wortlaut der Vorrede zur zweiten Auflage. Zutreffender hätte der Verf. schreiben können: „Nach 25 Jahren erscheint hier die zweite Auflage. Die Grundsätze der Erkenntnis und Logik sind dieselben geblieben, aber der Unterrichtsbetrieb ist inzwischen ein anderer geworden. Trotzdem hoffe ich, dass das Buch auch fernerhin von einigem Nutzen sein wird".

Weil die Grundsätze der Erkenntnis dieselben geblieben sind und wohl dieselben bleiben — darum lässt sich auch gegen die allgemeine Einleitung des Büchleins S. 1—10 nicht das Geringste einwenden. Was hier über die Erfordernisse eines guten Themas, über die *inventio* und *dispositio*, über die Merkmale einer guten Darstellung gesagt wird, das ist alles durchdacht, philosophisch begründet. Dem aufmerksamen Leser kann höchstens eine gewisse Kälte und Betonung des rein Verstandesmäßigen auffallen. So heißt es auf S. 10 geradezu: „Die einzelnen Gedanken selbst... müssen so eigentlich und einfach ausgedrückt werden wie möglich. Die Bildersprache ist gewöhnlich nichts anderes als ein Beweis für den Mangel klaren Denkens. Bei vielen Menschen vertreten die Bilder die Stelle von Beweisen. Das ist, um auch ein Bild zu gebrauchen, der Flitter eines bettelarmen Geistes......... Immerhin bleibt der eigentlichste Ausdruck der schönste, weil in ihm der Gedanke am reinsten erscheint".

Aber — „der Unterrichtsbetrieb ist inzwischen ein anderer geworden", d. h. man ist von den verstiegenen Forderungen des Laas'schen Zeitalters abgekommen (vgl. u. a. die vorangehende Anzeige) und quält den Schüler nicht mehr, über Dinge zu schreiben, die über sein Denken und Fühlen weit hinausgehen; das hätte der Verf. vor Veranstaltung der 2. Aufl. bedenken sollen.

Was G. im Sinne jener überwundenen Periode vorlegt, das sind — die größte Anzahl der Themen gehört der historischen Gattung an — geschichtsphilosophische Entwürfe zu Vorträgen eines tiefschöpfenden Lehrers, das sind oft nicht einmal leicht zu behandelnde Fragen für Candidaten des Lehramtes. Folgende Beispiele mögen dies beweisen: „Welches ist der Charakter des heroischen Zeitalters?" „Warum ist es keinem der griechischen Staaten gelungen, Griechenland zu einer politischen Einheit zusammenzuschließen?" „Wie kam es, dass die deutschen Stämme zu einer Nation zusammenwuchsen?" „Wie erklärt sich der Kampf des Papstthums gegen das Kaiserthum unter Heinrich IV?" „Warum kann man den Kaiser Friedrich II. eine tragische Persönlichkeit

ennen?" „Wie kam es, dass gerade den Deutschen die Refor-
ıation der Kirche gelang?" „Worin besonders bestebt der Ein-
uss, den die romanischen Völker auf die Cultur der Deutschen
asgeübt haben?" „Was verdankt die Cultur Europas dem deutschen
'olke?" „Welche Bedeutung haben die Weltreiche für die Ent-
rickelung der Menschheit?"

Zu einer halbwegs entsprechenden Bearbeitung solcher Themen
nüsste wohl der Lehrer den Schülern erst das Gedankenmaterial
ıit allen Einzelheiten übermitteln, und das Ergebnis wäre trotzdem
n vielen Fällen nur eine klägliche Wiedergabe des Gehörten.

Doch das muss zugestanden werden, dass die Entwürfe mit
ller Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit gearbeitet sind, wie
nan nur von einem deutschen Schulmanne erwarten kann.

Wien. Adolf Hausenblas.

Französische und englische Textausgaben.

Freytags Sammlung französischer u. englischer Schriftsteller[1]). Wien u. Prag, F. Tempsky 1899—1900.

1. Pierre Loti, Impressions de Voyage. Für den Schulgebrauch herausg. von Dr. Max Pfeffer. Mit 3 Abbildungen u. 1 Karte. VI u. 201 SS. Preis geb. 90 kr.
2. Mrs. Brassey, A Voyage in the Sunbeam. In gekürzter Fassung für den Schulgebrauch herausg. von Augusta Strecker. Mit 12 Abbildungen. XII u. 140 SS. Preis geb. 75 kr.
3. England's First Century under the House of Hanover (1714—1815). Nach Richard Greens „Short History of the English People". Für den Schulgebrauch herausg. von Dr. Hermann Müller. Abth. I (1714—1783). XII u. 199 SS. Preis geb. 90 kr. — Abth. II (1783—1815). Mit einem Plane des Schlachtfeldes von Waterloo. X u. 158 SS. Preis geb. 90 kr.
4. Ascott R. Hope, An Emigrant Boy's Story. Für den Schulgebrauch bearb. u. herausg. von Dr. J. Klapperich. Mit 6 Abbildungen. XII u. 180 SS. Preis geb. 1 K 80 h.

1. Der Herausgeber hat aus den Reisebeschreibungen und Romanen des berühmten Akademikers Pierre Loti (Julien Viaud) folgende vier Auszüge ausgewählt: Au Maroc (S. 3—74), aus dem gleichnamigen Buche, Nazareth (S. 75—84) und La mer de Tibériade (S. 85—97) aus „La Galilée" und La Mer (S. 98 und S. 115) aus dem Roman „Mon frère Ives". Sowohl in der ersten und bedeutendsten dieser Skizzen, in welcher der Verf. seine Reise von Tanger nach Fez, die er als militärischer Begleiter einer diplomatischen Mission an den Sultan von Marokko mitge-

[1]) Siehe diese Zeitschrift Jahrg. 1897, S. 368 f.; Jahrg. 1898. S. 342; Jahrg. 1899, S. 40 f. u. 754 ff.

macht hat, schildert, als auch in den drei folgenden, die uns theils an die heiligen Stätten der Christenheit, theils in die stürmischen Gewässer in der Nähe des Cap Horn führen, haben wir reichlich Gelegenheit, des Verf.s meisterhaften Stil und herrliches Erzählertalent zu bewundern. Die „Anmerkungen“ und das „Wörterbuch“, die, wie in allen Bändchen der Freytag'schen Sammlung, in einem vom Texte getrennten Hefte vereinigt sind, entsprechen durchweg den Anforderungen, die man an eine gute, commentierte Schulausgabe eines modernen Textes stellen kann. Druckfehler: S. 26, Z. 2 *la* vide, S. 108, Z. 3 tand*i*.

2. Lord Brassey, der jetzige Gouverneur von Melbourne, unternahm vom 1. Juli 1876 bis 26. Mai 1877 mit seiner Frau und seinen Kindern auf seinem Schiffe „The Sunbeam“ eine Weltreise, über welche Frau Brassey ein genaues Tagebuch führte. Dieses Tagebuch, das später im Druck erschien und neben Erlebnissen mehr persönlicher Natur auch interessante Schilderungen des Lebens und Treibens in Rio de Janeiro, Monte Video, Santiago, Valparaiso, Yokohama, Tokio, Alexandria und anderer Orte enthält, liegt hier in gekürzter Fassung vor. Die Sprache der leider schon verstorbenen Erzählerin ist einfach, klar und rein, wenn sie sich auch hie und da der Umgangssprache nähert. Der Commentar der Herausgeberin hilft dem jungen Leser über alle sprachlichen und sachlichen Schwierigkeiten hinweg; nützlich sind auch die beigegebenen Abbildungen. Die Anmerkung zu S. 14, Z. 27 *wending our way* „Eine etwas scherzhafte Redensart, da *to wend* heute nicht mehr in der Umgangssprache gebraucht wird“ muss dahin richtiggestellt werden, dass *to wend one's way* eine alte, alliterierende Formel ist, die schon in den mittelenglischen Romanzen des 13. und 14. Jahrhunderts vorkommt und sich gerade wegen der Alliteration bis auf den heutigen Tag lebendig erhalten hat; vgl. andere Redensarten, wie *do or die, kith and kin, born and bred, to lay low, to stand still* usw. Ferner ist noch auszusetzen, dass bei den meisten der erklärten Ortsnamen die Angabe der Aussprache fehlt. Im „Wörterbuch“ habe ich folgende kleine Versehen, bezw. Lücken gefunden: S. 113 „dare wagen, dürfen“; die Bedeutung „dürfen“ ist schon lange veraltet und kommt in unseren Texten nicht vor. — S. 114 fehlt „directly, Conj., sofort als, sobald“ (s. S. 50, Z. 1 Directly we landed at the jetty we were rushed at by a crowd of jinrikisha men). — S. 123 „luxuriant [lŭgzhyụriănt], luxurious [lŭgzhyụriŭs]“; in den Transcriptionen ist y zu streichen! — S. 131 „roll Rollen, Schwanken; Seegang“ fehlt „rolling“ in derselben Bedeutung (S. 26, Z. 22). — S. 134 fehlt „some etwa“ (S. 16, Z. 14 some fifty feet). — S. 137 bei „trade Handel, Gewerbe; ~ wind Passatwind“ fehlt trades (Abkürzung von trade-winds) Passatwinde (S. 35, Z. 27 We seem to have got into the real south-east trades).

3. Aus Richard Greens „Short History of the English People", einem Werke, das von unseren neuen „Instructionen für den Unterricht an Realschulen" mit Recht zur Lectüre empfohlen wird, liegen uns hier diejenigen Capitel vor, welche die für England so ereignisreiche Zeit von der Thronbesteigung Georgs I. im Jahre 1714 an bis zum Jahre 1815 behandeln. Da dieser Stoff für ein Semester zu umfangreich ist, hat ihn der Herausgeber in zwei Abschnitte getheilt; der eine umfasst die Zeit von 1714 bis 1783, also bis zum Schlusse des amerikanischen Freiheitskampfes, der zweite reicht von da bis zur Schlacht von Waterloo. In den „Anmerkungen" begnügt sich der Herausgeber nicht damit, die dem Schüler vom sachlichen Gesichtspunkte aus unklaren Stellen des Textes verständlich zu machen, sondern er sucht auch „sein Interesse für den inneren Zusammenhang der Ereignisse und die geistigen Strömungen, aus denen sie hervorgehen, zu erwecken". Um dies zu erreichen, zieht er eine ziemlich große Anzahl einschlägiger geschichtlicher Werke in englischer, deutscher und französischer Sprache zurathe, die er in der „Einleitung" zu beiden Bändchen aufzählt. Warum fehlt in diesem Verzeichnisse das auf den neuesten Forschungen beruhende Buch „Lord Clive and the Establishment of the English in India by Colonel G. B. Malleson" (Oxford, Clarendon Press 1895), das doch der Herausgeber auf S. 146 ff. benützt hat? Bezüglich des Warren Hastings neigt sich der Commentator dem veralteten Standpunkte Macaulays zu, wenn er Th. II, S. 103 sagt: „Ob Greens mildes Urtheil über ihn ganz berechtigt ist, ist ohne Kenntnis aller Umstände für uns nicht möglich zu entscheiden". Ein Blick in das Buch „Warren Hastings and the Founding of the British Administration by Captain L. J. Trotter" (Oxford, Clar. Press 1894) hätte ihn belehrt, dass Green den von Burke und Macaulay so viel geschmähten Mann vollkommen objectiv beurtheilt. — Sprachliche Bemerkungen sind diesmal ins „Wörterverzeichnis" verlegt worden; dagegen enthält dieses nur diejenigen Wörter, „die für einen Schüler der mittleren und oberen Classen zur Erleichterung des Verständnisses aufzuführen nöthig schien". Eine solche Auswahl von Wörtern ist in einem Specialwörterbuche misslich; denn der Schüler, der ihm nicht geläufige Wörter, wie *dare-devil* (I 35), *extortion, alien, vindicate* (II 20) usw. in seinem „Wörterverzeichnisse" nicht findet, verliert jedes Vertrauen zu diesem und greift lieber nach einem vollständigen Wörterbuche. — Druckfehler: Abth. I, S. 36, Z. 13 merchan*d*s, S. 51, Z. 1 we*e*re, S. 102, Z. 10 reponsibilities, S. 115 Ja*k*obites; Abth. II, S. 20, 18 judgement, S. 80, Z. 23 *w*ich.

4. Ascott R. Hope ist ein beliebter englischer Jugendschriftsteller, der sich besonders durch seine Erzählungen aus dem Schulleben und durch seine Indianergeschichten bekannt gemacht hat. Zu der letzteren Gattung von Jugendschriften gehört auch „An

Emigrant Boy's Story", worin der Verf. einen nach Amerika ausgewanderten deutschen Knaben die Schrecknisse, die er während der Erhebung der Indianer in Minnesota (1862) erlebt hat, erzählen lässt. Das Interesse an der Erzählung wird vom Anfang bis zum Ende wach erhalten, wenn auch nicht verschwiegen werden kann, dass manche der von dem Knaben glücklich bestandenen Abenteuer recht unwahrscheinlich klingen. Da die ganze Erzählung in einem modernen, flüssigen und leichten Englisch geschrieben ist, so eignet sie sich ganz besonders als Classen- oder Privatlectüre für Anfänger. Die wenigen Anmerkungen, die ein so leichter Text erforderte, sind durchaus zweckentsprechend. Das „Wörterverzeichnis" umfasst den gesammten Wortschatz des Textes; zu den Angaben bezüglich der Bedeutung usw. mögen hier einige wenige Berichtigungen folgen: S. 127 *come*; fehlt *come to be* (S. 4, Z. 26 I came to be quite at home with them all). — S. 130 „*dare* (pret. *dared* und *durst*) dürfen, wagen"; in der Klammer fehlt das Part. *dared* und die Bedeutung dürfen ist zu streichen. — S. 140 *go*; fehlt *to go hungry* (S. 29, Z. 9). — S. 143 *help*; fehlt *to help oneself to* (S. 88, 23 I noted three guns, to which I thought I could have helped myself). — S. 147 „*keep* (mit d. Gerund.) fortfahren"; aber diese Bedeutung reicht nicht aus, um die Stelle S. 6, Z. 6 „But the others worked on with a will, and all the time kept talking and joking" zu übersetzen. — S. 152 „*most* meist; höchst; am meisten"; es heißt auch „der größte Theil" (S. 77, Z. 11 There they lay hid among timber most of the afternoon). — S. 166 „*shrink, shrunk*"; das Präteritum lautet aber nicht *shrunk*, sondern *shrank!* — S. 172 „*tell* (Schuss) treffen, einschlagen"; diese Bedeutung passt nicht zu der Stelle S. 74, Z. 23 our one real cannon *had* already *told* fatally among the enemy (etwa „hatte gewirtschaftet, gewüthet"). Druckfehler: S. 22, Z. 7 *semeed*, S. 50, Z. 5 *geater*, S. 99, Z. 3 *hunded*

Dieses Bändchen ist übrigens das erste der Freytag'schen Sammlung, in welchem jedes englische Wort des Glossars nach der einfachen Bezeichnungsweise des Grieb-Schröer'schen Wörterbuches phonetisch umschrieben wird, eine Neuerung, die wohl die meisten Fachgenossen mit Beifall begrüßen werden.

John Ruskin, Chapters on Art. Für den Schulgebrauch bearb., erklärt u. eingeleitet von Dr. S. Sänger. Mit dem Bildnisse von John Ruskin. XII u. 81 SS. [35. Bändchen der II. Abtheilung der „Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit", herausg. von L. Bahlsen u. J. Hengesbach[1].

Von dem im Januar 1900 verstorbenen berühmten Kunstkritiker John Ruskin liegen hier folgende zwei Aufsätze vor:

[1]) Siehe diese Zeitschrift, Jahrg. 1895, S. 64 f. u. 628 f.; Jahrg. 1899, S. 752 ff.

I. The Relation of Art to Morals. II. The Nature of Gothic. Der letztere, den „Stones of Venice" entnommene Aufsatz ist besonders interessant, da sich hier Ruskin nicht auf die Baukunst allein beschränkt, sondern bei der Besprechung des Naturalismus der gothischen Bauart auch andere verwandte Gebiete, wie die Malerei, Dichtkunst u. a., zum Vergleiche heranzieht. Wiewohl in dem ziemlich umfangreichen Commentar (S. 55—81) alles für den Schüler sachlich Schwierige erklärt wird, so stellen doch beide Aufsätze so hohe Anforderungen an das Denken des Lesers, dass sie wohl nur auf der obersten Stufe des Unterrichts und nur mit sehr guten Classen gelesen werden können.

Wien. Dr. J. Ellinger.

Brettschneider H., Hilfsbuch für den Unterricht in der Geschichte auf höheren Lehranstalten. V. Theil, Geschicht des Alterthums. 2. verb. Aufl. Halle a. S. Waisenhaus 1900. 8°. 198 SS. Preis Mk. 1·60.

Die erste Auflage dieses Lehrbuches für Obersecunda habe ich in dieser Zeitschrift (1893, S. 789) besprochen und sowohl die Vorzüge als Mängel desselben hervorgehoben. Die neue Auflage ist sehr eingehend durchgearbeitet, und zwar durchweg zu ihrem Vortheil. Eine ausführlichere Behandlung der antiken Geographie, zwei kurze Abschnitte über die Religion und eine Erweiterung des Abschnittes über die älteste griechische Geschichte sind hinzugekommen, dagegen ist die orientalische Geschichte gekürzt, im ganzen ist jedoch das Buch etwas umfangreicher geworden. Der Verf. versichert, dass er das Pensum, welches sein Buch aufgibt, auch mit einer schlechten Schülergeneration habe erledigen können, ich muss mich daher mit meiner gegentheiligen Ansicht bescheiden, die ich anlässlich der ersten Auflage ausgesprochen habe. Ich halte jedoch daran fest, dass durch die Menge des in knapper Fassung vorgetragenen Stoffes an die Schüler bei Benützung dieses Buches sehr große, meines Erachtens zu große Forderungen gestellt werden. Den Protest des Verf. gegen Lehrbücher, in denen die modernsten Lehrsätze der wirtschaftsgeschichtlichen Schule enthalten sind, halte ich durchaus für berechtigt, ich gehe nur noch weiter und lehne ebenso auch die Aufnahme der neuesten Forschungsergebnisse in die Schulbücher ab.

Neubauer F., Lehrbuch der Geschichte für höhere Lehranstalten. I. Theil. Lehrbuch der Geschichte des Alterthums für Quarta. Halle, Waisenhaus 1899. 135 SS. Preis Mk. 1·20.

Der Verf. gehört zu den nicht sehr zahlreichen Vertretern der Ansicht, dass ein Lehrbuch besonders auf der Unterstufe des Unterrichtes mehr als ein bloßes Gerüst von Thatsachen und Zahlen,

mehr als einen knappen Auszug enthalten solle, dass es vielmehr eine lesbare und daher dem Schüler interessante und anregende Darstellung bieten müsse. Er hat daher den Verlauf der griechischen und römischen Geschichte breit und behaglich erzählt und dennoch nur ein Büchlein von recht mäßigem Umfang geschrieben. Das Streben nach Anschaulichkeit und die Absicht, die Jugend Interessierendes zu bieten, hat ihn auch veranlasst, der Kritik bei der Auswahl des Stoffes Schweigen zu gebieten, Sagenhaftes, Anekdoten u. dgl. aufzunehmen. In all diesen Punkten theile ich seine Ansicht, und da er ferner in der Auswahl des Stoffes geschickt verfahren ist, das Buch gut geschrieben, die Eintheilung endlich übersichtlich ist, so stehe ich nicht an, die Leistung als wohlgelungen zu bezeichnen.

Graz. Adolf Bauer.

Georg Liebe, Der Soldat in der deutschen Vergangenheit. Mit 183 Abbildungen und Beilagen nach den Originalen aus dem 15. Jahrhundert. Leipzig, Eugen Diederichs 1899.

Unter den Büchern, welche diese rührige Buchhandlung in jüngster Zeit ausgehen ließ, ist das vorliegende in erster Linie zu nennen. Es will und kann keine Geschichte des deutschen Kriegswesens geben, will auch nicht die Einwirkungen darlegen, die der deutsche Soldat auf die Cultur ausgeübt, sondern jene, die er von ihr erfahren hat. Mit Recht wird hier bemerkt, dass kein Zug im Antlitz eines Volkes dessen inneres Leben so treu abspiegle als sein Kriegswesen. Dies gilt weniger von den technischen Einrichtungen der Taktik und Bewaffnung, die den Maßstab mehr für die äußere Cultur abgeben, als für die Heeresergänzung und die sociale Stellung der Krieger. Nach diesen Seiten hin gibt das Buch anschauliche und zutreffende Bilder aus dem Soldatenleben seit dem 15. Jahrhundert, die ihren Gehalt und der Darstellung nach nicht selten an Gustav Freytags Bilder aus der deutschen Vergangenheit erinnern. Ihnen wird eine Übersicht des Kriegswesens der älteren Jahrhunderte vorausgeschickt, die bei aller Kürze belehrend ist. Für das 15. und die folgenden Jahrhunderte stehen aus gleichzeitigen Druckwerken gute Abbildungen zur Verfügung, die hier in bester Weise verwertet werden. Auf die wichtigsten Phasen in dem Gang der Entwicklung des deutschen Soldatenlebens wird hier Rücksicht genommen: die husitische Wagenburg und ihre Aufnahme bei den Deutschen, die unter der Benützung des Pulvers entstandenen neuen Waffengattungen und damit das Entstehen eines neuen Kriegerstandes, die Entwicklung des Landsknechtswesens (für die namentlich eine Menge ausgezeichneter Abbildungen vorliegen) und des Lagerlebens, das Soldatenleben im 30jährigen Krieg usw. Alles, was das Soldaten-

leben berührt, wird hier innerhalb der genannten Phasen besprochen: der Soldat in der Literatur und Caricatur, die taktischen Änderungen, die Officiersbildung, die sociale Stellung des Soldaten usw. Wesentliche Verstöße sind dem Ref. nicht begegnet; doch hätte ein und der andere Druckfehler leicht vermieden werden können. Auch wäre eine in die Augen fallende Gliederung des so reichhaltigen Stoffes sehr erwünscht gewesen. Die Abbildungen bilden eine Zier des Buches.

Graz. J. Loserth.

A. Hartlebens kleines statistisches Taschenbuch über alle Länder der Erde. 7. Jahrg. 1900. Nach den neuesten Angaben bearbeitet von Prof. Dr. Fr. Umlauft. Wien, Pest, Leipzig, Hartlebens Verlag 1900. 12°, 96 SS. Preis Kr. 1·60.

Das zierliche Büchlein führt sämmtliche Staaten der Welt ohne weitere Gliederung in alphabetischer Reihenfolge vor, so zwar, dass selbst die 25 Bundesstaaten des Deutschen Reiches und Elsass-Lothringen gesondert eingereiht sind und somit Württemberg als letzter der 89 Staaten der Welt erscheint. Die einzelnen Überschriften decken sich mit denen in den Hübnerischen Tabellen so ziemlich; neu hinzugekommen sind nur die Landesfarben. Während aber U. bei jedem Staate die Länge der Telegraphenlinien, die Zahl der Postämter, die Gewichte, Hohlmaße usw. getrenlich aufführt, übergeht er merkwürdigerweise die Nationalität und Confession der Bevölkerung sowie die Haupterzeugnisse der Länder vollständig, selbst bei Österreich-Ungarn, wo doch besonders die erste Frage eine so große Rolle spielt. Während Hickmann überall, die Hübnerischen Tabellen wenigstens bei der Städtebevölkerung nur abgerundete Zahlen bringen, gehen die Angaben U.s fast durchwegs bis auf die Einheiten herab, was mit Rücksicht auf den Zweck des Büchleins nicht nur überflüssig, sondern oft geradezu sinnlos ist. So werden z. B. die egyptischen Staatsschulden mit 2.107,632.757 Mark angegeben. Fehlen nur noch die Pfennige! Die Bevölkerung Columbias z. B., die auf einer Berechnung vom Jahre 1884 beruht, erscheint mit 3,920.207, die der Stadt Bogota mit 95.813 Bewohnern, die Bevölkerung Österreich-Ungarns für das Jahr 1897 mit 25,518.998 angegeben. Man möchte fragen, mit welchem Rechte diese Zahlen? Entweder die Ziffer von der letzten Zählung, oder die Berechnung für die Gegenwart. Was soll aber die Berechnung bis auf die Einheiten herab für einen Wert haben, noch dazu, wenn das Jahr, für das die Zahlen berechnet sind, schon weit hinter uns liegt? Das Merkwürdigste aber ist, dass die Verlagshandlung in einem Rundschreiben gerade diesen Umstand als einen besonderen Vorzug hervorhebt. Nur noch ein Bei-

spiel: Hickmanns Universal-Taschenatlas vom Jahre 1900 gibt die Größe der deutschen Handelsflotte mit 2,540.000 Tonnen an, U. mit 1,639.552 Tonnen; Hickmann die Handelsflotte der Vereinigten Staaten mit 2,465.400 T., U. mit 4,749.738 T. Und bei so stark von einander abweichenden Angaben soll es auf die Einheiten ankommen? Bei Hamburg und Bremen hätte wohl auch, wie bei anderen europäischen Staaten, die Höhe der Ein- und Ausfuhr angegeben werden können; das wäre jedenfalls zweckmäßiger gewesen, als bei jedem der 25 Bundesstaaten zu wiederholen: „Geld- (Goldwährung): 1 Mark à 100 Pfennig = 1·176 österr. Kronen". Von Montenegro führt der Herausgeber vier „Städte" an: Cetinje, Podgoritza, Dulcigno und Nikšić. Von Abessinien gar fünf: Addis-Ababa, Harar, Ankober, Axum und Gondar. Dagegen von Bayern beispielsweise nur drei: München, Nürnberg und Augsburg, von Baden nur Karlsruhe und Mannheim! — Den Schluss bildet eine übersichtliche Zusammenstellung der Größe und Bevölkerung der einzelnen Erdtheile, der Eisenbahnen- und Telegraphennetze, der Handelsflotten, Staatsschulden, Armeen und Kriegsflotten Europas und der größten Städte der Erde. Das handliche Format und der überaus mäßige Umfang kommen dem Büchlein zustatten.

Dieselben Angaben sind auch in einem anderen Formate erschienen, nämlich auf einer großen Tafel (70 : 100 cm) unter dem Titel: Hartlebens statistische Tabellen über alle Staaten der Erde, 8. Jahrgang 1900.

Dr. H. Ebner, 200 Skizzen in Farben (meist Tafelzeichnungen) zur Einführung in den Geographie-Unterricht für Lehrer und Schüler an Bürger- und Mittelschulen. Wien und Leipzig bei Freytag und Berndt, o. J. 72 SS. 8°. Pr. Kr. 2·60.

Das Bestreben, durch die sogenannte zeichnende Methode unsere Schüler in den Geographieunterricht einzuführen, treibt mitunter wunderliche Blüten. So richtig nämlich die Methode an sich ist, solange sie sich in vernünftigen Schranken hält, wird sie durch ein Übermaß zu einer Krankheit, die Unheil stiften kann. Das vorliegende Büchlein ist ein Product dieser Richtung. Es wird darin alles gezeichnet, das Mögliche und das Unmögliche, und der Atlas mag getrost in die Rumpelkammer wandern. Will man dem Schüler den Begriff „Küste" klar machen, so zeichnet man ihm einfach Griechenland oder etwa Mittelamerika an die Tafel! (S. 13); damit er wisse, was eine Halbinsel, ein Meerbusen sei, zeichnet man ihm die Umrisse Asiens oder Skandinaviens an die Tafel! (S. 14); will er wissen, was rechtes und linkes Ufer ist, so zeichnet man ihm einfach ein Netz von Flüssen auf und schreibt zu jedem dazu: rechtes Ufer, linkes Ufer! (S. 31).

Was noch alles gezeichnet wird, davon einige Proben. Gleich auf der dritten Seite erscheinen vier Kreise mit je zwei senkrecht aufeinander stehenden Durchmessern, ein paar Buchstaben und Ziffern. Das sind die nördliche und südliche, die westliche und östliche Hemisphäre! Auf der nächsten Seite findet sich zweimal je ein größerer mit zwei kleineren concentrischen Kreisen und den beiden Durchmessern. Das sind die nördliche und südliche Halbkugel mit Wende- und Polarkreisen! Darauf folgen die Halbkugeln der größten Land- und Wassermasse in ganz ähnlicher Art, für den Schüler offenbare Sphinxe, da die beiläufige Lage der Erdtheile nicht etwa durch Umrisse, sondern bloß durch die Buchstaben *A* und *E*, die Wendekreise merkwürdigerweise durch die Ziffer $22^1/_2$, die Polarkreise durch die Ziffer $67^1/_2$ angedeutet sind. Auf S. 6 wird die Erde als Ellipse dargestellt und dem Schüler das Räthsel aufgegeben, wie stark die Abplattung übertrieben sei. Selbst die Geschwindigkeit der Erdrevolution wird graphisch darzustellen versucht (S. 8). Mit Hilfe einer langen Linie, die sich aber der Schüler noch zehnmal länger denken soll (!), und einer höchst langweiligen Rechnung kommt der Verf. zu dem Ergebnisse, dass die Erdgeschwindigkeit 10.000mal größer als die eines Eilzuges, diese 10.000mal größer als die einer Schildkröte sei. Dass er sich dabei verrechnet hat und die Erdgeschwindigkeit in Wirklichkeit nur etwa 1000mal, nicht 10.000mal, größer ist als die des Eilzuges, ist das kleinere Übel. Das größere ist, dass man zur Einprägung eines so einfachen Satzes einen solchen Apparat anwenden zu müssen glaubt. Das heißt doch wirklich mit Kanonen auf Spatzen schießen! Zur Veranschaulichung der Haupt- und Nebenweltgegenden wird auf der zweiten Seite der Gotthard und das Fichtelgebirge mit den davon auslaufenden Gebirgszügen und Flüssen dargestellt. Darunter steht wieder ein Räthsel, nämlich 1 = 50. Erst viel später, bei einer ähnlichen Gelegenheit, fällt es dem Verf. ein, deutlicher zu sein und zu sagen: 1 cm = 50 km. Was dagegen die das Ostende des Genfer- und Bodensees verbindende Linie und die Bezeichnung „25 Min." bedeutet, darüber konnte sich Ref. nicht klar werden. — Es scheint dem Verf. übrigens gar nicht darum zu thun zu sein, das richtige Verhältnis durch seine Zeichnungen zu veranschaulichen, sagt er doch im Vorworte ausdrücklich: „Der Schwerpunkt der Zeichnungen liegt auch (!) darin, zu zeigen, auf welche mannigfache Weise sich Zahlen graphisch darstellen lassen". So zeichnet er die Größe der Weltmeere z. B. nicht weniger als achtmal, und zwar je zweimal mit verschiedenen Maßstäben in Quadraten, Rechtecken, Kreisausschnitten und geraden Linien. Dass es ein Widersinn ist, Flächen durch gerade Linien, die relative Bevölkerung durch Quadrate oder Rechtecke auszudrücken, scheint ihm nie in den Sinn gekommen zu sein. Wo es verschiedene Zahlenangaben gibt, da macht er förmlich Jagd auf sie, um sie an einer zweiten

oder dritten Zeichnung demonstrieren zu können. So erscheint Afrika bei der Darstellung der Erdenbewohner in Quadraten mit 127 Mill., in Rechtecken mit 90 Mill., in geraden Linien mit 222 Mill. Für die Katholiken der Erde bringt er gar vier verschiedene Angaben, die Fetischdiener gibt er in geraden Linien mit 237 Mill. (S. 61), in Rechtecken mit $5^1/_2\%$ aller Menschen an! Der Nil wird einmal mit 4000 km, einmal mit 6000 km Länge vorgeführt usw. Die Namen sind meist so gekürzt, dass man sich auf das Rathen verlegen muss. M bedeutet einmal Meilen (S. 32), ein andermal wieder Myriameter (S. 43). Unter den Erdtheilen findet sich auch einmal ein Eras., jedenfalls für Eurasien. Was mag der Verf. nur unter relativer Küstenentwicklung verstehen? Nach ihm hätte nämlich Afrika eine dreimal so große relative Küstenentwicklung wie Europa (S. 18). Bei der Terraindarstellung, die im ganzen recht gut ist, knüpft er an die Zeichnung des Profils von der Poebene bis in die norddeutsche Tiefebene die verblüffende Frage: „Kann man das ganze Profil in der Natur auf einmal überblicken?“ (S. 25). Auf S. 37 sind die 10 größten Stromgebiete der Erde durch Rechtecke dargestellt, aber die Donau, durch welche das Ganze doch eigentlich erst Wert bekäme, ist nicht zum Vergleiche herangezogen. Nach den Zeichnungen auf S. 23 und 45 würde das Tiefland in Afrika geradeso wie in Asien etwa ein Drittel des ganzen Erdtheiles ausmachen; nach der Zeichnung auf S. 64 wäre das christliche Gebiet in Asien fast ebenso groß wie das heidnische; nach einer anderen Zeichnung gibt es in Amerika zwar kein heidnisches Gebiet (S. 64), aber doch 14 Mill. Heiden, umgekehrt in Europa zwar keine Heiden, aber doch ein heidnisches Gebiet. Ganz unzweckmäßig ist die Darstellung der Entstehung der Jahreszeiten auf S. 51, da die Sonnenstrahlen nicht parallel gezogen sind und beispielsweise am 21. Juni gerade noch den Nordpol treffen. Ganz verfehlt und unverständlich sind auch die Zeichnungen auf S. 52. Auf der einen ist der Punkt, für den der Horizont gezeichnet wurde, auf das Himmelsgewölbe verlegt, aus einer anderen müsste geschlossen werden, dass die Tageslänge zur Zeit, da die Sonne im Äquator steht, in verschiedenen Breiten verschieden sein müsse usw.

Fassen wir unser Urtheil zusammen, so lautet es mit Bezug auf den vom Verf. selbst angegebenen Zweck: Völlig unbrauchbar für den Schüler, wertlos für den Lehrer; schade um die auf die Zeichnungen verwendete Zeit und Mühe. Wenn sich Ref. trotzdem so eingehend mit dem Büchlein beschäftigt hat, so war es eben nicht allein dieses, das er kennzeichnen wollte, sondern die ganze ungesunde Richtung, aus der es hervorgegangen.

Wien. L. Weingartner.

Elemente der Theorie der Determinanten mit vielen Übungsaufgaben von P. Mansion. 3. verm. Aufl. Leipzig, Teubner 1899.

Das bekannte Büchlein ist der Hauptsache nach unverändert geblieben. Der frühere Anhang wurde theilweise in das Buch selbst aufgenommen. Die wesentlichste Änderung hat die Behandlung der Auflösung linearer Gleichungen und die Elimination erfahren. Die Darstellung ist hier allgemeiner und umfassender geworden. Die Übungsaufgaben wurden vermehrt. Neu hinzugefügt ist ein Register.

Vorlesungen über Algebra. Von E. Netto. II. Band, 2. Theil. Leipzig, B. G. Teubner 1899.

Damit bringt der Verf. das seinerzeit angezeigte Werk zum Abschluss. Wir erhalten zunächst eine übersichtliche und klare Darstellung des wichtigen Irreducibilitätssatzes von Hilbert (J. f. M. 110, 1892), der erst eine ganze Reihe von principiell wichtigen Fragen in durchschlagender Weise zum Erledigung bringt. Dann folgen im 5. Abschnitt die Hauptpunkte der Theorie der algebraischen Gleichungen unter dem Gesichtspunkte der Galoisschen Substitutionentheorie. Stufenweise werden wir über die cyklischen und Abel'schen Gleichungen unterrichtet, sodann zur allgemeinen Theorie der Substitutionsgruppen unter besonderer Rücksicht auf die Abel'schen Gruppen und die lineare Gruppe geführt. Die Grundbegriffe der Theorie der algebraischen Zahlen und die Theorie der Auflösbarkeit der algebraischen Gleichungen durch Wurzelzeichen werden dargestellt und auf reelle Rationalitätsbereiche angewendet, wobei sich Gelegenheit ergibt, auf die neueren, an den Casus irreducibilis der Cardanischen Formel anknüpfenden Untersuchungen von Hölder, Kneser, Gegenbauer einzugehen.

Seinen Abschluss findet das Buch mit der Theorie der Tripelgleichungen und den berühmten Untersuchungen über die Auflösung der Gleichung 5ten Grades durch elliptische Functionen.

Wenn ich auch Darstellung und Reichhaltigkeit des Werkes durchaus loben muss, so kann ich doch den Versuch, die Terminologie einheitlich zu gestalten, nicht als einen gelungenen bezeichnen. Sprachlich wird eine Bildung wie „autojuger Theiler" die Namen „ausgezeichnete Untergruppe" oder „Normaltheiler" kaum zu verdrängen im Stande sein. Auch ist der Verf. hierin nicht consequent. Das Wort „Körper" im Sinne von Dedekind und Weber ist gewiss sprachlich und sachlich so gut als das Wort „Rationalitätsbereich" und auch noch kürzer. Gleichwohl ist das letztere Wort beibehalten, wohl aus Pietät für Kronecker, den einstigen Lehrer Nettos.

Das Buch als Ganzes betrachtet ist als eine wertvolle Bereicherung der Literatur anzusehen und nach Inhalt und Charakter

eigenartig. Es iet besondere darum wertvoll, weil es eine große Reihe principiell wichtiger Untersuchungen, die bisher nur zerstreut und in Zeitschriften zugänglich waren, in geordneter, für das unmittelbare und zusammenhängende Studium geeigneter Form vorführt. Lehrern und Studierenden dieses Gebietes wird es daher gleich willkommen sein.

Innsbruck. F. Wirtinger.

Ströse Karl, Leitfaden für den Unterricht in der Naturbeschreibung an höheren Lehranstalten. Ausgabe A. Für Realgymnasien, Realschulen und verwandte Schulanstalten. I. Zoologie. 1. Heft: Unterstufe. 2. Aufl. 104 SS., 73 Figuren. Dessau, Verlag von Paul Baumann 1897. Preis geb. 1 Mk. 20 Pf.

Dieses Lehrbuch für die VI., V. und IV. Classe, nach unserer Eintheilung also für die I.—III. Classe bestimmt, ist mit großer Sachkenntnis und Geschicklichkeit in der Auswahl und Behandlung des Stoffes abgefasst. Besonders ist das biologische Moment gut berücksichtigt. Unterstützt wird der Lehrgang durch meist sehr gute Abbildungen. Ob die gewählte Art der Darstellung aber, wobei der Lehrstoff einer Seite des Buches oft in mehrere Capitel unter A, B, C ..., diese in Abtheilungen unter a, b, c ... und diese endlich in Unterabtheilungen unter 1, 2, 3 ... aufgelöst wird, also gewissermaßen das Kasten- und Schachtelsystem des Cabinetes zur Anwendung kommt, für den Unterricht die beste, ja überhaupt gut ist, möchte Ref. bezweifeln. Dass ferner der ganze methodisch geordnete Vorgang, den der Lehrer beim Unterrichte in der Schule einhält, auch im Lehrbuche zum Ausdruck kommt, ist für den Schüler ebenfalls weder erwünscht noch vortheilhaft. — Auch einige sachliche und sprachliche Unrichtigkeiten fielen dem Ref. auf. S. 22 wird der Fledermaus ein breites (?) Brustbein zugeschrieben, thatsächlich ist an demselben nur auffallend ein mittlerer Kamm und ein verhältnismäßig großes Manubrium. Unrichtig ist die allgemein gehaltene Angabe (S. 33), dass die Eidechse ihre Eier auf feuchtem Boden unter Moos ablegt. Ref. hat Eidechsen wiederholt bei der Eierablage beobachtet, immer an sonnigen, trockenen Orten, wo das Thier zu genanntem Zwecke die staubtrockene Erde aufwühlte, womit er allerdings die Möglichkeit der gemachten Angabe nicht bestreiten will. In der angewendeten Fassung ist sie aber entschieden unrichtig. — Sprachlich unrichtig ist auch die Angabe (S. 34), dass die Giftzähne der Kreuzotter bei geschlossenem Munde „rückwärts liegen" (soll richtig heißen: „sich nach rückwärts umlegen"). Neben meist sehr guten Abbildungen finden sich auch einige mangelhafte

z. B. S. 89 das Schema des Blutkreislaufes der Amphibien und Reptilien, S. 80 der Fuß des Pelikan u. a.

Falls sich der Verf. dazu entschließen könnte, das selbst für die Augen unangenehme Schachtelsystem aufzugeben und für eine reichere Ausstattung mit Bildern zu sorgen, würde die Brauchbarkeit des Buches entschieden gewinnen.

Krems. Franz Müller.

Dr. Josef Mitteregger, Lehrbuch der Chemie für Oberrealschulen. II. Theil: Organische Chemie. Mit 13 Holzschnitten. 7., dem neuen Normallehrplan entsprechend umgearbeitete Auflage. Wien 1899. Alfr. Hölder. 154 SS. Preis geh. Kr. 1·80, geb. Kr. 2·20.

Das vielbenützte Lehrbuch der organischen Chemie liegt nunmehr in der siebenten Auflage vor; dasselbe ist der vorigen gegenüber um circa 30 Seiten gekürzt worden. Die Stoffvertheilung ist den Anforderungen des neuen Lehrplanes im großen und ganzen angepasst. Auf manche Capitel wird aber in der Unterrichtspraxis verzichtet werden müssen: so auf die Angaben über Methyläther, über Methyläthyläther und Methylsulfonsäure, über Knallsäure, Oxaminsäure und Malonsäure, über Milchsäure-, Buttersäure-, schleimige, saure und faulige Gährung, manches von dem über Wein, Bier und Branntwein Gesagte, über Kreosol, Orcin, Kresol und Kreosot, über Azofarbstoffe, über Phtalsäure und α-Naphtalinsulfonsäure, über α-Naphtol und die Phtaleïne, über Piperidin, Brucin, Curarin, Cinchonin, Aconitin, Veratrin und Cocain.

An einigen Stellen finden sich ungenaue Angaben, so beispielsweise über die schlaferzeugende Wirkung des Chloroforms (S. 28), über die Lösungsverhältnisse der Dextrose in Wasser und Alkohol (S. 72), über die Reduction von alkalischer Kupferlösung durch Rohrzucker (S. 74), über die Temperatur, bei der Stärke in Dextrin verwandelt wird (S. 85, A. 2 und 7), „Anilin fällt Metalloxyde aus ihren Verbindungen“ (S. 110). Die Grundlage der Anilinfarbstoffe ist „der Kohlenwasserstoff Triphenylmethan oder Diphenyltolylmethan“ (S. 119) usw.

Von Formeln sollten natürlich vor allem die Structurformeln berücksichtigt werden, aber auch von diesen wäre für eine Verbindung nicht bald die eine, bald die andere, sondern nach Thunlichkeit immer ein und dieselbe in Anwendung zu bringen. Aufschreibungen wie S. 59:

$$C_6 H_8 H_7 = C_3 H_4 . OH (CO . OH)_3 = \begin{array}{l} CH_2 . COOH \\ | \\ C (ose) . COOH \\ | \\ CH_2 . COOH \end{array}$$

für einen Körper kommen gar nicht selten vor!

Recht wünschenswert wäre eine Angabe, warum bei einem Gehalte an Schwefel, Phosphor oder Halogen die „Verbrennung" einer organischen Verbindung nicht mit Kupferoxyd, sondern mit Bleichromat vorgenommen wird. — Dieser eine Wunsch sei angeführt als ein Vertreter für viele andere, die jeder aufmerksame Leser des Büchleins aussprechen wird! Mehr als einmal wird man z. B. wünschen, dass keine allgemeine Kennzeichnung von Körpergruppen gegeben werde, ehe einzelne Repräsentanten dieser Gruppen gut studiert worden sind! Das Wesentliche des auf S. 15—17 über die Constitution organischer Körper Gebotenen ist dem Schüler aus seinen früheren Studien bekannt; die näheren Ausführungen aber über organische Radicale, Structur und Atomverkettung sollen nicht als „Einleitung" vorausgeschickt, sondern sie sollen sich als das Resultat des Studiums besonderer Fälle von selbst ergeben. Ähnliches ist betreffs der homologen und heterologen Reihen (S. 34), desgleichen bezüglich des ebenda über „Isomerie" Vorgebrachten zu sagen. Ähnliches wiederholt sich aber auch an anderen Stellen!

Gegen den Stil ist, wie aus früheren Auflagen hinlänglich bekannt, im allgemeinen kaum etwas einzuwenden. Ausdrücke wie: „verbrennlich" (S. 2); „die Ölsäuren sind zerleglicher" (S. 76); Buttersäuregährung, die dann sich einleitet" (S. 46); oder Gefüge wie das S. 60, letzter Absatz und S. 61, A. 1 befindliche oder das S. 61, A. 5 stehende sollten füglich vermieden werden! Die wenigen Druckfehler, welche vorkommen, sind keineswegs störender Natur.

Wien. Joh. A. Kail.

Kraepelin, Dr. Karl, Naturstudien im Hause. Ein Buch für die Jugend. Mit Zeichnungen von O. Schwindrazheim. Leipzig. G. B. Teubner 1896. 8°, 174 SS. Preis geb. 3 Mk. 20 Pf.

Im Vorworte betont der bekannte Verf. (Director des Naturhistorischen Museums in Hamburg) mit Recht die hohe Bedeutung der Naturwissenschaften für die Erziehung der Jugend. Es kommt immer darauf an, was man der Jugend bringt, und auf die Form, in der man es bietet. In vorliegendem Buche wird uns ein Pädagoge, Dr. Ehrhardt, in abendlichen Gesprächen (an 14 Abenden) mit seinen drei Söhnen Fritz, Kurt und Hans vorgeführt und werden an ganz bekannte Objecte des Hauses, der menschlichen Wohnung die anziehendsten naturwissenschaftlichen Betrachtungen und Belehrungen geknüpft. Obzwar die Form des Dialoges sonst nicht sehr beliebt ist, hier ist sie ganz am Platze, und es bietet einen eigenen Reiz, Gegenstände aus unserer nächsten Umgebung,

n denen wir sonst achtlos vorübergehen, in der Art des Dr. Ehrhardt behandelt zu sehen, und selbst der erfahrene Lehrer wird aus der interessanten Lectüre manches für den Unterricht gut Verwendbare gewinnen können. Die reifere Jugend aber, dessen sind wir sicher, wird das Buch gerne und mit großem Nutzen lesen. — Die Sprache ist sehr klar und die Darstellung fesselnd, die Erklärungen und gewählten Beispiele sind oft ganz eigenartig im guten Sinne des Wortes. Es sei gestattet, einige Stellen anzuführen: Die Sandkörner im Magen der körnerfressenden Vögel werden ihre falschen Zähne genannt, und es wird erzählt, dass ein Strauss auf einem Schiffe zugrunde gieng, weil man vergessen hatte, ihn in seinem Käfige mit Kieselsteinen zu versehen. — Die fünf auseinandertretenden Geranium-Früchte werden mit fünf Goldschmiedsöhnen verglichen, welche auch vom Vaterhause fort müssen, weil im Geburtsorte nur ein Goldschmied Erwerb und Unterhalt finden kann. Die dicken Keimblätter der jungen Pflanze werden zwei Reisetaschen genannt, welche vollgestopft mit Nahrung dem Pflanzenbaby von der Mutterpflanze mitgegeben wurden. — Mit großem Geschick werden auch praktische Winke eingestreut, z. B. Belehrungen über die so wichtige Conservierung der Zähne u. a. — Der Ref. kann es nicht unterlassen, auf einige Unrichtigkeiten, die unterlaufen sind, aufmerksam zu machen. S. 97 wird gesagt, dass die Steinkohlen „aus riesigen Schuppenbäumen, Bärlappen und Schachtelhalmen hervorgegangen sind". Bekanntlich werden aber die Schuppenbäume zu den Bärlappgewächsen gezählt. — Bedenklich erscheint der Satz (S. 24): „Die meisten Spinnen überwintern als Eier". Sprachlich unrichtig sind die Sätze S. 100: „O ja, das weiß man und ist in jedem Zoologiebuche zu lesen" und S. 139: „Bei der Dattelpalme bleibt die eine Hälfte aller Bäume beständig ohne Früchte". — Die beigegebenen nicht zahlreichen Abbildungen sind sorgfältig und sauber gezeichnet. Ganz unrichtig ist der S. 99 abgebildete Fliegenfuß, unklar die Zeichnung der Spinnenwarzen S. 14. — Zum Schlusse kann Ref. das Buch aus voller Überzeugung allen Fachcollegen, denen darum zu thun ist, den naturgeschichtlichen Unterricht anziehend zu gestalten, als eine Fundgrube schöner Gedanken empfehlen. Besonders wird es sich aber zur Anschaffung für Schülerbibliotheken eignen.

Krems. Franz Müller.

Frommanns Classiker der Philosophie. Herausg. von Richard Falckenberg. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag. 7. Bd. Kant von Fr. Paulsen, XIV u. 407 SS. (1). 8. Bd. Aristoteles von H. Siebeck, 142 SS. (2). 9. Bd. Plato von W. Windelband. 190 SS. (3).

Diese schöne Sammlung von Monographien über hervorragende Philosophen schreitet rüstig vorwärts und darf sich ihrer älteren englischen Schwester, der „Philosophical Classics for English Readers". ebenbürtig an die Seite stellen. Die letzten drei Bände, auf die wir diesmal die Aufmerksamkeit der Leser lenken wollen, zeigen wiederum, dass der Herausgeber seine Mitarbeiter gut zu wählen versteht.

1. Paulsens Buch über Kant ist eine durchaus eigenartige, sehr interessante, wenn auch oft zum Widerspruch reizende Darstellung der Kant'schen Philosophie. Der Band ist umfangreicher als alle anderen bisher in der Sammlung erschienenen, was bei der großen Bedeutung und der Schwierigkeit des Gegenstandes begreiflich und sehr zu begrüßen ist. Dabei ist das Buch überaus frisch und fesselnd geschrieben, so dass die Lectüre zum Genusse wird. Statt einer Inhaltsangabe, die ja viel allgemein Bekanntes enthalten müsste, wollen wir uns darauf beschränken, das Eigenartige des Buches hervorzuheben.

Während nach der allgemeinen Auffassung die geistige That Kants darin besteht, dass er der Metaphysik für alle Zeit den Boden entzogen hat, behandelt Paulsen in einem eigenen Abschnitt (S. 244—286) die Metaphysik Kants, in welcher er einen integrierenden Bestandtheil seines Systems zu finden glaubt. Das Festhalten am „Ding an sich", der Glaube an die Beweiskräftigkeit der „Postulate der praktischen Vernunft" gehört nach Paulsen zu den innersten centralsten Elementen von Kants Philosophie. In einem kürzlich in den „Kantstudien" erschienenen Aufsatz hat Paulsen seine Auffassung noch eingehender begründet. Wir können hier auf eine ausführliche Darstellung und Prüfung seiner Argumente nicht eingehen und bemerken nur, dass Paulsen gewichtige Beweisgründe für seine Auffassung beigebracht hat. Kant selbst betrachtete seine Vernunftkritik thatsächlich nur als Unterbau für eine wissenschaftliche Metaphysik, und doch hatte Hegel Recht, als er in der 1812 erschienenen Einleitung zu seiner Logik sagte, infolge der Kantschen Philosophie sei Deutschland ohne Metaphysik. Kant wollte die Metaphysik nicht vernichten, allein die Wirkung seiner Vernunftkritik war und ist eine anti-metaphysische.

Neu und sehr anregend ist ferner in dem Buche der Hinweis auf den Zusammenhang, der zwischen Kants Philosophie und dem Protestantismus besteht. Im Buche selbst ist dieser Gedanke freilich nur angedeutet, allein in einem Aufsatze „Kant der Philosoph des Protestantismus", der zuerst in den „Kant-

studien“ (IV, 1 ff.), dann auch separat erschienen ist, führt Paulsen den Gedanken in höchst anregender und überzeugender Darstellung aus. Kant ist antidogmatisch und irrationalistisch, und das ist in letzter Linie auch der Protestantismus; die Vernunft ist unfähig, die letzten Wahrheiten zu ergründen, allein unser sittliches Bewusstsein gibt uns die sicherste Gewähr für das Vorhandensein eines über der Welt thronenden allmächtigen und allgütigen Wesens. Die Unmöglichkeit, das Dasein Gottes mit Vernunftgründen zu beweisen, ist für Kant ebenso gewiss wie die Giltigkeit seiner praktischen Postulate. Die tiefe Innerlichkeit des moralischen Glaubens, die sich bei Kant kundgibt, ist echt protestantisch. Es ist der Glaube, der zu rechtfertigen vermag.

Was in dem Buche nicht ganz zur Geltung kommt, das ist die Bedeutung von Kants Ästhetik. Der mächtige Einfluss, den diese auf die deutsche Dichtung und auf die Auffassung und Betrachtung des Kunstwerkes überhaupt ausgeübt hat, wird meines Erachtens nicht gebührend gewürdigt. Jedenfalls aber ist Paulsens Kantbuch eine hervorragende Leistung, die ernste Beachtung verdient und auch findet.

2. Für Aristoteles hätte man von vornherein kaum einen geeigneteren Bearbeiter finden können, als H. Siebeck, den Verfasser der vortrefflichen, leider unvollendeten Geschichte der Psychologie. Die Darstellung ist jedoch nicht ganz so ausgefallen, wie man erwartet und gewünscht hätte. Schon der geringe Umfang des Buches (142 pp.) macht ein genaues Eingehen auf Einzelheiten unmöglich, allein eben diese Knappheit war ja nicht unbedingt gefordert, zumal die anderen Bände der Sammlung wesentlich stärker sind. In diesem engen Rahmen werden nun die Hauptlehren des Stagiriten vollkommen sachgemäß, in einzelnen Partien sogar glänzend dargestellt, allein es fehlt auch manches, was man ungern vermisst.

Die Einleitung gibt eine Skizze der griechischen Philosophie vor Aristoteles. Hier sieht man die Fortschritte der Forschung nicht überall und nicht ausreichend verwertet. Vortrefflich ist dagegen der Punkt der platonischen Philosophie bezeichnet, wo Aristoteles einsetzte. Dadurch, dass die Materie dem Begründer der Ideenlehre zum Nicht-Seienden wurde, war die sinnfällige Wirklichkeit zum Räthsel geworden, und hier greift Aristoteles ein, indem er die Materie zum realen Substrat alles Werdens macht.

Der folgende Abschnitt über das Leben des Aristoteles ist entschieden zu kurz und zu dürftig. Über die Schicksale der Schriften des Aristoteles wird gar nichts mitgetheilt. Die bekannte Erzählung Strabons ist meines Erachtens weder durch Zellers Argumente noch durch die Nachweise der Benützung Aristotelischer Schriften durch Polybios, welche Scala in seinem Werke „Die Studien des Polybius“ beigebracht hat, irgendwie als unglaub-

würdig erwiesen. Meines Erachtens sollte auch in solchen Büchern, die für weitere Kreise bestimmt sind, mehr von der antiken Überlieferung mitgetheilt werden.

Metaphysik und Naturphilosophie sind im dritten Abschnitte sehr gut dargestellt, nur sollten meiner Ansicht nach εἶδος und ὕλη, δύναμις und ἐνέργεια auch in ihrer Bedeutung für die Entwicklung unserer Naturauffassung eingehender gewürdigt werden.

Überaus glänzend ist im folgenden Capitel die Psychologie dargestellt. Man sieht gleich, hier bewegt sich der Verf. auf einem Gebiete, das er wie wenige beherrscht. Auch die Ethik und Politik im fünften und die Kunstlehre im sechsten Abschnitt enthalten viele treffende Bemerkungen. Dass Aristoteles in der Poetik zum erstenmale den Begriff der ästhetischen Wahrheit erfasste und die künstlerische Darstellung so gegen die mit allen Zufälligkeiten behaftete Wirklichkeit abgrenzt, ist ebenso richtig, als, soweit dem Ref. bekannt, hier zum erstenmale hervorgehoben.

Dagegen ist der 7. Abschnitt („Methodologisches") viel zu dürftig. Die Logik ist ja die originellste und sicher die bedeutsamste Schöpfung des Aristoteles. Gerade hier kam es darauf an, zu zeigen, woher der „baumeisterliche" Mann den Plan und woher er die Bausteine genommen hat. Sind wir doch noch alle in der Logik Schüler des Aristoteles, und wenn auch manches seither dazu gekommen ist, so können wir die von ihm gelegten Fundamente durchaus nicht entbehren. Allerdings ist die eingehende Beschäftigung mit dem Organon weder eine ganz leichte noch auch eine besonders angenehme Sache, allein die Würdigung dieser Seite seiner Thätigkeit ist ohne diese Arbeit unmöglich. Wenn man sieht, wie redlich sich Aristoteles abmüht, um sich von den Fesseln der Sprache zu befreien, wie ihm dies zuweilen überraschend, ein andereemal wieder gar nicht gelingt, dann erst begreift man, welche Denkarbeit in seiner Logik steckt.

Auch die wenigen Bemerkungen, die im letzten Abschnitt über das historische Fortleben des Aristoteles gemacht werden, halten wir nicht für ausreichend, um die ganz einzig dastehende Bedeutung des Mannes im rechten Lichte erscheinen zu lassen.

Vielleicht entschließt sich der Verf., in einer zweiten Auflage zu dem vielen Trefflichen, das sein Buch enthält, aus seinem reichen Vorrathe zu geben, was jetzt noch fehlt. Ein wahrhaft Reicher braucht ja nicht zu kargen, er soll vielmehr aus der Fülle seines Besitzes spenden χαριζόμενος παρεόντων.

3. Windelbands Buch über Plato ist eine durchaus selbständige, originelle und sehr anregende Darstellung der platonischen Lehre. Der Verf. beherrscht in gleicher Weise die antike wie die moderne Philosophie, und das gibt ihm vielfach neue und weite Gesichtspunkte. Als den tiefsten Kern der platonischen Philosophie betrachtet er das zielbewusste Streben nach Gestaltung des Lebens durch die Wissenschaft. Die Wissenschaft ist für

Plato durchaus nicht beschauliche Betrachtung, sie soll vielmehr regelnd und bestimmend eingreifen in das Leben des Einzelnen und der Gesammtheit.

Den Stoff gliedert der Verf. ebenso übersichtlich als eigenartig in sieben Capitel mit folgenden Überschriften: der Mann, der Lehrer, der Schriftsteller, der Philosoph, der Theologe, der Socialpolitiker, der Prophet. Im ersten Capitel gibt er die Biographie, in welche mehr von der Überlieferung aufgenommen ist als in Siebecks Aristoteles. Sehr interessant ist der Versuch, Platons Lehrthätigkeit zu würdigen, aber man fühlt bei den Ausführungen des Verf.s doch zu sehr den Mangel an überlieferten Nachrichten, einen Mangel, dem durch die geistvollsten Combinationen nicht abzuhelfen ist.

Den Schriftsteller Platon stellt der Verf. mit Recht sehr hoch. Er betrachtet die Einkleidungen und die Scenerie der Dialoge als rein künstlerische Erfindungen und durchaus nicht als historische Thatsachen. Ob das durchwegs zutrifft, lässt sich ja schwer sagen, aber wahrscheinlich bleibt es immer, dass hie und da an wirkliche Ereignisse angeknüpft wird. Was die Reihenfolge der Schriften betrifft, so steht Windelband etwa auf dem Standpunkt K. Fr. Hermanns und Zellers. Die sprachstatistischen Untersuchungen von Campbell, Dittenberger, Ritter, v. Arnim u. a., welche doch für die spätesten Werke Platons zu relativ sicheren Ergebnissen geführt haben, schätzt er m. E. viel zu gering.

Im nächsten „Der Philosoph" überschriebenen Abschnitt wird dann die Lehre Platons in drei Abtheilungen dargestellt. Die Ideenlehre sucht W. sehr richtig durch den Gegensatz von Wahrnehmung und Begriff zu verdeutlichen. Wenn zur Erfassung des Begriffes ein eigener, von der Wahrnehmung verschiedener Process, nämlich das abstrakte Denken nöthig ist, so muss diesem so Gedachten auch eine ganz andere geartete Wirklichkeit entsprechen. Mit vollem Recht betont daher W. die Realität der Ideen. Gewundert habe ich mich allerdings, dass auch hier kein Versuch gemacht wird, die Psychologie der platonischen Ideenlehre zu geben. Ich glaube, dass einerseits in der typischen Vorstellung, welche beim Künstler Platon besonders lebendig sein musste, andererseits in der Unfähigkeit, sich gründlich genug von der Sprache zu emancipieren, der psychologische Schlüssel zu suchen ist für die unserem Denken doch schwer begreifliche Ansicht von der Realität rein gedanklicher Urbilder der sinnlichen Dinge. Vielleicht gibt uns Gomperz, der in so eindringender und oft so überaus glücklicher Weise Psychologie der Metaphysik treibt, in einer der nächsten Lieferungen der „Griechischen Denker" eine ausreichende Erklärung dieses so überaus merkwürdigen Phänomens.

Glänzend hat der Verf. dargestellt, wie die Ideen allmählich zu Ursachen und zu Zweckvorstellungen werden. Auch die Ethik und

die Physik Platons, welch letztere besonders schwierig ist, hat der Verf. überaus lichtvoll zur Darstellung gebracht.

In dem Capitel „der Theologe“, wohl dem gelungensten des ganzen Buches, wird der mächtige Einfluss der religiösen Vorstellungen auf das Denken Platons in meisterhafter Weise dargelegt. Erwin Rohdes „Psyche“ hat hier ihre Wirkung gethan. Der göttliche Ursprung der Seele, die im Körper ihr Gefängnis, ja ihr Grab erblickt, ihre Präexistenz und Unsterblichkeit, ihr tiefes und starkes Erlösungsbedürfnis, ferner die in den „Gesetzen“ verlangte strenge Censur alter Schriften, die Proömien zu den Gesetzbüchern, welche moralisch förderliche Mythen enthalten sollen, alle diese von Plato mit großer Kraft und Wärme vorgetragenen Gedanken haben durchaus theologischen Charakter. Diese Seite des platonischen Geistes ist wohl hier zum erstenmale gebürend gewürdigt.

Über den „Socialpolitiker“ Platon ist in letzter Zeit so viel geschrieben worden, dass es uns nicht wundernehmen darf, wenn der Verf. hier nichts wesentlich Neues vorbringt. Hie und da merkt man versteckte Polemik gegen Pöhlmanns Geschichte des antiken Communismus, wobei jedoch der letztere nicht immer Unrecht hat. Sehr schön wird im letzten Capitel „Der Prophet“ darauf hingewiesen, dass wichtige Forderungen Platons theils im Christenthum, theils im modernen Staate verwirklicht sind. Dahin gehört die wissenschaftliche Vorbildung und Schulung der zur Leitung des Staates Berufenen, die Unterordnung der eigenen Überzeugung unter das Dogma und der stete Hinblick des Erdenmenschen auf eine übersinnliche Welt.

Im einzelnen ist mir noch Folgendes aufgefallen: S. 6. Protagoras Lehre wird immer noch nach der alten Auffassung gedeutet, dass jede Meinung wahr sei. Was Halbfass, Laas und Gomperz dagegen vorgebracht haben, wird nicht berücksichtigt, des Ref. Aufsatz über den Homo-mensura-Satz im Eranos Vindobonensis scheint der Verf. nicht zu kennen.

S. 19. Der Satz „Bei Sokrates war nichts Positives zu holen“ wird doch durch die verschiedenen, von Sokrates ausgehenden Schulen widerlegt.

S. 51. Der Dialog Protagoras ist zu wenig und, wie ich glaube, nicht richtig gewürdigt. Es ist nicht zu ersehen, ob der Verf. das, was Gomperz (Griech. Denker II, 250 ff.) darüber sagt, schon kannte. Vielleicht hätte er dann mehr darin gesehen als ein „Rededuell über die Lehrbarkeit der Tugend“ und wäre auf das positive Ergebnis, das Gomperz darin findet, etwas näher eingegangen.

Im Theätet ist neben der Polemik, die W. als Hauptinhalt des Dialoges bezeichnet (S. 53), meiner Überzeugung nach auch das eigene Ringen Platons mit dem Erkenntnisproblem niedergelegt.

S. 98 ist die Rede von der teleologischen Theorie des Anaxagoras, während doch Platon an dem νοῦς dieses Denkers gerade das teleologische Moment vermisste.

S. 126. Die homerische Religion weiß nichts von einer Trennung der Seele und des Leibes? Wie erklären sich dann Stellen wie Il. I, 3, 4 und besonders XVI, 856 f., wo die Seele des Patroklos ihr Schicksal betrauert, dass sie so viel Manneskraft und Jugend verlassen muss?

Diese Bemerkungen sollen dem Verf. nur beweisen, dass Ref. das Buch aufmerksam gelesen hat und zur Verbesserung einer zweiten Auflage beitragen möchte. Das Buch als Ganzes kann namentlich den Herren Collegen, die Platon in der Schule behandeln, aufs wärmste empfohlen werden.

W. **Windelband**, Die Geschichte der neueren Philosophie in ihrem Zusammenhange mit der allgemeinen Cultur und den besonderen Wissenschaften. Zweite durchgesehene Auflage. Leipzig 1899, Verlag von Breitkopf & Härtel. 2 Bände, 591 u. 407 SS.

Wir benützen das Erscheinen der zweiten Auflage, um auf das vortreffliche Werk, das noch immer nicht allgemein genug bekannt ist, hinzuweisen und dasselbe allen denen zu empfehlen, die sich über den Entwicklungsgang der neueren Philosophie und über ihre culturelle Bedeutung gründlich unterrichten wollen. Der Vorzug des Werkes besteht nicht nur darin, dass die Philosophie hier im Zusammenhange mit der ganzen Cultur behandelt wird, sondern auch darin, dass der Verf. überall in die Tiefe geht und die psychologischen Wurzeln der einzelnen Systeme aufsucht. In dieser Beziehung ist ganz besonders die Darstellung Spinozas hervorzuheben, bei dem, wie ganz richtig gezeigt wird, die Gottesliebe, welche erst am Schlusse der Ethik behandelt wird, den psychologischen Anfang und die Grundlage des Ganzen bildet.

Überaus gelungen ist ferner die Darstellung des englischen Deismus, dessen Verständnis ja für die Beurtheilung der französischen Aufklärung im achtzehnten Jahrhundert sowie auch für Lessing von entscheidender Wichtigkeit ist. Wir möchten daher namentlich Historiker und Germanisten auf das Buch im allgemeinen, insbesondere aber auf dieses Capitel aufmerksam machen.

Zu ergänzen wäre dieser Abschnitt durch den Hinweis auf eine Erscheinung, die dem Verf. entgangen ist. Wir meinen die Einbeziehung des griechischen Textes des Neuen Testaments in den Bereich der philologischen Kritik. Die deistische Bewegung ist am Anfang des vorigen Jahrhunderts auf ihrem Höhepunkte. John Toland lebte von 1670—1722. Nun erschien im Jahre 1707 die erste größere Ausgabe des Neuen Testamentes mit kritischem Apparat, besorgt von John Mill. Bald darauf finden wir den

großen Philologen Richard Bentley mit dem Plan einer neuen kritischen Ausgabe beschäftigt, der bekanntlich nicht zur Ausführung kam (vgl. Richard Bentley von Jebb, deutsch von Wohler, S. 154 ff.). Es kann kein Zweifel darüber sein, dass die deistische Bewegung mit dazu beitrug, die Bibel als historisches Document anzusehen, bei dessen Auslegung und Durchforschung dieselben Methoden in Anwendung zu bringen seien, die sich bei der Behandlung anderer Texte bewährt hatten.

Hervorheben möchte ich noch aus dem ersten Bande die Darstellung David Humes, dessen Verhältnis zur Aufklärung, über welche sein überlegener Geist weit hinaus kam, wiederum sehr lichtvoll und überzeugend dargelegt wird.

Der zweite Band, der die Geschichte der Philosophie von Kant bis Beneke behandelt, scheint mir im ganzen nicht so gelungen wie der erste. Doch gibt es auch hier manche Glanzpunkte. Einen solchen finde ich namentlich in der Darstellung der Philosophie Schillers, aus der ich selbst für den Unterricht im Deutschen wertvolle Anregungen gewonnen habe.

Die zweite Auflage ist gegenüber der 1880 erschienenen ersten nur wenig verändert. Sehr willkommene Zugaben sind die in der ersten Ausgabe oft unangenehm vermissten Überschriften über den Seiten (Kopfleisten) und die Namenregister.

In der Vorrede stellt uns der Verf. das baldige Erscheinen des dritten Bandes in Aussicht, der die Philosophie in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts behandeln soll. Wir hoffen und wünschen, dass es ihm möglich werde, Wort zu halten.

Wien. W. Jerusalem.

Alfred Lichtwark, Übungen in der Betrachtung von Kunstwerken. 2. Aufl. Mit 16 Abbildungen. Dresden, Verlag von Gerhard Kühtmann 1898.

Der innerhalb eines Jahrzehnts durch seine großen Verdienste um die Hebung des Kunstverständnisses und praktischer Kunstübungen in Liebhaberkreisen berühmt gewordene Hamburger Museumsdirector stellt sich uns hier in einer Publication vor, welche von der „Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung“ herausgegeben wurde. Das Büchlein ist zusammengestellt nach Versuchen mit einer Schulclasse. Rasch war die erste Auflage vergriffen, die nur für einen engen Kreis bestimmt war, und die zweite wurde daher infolge der großen Nachfrage dem Buchhandel übergeben. Es ist ein rechtes Hamburger Buch, es riecht nach der Scholle; aber da die Erde überall aus den gleichen Elementen zusammengesetzt ist, so lässt sich mit den nothwen-

igen Einschränkungen und Erweiterungen auch überall anders ieles aus dieser kostbaren Schrift anwenden. Dazu sind n erster Linie die Lehrkräfte nicht nur der niederen, sonlern auch ganz besondere der mittleren Schulen berufen; trotz erschiedener gut gemeinter Anfänge ist doch bisher leider viel :u wenig zur Pflege der künstlerischen Bildung in der Schule gethan worden. Eine Art, wie man das anpacken kann, lehrt ms in origineller Weise dieses Buch. Das Köstlichste an ihm st zweifellos seine ganz subjective Originalität, die unmöglich nachgeahmt werden kann. Es sind nur zehn Bilder, darunter ein Vautier, ein Menzel, und ein Lenbach, an denen wir die Art und Weise der Kunstbetrachtungen Lichtwarks mit einer höheren Classe einer Töchterschule kennen lernen. Das Durchschnittsalter der Schülerinnen ist vierzehn Jahre. Wie er unterweist, das will gelesen sein. Noch herrlicher aber müsste es sein, mit zuhören zu können. Die Einleitung, die er dem Buche vorausgeschickt, verdiente in allen mit Pädagogik irgendwie in Berührung stehenden Zeitungen nachgedruckt zu werden. Wir können nicht umhin, mit einem Citate aus dieser Einleitung zu schließen, um damit zu weiterem Nachlesen anzuregen: „An jede Generation stellt das Leben neue Anforderungen; aufmerksamer als bisher ihre Neigung war, sollte die Schule auf die großen Wetterzeichen achten. — Der Typus des modernen Deutschen hat seine schwachen Seiten auf dem Gebiete der ästhetischen Bildung. Es fehlt ihm an äußerer Cultur und Festigkeit der Form, wie an einem inneren Verhältnis zur bildenden Kunst. Nach künstlerischen Genüssen, die eine Erziehung des Auges und des Herzens voraussetzen, hat er kein Bedürfnis. Er sieht schlecht mit dem äußeren Auge, mit der Seele überhaupt nicht. Diesen Unzulänglichkeiten muss aus Gründen der Erhaltung unserer Nationalität, wie aus Rücksicht auf unsere Volkswirtschaft mit allen Mitteln entgegengearbeitet werden .... Auf das Kritisieren, diese abscheuliche Angewohnheit, durch die sich die Halbbildung, die Gefühlsrobeit unseres Durchschnittspublicums offenbart, kommt der Mensch nicht von selber, es entsteht aus einem Ansteckungsstoffe, der sich in Massenansammlungen Halbgebildeter entwickelt. Das gesunde Kind hat kein Bedürfnis nach Kritik, es will genießen. Diese Kraft des Herzens muss entwickelt werden .... Das Kind soll genießen lernen. Die Lust zu kritisieren und Kritiken zu hören, hat in unserem Jahrhundert die unmittelbare Freude an allen großen Erscheinungen der Kunst im Herzen von Millionen und aber Millionen zerstört ....."

Troppau. Rudolf Böck.

Anleitung zu Wettkämpfen, Spielen und turnerischen Vorführungen bei Volks- und Jugendfesten. Im Auftrage des Ausschusses für Volksfeste verfasst von Dr. med. F. A. Schmidt. 2. umgearb. Aufl. Leipzig, R. Voigtländers Verlag 1900. (Kleine Schriften des Centralausschusses zur Förderung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland. Bd. 2.)

Mit der Neuherausgabe des bekannten Büchleins hat sich der rührige Ausschuss für Volksfeste um die Förderung unseres Spiel- und Volkswesens ein großes Verdienst erworben. Das Werkchen selbst zeigt in seiner neuen Gestalt eine Reihe neuer Vorzüge. Die seit dem Erscheinen der ersten Auflage (1896) gemachten Erfahrungen und die mannigfachen neuen Erscheinungen auf dem Gebiete des Turn-, Spiel- und Sportwesens machten es nothwendig, sämmtliche Abschnitte des Buches im Sinne der fortschreitenden Entwicklung unserer Leibesübungen theils zu ergänzen, theils umzuarbeiten. Es muss zugestanden werden, dass der Herausgeber hiebei eine große Sorgfalt und eine umfassende Erfahrung auf das Erfreulichste bekundet. Eine besondere Sachkenntnis zeigt der erste Abschnitt über die Einrichtung von Festplätzen, insbesondere über die Eintheilung der festlichen Vorführungen und deren Zeitdauer. Im zweiten, die Wettkämpfe behandelnden Abschnitt hätten wir folgerichtig bei allen Wettkampfarten die Höchstleistungen angegeben gesehen, welche Zahlen aus naheliegenden Quellen hätten leicht beschafft werden können. Soll ein Stichentscheid beim Wetthochspringen herbeigeführt werden, so ist es, glaube ich, billiger, die Schönheit des Sprunges allein entscheiden zu lassen, als bei gleicher Höhe der Schnur das Springbrett zurückzurücken, was nur besonderen Springern zustatten kommen dürfte. Dass das Hammerwerfen unter den Wurfübungen gänzlich übergangen wurde, ist zu bedauern. Allerdings hat sich diese Übung in Deutschland bis jetzt noch nicht ganz einzubürgern vermocht; immerhin ist sie aber geschichtlich unserem Volke ureigen und verdiente wohl wenigstens die Empfehlung ihrer Erneuerung. Außer England und Amerika ist sie auch in Österreich einer der beliebtesten Wettkämpfe bei sportlichen Festen. Beim Tauziehen hätte auch die sonst so häufig geübte Art des Ziehens mit Umlegen des Taues über die Schultern Erwähnung finden sollen. Die auf S. 73 beim Klettern gegebene Zeichnung Fig. 23 ist nach der vorhergehenden Figur wohl überflüssig. Im dritten, die Spiele besprechenden Theil, welcher im Verhältnis zu dem vorhergehenden Abschnitte etwas zu knapp gehalten ist, tritt der Herausgeber mit vollem Rechte für die Wahrung gut deutscher Bezeichnungen ein [1]); im Büchlein selbst blieben aber da und dort einige Fremdbezeichnungen stehen. So lesen wir

[1]) Vgl. meinen Aufsatz über die Fremdbezeichnungen im letzten Jahrgange der „Deutschen Turnzeitung“.

wiederholt: „Signale" (S. 9, 24, 78, 98), so auch oft „Commando" und „commandieren", „Interesse" (einige Zeilen tiefer auf S. 22 wohl „Antheilnahme", so auch auf S. 24), auf S. 28 „mechanische Hilfsmittel", „formale Ausbildung", auf S. 31 „notieren", so auch wiederholt S. 61, S. 70), S. 34 „Promptheit des Ablaufs", daselbst: „prompter Ablauf", S. 35 „passieren", S. 36 „Energie" und S. 97 „energisch", S. 70 „Act des Fortschleuderns", so auch auf S. 125, S. 72 „instinctive Lösung", S. 77 „Partei" und so auch sonst und auf S. 79 gar „Partner" und auf S. 98 „automatenhaft". Außerdem schreibt der Herausgeber noch „die Hantel" und „Barlauf", so auch „Sprungbrett", „Sprunggestell", „Sprunggeräth", sonst aber durchgehends: „Springschnur", „Springpfeiler". Schwankungen sehen wir bei den Bezeichnungen „Sprungbahn" und auf S. 15 „Springbahn" und „Sprunggraben" und auf S. 61 „Springgraben". Im vierten Abschnitt bespricht der Herausgeber die Massenübungen und die turnerischen und sportlichen Vorführungen, die wir zugute der Sache in der nächsten Auflage etwas eingehender behandelt sehen möchten. Der fünfte und letzte Abschnitt beschäftigt sich mit der Bestimmung der Sieger bei den Wettkämpfen und mit der Art der Preisvertheilung, und stellt auch hier die reichliche Erfahrung des Herausgebers in das beste Licht. Sehr beachtenswert und allen zu empfehlen sind die in Wahrheit trefflichen Bemerkungen und Vorschläge hinsichtlich der Nothwendigkeit, die Übungen nach abgestufter Wertung zu beurtheilen. Schließlich werden im Anhang einige Musterbeispiele für die Veranstaltung allgemeiner Volks- und Jugendfeste beigefügt, eine willkommene Beigabe für weniger Erfahrene auf diesem Gebiete. Ein kurzes Inhaltsverzeichnis vervollständigt das in Inhalt und Form vortreffliche Buch, welches auch seinem äußeren Schmucke nach, es enthält 33 gute Zeichnungen und eine Menge von trefflichen, zumeist nach Holbein hergestellten Kopfleisten aus Schlusstücken, als wahre Bereicherung unserer Literatur gelten kann. Freunden und Förderern unseres Spiel- und Turnwesens kann es nur auf das wärmste empfohlen werden.

Wien. J. Pawel.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Zum deutschen Sprachunterrichte in den untersten Classen der Mittelschulen mit böhmischer Unterrichtssprache.

1.

Als im Jahre 1887 vom Ministerium für Cultus und Unterricht an einzelne Lehrer der Mittelschulen die Aufforderung ergangen war, über die Methode für lebende Sprachen nachzudenken und eventuelle Änderungen zu beantragen, ist die Frage eines zweckmäßigen Verfahrens für den Unterricht in der deutschen Sprache an nichtdeutschen Schulen Gegenstand eingehender Betrachtungen geworden.

Schon die ersten Schriften über die Reform des neusprachlichen Unterrichtes, die in Deutschland erschienen waren, begegneten einem lebhaften Interesse bei den Lehrern des Deutschen an böhmischen Mittelschulen, umsomehr, nachdem schon im Jahre 1878 eine Conferenz der Neuphilologen an den Prager böhmischen Mittelschulen und im Jahre 1886 ein Comité des Centralvereines der böhmischen Mittelschullehrer über den Unterricht im Deutschen Berathungen gepflogen hatten. In beiden Fällen wurde ganz richtig die praktische Sprachkenntnis des Deutschen als Hauptzweck angesehen, allein über die Mittel zur Erreichung dieses Zweckes konnte man nicht ganz einig werden. Man verharrte im allgemeinen doch noch bei jenem Vorgange, welcher durch einen kleinen Bruchtheil aller sprachlichen Übungsmittel — durch Übersetzungen — auch schon zu freiem Gebrauche der zweiten Sprache führen sollte, wiewohl man sich längst gestanden hatte, dass derselbe für das unmittelbare Denk- und Ausdrucksvermögen in der fremden Sprache die nothwendige Schulung zu bieten nicht geeignet ist. So verhielten sich die Schulen gegenüber den Reformbestrebungen im ganzen zuwartend und gegen die sogenannte „analytisch-directe Methode“ nicht ohne Grund geradezu skeptisch.

Eine energische Anregung zur Hebung der Methode gab aber (1887) die oberste Schulbehörde durch die oben erwähnte Aufforderung.

Mit wenigen Worten wurde da das Princip ausgesprochen, es möge den Schülern zuerst auf Grund eines geeigneten Lesebuches einige Kenntnis der zweiten Sprache vermittelt, jedoch der eigentliche, grammatische Unterricht einer späteren Stufe anheimgestellt werden. Diesen Wink nahm man an einzelnen Mittelschulen sogleich zur Richtschnur für die Durchführung der neuen Grundsätze, zu denen sich auch der Unterzeichnete offen bekannte, nachdem er schon im Jahre 1885 zufolge hohen Auftrages auch ein deutsches Sprachbuch für böhmische Volksschulen abgefasst hatte, für dessen Behandlung er in der behördlich approbierten Schrift „Úvaha o methodě prvopočátečního učení jazyka německého na obecných školách českých" im Jahre 1886 fast alle jene Grundsätze empfahl, welche bald nachher — nach Abkühlung des Kampfes für und gegen die sogenannte neue Methode — als allgemein annehmbar unangetastet blieben. Auch für das Lehrbuch: Úvod do jazyka německého rozhorem i nápodobou" von Julius Roth und Fr. Bílý war der vom hohen Ministerium ausgesprochene Grundsatz bestimmend, und in dem Artikel „Opravné snahy ve vyučování němčině" in der Zeitschrift des Vereines der böhmischen Mittelschullehrer „Věstník ústředního spolku českých professorů" I 1, April 1893 zeigte der Unterzeichnete, wie die Verfasser den Unterricht nach ihrem Buche handhaben. Seit dem Erscheinen des ersten Theils (1892) wurde in der fachlichen Presse fast bei jeder Besprechung der Methode für das Deutsche an böhmischen Mittelschulen dieser Lehrgang als einer der zweckmäßigsten anerkannt. Trotzdem schlichen sich einige Missverständnisse über das Wesen der Methode ein.

Es ist nicht unsere Aufgabe, hier das ganze, bekannte Bild der Reformbestrebungen wieder zu entrollen, noch der strittigen Anschauungen über die Mittel des einschlägigen Unterrichtes zu gedenken; nur solchen Auffassungen wollen wir begegnen, welche für die Ermittlung eines leitenden Princips auf diesem Gebiete sich als störend erwiesen haben.

II. Die alte und die neue Methode.

Schon bald nach dem Erscheinen von Fetters deutschen Übungsbüchern der französischen Sprache begann der Gedankenaustausch über den Umschwung der Methode. Alte, synthetische, constructive, grammatisierende oder auch Übersetzungsmethode, das waren die Bezeichnungen für jenen Vorgang, mit dem man brechen wollte, und auffallenderweise war man — trotz aller Verschiedenheit der Bezeichnungen — über die Sache klar und einig. Nicht so glücklich war man in der Verständigung über die Ziele und noch weniger über die anzuwendenden Mittel. Daraus ergaben sich Ungleichheiten des Verfahrens, die schon für die Abfassung der nothwendigsten Schulbücher nicht fördernd waren und selbst beim Unterrichte nach einem und demselben Buche zu störenden Verirrungen der Methode führen mussten.

Die größten Unklarheiten verursachte schon die Bezeichnung „analytisch-directe Methode", indem nicht alle das Gleiche darunter verstanden und bis heute nicht verstehen, viele aber wegen

mancher Einseitigkeiten einzelner Lehrer dieses Banners das ganze methodische Bestreben der letzten Jahre über Bord werfen wollen. Man sollte glauben, die Benennung einer Methode sei schließlich Nebensache, wenn nur die wesentlichen Grundsätze derselben klar ausgesprochen und von erfahrenen Schulmännern beim Unterrichte befolgt werden: und doch hat diesmal die nicht ganz zutreffende Benennung „analytisch-directe Methode" Irrthümer herbeigeführt, mit deren Wirkungen die Schule bis heute zu kämpfen hat.

Der analytische Vorgang fand zwar in dem angeführten Namen die richtige Bezeichnung, insofern er als eine Phase der inductiven Methode bei dem Sprachunterrichte das genaue Verständnis der Sprache bedingt. Allein das ganze Wesen der Methode, wie sie von den meisten Lehrern seit einigen Jahren befolgt wird, ist in diesem Ausdrucke nicht einbegriffen. Der analytische Weg führt eben nur zum Verständnis der Sprache, das Sprechen hingegen, als eine synthetische Thätigkeit, sei es in der eigenen oder in einer fremden Sprache, ist immer nur als Erfolg jahrelanger Übung in sprachlicher Synthese denkbar. Verständnis und Ausdrucksvermögen muss sonach auf analytisch-synthetischem Wege betrieben werden[1]. Der Ausdruck „direct" hat seine Berechtigung nur in der unmittelbaren Einführung in das Hören, Lesen und Verstehen eines fremdsprachlichen Textes, mit welchem der Unterricht beginnen soll; aber nichts weiter. Wollte man hiemit die Beziehungen zur Muttersprache des Lernenden als entbehrlich kennzeichnen, dann fehlt dem Ausdrucke alle sachliche Berechtigung. Gleich die ersten Schritte zur Übung im Sprechen zeigen, dass der Lernende, unwillkürlich einem Naturgesetze folgend, nicht direct, sondern auf Grundlage der Muttersprache und der in seiner Kindheit erworbenen sprachlichen Vorstellungen denkt und spricht. Nicht minder klar zeigt sich im weiteren Verlaufe, dass er nur allmählich diese Grundlage entbehren lernt. Erst auf jener Stufe, wo dem Lernenden durch fortgesetzte Übung die Reproduction und Combination der fremdsprachlichen Elemente zum Ausdruck eines Gedankens fast so schnell und so leicht wird, wie das Wort und Satzbild der ersten Sprache: erst dann kann ein directes Lehrverfahren in der fremden Sprache eintreten, erst da kann die weitere Belehrung über Sprache und nationale Cultur des anderen Volkes ohne Bezug auf die Muttersprache erfolgen. Mit diesem Erfolge ist aber auch schon die Möglichkeit zu mehr individuellem, ja selbst zu autodidaktischem Studium der Sprache geboten; nach unserer Ansicht ein schöner

[1]) Vgl. F. Hornemann „Zur Reform des neusprachl. Unterr. auf höher. Lehranstalten". II. Heft, p. 33, Z. 10. „Wenn wir mit einer durchaus analytischen Form des Unterrichtes zu beginnen haben, bei der noch alles ohne System gelehrt, und der unbewussten Seelenthätigkeit der bedeutendere Theil der Arbeit überlassen wird, so muss in allmählich steigendem Maße die Reflexion und die Synthese hiemit verbunden werden, bis zuletzt die letztere überwiegt". (Hannover 1886.)

Erfolg und selbst bei einer gewissen Einschränkung des Sprachstoffes ein hohes Ziel, welches kaum alle Zöglinge der Mittelschulen erreichen dürften, welches aber der Unterricht anstreben kann und soll. Welcher Irrthum, wenn dieses Endziel den Anfang bilden sollte! Abgesehen von dem Widerspruche, der in den zwei Ausdrücken „analytisch" und „direct" liegt, (denn was durch Analyse vermittelt wird, ist nicht mehr unmittelbar), bot die Benennung als Richtschnur für den Unterricht wenig Positives. Die Abhandlungen über die Methode waren mehr durch ihren negativen Theil belehrend und überzeugend. Zur Ermittelung des Möglichen und Zweckmäßigen der neuen Methode mussten erst weitere Erfahrungen gesammelt werden. So blieb wohl auch die amtliche Feststellung der Methode für einzelne Länder nicht nur in Österreich, sondern auch in Deutschland einer späteren Zeit vorbehalten.

Und was ist das Positive, das eine rationelle Methode anstreben soll? Nach unserer bescheidenen Ansicht ist es 1. die Einführung in die Sprache durch den gehörten, gelesenen und erklärten Satz; 2. die Abstraction der Grammatik aus dem sprachlichen Übungsstoffe; 3. die Aneignung von Wörtern und Phrasen auf Grund des bekannten Satzes; 4. Versuche im Sprechen im Bereiche des bekannten Sprachmaterials durch Frage und directe deutsche Antwort; 5. die Methode verlangt ferner die Schreibung auf Grund des gehörten, gelesenen und verstandenen Sprachmusters und des gelernten Wortes.

Es ist heute eine allgemeine Überzeugung, dass der Unterricht mit dem gehörten Laute beginnen und sich auf Nachahmung gründen muss; niemand wird sich dieses naheliegenden Mittels entäußern, das sich dem Schüler bei der Erlernung seiner Muttersprache auch ohne Schule, ohne Grammatik und ohne Lesebuch so wirksam bewährt hat.

Nicht so einig sind die Meinungen betreffs der grammatischen Seite des Unterrichtes. Für die Weckung des Sprachgefühles, für das Herausfühlen und Abstrahieren der grammatischen Erscheinungen aus dem Übungsstoffe scheint noch nicht der Zeitpunkt eines zuvorkommenden Verständnisses eingetreten zu sein. Von vielen Seiten ertönt der Ruf, dass in den meisten Schulbüchern der neuen Methode zu wenig Grammatik getrieben werde; von anderer Seite jedoch wird mit Recht ebenso oft die Klage laut, die neue Methode erheische eine ungeheure Kraftanstrengung des Lehrers, welcher durch stetes Vorsagen und Vorschreiben die Sprechübungen leiten und unausgesetzt die immer wiederkehrenden grammatischen Fehler aussetzen und berichtigen muss. Letzteres ist wahr und begreiflich, weil im Sprachunterrichte, namentlich auf der untersten Stufe, anders nicht denkbar. Die Erlernung einer lebenden fremden Sprache ist im allgemeinen ein Erfolg mehrjähriger, ununterbrochener Übung, und bei allem Ernst und Fleiß der Lernenden kommen noch lange Zeit Fehler zum Vorschein; nur ganz besonders

begabte Köpfe erlernen eine zweite Sprache fast so gut wie die Muttersprache.

Die Klagen haben in beiderlei Richtung gleichen Ursprung: man überschätzt die grammatischen Kenntnisse, welche die Mittelschüler in früheren Zeiten in der anderen Landessprache besaßen, und in noch höherem Grade überschätzt man den Erfolg und Wert, den das Memorieren grammatischer Regeln und Paradigmen für die Erlernung der Sprache haben kann. Mit Unrecht weist man auf die früheren Zeiten, auf eine nie dagewesene Methode, wornach gleich im Anfangsunterichte die Grammatik wahre Wunder gewirkt haben soll, doch die Grundlosigkeit dieser Meinung würden uns die älteren und ältesten Lehrer der Mittelschulen mit böhmischer Unterrichtssprache nach den Erinnerungen aus ihrer Jugendzeit gewiss bestätigen. Die meisten gedenken noch der mühevollen Erlernung grammatischer Formen nach verschiedenen Lehrbüchern; aber es wäre ein Trugschluss, wenn sie glaubten, dass irgend welche Art Becker'scher oder Heyse'scher Sprachlehre sie in die Kenntnis der deutschen Sprache eingeführt habe. Die Sprache lernten sie theils zu Hause, theils in der Schule durch Sprechen und durch das fortgesetzte, corrective Eingreifen seitens ihrer Umgebung; die Grammatik trieben zwar auch sie von der Prima an, lernten aber dieselbe gebrauchen, erst als sie durch Übung zum Verständnis und zu freiem Denken in der zweiten Sprache gelangt waren.

III. Systematische Grammatik.

Man sagt, die systematische Grammatik trete in den Hintergrund. Ganz richtig. Dies war selbst zu Zeiten der sogenannten grammatisierenden Methode der Fall. Es kann doch niemand behaupten, dass zum Beispiel die Anfangssätze der lateinischen Übungsbücher die Grammatik systematisch behandelten, wo gleich in den ersten Stunden neben dem Substantivum und Verbum auch manches Adjectivum und Pronomen in verschiedenen Formen vorkam. Ein solcher Vorgang ist nicht systematisch, sondern methodisch. Ein Irrthum wäre es, wenn der Lehrer dieser methodischen Einübung vorgreifen und systematische Grammatik docieren würde, wo er mittels der Sprachanschauung erst das Verständnis herbeizuführen und die grammatische Regel in bündigster Form, mit Rücksicht auf das eben Geübte, abzuleiten hat. Wenn einerseits die alte, sagen wir grammatisierende Methode, im Anfangsunterrichte oft in psychologischer Beziehung gefehlt hat, indem sie den grammatischen Unterricht in den Vordergrund stellen wollte, wo es weder einen Hintergrund, noch überhaupt einen Unterbau materieller Sprachkenntnis gab, so kann andererseits daraus nicht gefolgert werden, dass die Übungsbücher der neueren Methode, welche solchen Verstößen abhelfen wollen, die Grammatik nur mehr gelegentlich behandeln. Das hieße die neue Methode missverstehen. Der Ausdruck „gelegentlich“ dürfte vielleicht auf eine Methode Toussaint-Langenscheidt passen, welche mit einem Roman, z. B. Chateaubriands Attala, beginnt und gleich an den ersten Sätzen des Romans die Elemente der Sprache erklärt. Da aber Chateaubriand keine Übungsbücher, sondern Romane

geschrieben hat, und die Wahl seiner Wort- und Satzformen von stilistischen Gründen abhieng, so muss Toussaint-Langenscheidt die grammatischen Formen *gelegentlich ihres Vorkommens im Romane* erklären. In diesen methodischen Fehler verfallen auch einzelne Lehrer der modernen Sprachen, z. B. des Französischen, indem sie an fertigen Lesestücken, die sie wortgetreu aus einer oder der anderen „Grammaire enfantine“ französischer Schulen entnommen haben, die Anfangsgründe der Grammatik darstellen.

Zu Schriften solcher Art wollen die Bücher Roth-Bílý nicht gezählt werden; ihre Übungsstücke sind keinem Roman und auch keinem fremdsprachlichen Übungsbuche entnommen worden, sondern sind aus der Schule, aus jahrelang fortgesetztem Unterrichte der beiden Verfasser hervorgegangen; sie sind ein Resultat mündlicher und schriftlicher *Arbeiten der Schüler*, vom Lehrer veranlasst, geleitet und berichtigt. Dem Übungsbuche wurde ein Plan unterlegt, welcher methodisch fortschreitend, doch immer sein „unum necessarium“, seine stricte grammatikalische Aufgabe verfolgt. Das gleichzeitige Fortschreiten der Sprechübungen und die Möglichkeit, bei aller Einschränkung des grammatikalischen Horizontes doch schon vollständige Paradigmen zusammenzustellen, dürfte sattsam beweisen, dass die Grammatik hier nicht dem Zufalle anheimgestellt wurde. Vielmehr zeigt die Anlage des Buches, dass in jeder Lection der abstrahierte grammatische Lehrstoff und an passenden Stellen eine ganze Gruppe zusammengehöriger grammatischer Pensa durchzuführen ist. Gleich der erste Theil des Buches von Roth-Bílý setzt voraus, dass man in der Schule weder Sprache ohne Grammatik, noch Grammatik ohne Sprache lerne. Unser Bestreben geht dahin, dass das Paradigma *genetisch* in der Schule dargestellt werde; erst von der Secunda an gibt unser Buch die grammatischen Ergebnisse auch in übersichtlichen Tabellen.

Für den Anfangsunterricht gibt jede Sprache vermöge ihrer Beziehungen zu der Muttersprache des Lernenden dem Lehrer gewisse *Vortheile* an die Hand. Je näher die Verwandtschaft der Sprachen, desto mehr methodische Vortheile bietet sie; so das Polnische für den Böhmen, das Italienische für den Franzosen. In beiden Fällen wird von allem Anfang eine zweckmäßige Vergleichung der Wortformen einen bedeutenden Behelf für Auffassung und Gedächtnis sichern; doch nicht so dankbar wären solche Vergleichungen, wenn der Böhme deutsch lernen soll, wobei wohl auch zwei indoeuropäische, jedoch schon entfernt verwandte Sprachen zu einander in Beziehung treten. Der böhmische Schüler findet z. B. in den Deutschen vier Casus nicht das gesammte grammatische Arsenal, welches den sieben Casus seines Idioms entspräche. In diesem Falle wäre die Vergleichung einzelner Casus der Muttersprache ganz zwecklos, ja störend. Ebenso zwecklos wäre es, wenn bei dem ersten Vorkommen eines Wortes gelegentlich der Formerklärung gleich ein Paradigma angeheftet würde. Als Grund zu einem solchen Verfahren

könnte man höchstens anführen, dass vor nicht gar langer Zeit die Knaben in der Volksschule die Substantiva ihrer Sprache auch so hersagen mussten. Wir kennen aber keinen guten Grund, warum wir ein deutsches Substantivum gleich in acht verschiedenen Formen vorführen müssten; doch nicht deshalb, weil der böhmische Knabe das entsprechende Substantivum in seiner Sprache bereits in vierzehn verschiedenen Formen kennt? Er hat die vierzehn Formen nicht auf einmal, sondern durch allmähliche Übung gelernt. Sollte man vielleicht, da die Erlernung einer zweiten Sprache schwieriger ist als die der Muttersprache, in der zweiten gleich mit dem Schwierigeren anfangen? Mit demselben Rechte, mit welchem anderen Lehrgängen vier Casus genügen, wo der Schüler an sieben Casus der Muttersprache gewohnt war, genügt uns schon ein Casus, eine Grundform, um Sätze zu bilden, in denen der Schüler das Wort recht oft hört, liest, nachsagt, merkt und schließlich selbst auch richtig gebraucht, unbekümmert um all die Endungen, welche er später an dem Worte kennen lernen wird. Dies soll kein Zufall, sondern ein wohlberechneter, und wir gestehen es gern, mühsam durchgeführter Plan sein. Die häufige Anschauung von Analogien ist auch in weiterer Folge der Eintheilungsgrund bei der Einführung in die Declination. Aus den oben angeführten Gründen ist es ganz praktisch, nach Einübung des Nominativs den Accusativ singularis vorzunehmen, weil letzterer Casus in so vielen Fällen dem Nominativ ganz gleich ist, in anderen Fällen (Masc.) sich bloß durch die Form des Artikels unterscheidet und viel seltener (nur bei den Substantiven der schwachen Declination) eine Endsilbe annimmt. Es ist unsere Überzeugung, dass bei solchem Verfahren Sätze mit dem Accusativ leichter aufgefasst und reproduciert werden, als wenn man gleich alle Casus vorführen würde und behufs Übung die jeweilig nothwendige Wortform dem Paradigma entnehmen ließe. Durch recht häufige Übung des Gleichartigen lernen die Schüler endlich auch mit richtigem imitativem Gebrauch der erlernten Formen richtige neue Sätze bilden.

Es ist hier etwas Ähnliches wie bei dem Unterrichte im Französischen, wie er in so vielen Büchern für deutsche Schüler vorgezeichnet erscheint. Wer wollte behaupten, es läge darin ein Vortheil, wenn man das französische Substantivum gleich in allen Casus vorführt, ohne auf die Gleichheit des Accusativs mit dem Nominativ aufmerksam zu machen? Die gleichzeitige Vornahme aller Casus und beider Numeri ist auch im französischen Anfangsunterrichte kein methodischer Vortheil, aber störend wird sie im deutschen Unterrichte bei böhmischen Schülern. Wenn hingegen zuerst der Nominativ, dann der in zwei Geschlechtern dem Nominativ gleiche Accusativ behandelt wird, so gewöhnt sich der Schüler die lexicale Grundform, die eben für die grammatischen Kenntnisse das Wichtigste ist, zu merken, und umso aufmerksamer wird später das Charakteristische des Genitivs und des Dativs beobachtet. Da nun der Genitiv im Deutschen ein so wichtiges Kennzeichen für die Declination bietet, so ist es von Vortheil, dass man die Genitive der starken Declination aller drei Geschlechter möglichst anschaulich

unterscheiden lässt und daher recht viele Sätze mit dem Genitiv vorführt, wobei die Accusativform schon fast überwundene Sache ist. Dies scheint uns umso gegründeter, da die Declinationskraft im Deutschen in so vielen Fällen nur im Artikel liegt. Dieselben Gründe sprechen später auch für die gleichzeitige Einübung des Dativs an Substantiven aller drei Geschlechter der starken Declination.

Wenn ferner der Plural erst nach allen Casus des Singulars folgt, und dies mit absichtlicher Einschränkung auf die starke Declination, dann fragen wir: wo wird der Boden für die Auffassung der Pluralformen besser bestellt sein, dort, wo man zuerst den ganzen Singular auch schon im freien Ausdruck gebrauchen lernte, oder etwa dort, wo dieser gleich mit allen Schwierigkeiten des Plurals geübt werden soll? Man wolle nicht einwenden, dass der Schüler schon in der Muttersprache, die er bereits von Kindheit spricht, seine Casus unterscheidet. Dort ist der umgekehrte psychologische Process geltend: das Kind hat die Worte der Muttersprache je nach der Gebräuchlichkeit mehr oder weniger in deren vollständiger Formenmannigfaltigkeit kennen gelernt, aber erst die Schule weckt das Bewusstsein dieser Formen und stellt sie in einzelne Kategorien. Die Schule schreitet aus didaktischen Principien auch hierin nur allmählich fort, wiewohl es kein Verstoß wäre, wenn sie in der Muttersprache gleich die ganze Declination eines Wortes als Muster vorführte. Allein es wäre ein Verstoß gegen psychologische Erfahrungen, wenn man in der zweiten Sprache die leichteren Formen nicht vorher an klaren, dem kindlichen Geiste entsprechenden Sätzen zum Eigenthum der Schüler machen würde, bevor man an die Flexion herantritt. Nicht aus dem Paradigma, sondern zuerst aus der Sprache muss der Schüler die Formen kennen lernen. Ist doch das Herausholen der grammatischen Formen aus Paradigmen einer Sprache, die man nicht spricht, so wenig sicher, wie ein Zeichnen geometrischer Figuren im leeren Luftraume! Aus dem Umstande, dass das Kind für die fremde Sprache keine solche Vorübung vom Hause mitbringt wie für die Muttersprache, darf nicht gefolgert werden, es sei jede mehr imitative Vorübung in der Schule unmöglich oder gar unstatthaft. Hält man an diesem Grundsatze fest, dann wird man sich auch hüten, einzelne grammatische Lehren erschöpfend zu behandeln; es musste doch selbst im Latein der Lehrstoff der Prima im Verlaufe von etwa 40 Jahren bedeutend eingeschränkt werden. Im Anfangsunterrichte handelt es sich nicht um ein erschöpfendes Memorieren von Regeln und Formen, sondern um die Weckung des grammatikalischen Beobachtungsgeistes, um die Aneignung grundlegender Einreihungsvorstellungen und um jene Disciplin, welche den Schüler befähigen soll, späterhin neugelernte sprachliche Erscheinungen selbständig in die richtige Kategorie einzureihen.

IV. Sprechübungen.

Wie sind die Sprechübungen zu leiten?

Wir empfehlen, dass im Anfangsunterrichte der Schüler verhalten werde, die gehörte Frage zu wiederholen. Dies hat den Zweck, damit

sich der Lehrer überzeuge, ob der Schüler dieselbe richtig aufgefasst habe, denn bekanntlich ist bei der fremden Sprache die Auffassung der *gehörten Frage* eben das Schwierigste. Wenn sehr gebildete Männer, die sich im Französischen und Englischen ziemlich gut ausdrücken (selbst Linguisten nicht ausgenommen), den schnell sprechenden Engländer oder Franzosen oft um eine Aufklärung der gesprochenen Frage bitten müssen, um sie beantworten zu können, dann ist eine nicht ganz klare Auffassung der gehörten fremdsprachlichen Frage bei Anfängern um so eher möglich. Im letzteren Falle ist es aber auch die Rücksicht auf die *grammatischen Formen*, was uns zwingt, im Anfangsunterrichte die Frage wiederholen zu lassen; denn ebenso wie die Antwort, muss auch die Frage ein Gegenstand der sprachlichen Übung sein. Überdies ist unstreitig die schnelle Auffassung, Wiederholung und Beantwortung der gehörten Frage eine schwierigere Leistung als der eigene *spontane* Ausdruck eines Gedankens. Von diesem Standpunkte ist daher die Frage und Antwort ein Übungsmittel zur Spracherlernung, welches bisher von niemandem verworfen wurde. Sollte aber jemand die Sache so aufgefasst haben, dass wir ein *Memorieren* und mechanisches Wiederholen von Frage und Antwort empfehlen, dann wäre dies ein bedauerliches Missverständnis.

Die gehörte Frage wird wiederholt. Ist die Wiederholung nicht ganz formrichtig, wird sie von den Schülern, *meist von dem Fehlenden selbst*, verbessert. Die Antwort wird — zwar mit Anwendung desselben Sprachstoffes, jedoch selbständig — von den Schülern geformt; dass schon der formale Unterschied zwischen Frage und Antwort die Schüler veranlasst, *unmittelbar deutsch zu denken*, ist unstreitig. Wenn ferner bei dem Ausdrucke dieses Gedankens die Formulierung der unmittelbar deutschen Antwort doch genug Spielraum zu einem *spontanen* Ausdrucksversuche gibt, so ist dadurch das mächtigste Mittel zum Erlernen der zweiten Sprache gegeben. Man darf dieses Mittel nicht unterschätzen, denn ein wirksameres und näher liegendes steht der Schule *selbst für die Muttersprache* nicht zugebote. Die schönste Recitation der gelungensten Aufsätze an sich würde nicht einmal zur sprachrichtigen Beherrschung des eigenen Idioms führen; denn auch hier müssen die Schüler, *durch die Frage des Lehrers veranlasst*, die ihnen von Kindheit an geläufige Sprache auch grammatisch richtig formen und zu *spontanem* Ausdrucke gebrauchen *lernen*.

Was endlich die Übung in den *Wortformen* bei Frage und Antwort anbelangt, können wir eben mit Freude constatieren, dass seit dem Gebrauche der zusammenhängenden Lesestücke und deren Behandlung durch Frage und Antwort jene Verlegenheit und Verschämtheit der Schüler, die sich in früherer Zeit jedem Sprechversuche hindernd in den Weg gestellt hatte, eben in den untersten Classen geschwunden ist. Wir sehen, dass die Schüler — meistens die Fehlenden selbst — jeden Fehler praeter propter verbessern und vom Lehrer angeregt, sogar die Quelle ihrer Irrthümer bezeichnen. Dass der Lehrer den Schülern die Arbeit

erleichtert, indem er einfache Fragen stellt und anfangs sich auch mit sogenannten Wortfragen begnügt, wo er zur Construction des Fragesatzes anleitet, alles dies ist kein Mechanismus, sondern immerhin eine Schule deutschen Denkens und Sprechens; nur darf nie die Controle und das corrective Eingreifen des Lehrers fehlen. Bringt es der Lehrer dahin, dass die Schüler allmählich sich selbst beim Sprechen controlieren lernen und es freudig thun, dann hat sein mühevolles Werk in den untersten Classen die Palme errungen.

Der Umstand, dass in den späteren Classen manche Schüler trotzdem auf eine deutsche Frage entweder gar nicht oder mit Fehlern antworten, beweist noch nicht, dass der Vorgang in der höheren Classe gut und richtig sei, und jener der untersten Classen mangelhaft gewesen wäre. (Eine solche Behauptung wäre in vielen Fällen schon deshalb absurd, weil in den Mittelclassen fast immer mehrere Schüler sitzen, die beim Aufsteigen in die höhere Classe in dem unobligaten Gegenstande jedesmal eine nicht genügende Note hatten.)

Nach unserer Ansicht kann es in der Schule keinen besseren Weg zur Spracherlernung geben als die besagten Übungen in Frage und Antwort mit sorgfältiger Verbesserung etwaiger Fehler. Mit Fehlern haben auch wir Lehrer der deutschen Sprache in unserer Jugend deutsch gelernt. Damals, als es bloß deutsche Gymnasien gab, hatten in Städten, wo deutsche und böhmische Schüler beisammen saßen, die Lehrer in der Tertia und Quarta noch eine wahre Pein mit unseren deutschen Fehlern. Darf man etwa der Jugend unter den jetzigen Verhältnissen mehr zumuthen, als es ehedem der Fall war? Wir dürfen nur mit den untersten Classen unsere schwere Aufgabe nicht als erfüllt betrachten. Das stete Mitdenken mit dem Schüler, das stete Calculieren auf sein Wortmaterial, die planmäßige Vertiefung und Festigung im sprachrichtigen Ausdruck muss ohne Unterlass auch in den Mittel- und Oberclassen betrieben werden.

(Schluss folgt).

Berliner Schulconferenz.

Wieder hat in Berlin eine Enquête in Angelegenheit der Reform der höheren Schulen (Mittelschulen) getagt. Die Zahl der Theilnehmer betrug 41 (43 im Jahre 1890). Unter diesen befanden sich fünf Schulmänner (Albrecht, O. Jäger, Kübler, Reinhard, Schwalbe), 13 Universitäts- und fünf Hochschulprofessoren. Nach glaubwürdigen Berichten wurde hinsichtlich der Berechtigungsfrage beschlossen, dass die drei neunclassigen höheren Schulen — also auch die Oberrealschule — rücksichtlich der Universitäts- und Hochschulstudien völlig gleichgestellt sein sollen. Die für gewisse Studien und Berufszweige nothwendigen



Specialkenntnisse sollen in der Regel durch Vorcurse auf der Universität, bezw. Hochschule erworben und nachgewiesen werden.

Im weiteren Verlaufe wurde die Frage des gemeinsamen Unterrichtes erörtert. Dabei wurden von verschiedenen Theilnehmern der Conferenz sowohl die Vorzüge dieses Systems, als die Bedenken, welche einer Verallgemeinerung desselben, sei es überhaupt oder wenigstens zur Zeit entgegen stehen. Zugleich fanden die in Altona und Frankfurt a. M. gemachten Versuche vielfache Würdigung und es bestand ziemliche Übereinstimmung darüber, dass eine Fortsetzung und sachgemäße Erweiterung dieser Versuche Förderung verdiene.

In der dritten Sitzung wendete man sich der Frage zu, ob das Griechische als allgemein verbindlicher Lehrgegenstand der Gymnasien beizubehalten und an welcher Stelle des neunjährigen Lehrganges dasselbe zu beginnen sei. Die Verhandlungen wurden namentlich durch die Ausführungen der Professoren Dr. Harnack und Dr. v. Wilamowitz-Möllendorff auf eine Höhe gehoben, auf der sich die Erörterung pädagogischer Fragen leider nur sehr selten bewegt. Mit überzeugender Klarheit wurde die Nothwendigkeit dargethan, in die Kenntnis beider Sprachen einzuführen, wenn man zu einem Verständnisse des classischen Alterthums und zu einem Überblick über den Zusammenhang unserer modernen Cultur mit der Antike durchdringen will. In geistreichem Vortrag kam eine Fülle von wertvollstem Beweismaterial zur Darstellung, die in der Forderung gipfelte, der heranwachsenden Jugend, soweit sie Anspruch darauf macht, eine Wahrheit nicht bloß als solche zu verstehen, sondern durch ihre eigene Lebensarbeit zur Förderung der Wahrheit mitzuhelfen, die Kenntnis der griechischen Philosophie und vor allem Platons zu eröffnen. Wer einmal von dem starken Schwunge dieses großen Herzenskündigers umweht war und sich zu seinen Höhen emportragen ließ, der ist in der That gefeit gegen die Afterweisheit, die in unseren Tagen sich unter dem Namen Philosophie aufdrängt. Der Zusammenhang unserer christlichen Welt mit der Antike wird erst verständlich für den, der die Geschichte Alexanders des Großen oder die hellenische Weltcultur der römischen Kaiserzeit zu würdigen versteht. Nicht im Interesse eines öden Classicismus, sondern für eine lebendige Erfassung und Veredlung der modernen Cultur wird die Kenntnis des Griechischen gefordert, und zwar nicht bloß für diejenigen, welche durch ihre Fachstudien genöthigt werden, diese Sprache als Mittel zum bestimmten Zweck zu erlernen, sondern für eine große Schar unserer Bürger, die mit Verständnis das historisch Gewordenen das Neuwerdende in seinen Formen mitbestimmen wollen. Mit hohem, sittlichem Ernste, der sich frei hält von jeder kleinlichen Pedanterie wurde die Forderung aufgestellt, dass diese Sprache am Gymnasium nicht etwa in oberflächlicher Tändelei, sondern in ernster Arbeit betrieben werde, entsprechend dem ganzen Zwecke der Schule, die an dem antiken Stoffe ihre Schüler zur Entfaltung moralischer Energie, zur Entwicklung intellectueller Kraft und zur ernsten Auffassung von Pflicht zu erziehen hat.

So lange auch die Erörterung über diese Frage sich ausdehnte: ihren Höhepunkt hatte sie mit den vortrefflichen Ausführungen der beiden Herren erreicht, die auch die einmüthige Zustimmung der Conferenz fanden.

In der weiteren Berathung kam zur Sprache, was zur Hebung des Unterrichtes in den verschiedenen Lehrgegenständen, namentlich in den neueren Sprachen, in den Naturwissenschaften, der Mathematik und in der Geschichte zu geschehen habe, inwieweit ferner die körperlichen Übungen, die Jugendspiele, der Wassersport und das Turnen mehr gefördert werden könnten.

Demnächst wurden eingehend die Bedenken erörtert, welche sich in der Praxis gegen die Abschlussprüfung an den neunstufigen Lehranstalten herausgestellt haben. Zum Schlusse kamen noch die Besoldungsverhältnisse, die Pflichtstunden und die wissenschaftliche Bewegungsfreiheit des höheren Lehrerstandes, sowie auf Anregung des Grafen Douglas auf die Schulhygiène und eine Reihe dahingehöriger wichtiger Fragen zu eingehender Erörterung.

Hervorzuheben aus den letzten Verhandlungen ist, dass von allen Seiten die Nothwendigkeit betont wurde, auch auf den Gymnasien für den Unterricht im Englischen nach dem Vorgange der hannoveranischen Gymnasien in nachdrücklichster Weise zu sorgen.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Malfertheiner Anton, Realerklärung und Anschauungs-Unterricht bei der Lectüre der griechischen Classiker. I. Theil. Xenophon, Homer, Herodot. Wien, A. Pichlers Witwe & Sohn 1899. 8°, VII u. 97 SS.

Der Verf. bietet mehr als der Titel sagt: wie er in der Vorrede erklärt, will er auch vor der Übertreibung des Anschauungs-Unterrichtes warnen und den Herausgebern von Anschauungsmitteln den Weg zeigen, auf welchem eine Vervollkommnung der Anschauungsmittel anzubahnen ist. Sein Buch kann mit Freude begrüßt werden, es wird den Lehrern, welche Sinn und Verständnis für die alten Denkmäler besitzen — leider sind es noch nicht alle — die Auswahl der Anschauungsmittel erleichtern. Wenn nach des Ref. Ansicht nicht überall das Richtige getroffen wurde, so hat das seine besonderen Gründe. Allzu reichlich erscheint das gebotene Anschauungsmaterial, insofern auch solche Dinge aufgenommen sind, die bei den Schülern als bekannt vorausgesetzt werden können: aus dem Unterrichte im Deutschen und in der Geschichte. Über Olympia z. B. erfahren die Schüler schon in der II. Classe das Nöthige bei der Lectüre des Lesestückes Nr. 80: „Die olympischen Spiele" (Kummer-Stejskal, II, Bd.); über den Zeus des Phidias in der III. Classe (Nr. 21 des III. Bd.); über die Akropolis in der II. Cl. (Nr. 82 des II. Bd.); auch in der Geschichte wird diesen Gegenständen gewiss nicht zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Die Frage nach den Anschauungsmitteln im philologischen Unterrichte kann nur dann mit Erfolg gelöst werden, wenn auch die Geschichte, die deutsche Lectüre und das Zeichnen in Betracht gezogen werden. Der Anschauungsstoff wird nach Classen gegliedert entsprechend dem S. 84 ausgesprochenen Grundsatze: „den Anschauungsstoff auf die einzelnen Classen möglichst gleichmäßig zu vertheilen, so dass auf keiner Stufe eine Überladung fühlbar wird". Dies hat eine Theilung der Autoren zur Folge; es wäre die Gliederung nach den Autoren vorzuziehen, die Vertheilung auf die Classen dem Lehrer zu überlassen. Nach diesen Bemerkungen, die principieller Natur sind, komme ich auf das Buch selbst zu sprechen und kann dem Streben des Verf.s nach Vollständigkeit in der Angabe der Literatur und dem Fleiße, mit dem er selbst schwer zugängliche Anschauungsmittel heranzieht, die vollste Anerkennung aussprechen. Über

die Auswahl der Anschauungsmittel im einzelnen kann nicht eingehend gesprochen werden, was auch nicht nöthig ist, da der Verf. selbst keine Norm aufstellen will. Wenn Fehler unterlaufen sind, so ist dies mit dem Mangel an archäologischer Vorbildung, an dem Verf. nicht schuld hat, zu entschuldigen, sowie mit der Schwierigkeit, die in Zeitschriften zerstreute Literatur zu beherrschen. Dahin sind wohl die Unrichtigkeiten zu stellen, die sich in den Vorbemerkungen zu Homer finden, in denen der Verf. mit Wärme für die Verwertung der Ergebnisse der neuesten Forschung auch in der Schule eintritt: so ist S. 24 von dem Dorfe Hissarlik die Rede; Hissarlik ist aber ein Hügel und heißt so viel wie alte Burg; S. 26 wird von der Burgmauer der VI. Schicht gesagt, sie habe eine fast kreisrunde Gestalt, S. 27 aber, die ganze Ringmauer bildete ein Polygon von fast geraden Linien; das letztere ist richtig. S. 27: Von Befestigungsthürmen wurde nur einer gefunden; in der That aber wurden drei gefunden (Athen. Mitth. 1894, S. 383 f.); S. 28 wird nur ein Thor angegeben, thatsächlich sind drei gefunden, dazu noch eine Ausfallspforte. zur S. 96: die Stele des Marathonskämpfers Aristion möchte ich bemerken, dass die Stele vielleicht ins VI. Jahrh. v. Chr. gehört; der Aristion ist sehr wahrscheinlich der bei Aristot. Ἀθην. πολ. C. 14 erwähnte Anhänger des Peisistratos. — An Literatur möchte ich hinzufügen: S. Reinach: Répertoire de la statuaire Grecque et Romaine, 3 Bde., für den Lehrer sehr zu empfehlen; J. Jüthner, Über antike Turngeräthe (Abhandl. des arch.-epigr. Seminars in Wien, Heft 12); Adolf Bötticher: Olympia, das Fest und seine Stätte; Hachtmann: Olympia und seine Festspiele (Heft 30 der Gymnasialbibliothek). Für Homer: O. Jahn, Griechische Bilderchroniken; für das homerische Joch: Reichel: Jahreshefte des k. k. österr. arch. Institutes II, 137—150. — Ich möchte mir noch eine methodische Bemerkung gestatten: sollen die einzelnen Anschauungsmittel nur gelegentlich der betreffenden Stelle gezeigt werden? Für das Skioptikon ist dies unmöglich; aber auch bei den anderen Anschauungsmitteln genügt es nicht. Der Lehrer wird demnach wohl eine Stunde seiner freien Zeit zur Zusammenfassung, Wiederholung und Ergänzung verwenden müssen. Am meisten wird sich dies empfehlen für die Münzen: es wird daher nicht eine Münze gezeigt, sondern den Schülern unter Benützung der galvanoplastischen Nachbildungen eine Übersicht über das Münzwesen der Alten gegeben. Der Verf. hat sich bei der Zusammenstellung der Anschauungsmittel zunächst vom Bedürfnisse der Schule leiten lassen; dadurch dass er die Autoren in ausgedehnterem Maße berücksichtigt, als es nach seinen statistischen Zusammenstellungen gewöhnlich geschieht, hat er auch der Privatlectüre einen Dienst geleistet, von der er S. 25, Anm. 2 richtig sagt: „hiebei wird die sachliche Erklärung in den Vordergrund zu rücken sein". — Mögen denn auch die Herausgeber von Anschauungsmitteln den von Malfertheiner gegebenen Winken folgen; mögen aber vor allem recht viele Lehrer in seinem Buche die Anregung und Belehrung finden, die zu einem gedeihlichen Betriebe des Anschauungsunterrichtes auch bei der Lectüre der Classiker nöthig ist!

Krems. Dr. Johann Oehler.

C. Julius Cäsars Rheinbrücke. Comentarii de bell. Gall. IV. 17. Ein Reconstructionsversuch von F. Zimmerhaeckel. Im Nachtrag: Statische Prüfung der Cäsarbrücke als leichte Colonnenbrücke. Mit 31 Figuren im Text und einer Tafel. Besonderer Abdruck aus dem XXI. und XXX. Bande der Zeitschrift für mathem. und naturwissenschaftl. Unterricht. Leipzig. B. G. Teubner 1899. Gr.-8°. 481—504 SS.

Z. betrachtet in seinem kurzen Aufsatz über den von philologischer Seite sattsam betrachteten Brückenbau das Problem von technisch-mili-

tärischer Seite und lehnt sich dabei auf Erfahrungen moderner Kriegführung an, wenn nämlich das fertige Brückenmaterial, die sogenannte Brückenequipage, nicht mitgeführt werde. Dadurch gewinnt Z. im vorhinein unser Zutrauen zu seinen Aufstellungen, zumal er richtig hervorhebt, dass gewisse Grundsätze bei bestimmten militärischen Aufgaben auch heute im wesentlichen dieselben sind, wie sie es ehemals waren, wenn man sich ähnlichen Problemen gegenüber sah.

Im I. Theil macht uns Z. mit der technischen Seite des Baues bekannt, als da sind: Wahl des Platzes, Bestimmung der Brückenlinie, Legen des Landstoßes, der die Verbindung der Brücke mit dem Ufer sichert, Bau der Brückenstützen (Böcke und Pfahljoche) und Oberbau sammt der Brückenstreu und dem Geländer, alles durch Zeichnungen erläutert.

Im Abschnitt II berührt Z. die historische Seite und entscheidet sich mit Napoleon für die Gegend bei Bonn als Übergangsstelle über den Rhein. Das Technische des Baues sei jedenfalls das Werk von Cäsars *praefectus fabrum Mamurra*. Das Material wurde hergenommen an Ort und Stelle, und in die Arbeit theilten sich neben den dazu berufenen Pionnierabtheilungen (*fabri ferrarii* und *tignarii*) die Legionäre.

Im Abschnitt III gibt Z. satzweise die Übersetzung der bezüglichen Stellen und fügt die nöthigen Erklärungen hinzu. Des weiteren verbreitet er sich über die Bedeutung des Wortes *fibula* und schließt sich der Deutung Cobansens an, lässt aber die beiden *fibulae* mittelst Stricken verbunden sein, um ihnen die von Cäsar angedeutete Bewegungsfreiheit zu wahren. In Anlehnung an die Gegenwart berechnet er dann die Länge der Spannung, beziehungsweise die der Entfernung je zweier Bockbeinpaare von einander.

Im Abschnitt IV gibt er dann ein zusammenfassendes Bild über den wahrscheinlichen Verlauf des Brückenbaues. Im Nachtrag endlich folgen die nöthigen Berechnungen.

Die Arbeit fesselt unser Interesse nicht bloß durch ihre Sachlichkeit, sondern durch die unmittelbare, aus der gegenwärtigen Praxis geschöpfte Anschaulichkeit.

Freilich mehr lässt sich auch von dieser sonst verdienstlichen Arbeit mit gutem Gewissen kaum sagen, als dass die Sache, sowie sie Z. schildert, gewesen sein kann. Allerdings gewinnt diese Möglichkeitsrelation eine hohe Wahrscheinlichkeit durch die Grundlagen, auf denen Z. seine Theorie aufbaut.

Czernowitz. Dr. A. Polaschek.

F. Knoke, Das Caecinalager bei Mehrholz. Mit einer Karte und 2 Tafeln. Berlin, Gärtner 1898. VIII u. 27 SS.

— — Das Varuslager bei Iburg. Mit einer Karte und 3 Tafeln. Ebenda 1900. VIII u. 31 SS.

Unermüdlich ist der Verf. dieser beiden Abhandlungen thätig, für die topographischen Aufstellungen in seinem 1887 erschienenen, umfangreichen Buche: Die Kriegszüge des Germanicus in Deutschland neue Beweise aus den Ergebnissen von Nachgrabungen zu gewinnen und die Angriffe seiner Gegner zu widerlegen. Zwei besonders erschienene „Nachträge“ (1889 und 1897) dienten diesem Zwecke. Hierauf folgte eine Abhandlung: Die römischen Moorbrücken in Deutschland (1895), ferner der Aufsatz: Das Varuslager im Habichtswalde bei Stift Leeden (1896) und Das Schlachtfeld im Teutoburger Walde, eine Erwiderung (1899).

In dem ersten Aufsatze, der bereits auf S. 662 dieses Jahrg. eine kurze Besprechung erfahren hat, sucht der Verf. bei dem östlichen Ende

der Knüppeldämme, die durch das große Moor bei Brägel führen, in der Nähe von Mehrholz die Reste einer Umwallung und diese selbst als das 15 n. Chr. von Caecina bei seinem Rückmarsch an den Rhein geschlagene Lager nachzuweisen. Gefunden wurde nichts als ein Spitzgraben, eingeschnitten in Lehmboden und später mit sandigem Erdreich ausgefüllt, so dass der Graben jetzt nur mehr im Querschnitt an der verschiedenen Beschaffenheit des Erdreiches erkenntlich ist, in der Spitze des Grabens lagen einige runde und gespaltene Kiesel „von der Größe eines Schleudersteines". Damit entfällt die Beweiskraft dieser Ausgrabung für denjenigen, der nicht wie der Verf. aus anderen Gründen überzeugt ist, dass hier die pontes longi und das Lager Caecinas sich befunden haben.

Etwas günstiger waren die Ergebnisse einer zweiten Ausgrabung, über die K. in der zweiten Abhandlung berichtet. In diesen sieht er den Beweis, dass das erste, von Varus auf seinem Marsch geschlagene Lager bei Schloss Iburg gelegen habe. Den wenigen Metallfunden scheint jedoch der Verf. selbst keinen besonderen Wert beizulegen. Von einem bronzierten Eisenring versicherten ihn Sachverständige, dass er nicht modern, sondern entweder römisch oder fränkische sei, K. freilich meint, er entspreche den Ringen römischer, am Rhein gefundener Pferdetrensen; von einem anderen Eisenstück meint er, es lasse sich am besten als Bruchstück eines Pilums erklären; auch ein Sporn stimmt nach seiner Meinung mit einem in Andernach gefundenen frührömischen überein. Für entscheidend hält der Verf. jedoch die in dem Erdreich, mit dem der Graben später zugeschüttet worden war, gefundenen Scherben, obwohl ihm von sachverständiger Seite versichert worden war, es seien Scherben germanischer Arbeit, allerdings aus Augusteischer Zeit. Auch darin kann einen entscheidenden Beweis für Knokes Hypothese nur ein aus anderen Gründen bereits Überzeugter erkennen.

In der Anlage im Habichtswald, die Kn. mit dem zweiten Lager des Varus identificiert, ist endlich der Fuß eines Gefäßes gefunden worden, auf das K. in diesen beiden Schriften wiederholt zu sprechen kommt. C. Koenen, dem er es vorlegte, bezeichnete es als frührömisch oder merovingisch und hielt letzteres für wahrscheinlicher. In dem ersten Aufsatze (Caecinalager S. 24) besteht denn auch K. mit Recht gar nicht auf der Beweiskraft dieses Stückes. In dem zweiten (Varuslager S. 18) heißt es aber schon: es sei ein römisches Gefäß der Augusteischen Zeit gefunden worden und (ebenda S. 29) behauptet der Verf. gar, „dass dieses Gefäß nach Koenens Urtheil spätestens in das Karolingische Zeitalter zu versetzen ist, übrigens aber alle Merkmale Augusteischen Gepräges aufweist". Darin kann ein Unbefangener nur eine Verdrehung von Koenens Ausspruch sehen, um ihn so der Meinung des Verf.s erst dienstbar zu machen, wozu er an sich gar nicht geeignet ist. Ich nehme an, dass in der Hitze der Polemik der hartnäckige Verfechter seiner einmal ausgesprochenen Meinungen bona fide sich so ausgedrückt hat, muss aber allerdings aus dieser Beobachtung den Schluss ziehen, dass die von K. vorgebrachten Mittheilungen einer kritischen Nachprüfung sehr bedürftig sind, und dass seine Nachgrabungen bisher keine zweifellosen Beweise für den römischen Ursprung der bloßgelegten Reste ergeben haben.

Graz. Adolf Bauer.

Der menschliche Körper im Munde des deutschen Volkes.

Eine Sammlung und Betrachtung der dem menschlichen Körper entlehnten sprichwörtlichen Ausdrücke und Redensarten. Von Dr. Paul Wigand. Frankf. a. M., Verlag von Johannes Alt, 1899.

Aus dem reichen Schatze deutscher Sprichwörter hat der Autor mit großem Fleiße alle jene gesammelt, welche sich auf den mensch-



lichen Körper beziehen. Es sind 90 Körpertheile herangezogen worden und 1112 solcher Redensarten werden angeführt. Warme Liebe zum deutschen Volksthum leuchtet überall aus den Ausführungen des Verf.s hervor, der mit Recht darauf hinweist, welchen tiefen Blick in die Volksseele gerade die Sprichwörter uns thun lassen. Wir staunen nicht nur über die Menge, die Kühnheit und die Schönheit der Ausdrücke, sondern finden auch ganz bestimmte feine Unterschiede in sprachlicher Hinsicht. Der besseren Übersicht wegen ist der reiche Stoff in sieben Gruppen gebracht, denen noch als Anhang eine Zusammenstellung symbolischer Ausdrücke und Redensarten beigegeben ist. Im ganzen eine für jeden Deutschen hochinteressante und belehrende Arbeit.

Wien. Dr. Franz Noë.

Programmenschau.

80. Sticotti P. Dott. Di un frammento marmoreo al livico Museo d'antichità in Trieste. Programma del gimnasio comunale superiore di Trieste 1899. 23 SS.

Nachdem St. in einer etwas localpatriotisch angehanchten Einleitung nicht mit Unrecht eine ausgiebigere Pflege der archäologischen Studien auf dem „classischen Boden" seiner Vaterstadt gefordert, liefert er uns in seiner Arbeit die Interpretation eines kürzlich vom städtischen Museum in Triest aus Privatbesitz erworbenen Sarkophagfragmentes mit der Darstellung des Scyllaabenteuers aus der Odyssee. In streng methodischer Weise, nach dem Schema einer archäologischen Seminarinterpretation der Wiener Schule, aus der ja der Verf. hervorgieng, verarbeitet er den vorliegenden Stoff, das gestellte Thema.

Die sorgfältig von Punkt zu Punkt fortschreitende Beschreibung wird durch zwei Zinkographien erläutert, welche allerdings nicht alle Theile in gleich scharfer Weise zur Anschauung bringen. Wenn es nun auch minder angemessen scheint, hier, wo die sonst unzugängliche Abbildung nicht vorliegt, Streitfragen bezüglich des zu Sehenden aufzurollen, so können wir doch — vielleicht durch die Unzulänglichkeit der Abbildung getäuscht — nicht die Bemerkung unterdrücken, dass wir in den beschreibenden Worten: '*Entro la nave una figura maschile in piedi, vestita di sola clamide fermata alla spalla sinistra da una fibbia, s'avventa col corpo in avanti difendendosi con un pugnale, che tiene brandito nella destra*' ein Versehen vermuthen. Wenn das Bild die Vorderseite des Mannes zeigt, so ist doch die Chlamys, wie regelmäßig, auf der rechten Schulter genestelt, und der einzige Arm, den wir sehen, ist ein linker. Eine Rechte mit einem Dolche könnte also höchstens am Originale in dem auf der Abbildung schwarzen Raume zu bemerken sein. Dann aber fehlt wieder die Linke in der Beschreibung.

Nachdem dann die durch die Beschreibung vorbereitete Deutung auf Od. XII. gegeben und begründet ist, wird der Stoff nach verschiedenen Richtungen verarbeitet, indem die Entwicklung des Mythus, die Darstellung der Scylla in Literatur und bildender Kunst beschrieben, die verschiedenen ähnlichen Darstellungen zusammengestellt und die mannigfaltigen gegenseitigen Einflüsse von Poesie und Kunst besprochen werden.

So baut sich denn über dem kleinen Fragmente von 53 cm Länge und 43 cm Breite eine stoffreiche Abhandlung auf, und wenn der Verf.

ausdrücklich betont, dass er für Schüler schreibe, so hat er viel mehr geleistet, als er versprochen. Für die Schüler genügt es, wenn sie an der Arbeit ihres jungen Lehrers die wissenschaftliche Methodik lernen, die aus so unscheinbarem Materiale eine so interessante und instructive Arbeit schöpft.

Wien. Dr. F. Perschinka.

---

81. **Thonhofer, Dr. V., Der große deutsche Krieg im Jahre 1637.** Progr. der Landes-Oberrealschule in Zwittau 1899, 8°, 39 SS.

Der Verf. erzählt allerdings nicht auf Grund neuerer archivalischer Forschung, sondern unter Zugrundelegung der einschlägigen darstellenden Literatur und älterer Quellenwerke in recht ansprechender Weise den Verlauf des Kriegsjahres 1637. Aufgefallen sind dem Ref. einige nicht in den historischen Stil passende Phrasen; dann sollten die Datierungen nach dem alten stets auf den neuen Kalender reduciert sein.

82. **Becker, Dr. A., Napoleon in Ungarn 1809.** Ein Beitrag zur Geschichte des Friedens von Schönbrunn. Progr. des k. k. Staatsgymn. im VIII. Bez. von Wien 1899, 8°, 16 SS.

Die vorliegende Arbeit — der Verf. bezeichnet sie selbst als eine Ergänzung der Abhandlung Wertheimers: Die Beziehungen Napoleons I. zu Ungarn — bespricht die Absichten Napoleons, mit Hilfe der Unzufriedenen in Ungarn das Übergewicht Österreichs zu brechen. Er hatte diese schon 1800 bekundet und suchte sie dann 1805 auszuführen. Die Schlacht von Austerlitz machte diesen Dingen ein Ende. 1809 nahm er das Project wieder auf; aber schon vor dieser Zeit waren französische Einflüsse in Ungarn bemerkbar, die von dem Verf. eingehend geschildert werden. Der Aufsatz bringt manches Neue aus ungarischen und Wiener Archiven und verdient die Aufmerksamkeit aller Freunde vaterländischer Geschichte.

83. **Treixler, Dr. G., Gödinger Urkunden II.** Progr. der der deutschen Landes-Oberrealschule in Göding 1899, 8°. 59 SS.

Dieser verdienstliche Aufsatz schildert die Geschichte von Göding von 1223 bis auf die neueste Zeit herab und theilt im Anhange 47 vom Jahre 1335 bis auf Kaiser Franz herabreichende Urkunden zur Geschichte Gödings mit.

84. **Sander, Dr. Hermann, Die österreichischen Vögte von Bludenz.** Progr. der k. k. Oberrealschule in Innsbruck 1899, 8°, 92 SS.

Ref. steht nicht an, die vorliegende Arbeit des verdienten Geschichtsschreibers und -forschers von Vorarlberg für die gediegenste von allen den Programmaufsätzen zu erklären, die ihm seit längerer Zeit begegnet sind. Der Verf. legt uns auch diesmal nicht bloß eine umfangreiche, sondern auch sehr gehaltvolle und sauber ausgeführte Studie über die österreichischen Vögte von Bludenz vor, zu der er reichliches Actenmaterial in den verschiedenen Abtheilungen des Statthaltereiarchivs zu Innsbruck, dem Schlossarchiv und dem Stadtarchiv zu Bludenz und einigen Montafoner Archiven entnommen hat. Indem der Gegenstand bis an das von der bayerischen Regierung veranlasste Ende der Vogteiverwaltung

geführt wird, bietet die Arbeit etwas Geschlossenes, nud indem ferner nicht bloß die äußere Geschichte der einzelnen Vögte, sondern auch ihre Befugnisse erörtert werden, erhalten wir eine förmliche Geschichte des Landes selbst. Wie wichtig jene aber anch ist, erhellt daraus, dass wir in ihr Namen, wie jenen des Merk Sitticb von Embs, dessen Familie in der Kriegsgeschichte und der allgemeinen österreichischen Geschichte bekanntlich eine Rolle spielt, finden. Auch in dieser Beziehung bietet die vorliegende Arbeit wertvolle Ergänzungen zu Bergmanns Reichsgrafen von zu Hohenembs.

Graz. J. Loserth.

---

85. Anleitung zur Construction von Sonnenuhren. (Mit drei lithographierten Tafeln und acht Figuren). Von Prof. Johann Schmidt. Progr. der Kaiser Franz Josef-Staatsrealschule in Plan. Veröffentlicht am Schlusse des Schuljahres 1898—99. Plan 1899. 21 SS.

Verf. behandelt in dem Programme in charakteristischer und durchaus zutreffender Weise ein interessantes Problem, das besonders für das Land von eminent praktischer Bedeutung ist, dürfte doch schon mancher College, wie Ref. selbst einst, um Rath angegangen worden sein bei der Anlage einer Sonnenuhr. Er beginnt mit der Auseinandersetzung dessen, was man unter Zeitmessung und Zeitbestimmung zu verstehen hat, ferner der Erklärung der mittleren und wahren Sonnenzeit und des Unterschieds beider, der Zeitgleichung und geht dann zu seinem Hauptproblem über. Zunächst kommt die einfachste der Sonnenuhren an die Reihe, das ist jene, deren Ebene parallel der Äquatorealfläche der Erde ist und die, wie man leicht einsieht, in allen Breiten benützt werden kann, wenn man sie nur in die richtige Lage bringt. Hiezu gehören die Figuren 1—4 auf der I. Tafel. Dann wird die Construction einer Horizontaluhr für den Äquator und für die nördliche Breite von 49° 50′ vorgenommen (Figur 5 und 6 auf Tafel II), und schließlich die von Verticaluhren, und zwar für die zwei Specialfälle, nämlich von 60° Azimut gegen Westen und 60° Azimut gegen Osten (Figur 7 und 8 auf Tafel III). Die beigefügten Tafeln geben ein klares und vollständiges Bild, wie in diesen Fällen wirklich die Construction auszuführen ist.

Ref. fühlt sich verpflichtet, die Abhandlung allen Fachcollegen und auch allen jenen, die sich für das darin angeregte Problem interessieren, aufs wärmste zu empfehlen.

Prag, Karolinenthal. Dr. S. Oppenheim.

Fünfte Abtheilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen, Erlässe.

Verordnung des Ministerpräsidenten als Leiters des Ministeriums des Innern sowie des Ministers für Cultus und Unterricht vom 3. September 1900, betreffend die Zulassung von Frauen zum pharmaceutischen Berufe.

Auf Grund Allerhöchster Ermächtigung vom 31. August 1900 wird von den Ministerien des Innern und für Cultus und Unterricht in Betreff der Zulassung von Frauen zum pharmaceutischen Berufe Nachstehendes angeordnet:

§ 1. Frauen können unter den im nachstehenden aufgestellten Bedingungen zur Ausübung des pharmaceutischen Berufes zugelassen werden.

§ 2. Als allgemeine Voraussetzungen für den Eintritt von Frauen in diesen Beruf haben zu gelten:

1. die österreichische Staatsbürgerschaft,

2. der Nachweis, dass die Aufnahmswerberin zur Zeit ihres Eintrittes in den pharmaceutischen Beruf mindestens das 16. Lebensjahr vollendet hat, und

3. dass sie laut eines beizubringenden, vom Amtsarzte der politischen Behörde des Wohnortes ausgestellten oder eines von diesem bestätigten ärztlichen Zeugnisses die entsprechende physische Eignung besitzt.

§ 3. Rücksichtlich der Vorbildung ist für die Aufnahme von Frauen in den pharmaceutischen Beruf erforderlich:

a) der Nachweis, dass die Aufnahmswerberin der ersten sechs Classen eines öffentlichen inländischen Gymnasiums oder einer solchen Realschule als Privatistin mit Erfolg absolviert hat; fallweise können die an einer solchen Anstalt des Auslandes zurückgelegten Studien vom Minister für Cultus und Unterricht im Einvernehmen mit dem Ministerium des Innern als giltig anerkannt werden; oder

b) die erfolgreiche Ablegung einer Prüfung im Ausmaße der Forderungen der ersten sechs Classen eines Gymnasiums oder einer Realschule, und zwar an einem öffentlichen inländischen oder vom Minister für Cultus und Unterricht im Einvernehmen mit dem Ministerium des Innern für gleichwertig erkannten ausländischen Gymnasien, beziehungsweise einer Realschule.

Wenn in diesen beiden Fällen Realschulzeugnisse beigebracht werden, so ist auch eine an einem öffentlichen Gymnasium mit Erfolg

abgelegte Prüfung aus der lateinischen Sprache im Umfange der Anforderungen für die ersten sechs Gymnasialclassen auszuweisen.

Die Einrichtung dieser besonderen Prüfungen wird durch eine besondere Verordnung bestimmt werden.

§ 4. Auf Grund der in den §§ 2 und 3 angeführten Belege kann die Aufnahmswerberin mit Zustimmung des betreffenden Apotheken-Filial- und Haupt-Gremiums, beziehungsweise in Tirol, Vorarlberg und Dalmatien mit Zustimmung der politischen Landesbehörde in die Apothekerlehre eintreten.

§ 5. Vorbehaltlich der für die Ausübung des Apothekendienstes durch Pharmaceutinnen erlassenen besonderen Bestimmungen finden auf dieselben alle, die Apothekerlehre und die Tirocinalprüfung, das pharmaceutische Universitätsstudium und die Prüfungen zum Magisterdiplome geltenden allgemeinen Vorschriften gleichmäßige Anwendung.

§ 6. Das nach Absolvierung des pharmaceutischen Universitätsstudiums und nach Ablegung der vorgeschriebenen Prüfungen erworbene Magisterdiplom berechtigt die Inhaberin, sich im Apothekendienste als diplomierter pharmaceutischer Assistent zu verwenden.

Zur Erlangung der Berechtigung zur selbständigen Leitung einer öffentlichen Apotheke ist außer der Zurücklegung des vorgeschriebenen Quinquenniums die besondere Bewilligung des Ministeriums des Innern erforderlich.

§ 7. Diese Verordnung tritt mit dem 1. October 1900 in Kraft, wonach die Aufnahme von Assistentinnen in die pharmaceutischen Universitätsstudien frühestens mit dem Studienjahre 1903/1904 stattzufinden hat.

Erlass des Ministeriums für Cultus und Unterricht vom 8. Juni 1900, Z. 4415 ex 1899, an alle Länderstellen, betreffend die Prüfung der Blitzableiteranlagen an den dem Ressort des Ministeriums für Cultus und Unterricht unterstehenden Ärarialgebäuden (enthalten im M.-V.-Bl. Nr. 38).

Der Min. für C. und U. hat auf Grund der von den Erhaltern des Comm.-Gymnasiums mit böhm. Unterrichtssprache in Gaya abgegebenen Erklärung den Bestand der Reciprocität in Betreff der Dienstesbehandlung der Directoren und Lehrer zwischen der genannten Anstalt einerseits und den Staats-Mittelschulen andererseits im Sinne des § 15 des Gesetzes vom 19. September 1898 (R.-G.-Bl. Nr. 173) auf die Dauer des Schuljahres 1899/1900 anerkannt.

Der Min. für C. und U. hat auf Grund der von den Erhaltern der Comm.-Realschule mit böhm. Unterrichtssprache in Kremsier abgegebenen Erklärung den Bestand der Reciprocität in Betreff der Dienstesbehandlung der Directoren und Lehrer zwischen der genannten Anstalt einerseits und den Staats-Mittelschulen andererseits im Sinne des § 15 des Gesetzes vom 19. September 1898 (R.-G.-Bl. Nr. 173) auf die Dauer des Schuljahres 1899/1900 anerkannt.

Der Min. für C. und U. hat der I. Classe des Comm.-Gymn. in Lundenburg für das II. Semester des Schuljahres 1899/1900 das Recht der Öffentlichkeit unter gleichzeitiger Anerkennung des Reciprocitätsverhältnisses im Sinne des § 15 des Gesetzes vom 19. September 1898, R.-G.-Bl. Nr. 173, verliehen. (Min.-Erl. v. 30. Juni 1900, Z. 17166.)

Der Min. für C. und U. hat dem städtischen Mädchen-Lyceum in Czernowitz das Recht der Öffentlichkeit verliehen. (Min.-Erl. v. 30. Juni 1900, Z. 15810.)

Seine k. u. k. Apost. Majestät haben mit Allerh. Entschließung v. 21. Juni d. J. a. g. zu gestatten geruht, dass die II. Staatsrealschule im II. Bez. von Wien fortan den Namen „Franz Joseph-Realschule" führe.

Der Min. für C. und U. hat der Kaiser Franz Joseph I. städt. höheren Mädchenschule in Laibach das Recht der Öffentlichkeit verliehen. (Min.-Erl. v. 12. Juli 1900, Z. 18588.)

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen.

Zum Landesschulinspector der Director des Albrecht-Gymn. in Teschen, Dr. Gustav Burghauser.

Zum ord. Prof. der roman. Philologie an der Universität in Czernowitz der Realschulprofessor u. Privatdocent in Wien, Dr. Matthias Friedwagner.

Zum außerord. Prof. der darstellenden Geometrie an der techn. Hochschule in Wien der Prof. der Staatsrealsch. im VII. Bezirke von Wien, Theodor Schmid.

Zum außerord. Prof. an der techn. Hochschule in Graz der Prof. an der Staats-Oberrealsch. im XVIII. Bezirke von Wien, Dr. Rudolf Andreasch.

Zum Director des Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt, Dr. Heinrich Rotter.

Zum Director der Unterrealsch. im V. Wiener Gemeindebez. der Prof. an der Realsch. im III. Bez. von Wien, Hans Huber.

Zum Director der II. deutsch. Staatsrealsch. in Prag, der Director der deutschen Realschule in Pilsen, Josef Koster.

Der Prof. an den ruth. Parallelclassen am Staatsgymn. in Kolomea Sophron Niedzielski zum Director des Staatsgymn. mit ruth. Unterrichtssprache daselbst.

Der Prof. am Staatsgymn. in Mitterburg Franz Matejčič zum Director dieser Anstalt.

Der Director des Gymn. in Eger Anton Maria Marx zum Director des deutschen Gymn. in Prag, Neustadt (Stephansgasse) und der Prof. am deutschen Gymn. in Prag, Altstadt, Robert Ritter v. Lindner zum Director des Gymn. in Eger.

Zum Director an der Realsch. in Leitmeritz der Prof. an dieser Anstalt Ferdinand Blumentritt; an der Realschule in Tabor der Prof. an der Staatsrealsch. in Pisek, Dr. Johann Krištůfek; an der Realschule in Kladno der Prof. an der Staatsrealsch. in Pardubitz, Franz Bělohlávek.

Zum Director des Gymn. in Floridsdorf der Prof. am Obergymn. in Czernowitz, Dr. Anton Polaschek.

Zum Director des Gymn. in Boskowitz der Prof. am Gymn. in Prerau, Paul Krippner.

Zum Director des akad. Gymn. in Prag der Prof. am Real- und Obergymn. in Kolin, Dr. Franz Krsek.

Zum Director des Gymn. in Capodistria der Prof. an dieser Anstalt, Stephan Steffani.

Zum Director des Gymn. in Rovereto der Prof. dieser Anstalt, Johann Filzi.

In die VI. Rangsclasse wurde befördert der Director der Theresianischen Akademie Regierungsrath Karl Ziwsa.

Der Landesschulinspector Dr. Victor Langhans wurde dem Landesschulrathe für Böhmen zur Dienstleistung zugewiesen.

Der gegenseitige Dienstpostentausch des Prof. am I. Gymn. im II. Wiener Gemeindebez., Benedict Pichler, und des Prof. an der Realschule in Görz, Dr. Franz Jelinek, wurde genehmigt.

Zum Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Krems der Prof. am Staatsgymn. in Ried, Dr. Alexander Sturm; zum Hauptlehrer an der böhm. Lehrerbildungsanstalt in Brünn der wirkl. Lehrer an der Landes-Oberrealschule in Ungarisch-Brod, Franz Autrata.

Zum prov. Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Capodistria der Supplent am Franz Joseph-Gymn. in Krainburg, Dr. Valentin Košar; an der Lehrerbildungsanstalt in Czernowitz der Supplent an der griech.-orient. Oberrealschule in Czernowitz, Basil Iwasiuk.

Zum prov. Lehrer und Leiter der Vorbereitungsclasse für Mittelschulen in Prosecco der Leiter der Volksschule in Opegliano, Heinrich Leban.

Zu wirkl. Lehrern: am Staatsgymn. in Wiener-Neustadt der Supplent am Landes-Realgymn. in Mödling, Josef Schulze; an der Staats-Realschule mit deutsch. Unterrichtssprache in Brünn der Prof. an der Landes-Realsch. in Göding, Wenzel Patz; am Staatsgymn. in Arnau der Prof am städt. Kaiser Franz Joseph-Gymn. in Karlsbad, Karl Rudolf; am Staatsgymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz der prov. Lehrer am Staatsymn. in Prerau, Dr. Vladimír Janků; am Staatsgymn. in Boskowitz der Supplent am Staatsgymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz, Dr. Franz Hybl; am Staatsgymn. in Tarnów der Supplent am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg, Thaddäus Pini; am Staatsgymn. in Wadowice der Supplent an dieser Anstalt, Ignaz Stein; an der Staatsrealsch. in Klagenfurt der Supplent an dieser Anstalt, Dr. Johann Meier; am Staatsgymn. in Capodistria der Probecandidat an dieser Anstalt, Julius Castelpietra; am Franz Joseph-Gymn. in Wien der Lehramtscandidat Dr. Eduard Kraus.

Zu prov. Lehrern: am Staatsgymn. in Gottschee der Supplent am Staatsgymn. in Mies, Franz Seitz; am Staatsgymn. in Prerau der Supplent an der Landesrealschule mit böhm. Unterrichtssprache in Brünn, Josef Najman.

Zu defin. Turnlehrern: am Staatsgymn. in Bielitz der Lehrer an der zweiclassigen Volksschule in Hoblen (Böhmen), Franz Dressel; an der Staatsrealschule in Rakonitz der Nebenlehrer für Turnen an dieser Anstalt, Josef Tobolář; am Gymn. bei St Anna in Krakau der Dr. med Johann Bielawski; an der II. Staatsrealschule im II. Bez. von Wien der defin. Turnlehrer am Staatsgymn. in Bielitz, Norbert Brücke. Zum Turnlehrer am Gymn. in Stanislau der Dr. med. Adam Bacziński.

Erledigte Lehrstellen erhielten: am Franz Joseph-Gymn. in Wien der Prof. am Staats-Real- u. Obergymn. in Feldkirch, Dr. Justus Lunzer; an der Staatsrealschule im VII. Bez. von Wien der Prof. an der Staatsrealschule in Klagenfurt, Franz Tengler; am Staatsgymn. in Ried der Prof. am Staatsgymn. in Mährisch-Trübau, Dr. Karl Fuchs; am Staats-Real- und Obergymn. in Feldkirch der Prof. am Staatsgymn. in Wiener Neustadt, Johann Hörtnagl; an der I. Staatsrealschule im II. Bezirke von Wien der Religionsprof. an der Staatsrealsch. in Teschen, Wilhelm Klein; an der Staatsrealschule im XVIII. Bez. von Wien der der Franz Joseph-Realschule in Wien zur Dienstleistung zugewiesene Prof. Dr. Egyd Filek Edler v. Wittinghausen; an derselben Staatsrealschule der wirkl. Lehrer an der Staatsrealschule mit deutsch. Unterrichtssprache in Pilsen, Franz Schranzhofer; an der deutsch. Abtheilung des Staatsgymn. in Trient der Prof. am Staats-Untergymn. in Gottschee, Alois Mayr; am Staatsgymn. mit deutsch. Unterrichtssprache in Troppau der Prof. am Staatsgymn. in Arnau, Karl Wanke.

Zum wirkl. israel. Religionslehrer ad personam: am Gymn. mit deutsch. Unterrichtssprache in Prag Neustadt (Stephansgasse) der israel. Religionslehrer Alexander Kisch.

Zu Religionslehrern: für das Staatsgymn. in Linz der Domprediger u. Religionslehrer am Mädchen-Lyceum in Linz, Ludwig Bermanschläger; für das Staats-Untergymn. in Laibach der Stadtpfarrcaplan in Laibach Dr. Gregor Pečják; für die Staatsrealsch. in Žižkow der Religionslehrer an der Mädchen-Bürgerschule in Prag-Neustadt, Dr. Ignaz Steinochr; für das Staats-Real- und Obergymn. in Smichow der Religionslehrer an der Mädchen-Bürgerschule in Prag-Bubna, Dr. Emanuel Žák; am Civil-Mädchen-Pensionat in Wien der Prof. an der I. Staatsrealschule im II. Bezirke von Wien, Dr. Johann Kisser.

Zum wirkl Lehrer an der nautischen Schule in Lussinpiccolo der Supplent an der Communal-Realschule in Triest, Guido Antonaz; am Staatsgymn. in Mies der Bürgerschullehrer an der städt. Bürgerschule in Wien, X. Bez. (Eugengasse), Josef Schmidt.

Zum Bezirksschulinspector für die böhm. Schulen des Schulbezirkes Turnau der Bezirksschulinspector für den Schulbezirk Münchengrätz, Gymnasialprof. Rudolf Jedlička; derselbe wurde mit der ferneren Inspection der böhm. Schulen in den Schulbezirken Reichenberg und Gablonz betraut.

Zum Bezirksschulinspector für den V. Inspectionsbezirk in Wien (V. u. XII. Gemeindebezirk) auf die restliche Dauer der laufenden Functionsperiode der Prof. an der Staatsrealschule im XVIII. Bez. von Wien Josef Pleyl.

Zum provisorischen Bezirksschulinspector der Prof. am Gymn. in Capodistria, Josef Vatovaz für die ital. Schulen der Bezirke Lussin und Pola.

Zu Mitgliedern der Prüfungscommission für das Lehramt an Gymn. und Realschulen in Wien die ord. Proff. an der Univ. in Wien, Dr. Franz Exner und Dr. Hans v. Arnim, u. zw. ersterer zum Fachexaminator für Physik, letzterer zum Fachexaminator für classische Philologie.

Die Functionsdauer des Vorsitzenden der Prüfungscommission für das Lehramt des Turnens an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten in Wien, Hofrathes Dr. Karl Toldt, und der dermaligen Mitglieder dieser Commission, des außerord. Prof. an der Univ. in Wien, Dr. Alois Dalla-Rosa, des Leiters des Turnlehrerbildungscurses und der Universitäts-Turnanstalt in Wien, Gustav Lukas, und des Turnlehrers am Staatsgymn. im VIII. Bezirke von Wien, Maximilian Seeland, wurde auf das Triennium 1900/1901—1902/1903 ausgedehnt.

Zu Mitgliedern der Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen mit deutscher Unterrichtssprache in Prag und zu Fachexaminatoren der ord. Prof. an der deutschen Universität in Prag, Dr. Emil Werunsky, und der außerord. Prof. an der deutsch. technisch. Hochschule daselbst, Dr. Wilhelm Weiss, u. zw. der erstere zum Examinator für Geschichte, der letztere für darstellende Geometrie; im übrigen die Prüfungscommission in ihrer dermaligen Zusammensetzung auf die Dauer des Studienjahres 1900/1901 bestätigt.

Zum Mitgliede der Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Lemberg und zum Fachexaminator für Physik der außerord. Prof. an der Universität in Lemberg, Dr. Marian von Smoluchowski.

Zum Mitgliede und Fachexaminator der Prüfungscommission für das Lehramt der Musik an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten der Prof. und Classeninspector am Conservatorium der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien, Jakob M. Grün.

Der Prof. an der Realschule im XV. Bezirke von Wien, Dr. Josef Anton Gmeiner wurde als Privatdocent für Mathematik an der Univ. in Wien und für höhere Algebra an der techn. Hochschule in Wien zugelassen.

Seine k. u. k. Apost. Majestät haben mit Allerh. Entschließung vom 7. August d. J. zu Mitgliedern des Landesschulrathes für Oberösterreich für die nächste dreijährige Functionsperiode den Domdechant und Kanzler des Linzer Domcapitels, Robert Kurzwernhart, den Domcapitular dieses Domcapitels, Josef Schwarz; den Superintendenten und evangelischen Pfarrer in Wallern, Jakob Ernst Koch; den Rabbiner der israelitischen Cultusgemeinde Linz, Moriz Friedmann; den Director der Oberrealschule in Linz, Schulrath Rudolf Pindter, und den Director des Staatsgymn. in Linz, Schulrath Christoph Würfl a. g. zu ernennen geruht.

Der Min. für C. und U. hat erledigte Lehrstellen an Staats-Mittelschulen verliehen: dem Prof. am Gymn. in Brody Andreas Aliśkiewicz eine Stelle am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg, dem Prof. am Gymn. in Krumau Nikolaus Baldemair eine Stelle am Gymn. in Iglau, dem Prof. am Gymn. in Arnau Wenzel Barhorka eine Stelle am Gymn. mit deutsch. Unterrichtssprache in Kremsier, dem Prof. am Real- und Obergymn. in Neubydžov Wenzel Bendík eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Bochnia Karl Bobrzyński eine Stelle am Gymn. in Podgórze, dem Prof. an der Realschule in Jägerndorf Dr. Ferdinand Bronner eine Stelle am II. Gymn. im II. Bezirke von Wien, dem Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Soběslau Jaroslav Čech eine Stelle an der Realschule in Pisek, dem Prof. am Gymn. in Bochnia Franz Chowaniec eine Stelle am Gymn. bei St. Hyacinth in Krakau, dem Prof. am Gymn. in Trebitsch Ferdinand Dula eine Stelle am Gymn. in Prerau, dem Prof. an der Realschule in Troppau Josef Eysank v. Marienfels eine Stelle an der Realschule im IV. Bezirke von Wien, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Drohobycz Dr. Josef Flach eine Stelle an der Realschule in Lemberg, dem Prof. an der Realschule in Königgrätz Josef Gregor eine Stelle an der Realschule mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt, dem Prof. an der Realschule in Krakau Dr. Stephan Grudziński eine Stelle am Gymn. mit deutsch. Unterrichtssprache in Kremsier, dem Prof. am Gymn. in Nikolsburg Dr. Emanuel Grünfeld eine Stelle an der Realschule im XVIII. Bezirke von Wien, dem Prof. am Gymn. in Podgórze Roman Gutwiński eine Stelle am Gymn. bei St. Anna in Krakau, dem Prof. am Gymn. in Landskron Franz Hawrlant eine Stelle am Gymn. in Znaim. dem Prof. an der deutsch. Staats-Gewerbeschule in Pilsen Dr. Roman Hödl eine Stelle am Gymn. im VIII. Bezirke von Wien, dem Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Pilsen Dr. Josef Horák eine Stelle an der Realschule mit böhm. Unterrichtsprache in Prag-Altstadt, dem wirkl. Lehrer an der Realschule in Pisek Adalbert Hulík eine Stelle an der Realschule in Žižkow, dem Prof. am Gymn. in Jasło Johann Jaglarz eine Stelle am Gym. bei St. Anna in Krakau, dem wirkl. Lehrer an der Realschule in Rakonitz Josef Klohonček eine Stelle an der Realschule mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinenthal, dem Prof. an der Realschule in Königgrätz Friedrich Konvalinka eine Stelle an der Realschule in Jung-Bunzlau, dem Prof. am Gymn. mit deutsch. Unterrichtssprache in Kremsier Johann Koranda eine Stelle am Gymn. im III. Bezirke von Wien, dem Prof. an der Realschule in Olmütz Johann Kreibich eine Stelle an der I. deutsch. Realschule in Prag, dem Prof. am Gymn. in Podgórze Johann Kreiner eine Stelle am Gymn. bei St. Anna in Krakau, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Cattaro Dr. Johann Krizanić eine Stelle am Gymn. in Spalato, dem Prof. am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Przemyśl Johann Kuhliński eine Stelle am Gymn. in Podgórze, dem Prof. am Comm.-Gymn. in Königinhof Zdenko Kuffner

eine Stelle am Gymn. in Raudnitz, dem Prof. am Gymn. in Wadowice Josef Kurowski eine Stelle am Gymn. bei St. Hyacinth in Krakau, dem wirkl. Lehrer am Real- u. Obergymn. in Klattau Wenzel Lacina eine Stelle an der Realschule mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt, dem Prof. am Gymn. im III. Bezirke von Wien Dr. Rudolf Löhner eine Stelle am Gymn. im XIII. Bezirke von Wien, dem Prof. am Gymn. mit deutsch. Unterrichtssprache in Pilsen Heinrich Marek eine Stelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag - Neustadt (Graben), dem Prof. am Gymn. in Pola Dr. Karl Mayer eine Stelle am Elisabeth-Gymn. in Wien, dem Prof. am I. deutsch. Gymn. in Brünn Julius Miklau eine Stelle am Gymn. in Marburg, dem Prof. am Gymn. in Jičin Heinrich Nendert eine Stelle am Obergymn. in Smichow, dem Prof. an der Landes-Realschule in Neutitschein Emil Neugebauer eine Stelle an der II. Realschule im II. Bezirke von Wien, dem wirkl. Lehrer am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Ungar.-Hradisch Alois Niederhauser eine Stelle am Gymn. in Nikolsburg, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Jaroslau Dr. Kasimir Nitsch eine Stelle am Gymn. bei St. Anna in Krakau, dem Prof. am Comm.-Gymn. in Mähr.-Ostrau Dr. Eduard Nowotny eine Stelle am Gymn. in Cilli, dem Prof. am Gymn. in Brody Siegmund Paulisch eine Stelle am Gymn. bei St. Hyacinth in Krakau, dem Prof. am Gymn. in Podgórze Dr. Johann Pawlikowski eine Stelle am III. Gymn. in Krakau, dem Prof. an der Realschule in Elbogen Anton Pechmann eine Stelle an der III. deutschen Realschule in Prag, dem Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz Dr. Karl Petr eine Stelle am II. böhm. Gymn. in Brünn, dem Prof. an der Realschule in Böhm.-Leipa Karl Pflieger eine Stelle an der Realschule in Teschen, dem Prof. am V. Gymn. in Lemberg Dr. Johann Ralski eine Stelle an der Realschule in Jaroslau, dem wirkl. Lehrer an der Comm.-Realsch. in Laun Maximilian Regal eine Stelle an der Realschule in Rakonitz, dem wirkl. Lehrer an der Landes-Realschule mit böhm. Unterrichtssprache in Leipnik Friedrich Řezník eine Stelle am Gymn. in Neuhaus, dem Prof. am Gymn. in Pilgram Johann Roček eine Stelle am Real- und Obergymn. in Chrudim, dem Prof. am Gymn. in Reichenau Josef Sallač eine Stelle an der Realschule mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt, dem Prof. an der Realschule mit deutsch. Unterrichtssprache in Karolinenthal Dr. Anton Schams eine Stelle an der Realschule in Leitmeritz, dem Prof. am Untergymn. in Prachatitz Johann Schima eine Stelle am Gymn. mit deutsch. Unterrichtssprache in den Kgl. Weinbergen (Prag), dem Prof. am Gymn. in Stryj Eduard Schirmer eine Stelle am IV. Gymn. in Lemberg, dem Prof. am Gymn. in Bochnia Victor Schmidt eine Stelle am III. Gymn. in Krakau, dem Prof. an der deutschen Abtheilung des Gymn. in Trient Dr. Johann Schmölzer eine Stelle am Gymn. in Innsbruck, dem Prof. am Gymn. in Cilli Dr. Georg Schön eine Stelle am Gymn. in Wiener-Neustadt, dem Prof. am Gymn. in Czernowitz Norbert Schwaiger eine Stelle am Gymn. im XIII. Bez. von Wien, dem Prof. am Gymn. in Hohenmauth Wenzel Sládek eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Buczacz Vladimir Słuzewski eine Stelle am Gymn. in Bochnia, dem wirkl. Lehrer am Privat-Realgymn. in Mähr.-Ostrau Franz Smyčka eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Ungar.-Hradisch, dem Prof. an der Realschule in Pardubitz Wenzel Šolc eine Stelle an der Realschule in den Königl. Weinbergen (Prag), dem wirkl. Lehrer am Comm.-Gymn. in Königinhof Stanislaus Souček eine Stelle am II. böhm. Gymn. in Brünn, dem Prof. am Gymn. in Pilgram Josef Soukup eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, dem Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Kuttenberg Rudolf Soukup eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, dem Prof. an der Realschule in Rakonitz Johann Šrůtek eine Stelle am Real- und Obergymn. in Prag, dem wirkl.

Lehrer am Gymn. in Stanislau Karl Stach eine Stelle am Gymn. in Bochnia, dem Prof. am Gymn. in Neuhaus Josef Štefek eine Stelle am Real- und Obergymn. in Přibram, dem wirkl. Lehrer an der Realschule in Tarnopol Teopbil Stupnicki eine Stelle am Gymn. in Podgórze, dem Prof. an der Comm.-Realschule in Laun Karl Šubrt eine Stelle an der Realschule in Jungbunzlau, dem wirkl. Lehrer an der Comm.-Realschule in Laun Wenzel Tibitanzl eine Stelle an der Realschule mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, dem Prof. am Gymn. in Leitomischl Josef Vítke eine Stelle am Gymn. in Jičin, dem Prof. an der Realschule in Böhm.-Leipa Johann Weiß eine Stelle an der Realschule mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinenthal, dem Prof. am Gymn. in Pola Dr. Weißhäupl eine Stelle am Gymn. im VIII. Bez. von Wien, dem Prof. am Gymn. in Neu-Sandec Johann Wilkosz eine Stelle am Gymn. bei St. Anna in Krakau, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Stryj Dr. Constantin Wojciechowski eine Stelle am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg, dem Prof. am Gymn. in Radautz Konrad Zelenka eine Stelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Kremsier.

Der Min. für C. und U. hat ferner ernannt: *A.* Zu wirkl. Lehrern an Staats-Mittelschulen: *a*) die prov. Lehrer: Ignaz Babski vom Gymn. in Buczacz für diese Anstalt, Adolf Brejcha von der Realschule in Pardubitz für diese Anstalt, Dr. Phil. Broch von der Realschule in Triest für das Obergymn. in Czernowitz, Karl Buňat vom Gymn. in Pilgram für die Realschule in Kuttenberg, Josef Dědek vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Korngasse) für das Gymn. in Tabor. Anton Grünwald von der II. deutschen Realschule in Prag für diese Anstalt, Johann Held vom Gymn. in Salzburg für das Gymn. in Krumau. Josef Hoffmann von der Landes-Realschule in Zwittau für die Realschule in Elbogen, Ignaz Hrubý von der Landes-Realschule in Neustadtl für die Realschule in Kuttenberg, Rudolf Karras vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz für das Gymn. in Proßnitz, Dr. Rob. Kauer vom Gymn. im XIII. Bez. von Wien, für diese Anstalt, Friedrich Knorre vom Gymn. in Deutsch-Brod für die Realschule in Königgrätz, Anton Kořínek vom Real- und Obergymn. in Chrudim für das Gymn. in Hohenmauth, Dr. Johann Krögler von der Realschule in Salzburg für diese Anstalt, Karl Los vom Real- und Obergymn. in Prag für das Real- und Obergymn. in Neubydžov. Adolf Michniewicz vom Untergymn. in Czernowitz für diese Anstalt, Heinrich Muk von der Realschule mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt für das Gymn. in Reichenau, Dr. Johann Opletal vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz für das Gymn. in Trebitsch, Josef Pithardt von der Realschule in Königgrätz für die Realschule in Rakonitz, Richard Plicka vom Gymn. in Neuhaus für diese Anstalt, Dr. Emanuel Rádl von der Realschule in Pardubitz für diese Anstalt, Thomas Snětivý vom Gymn. in Tabor für das Gymn. in Pilgram, Alois Stockmair vom Gymn. in Görz für diese Anstalt, Rudolf Watzel vom Gymn. mit deutsch. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite für diese Anstalt, Dr. Gregor Wełyczko vom Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Tarnopol für das Franz Joseph-Gymn. daselbst, Karl Wolletz vom Gymn. in Arnau für die Realschule in Jägerndorf; — *b*) die Supplenten: Wenzel Babuschek, supplierender Religionslehrer am Albrecht-Gymn. in Teschen für diese Anstalt, Johann Boberski vom IV. Gymn. in Lemberg, für das Gymn. in Drohobycz. Adolf Bogucki vom Gymn. in Rzeszów für die Realschule in Tarnow. Dr. Oskar Brieß vom II. Gymn. im II. Bez. von Wien für das Untergymn. in Sereth, Dr. Eduard Castle von der Realschule im IV. Bez. von Wien für die Realschule in Görz, Siegmund Cyga vom Franz Joseph-Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Brody, Karl Czajkowski vom V. Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Buczacz, Dr. Alexander Czuczyński vom Gymn. in Neu-Sandec für das Gymn. in Stanislau, Peter Dropiowski vom Gymn. in Rzeszów für das Gymn. in Brody, Mari-

milian Engstler von der Realschule in Linz für diese Anstalt, Stanislaus Figiel vom Gymn. in Złoczów für das Gymn mit poln. Unterrichtssprache in Przemyśl, Nikolaus Fischer, suppl. Religionslehrer am Gymn. in Strážnic, für diese Anstalt, Jakob Forczek vom Gymn. in Jaroslau für das Gymn. in Rzeszów, Johann Gangl vom I. Gymn. im II. Bezirke von Wien für das Gymn. in Pola, Johann Gawlikowski vom Gymn. in Brody für das Gymn. in Jaroslau, Karl Grosch vom akad. Gymn. in Wien für das Gymn. in Kruman, Dr. Camillo Gugler vom Maximilian-Gymn. in Wien für das Gymn. in Landskron, Josef Hampel vom Gymn. mit deutsch. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite für das Untergymn. in Prachatitz, Wenzel Hanuš vom Gymn. in Časlau für das Gymn. in Leitomischl, Dr. Eugen Herzog von der Realschule im V. Bezirke von Wien für die III. deutsche Realschule in Prag, Josef Kardinar, suppl. Religionslehrer am Gymn. in Cilli, für diese Anstalt, Leon Kieroński vom Gymn. in Neu-Sandec für das Gymn. in Buczacz, Josef Kirschner von der II. deutsch. Realschule in Prag für die Realschule in Böhm.-Leipa, Dr. Hermann Klauser vom Elisabeth-Gymn. in Wien für das Gymn. in Saaz, Ignaz Korcyl vom Gymn. bei St. Anna in Krakau für das Gymn. in Jasło, Franz Křemen von der Realschule in Pisek für diese Anstalt, Nikolaus Lisiński, Lehramtscandidaten und Assistenten an der Lemberger Universität für das Gymn. in Sambor, Dr. Rudolf Löwenstein, suppl. Religionslehrer an der Realschule im IV. Bezirke von Wien, für diese Anstalt, Dr. Franz Lukavský von der Realschule in Rakonitz für diese Anstalt, Martin Martan von der Realschule in Königgrätz für das Gymn. in Strážnic, Marcell Maternowski vom Gymn. in Sanok für das Gym. in Wadowice, Dr. Milorad Medini vom Gymn. in Ragusa für diese Anstalt, Milan Ivo Mencinger vom Gymn. in Laibach für das Untergymn. in Gottschee, Stephan Midžor vom Gymn. in Cattaro für diese Anstalt, Prokop Mostowicz vom Gymn. in Kołomea für das Franz Joseph-Gymn. in Tarnopol, Theophil Mryc vom II. Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Buczacz, Dr. Franz Nachtikal von der Realschule mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt für die Realschule mit böhm. Unterrichtssprache in Brünn, Johann Novák von der Realschule in Pisek für das Gymn. in Pilgram, Thaddäus Pazdanowski vom Gymn. in Jasło für das Gymn. in Neu-Sandec, Dr. Joh. Maria Polak von der Realschule mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinenthal für die Realschule in Plan, Dr. Valentin Pollak von der Realschule im VI. Bez. von Wien für die Realschule in Triest, Leopold Richter von der II. deutschen Realschule in Prag für die Realschule in Plan, Josef Scheiner, suppl. Religionslehrer am Gymn. im III. Bez. von Wien, für diese Anstalt, Dr. Johann Schlachter von der Realschule im I. Bezirke von Wien für die Realschule in Böhm.-Leipa, Dr. Johann Sedlák, suppl. Religionslehrer am I. böhm. Gymn. in Brünn, für diese Anstalt, Heinrich Šeehák vom Gymn. in Pisek für die Realschule in Königgrätz, Peter Šesták von der Realschule mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen für das Gymn. in Jičin, Otto Simon vom I. Gymn. im II. Bezirke von Wien für das Gymn. mit deutsch. Unterrichtssprache in Ungar.-Hradisch, Franz Sluszkiewicz, Lehramtscandidaten, für das Gymn. in Jaroslau, Emilian Terlecki vom Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Tarnopol für die Realschule in Tarnopol, Vincenz Tripković vom Gymn. in Spalato für diese Anstalt, Franz Tyczka vom III. Gymn. in Krakau für das Gymn. in Bochnia, Karl Verstovšek vom Gymn. in Marburg für diese Anstalt, Josef Vinš von der Realschule mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis für das Gymn. in Časlau, Vladislav Vlček von der Realschule mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Altstadt für das Untergymn. in Wittingau, Josef Voříšek von der Realschule mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Altstadt für die Realschule in Jungbunzlau, Franz Walczak vom Gymn. in Bochnia für das Gymn. in Stry, Dr. Leopold Wenger vom Karl Ludwig-Gymn. in Wien für das

Gymn. in Cilli, Marian Westwalewicz recte Wsetecki von der Realschule in Stanislau für diese Anstalt, Maximilian Wiśniowiecki vom Gymn. in Sanok für das Gymn. in Stanislau, Adolf Wollmann, suppl. Religionslehrer am Gymn. in Böhmisch-Leipa für diese Anstalt, Johann Zamorski von der Realschule in Krakau für die Realschule in Tarnopol, Dr. Stanislaus Zathey vom Gymn. bei St. Anna in Krakau für das Gymn. in Tarnów.

B. Zu provisorischen Lehrern an Staats-Mittelschulen: die Supplenten:

Max Breyer vom Gymn. im VIII. Bezirk von Wien für das Karl Ludwig-Gymnasium in Wien; Adalbert Filipovský vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Tischlergasse) für das Real- und Obergymn. in Chrudim; Adalbert Fousek von der Realschule in Pisek für diese Anstalt; Gregor Goldhacher von der Realschule in Steyr für diese Anstalt; Heinrich Hackel, Lehramtscandidaten für das Gymn. in Salzburg; Johann Hruška von der Realschule mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen für das Gymn. in Neuhaus; Dr. Franz Jung vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Smichow für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Altstadt: Josef Kolář von der Realsch. mit böhmischer Unterrichtssprache in Pilsen für die Realsch. in Pardubitz; Johann Koza von der Realsch. in Pisek für die Realsch mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt; Rudolf Neuhöfer vom Gymn. in Prerau für das Staatsgymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz; Wenzel Niderle vom Real- und Obergymn. in Prag für diese Anstalt; Josef Nowak vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis für das Gymn. in Radautz; Josef Osvald von der Realsch. in Pardubitz für das Gymn. in Deutsch-Brod; Alois Pedoth vom Gymn. im VI. Bezirke von Wien für das Gymn. in Arnau; Dr. Johann Regen von der II. Realsch. im II. Bezirke von Wien für das Gymn. in Mährisch-Weißkirchen; Johann Schehesta vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis für diese Anstalt; Wenzel Šebek vom Gymn. in Časlau für das Gymn. in Tabor; P. Matthäus Cherubin Šegvić, Lehramtscandidaten, für das Gymn. in Cattaro; Josef Šimák von der Realsch. mit böhmischer Unterrichtssprache in Prag-Neustadt für das Gymn. in Deutsch-Brod; Franz Švec vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Tischlergasse) für das Gymn. in Pilgram; Emanuel Wehr vom I. böhm. Gymn. in Brünn für das Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz; Josef Wihan vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Altstadt für diese Anstalt; Dr. Heinrich Thume vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Stephansgasse) für das Gymn. in Mies.

Der Minister für Cultus und Unterricht hat erledigte Stellen an Staatsmittelschulen verliehen:

Den Professoren: am Gymn. in Mies Johann Arhes eine Stelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Smichow; am Gymn. mit polnischer Unterrichtssprache in Przemyśl Ladislaus Bojarski eine Stelle am IV. Gymn. in Lemberg; an der Realsch. in Troppau Dr. Joh. Dutz eine Stelle an der Realschule in Marburg; den wirklichen Lehrern: am Gymn. in Ried Ernst Ebenhöch eine Stelle an der Realsch. in Klagenfurt; am Kaiser Franz Joseph Gymn. in Mährisch-Schönberg Dr. Arthur Evers eine Stelle an der Realsch. in Jägerndorf; den Professoren: am Landesreal- und Obergymn. in Horn Josef Frank eine Stelle an der Realsch. in Marburg; am Comm.-Gymn. in Bregenz Max Hansmann eine Stelle am I. deutschen Gymn. in Brünn; am Gymn. in Časlau Franz Hrdlička eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen; dem Hauptlehrer an der Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalt in Czernowitz Dr. Raimund Kaindl eine Stelle an der griechisch orientalischen Realsch. in Czerno-

witz; dem Prof. am Gymn. in Mährisch-Trübau Dr. Josef Kubik eine Stelle am akad. Gymn. in Wien; dem Prof. am Gymn. in Königgrätz, Josef Kubr eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite; dem wirkl. Lehrer an der Landesrealsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Göding Franz Mašek eine Stelle an der Realsch. in Pisek; dem Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Jičin Karl Novák eine Stelle am Gymn. in Königgrätz; dem Prof. am Kaiser Franz Joseph-Gymn. in Krainburg Franz Novak eine Stelle am Obergymn. in Laibach; dem Hauptlehrer an der Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt in Czernowitz Victor Olinschi eine Stelle an der griechisch-orientalischen Realsch. in Czernowitz; den wirkl. Lehrern: am Gymn. in Sambor Desiderius Ostrowski eine Stelle am Gymn. in Podgórze; an der Realsch. in Stanislau Paul Postel eine Stelle an der Realschule in Lemberg; dem Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Kremsier Wenzel Ruth eine Stelle an der Staatsrealsch. in Kuttenberg; dem Prof. am Gymn. in Linz Matthias Schuster eine Stelle am Gymn. in Wiener-Neustadt; dem Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Jičin Dominik Ševčovic eine Stelle an der Realsch. in Tabor; den Professoren: an der Realsch. in Trautenau Berthold Speth eine Stelle an der Realsch. in Marburg; am Kaiser Franz Joseph-Gymn. in Krainburg Anton Štritof eine Stelle am Obergymn. in Laibach; dem wirkl. Lehrer an der Comm.-Realsch. in Adlerkosteletz Anton Turek eine Stelle an der Realsch. in Kladno.

Der Minister für Cultus und Unterricht hat ferner ernannt: A. Zu wirkl. Lehrern an Staatsmittelschulen: a) die prov. Lehrer:

Dr. Silvester Fally vom Elisabeth-Gymn. in Wien für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Troppau; Dr. Karl Hoßner von der Realsch. in Bielitz für die Realsch. in Leitmeritz; Aurel Kiebel vom Gymn. in Brüx für das Gymn. in Mies; Rudolf Knesek vom Gymn. in Linz für das Gymn. in Floridsdorf; August König vom I. Gymn. im II. Bezirke von Wien für das Gymn. in Floridsdorf; Rudolf Kottenbach vom Gymn. in Salzburg für die Realsch. in Troppau; Josef Martinovský vom Real- und Obergymn. in Kolin für diese Anstalt; Franz Josef Schicht vom Gymn. in Linz für diese Anstalt; Franz Tajrych von der Realsch. in Pardubitz für diese Anstalt;

b) die Supplenten: Thaddäus Borowiczka von der Realschule in Krakau für diese Anstalt; Peter Burzmiński vom Gymn. in Tarnów für das Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Przemyśl; Antonio Celeste Caldini vom Gymn. in Trient für das Gymn. in Capodistria; Adam Cehak von der Realsch. in Lemberg für die Realsch. in Stanislau; Dr. Josef Debevec vom Untergymn. in Laibach für das Franz Joseph-Gymn. in Krainburg; Jaroslav Doležal von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt, für die Realsch. in Rakonitz; Josef Erben von der Realsch. in Stanislau für das Gymn. in Jasło; Franz Javorský vom Untergymn. in Wittingau für das Gymn. in Časlau; Alexander Jaworski von der Realsch. in Lemberg für die Realsch in Stanislau; Blasius Jurkowski vom Gymn. in Brody für die Realschule in Jaroslau; Ferdinand Kňourek vom I. böhm. Gymn. in Brünn für das Gymn. in Strážnic; Johann Lebiedzki vom Gymn. in Tarnów für das Gymn. in Sambor; Dr. Otto Lebwohl vom Gymn. in St. Paul für das Gymn. in Mährisch-Trübau; Dr. Siegfried Nagel vom II. deutschen Gymn. in Brünn für das Gymn. in Pola; Dr. Rudolf Neuwirth vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Kremsier für das Gymn. in Ried; Johann Pavlik vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Tischlergasse) für die Realschule in Königgrätz; Dr. Hermann Pesta von der Realsch. im I. Bezirke in Wien für die Realschule in Olmütz; Arthur Rafałowski vom Gymn. in Sanok für das Gymn. in Neu-Sandec; Josef Roža vom Gymn. in Mitterburg für diese

Anstalt; Johann Salomon von Friedberg vom Gymn. in Rzeszów für das Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Przemyśl; Radu Shiera, Lehramtscandidat, für das Gymn. in Czernowitz; Witold Schreiber vom IV. Gymn. in Lemberg für die Realschule in Tarnopol; Karl Töpfer vom Gymn. im XVII. Bezirke von Wien für das Gymn. in Arnau; Karl Trakal vom Gymn. in Tabor für das Gymn. in Pilgram; Josef Frenzel vom Gymnasium im VIII. Bezirke in Wien für das Gymnasium in Linz; Dr. Johann Grippel vom Gymn. in Oberhollabrunn für diese Anstalt; Nikolaus Isopenko vom Untergymn. in Czernowitz für diese Anstalt; Franz John von der Realschule mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinenthal für das Gymn. in Salzburg; Dr. Franz Jung vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Smichow für das Gymn. in Brüx; Dr. Ottokar Kadner vom Obergymnasium in Kolin für diese Anstalt; Dr. Heinrich Kunnert vom Realgymn. in Mödling für das Gymn. in Linz; Julian Lewicki vom akad. Gymn. in Lemberg für das Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Tarnopol; Paul Rouhik von der Realsch. in den Königlichen Weinbergen für die Realsch. in Pardubitz.

In die VIII. Rangsclasse wurden befördert:

Karl Wanke und Franz Mühlstein am Gymn. in Arnau; Rud. Piffl am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis; Dr. Josef Dorsch am Gymn. in Kaaden; Anton Pohl am Gymn. in Krumau; Franz Hawrlant, Wendelin Kleprlik, Franz Schmidl und Norbert Lang am Gymn. in Landskron; Alois Frick und Franz Leiter am Gymn. in Böhmisch Leipa; Dr. Gustav Nowak am Gymn. in Leitmeritz; Johann Arhes am Gymn. in Mies; Edmund Kaltofen, Johann Schima und Theodor Stegl am Untergymn. in Prachatitz; Josef Qnaißer, Dr. Gustav Adolf Lindner und Moriz Strach am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Altstadt; Nikolaus Komma und Rudolf Entlicher am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Graben); Georg Tanher und Dr. Siegfried Lederer am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Stephansgasse). Leopold Tertsch und Wenzel Krynes an der Mittelsch. in Reichenberg; Alois Zoller am Gymn. in Saaz; Karl Steiger, Johann Wiesner. Wenzel Pischl und Franz Klein am Gymn. in Smichov, Johann Stitzenherger und Caspar Wunderlich am Real- und Obergymn in Teplitz-Schönau; Karl Jüthner und Wenzel Nowak am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Königliche Weinberge; Romeo Hochhäusler und Josef Khunt an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis; Anton Pechmann an der Realsch. in Elbogen; Dr. Anton Schams an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinenthal; Johann Weiß und Emerich Schweeger an der Realschule in Böhm.-Leipa; Josef Hajek und Wenzel Zückert an der Realschule in Leitmeritz; Eduard Mrazek und Friedrich Brandstätter an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen; Gerson Steinschneider August Mrazek, Theodor von Sowa und Dr. Ludwig Singer an der I. deutschen Realsch. in Prag; Wenzel Eßl und Josef Strnad an der III. deutschen Realsch. in Prag; Emil Grünberger, Ferdinand Herbrich, Berthold Speth und Johann Neuhauer an der Realschule in Trautenau; Johann Kukla und Ignaz Břežáček am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis; Johann Fiedler, Joh. Šmaha und Ulrich Kohrle am Real- und Obergymn. in Chrudim; Josef Němec und Franz Jezdinský am Gymn. in Deutschbrod; Gustav Šafařovič, Othmar Vaňorný und Ignaz Frank am Gymn. in Hohenmauth; Karl Petr, Heinrich Neudert und Anton Trnka am Gymn. in Jičín; Franz Čižinský, Josef Pršala, Wilhelm Goth, Alois Hubka und Wenzel Dvořáček am Gymn. in Jungbunzlau; Johann Vobryska und Ferdinand Vaněk am Real- und Obergymn. in Klattau;

Dr. Ladislaus Brtnický, Johann Ziegler und Karl Wipler am Gymn. in Königgrätz; Jos. Bnreš und Franz Zikmund am Real- und Obergymn. in Kolin; Anton Bezpalec, Dr. Eduard Šarša, Johann Kohout, Josef Vitke und Johann Vohorník am Gymn. in Leitomischl; Josef Štefek am Gymn. in Neuhaus: Eduard Janáček, Joh. Roček und Josef Soukup am Gymn. in Pilgram; Franz Věcovský am Gymn. mit böhmischer Unterrichtssprache in Pilsen; Johann Soukup, Franz Vávra und Josef Kramář am Gymn. in Pisek; Dr. Franz Brdlik am k. k. akad. Gymn. in Prag; Dr. Karl Vandas am Real- und Obergymn. in Prag; Alois Breindl am Gymn. in Prag (Korngasse); Wenzel Müller am Gymn. mit böhmischer Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite; Heinrich Šrámek. Anton Gottwald und Franz Řehoř am Real- und Obergymn. in Přibram; Wladimir Kohliska, Ed. Svět und Josef Steinhanser am Gymn. in Raudnitz; Heinrich Roleček, Johann Hanamann und Peter Hrubý am Gymn. in Schlan; Josef Durych, Dr. Josef Pražák und Franz Řehák am Real- und Obergymn. in Smichov; Josef Sádek am Gymn. in Tábor; Adalbert Kehrle, Dr. Eduard Štolovský und Alois Vlček am Gymn. in Taus; Anton Chmelík am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen; Thomas Marek und Peter Rada an der Realsch. mit böhmischer Unterrichtssprache in Budweis; Julius Kndrnáč, Emanuel Milhaner und Josef Gregor an der Realsch. in Königgrätz; Adalb. Vlášek und Karl Životský an der Staatsrealsch. in Pardubitz; Anton Havlik an der Realsch. mit böhmischer Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite; Dr. Johann Hejtman an der Realsch. in Rakonitz; Franz Pover an der Realsch. in Königliche Weinberge; Dr. Emanuel Fait an der Realsch. in Žižkov; Julius Miklau und Rudolf Maletschek am I. deutschen Gymn. in Brünn; Josef Spaudl und Josef Nitsche am II. deutschen Gymn. in Brünn: Franz Simmler am Gymn. in Iglau; Albert Tschochner am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Olmütz; Johann Gallina am Gymn. in Mähr.-Trübau; Johann Želina, Stephan Schmidberger, Lorenz Winkler und Ignaz Tvarožek am Gymn. in Mähr.-Weißkirchen; Ludwig Katscher und Robert Saska an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Brünn; Dr. Gustav Adolf Schilling an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Olmütz; Ferdinand Grňa und Rudolf Dvořák am II. böhmischen Gymn. in Brünn; Konrad Hrastilek, Ignaz Hrozek, Wenzel Kubelka, Siegmund Havlák, Karl Kizlink, Johann Petráček und Franz Zach am Gymn. mit böhmischer Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch; Vincenz Spiruta am Gymn. in Wallachisch-Meseritsch; Karl Mínařík am Gymn. mit böhmischer Unterrichtssprache in Olmütz; Franz Černy, Johann Štěpán, Johann Trnka und Ferdinand Dula am Gymn. in Trebitsch; Bohuslav Kopecky, Alois Slovák und Dr. Ferdinand Jokl an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Brünn; Dr. Heinrich Schefczik am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Troppau; Johann Gollob am Gymn. in Bielitz; Johann Reidinger und Johann Schmidt am Gymn. in Weidenau; Roman Sohn, Karl Kantor und Josef Eysank von Marienfels an der Realsch. in Troppau; Josef Wrubl an der Realsch. in Bielitz und Friedrich Bock an der Realsch. in Teschen; Dr. Josef Jacob am Akad. Gymn. in Wien; Dr. Georg Heidrich und Karl Tappeiner am II. Gymn. im II. Bezirke von Wien; Dr. Karl Wessely am Gymn. im III. Bezirke von Wien; Josef Redtenbacher am Elisabeth-Gymn. in Wien; Josef Aschauer am Gymn. im VIII. Bezirke von Wien; den Prof. am Real- und Obergymn. in Teplitz-Schönau Eduard Werner in die VIII. Rangsclasse befördert; Dr. Guido Ritter von Alth, Dr. Karl Kunst, Dr. Alois Vetchý und Wenzel Rudofsky am Gymn. im XIX. Bezirke von Wien; Robert Schewczik am Gymn. in Wiener-Neustadt; Adolf

Mager und Gustav Hiebel an der I. Realsch. im II. Bezirke von Wien; Adolf Pokorny an der II. Realsch. im II. Bezirke von Wien; Dr. Julius Baudisch an der Realsch. im III. Bezirke von Wien; Josef Kraußler an der Realsch. im IV. Bezirke von Wien; Dr. Karl Rosenberg und Wilhelm Miorini Edlen von Sebentenberg an der Realschule im VI. Bezirke von Wien; Theodor Schmid und Karl Straßer an der Realsch. im VII. Bezirke von Wien; Johann Rippel an der Realsch. im XV. Bezirke von Wien; Dr. Leo Kellner und Josef Schober an der Realsch. im XVIII. Bezirke von Wien; Dr. Alois Lechthaler am Gymn. in Linz; Josef Zannmüller und Julius Mader am Gymn. in Freistadt; Dr. Alexander Sturm am Gymn. in Ried; Dr. Leopold Pötsch an der Realsch. in Linz; Anton Doleschal und Leop. Erb an der Realsch. in Steyr; Josef Sauser und Olivier Klose am Gymn. in Salzburg; Johann Sturm an der Realsch. in Salzburg; Johann Fon und Karl Duffek am Gymn. in Cilli; Jos. Kožuh, Prof. an der Lehrerbildungsanstalt in Capodistria, zugewiesen dem Gymn. in Cilli; Adolf Schmelzer am Gymn. in Leoben; Blasius Matek und Dr. Anton Schwaighofer am Gymn. in Marburg; Heinrich Kurzreiter und Johann Schimek an der Realsch. in Graz; Arthur Hesse und Franz Kaufmann an der Realsch. in Marburg; Alois Grillitsch am Gymn. in Klagenfurt; Josef Skarbina am Gymn. in Villach; Dr. Josef Šorn. Dr. Matth. Klimesch und Martin Petelin am Obergymn. in Laibach; Dr. Caspar Pammer und Franz Jeraj am Gymn. in Rudolfswert; Josef Blasig, Franz Stark, Dr. Alois Riedl und Dr. Peter Tomasin am Staatsgymn. in Triest; Vincenz Hrubý an der Realsch. in Triest; Simon Schießling und Christian Purner am Gymn. in Innsbruck; Silvius Battelli am Gymn. in Roveredo; Johann Vinatzer, Johann Gschwari, August Schletterer und Dr. Johann Schmölzer an der deutschen Abtheilung des Gymn. in Trient; Johann Kluibenschedl an der Unterrealsch. in Bozen; Karl Biasioli an der Realsch. in Innsbruck; Johann Pelczar und Andreas Jaglarz am Gymn. bei St. Hyacinth in Krakau; Roman Cegliński und Basil Biłecki am Akadem. Gymn. in Lemberg; Rob. Klemensiewicz am IV. Gymn. in Lemberg; Ladislaus Bojarski am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Przemyśl; Hilarion Gmitryk am Gymn. in Sambor; Michael Nowicki am Gymn. in Neu-Sandec; Paul Bryła am Gymn. in Stanislau. Valerian Krywult an der Realsch. in Krakau; Josef Grünberg an der Realsch. in Lemberg; Franz Katić und Josef Katić am Gymn in Cattaro; Ubald Calvi und Raphael Janni am Gymn. in Ragusa. Constantin Kulišić und Veit Petričević am Gymn. in Spalato; Marcell Kušar und Kasimir Boara am Obergymn. in Zara; Nikolaus Bastitić am Untergymn. in Zara und Marcus in Polich an der Realsch. in Spalato.

Zum Lehrer in die IX. Rangsclasse an der deutschen Staatsgewerbeschule in Pilsen der Supplent an der Realsch. im IV. Bezirke von Wien Dr. Alfred Raschek.

Auszeichnungen erhielten:

Der Prof. am Franz Joseph-Gymn. in Wien Dr. Franz Weihrich das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens.

Der Director des bischöflich. Privatgymn. am Collegium Petrinum in Urfahr Consistorialrath P. Lambert Guppenberger das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens.

Der Prof. an der Realschule in Salzburg Hermann Lukas taxfrei den Titel eines Schulrathes.

Der Director der Unterrealschule in Zara Anton Niseteo taxfrei den Titel eines Schulrathes.

Der Director der Realschule in Triest Justus Hendrych taxfrei den Titel eines Schulrathes.

Der Prof. am deutschen Mädchenlyceum in Prag Joh. Baßler taxfrei den Titel eines Schulrathes.

Der Prof. an der Realschule in Klagenfurt Dr. Josef Mitteregger taxfrei den Titel eines Schulrathes.

Der Privatdocent für Philosophie an der Univ. in Graz Gymn.-Director Dr. Eduard Martinak den Titel eines außerord. Universitätsprofessors.

Der Landesschulinspector Dr. Karl Tumlirz in Czernowitz taxfrei den Orden der Eisernen Krone III. Classe.

Der mit dem Titel und Charakter eines außerord. Prof. bekleidete Honorardocent an der deutsch. techn. Hochschule in Prag und Director der II. deutschen Realschule daselbst Regierungsrath Karl von Ott aus Anlass der von demselben erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand den Orden der Eisernen Krone III. Classe mit Nachsicht der Taxe.

Der Director der Realschule mit böhm. Unterrichtssprache in Brünn, Schulrath Adolf Kuheš aus Anlass der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens.

Der Religionsprofessor am Gymn. in Cattaro Ehrendomherr Fortunatus Vulović anlässlich seines Übertrittes in den bleibenden Ruhestand das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens.

Der Prof. am Obergymn. in Laibach Maximilian Pleteršnik aus Anlass der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens.

Der Religionsprofessor am I. Staatsgymn. in Graz Ehrendomherr Dr. Josef Stary das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens.

Aus Anlass der Versetzung in den bleibenden Ruhestand der Prof. am Gymn. in Wiener-Neustadt, Priester des Cistercienserstiftes Lilienfeld, Matthias Novák das goldene Verdienstkreuz mit der Krone.

Der Prof. am II. Gymn. in Graz Franz Krašan taxfrei den Titel eines Schulrathes.

Der Prof. an der Realschule in Marburg Dr. Gaston Ritter von Britto taxfrei den Titel eines Schulrathes.

Der Prof. an der Realschule mit deutsch. Unterrichtssprache in Brünn Rudolf Matouschek den Titel eines Schulrathes.

Der Religionsprof. am Gymn. im III. Bezirke von Wien Josef Chodniček taxfrei den Titel eines Schulrathes.

Der Prof. am Real- und Obergymn. in Prag Dr. Reinhold Stránský taxfrei den Titel eines Schulrathes.

Der Prof. an der Realschule in Pardubitz Vincenz Mazánek taxfrei den Titel eines Schulrathes.

Der Prof. am Gymn. mit böhmischer Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite Wenzel Hylmar taxfrei den Titel eines Schulrathes.

Der Prof. an der Realschule in Tarnopol Alois Dyszkiewicz taxfrei den Titel eines Schulrathes.

Der mit dem Titel und Charakter eines Hofrathes bekleidete Landesschulinspector in Prag, Capitular des Benedictinerstiftes Břevnov-Braunau, P. Robert Christian Riedl die Allerhöchste Zufriedenheit.

Der Schuldiener am Franz Joseph-Gymn. in Wien Wenz. Zinke das silberne Verdienstkreuz.

Der Lehrer der Stenographie Josef Schiff in Wien den Titel eines Professors.

Nekrologie.

Gestorben sind:[1]) P. Dr. Robert Weißenhofer, Gymnasialprof. (D lg) in Seitenstetten, 56 J. alt; Emil Gugel, Realschulprof. (FEd) in Marburg, 38 J. alt; Gottfried Paulik, Gymnasialprof. (LG) in Pilgram. 43 J. alt; Leonhard Eder, Gymnasialprof. (LG) in Gottschee 62 J. alt; Ernst Kernstock, Realschulprof. (Ngmnl), 48 J. alt; Alois Krawutschke, Gymnasialprof. (LG) in Troppau, 46 J. alt; Eduard Kittel. Schulrath und Gymnasialdirector i. R. in Leitmeritz, 67 J. alt; Dr. Ed. Maiß, Realschulprof. (M Nl) in Wien, 47 J. alt, in Velden am Wörthersee; Hugo Horak, Director des II. deutschen Staatsgymnasiums in Brünn (H), 50 J. alt; P. Ernest Porazil, Gymnasialprof. i. R., 61 J. alt.

Entgegnung.

Das 3. Heft dieser Zeitschrift enthält eine Recension des von meinem Collegen Dr. Hans Pischek und von mir herausgegebenen „Hilfsbuches für den deutschen Unterricht". Vor allem muss ich constatieren, dass das Hilfsbuch kein Erzeugnis gemeinschaftlicher, sondern getheilter Arbeit ist. Die Anklagen, die der Herr Recensent gegen den ersten Theil, gegen die Grammatik, erhebt, treffen nicht mich, und ich werde mich daher auch nicht gegen sie vertheidigen. Mein Mitarbeiter, Herr Dr. Pischek, hat die Grammatik vom ersten bis zum letzten Wort ganz allein geschrieben, wogegen die Stilistik, Metrik und Poetik von mir herrühren; für diese Theile bin ich ganz allein verantwortlich.

Der Herr Recensent hat gegen die von mir verfassten Theile des Hilfsbuches nichts Erhebliches einzuwenden. Ich habe seinen Worten nur die Bemerkung entgegenzustellen, dass mein Abriss der Poetik doch kein bloßer Auszug aus Scherers posthumer Poetik ist. Nur das zweite und dritte Capitel fußen auf den entsprechenden Partien des Schererschen Vorlesungsheftes, aber auch da konnte ich mich auf das Epitomieren nicht beschränken; es galt vielmehr, die ungleichmäßig ausgearbeitete Vorlage zu ordnen, umzuconstruieren, zu ergänzen, weiterzuführen, zu exemplificieren usw. Ich glaube, durch Benützung der Literatur der Schulpoetik einigen Zuwachs gewonnen und manches hinzugefügt zu haben, worüber die Fachliteratur bisher keinen Bescheid ertheilt hat. Den Hang, eigene Wege zu gehen, habe ich in Anbetracht des Zweckes bestmöglich bemeistert.

Wien. Dr. Rich. Mayr.

Erwiderung.

„Dass der Abriss der Poetik ein bloßer Auszug aus 'Scherers Poetik' sei, habe ich nirgends behauptet, sondern nur, dass 'auch aus diesem Buche große Partien auszugsweise herübergenommen worden

---

[1]) Um in diesen Angaben Vollständigkeit zu erzielen, werden die Lehrkörper (Directionen) ersucht, die eintretenden Todesfälle der Redaction gefälligst bekannt zu geben.

seien'. Diese Thatsache wird ja im wesentlichen von dem Verfasser zugegeben. Er folgt der Eintheilung der in Rede stehenden Capitel, gebraucht dieselben Überschriften usw. Dass ich dem Verf. eigenes Verdienst nicht absprechen wollte, dass ich es keineswegs für unstatthaft hielt, Scherers Poetik für die Schule 'auszumünzen', ergibt sich ja doch daraus, dass ich diesem Theile des Buches 'alles Lob' zuzusprechen mir nicht versagt habe.

Wien. Franz Spengler.

Berichtigung.

In der Besprechung von Schlemmers Leitfaden der Erdkunde (S. 527, Z. 15 v. o.) soll es in dem Satze „Selbst von der schiefen Achsenstellung der Erde als der Ursache von Tag und Nacht hört er in den ersten Stunden" selbstverständlich heißen „als der Ursache der wechselnden Länge von Tag und Nacht".

Eingesendet.

Wo der Unterricht in der Mineralogie als Massenunterricht ertheilt werden muss, ist es schwer möglich, denselben so anschaulich zu gestalten, als er sein soll. Denn Abbildungen sind gerade in diesem Gegenstande von geringerem Werte, da sie die Anschauung wesentlicher physikalischer und anderer Eigenschaften nicht oder doch nur unvollkommen zu vermitteln imstande sind.

Auch das der Schulsammlung entnommene Mineral kann aus Gründen, die anzuführen überflüssig ist, ebenfalls keine intensivere Anschauung bieten. Der beste Weg wäre wohl der, dass jeder Schüler ein typisches Stück des eben besprochenen Minerals in der Hand hätte, wobei er unter Anleitung des Lehrers in leichter Weise eine große Zahl richtiger Vorstellungen zu gewinnen imstande ist, welche wieder einen wertvollen Anknüpfungspunkt für die weitere Besprechung des Objectes bilden.

Sowohl dem Lehrer als auch den Schülern macht es aber Schwierigkeiten, sich eine entsprechende Zahl typischer Stücke der wichtigsten mineralogischen Vorkommen, bezw. eine kleine, gute Sammlung ohne größere Auslagen und Zeitanfwand zu beschaffen.

Diese hindernden Umstände können aber vermieden werden, wenn von einer Stelle aus die Sammelarbeit für alle geleistet wird.

Die Gesellschaft „Lehrmittelcentrale", Wien, I., Werderthorgasse 6, deren satzungsmäßiger Zweck die Förderung des österreichischen Schulwesens ist, glaubt, indem sie diese Aufgabe übernimmt, ihrem Zwecke in einem weiteren Punkte gerecht zu werden.

Als Probe ist in der Centrale eine Sammlung von 60 elementaren Mineralien (welche am Schlusse angeführt ist) im durchschnittlichen Formate $2\frac{1}{2} \times 3\frac{1}{2}$ cm zusammengestellt worden, welche gegen vorherige Bestellung in beliebiger Zahl beschafft werden kann.

Der Regiepreis, Gewinn nimmt die Centrale nicht, ist sammt schwarzer Schachtel 3 K. An Private werden solche Sammlungen nicht abgegeben.

Es würde demnach eine Arbeitstheilung in der Weise eintreten, dass die Herren Professoren und Lehrer die Bestellung übernehmen, die Gesellschaft dagegen die Beschaffung und Zusammenstellung.

Wo es gewünscht wird, können auch die angeführten Mineralien einzeln in beliebiger Zahl beschafft werden.

Die Sammlung zu 60 Stücken umfasst folgende Mineralien:

1. Graphit,
2. Schwefel,
3. Pyrit,
4. Kupferkies,
5. Bleiglanz,
6. Zinkblende,
7. Zinnober,
8. Magnetit,
9. Rotheisenstein,
10. Brauneisenstein,
11. Spateisenstein,
12. Malachit,
13. Kupfervitriol,
14. Rollkiesel,
15. Gemeiner Quarz,
16. Quarzkrystall,
17. Feuerstein,
18. Holzstein,
19. Opal,
20. Feldspat,
21. Asbest,
22. Glimmer,
23. Kaolin,
24. Pfeifenthon,
25. Tegel,
26. Mergel,
27. Kalkspat, kryst.,
28. „ Spaltungsform,
29. Kalktuff,
30. Gemeiner Kalkstein,
31. Marmor, weiß,
32. „ grau,
33. Lithogr. Stein,
34. Kalksinter,
35. Kreide,
36. Sprudelstein,
37. Gips, kryst.,
38. „ derb,
39. Baryt,
40. Alaun,
41. Krystallsalz,
42. Steinsalz, weiß,
43. „ roth,
44. „ grau,
45. Flußspat,
46. Asphalt,
47. Anthracit,
48. Lignit,
49. Torf,
50. Granit,
51. Porphyr,
52. Bimstein,
53. Lava,
54. Gneis,
55. Glimmerschiefer,
56. Thonschiefer,
57. Talkschiefer,
58. Dolomit,
59. Conglomerat,
60. Sandstein.

Zum 70. Geburtsfeste des Geheimrathes Professors Johannes Vahlen.

In geistiger und körperlicher Rüstigkeit und Frische beging am 28. September l. J. der Professor der classischen Philologie an der Universität in Berlin, Geheimrath Johannes Vahlen das Fest seines siebzigsten Geburtstages. Wie noch in aller Erinnerung ist, wirkte Vahlen, vom Jahre 1858 bis 1874 an der Universität Wien, und zwar zunächst gemeinsam mit Hermann Bonitz, nach dessen Abgang er mit Emanuel Hoffmann und Wilhelm Hartel auf die wissenschaftliche Ausbildung der philologischen Lehrer in Österreich den größten Einfluß nahm. Durch den Zauber seines begeisterten und begeisternden Vortrages fesselte er nicht bloß die jungen Philologen, sondern es strömten auch Hörer der übrigen Disciplinen und Facultäten seinem Lehrsaale zu. Es ist nun begreiflich, dass, als man sich in Deutschland zur Feier des 70. Geburtstages Vahlens rüstete, und hiefür eine philologische Festschrift vorbereitete, auch die in Österreich wirkenden zahlreichen Schüler Vahlens sich dieser Huldigung anschloßen. Der stattliche Band, betitelt „Festschrift, Johannes Vahlen zum siebzigsten Geburtstage gewidmet von seinen Schülern“ (Berlin, Reimer), ist von einer formvollendeten und gedankenreichen Dedicationsepistel Wilhelms v. Hartel, des jetzigen Ministers für Cultus und Unterricht, eingeleitet, die wir mit Genehmigung Sr. Excellenz hier zum Abdrucke bringen.

„Hochgeehrter Herr Geheimrath!

Einige Ihrer Schüler haben die Feier Ihres siebzigsten Geburtstages nicht vorübergehen lassen wollen, ohne Ihnen im eigenen Namen und im Namen ihrer zahlreichen Genossen ein Zeichen unwandelbarer Treue und aufrichtiger Verehrung zu geben, und bringen Ihnen hiemit eine Reihe wissenschaftlicher Abhandlungen dar, welche bezeugen sollen, dass der Geist Ihrer Lehre und Forschung, den Sie durch Ihr beredtes Wort und strenges Vorbild in ihre Seelen gepflanzt, Früchte gezeitigt habe, welche Sie nicht unwürdig befinden mögen.

Als einer Ihrer ältesten Schüler, der Ihre Wege zu wandeln bemüht war und auf diesen, was er nach dem Maße seines Könnens und der Lage der Verhältnisse an philologischer Arbeit zu leisten vermochte, Ihnen vor anderen zu danken hat, hätte ich mich gern in der Weise der Darbringenden bethätigen wollen. Aber Sie wissen, dass ich seit mehreren Jahren andere Sorgen und Mühen auf mich genommen habe und kaum in der Lage wäre, unter dem Drucke zeitraubender Geschäfte etwas für den Zweck zu schaffen, was den Empfänger und den Geber befriedigen könnte.

Aber die zu Ihrer Ehrung Vereinigten wollten mich doch zu Worte kommen lassen und waren der Meinung, dass ich eine Art einleitenden Commentars zu dieser Festschrift zu verfassen nicht ganz ungeeignet wäre. Keine Aufforderung konnte mir willkommener sein.

Befand ich mich ja unter der Zahl der ersten Hörer, die Sie als jüngster Lehrer der Wiener Universität in jugendlicher Frische durch den Zauber Ihres begeisterten Vortrages gefangennahmen und zugleich

in dem von Ihnen geleiteten Seminare mit fester Hand an Zucht und Einfachheit der Gedanken gewöhnten. Bald darauf war es mir vergönnt, durch einige Jahre als College an Ihrer Seite zu wirken. Als Sie aber leider zu früh der Wiener Universität genommen und auf den Lehrstuhl berufen waren, den vor Ihnen die größten Meister unseres Faches innehatten und welchen Sie nunmehr fast durch ein Menschenalter ruhmvoll bekleiden, da lockerte die örtliche Trennung in nichts die geistigen Beziehungen, und ich verfolgte lernend und bewundernd Ihre rastlose und an Erfolgen reiche wissenschaftliche Thätigkeit, die weit über den engeren Kreis Ihrer Hörerschaft von eingreifendem Einflusse war.

Indem ich Sie also im Namen Ihrer Verehrer bei diesem seltenen Feste begrüßen und feiern darf, kann ich es mir erlassen, eine Liste Ihrer Publicationen zusammenzutragen, um an ihr das weite Feld Ihrer Forschung abzustecken, und an der Art, wie Sie in oft unscheinbarer Weise die Worte eines Schriftstellers richtigstellen oder erklären, Ihre die entlegensten Gebiete der Alterthums-Wissenschaft durchdringende und beherrschende Gelehrsamkeit zu rühmen, oder im einzelnen darzulegen, wie Sie über das classische Alterthum hinaus Ihre historischen Forschungen erstreckt und an hervorragenden Persönlichkeiten der Renaissance oder der neueren Literatur die geistigen Strömungen anderer den Philologen schwer zugänglicher Epochen in ihren intimsten Zügen erfasst und mit lebendiger Anschaulichkeit dargestellt haben.

Ich glaube damit in Ihrem Sinne zu verfahren, weil ich nicht rühmen will, was Sie selbst nie als rühmenswert erkannten, denn mit Gelehrsamkeit zu prunken haben Sie stets verschmäht und Vielschreiberei weder selbst erstrebt noch in Ihren Schülern gezüchtet. Schreiben sollte nur der, welcher besaß, was als Gewinn neuer Erkenntnis der Mittheilung an andere wert schien. Ihr reiches Forscherglück freilich ließ Sie solche strenge Selbstzucht leichter wahren.

Und doch möchte ich auf ein Arbeitsfeld besonders hinweisen, auf eines der schwierigsten und zugleich reizvollsten, das Sie mit jugendlichem Wagemuth betraten und sofort mit gereifter Besonnenheit zu bestellen verstanden haben. Ich meine die Trümmer zerstörter Werke der alten römischen Dichtkunst, deren Herstellung neben ausgedehnter Belesenheit genaue Bekanntschaft mit der Eigenart einer vielverzweigten Überlieferung, Vertrautheit nicht bloß mit dem Sprachgebrauche und dem Stile des betreffenden Schriftstellers, sondern auch jeder Quelle, der ein Bruchstück zu entnehmen ist, Geschicklichkeit, die entlegensten Notizen zu verbinden und richtig zu verwerten, erfindsame Heilung mannigfacher Verderbnisse der Überlieferung, sorgfältiges Abwägen des Möglichen und Wahrscheinlichen erheischt. Sie haben die für das Gelingen solcher Arbeit erforderlichen Bedingungen im seltenem Maße in sich vereinigt und dabei zugleich eine Tugend zu bewähren begonnen, die Sie in Ihren späteren Werken zu vollkommenster Reife entwickelt haben, eine Tugend, auf welcher der eigenartige Vorzug Ihrer gesammten philologischen Thätigkeit beruht und welche zugleich der Philologie unserer Zeit eine festere Richtung zu geben geeignet war.

Als man, noch leicht befriedigt, in sinnreichen und glücklichen Vermuthungen schwelgte, um über eine ungewöhnliche oder nicht sofort begreifliche Textesstelle hinwegzukommen, haben sie solchen Einfällen des Augenblicks misstrauen, schielende Erfindungen zurückweisen, die verachtete Überlieferung prüfen und vertheidigen gelehrt.

Der Erfolg dieser Methode war nicht bloß die Rettung der Texte vor entstellenden Veränderungen; ihr weit wichtigerer Ertrag war die sich dadurch ergebende Erkenntnis dessen, was der Schriftsteller gedacht und gewollt, sowie das Verständnis der Form, die er seinen Gedanken gegeben hat. Wie ein Gemälde Tizians oder Raffaels, von der Tünche übermalender Correcturen befreit, wie neugeboren mit der vollen

Frische seiner Farben auf unser Auge wirkt, so haben wir aus ihrer Hand die Werke des Horaz und Tibull, des Sophokles, Euripides und anderer Autoren empfangen, die uns nun wieder bis in die unscheinbarsten Züge das Gepräge ihrer Meister zeigen. Freilich wird das nicht jedem und keinem ohne heißes Bemühen gelingen; es setzt liebevolle Vertiefung in den Sprachgebrauch, welche weder Grammatik, noch Lexikon, noch die emsigste Statistik zu vermitteln vermag, seine Empfindung für die Form, verständnisvolles Eingehen in die Eigenthümlichkeiten des Schriftstellers, ein Miterleben und Mitempfinden des vom Schriftsteller Erlebten und Empfundenen, also Vorzüge voraus, welche durch unablässige Übung zwar geschärft, aber durch sie allein nicht erworben werden.

Im einzelnen mag das auf diesem Wege mühevoll Erreichte gering erscheinen. Das einzelne vereinigt aber führt zu dem hohen Endziel philologischer Kleinarbeit, die antike Literatur wieder in ihrer ursprünglichen Form und nach ihrem vollen Gehalt zu besitzen und zu genießen.

Der Gewinn dieser von Ihnen in unvergleichlicher Weise geübten Methode philologischer Kritik und Exegese ist von vorbildlicher Bedeutung für jede Art von Philologie, ob sich diese mit lateinischen oder griechischen, romanischen oder deutschen, slavischen oder indischen Texten befasse, sie bereitet jeder historischen Forschung den Boden und legt ihr den Stoff geläutert und gesichert vor. Zugleich ist ihr Wert ein ethischer und erziehender, indem durch sie auch dem blöden Spötter, der die Philologie als eitel Wortklauberei oder als Tummelplatz müßiger, bestenfalls witziger Einfälle verachtet oder, soweit sie der Schule angehört, sie als ein Erbübel zu beklagen geneigt ist, der Ernst wissenschaftlicher Forschung und die Bethätigung künstlerischen Empfindens der Eigenart und durch das nachempfindende Sichhineinleben in die Persönlichkeiten alter Schriftsteller wie kaum ein an anderen Stoffen geübtes Unterrichtsverfahren den Geist der Lernenden befruchtet und bereichert und ihnen ein tieferes Verständnis der gesammten Cultur der Gegenwart zu eröffnen vermag.

Die Erfüllung dieser der classischen Philologie obliegenden Aufgaben ist zugleich ihre wirksamste Vertheidigung, und somit haben Sie allen denen, welche Sie in Ihrem Geiste Philologie treiben gelehrt, auch eine starke Waffe in die Hand gegeben, um die heute lauter und ungestümer vordrängenden Widersacher dieser Wissenschaft abzuwehren und Ihre Schüler für die Erfüllung aller öffentlichen Pflichten in der Schule auf das trefflichste ausgerüstet.

In wie hohem Grade Ihnen dies gelungen ist, dafür darf ich auf die großen und dauernden Erfolge hinweisen, die ihr kurzes Wirken in Österreich in allen Ländern unseren vielsprachigen Reiches an Hoch- und Mittelschulen zurückgelassen hat. Dass Ihnen aber ihre alte Heimat, der Sie Österreich ungern zurückgab und welcher Sie in voller Manneskraft hingebend und unermüdlich gedient haben, zu nicht geringerem Danke verpflichtet ist, kann auch der Fernstehende zu behaupten sich für berechtigt halten. Das lehrt ihm ein flüchtiger Blick auf die Zahl und die Bedeutung Ihrer allerorts wirkenden Schüler. Dafür bürgt die Hochschätzung Ihrer Collegen an der Universität und in der Akademie, welche mit ehrendem Vertrauen die schwierigsten Aufgaben stets in Ihre Hand gelegt haben.

Empfangen Sie darum von Ihren Schülern und Verehrern in Deutschland und Österreich die aufrichtigsten Glückwünsche an dem heutigen Festtage, in freudiger Stimmung dargebracht von den einen, die sich freuen dürfen, Sie zu besitzen, mit nicht geringerer Herzlichkeit von den anderen, die Sie einst besessen und nie ganz verloren haben."

Am Festtage selbst begrüßte, wie wir vernehmen, den Jubilar der Herr Minister für Cultus und Unterricht Dr. Wilhelm v. Hartel in eigenem und im Namen der österreichischen Unterrichtsverwaltung, Hofrath Dr. J. Huemer in dankbarer Erinnerung namens vieler in Österreich wirkender Gymnasiallehrer, endlich die Universitätsprofessoren Dr. E. Hauler und Dr. H. v. Arnim im Namen des philologischen Seminars der Wiener Universität.

Die Redaction dieser Zeitschrift, der Vahlen durch eine Reihe von Jahren seine Kraft gewidmet hat, schließt sich den vielfach ausgesprochenen Glückwünschen an: Möge dem großen Philologen Vahlen, dessen Name auch in Österreich unvergessen fortlebt, noch eine lange Reihe glücklicher Lebensjahre beschieden sein!

Conferenz der niederösterreichischen Mittelschul-Directoren.

In der im Vorjahre abgehaltenen Conferenz der gesammten Landes-Schulinspectoren für Mittelschulen wurde der Beschluss gefasst, es mögen seitens der Unterrichtsverwaltung die Einführung von Directoren-Conferenzen innerhalb der größeren Inspectionsgebiete in Aussicht genommen werden. Infolge dieser Anregung waren auf Anordnung des Ministers für C. und U., Dr. Ritter v. Hartel, am 24. und 25. October l. J. die Directoren der niederösterreichischen Mittelschulen (Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen) zum erstenmale zu einer Conferenz unter dem Vorsitze der Landes-Schulinspectoren für Mittelschulen im Landesschulrathe vereinigt. Zu dieser Conferenz waren auch Einladungen an andere Persönlichkeiten, insbesondere Mitglieder der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Wien, ergangen. Zweck der gedachten Conferenzen war die gründliche Besprechung wichtiger actueller Schul- und Unterrichtsfragen. Die Themen für die stattgehabte Conferenz waren aus Berathungen in den einzelnen Lehrkörpern hervorgegangen, die Besprechung derselben erfolgte auf Grund von Referaten und Correferaten in freier Weise. Es gelangten eine Reihe wichtiger Fragen, wie über die Aufnahmsprüfung in die erste Classe der Mittelschule, über die obligatorische Einführung einer modernen Culturspräche in den Lehrplan der Gymnasien, über die Entlastung der Mittelschul-Directoren von administrativen Geschäften und anderes mehr zur Discussion. In den Mittelschul-Directoren-Conferenzen ist eine dauernde, periodisch wiederkehrende Einrichtung geplant, welche die Mittelschul-Directoren eines Landes unter einander und mit der Landesschulbehörde in engeren Contact bringen und der Unterrichtsverwaltung einen unmittelbaren Einblick in die bei der Lehrerschaft über gewisse Fragen obwaltenden Anschauungen verschaffen, aber auch über die Absichten der Unterrichtsverwaltung belehren und aufklären soll.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Beiträge zur Schulhygiene.

VI. Bestuhlung der allgemeinen Lehrzimmer[1]).

Die Schulbankfrage ist eines der ältesten Probleme der Schulhygiene; ihre Behandlung ist literarisch so weit gediehen, dass sich neue Gesichtspunkte nicht leicht ergeben dürften. Praktisch sind für keines der materiellen Bedürfnisse der Schule so viele Lösungen versucht worden als für die Bestuhlung, darunter eine ganze Anzahl solcher, welche, soweit theoretischen Forderungen genügt werden kann, dem Zwecke entsprechen; seit langer Zeit bestehen bessere Modelle speciell in Österreich und wurden wiederholt bei uns Verbesserungen zutage gefördert.

Die hygienische Wichtigkeit entsprechender Subsellien ist eine bedeutende; die nothwendigen sanitären Forderungen gipfeln besonders darin, dass die Schulbank überhaupt gesundheitsgemäße, auch nicht zu sehr anstrengende Körperhaltungen beim Schreiben, Lesen oder bloßen Zuhören, ferner auch beim Stehen möglich machen soll; damit ist nicht nur die orthopädische und oculistische Seite der Frage angedeutet, sondern auch der Einfluss der Sitzgelegenheit auf den Verlauf der Athmungs-, Blutumlaufs- und Verdauungsthätigkeit gestreift. Das ganze Problem ist weit complicierter als es auf den ersten Blick scheinen möchte, was ja schon die oben angedeutete langjährige, der Schulbankfrage seitens competenter Ärzte und der Constructeure zugewendete Mühe vermuthen lässt; es ist hier nicht der Ort, näher auf die Sache einzugehen[2]). Bei-

---

[1]) Vgl. diese Zeitschr. 1899, S. 1 ff., 289 ff., 865 ff.; 1900, S. 289 ff.

[2]) Eine ziemlich ausführliche Auseinandersetzung über die Schulbank findet sich in Burgerstein und Netolitzky, Handbuch der Schulhygiene. Jena, G. Fischer 1895, S. 55—91, mit über 40 Figuren u. zahlreichen Literaturangaben zum Thema.

spielsweise sei nur noch erwähnt, dass schlechte Subsellien zur Verbreitung der Onanie beizutragen sowie die Staubschädigungen im Lehrzimmer zu erhöhen vermögen. Zu den rein hygienischen Momenten kommen noch pädagogische und ökonomische.

Es haben nun Subsellien:

	rationelle	zum Theil rationelle	gar keine rationellen
Gymnasien	70	35	87
Realschulen	35	20	32
Mittelschulen	105	55	119
	= 37·6%	= 19·7%	= 42·6%

Es ist im Laufe dieser Auseinandersetzungen bereits mehrmal bemerkt worden, dass bis in die jüngste Zeit antihygienische Zustände neu geschaffen wurden; hier sei constatiert, dass selbst ein 1897 (bis zu diesem Jahre reichten die Erhebungen) vom Staate erbautes Gymnasium Subsellien einführte, welche nach keinem rationellen System hergestellt sind und nur zwei Größennummern aufweisen.

Nimmt man für die z. Th. mit rationellen Subsellien eingerichteten Schulen an, es sei die Hälfte der Sitze rationell hergestellt, so wird man zunächst nicht zu hart urtheilen, wenn man sagt, dass für die halbe Zahl der sämmtlichen Classen die Schulen überhaupt der Möglichkeit ermangeln, den Schülern gesundheitsgemäße Sitzbedingungen zu bieten. Wie in den folgenden Ausführungen nachgewiesen werden wird, steht aber die Sache bezüglich der richtigen Sitze noch weit schlechter.

Will man die Schüler richtig placieren, so muss man sie zu Beginn jedes Semesters messen; es ist hiebei ganz unnöthig, wenn einmal die zweckmäßigen Möbel vorhanden sind, die Länge der Schüler in Centimetern zu bestimmen; vorausgesetzt, dass die Bänke an den Seitenbacken dauernd (z. B. Ölfarbe) mit der Ziffer versehen sind, welche ihrer „Größennummer" entspricht, male man auf den Thürstock von der bezüglichen Höhe über dem Fußboden angefangen abwechselnd weiße und schwarze Querbänder, deren jedes den Höhengrenzen des Körpers entspricht, für welche jede der Schulbanknummern hergestellt ist, und setze in diese Bänder die zugehörigen Banknummern. Die Anhaltspunkte hiefür sind leicht zu beschaffen, da die wirklich „rationellen" Systeme eben für innerhalb gewisser Grenzen verschiedene Körperlängen jene verschiedenen „Banknummern" haben und die nöthigen Daten in der Literatur vorliegen; auch die Fabrik, welche die Bänke geliefert hat, kann die betreffenden Grenzen angeben, bezw. die Bänke numerieren und auch die Messlatten selbst herstellen. Lässt man

nun einen Schüler nach dem anderen antreten und notiert die zugehörige Banknummer in den Katalog, so hat man eine ganze Schulclasse in wenigen Minuten erledigt.

Es wurde die Größe der Schüler gemessen (geschätzt) in Zahl der Zimmer:

	gemessen	geschätzt	Summa	%
Gymnasien	184	115	299	16·1
Realschulen	104	45	149	19·9
Mittelschulen...	288	160	448	
	= 11·0%	= 6·1 %	= 17·2 %	

Die 36 unbenutzten Zimmer (1899 S. 5) wurden hier nicht ausgeschieden; dies ändert die Resultate sehr wenig; bei „geschätzt" sind die Angaben wie „nach dem Augenmaß", „nach Bequemlichkeit gesetzt" u. dgl. eingezählt. — In einem Gymnasium mit 12 allgemeinen Lehrzimmern wurden die Schüler dreimal jährlich gemessen; diese Behandlung der Sache ist namentlich in den Jahren des stärksten Längenwachsthums warm zu empfehlen.

Während also, wie aus der ersten Tabelle hervorgeht, 37·6% der Schulen rationelle, 19·7% z. Th. rationelle Schulbänke haben, wurde nur in 11% der Classen die Größe der Schüler gemessen (und in 6·1% geschätzt), d. h. in vielleicht immer richtiger Art nur für gut $^1/_{10}$ und in Summa, d. h. in irgend einer Form, nur für gut $^1/_6$ der Zimmer etwas dazu gethan, bei der Placierung der Schüler die berechtigten Forderungen der Hygiene zu berücksichtigen.

Es möchte also scheinen, dass die Schüler öfter rationell gesetzt werden könnten, als es in der That geschieht; wir sagen, es möchte scheinen, weil merkwürdige Ausnahmen und wahrscheinlich nicht selten vorkommen, wofür wir ein Beispiel anführen wollen, welches wir einem Lehrer verdanken und für dessen Richtigkeit wir die volle Verantwortung übernehmen; wie sich später zeigen wird, ist positive zahlenmäßige Begründung in anderer Richtung dafür vorhanden, dass die Dinge de facto noch schlechter stehen, als sie auch die letztangegebene Tabelle charakterisiert.

Das Beispiel ist folgendes: In einer Stadt wurde von seiten der Gemeinde eine Mittelschule erbaut und mit rationellen Bänken eingerichtet; als nun jener Lehrer nach mehrjähriger Benutzung des Hauses den Versuch wagen durfte, den Schülern zu gesundheitsgemäßer Placierung zu verhelfen und zu diesem Behufe Bänke und Schüler maß, zeigte es sich, dass zwei von den nöthigen Bankgrößen überhaupt fehlten, die übrigen Größennummern aber je in einer Anzahl vorhanden waren, welche dem

Bedarf durchaus nicht entsprach; die beweisenden Ziffern waren im einzelnen (die arabischen Ziffern bedeuten Einheiten von Sitzplätzen) folgende:

	Vorrath						Bedarf mit Beginn des I. Semesters						Bedarf mit Beginn des II. Semesters					
Banknummern:	III	IV	V	VI	VII	VIII	III	IV	V	VI	VII	VIII	III	IV	V	VI	VII	VIII
für sämmtliche Classen zusammen	—	—	57	121	197	103	21	128	114	90	76	32	11	107	115	86	94	36

Die Banknummern (Größennummern) I, II des betreffenden Bankmodells sind nur für Volksschulen nöthig. Der Bedarf wird natürlich auch bei gleichbleibender Schülerzahl von Semester zu Semester innerhalb enger Grenzen schwanken; rechnet man mit Rücksicht darauf, dass die obige Messungserfahrung bloß ein Schuljahr betraf und dass eine Zunahme der Schülerzahl zu erwarten war, einen Sicherheitsüberschuss von nur etwa 5% des Meistbedarfes jeder Banknummer, so wären an Sitzplätzen (der zwei- und dreisitzigen Bänke)

von den Größennummern:	III	IV	V	VI	VII	VIII
			Sitzplätze			
zuzuführen gewesen . . .	22	135	61	—	—	—
wegzuführen gewesen . .	—	—	—	29	98	69

die Gemeinde hätte außer den Transportkosten keine nennenswerte Auslage gehabt, da sie ja für Volks- und Bürgerschulen auch beständig Bänke braucht — die unbrauchbaren Größen der allerdinge „rationellen“ Bänke blieben aber, wo sie waren, und sind noch heute dort.

Das Vorstehende war seit einer längeren Reihe von Monaten geschrieben, als unser Gewährsmann uns mit der Mittheilung überraschte, es sei beschlossen worden, jene Schule successive, zunächst eine Classe, neu, selbstverständlich mit dem neuesten „rationellen System“ — zu möblieren. Unser Gewährsmann, dem eine Ingerenz auf die Sache nicht möglich gewesen war, nahm sich nun die kleine Mühe, die Schüler der betreffenden Classe zu messen.

Facit der Neu-Möblierung und der Messung:

	Neuer Vorrath			Bedarf schon im ersten Semester				
Banknummern	V	VI	VII	IV	V	VI	VII	VIII
Sitzplätze	14	23	19	1	5	11	29	6

Commentar überflüssig. — Übrigens zweifellos ein gewöhnlicher Fall.

Bezeichnend ist die folgende Statistik für die Bestuhlungsverhältnisse unserer Gymnasien und Realschulen:

Nach den Angaben der Fragebogen haben Z a h l von Größennummern, Schulen

Anzahl von Größen-Nrn.	?	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	18
Gymnasien ..	43	3	25	67	30	10	6	2	2	1	2	1
Realschulen .	10	5	11	33	17	4	1	4	2	—	—	—
Mittelschulen	53	8	36	100	47	14	7	6	4	1	2	1
	= 87·4 %											

Unter fünf Größennummern sollte man für vollclassige Mittelschulen nicht herabgehen, wenn man eine richtige Placierung erreichbar machen will; wie das früher angeführte Beispiel zeigte, waren von einer guten Bank nach der Größe der Schüler sechs Nummern nöthig, wobei es sich um die sieben Classen einer Realschule handelte; die große Mehrzahl unserer Mittelschulen ist nun acht- bezw. siebenclassig, wie 1899, S. 6, erste Tabelle auswies; in den 53 Schulen der ersten Rubrik vorstehender Tabelle wurde ganz gewiss nicht gemessen und fehlte höchst wahrscheinlich eine Verschiedenheit der Bankgröße überhaupt; es würde demnach die Zahl der Schulen mit weniger als fünf verschiedenen Banknummern 244 = 87·4% aller betragen. Subtrahiert man von den Ziffern, welche für „0“, 1, 2 usw. Banknummern in der vorstehenden Tabelle die Zahl der damit versehenen Schulen bezeichnen, die betreffenden Ziffern für die nicht vollclassigen Mittelschulen (Gymnasien mit einer bis incl. sieben, Realschulen mit einer bis incl. sechs Classen), so erhält man als Rest 202 v o l l c l a s s i g e Mittelschulen, welche weniger als fünf Größennummern besitzen; da die Gesammtzahl der vollclassigen Mittelschulen 230 beträgt (S. 6, obere Tabelle), so haben sonach 87·8% der vollclassigen Schulen — und diese Zahl ist noch bezeichnender für die Verhältnisse als die vorgenannten 87·4% — a priori nicht die Möglichkeit, die Schüler richtig zu setzen. Rest 12·2 — 12·6% = ca. $^1/_8$ der Schulen.

Überraschend verhält sich das Gymnasium mit 18 verschiedenen Banknummern; diese Schule mit 12 allgemeinen Lehrzimmern gibt als Type an „Combination eigenartig nach den rationellsten Systemen“; hoffentlich braucht man nicht eine beträchtlichere Anzahl von Sitzen als Reserve, um in jedem Semester dem Bedarfe zu genügen; es handelt sich derart schon um Unterschiede der

Körperlänge von 3 cm und noch weniger; leider besteht sehr wenig zugängliches Material über Schülermessungen bei uns. — Jedenfalls merkwürdig im entgegengesetzten Sinne ist ein großes Gymnasium, welches zwar eine der neuen rationellen Bankconstructionen hat, aber nur zwei Größennummern, für Schüler, welche in der Körperlänge Differenzen bis ca. 50 cm, vielleicht mehr, aufweisen werden (I. bis VIII. Classe, 11. bis ca. 20. Lebensjahr).

Gerne hätten wir eine genauere Statistik der vertretenen Banksysteme gegeben, sowie in der bei diesem Capitel erstangeführten Tabelle nach Classen, nicht Schulen gezählt; solches war undurchführbar, weil öfter „theils rationell, theils nicht rationell" oder bei Vorhandensein verschiedener guter Systeme in einer Schule nicht angegeben war, wie viele Zimmer in der einen oder der anderen Art eingerichtet waren. Die verschiedenen wirklich in Verwendung stehenden Systeme lassen sich bei weitem nicht alle statistisch gruppieren, weil die charakteristische Bezeichnung der Type öfter fehlt, oder auch nicht einmal der Versuch gemacht wurde, wenigstens eine Andeutung in dieser Hinsicht zu geben; übrigens scheint uns auch die Antwort, dass kein rationelles System vorhanden sei, in vereinzelten Fällen bezüglich der Richtigkeit fraglich.

Reichlich vertreten sind rationelle Bänke aus gutem Grunde in Mähren; relativ am häufigsten scheint unter den brauchbaren Subsellien die Kunze-Bank mit allen ihren späteren Modificationen vorhanden zu sein, was im Hinblick auf den Weg, den sie genommen hat („Olmützer", „Wiener" Schulbank) allein schon erklärlich ist; von verschiedenen anderen guten Constructionen, welche in Deutschland entstanden sind, haben, auch in den Grenzgebieten gegen das Deutsche Reich, nur vereinzelte bei uns Eingang gefunden. Manche Namen von „Systemen", welche angeführt werden, sind uns trotz eingehender Beschäftigung mit der internationalen, übrigens in Deutschland und Österreich reichsten und besten Literatur über die Sache, nicht bekannt; in den meisten Fällen dürfte es sich um locale Anwendungen, bezw. geringe Umgestaltungen bekannter Typen handeln, welche mit neuen Namen belegt wurden. Die Aufzählung soll daher auch unterbleiben, umsomehr als sie nur Namen böte. Ein gut eingerichtetes Gymnasium berichtet: „In sämmtlichen Schulclassen kann jeder große Mann und auch der achtjährige Schüler bequem sitzen oder stehen"; u. W. bietet von literarisch bekanntgewordenen Systemen, welche ad hoc nicht einer eigenen complicierteren Einstellung bedürfen, nur die Bank des leider früh verstorbenen Dr. Felix Schenk in Bern[1]) diesen Vortheil. Zur Einrichtung von Sälen,

[1]) Sie ist in dem S. 961, Anm. 2 genannten Handbuche S. 87 ff. beschrieben und wurde seither verbessert (Patent; die Licenz für Österreich hat die Firma J. W. Müller, Wien, V., Einsiedlerplatz 4, erworben).

welche (außer Zeichensälen mit großem Tischplattenbedarf) innerhalb jedes Schuljahres abwechselnd von verschiedenen Classen benutzt werden, den Sälen für Physik, Chemie, Naturgeschichte, Religionsunterricht confessioneller Minoritäten usw. ist die Schenk'sche Bank jedenfalls überhaupt die beste; wo man sich nicht mit der semestralen Messung der Schüler und Umstellung der Bänke bemühen mag und beim Versetzen der Schüler innerhalb des Semesters auf andere Plätze des Zimmers der sonst jedenfalls nöthigen Rücksichtnahme auf Bankgrößen ausweichen will, böte sie auch für den allgemeinen Classenunterricht das hygienisch zweckmäßigste Modell.

Es wäre recht dankenswert, wenn zahlreiche Äußerungen von Schulmännern, die der Schulhygiene nahe stehen, über Erfahrungen mit Einrichtungen verschiedener Art, empfehlende ebensogut wie ablehnende, mit Angabe der Gründe auf dem Wege der Schulzeitschriften veröffentlicht würden; die Benützung eines und desselben, von Interessenten gewiss gelesenen Organes (vgl. Anm. 1899, S. 1) wäre allerdings noch zweckmäßiger.

Natürlich kann eine für jede Schülergröße sofort anzupassende Bank nicht auch z. B. die für die durchschnittlichen Wirbelsäulekrümmungen (Sitzender) jeder Körpergröße entsprechend gekrümmte Lehnenform haben; übrigens ist auch ein exactes Passen der „Nummer" (bei Subsellien, die in verschiedenen Größen angefertigt werden) zu den Nuancen der Verhältnisse bei gleicher Körperlänge überhaupt für die Schulzustände ausgeschlossen. Zwischen jener idealen Höhe und dem Abgrunde, den unsere gegenwärtige Bestuhlung in den Schulen vorstellt, liegen viele Stufen — jedenfalls wäre es möglich gewesen, ohne größere Auslagen als die geschehenen heute auf einer hohen zu stehen.

In etwa einem Dutzend von Schulen kommen Pferchungen vor, d. h. es werden mehr öffentliche Schüler angegeben, als Sitzplätze vorgesehen sind; selbstredend leidet derart auch die Möglichkeit einer gesunden Sitzhaltung und werden speciell bei der Schreibarbeit verderbliche Körperstellungen erzwungen werden.

1. ist bestimmt für gesundheitswidrige Bänke viel Geld ausgegeben worden, auch für unbrauchbare Größen an sich guter Constructionen; 2. ist vielleicht stellenweise nicht gemessen, bezw. richtig gesetzt worden, trotzdem die entsprechenden Subsellien vorhanden waren. Facit: die außerordentliche Summe von Arbeit der Hygieniker und Techniker, betreffend die Schulbank, ist für fast $^5/_6$ (s. Tabelle S. 963) unserer Mittelschulen nutzlos gewesen und hat nachweisbar nur für ca. $^1/_{10}$ (11%, Tab. S. 963) bis $^1/_8$ (S. 965) zur Möglichkeit richtiger Sitzgelegenheiten geführt — ein beschämendes Ergebnis. Dass diese Verhältnisse in anderen Culturstaaten vielleicht (Erhebungen in vergleichbarer Form fehlen) nicht besser sind, macht unser Ergebnis nicht weniger beschämend und ist für uns kein Grund, auch weiterhin zurückzubleiben.

VII. Turnsäle und Turnbetrieb.

Turnsäle:

	Eigene Säle haben Schulen	von diesen Sälen: sind: Gut natürlich erhellt	gut künstlich beleuchtet	künstl. ventiliert	im Winter geheizt	liegen im: Souterrain	Souter. u. Part.	Parterre	Part. i. I. Stock	I. Stockwerk	ihr Fußboden besteht aus: weichen: Dielen	Riemen	Brettln	harten: Dielen	Riemen	Brettl. Parquett.	anderen Stoffen	Eine eigene Kleiderablage haben	Vorricht. z. Wasch. f. all. Schül.	Auch z. Schulfesten dienen Säle	Keinen eigenen Saal haben
Gymnasien	101	96	68	48	89	24	3	69	1	3	62	—	6	4	5	20	3	67	19	20	91
Realschulen	60	56	46	27	55	8	2	49	—	1	41	3	4	2	3	7	—	45	6	11	27
Mittelschul.	161	152	114	75	144	32	5	118	1	4	103	3	10	6	8	27	3	112	25	31	118
Rubrik-Nr.	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21

Zu dieser Tabelle sei Folgendes bemerkt: „Eigene“ Turnsäle haben auch einzelne nicht für Schulzwecke erbaute Häuser; es befinden sich aber unter den „eigenen Turnsälen“ mancherlei eigenartige Räumlichkeiten; das ehemalige Klosterrefectorium und der ehemalige Saal eines Restaurants könnten wahrscheinlich passieren, wenn sie auch nicht das bieten werden, was sie sollten; schwerlich, bezw. keinesfalls können als zulässig erklärt werden ein „Vorzimmer“, der gewesene Pferdestall eines ehemaligen Einkehrgasthofes oder ein geräthloser Keller in einem alten (vor 1848 erbauten) Hause. In einem Falle wird neben dem Turnsaale auch die städtische Turnhalle benutzt, was vermuthen lässt, dass er unzulänglich ist. Eingerechnet in die erste Rubrik sind auch jene zwei Fälle, in welchen der Saal gemeinsam mit der dortigen Volks- und Bürgerschule ist, bezw. die in einer Volksschule exponierten Classen den dortigen Turnsaal benutzen.

Die zweite Rubrik zeigt, dass neun von den eigenen Turnsälen sich keiner guten, natürlichen Erhellung erfreuen; die dritte Rubrik, dass nicht weniger als 47 Säle, d. h. gegen 30% aller einer guten künstlichen Beleuchtung ermangeln, sei es, dass künstliches Licht überhaupt fehlt, oder dass sie als „minder gut beleuchtet“ u. dgl. charakterisiert werden. Da das Turnen bei unzulänglichem Lichte als mindestens kritisch, wenn nicht unter Umständen geradezu als gefährlich angenommen werden kann, so darf man vermuthen, dass der Turnbetrieb in einzelnen dieser Fälle besser überhaupt unterbliebe, die Eintheilung der Turnstunden nicht immer die günstigste sein kann und das Turnen

thatsächlich manchmal unmöglich werden dürfte, besonders wenn zahlreichere Turnstunden (obligater Unterricht) im Winter abgehalten werden sollten.

Dass nicht einmal die Hälfte der Turnsäle mit künstlicher Ventilation ausgestattet ist (vierte Rubrik), darunter auch nicht die Hälfte der eigenen Säle in den Realschulen, welche meist obligates Turnen haben, wird den gesundheitlichen Nutzen des Turnens gelinde gesagt in Frage stellen; nicht eingerechnet unter die künstlich ventilierten Säle ist selbstredend der seitlich offene eines südlich gelegenen Gymnasiums; er hat allerdings eine vorzügliche Lüftung, dürfte aber doch an manchem Wintertage unbrauchbar sein.

Die Anlage von Turnsälen im Souterrain (sechste Rubrik) muss aus sanitären Gründen (Licht, Luft) einfach als unstatthaft bezeichnet werden; es wäre allerdings technisch möglich, derartige Säle durch außerordentlich sorgfältige Isolierung gegen Bodenluft und Grundfeuchtigkeit, entsprechende Ventilation (Pulsion) und künstliche Beleuchtung hygienisch einwandfrei herzustellen; es kann aber mit gutem Gewissen behauptet werden, dass keiner von den oben ausgewiesenen 32 in Souterrains belegenen Sälen derart beschaffen ist und auch in Hinkunft kein derartig beschaffener angelegt werden wird, weil man die hiezu nöthigen Mittel für eine Mittelschule keinesfalls bewilligen wird. (Vgl. auch S. 970, vorletzter Absatz, zu Rubrik 21.)

Auch für die zum kleinen Theil unter das äußere Niveau reichenden fünf Turnsäle (siebente Rubrik) können wir uns nicht erwärmen; allerdings sind hier die sanitären Bedenken geringer als für das bloße Souterrain; der Ausweg ist unter Umständen bequem, um die für den Turnsaal nothwendige größere Geschosshöhe zu gewinnen.

Die größte Zahl der Turnsäle hat die zweckmäßige Lage im Parterre (achte Rubrik), einer von den 161 liegt im Hochparterre; da ein benutzbarer freier Turnplatz an den Saal grenzen sollte, so eignet sich diese Lage, sowie die im 1. Stockwerk (10. Rubrik) wenig, weil der Transport von Geräthen unthunlich wird; manches Geräth kann aber nicht gut im Freien belassen werden, der doppelten Anschaffungskosten nicht zu gedenken.

Mehr als $^2/_3$ aller den Schulen eigenen Turnsäle (116, 11.—13. Rubrik) hat weiche Fußböden; sind diese schon für die allgemeinen Lehrzimmer zu verwerfen (1900, S. 879), so gilt dies im höchsten Maße für Turnsäle und ganz besonders wieder von Dielen (103 Säle); mit Rücksicht auf das tiefe und beschleunigte Athmen beim Turnen dürfen derartige Böden wohl ohne Übertreibung als gesundheitsschädlich vermuthet werden. Von den drei Sälen mit „anderen Stoffen“ für die Bodendecke (Rubrik 17) hat einer doppelte harte Pfosten, zwei haben Sand; sind die letzteren recht gut ventiliert und der Sand nicht zu

staubreich (auch nicht ganz trocken), dann könnte er im geschlossenen Raume vom hygienischen Standpunkte aus zugegeben werden.

Eine eigene Kleiderablage besitzen nicht einmal 70% der den Schulen eigenthümlichen Turnsäle (18. Rubrik); dies ist für Turnsäle mindestens ebenso schlimm als für andere Lehrzimmer (1899, S. 878); allerdings darf man vermuthen, dass wenigstens für einzelne infolge ihrer Lage Oberkleider und Regenschirme bei nassem Wetter in Lehrzimmern deponiert werden können; aber auch mit Rücksicht darauf, dass für das Turnen einiger Kleiderwechsel (Turnschuhe, Tricotleibchen, auch Leinenhose), aus verschiedenen Gründen theils zu fordern, theils wünschenswert ist, sind die bestehenden Verhältnisse nicht zu billigen.

Für selbstverständlich sollte man es halten, dass die Turnräume unserer höheren Bildungsstätten, auch wenn sie weit besser (Fußböden usw.) angelegt wären, als sie es in der That sind, die nöthigen Vorrichtungen besäßen, um den Schülern das Waschen von Gesicht und Händen nach dem Turnen zu ermöglichen, z. B eine Anzahl Kippbecken in der Kleiderablage; nur 15·5% (25 — Rubrik 19) jener Säle erfreuen jedoch durch diese selbstverständlich erscheinende Einrichtung.

31 Turnsäle (20. Rubrik) dienen noch zu anderen Zwecken als dem Turnen, u. zw. theils zu Prüfungen und zu engeren Schul-, theils zu anderen Belehrungszwecken (schriftliche Maturitätsprüfung, Exhorte, evangelischer Religionsunterricht, Freihandzeichnen, Vorträge), oder zu körperlichen Übungen außer dem Turnen (Radfahren, Armbrustschießen, Tanzen) oder zu Schaustellungen (Schülerproductionen, Theatervorstellungen, Ausstellungen), theils zu noch anderen Benützungen (Aufenthalt in den Pausen, „Vorzimmer").

118, d. h. 42·3% aller Mittelschulen (Rubrik 21) haben keine eigenen Turnsäle, darunter sind auch gerechnet ein 1889 vom Staate erbautes Gymnasium, dessen im Souterrain angelegter Turnsaal durch einen Wassereinbruch unmöglich geworden ist —, was auf den Gesundheitszustand der Schüler von besserer Wirkung gewesen sein mag, als das Turnen in einer feuchten Höhle — sowie eine 1872 von einer Gemeinde erbaute Realschule, deren Turnsaal, auch im Souterrain angelegt, wegen großer Feuchtigkeit glücklicherweise aufgegeben wurde.

103 Gymnasien und Realschulen, welche keine eigenen Turnsäle haben (22. Rubrik), benutzen fast zur Hälfte (50) Turnsäle von Schulen verschiedener Art, je ca. $^1/_4$ (25) gehen in städtische Turnhallen, bezw. (28) in Säle von Turnvereinen. Zwei Schulen turnen im Freien, wobei selbstverständlich die Übungen im Winter öfter entfallen; 13 Schulen, d. h. etwa $4^1/_2$% aller hatten zur Zeit der Nachfrage weder Turnsaal noch Turnen.

Die Beschaffenheit der Turnsäle, welche nicht den Gymnasien und Realschulen selbst angehören, wurde nicht erfragt. Einige Daten zur Sache finden sich auch in der Festschrift (s. 1899, S. 4, Anm. 1; recte: Zweiter Bd. d. Festschr. S. 247 ff.).

Turnbetrieb.

	In Zahl der Schulen[1]) ist das Turnen					Es beträgt der Theilnehmer		An Zahl von Schulen						
	eingeführt	obligat	theilweise obligat	nicht obligat	nicht eingeführt	Zahl	%	ist Massenunterricht	theils Massen-, theils Riegenunterricht	Riegenunterricht	?	werden im Turnunterrichte Bewegungsspiele gelehrt.	liegen Turnstunden vor und zwischen anderen Unterrichtsstunden	sind Turnschuhe obligat
…nnasien	177	30	4	143	15	26187	43·3	76	38	63	—	150	24	101
…alschulen	88	76	1	11	—	23793	88·4	50	17	18	2	77	47	43
…ttelschul.	265	106	5[2])	154	15	49980	57·1	126	55	81	2	227	71	144

[1]) Reichenberg (1899, S. 6, obere Tabelle, Anmerkung) ist hier zweimal in …chnung gestellt, daher 280 Schulen.

[2]) D. h. entweder für einzelne Classen oder für Internisten, wo Ex…icht den Turnunterricht genießen.

15 Schulen, d. h. 5·4% aller 279 hatten zur Zeit der Fragestellung keine Gelegenheit zum Schulturnen, davon zwei deshalb, weil eine eben erst in den Besitz des Turnsaales gekommen war, die zweite keine geeignete Lehrkraft besaß.

Die Zahl der Theilnehmer betrug über die Hälfte sämmtlicher öffentlicher Schüler, u. zw. ist in den Realschulen mit ihrem vorwaltend obligaten Turnen die percentische Betheiligung der Schüler etwa doppelt so groß als in den Gymnasien. Der Massenunterricht prävaliert bedeutend, besonders in den Realschulen, gegen den Riegenunterricht; 85·6% jener Schulen, welche Turnen betreiben, üben in den Turnstunden die Bewegungsspiele ein.

In 26·8% (71) der turnenden Schulen fallen Turnstunden vor und zwischen solche für andere Fächer; ganz besonders tritt dieses Verhältnis in den Realschulen hervor, wo es in mehr als der Hälfte aller aus naheliegendem Grunde statthat; wohl wurden meist die specificierenden Extracte der betreffenden Stundenpläne eingesendet, kritische Bemerkungen über den Effect dieser Art der Einreihung des Turnens wurden aber leider von keiner Schule beigebracht, obzwar in dem gedruckten Begleitschreiben, welches dem Fragebogen beigeheftet war, derartige Kritik als erwünscht be-

zeichnet war; in der That wären Beobachtungen des Verhaltens der Schüler in Lehrstunden, welche dem Turnen folgen — einerseits in unmittelbar folgenden, andereseits in durch ein Respirium vom Turnen getrennten — von Interesse gewesen, wobei allerdings die große Verschiedenartigkeit der Bedingungen (Art des Unterrichtsgegenstandes, Individualität des Lehrers usw.) die Gewinnung allgemein giltiger Resultate mächtig erschweren möchte.

Dass in nur etwa der Hälfte der turnenden Schulen (54·3%) Turnschuhe vorgeschrieben sind, ist aus mehr als einem hygienischen Grunde zu verurtheilen.

Zahl der Wochenstunden, in welchen geturnt wird, in Anzahl bezw. % Classen:

Classen	Summe aller ersten bis achten (bezw. bei Realschulen siebenten) Classen; (vgl. 1899, S. 6, untere Tabelle)									
Stunden	0		1		2		4		?	
	Zahl	%	Zahl	%	Zahl	%	Zahl	%	Zahl	%
Gymnasien ..	105	7·4	147	10·4	1130	79·7	4	0·3	32	2.3
Realschulen .	1	0·2	14	2·6	523	97·2	—	—	—	—
Mittelschulen	106	5·4	161	8·2	1653	84·5	4	0·2	32	1·6

Reichenberg ist hier bezüglich der Unterclassen wieder zweimal in Rechnung gestellt. — Der Typus, welcher in obigen Summen zum Ausdruck kommt, tritt auch in den Specificationen hervor, welche von jeder einzelnen Classenstufe (je allen Ersten, allen Zweiten usw. Classen) angefertigt wurden, weshalb die classenweise Darstellung nicht angeführt wird. Es haben auch z. B. nicht nur 5·4% aller Schulen (S. 971), sondern ein genau so großer Antheil aller Classen kein Turnen, d. h. selbst die meisten Schulen ohne Turnen sind nicht etwa bloß unvollständige, in der Entwicklung begriffene Anstalten. — Wie nach unseren Lehrplänen zu erwarten war, findet meist wöchentlich zweistündiges Turnen statt; rechnet man 0 und ? auch zu den zweistündigen, so bleiben doch noch immer $8^1/_2$% Classen übrig, in welchen nicht zweistündig geturnt wird, sondern fast durchwegs einstündig pro Woche; darunter befindet sich ein Internat, welches wöchentlich zweimal, aber immer nur halbstündig turnt; leider sind halbstündige Turnzeiten in Externaten praktisch schwierig.

Überblickt man die Ergebnisse bezüglich des Turnens, so muss man es als fraglos bezeichnen, dass die ausgewiesene Beschaffenheit der Locale (Fußböden, Ventilation usw.) vom hygie-

nischen Gesichtspunkte sehr viel zu wünschen übrig lässt und das Turnen, wenn in einem schlecht ausgestatteten Raume bei geschlossenen Fenstern vorgenommen (Jahreszeit, Mangel an freier Fläche, Unbenützbarkeit einer solchen wegen Unterrichtsstörung), vom sanitären Gesichtspunkte ernstlich bemängelt werden muss; gleichfalls sanitätswidrig ist es, dass etwa die Hälfte der Schulen nicht den Gebrauch von Turnschuhen verlangt; ehe die Eltern gezwungen werden, ihre Kinder eine Leibesübung mitmachen zu lassen, mit welcher doch vor allem eine Ertüchtigung des Körpers angestrebt wird, wäre für Localitäten zu sorgen, welche zu diesem Zwecke zulässig, d. h. nicht gesundheitswidrig sind; der gesundheitsgemäße Zustand des Raumes ist mit Rücksicht sowohl auf den Zweck dieses Unterrichtszweiges als die Art des Unterrichtsbetriebes eine nothwendig rigorose Forderung. — Kritische Bemerkungen zur Frage des obligaten Turnens und Bewegungsspieles vom Standpunkte der modernen Hygiene des Unterrichtes zu geben, ist hier nicht der Ort; ziemlich ausgiebiges Material zur Frage ist in neuerer Zeit geliefert worden.

VIII. Benützung der Häuser zu anderen Zwecken als jenem des Mittelschulunterrichtes; Vertheilung der Räume.

	Es wohnen in Zahl der Schulhäuser				von den Wohnungen		Es wird überdies Anzahl von Schulhäusern benützt von			Die vorhandenen Räume hätten en ihren Sonderzwecken im Hause praktischer vertheilt werden können.
	die Directoren	Anzahl Dienerfamilien	überdies in Zahl von Häusern unverheiratete Diener	in Zahl von Häusern Privatparteien	liegen im Souterrain	haben besondere Stiegen und Ausgänge	Volks- und Bürgerschulen, Übungsschulen, Lehrerbildungsanstalten	gewerblichen Fortbildungs-, Handels-, kaufmänn., Zeichenschul. u. sonst. Privatlehranst.	Turn-, Fecht-, Gesang- u. Stenogr.-Vereinen	
ymnasien	109	226	21	10	51	111	17	27	13	57
ealschul.	43	130	9	6	22	54	12	45	20	32
ittelsch.	152	356	30	16	73	165	29	72	33	89
	54 5%									31·9%

Von den Wohnungsverhältnissen in Internaten (Schüler, Lehrer, Diener) ist hier abgesehen, ebenso von der Bestimmung des Schulhauses im Kriegsfalle.

In 152 Schulhäusern, d. h. 54·5% aller, wohnt auch der Anstaltsleiter; dieser Zustand ist aus beachtenswerten Gründen für jene unserer Mittelschulhäuser, in denen Vormittag, Nachmittag, Abends, ja selbst an den Sonntagen unterrichtet wird, als Compromiss zwischen Hygiene und Pädagogik zu bezeichnen, voraus-

gesetzt, dass eine von der Wohnung aus zugängliche Kanzlei im Falle des Auftretens einer Infectionskrankheit in der Familie des Directors ausreichend isoliert werden kann, was natürlich vor allem den überhaupt jedenfalls nöthigen besonderen Ausgang der Directorswohnung aus dem Hause, bezw. auch eine besondere Stiege voraussetzt. Übrigens ist die Directorswohnung im Hause weniger kritisch als die weniger befehdete Wohnung einer Dienerfamilie. Da, abgesehen von den Privatparteien in 16 Häusern, 152 Directoren und 356 Dienerfamilien ihre Wohnungen in den Schulhäusern haben, d. h. über 500 derartige Wohnungen vorhanden sind, im ganzen aber nur 165, d. h. knapp $^1/_3$ aller Dienstwohnungen besondere Stiegen und Ausgänge besitzen, so stehen diese Verhältnisse keineswegs günstig, ebensowenig als die 73 Souterrain-Wohnungen gebilligt werden können. Derartige Zustände, welche man aus der Ferne doch mindestens als sanitär verdächtig bezeichnen darf, sollten in öffentlichen Gebäuden am wenigsten vorkommen. Von den Directorwohnungen liegt eine z. Th. im Souterrain.

Gegen die Vermiethung von Räumen des Schulhauses ist natürlich nichts einzuwenden, wenn die hygienischen und pädagogischen Bedingungen, welche für die Schule festgehalten werden müssen, dadurch keine Beeinträchtigung erfahren.

Neben den Schulen, welche in der Tabelle als in 17 Gymnasialgebäuden untergebracht ausgewiesen werden, befinden sich noch (in drei solchen Häusern) Realschulen.

Außer den oben summarisch aufgezählten Schulen, Cursen, Vereinen sind in den Gebäuden unserer Mittelschulen noch untergebracht: 4 Kindergärten, 1 Knabenhort, 4 Lehrercurse, 10 Fachschulen, bezw. Fachcurse (Bäckerei, Thonindustrie usw.), eine Veterinär- und eine Hebeammenschule, ferner 1 physikalisches Universitäts-Institut, 3 theologische Facultäten, 2 Archive, 4 Museen, 4 Studienbibliotheken, sowie kaufmännische Unternehmen verschiedener Art; diese dem Mittelschulunterrichte fremden Benutzungen sind größtentheils angängig; weniger darf dies behauptet werden von der Ausnützung des Schulgebäudes zum Unterbringen einer Suppenanstalt, einer Freilesehalle, einer Sicherheitswachstube (nicht zu verwechseln mit dem auch vorkommenden Wohnen eines Wachmannes), einer Pfandleibanstalt und noch mancher anderer Unternehmungen, welche in Schulhäusern eingemiethet sind; gewiss ist eine derartige Benützung des Heims einer Jugendbildungsstätte nicht in allen Fällen zu billigen, wenn sich auch aus der Ferne der Grad der Unzukömmlichkeit nicht gut beurtheilen lässt.

Die letzte Rubrik zeigt, dass in nicht weniger als 31·9% aller Schulhäuser die vorhandenen Räume bei ihrer Zuweisung zu den betreffenden Sonderzwecken unpraktisch vertheilt worden sind; hier war es nicht die Geldfrage, sondern großentheils Mangel an

Verständnis, z. Th. wohl auch persönliche Bequemlichkeit, welche Übelstände schufen, die hinterher wohl nur mit beträchtlichen Kosten behebbar wären; die Antwort auf die bezügliche Frage wurde nur dann als positiv gezählt, wenn sie „ja“ lautete; wahrscheinlich ist aber die Zahl jener Fälle noch größer als oben ausgewiesen, unter anderem deshalb, weil z. B. jemand, welcher selbst eine derartige Eintheilung mit veranlasst hat, nicht darüber klar geworden sein muss, dass sie nicht die bestmögliche ist; ein Beweis dafür ist beispielsweise die Angabe bezüglich einer vor wenigen Jahren erbauten Schule, dass die Verhältnisse noch nicht beurtheilt werden können, weil das Gebäude zu kurze Zeit in Benützung steht.

IX. Unterrichtspausen.

Dauer der Pausen in Minuten an Zahl der Schulen.

	Im Vormittags-Unterricht															
	nach der I. Stunde					nach der II. Stunde										
						im Sommer					im Winter					
Minuten:	0	2	3	4	5	5	10	12	15	20	5	10	12	15	20	30
Gymnasien . .	187	1	—	1	3	1	152	—	37	2	1	156	—	33	—	2
Realschulen .	84	—	1	—	2	—	60	1	25	1	—	60	1	25	1	—
Mittelschulen	271	1	1	1	5	1	212	1	62	3	1	216	1	58	1	2

	Im Vormittags-Unterricht																		
	nach der III. Stunde													**Gesammtdauer der Pausen innerhalb vier Lehrstunden**					
	im Sommer						im Winter												
Minuten:	0	5	6	10	15	20	0	5	6	10	12	15	20	10	15	16	20	25	30
Gymnasien. .	16	46	1	101	13	15	15	42	1	105	1	13	15	11	17	1	132	14	17
Realschulen .	3	27	—	54	1	2	3	24	—	57	—	1	2	—	4	—	79	2	2
Mittelschulen	19	73	1	155	14	17	18	66	1	162	1	14	17	11	21	1	211	16	19

	Im „Vormittags“-Unterricht, falls folgt eine ... Stunde, vor dieser						Im Nachmittags-Unterricht nach einer									
	V. Stunde					VI. St.	I. Stunde						II. Stunde			
Minuten:	0	5	10	15	30	15	0	2	4	5	10	15	0	5	10	15
Gymnasien .	45	1	17	12	4	—	144	1	1	4	4	—	53	10	34	2
Realschulen .	35	—	15	2	—	2	79	—	—	2	2	1	22	5	45	2
Mittelschulen	80	1	32	14	4	2	223	1	1	6	6	1	75	15	79	4

Zu diesen Ziffern sei zunächst im einzelnen bemerkt, dass eine Schule nur für die I. und II. Classe nach der I. Stunde Vor- oder Nachmittag 5' Pause macht, dass eine von den Schulen, welche nach der II. Vormittagsstunde im Sommer und Winter 15' Pause geben, dies bloß thut, wenn vier Unterrichtsstunden aufeinanderfolgen, sonst aber nur 10' Pause gewährt, eine der Schulen, welche im Sommer und Winter nach der III. Stunde 5' Pause gibt, diese bloß in dem Falle bewilligt, als eine V. Unterrichtsstunde folgt. Eine der Schulen, welche nach der IV. Vormittagsstunde (ebenso nach der II. Nachmittagsstunde) 15' Pause geben, hat als Gesammtdauer der Vormittagspausen nur 15'. Die Pause nach einer fünften „Vormittags“ - Stunde wurde nur von zwei Schulen angegeben; wir wiesen nicht, ob VI. „Vormittags“-Stunden, d. h. sechs Lehrstunden in continuo öfter vorkommen, vermuthen es jedoch für ein bestimmtes Gebiet; erfragt wurde dies leider nicht in einer besonderen, in dieser Hinsicht stilisierten Frage; Mittheilungen über sechsstündigen Unterricht in continuo wären von beträchtlichem Interesse. (Vgl. S. 981.)

Im Nachmittags-Unterrichte gibt eine Schule nach der I. Nachmittagsstunde die 5' Pause nur bei großer Hitze, zwei Schulen geben die bezügliche Pause mit 10' überhaupt im Sommer. Von einer Schule wurde die Frage nach Pausen im Nachmittagsunterricht überhaupt nicht beantwortet.

Bezüglich der V. Vormittagsstunde und des Nachmittags-Unterrichtes hätten wir gerne angenommen, dass die Angaben nicht zuverlässig wären, d. h. die Art der Beantwortung nicht im Sinne der Frage geschehen wäre; die Frage lautete: „Wie lange (Minutenzahl, eventuell 0) ist die Unterrichtspause normiert“ usw. und dazu war die Bemerkung gefügt: „Kommt eine V. Stunde, bezw. II. oder III. Nachmittagsstunde überhaupt nicht vor, so ist die betreffende Fragezeile durchzustreichen“; es könnte nun beim

Fehlen einer V. Vormittagsstunde oder des erfragten Nachmittagsunterrichtes zu den bezüglichen Fragen auch „0“ gesetzt worden sein, statt die Fragezeile durchzustreichen, trotzdem „0“ als Zeichen nur für das Fehlen einer Pause bei Vorhandensein jenes Unterrichtes verlangt worden war; soll man mit der Möglichkeit rechnen, dass auch eine V. oder VI. Stunde, welche **nicht** durch die Mittagsruhe (Mittagessen zu Hause) vom vorgängigen Unterrichte getrennt ist, nicht mehr als zum „Vormittagsunterrichte“ gehörig aufgefasst wurde, trotzdem die ganze Stilisierung der Frage zu einer derartigen Auffassung nicht anleitete? Der Ausdruck „Nachmittags-Unterricht“ wird ganz allgemein in dem Sinne gebraucht, dass damit nicht etwa Unterricht gemeint ist, welcher eine unmittelbare Fortsetzung des bis 12^h ertheilten bildet, sondern der nur solche Stunden als „Nachmittags-Unterricht“ zählt, welche, durch die Hauptmahlzeit getrennt, einen neuen Weg zur Schule erfordern. Eine unrichtige Auffassung der Frage in diesem Sinne darf also wohl als ausgeschlossen betrachtet werden.

Die Art, wie die „freien Nachmittage“ erfragt wurden, ermöglicht keine Controle über die in Frage stehenden Angaben, wie sich später zeigen wird. Wir sind zu diesen Zweifeln **nur durch die traurigen Resultate** gedrängt worden, welche die Erhebungen geliefert haben: es ist gewiss ganz gut möglich, dass die Totalen wesentlich correct sind; es ist denn doch stark unwahrscheinlich, dass eine größere Anzahl von Schulen nicht im Sinne der Fragen geantwortet hätte und die größeren der Ziffern für die Gymnasien und Realschulen in jener dritten Tabelle sehen untereinander verglichen als statistische Zahlen keineswegs verdächtig aus; selbst wenn man aber **denkbare** Fehler in der Beantwortung als Sündenbock ansehen und die Richtigkeit der letzten Ziffern in Zweifel ziehen wollte, wären die Pausenverhältnisse dennoch nicht zu billigen: sie sind schon genugsam charakterisiert durch die beiden ersten Tabellen.

Zur eigentlichen Discussion übergehend, wollen wir zunächst auf die merklichen Verschiedenheiten dessen hingewiesen, was geboten wird. Die allermeisten Schulen eines Kronlandes geben für 4 Vormittagsstunden (2. Tabelle, Ende) 25—30' Pause und nach einer IV. 10—20'; sie erledigen doch zweifellos auch den Lehrstoff, während zahlreiche andere Schulen weniger, zum Theil weit weniger Ruhezeit gewähren zu sollen meinen; die bezüglichen Ergebnisse haben uns so unangenehm berührt, dass wir absichtlich die Bogen einer großen Provinz nochmals genauestens revidierten; wir haben zu unserem Bedauern die erstgemachte Zusammenstellung fehlerfrei gefunden.

Wir wollen hier, dem Tenor der ganzen bisherigen Abhandlung treu bleibend, die moderne **Hygiene des Unterrichtes** außer Spiel lassen — zu welchem in exacter Behandlung neuen Gebiete bereits eine längere Reihe wertvoller, in den betheiligten

Kreisen offenbar vielfach noch wenig gekannter Arbeiten geliefert worden ist — und uns auf die rein „somatische" Seite beschränken.

In ganz Österreich dürfte ein Frühstück wesentlich flüssiger Art bräuchlich sein; je nach Quantität der eingenommenen Flüssigkeit, Alter des Individuums, Zeit der Einnahme, bezw. Länge des Schulweges, übrigens auch der Individualität, wird sich früher oder später das Bedürfnis einstellen, Harn zu lassen; für eine größere Anzahl von Schülern wäre jedenfalls nach Schluss der I. Stunde ein passender Moment, um einem natürlichen Bedürfnis zu genügen, wenn dasselbe auch für einen Theil jener Schüler erst innerhalb der zweiten Stunde dringender auftreten mag; von den wenigen Schulen, welche eine Pause nach der I. Unterrichtsstunde angeben, meint wahrscheinlich eine oder die andere damit jene Pause, welche durch den Lehrerwechsel meist bedingt wird; wir wissen aber sehr wohl, dass nicht wenigen Lehrern das „Hinauslaufen" von Schülern zwischen der I. und II. Stunde ein Greuel ist, ja dass es sogar solche gibt, welche „grundsätzlich" innerhalb der ersten zwei Lehrstunden keinem Schüler erlauben, das Zimmer zu verlassen. Das letztere Vorgehen ist sträflich: das gewaltsame Zurückhalten des Harns kann verschiedene gesundheitliche Nachtheile hervorrufen; u. a. ist hier ein Anlass zum Entstehen der Onanie; dem „strengen" Lehrer gegenüber wird der Schüler sein natürliches Bedürfnis gewaltsam zurückdrängen, wie jedermann weiß, der die Schule kennt: jener „Pädagoge" wird aber gewiss der allerletzte sein, den man dafür verantwortlich machen wird, wenn das Kind — Onanist geworden ist. Auch das gewaltsame Zurückhalten der Fäces ist eine ernstere Sache, als vielleicht mancher Lehrer meint; wer Hartleibige näher kennt, weiß wohl zu würdigen, was ein solches Übel bedeutet. An einer anderen Stelle (1899, S. 865 ff.) wurde über Schulzimmerluft, künstliche und Fensterventilation soviel bemerkt, dass die Nothwendigkeit angemessener Änderungen der eingelebten verfehlten Zustände auch aus diesem Grunde einleuchtet; damit ist das Urtheil über die bezüglichen Bräuche jener Schulen gesprochen, welche es für gut finden, nach der III. Stunde keine Pause eintreten zu lassen; interessant ist übrigens gerade die ausgesprochene Schwankung der Pausendauer nach dieser Stunde, nach welcher die größere Zahl der Schulen 10' Pause gibt, über zwei Fünftel aller Schulen aber sich in 0, 5, 6, 15, 20 Minuten Pause theilen.

Die Gesammtdauer der Pausen für vier Lehrstunden schwankt von 10 (!) bis 30 Minuten und beträgt für circa drei Viertel aller Schulen 20'.

Dass vor einer V. Lehrstunde sage 80 Schulen keine Pause gewähren, ist so bedauerlich, dass wir, wie gesagt, wünschten, es wären öfter Fehler in der Beantwortung unterlaufen: leider ist

solches denn doch nicht für alle 80 Schulen denkbar und entspricht wahrscheinlich die Beantwortung durchaus den bestehenden Verhältnissen; jenen Schulen stehen 50 gegenüber, welche richtigerweise eine Pause von 10 oder mehr Minuten gewähren; warum 223 Schulen nach der I. Nachmittagsstunde dem (Lehrer und) Schüler keine Zeit geben, um denn doch auch etwas auszuschnaufen, wird man in einer vorgeschritteneren Zeit allgemein nicht verstehen, dass aber in sage 75 Schulen selbst noch vor einer III. Nachmittagsstunde die Schüler keine Pause und die Locale keine Lüftung erhalten, ist wahrlich nicht mehr discutabel.... es ist nur ein bescheidener Trost, dass an ungefähr eben so vielen Schulen die Einsicht hinreichend entwickelt ist, um 10 oder mehr Minuten zu pausieren. Wir wissen, dass auch in dem pausenlosen Nachmittagsunterricht die Lehrer etwas besser gestellt sind als die Schüler; der Lehrer hat öfter nicht zwei Nachmittagsstunden hintereinander zu geben, und er darf sich hie und da, wenn er sie zu ertheilen hat, ein paar Minuten Pause selbst machen, ehe er in die Classe geht; seine Leistung wird von seiner Persönlichkeit und nicht von der Schablone bedingt; den Schülern ist aber mit einer solchen Pause, in welcher sie — und das ist natürlich allgemein Brauch — das Zimmer im günstigen Falle nur ganz vereinzelt verlassen dürfen, nicht geholfen: ihnen fehlt zwischen den andauernden Sitzzeiten u. a. etwas Bewegung sowie die Lüftung des Raumes; noch mehr, es wird sogar als etwas Selbstverständliches betrachtet, während kürzerer, der jure et de facto bestehender Pausen die Schüler, d. h. die gesammte Schülerschaft nicht aus den Classenzimmern herauszulassen.

Die bestehenden Verhältnisse müssten zum Theil als vom hygienischen Gesichtspunkte unzulässig, die Art der Verwendung der Pausen zum Theil als widersinnig bezeichnet werden, wenn die Ventilation und Bestuhlung der Zimmer nichts zu wünschen übrig ließen; wie früher (1899, S. 869; 1900, S. 967) gezeigt wurde, lassen aber diese, übrigens auch andere hier ins Gewicht fallende Verhältnisse sehr viel zu wünschen übrig. Es wäre daher auch der Pausenfrage wie so manchen anderen, das Gebiet der Unterrichtshygiene betreffenden, eine ernste Behandlung an der richtigen Stelle zu wünschen.

X. Freie Nachmittage.

Die freien Nachmittage beziehen sich selbstverständlich auf die sechs Werktage der Woche; in der nachfolgenden Tabelle bedeuten die Ziffernangaben Schulclassen nach der Stufenhöhe, nicht Lehrzimmer (vgl. 1899, S. 6); von den 16 Vorbereitungsclassen hatten zwei 0, neun 2, eine 4 und vier 6 freie Nachmittage.

Erste bis achte (bezw. siebente) Classe														
Zahl der freien Nachmittage:	0		1		2		3		4		5		6	
Der Classen:	Zahl	%	Zahl	%	Zahl	%	Zahl	%	Zahl	%	Zahl	%	Zahl	%
Gymnasien . .	468	33·0	234	16·5	473	33·4	90	6·3	65	4·5	48	3·4	40	[illegible]
Realschulen .	160	29·7	45	8·3	242	45	59	11	29	5·4	1	0·2	20	[illegible]
Mittelschulen	628	32·1	279	14·3	715	36·6	149	7·6	94	4·8	49	2·5	42	[illegible]

Zu dieser Tabelle sei zunächst bemerkt, dass die Zahlen für die Summe jeder einzelnen Classenstufe (Vorbereitungsclassen, Erste Classen, Zweite Classen usw.) vorliegen, diese Detailtabellen aber behufs Raumersparnis hier nicht reproduciert werden. Die Frage lautete ausdrücklich nach den von jedem (gesperrt gedruckt) Unterricht freien Nachmittagen; es haben Schulen „obligaten" in die Fragestellung corrigiert; glücklicherweise ist dies nur ganz vereinzelt vorgekommen, andernfalls wäre ja eine statistische Behandlung auf solche Antwortsgebungen hin überhaupt undurchführbar. In den erwähnten Fällen ist gar kein Nachmittag als frei angenommen worden; dass die Frage nicht auch nach „jedem" und „obligatem" specificiert wurde, geschah, um den Fragebogen nicht noch mehr zu complicieren; besser wäre es allerdings gewesen, die Frage auch noch auf den obligaten zu richten. — Freie Nachmittage infolge Hitzeferien sind natürlich hier nicht einbezogen. In den ganz vereinzelten Fällen, in welchen die Parallelabtheilungen einer Classe verschieden viele unterrichtsfreie Nachmittage hatten, wurde die höhere Ziffer für die betreffende Classe gezählt. Ein Gymnasium hat in der V.—VIII. Classe den einzigen ganz freien Nachmittag nur im Sommer, ein Gymnasium hat einen ganzen Wochentag schulfrei.

Aus den hier tabellarisch nicht reproducierten Einzelnachweisen über jede der Classenstufen sei bemerkt, dass (wie in toto) auch in jeder Classenstufe, jeder der beiden Schulkategorien die Zahlen für 0 und für 2 freie Nachmittage das größte Contingent stellen; für die zwei untersten Classen ist die Zahl jener Mittelschulen, und zwar sowohl Gymnasien als Realschulen, welche zwei unbedingt schulfreie Nachmittage haben, größer, als die jener, welche 0 haben; von der III. Classe aufwärts ist in den Gymnasien die Zahl der Classen mit 0 freien Nachmittagen immer die größere, für die Realschulen ist die Zahl der Classen mit 0 freien erst von der V. Classe aufwärts immer größer als die Zahl der Classen mit zwei freien Nachmittagen; das letztere Verhalten

gilt anch für die „Mittelschnle“ znsammengenommen, während die Mittelschnlen in Summa für die III. nnd IV. Classe öfter 2 als 0 freie Nachmittage hesitzen. — In den Gymnasien ist ferner die Zahl der Classen, welche 3—6 freie Nachmittage hahen, nahe gleich jener, welcher üher einen solchen verfügen.

Für die Zahlen in toto gibt die ohige Tahelle die nöthigen Auskünfte; 53·6 % aller Classenstnfen der Mittelschnlen hahen 2 oder mehr unbedingt freie Nachmittage; gegen ein Drittel hat keinen, circa ein Siebentel einen, über ein Drittel zwei, circa ein Sechstel mehr als zwei unbedingt freie Nachmittage. Von den Gymnasien hat etwa die Hälfte (50·4 %) zwei oder mehr freie Nachmittage, ein Drittel keinen, gegen ein Sechstel einen, ein Drittel zwei, circa ein Sechstel mehr als zwei nnhedingt freie Nachmittage; von den Realschnlen hahen gegen zwei Drittel (62 %) zwei oder mehr nnhedingt freie Nachmittage, gegen ein Drittel keinen, gegen ein Zwölftel einen, gegen die Hälfte (45 %) zwei, ein Sechstel mehr als zwei.

Unerwarteterweise stellt sich also die Sache hinsichtlich der von jedem Unterrichte freien Nachmittage an den Realschnlen merklich günstiger als an den Gymnasien. Eine Kritik soll im Hinblicke daranf, dass die Daten für ohligaten Nachmittagsnnterricht speciell nicht danehen gestellt werden können, nicht versncht werden. Eine allgemeine Bemerknng sei jedoch gestattet.

Wie sehr der Nachmittagsunterricht als Unterricht an sich vom Ühel ist, weiß jeder Lehrer, der ihn ertheilen mnss, recht gnt; will man — ohne an den Lehrplänen zu rütteln — die Zahl der Nachmittage verringern, an welchen Unterricht ertheilt wird, so mnss man mehr Nachmittagstnnden znsammendrängen oder den „Vormittags“-Unterricht verlängern — knrz gesagt: Scylla nnd Charyhdis? Wieder läge es sehr nahe, anf moderne Unterrichtshygiene einzngehen, was wir jedoch mit Rücksicht anf den ganzen Charakter der vorliegenden Schrift nnterlassen wollen. Bemerkt sei nnr, dass jedenfalls bei getheiltem Unterricht zwischen den Vor- nnd Nachmittagstnnden eine Unterhrechnng von solcher Daner und Benntznngsart liegen sollte, dass die Verdannng nicht heeinträchtigt wird, die Verdannngs a r b e i t geleistet werden kann; das ist natürlich nicht bloß eine Frage der körperlichen Hygiene an sich, sondern wie so viele andere hygienische Fragen auch eine des Unterrichtserfolges; *plenus venter*... Die außerordentliche Größe der Wohlthätigkeitsäußernngen, welche in der Festschrift belenchtet wnrden (S. 971, 1. Ahsatz), bestätigt ziffernmäßig, was man a priori erwarten mnsste, nämlich dass ein sehr beträchtlicher procentischer Antheil nnserer Mittelschüler in recht bescheidenen Verhältnissen lebt; es ist klar, dass leicht verdanliche, nährstoffreiche Mittagskost derart wenig verhreitet sein wird. Jedenfalls werden die Eltern unserer Mittelschüler znm großen Theil anf die Fürsorge, den Kindern vor dem Nachmittagsnnter-

richt eine leicht verdauliche Kost zu bieten, verzichten müssen, zum Theil darauf nicht achten, obzwar sie es könnten, zum kleinsten Theile wirklich darauf Rücksicht nehmen; dazu kommt die unpraktische Art des landesüblichen Frühstückes, d. h. consequenterweise ein relativ großer Bedarf an Nahrung zu Mittag, während ein ausgiebiges Frühstück nach der Nachtruhe eher eine nachfolgende Schularbeit gestatten möchte. Wenn auch die Schülermasse, günstige häusliche Verhältnisse vorausgesetzt, kaum vor einer halben Stunde nach Schulschluss zum Mittagstisch kommen und ein bescheidenes Mahl doch eine viertel Stunde dauern wird, so könnte man vielleicht meinen, dass eine $2^1/_2$-stündige Pause zwischen Vor- und Nachmittagsunterricht ausreichen würde; dass sie in praxi keineswegs ausreicht, kann jeder Lehrer beobachten, welcher den Nachmittagsunterricht nach im ganzen $2^1/_2$-stündiger Unterbrechung zu ertheilen Gelegenheit hat; nach den örtlichen Verhältnissen, welche für unsere eigenen Beobachtungen in Frage kommen, dürfte man annehmen, dass die Masse der Schüler beim Eintreffen im Elternhause den Tisch gedeckt findet — dann bliebe mindestens mit als ein Grund (d. h. neben der unzulänglich vorgeschrittenen Verdauungsarbeit) für die ganz zweifellose geringe Schultauglichkeit der Schüler nur das Fortwirken der durch den Vormittagsunterricht hervorgerufenen Ermüdung — womit wir wieder auf die Unterrichtshygiene im engeren Sinne kommen. Zu beachten ist in dieser Hinsicht auch, dass gerade die strebsameren Schüler den physiologischen Bedarf zu ignorieren sich bemühen und vor dem Nachmittags-Unterrichte noch die bezüglichen Aufgaben wiederholen werden. Jedenfalls ist es wahrscheinlich, dass die Verdauung durch den Nachmittags-Unterricht öfter geschädigt wird — eine Thatsache, welche allerdings bei jenen keine Würdigung finden dürfte, welche meinen, jedes Unterdrücken natürlicher, zur gesunden Entwicklung erforderlicher Vorgänge sei ein Stück Erziehung des in der Entwicklung befindlichen Individuums.

Kommt ein Schüler nach gestörter Verdauungsarbeit und der neuen Belastung durch den Nachmittags-Unterricht nach Hause, dann soll er für den nächsten Schultag lernen? Gewiss. Es ist wohl keine Übertreibung, wenn man annimmt, dass ein merkliches Stück eines solchen Tages für eine kraftvolle Entwicklung des Körpers wie des Geistes verloren ist.

Die umfassenden Untersuchungen, welche in den nordischen Staaten Europas mit ihrem so hoch entwickelten Schulwesen bezüglich des Gesundheitszustandes der Schuljugend vorgenommen worden sind, haben traurige Resultate ergeben; welche würde man bei uns finden? Es ist fraglos, dass sich die Verhältnisse im Laufe der letzten 50 Jahre beträchtlich zu Ungunsten einer gesunden Entwicklung der studierenden Jugend verändert haben. Freiherr von

Niebauer sagt (1898) in seinen „Erinnerungen eines Schülers des Schottengymnasiums in Wien“ vom Jahre 1848: „Der Unterricht war getheilt: Vormittags von 8 bis 10 Uhr, Nachmittags von 2 bis 4 Uhr. Man sieht, dass man damals den aufkeimenden Jünglingen keineswegs einen durch vier Stunden andauernden Unterricht zumuthete, eine Überanstrengung, die vielleicht manche Störung erklärt, die wir im Nervenleben unserer modernen Jugend wahrnehmen. Ich selbst gehörte der sechsten Classe an“ — und heute? Und die Zukunft?

* * *

Wenn wir bezüglich der materiellen Einrichtung unserer höheren Schulen in den vorstehenden Abhandlungen Verfehltes rückhaltlos aufgedeckt und kritisiert haben, so geschah es ausschließlich in der Absicht, Anhaltspunkte und Anregungen zur Besserung trauriger Zustände zu geben; das seltene Jubiläum, an dessen Festschrift sich hinsichtlich der Mittelschulen die vorliegende Darstellung ergänzend anschließt, wurde durch eine außerordentliche Summe von Wohlthätigkeitsacten aller Art gefeiert: möge es auch zum Anlass und Ausgangspunkt dafür werden, dass der Jugendbildung nicht neue gesundheitswidrige Heimstätten geschaffen, dass die gröbsten Mängel mancher alten verbessert und die begründeten Forderungen hinsichtlich der Belastung der Jugend gewürdigt werden.

Es läge nahe, Vergleiche mit den Zuständen in fremden Culturstaaten anzustellen. Dies ist leider nicht durchführbar, weil analoge Untersuchungen, welche Vergleiche zuließen, fehlen[1]); wir meinen aber auf Grund dessen, was in verwandten Richtungen beobachtet und publiciert wurde, sagen zu dürfen, dass derartige Aufnahmen in anderen Staaten gleichfalls ungünstige Resultate ergäben; wir vermögen darin keinen Grund zu finden, aus welchem bei uns die bessernde Hand nicht angelegt werden sollte.

Als wir vor mehr als einem Dutzend Jahren einen solchen Mahnruf veröffentlichten, konnten wir ihn nicht auf Ziffern von der Art der vorliegenden gründen; so bescheiden sie sein mögen, sie beleuchten Zustände, welche eine ernste Mahnung enthalten.

---

[1]) Absolut bedeutend und relativ hervorragend sind die hygienischen Untersuchungen von Schulverhältnissen in Dänemark, Norwegen und Schweden; sie betreffen aber wesentlich andere Fragen, als die hier behandelten. Von diesen Aufnahmen liegt die weitaus bedeutendste. die schwedische, auch in einer ausführlichen auszugsweisen deutschen Buchausgabe vor (Axel Key's schulhygienische Untersuchungen, Hamburg und Leipzig, Voss 1889) und hat auch an einzelnen unserer Externate (Aussig, Teschen...) zu verwandten Studien Anlass gegeben.

Die Gerechtigkeit fordert auch, ausdrücklich zu constatieren, dass manches so entstehen musste, wie es entstanden ist, da ja die Gebände und Einrichtungen vielfach aus Zeiten stammen, in welchen die Hygiene im heutigen Sinne nicht existierte; es verdient aber nicht minder gerechterweise gebrandmarkt zu werden, dass bis in die neueste Zeit Herstellungen geschehen sind, welche der heutigen Entwicklung der Hygiene Hohn sprechen; Vorkehrungen, damit solches nicht mehr vorkomme, sind nöthig und möglich. Bezüglich der hygienischen Mängel der alten Häuser und Einrichtungen ist aber nicht zu übersehen, dass bei weit geringeren Anforderungen an die Leistung des Individuums (vgl. die vorstehend citierte Äußerung des Freiherrn von Niebauer) die hygienischen Mängel auch von ganz anders geringerem schädlichen Einflusse sein mussten, als sie es heute sind.

Das, was wir mit Benützung der seltenen Gelegenheit an Daten sammeln konnten, bezieht sich überhaupt fast bloß auf die materielle Seite des Schulhauses, d. h. auf ein, allerdings wichtiges Gebiet der Schulhygiene; andere Fragen müssten nicht minder Gegenstand einer entsprechenden Behandlung werden, falls das Schulwesen eine gesunde Fortentwicklung nehmen soll. —

Zum Schlusse haben wir noch allen jenen nicht wenigen Herren Directoren verbindlichst zu danken, welche die Güte hatten, unsere vielen directen Anfragen in Betreff wünschenswerter Ergänzung von Beilagen-Inhalt oder kleiner Lücken oder Unklarheiten in der Fragebogen-Beantwortung freundlichst zu erledigen. Wir hatten den direct brieflichen Verkehr seiner Einfachheit und Raschheit halber dem formellen Amtsweg vorgezogen und, zwei Fälle ausgenommen, auch immer das liebenswürdigste Entgegenkommen gefunden. Jeder der vielen Herren Standesgenossen, welche an der Beantwortung der Fragebogen Antheil hat, mag die Befriedigung empfinden, dass seine Arbeit dazu beitrug, einen durch Ziffern sprechenden kräftigen Anstoß zu einer gesünderen Erziehung unserer Jugend zu ermöglichen.

Wien. Leo Burgerstein.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Pindari carmina recensuit Otto Schroeder (= Poetae lyr. Gr. coll. Th. Bergk, ed. V. part. I, vol. I.), Lipsiae in aed. B. G. Teubner. MCM. 514 SS.

Die vierte Ausgabe des Bergk'schen Pindar ist seit mehr als einem Decennium vergriffen. Inzwischen sind zwei Gesammtausgaben, von W. Christ und von G. Fraccaroli (diese hat Schr. leider gar nicht berücksichtigt), ferner E. Boehmers deutsche und drei englische (Fennell, Bury und Gildersleeve) Ausgaben einzelner Theile des Pindar'schen Nachlasses erschienen. Dennoch wurde das Verlangen nach einer neuen Recension in großem Stile lebhaft empfunden. Das hatte folgende Gründe.

Die schier unabsehbare Menge von Handschriften, die Tycho Mommsen für seinen kritischen Apparat aufgestapelt hatte, bedurfte von allem Anfange an einer Sichtung. Mommsen selbst theilte die Hss. in drei, später in vier Classen ein, und Christ gieng (Sitzungsber. d. bayer. Akad. 1891, I, S. 16) so weit, die ganze Textkritik auf nur 4—5 Hss. (*ABCDE*, von Pyth. V 67 an gar nur auf zwei, *B* und *D*) zu basieren. Th. Bergk erkannte sehr richtig die Unzulänglichkeit dieses Versuches und entschloss sich zu einem eklektischen Verfahren, im übrigen aber wandte er der diplomatischen Kritik den Rücken und begründete mit glänzendem Scharfsinn das Recht der Conjectur. Es lässt sich nicht bestreiten, dass er hiezu in gewissem Sinne berechtigt war; denn thatsächlich öffnet sich bei P. für die Conjecturalkritik ein weites Feld. Das zeigen am besten jene Stellen, wo die '*Byzantini*' die richtige LA. geben. Dass dies aber Conjecturen sind, lehrt ein Vergleich derselben mit den zahllosen Emendationen von Erasmus Schmid (Wittenberg 1616), die sich in ihrer Gesammtheit wie eine Neuauflage jener ausnehmen, und mit vielen evidenten Verbesserungen der ihm folgenden älteren (Mingarelli, Benedictus u. a.) und neueren Philologen (Hermann, Böckh, Tycho Mommsen, Bergk, Christ [Pyth. I, 20 πανέτης] u. a.).

Die Erfolge der Bemühungen Bergks wirkten auf weite Kreise der Philologenwelt befruchtend, und so kam es, dass eine immer größere Zahl von Conjecturen das Bürgerrecht erwarb. Eben dadurch aber wurde das Gefühl der Unsicherheit stetig gesteigert, und dies ließ die so schwierige abermalige Revision der diplomatischen Grundlagen als sehr erwünscht erscheinen.

Schroeder hat sich dieser Aufgabe mit unverdrossenem Forschermuthe und großem Pflichteifer unterzogen und hat der Neuvergleichung und Prüfung der Hss. eine Reihe von Jahren geopfert. Das Resultat war die Erkenntnis, dass in unseren Hss., obwohl sie alle auf eine gemeinsame Quelle zurückgehen — dies lehrt die Voranstellung der nemeischen Siegeslieder trotz ihres Anhangs nicht-nemeischer (*proll.* p. 70) vor die isthmischen —, eine doppelte Recension vorliegt, deren eine (*ACDNOV*) Schr. die ambrosianische (*A = Ambr. C 222*), die andere (*BDE*) die vaticanische (*B = Vat. gr. 1312*) nennt. Dies in Verbindung mit der von Mommsen gegebenen Anordnung der Hss, wonach eine Hs. umso besser ist, je höher der sie bezeichnende Buchstabe in der Reihe des Alphabets steht, liefert feste Steine zu einem zuverlässigen kritischen Fundamente.

Die eindringliche Beschäftigung mit den Hss. führte aber weiterhin zu Beobachtungen, welche den Werdegang des Pindartextes im Laufe der Jahrhunderte in helles Licht stellen und dadurch mancher Verirrung des Textkritikers rechtzeitig vorbeugen. Von Fehlern, die in allen Hss. begegnen, absehend, sammelt Schr. p. 9 ff. die Belege für den Einfluss des Iotacismus, des Nasalismus (p. 30 f., *proll.* II § 58), für das Eindringen dialektischer und homerischer Formen, für die Einschmuggelung der Partikeln δὲ und τε und der Präpositionen, für die Vertauschung derselben untereinander, endlich für das Eindringen von Glossemen. Die vielen τ' und γ', die nur die Angst vor Hiatus und Asyndeton verschuldet hat, veranlasste die Kritiker, darin Spuren des ϝ zu wittern, und daraus entsprang eine Unmasse von Conjecturen. Schr. zeigt, dass nur an einer Stelle (Ol. X 87 *δέ τοι* statt *δέ οἱ*) das *T* aus ϝ entstanden ist. Genügt aber nicht schon dies eine Beispiel, um da und dort, wo gegen die Überlieferung schwere Bedenken vorliegen, eine Conjectur dieser Art als gerechtfertigt erscheinen zu lassen? Ol. I 64 *ἀνήρ τι ϝέλπεται* (codd. *τις ἐ.*) und Ol. IV 8 *Χαρίτων ϝέκατι* (codd. *γ'* [*δ'*, *ϑ'*, welch letzteres Schr. mit *idque* erklärt (!)] werden kaum abzuweisen sein. Auf die Verwechslung von *T* und ϝ scheint sich übrigens auch Schr.s Conjectur Ol. I 109 ⟨τε⟩ *ϝέλπομαι* zu stützen.

Eine weitere Einschränkung der schon in unseren Hss. begegnenden Conjecturen alter Kritiker haben bereits Mommsen und Böckh dadurch erzielt, dass sie gewisse unbezweifelbare Freiheiten der antistrophischen Responsion nachgewiesen haben. Schr. geht nun, Blass' Vorgange im Bacchylides folgend, hierin noch weiter.

was durch eine tiefeinschneidende Reform der Metrik der 'dorischen' Strophen Pindars ermöglicht wird. An Stelle der Daktylo-Epitriten tritt die Messung nach den so vielgestaltigen Jonikern. Mit aufrichtiger Freude bekenne ich, durch die lichtvollen Darlegungen Schroeders in der Appendix (p. 497—509), insbesondere durch seine Nachweise aus alten Rhythmikern und Scholien von der Richtigkeit dieser neubelebten Theorie der Alten überzeugt worden zu sein. Aber in einem Punkte halte ich meinen Widerspruch (Ztschr. für österr. Gymn. 1898, S. 986) aufrecht. Er betrifft eben jene von Blass und Schr. angenommenen neuen Stellvertretungen: 1. –⏑⏑– für ––⏑–, 2. –⏑⏑– für –⏑––, 3. ––⏑– für –⏑⏑–, 4. –⏑–– für –⏑⏑–, 5. –⏑–– für ⏑⏑––, 6. ⏑⏑–– für –⏑––, endlich 7. ––⏑⏑ für ––⏑–. Von diesen Formen sind zunächst diejenigen gänzlich auszuscheiden, wo bei sonstiger Kürze eine Länge eintreten soll, d. h. die Formen 3, 4, 5 und 7. Denn für die dritte Form kann Schr. nur zwei Stellen anführen (Pyth. IX 19 und I 56), für die 4. aus P. gar keine (sondern nur eine aus Bakchyl.), für die 5. wieder nur zwei, davon eine, Nem. X 5, wo jene Stellvertretung nur durch eine Conjectur Schroeders herbeigeführt wird, endlich für die 7. wieder aus P. keine Stelle (sondern nur zwei aus Bacchyl.). Sonach kommen für diese fünf Vertretungen insgesammt nur drei Stellen ernstlich in Betracht, an denen übrigens längst durch Conjecturen die Isometrie hergestellt ist. Ist es nun wohl gestattet, einer solchen Minderzahl von Stellen zuliebe, der eine colossale Überzahl von Stellen mit vollkommener Entsprechung gegenübersteht, das Princip der metrischen Gleichheit correspondierender Versstellen zu opfern? Denn was die Formen 1, 2 und 6 betrifft, wo sonstiger Länge eine Kürze entspricht, so wird es doch sicherlich erlaubt sein, zu den bekannten *χρόνοι ῥυθμοποιΐας* des Aristoxenos zu greifen, d. h. der Senkung den Ictus zu geben und sie auf diese Weise mit der Hebung auszugleichen. Ein Überblick über die weitaus meisten der einschlägigen Stellen:

ο̄λ: Ol. XIII 92, Nem. X 84, fr. 30, 4,
ῡμ: Ol. III 35, Pyth. V 42,
ο̄ν: Ol. VI 28, 103, Pyth. III 6, XI 38, Nem. I 69 + 69b, Pyth. IV 183, 253, Bacchyl. XIII, 2,
ῑν: Ol. VI 28, Isthm. VI 4, Bacchyl. IX, 10,
ᾱν und ε̄ν: gesammelt bei Schr. p. 14

lehrt, dass die kurzen Vocale meist vor einer Liquida stehen. Nun ist aber die Silbe *ον* in der Thesis durch unantastbare Stellen gesichert, und zwar:

Ol. XI 103 *δέσποτα ποντόμεδο̄ν, εὐθὺν δὲ πλόον*
Pyth. IX 114 *ἔστασεν γὰρ ἅπαντα χορὸ ἐν τέρμασιν*
Bacchyl. V 189 *ἀμφοτέραισιν χερσὶν ἀπωσάμενο̄ν, εἴ τις εὖ,*

die durch Conjectur aus dem Wege zu räumen, um nur die kurze *θέσις* im 'trochäischen' Metron nicht zugehen zu müssen, ein ganz unkritisches Verfahren ist. Wir haben sonach das unbestrittene Recht, diese Stellen zu benützen, um jene Freiheit auf die obigen verwandten Fälle auszudehnen und weiterhin zum Analogieschlusse zu schreiten. Es fällt mir zwar nicht ein, das Princip der *ὑπέρθεσις* überhaupt zu leugnen, aber in dieser metrischen Gattung strengeren Stils, wo wir der Anaklasis in der Commissur der Joniker (⏑ ⏑ – ⏑ | – ⏑ – –) und den Jonikerformen ⏑ ⏑ – ⏑ und ⏑ – ⏑ ⏑ nur sehr selten, dem katalektischen Diiambus ⏑ – – gar nicht begegnen, kann ich mich der von Rossbach Metrik[3] S. 546 f. gegen die Annahme einer Störung der Isometrie geäußerten Bedenken unmöglich entschlagen. Wir werden also zwar diese ictustragenden Kürzen notieren, um aus ihrem Vorhandensein die wahre Natur des 'daktylo-epitritischen' Versmaßes zu erschließen, ja wir werden in ihnen die Anfänge einer größeren Freiheit in der Responsion erblicken, aber wir dürfen sie nicht missbrauchen, um das Princip der isometrischen Architektonik der dorischen Strophen Pindars aus der Welt zu schaffen.

Die Analyse der nicht daktylo-epitritischen Strophen erklärt Schr. p. 509 sich für eine andere Gelegenheit zurückzulegen. Diese Zurückhaltung muss ich bedauern. Wenn Schr. fürchtet, seine Auffassung der Daktylo-Epitriten dadurch bloßzustellen, so weise ich auf das Beispiel F. Blassens hin, der im Bacchylides nicht Bedenken trug, eine freiere Behandlung der Joniker durch diesen Dichter im dritten Gedichte zu erweisen (*praef.* p. XLV[2]). Auch hätte eine wenn auch nur problematische Analyse bei der reichen Fortentwicklung, die Pindars Metrik zeigt, auf billige Beurtheilung gewiss rechnen dürfen. Und schließlich hätte ja Schr. den Wilamowitz'schen viersilbigen *ποὺς ἑξάσημος* (Gött. Gel. Anz. 1898, 1 u. 2, S. 148 ff.) nicht überall nachzuweisen gebraucht: er hätte sich auf jene Strophen beschränken können, wo die Durchführung dieses metrischen Princips ohne besondere Schwierigkeiten möglich wird, z. B. Ol. IX. Wie die Sache jetzt steht, ist uns jene endgiltige Entscheidung in textkritischen Fragen, die wir sonst der Metrik verdanken, in den nicht daktylo-epitritischen Strophen Pindars vorenthalten.

Ich füge hier nur noch hinzu, dass an folgenden Stellen die Verstheilung meine Zustimmung nicht findet: Nem. I ep. 1 u. 2, 3 u. 4, Ol. VI str. 5/6, Pyth. IX str. 2/3: an der letzten Stelle war der Hiatus nach dem Dativ und ebenso die *θέσις* -*ōν* zuzugeben.

S. 14—46 enthalten Resumés über grammatikalische Fragen der Textkritik, in denen Schr., indem er die Thatsachen der hs. Überlieferung und die der Linguistik und Epigraphik auf die beiden Wagschalen vertheilt, mit scharf prüfendem Auge das Zünglein beobachtet, um dann jedesmal eine Entscheidung zu

treffen, der man im großen und ganzen beipflichten kann: denn sie hält die Mitte zwischen der sonst beliebten Gleichmacherei (s. bes. p. 40 § 88 u. 42 § 92) einer- und starrem Festhalten an der hs. LA. andererseits, scheut jedenfalls vor einer vornehmen Verachtung der Überlieferung zurück und bescheidet sich lieber mit einem ehrlichen *non liquet*. Das Wichtigste daraus ist Folgendes:

Mit Recht stellt Schr. den *spir. asp.* her in den mit ἁγησ-beginnenden Wörtern, ferner im ganzen Aorist von ἁνδάνω, er schreibt ἅλιος (*dor.*), aber ἀέλιος (*aeol.*), weiters Ἐπιάλτα (weil durch schol. Harl. λ 308 bezeugt), ἔργμα, Ἰσμηνός (also Pyth. XI 6 Wortspiel mit ἵημι, nicht, wie Dissen wollte, mit ϝιδ, ϝοῖδα), οὕνεκα. Auch Schr. kommt zu dem Ergebnisse, dass der Dialekt des Thebaners Pindar die (äolische) Mitte hält zwischen dem Dorismus des Λάκων ποιητὴς und der Sprache des Keers Bacchylides. Hyperdorische Formen (hierher gehört auch § 73), selbst durch Inschriften bezeugte (hieher auch σάμα § 69) schließt er daher als von Grammatikern eingeschmuggelt aus dieser Literatursprache aus. Dennoch möchte ich ἀσύχιμον, πεποναμένον (dies wegen Hephaestio p. 25, 2 W. ἐξεπόνασε aus Sappho [fr. 98, 3]), φώνασε, ἐδινάθην (ὠκυδίνατος Is. V, 6) halten, andererseits will mir Σαρπαδών, Ζάτας gegen die Hss. nicht einleuchten. Sehr dankenswert ist (§ 42) die vollständige Sammlung der Beispiele für die Synizese bei Pindar. Schr. weist mit Recht die Synizese ωα und αω ab und schreibt Ἰαολκός, Ὀαρίων (aber Ὠαριωνείαν Is. III + IV 49 ohne Synizese, s. auch § 56, Abs. 3), desgleichen den *genet.* der A-Declination auf αο (Ἀΐδαο). — Pyth. IX 19 (§ 48) acceptiere ich Wilamowitz' Cj. οἰκοαρᾶν: Wz. αρ und ορ (οἰκοϝόριος, οἰκούριος) ergäben ja doch dieselbe Bedeutung des Wortes, und jene Form entspricht dem Metrum. Die Synizese ιοι und ιον absolut nicht zu dulden und somit Pyth. III 16 statt νυμφιδίαν zu schreiben νυμφικάν (Bornemann) ist entschieden zu weit gegangen (s. *Philol.* N. F. XII, S. 356). — Pyth. I 56 schlage ich Ἱέρωνι δς (= suus) ὀρθωτὴρ πέλοι vor. — Zu § 56 ist nachzutragen Σικυών bei Bacchyl. IX 32 (Σεκ. Rossbach), zu § 57 s. noch S. Reiter ZföG. 1895, S. 289 ff.). — Unbedenklich hätte Schr. statt der *metri causa* construierten Form κεινός Ol. II 65 und III 45 schreiben sollen κεννός (= κενϝός) (§ 66). — Pyth. IX 25 die Form *ἀαλίσκοισα (codd. ἀναλ., Tricl. ἀλίσκ.) in den Text zu setzen (§ 67), hätte sich Schr. doch überlegen sollen. Dasselbe gilt von dem nur einmal vorkommenden ϝίν (= αὐτῷ) Pyth. IV 36 (nicht οὐδ' ὄπιθ' ἔασέ νιν ?). — § 91 begrüße ich es aufrichtig, dass die FF. ἑσποίμην, ἑσπέσθαι, ἑσπόμενος aus dem Texte verbannt werden.

§ 93—100 behandeln syntaktische und stilistische Eigenthümlichkeiten. § 94 enthält ein sehr vernünftiges Urtheil über die Wiederholung desselben Werkes an benachbarten Stellen (Apper-

ception [nach Fraccaroli unbewusste] der Vorstellungen). Wichtig für die Rettung der Überlieferung an mehreren Stellen sind hier die Zusammenstellungen über die Casus, aus denen ich die schöne Erklärung der zwei Nominative Ol. I 28 durch G. Hermann, der zwei Accusative Ol. VII 75 durch A. Meineke besonders hervorhebe. Ebenso richtig sind Sch.s Erklärungen § 99: in *ἄλλαν ἐπ' ἄλλᾳ εὐτυχέων* Ol. VII 82 fasst er *ἄλλαν ἐπ. ἄ.* nicht adverbiell, sondern als Attribute zu einem zu ergänzenden inneren Accusativ *εὐτυχίαν* (resp. *-ίᾳ*). Doch möchte ich darum Nem VI 20 nicht ändern und Ol. I 109 *γλυκυτέραν κεν ἔλπομαι κλεΐζειν* lieber *γλυκ.* mit *μέριμναν* (V. 108) verbinden (vgl. ZföG. 1894, S. 1070), über den weiten Abstand der beiden Wörter vgl. Ol. II 16 f. *ἀποίητον* und *τέλος*. § 100 endlich, Pindars freie Behandlung epischer Formeln darlegend (darf man hieher nicht auch Pyth. IV 173 *αἶν' ἑσθένθες* [meine Cj.] *ἀλκὰν* ∼ *θοῦριν ἐπιειμένοι ἀλκήν* ziehen?), enthält eine geistvolle Erklärung von Ol. IX 74.

Cap. III behandelt die 'Fasti Panhellenici'. Schr. entscheidet sich p. 49 ff. mit Recht für den Ansatz Pythiade 1 = Ol. 49, 3 (= Bergk p. 12 ff.[4]) und bringt neue Argumente hiefür p. 51 ff. Übrigens sind für die Controle der ganzen pindarischen Chronologie wichtig die Nachträge aus den Oxyrhynchus-Papyri p. 509 ff.. Jetzt kommt auch noch H. Lipsius' Aufsatz in den Verhandlungen der kgl. Sächs. Ges. d. Wiss. XXV (1900), I. III. hinzu. — p. 57 ist zu Ol. I und p. 65 zu Pyth. III nachzutragen das von Christ beigebrachte Zeugnis aus Pelagon. (*art. veterin.* p. 32 ed. Ihm), wodurch die lange Dauer der Rennfähigkeit der alten Rosse beglaubigt wird. — Über Ol. V s. noch Wiener Studien XVII (1895), S. 9 ff. — p. 60 zu Ol. VIII notiere ich, dass das Gedicht natürlich in Ägina gesungen ist. Mit *μᾶτερ Ὀλυμπία* aber ist nicht, wie Schr. meint, eine fingierte Nymphe Olympia gemeint, sondern es liegt, wie *ἵνα* lehrt, dabei überhaupt nur die Vorstellung Olympias als Localität zugrunde. — p. 66 zu Pyth. IV 1: *παρ' ἀνδρὶ στᾶμεν* ist nicht wörtlich zu verstehen, sondern — *παρ' ... στᾶμεν* Tmesis — in übertragenem Sinne ('zur Seite stehen'). Das Gedicht wurde also nicht *in aula regis* (*παρ' ἀνδρὶ φίλῳ*) gesungen, was vielmehr aus inneren (auch metrischen) Gründen für Pyth. V anzunehmen ist.

Wir sind nunmehr beim Texte selbst angelangt. Schr.s Princip der historischen Methode der Forschung hat auch hier schöne Früchte gezeitigt. Indem er nämlich die Geschichte unseres Textes vom Anfang an aufmerksam verfolgte, lernte er viele scharfsinnige Erklärungsversuche früherer Gelehrter, insbesondere G. Hermanns, würdigen, und dies führte ihn an vielen Stellen dazu, an der schon aufgegebenen Überlieferung festzuhalten. Er lernte dabei aber auch in diesem Sinne weiter zu forschen, und so ist es ihm auch selbst gelungen, durch geschickte Interpretation die

Sturmflut der Conjectur einzudämmen. Daher kommt es denn, dass tief einschneidende conjectnrale Änderungen des Textes im ganzen selten hegegnen. Znm größten Theile betreffen vielmehr Schr.s Conjecturen Wiederherstellnngen der richtigen grammatikalischen Formen (proll. II §§ 25, 58, 70, 74—76, 81, 82 [Infinitive anf -*εν*, wie *γαρύεν* Ol. I 3, jetzt durch Bacchylides erhärtet], 89). Dieser conservative Geist, der Schr.s Arbeit beseelt, liefert als Resultat seiner kritischen Thätigkeit einen Text, der der modernen Richtung unserer Wissenschaft auf diesem Gehiete dnrchans gerecht wird nnd im ganzen als zuverlässig bezeichnet werden kann. Allerdings ist mein Handexemplar mit sehr vielen Randbemerkungen bedeckt, allein ich mnss diese meine Bedenken gegen die Textesconstitntion hier zurückhalten. Man wolle daher eine 'Nachlese zu Schr.s Pindar', die ich vorbereite, seinerzeit als Fortsetzung dieser Recension hetrachten. Aher eine Bemerknng kann ich doch nicht unterdrücken. Die überschwänglichen Worte p. 508 über Isthm. V 41 *Μέμνονα χαλκοάραν; τίς ἄρ'*: '*nam ut multa saepe fiunt, quae fieri posse vix credideris, ita quod magis incredibile esse videatur nihil sane dixeris quam tot per saecula tot tam doctis viris emendationem τίνες —; τίς ἄρ; probari potuisse*', finde ich unhegreiflich. Was sagt Verf. zu Aesch. *Sept.* 90 *τίς ἄρα ῥύσεται, τίς ἄρ' ἐπαρκέσει*, Enr. *Or.* 1269 *τίς ὅδ' ἄρ' ἀμφὶ μέλαθρον πολεῖ σὸν ἀγρότας ἀνήρ?*

Die Latinität ist von ansgesuchter Eleganz his anf einige langathmige Perioden (S. 11, Z. 10 ff. v. u., S. 506, Z. 9 ff. v. u., S. 507, Z. 5 ff. v. o.). An störenden Drnckfehlern notiere ich S. 157, Z. 1 *ἐλαίσα* st. *ἐλαίας*, S. 337, Z. 5 v. u. *θάκρυ'* st. *δάκρυ*, endlich ist S. 298 str. 1 am Anfange des Versea ein Längezeichen ansgefallen, S. 201 schreibe den dritten Takt so – ⏑ ⏑̲ – nnd S. 504, Z. 6 lies st. IV vielmehr I (= Isthm.) V.

P. Masquerai, Traité de métrique grecque (= Nouvelle collection à l'usage de classes, XXV), Paris 1899.

Wir haben ein einladendes, dabei dnrchaus auf der Höhe wissenschaftlicher Forschung stehendes Büchlein vor nns, das wegen der Frische nnd Klarheit der Darstellnng allen Stndierenden, die das bisschen Französisch heherrschen, welches zu seinem Verständnis nothwendig ist, anfs wärmste empfohlen werden kann. Ein besonderes Verdienst erwirbt sich Verf. dadnrch, dass er die neue, durch H. Weil inangurierte Theorie der 'logaödischen' Kola und Verse[1]), die hisher in gelehrten Specialuntersnchnngen ein

[1]) Vgl. bes. § 254 und § 255 unseres Büchleins mit Weil, Bull. Corr. Hell. XIX (1895) S. 417 f.

wenig bekanntes Dasein gefristet hat, der Öffentlichkeit vermittelt. Durch sie wird der breite Spielraum, den die Logaöden in der Westphal'schen Theorie einnahmen, auf die ganz geringe Anzahl jener Metra beschränkt, wo, wie in den Asynarteten des Archilochos, daktylische und trochäische Kola zu einem Verse oder einer Periode vereint sind. Alle diejenigen Kola dagegen, welche einen sog. Choriambus enthalten (Adoneus, Glyconeus, Pherecrateus, die sapphische und die alkäische Strophe usw.), werden ausgeschieden und als iambisch erwiesen. Für eine eingehende Darlegung dieser Theorie fehlt hier leider der Raum. Ihre Richtigkeit ist übrigens über jeden Zweifel erhaben, und sie hat auch in Deutschland, wo einzelne Gelehrte (Studemund, v. Wilamowitz) unabhängig von H. Weil dieselben Wege eingeschlagen haben, eine große Anzahl von Anhängern gefunden.

Es hätte nur eines Schrittes bedurft, um auch bis zu der neuen Theorie der 'Daktylo-Epitriten' vorzudringen, die ein Jahr vor dem Erscheinen unseres Buches Blass an Bacchylides und soeben O. Schroeder an Pindar durchgeführt haben. Sie zu recipieren, stünde dem reformfreundlichen Standpunkte des Verf. sehr wohl an. Ich habe seinerzeit (Ztschr. f. d. österr. Gymn. 1898, S. 986) einen zuwartenden Standpunkt eingenommen, gestehe jedoch gerne, dass ich jetzt bis auf Einzelheiten, die in mir noch nicht völlig geklärt sind, immer mehr zu der Einsicht gelange, dass die Westphal'sche Theorie, insbesondere gegenüber der Wucht der Zeugnisse aus dem Alterthum selbst, auch hier völlig unhaltbar wird. Auch über diese Theorie kann ich mich hier nicht weiter auslassen: es genüge die Mittheilung, dass wir es nunmehr nicht mit daktylischen und trochäischen Kola zu thun haben, sondern mit Versen, die aus jenem vielgestaltigen *πούς ἑξάσημος* aufgebaut sind, deren Grundform die beiden Joniker (⏑ ⏑ – – und – – ⏑ ⏑) darstellen.

Im einzelnen hätte ich das Folgende zu bemerken.

S. 5 zu § 4. Hier hätte noch ein Wort Platz finden sollen über die Verkürzung langer Silben bei ihrem Zusammentreffen mit Vocalen. — S. 144 zu § 133. Wir begegnen hier zum erstenmale dem Worte *τονή* (ohne Übersetzung). Es hätte schon viel früher verwendet und erklärt werden sollen. — S. 162 zu § 150, Anm. 4. Die Vocale *η* und *α* in *μὴ ἀδικεῖ* geben durch Synizese eine Länge, nicht einen Pyrrhichius; ebenso S. 236 zu § 228, Anm. 3 (*μὴ ἀναβῆναι*). Hätte Verf. die Synizesis durch einen Bogen bezeichnet (z. B. *θε͜ῶν*), so hätte er sich eine ganze Menge von Fußnoten ersparen können. — S. 283 zu § 278. Der Diiambus am Schlusse des alcäischen Zwölfsilbers ·⏗ ⏑ – verdiente die Erklärung, dass ⏗⏑– gleich ist – ⏑ ⏑ –, dass aber der Punkt vor der *μακρὰ τρίσημος* deshalb notiert wurde, weil der erste Trochäus in Wahrheit ein Iambus '*à contre-temps*' ist. Die Schreibung ⏑ – ⏑ ⏑ | ·– ⏑ –

wird eonst nicht eofort veretanden werden. — S. 70 zu § 64 fehlt in der anapästiechen Dipodie aus Aesch. Suppl. 12 eine Länge, nämlich: ⏑ ⏑ ⏑̋ ⏑ ⏑ ⏑́ | – ⏑̋ ⏑̈ ⏑́. Dagegen iet S. 210 zu § 208 in dem zuletzt etehenden Verse aus Prom. 115 die 4. Kürze zu streichen: ⏑ ⏑́ – | ⏑ ⏑́ – | ⏑ ⏑́ – | ⏑́ –. — S. 806 zu § 306 iet die Angabe des Dichters der ersten zwei Verse (Alcaeus Fr. 88 Cr. = Fr. 94 ed. Bergk[4]) ausgefallen. — S. 153 zu § 140, Anm. 1. Den wahren Sinn der rhythmischen Punkte auf der berühmten Inschrift von Tralles kann man jetzt bei Blass *Praef.* zu *Bacchyl.* *p.* L der 2. Ausg. erfahren.

Außerdem begegnen da und dort unrichtige Accente, Ausfall von *spir. asp.* und *spir. len.*, Fehler, die jedoch nicht störend wirken.

Wien. Hugo Jurenka.

C. Iuli Caesaris belli Civilis libri III. Recensuit Alfr. Holder. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri 1898. VIII u. gr. 8°, 252 SS.

Fast ein Vierteljahrhundert ist dahingegangen, seitdem H. das *bellum Gallicum* herausgegeben hat, das bekanntlich mit verschiedenen Gefühlen aufgenommen wurde. Nunmehr liegt auch das *b. c.* vor. Voran geht die *praefatio* (pp. III—VIII), worin kurz die Handschriften behandelt werden. Wir erfahren, dass er sie alle bis auf U(rein.) selbst neuerdings verglichen hat. Nothwendig war das zwar in dem Umfange nicht, weil Neuvergleichungen aus jüngster Zeit vorlagen, allein ein Verdienst liegt immerhin darin, weil mehr Augen immer genauer sehen als wenige. Kübler hatte nur den *Thuaneus* selbst verglichen, sonst schöpfte er aus abgeleiteten Quellen. H.s Ausgabe hat also in dieser Beziehung ihre Berechtigung, abgesehen davon, dass sie als Ergänzung zum *b. G.* wohl erscheinen musste.

Bezüglich der Textbehandlung, die natürlich unser Interesse in erster Linie in Anspruch nimmt, versichert H., dass er sich bestrebt habe, *ut archetypi speciem ante oculos poneret* (p. VII). Damit ist sein Standpunkt gekennzeichnet. Er legt alles Gewicht auf die Handschriften.

Weil z. B. I 41, 4 D L' T *muniri*, V dagegen *-re* hat, schreibt er im Texte *munirei.* Man wird — abgesehen vom Wert oder Unwert der betreffenden Handschriften — sagen können: darin liegt Vernunft. Nun ein anderes Beispiel. I 41, 2 setzt er *cohorteis* aus demselben Grunde. Vorher aber I 39, 1 und nachher 42, 4, wo die Hss. nicht schwanken, lässt er *cohortes* stehen, oder noch auffälliger III 88, Z. 10 liest man *cohortes* und Z. 13 *cohorteis.* Er schreibt *finitimis* z. B. I 34, 5 f., III 73, 3, dagegen I 15, 7 *finitumis,* was nur T hat, während D' L' V

-*timis* bieten, und ebenso I 18, 4, wo -*timis* E L'V, -*tumis* dagegen D T hat. Das reimt sich schon nicht mehr ganz mit der handschriftlichen Logik. Dass auf die Art der ursprüngliche Cäsartext herzustellen sei, das glaube ich nicht.

Dass der einseitige, rein formalistisch gewordene Standpunkt der Stützung auf die Hss. nicht allein für die Cäsarkritik maßgebend sein darf, habe ich schon anderweitig hervorgehoben (man vgl. diese Zeitschr. 1895, S. 24 ff. u. ebenda 603). Dafür einige Beispiele. Von den archaisierenden Endungen im Texte will ich absehen. I 7, 2 ist überliefert *notaretur*. So schreiben auch alle Herausgeber. H. setzt in den Text *votaretur*, an sich eine wunderschöne und plausible Vermuthung. Allein wie passt das zu den Worten des Favorinus bei Gell. N. A. I 10, 4 *a Caesare — in primo de analogia libro scriptum est ... ut tamquam scopulum, sic fugias inauditum* (bezeichnender Macrob. Sat. I 5, 2 *infrequens*) *atque insolens verbum?* Und von demselben Standpunkte mag auch *haec* = *hae* III 108, 6 beurtheilt werden.

Ich weiß auch nicht, ob H. glauben kann, dass er sich in der Frage der Assimilation der unbedingten Führung der Hss. — wohlgemerkt der Hss. im *b. c.* — anvertrauen darf. Man sehe nur III 101, 3 *allati*, ebenda § 4 eine Zeile tiefer *adlatis*; ebenda 4 *inmisit*, in der nächsten Zeile *comprensa* und *combustae* und 14 Zeilen zuvor *conpletas* und so durchwegs im Texte. Ähnlich steht es mit Dingen, wie z. B. III 112, 1 *Pharus* und ib. 4 *Pharos*. H. wird sich gewiss auch hiefür auf die Hss. berufen, aber dann weiß ich nicht, was man sich sonst noch unter Analogie, deren Vertreter Cäsar doch war, zu denken hat. Sicherlich entspricht es aber nicht der Analogie II 41, 7 *nostris vires — deficiebant* zu schreiben, III 99, 5 dagegen *vires eum defecissent*, wo H. die Lesart des V *ei* zu notieren vergaß.

I 5, 3 schrieb er mit den Hss. *discessum est*. Ein Blick auf die Stellen lehrt aber, dass das Zeitwort selbst dort, wo es scheinbar übertragen gebraucht wird, immer von wirklicher Bewegung gilt — an den staatsrechtlichen Abstimmungsterminus zu denken, verbietet doch wohl die Satzconstruction — und die recht naheliegende Wendung III 9, 3 *ad extremum auxilium descenderunt* (man vgl. auch I 84, 4 *ne ad ultimum supplicium progredi necesse habeat*) hätte auf *descensum* führen sollen, was andere Herausgeber auch in der That bieten.

Anderseits kann freilich nicht geleugnet werden, dass H. durch seine starke Betonung der Hss. zum neuerlichen Nachdenken über so manche als bereits abgethan betrachtete Stelle zwingt. So z. B. gleich I 2, 1, wo er *aderat* beibehält. Was z. B. Kraner-Hofmann [10] zu dieser Stelle anmerkt, um *aberat* zu stützen, besticht nur für den ersten Augenblick. Es geht doch

nicht an zu sagen, weil Pompeius nicht da war, schien es, als ob des Scipio Rede geradezu aus dem Munde des Pompeius käme, sondern doch vielmehr umgekehrt, weil Pomp. in der Nähe war, dann in die Stadt konnte er wegen des imperium nicht, deshalb schien es, dass Scipio als sein Mandatar sprach, wozu sich dann trefflich als Ergänzung die Worte des Calidius § 3 fügen würden: *qui censebat, ut Pompeius in suas provincias proficisceretur*. Und dieser Fall steht für so manche andere.

In der Aufnahme von Vermuthungen — auch von ziemlich selbstverständlichen, wie z. B. III 103, 1 ⟨*a*⟩ *societatibus* — verhält sich H. im allgemeinen recht zurückhaltend, es wäre denn, dass er Vorschlägen, die ihm Bücheler beim Lesen der Correctur zur Verfügung stellte, mitunter recht bereitwillig nachgab. Freilich lässt es sich nicht leugnen, dass auf diese Art manche schöne Vermuthungen in den Text kamen, z. B. III 104, 3 *perductus* für *productus*.

An den Text schließt sich ein *Index verborum*, der einerseits bei dem Vorhandensein der Cäsarlexica so ziemlich überflüssig, andererseits aber, wenn er schon wegen der Uniformierung mit der Ausgabe des *b. G.* beigegeben werden musste, nicht ganz zuverlässig ist.

Alles in allem wird aber H.s Ausgabe des *b. c.* trotz vielfacher Mängel immer, allerdings mit der nöthigen Vorsicht, bei der Cäsarkritik herangezogen werden müssen.

Druck und Ausstattung sind gut. Karten fehlen.

C. Iulii Caesaris bellum Gallicum. Für den Schulgebrauch ausgewählt und bearbeitet von Wilh. Haelingk, Oberlehrer am Progymnasium zu Schwelm. II. Commentar. (Aus Aschendorffs Sammlung latein. u. griech. Classiker.) Münster i. W. 1899. kl. 8°, 261 SS. Preis 1 Mk. 85 Pf.

Der von H. herausgegebene Text zu Cäsars *b. G.* wurde von mir in dieser Zeitschrift 1898, S. 596 f. angezeigt. Der Commentar ist ganz nach den Grundsätzen der Aschendorff'schen Sammlung angelegt. Hauptsache ist Verständnis der Satzconstruction. Die Erklärungen sind vornehmlich sprachlich-grammatisch, ab und zu auch sachlich, z. B. I 4, 1; der Lehrer wird also nicht ganz überflüssig gemacht. Für die Übersetzung ist sehr bedeutend vorgearbeitet. Es gibt kaum eine schwierige, auch minder schwierige Stelle, die dem Schüler, allerdings oft genug durch Hinweis auf ähnliche Erscheinungen im Deutschen, nicht erklärt wäre. Hierin liegt eben das Gefährliche solcher Commentare, dass man dem Schüler fast alles Denken zu ersparen sucht. Er braucht nur die angegebenen Notizen des Commentars aneinander zu reihen, und die Übersetzung ist fertig. Es muss aber zugestanden werden, dass, wenn der Schüler sich der Fäh-

rung des vorliegenden Commentars anvertrant, der die mannigfaltigsten Übersetznngewinke gibt, er sowohl für das Herüber-, als das Hinübersetzen gewinnt. In dieeer Hinsicht kann aus diesem Büchlein anch der Lehrer, namentlich der jüngere, recht viel lernen. Überdiee sind die angegebenen Phrasen nicht von ungefähr znsammengeklanbt, wie das so oft in solchen Commentaren geschieht, sondern stnfenmäßig entwickelt. Es iet fast nur dort eine Sinneswiedergabe als Übersetznng gegeben, wo eben eine andere nnmöglich ist. Für seine Mühe nach dieser Richtung verdient der Verf. alles Lob.

Nnr noch einige Bemerknngen. Znnächst möchte ich warnen vor gewiseen Gleichstellnngen. Z. B. I 31, 2 *ea re impetrata* = *ea re permissa.* Das ist doch nicht dasselbe. Das erstere geht den Bittenden an, das letztere den, von dem man etwas erbittet. Oder I 6, 3 heißt es: *existimabant se . . persuasuros vel coacturos : existimare* n. ä. V. mit dem Acc. n. Inf. Fntnri übersetzt man bei gleichem Snbject (*se*) i. D. dnrch 'hoffen' mit dem Inf. Präs.' Dnrch dergl. wird der Schüler irregeführt. Er wird dann *spero* einfach als das gewöhnlichere meiden und znm Schlusse 'hoffen' nur dnrch *existimare* übereetzen. Warum er nicht übersetzen sollte: 'Sie glanbten . . überreden zn können', oder 'sie glanbten, sie würden bereden' n. ä. iet nicht abzneehen. I 10, 2 *id si fieret* kann wohl mancheemal nnübersetzt bleiben, aber doch hier nicht. Ein Hinweie ist nothwendig etwa 'in diesem Falle' oder knrz 'das'.

Wie vieles der Verf. mitnnter für der Erklärnng wert hält, dafür einige Beispiele: I 6, 3 *omnibus rebus comparatis*] wird Temporalsatz (als, da, nachdem); ebenso I 30, 1 *bello confecto*] nach Beendignng des Krieges n. s. ö. — I 11, 3 *nostri*] gehört znm Genetiv *exercitus*; I 13, 1 *curare*] mit dem Gerundiv = lassen mit dem Inf.; I 24, 2 *collocari . . conferri . . muniri iussit*] i. D. 'lassen' u. active Infinitive; I 2, 2 die Bemerkung, dass im Dentechen die Sätze der abhängigen Rede im Conjnnctiv stehen; I 28, 5 *parem* = *eandem* n. so an vielen Stellen. Weniger kann man von einem Qnartaner kanm schon verlangen, wenn auch nach den Grnndsätzen der Aschendorff'schen Sammlnng dieser Commentar anch der Privatlectüre dienen soll.

Ernstlichen Tadel aber verdient eine gewisee Flüchtigkeit in der Überwachnng des Drnckes, der bekanntlich bei Schulbüchern die allerpeinlichete Sorgfalt erheischt. Die Sache wird nnangenehm in Fällen, wie I 4, 3 *neque abest suspicio, quia* etatt *quin* oder I 30, 4 *consilium* statt *concilium*, oder wenn Dinge dieser Art vorkommen: I 14, 3 *num (se) . . deponere posse* (nicht *posset*), und im Texte hat der Verfasser thatsächlich *posset* stehen, oder I 16, 5 *diem, quo* (nicht *qua*) nnd im Texte hat H. wieder *quo*, oder I 30, 5 wird citiert: 31, 1 *dimisso eo concilio*, das im Texte so heißt: *eo concilio dimisso*; IV 20, 1 steht *intellegat*

(wohl auch Druckfehler), im Texte *intellegebat* usw. Mag sein, dass auf diese Art H. die Übereilungen seiner Textausgabe ab und zu im Commentar gutmachen will, allein misslich ist dergleichen immer. Druck und Ausstattung sind gleich gut.

Floridsdorf bei Wien. Dr. A. Polaschek.

Schülerausgaben griechischer und lateinischer Schriftsteller. Auswahl aus den Reden des M. Tullius Cicero II. Die Rede für Sex. Roscius aus Ameria und die Rede für den Dichter Archias. Herausgegeben von Prof. Dr. Hugo Hänsel. 1. Bändchen Text, 2. B. Commentar. Leipzig 1899. Druck und Verlag von B. G. Teubner.

Die Anlage entspricht genau jener der übrigen Schülerausgaben des Teubner'schen Verlages, nur dass diesen Bändchen kein „Hilfsheft zur Einprägung der Realien" beigegeben ist. Der Text, welcher auf C. F. W. Müllers Ausgabe beruht, wird in prächtigem Druck dargeboten. Überdies wird die Gliederung der Rede durch Absätze mit Überschriften markiert, die Digressionen werden auch noch durch kleineren Druck kenntlich gemacht. Dem gleichen Zwecke dient die Hervorhebung bedeutsamer Worte und Sätze des Textes selbst durch gesperrten Druck. Das sorgfältige Namensverzeichnis, welches dem Textheft angehängt ist, bietet ausreichende Sacherklärung, die Angaben desselben sind verlässlich. Zu *Heraclea* (zu Arch. § 6) heißt es nur, die Stadt habe das römische Bürgerrecht mit besonders günstigen Bedingungen besessen. Das ist eine schief gefasste und dadurch unrichtige Bemerkung. Die Stadt Heraklea hatte wohl im Jahre 278 mit Rom ein *foedus* unter besonders günstigen Bedingungen abgeschlossen, so dass sie ihre besonders begünstigte Stellung als *civitas foederata* später nur zögernd mit der römischen Civität vertauschte, aber von einem römischen Bürgerrecht mit besonders günstigen Bedingungen kann keine Rede sein.

Der Commentar bietet zunächst als Einleitung den bezüglichen Abschnitt aus Ciceros Leben und einige andere wichtigere Daten der Zeitgeschichte, dann noch einige kurzgefasste Bemerkungen über das römische Gerichtswesen. Hier ist die Bezeichnung 'Wechselrede' für die nach der Rede des Anklägers und des Vertheidigers häufig erfolgende *altercatio* unpassend. Der Commentar selbst gibt nur Erläuterungen sprachlicher Natur und hat zum alleinigen Ziel, eine gute Übersetzung herbeizuführen. In einigen vorausgeschickten allgemeinen Regeln zum Übersetzen werden unter geschickter Verwertung und Zusammenfassung zahlreicher, den beiden Reden entnommener Beispiele in methodischer Weise Winke zur Übersetzung gewisser latein. Ausdrücke und Wendungen gegeben. Zu Rosc. § 6 *scrupulum, qui se dies noctesque stimulat*

ac pungit wäre doch eine kurze Note über den sehr auffälligen Gebrauch des *pron. refl.* erwünscht. Ib. § 8 heißt es zu *secuti:* 'ohne Object' sich bestimmen lassen. Dass *secuti* hier kein Object bei sich habe, wird H. kaum behaupten wollen. Das Object liegt in dem beigegebenen '*non nihil*', dass H. freilich mit 'einigermaßen' übersetzt. Von den Schülern dürfte jedoch die Note zu *secuti*, mit welcher H. offenbar nur einen Wink für die Übersetzung geben wollte, missverstanden werden. Im übrigen sind die gebotenen Erläuterungen durchaus angemessen, und der Commentar kann somit seiner ganzen Anlage nach für Schulzwecke mit gutem Gewissen empfohlen werden. Die gebotenen Erleichterungen werden ein rascheres Fortschreiten der Lectüre ermöglichen, ohne den Schüler jeder Denkarbeit zu überheben. Auch auf die äußere Ausstattung der Ausgabe wurde große Sorgfalt verwendet.

Wien. Alois Kornitzer.

Constans, Léopold, **Professeur de littérature latine et institutions Romaines à la faculté des lettres d'Aix, etc. Étude sur la langue de Tacite. A l'usage des classes supérieures de Lettres et des candidats à la Licence. Paris, Delagrave 1893. 154 SS. 8°. Preis Frcs. 1·50.**

P. Cornelii Taciti. De vita et moribus Iulii Agricolae liber. **Texte soigneusement revu, précédé d'une introduction et accompagné de notes explicatives, grammaticales et historiques par MM. Léopold Constans, Professeur etc., Paul Girbal, Professeur agrégé d'histoire au Lycée de Marseille etc. Paris, Delagrave, 1897. 74 SS. 8°. Preis carton. Frc. 1·—.**

— — De situ ac populis Germaniae liber. **Texte soigneusement revu . . . . par MM. Léopold Constans, Paul Girbal. Ebd. 1897. 96 SS. 8°. Preis carton. Frc. 1·—.**

— — Dialogus de oratoribus. **Texte soigneusement revu . . . par Léopold Constans. Ebd. 1899. 125 SS. 8°. Preis carton. Frc. 1·25.**

— — Ab excessu Divi Augusti quae supersunt. **Annales de Tacite. Texte soigneusement revu . . . . par MM. Léopold Constans, Paul Girbal. Tome premier (Livres I—VI). Ebd. 1896. 408 SS. 8°. Preis Frcs 2·25. — Tome second (Livres XI—XVI). Ebd. 1898. 369 SS. 8°. Preis Frcs. 2·—.**

— — Historiarum quae supersunt. **Histoires de Tacite. Texte soigneusement revu . . . . par MM. Léopold Constans, Paul Girbal. Ebd. 1900. XXI und 450 SS. 8°. Preis Frcs. 2·50.**

Die mit Bezug auf das erste Bändchen beträchtlich verspätete Anzeige vorstehender *Bibliotheca Tacitea*, deren Publicationen sich über eine Reihe von Jahren erstreckte, ist unschwer zu rechtfertigen: das zuerst ausgegebene Bändchen *Étude sur la langue de Tacite* sollte von vornherein nicht als für sich bestehende Arbeit gelten, sondern mit der commentierten Ausgabe zusammen ein Ganzes bilden. Für diesen Vorgang, die grammatisch-stilistische Seite der Erklärung abzusondern und in ein System

zu bringen, beruft sich Constans auf Eugène Benoists Commentar zu Vergil und auf die gemeinsame Arbeit Benoists und Riemanns zu Livius. Für uns Deutsche, die wir in die Einleitung der erklärenden Ausgaben mehr oder minder ausführliche Darstellungen des Sprachgebrauches der jeweilig edierten Schriftsteller aufzunehmen pflegen, hat diese Einrichtung nichts Auffälliges. Es verdient jedoch bemerkt zu werden, dass Constans' Abrise auch für denjenigen verwendbar ist, der seine Ausgabe nicht zur Hand hat. Ja, man wird das Büchlein willkommen heißen, da es sich von den verwandten Arbeiten Draegers, Sirkers und Gantrelles dadurch unterscheidet, dass es den ganzen Sprachgebrauch des Tacitus nach der lexicalischen und grammatischen Seite — letztere nach Flexion, Syntax und Stil — und zwar theilweise so eingehend behandelt, dass die Darstellung selbst für wissenschaftliche Zwecke ausreichen dürfte. Dem Verf. stand eine reiche monographische Literatur zugebote, die es ihm ermöglichte, in vielen Einzelheiten die Anlehnung des Tacitus an ältere Schriftsteller, die sprachliche Übereinstimmung mit zeitgenössischen Autoren und die genetische Entwickelung seiner stilistischen Eigenart nachzuweisen. Über das eigentliche stilistische Vorbild des Tacitus hat er selbst in seiner Schrift *De sermone Sallustiano* (Paris 1881) gehandelt. — Bei aller Anerkennung des der Arbeit zugewendeten Fleißes und der offenbaren Gelehrsamkeit des Verfs. wird man einzelne Stellen beanständen müssen. Seltsam berührt es, wenn S. 12 *nummum* und *sestertium* unter den archaistischen Genetivformen aufgeführt werden oder wenn *parentum* st. *parentium* (vom Substantiv *parens*) als Nachahmung des dichterischen Sprachgebrauche bezeichnet wird oder wenn endlich S. 13 die Genetive *civitatium, penatium* und *optimatium* als bemerkenswert erscheinen. Der S. 14 angeführte Locativ *domui* (Ann. XVI, 26) ist nunmehr nach Andresens Collation des Medicens für immer beseitigt. Derlei Mängel werden in Hinkunft zu vermeiden sein, wenn C. für den die Flexion betreffenden Abschnitt Einsicht in die 3. Auflage von Neues Formenlehre nimmt. Was die Syntax anlangt, so fällt auf, dass die Behandlung der Gebrauchsweisen der einzelnen Redetheile hier aufgenommen ist und die Satzappoition *(Eumenem prodidere Antiocho, pacis mercedem)* unter dem Adjectiv sich findet. Im besonderen muss auf die befremdende Bemerkung S. 47 f. hingewiesen werden, dass Tacitus *postulare, accersere, damnare* und *absolvere* gegen den classischen Sprachgebrauch mit dem Genetiv verbindet.

An der Ausgabe interessieren zunächst die Einleitungen. Dem Texte des *Agricola* sind dieselben Abschnitte vorausgeschickt, wie dem der *Germania*. Nach der biograpischen Skizze wird eingehender über den *Agricola* und die *Germania* gehandelt und schließlich Tacitus als Historiker besprochen. In der Beurtheilung des *Agricola* steht C. — dies ist der verantwortliche Herausgeber — auf dem Standpunkte Em. Hoffmanns und Gantrelles, wonach

Tacitus in dieeer Vita eein und eeinee Schwiegervaters Verhalten unter Domitiane Regime zu rechtfertigen etrebte: der *Agricola* eei keine eigentliche Biographie, eondern eine hietorieche Lobschrift *(éloge historique)* und nähere sich in seiner Eigenart am meisten dem Enagoras dee Isokratee. Die über die Tendenz der *Germania* aufgestellten Hypotheeen werden einzeln in Kürze vorgeführt und die Aneicht ansgeeprochen, daes die Schrift ale eine Art Vorbereitung auf die großen Geechichtswerke, deren Bearbeitung hevoretand, von Tacitus verfasst worden eei. Tacitus war daran, meint C., die Geechichte Roms unter den Nachfolgern Augusts bis einschließlich Nerva zu echreiben, und die *Germania* ist ohne Zweifel als Zueammenfasenug der Studien zu betrachten, die Tacitus angesichts dieees Geechichtewerkee über eine der wichtigsten Epieoden der Kaieerzeit, über die Kriege der Römer in Germanien, angestellt hatte. Soviel Ref. weiß, ist dieee Auffaesung von der Entstehung der *Germania* völlig neu, mögen auch verwandte Anschauungen (zuletzt die von Mommsen) nachweisbar sein. Die Einleitung zum *Dialogus* gibt nach Wiederholung der biographischen Skizze verhältnismäßig eingehende Abechnitte, welche die Echtheitefrage, die Zeit des Geepräches, der Abfassung und der Veröffentlichung deseelben, die Composition und den Inhalt des *Dialogus* behandeln. Endlich geht dem Texte der Annalen sowie auch dem der Hietorien eine mäßig eingehende Beeprechung der Annalen und Historien voraus: die Biographie und das Urtheil über Tacitus als Geschichtsechreiber wird aus den anderen Bändchen wiederholt.

Der Commentar konnte bei dem Umstande, daee Tacitus nur von reiferen Schülern gelesen wird, eine Fassung erhalten, welche die Ausgabe auch zum Gebrauche für Studierende und Lehrer geeignet erscheinen läest. Gleichwohl hat Ref. keine Stelle gefunden, wo der Mittelechlag der Schüler mit Fug eine Bemerkung vermissen könnte. Ja ee wird wesentlich mehr geboten, als wir in der Regel in Schülercommentaren zu bieten pflegen. Während unsere erklärenden Ausgaben des Tacitue ein gewiseee Maß eachlicher Kenntnisse oder doch die Benützung von Atlanten und entsprechenden Hilfsbüchern neben dem Commentar voraussetzen, ist hier allee erklärt, was der Schüler etwa auf der Stufe der Cäsarlectüre erklärungsbedürftig finden könnte. Wie weit in dieser Beziehung C. geht, ersehe man aue folgenden Proben. Zu Dial. 7 erfährt man, wae ein *homo novus* ist; zu Hist. II 81 *Ante idus Iulias* liest man: 'Le 15 juillet'; zu Ann. I 3 notiert C., unter welchen Umständen die Anlegung der toga virilis erfolgte; ebd. gibt er die Jahreszahl der Schlacht bei Actium an; zu Ann. II 41 *Ante d. VII. Kal. Iunias* findet eich die Bemerkung: 'Le 26 mai'; zu Ann. IV 64 wird die Lage dee Mons Coelius, zu XIII 58 die des Comitiums, zu XV 38 die dee Circue maximus angegeben. Im übrigen ist die Anlage des Commentars nach Ansicht des Ref.

einwandfrei. Für die sachliche Erklärung ist insbesondere durch zahlreiche Noten historischen und geographischen Inhalts, welche sämmtlich von Girbal herrühren und von C. unwesentlich modificiert sind, sowie durch eine Fülle von Parallelstellen (auch aus Schriftstellern, die nicht der Schullectüre angehören) gesorgt. Die sprachliche Erklärung, die meist aus Hinweisen auf die *Étude* besteht, enthält nicht selten auch Bemerkungen von rein wissenschaftlichem Werte wie zu Dial. 7, wonach sich *adire aliquem* bei Tacitus 38 mal findet, oder zu Hist. II 8, wo die Frequenzzahlen von *gliscere* in den Historien und Annalen gegeben werden, oder zu Ann. IV 49, wonach sich bei Tacitus 56 Beispiele des historischen Infinitivs passiver Form finden, oder endlich zu Ann. XVI 34, wo *querilari* als unclassisches Wort bezeichnet wird, das erst bei dem jüngeren Plinius und Tacitus zu lesen sei. Dem philologischen Interesse dient endlich auch die Vorführung einschlägiger Ansichten namentlich angeführter Forscher, wie Mommsen, G. Boissier, Vahlen, Thielmann, Friedländer, Ph. Fabia im Commentar zum *Dialogus*, von F. v. Coulanges, Waitz, Hennings, Müllenhoff, Geffroy im Commentar zur *Germania*, von Joh. Müller, Zöchbauer, Marquardt, Wölfflin, O. Gnericke im Commentar zu den historischen Schriften.

Schließlich diene zur Charakteristik der Ausgabe das Verzeichnis der von C. benützten Vorarbeiten. Als solche nennt C. für den *Dialogus* die Ausgaben von G. Andresen, Ed. Wolff, A. Gudeman und H. Goelzer, für den *Agricola* die Ausgaben von Gantrelle, Orelli-Andresen und Prammer, für die *Germania* die Ausgaben von Gantrelle, Zernial und Furneaux, für die Historien die Ausgaben von K. Heraeus, Ed. Wolff und L. Velmaggi (Rom 1891—1897), für die Annalen die Ausgaben von Nipperdey-Andresen, Draeger und Furneaux (Oxford 1884—1891). Man müsste über diese wunderliche, d. i. lückenhafte Auswahl ärgerlich sein, wenn nicht aus den kritischen Anhängen zu den einzelnen Bändchen (bei den Historien und Annalen hinter jedem Buch), die eine ziemlich reich bemessene Auswahl von Vorschlägen älterer und neuerer Zeit enthalten, zur Genüge hervorgienge, dass sich C. um seine Vorgänger mehr gekümmert hat, als seine eigenen Angaben in den Vorreden vermuthen lassen. Mag übrigens sein, dass der Herausgeber mit Rücksicht auf das Programm, seine Schüler mit all dem Guten, das die Forschung über Tacitus und seine Werke in den letzten 25 Jahren brachte, bekannt zu machen, seine Angaben beschränken zu sollen glaubte. Dass übrigens C. dieser seiner Aufgabe mit Geschick und Urtheil entsprochen hat, dafür bürgen seine den Schriften des Tacitus seit Jahren zugewandten Studien, die ihn wiederholt zur Publication kritischer Erörterungen veranlassten.

Lateinische Grammatik. Laut- und Formenlehre. Von Dr. Friedrich Stolz, ord. Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft in Innsbruck. Syntax und Stilistik. Von J. H. Schmalz, Director des Gymnasiums in Rastatt. Mit einem Anhange über lateinische Lexikographie. Von Dr. Ferdinand Heerdegen, Professor an der Universität Erlangen. 3. Auflage. München, C. H. Beck 1900. = Handbuch der classischen Alterthumswissenschaft. Herausgegeben von Dr. Iwan v. Müller, ord. Professor der classischen Philologie in München. II. Band, 2. Abtheilung. XIV und 574 SS. Lex. 8°. Preis geb. Mk. 11·—, in Halbfranz geb. Mk. 13·—.

Innerhalb der zehn Jahre, in denen vorliegendes Werk in 2. Auflage abgesetzt wurde, hat sich dasselbe so ungetheilte Sympathien errungen, dass es nunmehr zum eisernen Bestande jeder philologischen Bibliothek gehört. Die beiden Verfasser haben nun in richtiger Erkenntnis der für sie aus dieser Thatsache sich ergebenden Pflicht dem gegenwärtigen Stande der Forschung sorgfältig Rechnung getragen und infolgedessen — man möchte fast in Hinblick auf die liebgewordene Eigenart des Werkes sagen leider — eine Umarbeitung vorgenommen. Allein man erkennt doch den alten Bekannten in den wesentlichen Einrichtungen, die unangetastet geblieben sind, wieder. So hat Stolz in der Laut- und Formenlehre die Paragrapheneintheilung der früheren Auflage beibehalten und nur einige Einschübe vorgenommen, die die bisherige Zählung nicht alterieren. Gleichwohl hat der Umfang dieser Partie um ca. drei Druckbogen zugenommen. Weiter musste Schmalz in der Neubearbeitung der Syntax gehen. Abgesehen von der Erweiterung um die Hälfte des ursprünglichen Umfanges (von 200 auf 300 Seiten) fühlte sich der Verf. veranlasst, die Kritik, welche J. Ries, Was ist Syntax? Marburg i. H. 1894, an der 2. Auflage geübt hat, in ihrem negativen ablehnenden Urtheile sowie in ihren positiven Aufstellungen zu berücksichtigen. Dazu kommt Delbrücks Vergleichende Syntax der idg. Sprachen. Straßburg I 1893; II 1897, und weiter R. v. Plantas Grammatik der oskisch-umbrischen Dialecte. II. Straßburg 1897, beides Werke, die, an sich von durchgreifender Bedeutung auch für die lateinische Syntax, von Schmalz als solche gewürdigt wurden. Was endlich Wölfflins Archiv geleistet, was in Dissertationen und Programmen seither niedergelegt wurde, ist gleichfalls zum guten Theile verwertet. Ich sage zum guten Theile: denn Schmalz hat Arbeiten übergangen, die nach Plan und Anlage des Werkes zu berücksichtigen waren. Ref. hebt gerade diesen Umstand hervor, weil nach seiner Ansicht das 'Handbuch' zugleich die Aufgabe hat, durch ein möglichst vollständiges Verzeichnis aller einschlägigen Arbeiten die Lücken der bisherigen Forschung anzudeuten und somit zu weiteren Untersuchungen anzuregen. Zudem ist die von Sch. vorgenommene Auswahl subjectiv, also auch wissenschaftlich unzulässig, zumal nicht eben unwichtige Arbeiten fehlen.

Die meisten Nachträge erfordert die Literatur zur Syntax der einzelnen Schriftsteller (S. 203 ff.). Vollständigkeit ist hier thatsächlich nicht allzu schwer erreichbar, ja Ref. glaubt mit den unten folgenden Nachträgen das Verzeichnis bei Sch. im wesentlichen ergänzt zu haben. Die Anordnung ist die von Sch. gewählte literaturgeschichtliche. — Sven Tessing, *Syntaxis Plautina.* Venersborg 1892; s. Neue philol. Rdsch. 1894, S. 99 ff. — Adolf M. A. Schmidt, Zum Sprachgebrauch des Fabius, Piso, Claudius und Antias. St. Pölten 1896. — Ders., Zum Sprachgebrauch des L. Coelius Antipater: in den Serta Harteliana. Wien 1896. — G. Heidrich, *Varroniana.* Melk 1890 und 1891. — R. Frese, Beitrag zur Beurtheilung der Sprache Cäsars mit besonderer Beziehung auf das *Bellum civile.* München 1900. — Ph. Thielmann, Stilistische Bemerkungen zu den Jugendwerken Ciceros: Bl. f. das bayr. Gym.-W. 1880, S. 202 ff. — O. Hanschild, *De sermonis proprietatibus, quae in Philippicis Ciceronis orationibus inveniuntur.* Halle 1885. Vollständig in den *Dissert. philol. Halens.* VI (1886), p. 233—305. — J. Kertelheim, Über Gräcismen in Ciceros Reden. Bergedorf 1894. — G. Landgraf, *De Ciceronis elocutione in orationibus pro P. Quinctio et pro Sex. Roscio Amerino conspicua.* Würzburg 1878. — C. Stegmann, Zur latein. Schulgrammatik (Cicero und Cäsar): Neue Jahrb. f. Ph. u. P. II 1885, S. 225 ff.; 1887 S. 252 f.; 1890 S. 25 ff. — M. Heynacher, Was ergibt sich aus dem Sprachgebrauche Cäsars im *Bell. Gall.* für die Behandlung der Syntax in der Schule? 2. Auflage. Berl. 1886. — H. Mensel, Beiträge zur Kritik von Cäsars Bell. Gall. Jahresberichte des philol. Vereines zu Berlin, XX. Jahrg. 1894. S. 214—391. — L. Bergmüller, Über die Latinität der Planciusbriefe. Erlangen 1896. — A. Bähnisch, Sämmtliche Sätze des Cornelius Nepos zusammengestellt und geordnet nach den Regeln der Grammatik. Leipzig 1890. — Zu *Sallust* sind die Arbeiten von N. Östling (Upsala 1862), Laws (Rössel 1864), Garbari (Trient 1871), Vorm Walde (Düsseldorf 1873), A. Anschütz (Halle 1873), L. Hellwig (Ratzeburg 1877), Uri (Paris 1885) und Ferrarius (Genua 1898) nachzutragen. — B. Ziegler, *De C. Valeri Catulli sermone quaestiones sel.* Freiburg i. B. 1879. — Petersson und Uddgren, *De syntaxi Virgiliana quaestiones* Upsala 1853. — B. Ehrlich, *De Tibulli elocutione quaestiones.* Halle 1880. — St. Ehrengruber, *De carmine panegyrico Messalae Pseudo-Tibulliano.* Kremsmünster 1889—1892, 1894—1899. — W. A. Edwards, Die syntaktischen Gräcismen bei Properz. Genf 1889. — Frahnert, Zum Sprachgebranch des Properz. Halle 1874. — B. Kuttner, *De Propertii elocutione quaestiones.* Halle 1878. — A. Spandau, *De sermone Propertiano spec.* I. Leipzig 1889. — H. Spindler, *Syntaxeos Propertianae capp.* II. Marburg i. H. 1888. — A. Waltz, Des variations de la langue d'Horace dans

ses differents ouvrages. Paris 1881. — A. Pühringer, *Horatiana sive de ratione quae intercedit inter Horatium et poetas lyricos Graecos.* Melk 1897, 1898. — O. E. Jacobi, *De syntaxi in Ovidii Tristibus et Epistolis ex Ponto observata.* Rostock 1870. — J. N. Madvig, Bemerkungen über die Entwicklung der syntaktischen Mittel der Sprache mit besonderer Anwendung auf einige Phänomene im Latein, namentlich bei Livius: Kleine philol. Schr. Leipzig 1875. S. 356—377. — K. Kraut, Über den Stil des Livius mit besonderer Rücksicht auf die livianische Syntax: Correspondenz-Bl. f. d. Gelehrten Schulen Württembergs. XXIX, S. 291—304. — C. Causeret, *De Phaedri sermone.* Paris 1886. — N. Östling, *De elocutione Vellei Paterculi.* Upsala 1874. — H. Felix, *Quaestiones grammaticae in Velleium Paterculum.* Halle 1886. — Joh. Oertel, Über den Sprachgebrauch des Pomponius Mela. Erlangen 1898. — V. Gérard, Le latin vulgaire et la langage familière dans les satires de Perse: Musée Belge 1897, No. 2. — H. Küster, *De A. Persii Flacci elocutione quaestiones.* Löbau (Westpreußen). I 1894; II 1896; III 1897. — A. F. Rosengren, *De elocutione L. Annaei Senecae commentatio.* Upsala 1849/50. — Böhmer, *De L. Annaei Senecae latinitate.* Oels 1840. — E. Opitz, *De latinitate L. Annaei Senecae.* Naumburg 1871. — O. Rauschning, *De latinitate Senecae philosophi.* Jena (Königsberg) 1875. — K. Frobeen, *Quaestionum Plinian. specimen.* Königsberg 1888. — E. Bonnell, *Prolegomena de grammatica Quintilianea:* vor dem Lexikon in Spaldings Ausg. Bd. 6 (1834), S. XXI ff. — F. Becher, *Quaestiones grammaticae ad librum X. Quintiliani.* Ilfeld 1879. — T. A. Cesareo, *De Petronii sermone.* Firenze 1887. — H. Holstein, *De Plinii minoris elocutione II.* Magdeburg 1869. — L. Constans, Étude sur la langue de Tacite. Paris 1893. — J. Gantrelle, Grammaire et style de Tacite. Paris 1874. — E. Wolff, Die Sprache des Tacitus. Frankfurt a. M. 1879. — J. Rahn, *Selecta capita de syntaxi Iuvenalis.* Halle 1875. — M. Schmitz, *De Valerii Flacci dicendi genere quaestiones.* Münster 1872. — E. Nanke, *Observationes criticae et grammaticae in P. Papinium Statium.* Breslau 1863. — R. Düpow, *De C. Suetonii Tranquilli consuetudine sermonis quaestiones.* Bergedorf 1895. — H. R. Thimm, *De usu atque elocutione C. Suetonii Tranquilli.* Königsberg 1867. — E. Theissen, *De genere dicendi M. Minuci Felicis.* Köln 1884 (Tübinger Diss.). — A. Egen, *Quaestiones Florianae.* Münster 1891. — H. Limberg, *Quo iure Lactantius appelletur Cicero christianus.* Münster 1896. — G. Blockhuis, *De latinitate qua usus est Tertullianus in Apologetico.* Velp 1892. Vgl. dazu die Schriften bei Teuffel-Schwabe, Röm. Lit. II. S. 942. — J. A. Rozseck, *De natura latinitatis Iustinianae.* Hermannstadt 1865. — J. F. Recke, Über die Spracheigenthümlichkeit Justins. Mühlhausen 1854. —

F. Fischer, *De elocutione Iustini*. Halle 1868. — C. Paucker, *De latinitate scriptorum quorundam saec. IV. et ineuntis V. p. Chr. minorum observationes*. I. *Gaudentius Brixiensis. Paulinus Mediolanensis. Auctor Zacchaei et Apollonii Consultationum. Bachiarius. Victricius Rotomagensis. Severus Maioricensis. Euagrius.* Z. f. d. öst. Gym. 1881, S. 481—499. II. *Orosius*. III. *Sulpicius Severus*. IV. *Eustathius*. Vorarbeiten z. lat. Sprachgeschichte. Berlin 1884. III. p. 24—117. — O. Koren, *Quaestiones Symmachianae*. Wien 1874, S. 41—46. — H. Kallenberg, *Quaestiones grammaticae Ammianeae*. Halle 1868. — H. Schickinger, Die Gräcismen bei Ammianus Marcellinus. Nikolsburg 1897. — Fr. Liesenberg, Syntax und Stil des Ammianus Marcellinus. II. Blankenburg 1890. — A. Kantecki, *De Aureli Prudenti Clementis genere dicendi quaestiones*. Münster 1874. — v. Morawski, Bemerkungen zu den sog. Quintilianeischen Declamationen: Z. f. d. öst. Gym. 1881, S. 1—12. — H. Weber, *Quaestiones Calpurnianae*. Donauwörth 1899. — G. Chruzander, *De elocutione Panegyricorum veterum Gallicanorum quaestiones*. Upsala 1897. — J. Pirson, Le style des inscriptions latines de la Gaule. Louvain 1898. — C. Paucker, *De latinitate Claudii Claudiani*: Rhein. Mus. 35 (1880), S. 586 ff. — A. Regnier, De la latinité des sermons de Saint Augustin. Paris 1886. — S. Chabert, *De latinitate Marcelli in libro de medicamentis*. Paris 1897. — F. X. Hirner, *Commentatio de Salviano eiusque libellis*. Freising 1869, S. 13—16. — B. Westhoff, *Quaestiones grammaticae ad Dracontii carmina minora et Orestis tragoediam spectantes*. Münster 1883. — B. Barwinski, *Quaestiones ad Dracontium et Orestis tragoediam pertin.* I. *De genere dicendi*. Göttingen 1887. — G. Bednarz, *De syntaxi Boethii*. I. Striegau 1892. — E. Klebs, Die Erzählung von Apollonius aus Tyrus. Berlin 1899, S. 228—293. — E. Wölfflin, Die Latinität des Benedict von Nursia: Arch. f. lat. Lex. 1896, S. 493 ff. — A. Schneider, Lesefrüchte aus Venantius Fortunatus. Hall i. T. (Innsbruck) 1882. — J. Hoeveler, Die Excerpta Latina Barbari. II. Die Sprache des Barbarus. Köln 1896. — Zu S. 213 (Abhängigkeit der Schriftsteller von Vorgängern): F. Vogel, *Ὁμοιότητες Sallustianae: Acta semin. philol. Erlang.* Erlangen 1898, S. 313—365. — J. Schell, *De Sulpicio Severo Sallustianae, Livianae, Taciteae elocutionis imitatore*. Münster 1892. — J. Spika, *De Seneca Horatii imitatore*. Wien 1890. — Zu § 44 (Casusgebrauch der einzelnen Schriftsteller): M. Ceppi, *Syntaxis Terentiana*. I. *De casuum usu*. Labrone 1897. — Meissner, *Quaestiones ad usum casuum obliquorum Lucretianum pertinentes* (Abl. und Dativ). Halle 1891. — Th. Fischer, Die Rectionslehre bei Cäsar. Halle 1853 und 1854. — F. Plochmann, Cäsars Sprachgebrauch in Bezug auf die Syntax der Casus. Schweinfurt 1891. — K. Brinker, Zum Sprachgebrauch Ciceros in der Casussyntax: Neue Jahrb. f.

Ph. u. P. 1896. II. S. 363 ff. — Ders., Die lateinische Casussyntax auf Grundlage von Cäsar (bell. Gall. I—VII) und Nepos: Ebd. 1891. II. S. 491 ff. — E. Köhler, Der Sprachgebrauch des Cornelius Nepos in der Casussyntax. Gotha 1888. — Großmann, Über den Gebrauch der Casus bei Sallust. Berlin 1886. — P. Hau, *De casuum usu Ovidiano*. Münster 1884. — Ebeling, *De casuum usu Horatiano*. Wernigerode 1866. — R. Seelisch, *De casuum obliquorum apud Iustinum usu*. Bautzen 1859. — O. Lange, Der Gebrauch der Casus bei Velleius Paterculus. Putbus 1878. — G. Mosengel, *Vindiciae Iuvenalianae* (Cap. II, p. 29 ff.: *De syntaxi casuum Iuvenaliana*). Leipzig 1887. — L. Stünkel, Verhältnis der Sprache der Lex romana Uticensis (oder Curiensis) zur schulgerechten Latinität in Bezug auf Nominalflexion und Anwendung der Casus. Leipzig 1876. — *Ephemeris epigr*. II. S. 218 ff. (Verwechslung der Casus im Spätlatein). — Wird die Liste der Monographien in dieser Weise ergänzt, so wird man für Übersichtlichkeit sorgen müssen; am zweckmäßigsten geschieht dies, wenn in der Reihe der einen Autor betreffenden Schriften die Titelangabe der zuerst aufgeführten Abhandlung den Autornamen im Fettdruck erhält.

Kleinere Nachträge und Änderungsvorschläge wären folgende. S. 218 (Ellipse des Verbum substantivum) fehlt E. Baumann. *Quaestionum Terentianarum liber prior*. Mannheim 1890. — Zu S. 223 sei bemerkt, dass Ed. Otts Abh. über die Congruenz bei Horaz 1887 und 1888 erschienen ist. — S. 237 fragt Sch. nach der Natur der spätlateinischen Genetivi qualitatis, wie *litterarum vir*. Es wäre vor allem deren wahrscheinlicher altlateinischer Ursprung zu betonen und auf die bei Komikern sich findenden Verbindungen *homo non nauci, trioboli, terunci* u. ä. hinzuweisen. — S. 240 ist zur Frage, ob *animi* bei gewissen Adjectiven und Verben Genetiv oder Locativ sei, auch auf Riemann Revue crit. 1881 II p. 260 f. zu verweisen. — S. 248 ist in der Literatur über den finalen Dativ H. J. Robys fleißige Untersuchung in der Vorrede zu seiner Grammatik (London 1896) II p. XXV—LXI nachzutragen. — S. 250, Anm. 3, spricht Sch. mit Unrecht Edwards-Wölfflin das Verdienst zu, den Einfluss der Form auf die Wahl des Genetivus oder Ablativus qualitatis erkannt zu haben. Dieses gebürt vielmehr O. Schulz, in dessen Schulgrammatik der latein. Sprache, 15. Aufl., Halle 1854, man S. 260 liest: 'Namentlich zieht man den Abl. (qualitatis) vor, wenn das Adjectiv nach der 3. Declination geht, daher oft Genetiv und Ablativ nebeneinander stehen: *maximi corporis terribilique facie, capillo longo barbaque promissa*. Nep. Dat. c. 3.' Vgl. auch K. Stegmann Jahrb. f. Ph. u. P. 1887, II S. 268 f. — S. 254 möchte Ref. für den Dativus comparativus auch Ov. Trist. IV 8, 48 *inferius suppositumque deo* beibringen. Man vgl. weiter Verg. Culex 182 mit der Note von Fr. Leo und Hartel Archiv III 44. Übrigens

hat Ref. in seinem Aufsatze 'Zur Syntax der Comparation' ('Gymnasium' III 1885, Nr. 7) zuerst auf die Construction *cuiquam inferior* und ihre Analogiswirkung *nulli secundus* hingewiesen. — S. 280 (Literatur über die Präpositionen) war auch J. Spika, *De usu praepositionum in L. Annaei Senecae tragoediis.* Wien 1893 anzuführen. — S. 281 führt Sch. die Fälle der Verbindung von Präpositionen mit dem Infinitiv, die sich in der classischen Sprache finden, auf griechischen Einfluss zurück. Allein es ist doch wohl zu beachten, dass es sich in Stellen, wie *interest inter aegrotare et valere* (= *aliud est aegrotare, aliud valere*) um begriffliche Erörterung handelt und das Gerundium infolgedessen unbrauchbar ist. Anders steht die Sache bei einer Handlung der Wirklichkeit wie *inter ludendum.* Vgl. G. Müller, Zur Lehre vom Infinitiv im Lateinischen. Görlitz 1878, p. VII. — S. 282 wird der Infinitiv bei Verbis der Bewegung durch die Dativnatur des Infinitivs erklärt. Allein wo findet sich im Latein jemals ein Verb wie *ire* oder *mittere* mit dem Dativ eines Verbalsubstantives? Der Infinitiv wird vielmehr in Fällen wie *ibat videre feras* oder *dedit bibere* als Accusativ gefühlt, wofür die Verbindungen *venum dare, infitias ire* und das ganze große Gebiet des 1. Supinums sprechen. Vgl. Schmalz selbst S. 320: 'Bei den augusteischen und den späteren Dichtern liest man nur ganz vereinzelt das 1. Supinum . . . . hier überwiegt der finale Infinitiv.' — S. 298 ist die Literatur über den Infinitiv wesentlich zu ergänzen aus Hübner, Grundriss zu Vorlesungen über lat. Synt. 2. Auflage. Berlin 1880, S. 85. Insbesonders fehlen sämmtliche Schriften über den Infinitiv bei Horaz. — S. 307 fehlt in der Literatur über das Gerundivum Edwin W. Fay, The Origin of the Gerundive: Transactions and Proceedings of the American Philological Association 1898, p. 5—30. — Die S. 338 gegebene Darstellung über das Doppelpassiv des Hilfsverbs und des zugehörigen Infinitivs ist wesentlich zu erweitern. Hierher gehören auch Stellen wie Verg. Aen. VIII 75 *Pergama debita vastari,* Ovid. Met. IX 168 *vestis frustra temptata revelli,* Sall. Iug. 31, 8 *ulcisci nequitur.* Ganz so werden gewisse Verba des Befehlens und Zulassens behandelt. Vgl. Cic. Phil. II 79 *iussus es renuntiari consul;* Rep. II 2, 4 *(Romulus) dicitur exponi iussus esse;* Liv. XXIV 47, 13 *decem ex eo numero iussis inermibus deduci ad se* u. ö.; Cic. Verr. V 27, 68 *deduci imperantur;* Liv. XXII 60, 3 *nec prohibendos ex privato redimi;* Fest. Breviar. c. 29 *reduci exercitus sineretur.* Zum Theil behandelt diesen Sprachgebrauch Madvig in den Kleinen philol. Schriften S. 356 ff. — S. 406 möchte Ref. neben der Verbindung *efficio ne* auch *facio ne* verzeichnet wissen: vgl. diese Zs. 1900, S. 751. — S. 425 sind die Angaben über die Literatur der Condicionalsätze lückenhaft: s. Hübner a. O. S. 99. — S. 533 ist zu der von Sch. erörterten Frage, ob *velim venias* Parataxe ist, zu vergleichen George Dwight Kellog, Complemen-

tary and Snpplementary Defining Parataxis: Transactions and Proceedings 1898 p. XLVII—LII.

Ref. schließt ab. Er hofft, dass seine Bemerkungen nur als das genommen werden, was sie seiner Absicht nach sein sollen, als Ansdruck des Bestrebens, zur Besserung des Werkes, welches bisher die historische Erkenntnis der lateinischen Sprache in hervorragender Weise gefördert hat, ein Weniges beizutragen.

Wien. J. Golling.

Hermann Diels. Elementum. Eine Vorarbeit zum griechischen und lateinischen Thesaurus. Leipzig 1899. Teubner. XVI u. 93 SS. gr.-8°. Preis M. 3.—.

Die wechselvollen Schicksale des Begriffes *στοιχεῖον—elementum* innerhalb der grischisch-römischen Cultnrwelt znr Anschannng zu bringen, ist die Anfgabe des vorliegenden Bnches. Mit der bei Diels gewohnten Meisterschaft wird die Geschichte des Wortes von seinem ersten Anftreten in den griechischen Philosophenschnlen bis zn den merkwürdigen Umwandlnngen dargelegt, die es im späten Griechenthnm erfahren hat, bis es schließlich im Neugriechischen die Bedeutnng „Dämon", „Gespenst" angenommen hat, die von der Urbedentnng von *στοιχεῖον* als „Reihenbnchstabe" durch eine schier nnüberbrückbare Kluft getrennt scheint. Man wird diesen weiten Weg an der Hand eines so kundigen Führers mit Genuss zurücklegen, umsomehr als „die Übersicht über die Ansbildnng und Wandlnng des Begriffes Element bei den Hellenen die Entwicklnng der griechischen Philosophie in ihren Hauptzügen widerspiegelt" (S. 57).

Anf weniger sicherem Boden scheint sich Diels im 9. Capitel seiner Schrift zn bewegen, wo er das Etymon von *elementum* zu ergründen sncht, nachdem er znvor die Verwendung des Wortes in der lateinischen Literatnr verfolgt hat. Darnach steht es allerdings fest, dass *elementa* wie das griechische *στοιχεῖα* ursprünglich die einzelnen Buchstaben des Alphabets, welche Wörter bilden, erst metaphorisch „Grnndbestandtheile der Natnrkörper, Urstoffe in der Natnr" bedentet, eine Bedeutnng, die bei Lucrez, dem Erfinder des philosophischen Knnstausdruckes *elementum* statt *στοιχεῖον*, ganz dentlich hervortritt. Nach Diels' Meinnng ist *elementum* kein bodenständiges lateinisches Urwort, sondern ein vom griechischen anf lateinischen Boden verpflanztes Lehngnt. Von der bekannten Qnintilianstelle (I 1, 26) ansgehend, wo berichtet wird, man habe den Knaben beim ersten Elementarnnterrichte elfenbeinerne Buchstabenformen znm Spielen gegeben, damit sie so gleichsam spielend die *rudimenta litterarum* kennen lernten, vermnthet Diels, aus *ἐλέφας* sei auf römischem Boden **elepantum* nnd mit Schwächung

des *a* infolge des vorgerückten Accentes **elepentum*, *elementum* geworden, dessen ursprüngliche specielle Bedeutung „elfenbeinerner Buchstabe" sich generalisiert habe. Dass in der Verwandelung des *p* in *m* eine „ernstliche Schwierigkeit" liege, bekennt Diels ganz offen. Aber abgesehen von den lautlichen Bedenken, dürfte es schwer zu glauben sein, dass das Elfenbein zu jenen Zeiten, wo das Wort *elementum* in der Schulstube geprägt wurde (Anfang des 3. Jahrhunderts), im Werte so tief gesunken war, dass aus diesem Material geformte Buchstaben den Kindern als Lehrmittel beim Anschauungsunterrichte in die Hände gespielt wurden. Auch scheint es gewagt, wie von anderer Seite bemerkt wurde, eine so ausgedehnte Verwendung von Elfenbeinbuchstaben im römischen Elementarunterrichte anzunehmen, dass man daraus irgend welche Schlüsse auf die Etymologie von *elementum* ziehen dürfte. Diese Bedenken gegen Diels' Deutung hat der Unterzeichnete in seinem Programmaufsatze „Zur Etymologie von elementum" (Jahresber. des k. k. deutschen Staatsgymn. in der Stadt Kgl. Weinberge 1899/1900) vorgebracht und im Anschlusse hieran die alte, von den einen Friedrich August Wolf, von anderen Schleiermacher zugeschriebene Herleitung, wonach das auf natürlichem Wege aus Wurzeln und Stämmen nicht erklärbare Wort „rein alphabetischen Ursprung" habe und aus der Zusammenstellung der Buchstabennamen *el-em-en* entstanden sei, mit neuen Gründen zu stützen versucht.

Mit besonderem Interesse wird man das gedankenreiche, an Wilhelm von Hartel zu dessen sechzigstem Geburtstage (28. Mai 1899) gerichtete Vorwort lesen, das in lapidaren Sätzen die Meinung des Verf.s über einen künftigen *Thesaurus linguae Graecae* wiedergibt. Diels hat den Muth, das gewichtige Wort auszusprechen, dass der *Thesaurus Latinus*, dessen erste Lieferung bekanntlich soeben ausgegeben wurde, eigentlich ein Hysteron Proteron sei, da „die Sprache und Cultur eines Volkes, das ... die Flut des Hellenismus hat über sich ergehen lassen, ... nicht begriffen werden kann, wenn nicht dieses griechische, vorbildliche Material selbst lexikalisch thesauriert vorliegt" (S. VII). Dass und warum es mit diesem „Riesenschatzhaus" noch auf lange hinaus seine guten Wege habe, kann man in Diels' zwingender Darlegung nachlesen, der mit seiner Arbeit nicht etwa eine Art „Probeartikel" für den künftigen Thesaurus liefern wollte. Nicht vorbildlich, sondern eher „abschreckend" soll dieser „Versuch" auf die Verff. des künftigen Werkes wirken, da eine „ähnlich eingehende und überall auf das Technische gerichtete Vertiefung bei den Artikeln des künftigen Thesaurus weder geleistet werden kann noch soll", um nicht das Werk *ad Calendas Graecas* zu vertagen. Eine Vorarbeit zum griechischen und lateinischen Thesaurus hat Diels seine Schrift genannt und darin eine erschöpfende historische Interpretation eines vielgebrauchten Begriffes geliefert, wie wir sie

bisher kaum für irgend ein anderes Wort besitzen. — Zum Schlusse noch einige Kleinigkeiten. Der Herausgeber der vulgären Chronik von Byzanz heißt Preger nicht Preyer, wie dreimal hintereinander S. 55 steht. S. 82 ist Gesner für Gessner zu lesen. Adolf Kiessling zu Hor. Carm. III 24, 52 leitet *elementum* vom Stamme *al-* „wachsen" und nicht vom altindischen *anú-* dünn, *ánuka-* „Atom" ab, wie bei Diels S. 82[3] zu lesen ist. Die Erklärung L. F. Heindorfs, dem Diels (S. 83) übrigens mit Unrecht die Herleitung *L M N* zuschreibt, steht zu Hor. Sat. I 1, 26 (nicht 21). Jener merkt nur an, dass „jemand" das Wort aus der Zusammenstellung der genannten Buchstaben abgeleitet habe. S. 83[3] war noch die ausführliche Darlegung Otto Kellers in den Lat. Etymologien (Zur lat. Sprachgeschichte, 1. Theil), Leipzig 1893, S. 42 ff. hinzuzufügen. Auch der Aufsatz des Amerikaners James B. Greenough in den *Harvard Studies in Classical Philology* I (Boston 1890). S. 97 f. hätte Erwähnung verdient. An der S. 84 citierten Virgilstelle (Georg. III 26) soll es richtig *ex auro solidoque* (statt *validoque*) *elephanto* heißen. Die S. 84[1] angeführte Hieronymusstelle (Epist. CVII. Bd. 22, p. 681 Migne) heißt richtig: *Fiant ei litterae vel buxeae vel eburneae et suis nominibus appellentur. Ludat in eis, ut et lusus eius eruditio sit.*

Prag-Kgl. Weinberge. Siegfried Reiter.

Die deutsche Literatur des XIX. Jahrhunderts. Von Richard M. Meyer. (Das XIX. Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung. Herausgegeben von Paul Schlenther. Bd. 3). Berlin, G. Bondi 1900. 8°. XVII u. 966 SS., 8 Tafeln.

„Man vermeide die ungeheuren Übersichten! Man ersetze sie durch ein Conversations-Lexikon, das sich ja nicht dafür ausgibt, persönlich zu sein". Diese Worte, welche Brandes vor einigen Tagen ausgesprochen, stießen mir eben auf, als ich mit einem frohen Aufathmen die letzte Seite des Folianten durchgearbeitet hatte. Ich weiß, dass ich oft noch zu ihm zurückkehren werde, um ein oder die andere Persönlichkeit, die mich gerade interessiert, in der scharfen Beleuchtung Meyers zu sehen, ihm entweder zustimmend oder widersprechend, ohne Anregung werde ich selten wieder scheiden: aber das Buch als ganzes künstlerisches Werk nochmals zu genießen, wäre mir und anderen wohl auch eine Unmöglichkeit. Ohne Index wäre man einfach verloren: Niemand könnte auch nur ahnen, welchen Platz dieser oder jener Autorname einnimmt. Der Index ist hier keine Wohlthat, er ist eigentlich das Gerippe des Buches: das ist bereits ein Urtheil, das über das Werk selbst den Stab bricht.

Und das ist tief bedauerlich. Was wir an Versuchen, unser Jahrhundert darzustellen, besitzen, kann sich weder an Kenntnissen noch an Urtheilskraft mit Meyers Arbeit messen. Nicht nur, dass der Namen, die fehlen, sehr wenige sind — ich nenne Benzel-Sternau, Michael Beer, J. L. Klein, die Classiker der Musikgeschichte, die überhaupt vernachlässigt ist, wie Spitta, Chrysander u. a. — fast bei allen Persönlichkeiten hat man das Gefühl des Vertrauens zu dem Urtheile des Verfs., weil man sieht, dass er aus voller Kenntnis der Werke jeder einzelnen spricht. Und nicht weniger zu Hause scheint er in der zeitgenössischen französischen Literatur zu sein. Mag auch nicht alles aus erster Hand sein, es bleibt nicht weniger staunenswert. Man denkt wieder an einen Ausspruch Brandes': „Wenn er zu lesen angefangen hätte, als er noch in den Windeln lag und sein Leben lang nie anderes gethan, nie geschlafen, nie gegessen, nur gelesen hätte — so hätte er doch nicht Zeit finden können, ein Zehntel der von ihm besprochenen Bücher zu lesen". Und doch, Meyer scheint das Unmögliche vollbracht zu haben. So ist das gelehrte Material, aus dem er seinen Bau aufführt, untadelig.

Wäre es nur der Bau selbst auch! Die Größe der Aufgabe verdient gewiss mit in Betracht gezogen zu werden. Aber Meyer selbst verzichtet auf diese mildernden Umstände, wenn er (S. 739) von Harts „Lied der Menschheit" sagt: „Als ob die Größe einer Aufgabe von dem zeitlichen Umfange des behandelten Gegenstandes abhienge" und bei Hamerling (S. 548) meint: „Wenn das: In magnis voluisse sat est, unter allen Umständen ein bedenklicher Satz ist, so doch vor allem bei dem Künstler. Bei ihm darf das Wollen nichts anderes sein als eine Äußerung des Könnens." Jeder Bau, um beim Gleichnis zu bleiben, erfordert einen Grundriss. Je fester dieser steht, desto leichter wird es werden, aus dem herbeigeschafften Vorrathe das Passende auszuwählen und einzuordnen. Die Einzelheit wird an ihrem Platze wirken und das bei Seite geschobene Detail nicht vermisst werden. In diesem Sinne, in großen Zügen entwerfend und feinsinnig ordnend, hat ein Gervinus gearbeitet, von dem Verf. selbst sagt (S. 191): „Die flutenden Massen der deutschen Literatur zu beherrschen, zu festen, übersichtlichen Gruppen zu ballen, war er geschaffen", hat Scherer eine Literaturgeschichte gegeben in jenem „frommen Gefühle von der inneren Einheit", das ihm (S. 689) nachgerühmt wird. Mit Goethes Tode hatte W. Scherer abgeschlossen; dort will sein Schüler R. M. Meyer beginnen. Scherer hatte Epochen geschieden und immer die Schwierigkeiten betont, sie strenge zu sondern. Meyer nimmt einfach das moderne Decimalsystem und theilt flottweg nach Dekaden. Dass diese Eintheilung eine ganz äußerliche werden musste, ist klar. Es gelingt nicht, Jahrhunderte scharf zu trennen; nun gar so kurze Zeiträume, von denen drei bis fünf erst genügen die Entwickelung eines Schriftstellers zu umfassen.

So entstand sofort eine weitere Schwierigkeit: an welchen Platz sollte eine Persönlichkeit gestellt werden? Ihr Geburts- oder ihr Todesjahr kann unmöglich ihre literarische Constellation bedingen. Meyer entschied sich dafür, sie in der Vollkraft ihres Lebens vorzuführen und früher wie später auf sie hinzuweisen. Dadurch ist er zu starken Wiederholungen genöthigt. Außerdem aber stehen dadurch Personen in einem Jahrzehnt, dem sie mit dem besten Theile ihres Schaffens nicht angehören. Zwischen 1810 und 1820 figuriert Grillparzer mit allen seinen Werken, zwischen 1840 und 1850 R. Wagner und gar Fontane, zwischen 1850 und 1860 die Ebner, um nur einige Beispiele herauszugreifen. Und in welche Gesellschaft werden oft die heterogensten Elemente zusammengeladen! Körner geht einträchtiglich neben Börne, Schopenhauer muss sich die Nachbarschaft der „Bezauberten Rose" gefallen lassen, Ranke folgt Gerstäcker auf dem Fuße; in dem Jahrzehnt der Revolution figurieren Freytag, Fontane und die Marlitt, in der neuesten Literatur wird man von der Lyrik zur Philosophie und wieder zum Drama wie von einem rollenden Schiffe hin- und hergeworfen. Der Autor selbst ist genöthigt, seinen Aufbau gelegentlich zu desavonieren, so wenn er S. 42 sagt: „Dürften wir die Decennien 1797—1806, 1807—1816 abtheilen, was auch literar-historisch manches für sich hätte, so würde dieser Abschnitt einen natürlichen Abschluss finden". Er nimmt (S. 103) eine ganze Gruppe von Romanschriftstellern „trotz des zeitlich verschiedenen Auftretens ihrer Theilhaber als eine Einheit". In der Zeit der literarischen Revolution 1840—1850 wirkt Jordan, Bodenstedt. Jene, die den Hauptraum des Capitels einnehmen, Keller, Fontane finden beim Publicum noch keine Beachtung. So muss später immer wieder auf sie zurückgegriffen werden. Bei Greif heißt es (S. 520): „Wir hätten ihn für die nächste Periode aufsparen können, der er auch nach dem Datum seines erstens Auftretens angehört, wäre er nicht sonst in jedem Zuge ein Milchbruder von Lingg und Grosse". Um die verschiedensten Individualitäten zusammen zu halten, bedarf es oft gar künstlicher Bindemittel in Gestalt von Übergängen, wie: „Kein so glückliches Los ist einem Freiheitskämpfer anderer Art geworden" (S. 52) oder: „Eine andere Natur hat" (S. 170). Das geistige Band soll die Zeichnung der Gesammtphysiognomie jeder einzelnen Dekade bilden. Sie muss naturgemäß absichtlich und berechnet werden, damit sie sich von der vorhergehenden und nachfolgenden Charakteristik unterscheide. Die Beobachtung der Moden wird zur Manier. Höchst bestreitbar, wie zumeist so allgemeine Urtheile, ist die Kennzeichnung der Jahre 1880—1890 als Periode der Nervosität, und der Jahre 1890—1899 dagegen als Periode der Concentration.

Mit der Verurtheilung der Anordnung ist aber das Werk auch als Ganzes gerichtet. Heiter beinahe klingt es, wenn ein Recensent die Verirrung Meyers durch die unglückselige Anwendung

der philologischen Methode entschuldigen zu müssen glaubte. Man kann den Namen Methode nicht eitler nennen, jene Methode, die einmal Flaubert in einem Briefe feiert: „La méthode est tout ce qu'il y a de plus haut dans la critique puisqu'elle donne le moyen de créer“.

Es sind die einzelnen Erscheinungen, an die wir uns halten müssen, um nicht ungerecht gegen viele Verdienste der Meyer'schen Arbeit zu werden. Die Vorrede betont bereits, dass es dem Verf. um jede einzelne Individualität zu thun war, und wirft einen nicht ganz berechtigten Seitenblick auf die Literaturgeschichtsschreibung Frankreichs, die ihm gegen die Kleinen hart zu sein scheint. „Indem wir jede Figur für sich zu betrachten suchen, glauben wir das leise Wachsthum einer stetigen Entwickelung am besten beobachten zu können“ (S. 6). In diesem Satze liegt der Grundirrthum, von dem der Verfasser ausgegangen: er hat ihn zur verfehlten Disposition des ganzen Werkes geführt, aber auch zu einer Überfülle von Namen genöthigt, die er, wie er offen eingesteht, noch allzu bescheiden findet. „Wir hätten gerne auch mehr Personen vorgeführt, noch mehr Werke besprochen“ (S. 8). Er ist der Anwalt des „kleinen Mannes“ in der Literatur: „Nur dann“, sagt er einmal (S. 368), „hätten wir ein Anrecht, die ganze Mittelware unter den Dichtern vornehm ganz zu verurtheilen, wenn wir selbst alle Leser vom ersten Range wären“. Aber nicht alle Individuen sind auch Persönlichkeiten, und diese allein können eine Gesammtdarstellung bestimmen, sonst wird das Wort Schopenhauers zur Wahrheit: „Die Literaturgeschichte ist der Katalog eines Cabinets von Missgeburten“. Es geht ein fühlbarer Contrast durch das ganze Buch: die ersten Vierzigerjahre des Jahrhunderts machen vom Rechte einer Auswahl den ausgiebigsten Gebrauch, verkümmert geradezu ist die Darstellung der Romantik, die Bedeutung Kleists, Grillparzers, ja auch Hebbels ist nicht im mindesten erschöpft — mit der Gegenwart, um derentwillen der Verf. bekennt, das Buch überhaupt geschrieben zu haben, setzt eine minutiöse Detailarbeit ein, die uns kaum den kleinsten zeitgenössischen Dichterling schenkt. Dass dabei gelegentlich die Phrase unterläuft, war schwer zu vermeiden: schlimm nur, wenn sie einen Meister trifft wie Gomperz, „dessen classisches Werk ‚Griechische Denker‘ uns so glänzend über die innere Verwandtschaft alten und neuen Denkens belehrt“ (S. 579). Das Überwiegen der modernsten Literatur hat auch große Ungleichmäßigkeiten in dem Raume, der den einzelnen Schriftstellern zugewiesen wird, zur Folge; die crassesten Fälle sind wohl Schopenhauer mit knapp 30 Zeilen und zum Contraste Helene v. Böhlau mit neun Seiten, während Kleist sich mit drei Seiten begnügen musste.

So werden wir als Leser immer mehr dazu gedrängt, zu verfahren, wie der Autor es unbewusst selbst gethan hat, und das Buch aufzulösen in eine Reihe von größeren oder kleineren

Essays. Und diese nun, für sich genommen, sind oft glänzend, reich an scharfen Beobachtungen, sicher charakterisierend. Ich möchte hier nur G. Keller, Nietzsche, Hauptmann hervorheben, oder die feinen Stillbeobachtungen wie bei Raabe, die Erörterungen über poetische Namensgebung. Dass man im einzelnen oft anders als der Verf. urtheilt, ist unwesentlich. Hervorheben möchte ich nur, dass Meyer kein rechtes Gefühl für die österreichische Literatur zu haben scheint; wie schief ist bei Grillparzer ausgeführt, dass er die Seelen von überströmender Lebenskraft liebt, er unterschätzt seine Lyrik, eine Erscheinung, wie Halm, muss aus Wien heraus begriffen, aber darf nicht schlechthin als „Carricatur der Gedanken des jungen Deutschland" abgethan und noch weniger aber in seiner Novellistik kurzweg als „talentvoller Nachempfinder" bezeichnet werden. Die Ebner wird zwar ausführlich gewürdigt, aber könnte tiefer erfasst werden, vor allem gibt die literarische Satire als Mittelpunkt ihres Schaffens einen ganz falschen Begriff. Ebenso fehlt uns wieder in Saar das Specifische des Österreichers. Auch dass Anzengruber als Dichter sich mit Raimund nicht messen könne, wird wohl nicht allgemeine Zustimmung finden, ebensowenig wie das Urtheil, dass Nestroy keine wirklichen Gestalten zu zeichnen vermöge. Für Frankl ist das Attribut „der rührige Vielschreiber" absolut nicht bezeichnend, ja nicht einmal wahr. Am liebsten folgt man dem Verf. immer wieder in die Gefilde der neuesten Literatur, die er nach allen Richtungen kennt. Da freut man sich seiner gerechten Einschätzung Sudermanns, seiner Begeisterung für Ricarda Huch und vieler anderer. Dagegen ist sein Urtheil über Freytag entschieden wenig wohlwollend, der Charakteristik Hebbels, besonders der Auffassung der Nibelungen und der Ludwigs, mit ihrer Unterschätzung der Makkabäer, lässt sich viel entgegenhalten. Doch sowohl gerechte Würdigung, wie Abwehr würde jede Einzelheit berücksichtigen müssen und die Grenzen einer Anzeige ungebürlich erweitern.

Ich möchte mich mit einem Worte über Meyers Darstellung begnügen. In ihr zeigen sich zwei Elemente: Meyer hat Geist, und Meyer sucht Geist. Das eine ist ebenso erfreulich, wie das andere unerquicklich. Zur Manier werden die physiognomischen Deutungen, die Bilder wirken gelegentlich (S. 292) überaus gekünstelt. Das Geschmackloseste, was ihm passiert, ist Sudermann in Bellagio (S. 802). Gesucht ist auch, wenn er zu der Reuter „Aus guter Familie", das er zu hart beurtheilt, bemerkt (S. 810): „Ein grauenhaft unbrauchbarer, weil nicht zu citierender Titel: man citiere einmal: Ossip Schubin sagt in „Warum geht dieser Missklang durch die Welt". Seine ungeheure Kenntnis erlaubt ihm über literarische Vergleiche souverän zu gebieten, wobei er gelegentlich seine Macht missbraucht. Zu oft wird der Name Goethes herangezogen. Niemand kann z. B. die Ebner mehr verehren als ich; aber ist man berechtigt, bei ihr gleich von einem Erbe

Goethes zu reden? — Auf dem Wege verliert sich aber meine Anzeige wieder in Details; freilich Detail entspricht hier nur dem Detail des Werkes. Man darf, um dasselbe zu charakterisieren, ein Wort benützen, das Hebbel einmal über den Don Carlos gesagt hat: „Es ist in vielen Einzelheiten anzuerkennen, aber nicht in seiner Totalität".

A. v. Weilen.

Schulausgaben deutscher Classiker.

1. **Freytags Schulausgaben. Ausgewählte Sprüche und Lieder Walthers von der Vogelweide,** übertragen und herausgegeben von Edward Sambaber. Mit 2 Abbild. Wien u. Prag, Verlag von F. Tempsky.
2. **Goethes Faust.** Erster Theil. Für den Schulgebrauch herausg. von Ulrich Buurmann. Leipzig, Renger'sche Buchhandlung 1900.
3. **Die deutschen Classiker,** erläutert und gewürdigt für höhere Lehranstalten, sowie zum Selbststudium von E. Kuenen und M. Evers. *a)* 6. Bändchen: Maria Stuart von E. Kuenen. 2. Aufl. *b)* 7. Bändchen: Schillers Wallenstein. 1. Heft. 2. verbesserte und bereicherte Aufl. von M. Evers. *c)* 17. Bändchen: Nathan der Weise von R. Peters. Leipzig, Heinr. Bredt 1900.

Wir zeigen hiemit einige Ausgaben deutscher Dichtungen für den Schulunterricht an, die, entsprechend dem Gegenstande, den sie behandeln, verschieden geartet, aber alle gleich brauchbar und sorgfältig abgefasst sind. Die Ausgabe Walthers von der Vogelweide in der Sammlung der Freytag'schen Classikerausgaben ist nicht bloß ein trefflicher Behelf für den Schulgebrauch, sondern sie ist infolge der schönen und schwungvollen Diction des Verf.s auch wahrhaft genussreich. Sambaber ist der Verf. eines feinsinnig ausgeführten Lebens Walthers von der Vogelweide, und man hätte keinem Berufeneren diese Schulausgabe der Lieder und Sprüche Walthers übertragen können, als gerade ihm. Dem pädagogisch Heikeln weiß er mit großem Geschick die Spitze abzubrechen, und der die Lieder und Sprüche verbindende Text gibt ein prächtiges Lebensbild des größten deutschen Minnesängers. Ausstattung und Druck sind überaus sorgfältig; uns selbst ist nur der Druckfehler Herzer statt Herzen, S. 32 o., aufgefallen; auch der mhd. Text ist correct und fehlerfrei.

2. Die Faustausgabe von Buurmann ist der erste Theil des Faustcommentars dieses Verf.s; das zweite Bändchen behandelt den zweiten Theil des Goethe'schen Faust und das 3. Bändchen enthält ausführlichere Erläuterungen. Das vorliegende Bändchen ist also ganz besonders für die Schullectüre bestimmt, die sich ja nur mit dem ersten Theile der Faustdichtung beschäftigt. Wir finden in dem vorliegenden Bändchen alles, was vom Standpunkte der

Schule an nothwendiger Erläuterung geboten werden soll; nirgends macht sich ein aufdringliches Zuviel oder ein unklares Herumtasten bemerkbar; wer mehr will, greife zu Buurmanns „Erläuterungen zu Goethes Faust“ aus demselben Verlage von Renger in Leipzig.

3. *a*) Aus den Erläuterungen zu den deutschen Classikern von Kuenen und Evers liegen uns drei Bändchen zur Besprechung vor: „Maria Stuart“, erläutert von Kuenen, „Wallenstein“ von Evers und „Nathan der Weise“ von Peters. Der Commentar zu Maria Stuart ist reichlich, beinahe zu reichlich und erklärt alle Schönheiten im Aufbau und in den Charakteren, sowie etwaige Schwierigkeiten im Verständnisse des Stoffes; nur will es uns etwas weniger behagen, dass der Verf. gar so ängstlich an allen in Freytags „Technik des Dramas“ angegebenen Regeln festhält; man sollte endlich damit aufhören, dieses Buch wie einen Leisten zu betrachten, über den man jedes dramatische Kunstwerk zu schlagen bemüht ist. Sehr dankenswert dagegen, besonders für die Schüler, welche die Geschichtswerke eines Bekker, Opitz, Gerdes u. a. nicht zu benützen in der Lage sind, ist der Abschnitt des Büchleins, welcher die Geschichte der unglücklichen Königin von Schottland auf Grund der neuesten Forschungen in knapper, aber ausreichender Form darstellt. — In ähnlicher Art wie Maria Stuart ist Lessings „Nathan der Weise“ von Peters behandelt und verdient gleichfalls alles Lob; die einzelnen Abschnitte des Bändchens behandeln, u. zw. durchwegs sehr geschickt und sorgsam, die Vorfabel, den Gang der Handlung, Ort und Zeit und geschichtlichen Hintergrund, den dichterischen Charakter des Stückes, seinen Aufbau, die Entstehung der Dichtung, den religiösen Grundgedanken, die Charaktere, die sprachliche Form und endlich Texterläuterungen; mit besonderem pädagogischen Tact ist das Capitel durchgeführt, das die Überschrift: Der religiöse Grundgedanke führt und in fünf kleineren Abschriften die theologischen Richtungen der Zeit, Lessings Stellung zu diesen Richtungen, die Vorgeschichte der Ringparabel, die Gestaltung derselben durch Lessing, die Deutung der Parabel und Lessings Stellung zum Christenthum behandelt; wir stoßen nirgends auf eine Verletzung der christlichen Empfindungen und an keiner Stelle wird das Drama etwa vom Standpunkte der Freigeisterei gelobt; es wird durchaus nur sachlich und ästhetisch gewürdigt. Das Bändchen, welches Schillers Wallenstein behandelt, ist zwar wirklich originell durch die ausgezeichnet durchgeführte Stoffvertheilung, welche die im Grunde richtige Ansicht, dass Wallenstein eigentlich keine Trilogie, sondern ein einheitlich zusammenhängendes Drama ist, erschöpfend genau nachweist, aber die ins Endlose gehenden, an achthundert Belegstellen umfassenden Citate machen dieses Bändchen für die Hand des Schülers gewiss weniger zweckentsprechend.

Wien. Leo Smolle.

Vincenzo de Crescenzo, Un difensore di Nerone. Neapel, Biachieri 1899. 8°, 28 SS. Preis 0·5 Lira.

Der 1896 erschienene Roman „*Quo vadis?*" des Polen Henryk Sienkiewicz hat in weiteren Kreisen das Interesse an der Frage neu belebt, wen die Schuld an dem großen Stadtbrande unter Kaiser Nero treffe. Diesem Impuls verdankt, wenigstens indirect, auch der vorliegende Aufsatz seine Entstehung. Er ist eine Kritik eines Essays von Carlo Pascal, L'incendio di Roma e i primi cristiani (Mailand 1900), den zu sehen ich noch nicht Gelegenheit gefunden habe. In Crescenzos Kritik kommt Pascals Vertheidigung des Kaisers Nero und die Verdächtigung der Christen als der Brandstifter sehr schlecht weg; sie wird in überlegenem Tone als das Plaidoyer eines ungebetenen und der Schwäche seiner Gründe nicht unbewussten Advocaten zerfasert, und allerdings ist diese Kritik wenig geeignet, in uns den Wunsch nach der Lectüre von Pascals Aufsatz zu nähren. Jedenfalls aber gewinnt die Frage durch Crescenzo weder Vertiefung noch Förderung; und gegen eines muss ausdrücklich Verwahrung eingelegt werden: gegen die Vorstellung, als ob Nero von der Nachwelt immer und einstimmig als schuldig angesehen worden und also Pascals Apologie ein unerhörtes Novum sei. Vielmehr handelt es sich hier um eine abgedroschene Frage, und diese Anklage gegen Nero ist oft genug und mit guten Gründen als innerlich unwahrscheinlich bezeichnet worden. Wenn freilich Pascal die Christen dieser Brandstiftung bezichtigt, so ist dies ein ebenso müssiges Bemühen als die Anwürfe Pascals zu widerlegen.

Wien. Wilh. Kubitschek.

R. Hauthal, Erforschung der Grypotherium-Höhle bei Ultima Esperanza. Ein Blick in die prähistorischen Zeiten Südpatagoniens. Globus, Bd. LXXVI, Nr. 19.

In Südpatagonien geht noch heute bei den Indianern die Sage von einem großen, in Höhlen wohnenden Vierfüßler mit langen Krallen, langen Haaren usw. R. Hauthal, Chefgeologe des Museums in La Plata, ist nun auf einer Forschungsreise im April 1899 dieser Überlieferung nachgegangen und hat vorläufig seine Entdeckungen im „Globus" mit einer Reihe von Abbildungen veröffentlicht. Ein zufällig gesehenes dickes, mit spärlichen Haaren besetztes Stück Fell, in das bohnengroße Knöchelchen eingesetzt waren, veranlasste ihn, da kein lebendes Thier eine solche Haut besitzt, den angegebenen Fundort, eine große Höhle beim Canal Ultima Esperanza, näher zu untersuchen. Bei seinen Ausgrabungen fand er unter einer mächtigen Schichte von Gerölle und Mist ein ganz ähnliches Stück Fell, außerdem Knochen und zwei ziemlich gut erhaltene Schädel. Unzweifelhaft sollen diese Reste von einem plumpen Thiere herrühren, das etwa die Größe eines Ochsen hatte

und als *Grypotherium domesticum* angesprochen wird, das aber schon vor mindestens 300—400 Jahren ausgestorben ist. Daraus, dass das große Stück Fell beschnitten war, dass sich daneben noch kleinere Stücke fanden, wahrscheinlich Abfälle des zu menschlicher Kleidung zugeschnittenen Felles, aus den ferner aufgefundenen Knochenpfriemen, Steinsplittern und den Resten eines menschlichen Skelettes glaubt der Verf. auch von dem prähistorischen Menschen eine sichere Kunde gewonnen zu haben.

Nach seiner Überzeugung reichen die Funde sogar in die Periode zwischen den beiden patagonischen Eiszeiten zurück, obwohl es an eigentlichen Beweisen hiefür fehle und die Höhle gewiss auch noch in historischen Zeiten von Menschen bewohnt gewesen sei.

Wien. L. Weingartner.

Encyklopädie der mathematischen Wissenschaften mit Einschluss ihrer Anwendungen. Herausgegeben im Auftrage der kgl. Akademie der Wissenschaften zu München, der kais. Akademie der Wissenschaften zu Wien und der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, sowie unter Mitwirkung zahlreicher Fachgenossen. In 7 Bänden zu je etwa 40 Bogen. Jährlich 1 Band von 4—5 Heften. gr. 8°. Theil I, Bd. I, Heft 4, 5; Bd. II, Heft 2, 3.

In rascher Folge erscheinen die Fortsetzungen des großen Unternehmens, welches bereits beim Erscheinen der ersten Hefte im allgemeinen besprochen wurde. Je mehr im Verlauf dieser Gesammtdarstellung der mathematischen Wissenschaften die Specialforschung zu Worte kommt, desto dankbarer wird es der einzelne begrüßen, die Hauptresultate und Gedankenkreise derjenigen Gebiete in übersichtlicher und verlässlicher Weise vor Augen zu haben, denen er selbst bei der großen Ausdehnung des Faches an den Quellen zu folgen außerstande ist. Hier wird ja nicht bloß Zeit und Arbeitskraft, sondern auch eine specielle Anpassung des mathematischen Vorstellungsvermögens an die Art der Fragestellung gefordert, welche über die Kräfte des einzelnen geht. Aber eben dadurch geht viel Anregung für das eigene Specialgebiet verloren, weil die befruchtende Wirkung der Verbindung verschiedener Ideen ausbleibt. Hier wirksam einzugreifen, war ein Hauptpunkt des Programms der „Encyklopädie", und bei den in den vorliegenden Heften behandelten Theilen, welche vorwiegend speciellere, meist der Neuzeit angehörige Entwicklungen bringen, kommt dieser Umstand in hervorragender Weise zur Geltung. Eine eingehende Besprechung der einzelnen Artikel würde zu weit führen und schon deshalb zwecklos sein, weil sie ja selbst Referate über eigenartige Gebiete darstellen. Ich begnüge mich daher mit einer Inhaltsangabe.

Das 4. und 5. Heft des ersten Bandes bringen die Invariantentheorie zum Abschlnss und sodann die Theorie der Gleichungen in folgender Gliederung: Separation in Approximation der Wurzeln (C. Runge), Rationale und symmetrische und Affectfunctionen (Th. Vahlen), Galois'sche Theorie und Anwendungen (O. Hölder). Endliche Gruppen linearer Substitutionen (A. Wiman).

Damit ist das Gebiet der Algebra zum Abschluss gebracht. Der nächste Abschnitt ist der Zahlentheorie gewidmet und bringt: niedere Zahlentheorie (Bachmann), arithmetische Theorie der Formen (Vahlen), analytische Zahlentheorie (Bachmann), algebraische Zahlkörper, Kreiskörper (Hilbert) und den Beginn des Artikels über complexe Multiplication von H. Weber. Nach Abschluss dieses Artikels sind dann die Gebiete der allgemeinen Arithmetik, Algebra und Zahlentheorie erledigt.

Das zweite und dritte Heft des zweiten Bandes bringt den Schluss des Artikels über bestimmte Integrale und die beiden ausgedehnten Berichte über gewöhnliche Differentialgleichungen von Painlevé und Vessiot, sowie den Artikel über partielle Differentialgleichungen von E. v. Weber. Überall ist die Darstellung bis zu den neuesten Arbeiten fortgeführt, mit ausführlichen Literaturangaben versehen, und es fehlt auch nicht an kritischen Bemerkungen.

Innsbruck. W. Wirtinger.

Dr. Bernhard Altum, Der Vogel und sein Leben. 6. verm. Auflage. Münster i. W., Verlag von H. Schöningh 1898. 8°. 300 SS. Preis br. 3 Mk. 20 Pf., geb. 4 Mk. 20 Pf.

Dass dieses Buch von dem rühmlich bekannten Ornithologen bereits die sechste Auflage erlebt — die erste erschien im Jahre 1868 — spricht gewiss für seine Bedeutung. In der Vorrede zu dieser neuesten Auflage sagt der Verf.: „Allen, denen das Verständnis des Thieres in seinen Lebensäußerungen von Wichtigkeit und Interesse sein muss, den Theologen, Philosophen (Pädagogen), Naturforschern, wie gebildeten Naturfreunden seien diese Blätter gewidmet .... Mit sehr geringen Ausnahmen wird das handelnde Thier menschlich aufgefasst und dargestellt; wenn daher hier der Versuch einer anderweitigen Auffassung gegeben wird, so bin ich mir wohl bewusst, dass ich mit demselben schnurstracks dem Strome der allgemein geltenden Ansicht entgegenschwimme, und dass manche Recensenten nicht ihre Gedanken in dem Buche vorfinden werden.“ — Und an einer anderen Stelle: „Wir wissen freilich sehr wohl, dass wir uns mit verhältnismäßig wenigen Gleichgesinnten auf einem fast vereinsamten Posten befinden“.

Ref. hat das Buch mit größtem Interesse gelesen und kann versichern, nicht nur dass er in den allermeisten Fällen mit den

Erklärungen der Lebenserscheinungen der Vögel, wie sie in dem Buche gegeben werden, übereinstimmt, sondern dass man sich in den weitesten Kreisen von dem unnatürlichen Anthropomorphismus in der Thierbiologie überhaupt abzuwenden beginnt. Was oft als staunenswerte Intelligenz, als verblüffende Geschicklichkeit, als prophetische Vorausahnung in den thierischen Handlungen erscheint, zeigt sich bei nüchterner Erwägung als eine vollkommen gesetzmäßige Lebensäußerung, die an und für sich nichts Wunderbareres ist, als das Leben überhaupt. Es ist auch schlechterdings unverständlich, weshalb man sich als Naturforscher gegen die Annahme der vollkommenen Gesetzmäßigkeit, die wir doch überall in der Natur beobachten, stemmen sollte. Der junge Vogel baut sein Nest zum erstenmale, ohne dass er eine Unterweisung bekommen hätte; er sucht und findet das passende Material, ohne dass es ihm je gezeigt worden wäre, genau so wie die Biene, die zum erstenmale ausfliegt, Blütensaft und Polen sammelt, ohne irgend eine Unterweisung darin bekommen zu haben. So ist es jetzt und so war es vor tausend Jahren. Ganz andere beim Menschen. Die Menschen von heute zeigen ganz andere Geschicklichkeiten als die vor tausend Jahren, aber, und das ist ungemein wichtig, ein jeder muss sie erst lernen. Der Sohn eines genialen Elektrotechnikers hat möglicherweise nicht das geringste Verständnis für das Fach seines Vaters, ganz bestimmt aber sind ihm die Kenntnisse seines Vaters nicht eingeboren. Das sind Thatsachen, über die man nicht hinwegkommt. — Also gerade in dieser Beziehung kann Ref. allen, besonders Naturfreunden, denen eine denkende Naturbetrachtung willkommen ist, das Buch, das eine Fülle interessanter Beobachtungen und geistvoller Gedanken enthält, empfehlen. Sie mögen sich auch nicht durch das Urtheil A. Brehms, der von der ersten Auflage des Buches sagte, dass es die klar ausgesprochene Tendenz zeige, der modernen Naturforschung entgegenzutreten und das Thier, in specie den Vogel, zur willenlosen Maschine herabzuwürdigen, auch nicht durch jenes von K. Russ, der von pietistischer Naturwissenschaft spricht, abwendig machen lassen. *Audiatur et altera pars!* Und wenn schon von moderner Naturforschung gesprochen wird, so ist implicite zugegeben, dass auch einmal wieder eine andere Auffassung modern werden kann, da bekanntlich die Mode wandelbar ist.

Unrichtigkeiten fielen dem Ref. unter anderem folgende auf: S. 9 heißt es, dass kein Vogel ohne Federn fliegen, ohne sie „auch nicht schwimmen kann". Ist das Letztere wirklich durch den Versuch erwiesen? — S. 211 wird von einer Insel(?) Honolulu gesprochen. — S. 249 muss es Hypotenuse, nicht Hypothenuse lauten. — S. 269 die Zusammenziehung: „Erd-, Him-, Johannisbeeren" ist, wenn nicht falsch, so doch unschön.

Krems. Franz Müller.

L. Stelz und H. Grede, Leitfaden für den botanischen Unterricht der sechsclassigen Realschule bei Verwendung eines Schulgartens. Leipzig, Druck u. Verlag von B. G. Teubner 1900.

Die Herausgeber dieses für die Realschulen Deutschlands berechneten Leitfadens ließen sich bei der Abfassung des Buches von dem Gedanken leiten, dass der botanische Unterricht nur dann seinen Zweck erfüllt, wenn er einen Einblick in das zusammengesetzte Getriebe der Natur und in den ursächlichen Zusammenhang seiner Erscheinungen gibt. Demnach setzt der Gebrauch dieses Leitfadens voraus, dass dem Lehrer ein Schulgarten zur Verfügung steht, dem er das den einzelnen Stufen entsprechende Pflanzenmaterial entnehmen kann. Der 1. Abschnitt des vorliegenden Buches bringt daher auch eine Aufzählung der im Schulgarten anzubauenden Pflanzen und die Gruppierung derselben. Die folgenden Abschnitte (II — VII) enthalten den in den einzelnen Classen durchzunehmenden Lehrstoff, der aber nicht in der Weise angeordnet erscheint, dass jeder Classe ein Abschnitt des Buches entsprechen würde, sondern der Inhalt eines Abschnittes vertheilt sich gewöhnlich auf mehrere Classen.

Das Lehrbuch enthält keinerlei Abbildungen. Die Beschreibung der einzelnen Pflanzen ist meist sehr zutreffend, besonders die biologischen Verhältnisse erfahren eine sehr eingehende Würdigung. Da auch die Auswahl des Stoffes eine recht glückliche und die Ausdrucksweise klar und leicht verständlich ist, so kann man das Buch zu den besseren Lehrbüchern der Botanik zählen.

Wiener-Neustadt. H. Vieltorf.

Kunstgeschichtliche Einzeldarstellungen von Adolf Philippi. Nr. 1—6. Die Kunst der Renaissance in Italien. Leipzig, E. A. Seemann 1897.

Nicht nur vom Standpunkte der fachlichen, sondern auch dem der allgemeinen Bildung ist das große Interesse begreiflich, welches von allen Seiten der Kunstgeschichte und ihren in den letzten drei Decennien erworbenen Errungenschaften entgegengebracht wird. Es war daher ein schon in einem sicheren materiellen Erfolge den Dank in sich selbst tragendes Unternehmen, die Kunst der Renaissance in Italien, dann nördlich der Alpen, endlich die Nachblüte dieser großen Epoche in Einzeldarstellungen zu behandeln. Adolf Philippi in Gießen hat sich dieser allerdings nicht leichten Arbeit unterzogen. Die ersten sechs Bände behandeln folgende Themata: 1. Buch (Preis 2 Mark). Die Vorrenaissance: Die Bildhauer von Pisa. Giotto und Fiesole. — 2. Buch (Pr. 3 Mk.). Die Frührenaissance in Toscana und Umbrien. — 3. Buch (Pr. 2 Mk.) Der Norden Italiens bis auf Tizian, Mantegna,

Bellini, Giorgione, Palmavecchio. — 4. Buch, zwei Bände (Pr. 2 und 3 Mk.). Die Hochrenaissance. Lionardo und seine Schule, Michelangelo und Raffael. — 5. Buch (Pr. 3 Mk.). Tizian, Correggio und das Ende der Renaissance. Das rein Materielle consequent bis zum Schluss besprochen, haben diese Einzeldarstellungen den Vortheil, dem Liebhaber des einen oder des anderen Künstlers eine in sich abgeschlossene Monographie zu bieten, die ihm nicht nur das bedeutendste aus seinem Leben im allgemein geschichtlichen Zusammenhange mit seinen Zeitgenossen, sondern auch noch in einer reichen Auswahl das beste seiner Werke in bildlichen Darstellungen, meist in guten, z. Th. vortrefflichen Autotypien vor Augen führt.

Ins Detail gehend, können wir jedem für Kunstgeschichte Interessierten — und wer wäre das heute nicht? — zunächst die an Oscar Eisenmann adressierte Einleitung über „Kunstbetrachtung und Kunstschriftstellerei" zur Orientierung besonders empfehlen. Wir haben es hier mit einer Einführung speciell in moderne Kunstbetrachtung par excellence zu thun. Dem Philologen und Historiker, besonders aber dem Germanisten als Literarhistoriker wird hier eine Reihe von Anknüpfungspunkten mit dem Gebiete der Kunstgeschichte aufgedeckt, wie wir sie Lessing, Herder und besonders Goethe verdanken.

Im ersten Buch ziehen uns die Dome von Pisa, Lucca, Florenz, Siena und Assisi mit ihren zahlreichen Sculpturen an. Unser größtes Interesse erregt die Familie der Pisano. Einzelne Züge (z. B. der heil. Martin auf dem Dome zu Lucca) weisen nach dem Norden jenseits der Alpen (Konrads III. Reiterstandbild am Bamberger Dom). Sehr genau lernen wir Orvieto kennen und durch ein ausführliches Capitel Giotto, namentlich seine Paduaner Fresken in der Kapelle der Madonna dell' Arena. Eine prächtige Abbildung dieser Kapelle macht uns mit dem Interieur und seiner Stimmung vertraut. Das Capitel Vorrenaissance schließen dann die Ausführungen über Orcagna, über den Triumph des Todes im Campo santo in Pisa und über Fra Angelico da Fiesole, dessen „Verklärung Christi" bei kleinsten Dimensionen eine in das Riesige gehende und auf den Beschauer mit Übergewalt wirkende Auffassung zeigt. Fünfzig Abbildungen zieren diesen Band.

Die Frührenaissance in Toscana und Umbrien führt uns zunächst die Baumeister und Bildhauer aus Florenz vor, Brunelleschi, Alberti, Ghiberti, Donatello. Die große Kunstentwicklung der Arnostadt des XV. Jahrhunderts zieht in einer Reihe von Bildern und Biographien an unserem äußeren und inneren Auge vorüber, all die Palazzi und Dome mit ihrem reichen Schmuck. Die Robbias treten auf, die beiden Pollajuoli und Verrocchio. — Von den Malern kommen Masaccio und Masolino mit ihren Fresken, Philippo Lippi, Botticelli und nochmals der Bildhauer Verrocchio, in der Malerei der Lehrer des Lionardo da Vinci; Ghirlandajo

und Philippino Lippi u. v. a. In der umbriechen Kunst tritt nns das Dreigestirn Signorelli, Perugino und Pintnricchio entgegen; der erstere mit seinen Freeken von Orvieto michelangeleske Töne anschlagend; der zweite als Lehrer des Raffael fast noch mehr denn ale Küuetler unser Interesse erregend; Pintnricchio, derjenige, dem dae eo lange unter dem Namen Raffaels gehende Skizzenbnch in Venedig znzuschreiben ist. 95 Abbildnngen illnetrieren une diese Ausführungen.

Nun eteigert eich von Band zn Band die Fülle der Gesichte. Es würde den Rahmen unserer Zeitechrift übereehen heißen, wenn wir mehr ale einige Fingerzeige geben wollten. Im dritten Buche lernen wir den anch in Wien gut vertretenen Andrea Mantegna kennen, den in Padna an der Universität archäologisch wohlgebildeten Maler (vgl. Wien, Kaiserliche Museen, „Trinmphzug Cäsars"). Wir finden bei ihm ein oft überraschend strenges Anlehnen an die Antike unter Zngrnndelegnng einee ebenso strengen, fast pedantiechen Natnretndiums. Bei anderen, beeonders den Ferraresen, treffen wir eine naive Natnrempfindnng. — Das Anziehendste des großen Bandes bilden dann wohl die Venetianer bis auf Tizian: die Bellinis und Carpaccio zueret, dann aber Giorgione und Palma vecchio (beide sehr schön in Wien vertreten), Lorenzo Lotto und unser Moretto da Breecia, dessen „hl. Justina" in der kaiserlichen Galerie in Wien jedes Auge entzückt. Diesen Band echmücken 59 Abbildungen.

Im folgenden Buch führt une Lionardo nnd seine Schnle in die Hochrenaieeance ein. Dieeen vielseitigen, ja univereellen Geiet, diesen echten Renaissancemenschen lernen wir in einer großen Reihe von Abbildungen kennen, die faet durchwegs anf dae beste reproduciert sind. Lionardoe Skizzenbücher laesen uns in seine künstlerische Werketätte einen beneidenswerten Blick thnn. Sein historischee Verhältnis zn Ludovico Sforza, seine Thätigkeit in Mailand (das unausgeführt gebliebene Denkmal für den Fürsten und dae jetzt fast ganz zerstörte berühmte Abendmahl) interessieren lebhaft. Luini, Gaudenzio Ferrari, Sodoma, Pernzzi, endlich Fra Bartolommeo und Andrea del Sarto, die beiden Florentiner (beide in Wien durch echöne Werke vertreten) finden eingehende Würdigung. Dieser Band wird durch 58 Abbildnngen illustriert.

Seinen Abschluee findet dieeee Buch in den Biographien nnd kunstkritiechen Daretellnngen Michelangeloe und Raffaels, wozu 96 Abbildungen in Autotypien nnd ein Lichtdruck der Decke der Sixtinischen Kapelle das nöthige Bildermaterial voretellen. Dieses unterstützt den Text auf das beste; eine der gewaltigsten Cnlturepochen und Knnetblüten taucht da vor uns anf. Berühmte Künstler eine Legion; aber nichts ist lehrreicher nnd echöner, ale das Walten der zwei größten Geniee der Zeit am Beginne dee XVI. Jahrhunderts zu eehen, Michelangelos und des viel jüngeren Raffael. Dieses Ineinandergreifen, Sichergänzen, dieses Rivalisieren je nach

dem Geschmacke dee herrschenden Papetee zu verfolgen, wird man nicht müde. Die einzelnen Capitel: Raffaele Jugend in Urbino, seine Lernzeit in Florenz bei Fra Bartolommeo, dem Freunde Savonarolas, seine große Thätigkeit in Rom ziehen gleichmäßig an; dies umsomehr, da er sich auf allen Gebieten versucht und ein intensiver Kenner der Antike und Förderer der Ausgrabungen in Rom iet. Zum Schlusse vergisst er ja ganz sein nationales Wesen und lebt nur in der Absicht, ähnlich wie Palladio, die Antike, wie sie sich in der hellenistischen Nachblüte derselben eeinem Geiste spiegelt, zu neuem Leben zu erwecken. Seine Studien in den Grotten für seine Groteskmalereien in den Loggia sind hier besonders lehrreich. Das Rom Julius II. und Leo X., Michelangelos Denkmäler für den ersten und für die Medici, die damit für den Künstler verbundene Tragik, die großen Bauten, die mächtigen Sculpturen, die erdrückenden Fresken: ein buntes, schwer zu bewältigendes Mosaik, in das einzudringen und sein volles Verständnis zu finden eich reichlich lohnt.

Das fünfte Buch mit 69 Abbildungen vollendet die begonnenen Ausführungen des Vorausgehenden. Tizian, der größte Venetianer, erscheint. Michelangelos Thätigkeit im hohen Alter wird nne erklärt, ebenso diejenige der venetianischen Architekten, besonders Jacopo Sansovinoe und Palladioe; die der späteren mit Vignola wird erläutert. Der derbe Giulio Romano, der Schüler Raffaele, ebenso begabt ale Architekt wie ale Freskant, und der lieblichste von allen Renaissancemeistern, Correggio, treten auf den Plan. Des letzteren Hauptwerk, die Fresken in der Domkuppel zu Parma, übertrifft alles bis dahin Geleistete an kühner Perspective und an Sicherheit in der Darstellung von Verkürzungen des menschlichen Leibes. Seine Tafelbilder in Ölmalerei (vergl. Wien: „Jo“ und „Ganymed“) bringen neue, zarte Farbeneffecte dee Helldunkels. Die späteren Venetianer Tintoretto und Paolo Veronese treten bei vielem Vortrefflichen, namentlich des letztgenannten, mehr zurück, obwohl ihr Einfluss auf das folgende Jahrhundert auch nicht gering ist neben dem Correggioe.

Die Schlussbetrachtung des Buches „Die Renaissance und das Alterthum“ gipfelt in dem treffenden Satze: „. . . Aber die Antike ist stark, eie pflegt ee jedem anzuthun, der ihr wirklich nahe kommt. Sie nimmt Künstler sowohl wie Theoretiker für sich ein und viele bleiben ihr Leben lang darin befangen.“ Und endlich entläest der Autor uns aus dem vielfachen Wechsel zwischen der naturalistischen Strömung der Frühzeit, die nach Technik und Ausdruck ringt, und dem Stilismus der späteren mit einem guten Schlusswort über den Wert der Renaissancekunst: „. . . Außer dem Genuss und der Freude, die sie uns gewähren kann, wird sie uns immer ein brauchbarer Wertmesser sein für jede Art von künstlerischem Ausdruck.“

Als Anhang ist einiges zur Genealogie der Kunstgönner aus fürstlichen Häusern jener Zeit angefügt: die Päpste der Renaissancezeit, die Medici in Florenz, die Montefeltre und die falschen Rovere in Urbino, die Gonzaga in Mantua, die Este in Ferrara, die letzten Visconti und Sforza in Mailand und die Aragonesen.

Troppau. Rudolf Böck.

Die Erziehung zum Muthe durch Turnen, Spiel und Sport.

Die geistige Seite der Leibesübungen. Von Prof. Dr. Konrad Koch. Berlin, Gärtners Verlag 1900.

In der vorliegenden Arbeit des bekannten Braunschweiger Professors Dr. Koch wird der Versuch unternommen, die Leibesübungen im allgemeinen nach ihrer geistigen Seite hin in das Licht einer richtigen Beurtheilung zu stellen. Der Verf. sucht den drei Richtungen leiblicher Bewegung, dem Turnen, Spiel und Sport, über deren Wesen und Wechselbeziehung heutzutage noch so verschiedene Urtheile gefällt werden, in gerechter Weise gleich Rechnung zu tragen. Das gemeinsame Wesen ihrer wesentlichen Mitarbeit an der Erziehung zum Muthe und zur Förderung der Willenskraft sind dem Verf. Ausgangs- und Angelpunkt seiner Untersuchung. Seine Arbeit ist umso erfreulicher und willkommener, je rückhaltloser man gerade heutzutage da und dort selbst in Schulen das Turnen durch Spiel und Sport ersetzt wissen will. Der Versuch einer sachlichen Wertung der Leibesübungen gerade nach ihrer geistigen Seite hin erscheint thatsächlich bei dem heutigen Vordrängen des Sports im Leben des Volkes wie in dem der Schule als dringend geboten. Die ganze Arbeit des auch sonst im Schulwesen höchst verdienstvollen Verf.s lässt sich allenthalben als wahre Musterarbeit an. Man liest und erkennt und anerkennt überall den überlegenden und überlegenen Fachmann, der sein Urtheil aus reifer Erfahrung holt. Sehr lehrreich sind die Ausblicke auf England und die hieraus abgeleiteten Vorschläge zur Verbesserung unserer Einrichtungen. Lehrer und Schulfreunde werden da mannigfache Anregung und Belehrung finden. Auch die von der bekannten Berliner Verlagshandlung dem Buche zutheil gewordene schmucke Ausstattung verdient nur Lob und Anerkennung.

Wien. J. Pawel.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Zum deutschen Sprachunterrichte in den untersten Classen der Mittelschulen mit böhmischer Unterrichtssprache.

(Schluss.)

V. Retroversion.

Zu unserem Bedauern machten wir die Wahrnehmung, dass der *Art*, wie in der Prima und auch noch später die Übersetzung ins Deutsche geübt werden soll, nicht das angehoffte Verständnis entgegengebracht wurde, ja man fasste die Methode so auf, als wollte sie die Übersetzung aus dem Böhmischen ins Deutsche ganz verdrängen. Ein großer Irrthum. Wo bleibt die *Rückübersetzung*, die wir schon im Úvod do jazyka německého rozborem i nápodobou, I. Theil, S. 1 gleich bei der ersten Lection als Lehraufgabe anführen und in dem obgenannten Artikel (Věstník 1893, Heft 1, S. 10, Abs. 3) näher bezeichnen? Der böhmische Satz, welcher vom Lehrer aus dem Wortvorrathe und nach dem Muster eines früher durchgeübten Lesestückes zur Übersetzung aufgegeben wird, zwingt den Schüler, den Satz deutsch zu denken, und zwar in einer *gegebenen, bindenden* Form; der Satz in der Muttersprache schwebt dabei jedesmal vor, so dass der Sprechende sich gleichsam erst von den einzelnen Elementen des gegebenen Satzes loslösen muss, um den deutschen Satz in seinem ganzen Umfange zu denken und zusammenhängend herauszusagen. Auch diese Fertigkeit des Deutschdenkens auf Grund eines böhmischen Textes ist schwieriger als der *spontane* deutsche Ausdruck des eigenen Gedankens und kann nur durch jahrelange Übung erreicht werden; ja gute Übersetzungen sind eigentlich erst dann möglich, wenn die Schüler beide Sprachen recht geläufig gebrauchen können.

Beim Anfangsunterrichte muss man also darauf Bedacht nehmen, dass die idiomatischen Unterschiede der beiden Sprachen, womöglich, gemieden werden. Soll die Übersetzung den Unterricht nicht schleppend machen, so muss das Deutschdenken auch dadurch erleichtert werden, dass man dem Schüler zur Übertragung in die ihm noch nicht geläufige Sprache

solche böhmische Texte vorlegt, welche sich auf ein bereits vollkommen beherrschtes Material und auf bekannte Satzformen beschränken. Dem Ermessen des Lehrers bleibt es überlassen, ob er anfangs sich nur auf genaue Wiedergabe von bereits Bekanntem zu beschränken habe, oder auf mehrfache Änderungen eines und desselben Satzes eingehen dürfe, allerdings nur in den Grenzen der Einschränkung auf bekannten Sprachstoff. Eine consequente Behandlung dieser Übersetzungen, welche der Schüler bei der Prüfung der Lection, jedesmal zu erwarten hat, ist der mächtigste Hebel für die aufmerksame Aufnahme jedes neuen deutschen Stückes; war die analytische Arbeit im präparativen Stadium in der vorhergehenden Stunde tüchtig, dann wird auch die synthetische Übung (beim Prüfen der Lection, gut gelingen. Soll aber der deutsche Satz in seinem ganzen Umfange als sprachliche Einheit aufgefasst werden, d. h. sollen die Schüler deutsch denken lernen, dann darf der Lernende nicht über dem einzelnen Worte den ganzen Satz aus dem Auge verlieren. Was die Behandlung dieser Übungen anbelangt, geht unser Bestreben dahin, dass immer ein Gedankenganzes und nicht bloße Wörter übersetzt werden, dass der Schüler den Anfang des Satzes nicht früher hersage, bevor er dessen Grundlage (Subject und Verbum finitum) in der zweiten Sprache gedacht hat. Unter dieser Bedingung kann die Retroversion zu einer energischen synthetischen Übung werden. Der Lehrer muss, wenn der Schüler nicht den ganzen Satz wiederzugeben vermag, die genannte Grundlage des Satzes herausheben und übersetzen lassen, die anderen Satztheile werden dann nach ihrer logischen Zugehörigkeit erweiternd eingefügt. Nur der logische Zusammenhang des deutschen Satzes gibt dem übersetzenden Schüler richtigen Bescheid, welche Stelle im deutschen Satze und welche Wortform jedem Satztheile gebürt. So leiten wir die Retroversion in der I. Classe, selbstverständlich bei geschlossenem Buche; dazu bedarf es aber nicht erst gedruckter böhmischer Texte. Aus diesem Grunde gibt auch der Lehrgang von Roth-Bilý, Úvod do jazyka německého erst im zweiten Theile (für die II. Classe) S. 50 (2. Aufl.) böhmische Texte zur Übersetzung ins Deutsche. Die Einwendung, dass schon die Schüler der I. Classe bei Vorhandensein solcher Texte sich zu Hause vorbereiten würden, wäre nicht stichhaltig, denn die Retroversion in der I. Classe soll vorzugsweise eine mündliche Übung sein, welche, fleißig betrieben, endlich dahin führt, dass die Wiedergabe der im Gedächtnis aufgespeicherten gebundenen sprachlichen Gedankenausdrücke geläufig und verlässlich wird. Ohne solche Verlässlichkeit haben aber die späteren Übersetzungen zur Folge, dass die meisten Schüler nicht deutsch denken, sondern, ewig im Finstern tappend, aus der Summe der böhmischen Satzform und der deutschen Ausdrücke ein ganz neues, ein utopisches Deutsch erfinden. Z. B. „lev jest lítá šelma“ — der Löwe ist ein gegossener Spitzbube.

Wie bei der Sprechübung durch Frage und Antwort, so muss der Schüler auch bei der Retroversion sich betreffs der grammatischen Richtigkeit der Wortformen controlieren. Dies kann er aber nur

auf Grund des deutsch gedachten Satzes. Wenn dabei die schematische Übersicht der sprachlichen Erscheinungen, besonders der Biegung, dem Schüler im Geiste vorschwebt, so dient dies bedeutend zur Erlangung der Sicherheit im Ausdruck. Aber man glaube ja nicht, bei jedem vorkommenden Fehler gleich auf das Paradigma zurückgreifen zu müssen. Sagt z. B. ein Schüler: „Ich danke den Vater“, so ist es nicht nothwendig, ihn gleich sämmtliche Casus und Numerus des Wortes „Vater“ herabsagen zu lassen, sondern es reicht hin, auf die fehlerhafte Form des Artikels aufmerksam zu machen. Dabei wird der Schüler des Unterschiedes zwischen Accusativ und Dativ gewahr und verbessert den Fehler auch ohne Paradigma nach der Analogie mit vielen früher gehörten Beispielen. Sagt einer: „Bruder, kaufte mir Obst“, statt „kaufe mir Obst“, genügt die Hinweisung auf den Stamm „kauf“; sie ist kürzer und führt eher zum Ziele als eine umständliche Citierung sämmtlicher Tempora und Modi des Zeitwortes. Sagt der Schüler: „Ich heute kaufte Obst“, thut das Nöthige ein Wink auf die Grundlage des Satzes „ich kaufte“. Den Fehlern im Genus beugt man dadurch vor, dass man beim Vocabellernen sich nicht bloß mit der Nennung des Substantivs zufrieden stellt, sondern es in der ersten Zeit jedesmal mit dem bestimmten und unbestimmten Artikel sagen lässt; z. B. „die Feder, eine Feder“, und dass man später — nach Erklärung der Declination — die Kennzeichen der Biegung verlangt, also „die Feder, der Feder, die Federn“. Fehlt ein Schüler dennoch im Genus, dann führe man die Erinnerung an die lexikalischen Formen herbei, und er wird sich bald zurechtfinden. Die geistige Anschauung der Paradigmen wird, wie gesagt, von Nutzen sein, aber sie ist nicht die Sprache selbst und wird bei fortgesetzter Übung entbehrlich. An ihre Stelle treten die immer wiederkehrenden eigenen grammatikalischen Beobachtungen des Schülers, welche zu immer größerer Allgemeinheit und Einfachheit gelangen und zu schneller Synthese der Wortform wie auch des Satzes verhelfen. Wir würden diese Verallgemeinerung, Vereinfachung der Grammatik zu G r u n d r e g e l n gerne mit der Kühn'schen Benennung „Princip“ bezeichnen[1]); doch um allem Irrthum vorzubeugen, müssen wir ausdrücklich bemerken, dass solche Grundregeln n i c h t v o r h e r zu lehren sind, sondern gleichwie das Paradigma erst auf Grund von S p r a c h b e o b a c h t u n g. Das Princip muss also der Schüler auf inductivem Wege gewinnen, und bei vollkommener Vertrautheit mit demselben ergibt sich für ihn leicht und schnell die Deduction des Einzelnen und Besonderen aus dem Allgemeinen. Der entgegengesetzte Weg wäre von psychologischem Standpunkte ein Fehler.

VI. Vocabellernen.

Wir haben gesehen, wie die synthetischen Übungen im deutschen Gedankenausdruck zu behandeln sind. Der analytische Weg des präparativen Stadiums muss zur Anschauung und zum Verständnis sowohl des

[1]) Vgl. Dr. Karl Kühn, Zur Methode des französischen Unterrichtes. Wiesbaden 1883, pag. 38, Z. 2 u. ff.

Sprachstoffes als auch der Satz- und Wortformen führen; nur so ist bei der synthetischen Übung — sei es der Dialog oder die Retroversion — der Wiederaufbau der gesprochenen Gedanken und die Bildung neuer Sätze im spontanen Ausdrucke möglich. Soll aber in der synthetischen Übung der Gebrauch der richtigen Wortformen mit klarem Verständnis erfolgen, dann darf der Lehrer nicht voraussetzen, dass jedesmal selbst die beste Auffassung eines Wortes in der vorgekommenen Form (z. B. „den Bäumen") allein schon für die richtige Bildung der übrigen möglichen Formen gewährleiste.

Ebenso unverlässlich wäre der so erworbene Sprachstoff im weiteren Verlaufe zu Zwecken des freien Ausdruckes, denn in diesem kehren die Wörter nicht unverändert wieder, sondern müssen nach der jeweiligen Fassung des Gedankens und nach der zufälligen Function im Satze geformt werden. Aus diesem Grunde ist vor Eintritt der synthetischen Behandlung (also vor der Wiedergabe) jeder Lection außer der analytischen Auffassung des Satzinhaltes und außer der Abstraction der grammatischen Satz- und Wortformen noch ein Drittes nothwendig: die Wiederholung jedes Wortes als Sprachmaterials, und zwar mit Rücksicht auf dessen Bedeutung, Biegung und, wo zweckmäßig, auch auf dessen Bildung, wie es im präparativen Stadium erklärt wurde.

Lernt der Schüler die im Satze vorgekommene Form (z. B. den Dativ des Substantivs, den Indic. praesentis oder imperfecti eines Verbums) nicht auf Grund einer Vergleichung mit der lexicalen Grundform (Nom. sg., bezw. Infinitiv), so ist die Auffassung des Wortes überhaupt fraglich, da der Lernende sich des mächtigsten Gedächtnismittels, nämlich der einreihenden Analogie, entäußert. Hat z. B. ein Schüler die Dativform „den Bäumen" kennen gelernt, ohne zugleich die Grundform „der Baum" klar aufzufassen, so ist bei der synthetischen Übung die Bildung eines Nom. sg. wie „ein Bäume" nichts Auffallendes. Eine bei böhmischen Schülern oft wiederkehrende Missform ist z. B. „ich verkauftete", die uns zu dem Schlusse nöthigt, dass der Schüler die Imperfectform „ich verkaufte" las und dieselbe ohne richtige Auffassung des Infinitivs und des Indicativs praesentis für seinen Wortvorrath in Kauf genommen hat. Wird ihm jedoch das Verbum „kaufen" zugleich mit der Form „ich kaufe" und in weiterer Folge nach Vornahme des Imperfectums mit der Form „ich kaufte" anschaulich gemacht, so reiht er unwillkürlich das Verbum zu den ihm bereits bekannten Verben analoger Biegung; der gleiche Vorgang findet statt, wenn das Substantiv „der Baum" mit dem Genitive „des Baumes" und mit der Pluralform „die Bäume" gelernt wird.

Es fragt sich nun, wann die Vocabeln einzuüben und zu prüfen sind.

Gegen ein Memorieren von Wörtern außerhalb des Satzes vor der ersten Lesung und Erklärung des Stückes wurde fast von allen Vertretern der neuen Methode mit Recht Einsprache erhoben. Psychologisch richtig geht man vor, indem bei der Präparation in der Schule zuerst der Satz gelesen und dessen richtige Aussprache sichergestellt wird. Dann muss die Auffassung des Satzinhaltes erfolgen, wobei im Anfangsunterrichte nicht nur die Worterklärung, sondern auch die controlierende Übersetzung

sich als nothwendig erweisen; doch wird letztere bei gutem Fortschritte je weiter, desto entbehrlicher und beschränkt sich zuletzt nur auf die schwierigsten Stellen. Nach jedem Satze findet also die Erklärung der neu vorkommenden Wörter statt; sie bildet die Grundlage für die Bereicherung des Wortmaterials, die lexicale Grundform wird zugleich an die Tafel und in die Hefte geschrieben, Auge und Ohr werden gleichzeitig in Anspruch genommen. Die darauf folgende Übersetzung, die nicht nur den richtigen Sinn jedes Wortes, sondern auch die richtige analytische Anschauung des fremdsprachlichen Satzes bekundet, soll demnach nicht vom Lehrer gegeben, sondern von den Schülern versucht werden. Bei dieser ganzen Übung ist es von Vortheil für das stetige, ruhige Fortschreiten des Unterrichtes, wenn Lesen des Satzes, Worterklärung und etwaige Übersetzung jedesmal streng auseinandergehalten und nicht durcheinandergemengt werden.

Eine Zusammenfassung des in der Schulpräparation neu hinzugekommenen Wortvorrathes — event. Controlierung der Hefte — und dessen Abprüfen bei der Lection in der nächstfolgenden Stunde sind für die Behandlung des Lesebuches unerlässlich, sie sind aber auch die Hauptsache des sogenannten Vocabellernens. Den Schülern der untersten Classen häusliche Präparation auf ein noch ungelesenes Stück aufzugeben, gilt heutzutage wohl schon allgemein als ein Fehler. Das Abprüfen der Lection in der nächsten Stunde muss mit der Wiederholung der Vocabeln begonnen werden.

Was ferner die Art des Lernens und Wiederholens der Vocabeln anbelangt, muss man sich vor Einseitigkeit hüten, insbesondere vor dem ausschließlichen Abprüfen von zusammenhanglosen Wörtern und Phrasen. Es ist auffallend, dass noch zu unserer Zeit von dem Hersagen fremdsprachlicher Ausdrücke neben dem entsprechenden Worte der Muttersprache ein Erfolg für das Sprechenlernen erwartet wird. — Lernt ein böhmischer Schüler deutsche Wörter lediglich aus einem Wörterverzeichnisse durch Association auf Grund der Gleichzeitigkeit, so wird auch deren Reproduction zunächst auf Grund dieser Art von Association geläufig werden, aber beim Sprechen und selbst bei einer Übersetzung in die fremde Sprache tritt das Tappen nach Ausdrücken ein. Man bedenke nur, wie das Wortmaterial für spontanen Gedankenausdruck reproduciert werden muss. Soll der Lernende etwa immer übersetzen, soll er auch bei dem selbständigen Sprechen für jede Vorstellung zuerst das Wort seiner Muttersprache finden und auf Umwegen erst dem betreffenden fremden Worte nachgehen? Ein solcher Weg würde nie zum Sprechen führen. Zum Sprechen ist nothwendig, dass der Schüler mit der Vorstellung auch das Wort der fremden Sprache unmittelbar reproducieren lerne. Das ist aber ein Erfolg jahrelanger freier Ausdrucksübungen in der Fremdsprache, wobei dem Lernenden alle nur denkbaren Anlässe zur Reproduction des im Gedächtnis liegenden (gebundenen) Wortmaterials zu geben sind. Wie langsam und schwer vollzieht sich z. B. die Übersetzung der Ausdrücke jaro, léto, podzim, zima, wenn erst auf Grund des böhmischen Wortes der entsprechende deutsche Ausdruck

gesucht werden muss: jaro der Frühling, léto der Sommer, podzim der Herbst, zima der Winter. Wie leicht dagegen wäre die Vorstellung aller vier Wörter, wenn dieselbe auf Grund der oft gehörten Verknüpfung derselben unmittelbar deutsch erfolgt (Frühling, Sommer, Herbst und Winter).

Also nicht allein die einseitige Anknüpfung an das Wort der Muttersprache, nicht allein das mehr mechanische und zufällige psychologische Associationsprincip der Gleichzeitigkeit soll die Grundlage des Vocabellernens bilden; vielmehr muss man bei dieser Disciplin ein judicielles Merken bezwecken und die Reproduction der Ausdrücke in der Art üben, wie sie sich bei dem freien Denkvorgange in jeder Sprache vollzieht. Dazu eignet sich vor allem das Prüfen der Bedeutungen in ganz kurzen Urtheilssätzen, durch welche veranlasst, der Lernende die Eigenschaften der Dinge, Thätigkeiten, Vorgänge in der Natur in der zu lernenden Sprache bezeichnet, ferner einen Begriff in Beziehung zu einer ganzen Gruppe sachlich verwandter Vorstellungen bringt, Ähnlichkeit und Gegensatz hervorhebet, kurz, keine Art der Verknüpfung der Begriffe im vorhinein ausschließt. Es sei aber ausdrücklich hervorgehoben, dass sich derlei onomatische Übungen nur im Kreise des bereits analytisch erworbenen Wissens bewegen dürfen.

Aber diese Art des Vocabelprüfens muss nicht einzig und allein vor dem Reproducieren des Lesestückes als Lection vorgenommen werden, sondern sie kann auch recht zweckmäßig bei der späteren Recapitulation mehrerer Stücke wiederkehren. Die öftere Wiederauffrischung der durchgeübten und insbesondere der memorierten Lesestücke früherer Lectionen wird durch einzelne Fehler noch oft zu klärender Sichtung und Befestigung des Wortmaterials Anlass geben. Sie ist eben zur Erwerbung des Sprachstoffes für spontanen Ausdruck geeignet, indem das Wiederdenken eines bereits inhaltlich und formal beherrschten Gedankens nicht mehr eines Behelfes der Muttersprache bedarf und eben darum dem Gedächtnis bei häufiger Wiederholung feste Anhaltspunkte zur Verfügung stellt. Die Erfahrung lehrt, dass auf diese Art auch der Sinn für Unterscheidung von Synonymen und für Festhaltung jeder einzelnen Bedeutung geweckt wird. Wenn endlich der Lehrer dort, wo es für die Auffassung der Bedeutung zweckmäßig erscheint, es verstanden hat, bei den Schülern die Erkenntnis der etymologischen Verwandtschaft einzelner Wörter herbeizuführen, so gibt er einen weiteren Behelf zur Associierung und Reproduction der Ausdrücke innerhalb der zu lernenden Sprache. Wenngleich solche Übungen sehr langsam vor sich gehen und, um die Schüler nicht zu ermüden, mit Maß vorgenommen werden müssen, so ist doch ihr Nutzen für die spätere geläufige Handhabung der Ausdrücke weit größer als der eines mechanisch gelernten Vocabulars; es ist der einzige richtige Weg zur Beherrschung des Sprachstoffes.

VII. Orthographie.

Wie sollen die schriftlichen Übungen zweckmäßig gehandhabt werden? Auf der untersten Stufe können dieselben nur eine schriftliche Wiedergabe des analytisch (und möglichst auch synthetisch) durch-

geübten Aufsatzes sein, mit anderen Worten: orthographische Übungen; hingegen das Niederschreiben eines nicht früher mündlich sichergestellten Stoffes muss für eine spätere Zeit aufgespart bleiben. Der Elementarunterricht in der Muttersprache weist uns hier den einzig richtigen Weg. Wenn die Schüler der Volksschule mündliche Sprechübungen in ihrer Muttersprache durchmachen müssen, bevor der Schreibunterricht beginnt, und wenn die Unterscheidung von Wort, Silbe und Laut vorangehen muss, bevor die Schüler den Buchstaben, die Silbe und das Wort schriftlich wiedergeben lernen, so darf die Schule bei der zweiten Sprache zwar schneller vorgehen, sie kann aber keinen kürzeren Weg einschlagen. Da jede Sprache ihr eigenes Lautsystem und ihre eigene Schrift besitzt, so muss der Unterricht beides, vom Leichtesten angefangen, methodisch vorbereiten. Nur das mit Auge und Ohr beherrschte Wort werden die Schüler richtig und mit Verständnis schreiben.

In dem allerersten Stadium, wo es sich um die Aneignung der Currentschrift handelt, ist dies auch schon eine Aufgabe für den Schüler, wenn er das ihm bisher nur aus dem Fracturdrucke des Buches bekannte fremde Wort in die Currentschrift umsetzen soll; er muss das dictierte Wort richtig hören und trotz allen Abweichungen der Schrift vom Laute für jeden Laut doch den orthographisch nothwendigen Buchstaben finden.

Verbindet der Lehrer nicht die orthographische Übung mit der orthoëpischen, dann gibt es Fehler, die bald in einer vorschwebenden unrichtigen Aussprache ihren Grund haben, bald auch bei richtiger Aussprache in mangelhafter Vorstellung des gedruckten oder geschriebenen Wortbildes.

Welche Anforderungen für die Orthographie sind an das Buch zu stellen? Es möge mit einer allmählichen Einführung ins Lesen und in die Aussprache des Deutschen beginnen und so die gleichzeitige Aneignung der Regeln der Orthoëpie und der Orthographie ermöglichen. Außerdem gebe es an passenden Stellen im Anschlusse an einzelne Lectionen ganz kurze Aufsätze, die sich sogleich durch die äußere Ausstattung als Übungen über schwierigere Lautgruppen kennzeichnen.

Wie soll aber der Lehrer die Schreibübungen für die Schüler verwerten? Nach unserer Überzeugung ist das consequent geleitete Nachschreiben von Vocabeln und Sätzen nach der Tafel die erste unerlässliche Bedingung orthographischer Disciplin. Dabei ist viele Wochen hindurch der Grundsatz zu befolgen, dass jedes Wort unmittelbar vor der Schreibung von den Schülern deutlich vorgesagt und mündlich nach Schriftsilben getheilt werde; bei schwierigen Silben möge man auch die Nennung der einzelnen Buchstaben nicht scheuen. Wir geben gerne zu, dass dies vielen unserer Collegen zu compliciert, vielleicht auch zeitraubend scheinen mag; aber die Erfahrung lehrt, dass kaum etwas anderes die Mühe des Lehrers besser lohnt und zu gleichmäßig fortschreitender Aneignung der Orthographie sicherer verhilft, als dieser Vorgang. Der Grund liegt darin, dass derselbe auch wieder nur auf der nothwendigen Verbindung der analytischen und der synthetischen Geistesthätigkeit beruht. Der Schüler hört nämlich zuerst den deutschen Satz.

Er muss ihn vor allem verstehen, das heißt, er muss jedes einzelne Wort auffassen. Nun soll die Schreibung beginnen. Dem Schüler schwebt zunächst der ganze Satz in seinem Zusammenhange vor, er muss aber im Geiste wieder jedes einzelne Wort in Silben und Laute zerlegen. Wenn dieser analytische Denkprocess vor sich gegangen ist, dann erst beginnt die eigentliche Aufgabe dieser Übung, nämlich die schriftliche Darstellung der vorgenommenen Analyse; da wiederholt sich freilich langsamer und nicht für das Ohr, sondern für das Auge berechnet — derselbe synthetische Vorgang, den wir bei der mündlichen Reproduction eines Satzes beobachten können. Der Unterschied besteht eben nur darin, dass hier die richtigen Laute, dort die richtigen Buchstaben in richtige Folge zu setzen sind.

Den gleichen Weg mussten wir alle bei unseren ersten Übungen in der Schrift unserer Muttersprache durchmachen; der Umstand, dass der Gebildete in seiner eigenen und auch in einer fremden Sprache ein Wort schneller schreiben kann als der Anfänger einen einzigen Buchstaben, zeigt nur, wie Übung den Meister macht. Wie man nämlich beim Lesen mit der Zeit dahin gelangt, dass das Auge nicht erst die einzelnen Laute und Silben, sondern das ganze Wortbild rasch wahrnimmt und dass mit Blitzesschnelle auch die Vorstellung des Wortes frei wird, ebenso wird der Mensch durch tüchtige Übung instandgesetzt, beim Schreiben sich mit einemmale die Vorstellung des ganzen ungetheilten Wortbildes wachzurufen. Doch zu diesem Ziele gelangen die Schüler in einer zweiten Sprache nur durch unausgesetzte Übung; aber je weniger man den analogen Vorgang des muttersprachlichen Schreibunterrichtes zum Muster nimmt, desto mächtiger drängen sich den Schülern die tief wurzelnden Vorstellungen des Laut- und Schriftsystems seiner eigenen Sprache auf, um die klare Auffassung und Schreibung des fremden Wortes zu stören.

Alle die kleinen Mittel der verschiedenen Dictierbücher sind eitles Spiel, wenn nicht die consequente Fürsorge des Lehrers die Schüler zu häufiger schriftlicher Durchübung des gelesenen Sprachstoffes anleitet.

Zur Erzielung intensiver Aufmerksamkeit und freudig genauer Befolgung des analytisch-synthetischen Schreibverfahrens seitens der Schüler wählt man für die orthographischen Übungen, namentlich im Anfange, gern memorierte kurze Aufsätze. Es ist aber ein Missverständnis, wenn die Schüler statt des Dictates ein solches Stück aus dem Gedächtnis niederschreiben müssen, oder wenn gar zum Zwecke eines künftigen Dictates die schon durch den Druck als orthographische Übungen gekennzeichneten Aufgaben, wie Roth-Bilý I. Theil, S. 4 „Der Morgen", „Der Abend", S. 6 „Der Sommer", „Das Gewitter", S. 23 „Die finstere Nacht" zum Memorieren anferlegt werden. Zum Vortrage sind immer nur solche Stücke zu wählen, die wieder diesem Zwecke am besten entsprechen.

Die hier erörterten Grundsätze, welche schon für die Abfassung des Buches „Úvod do jazyka německého rozborem i nápodobou" von Roth-Bílý maßgebend waren und gleich bei dem versuchsweise gestatteten Gebrauche des Lehrganges im allgemeinen befolgt wurden, mögen als ein bescheidener Beitrag zur Klärung der Ideen angesehen werden. Wir setzen voraus, dass alle Lehrer, welche auf die Feststellung einer rationellen Methode Einfluss nehmen wollen, die einschlägige Fachliteratur, insbesondere aber die eingehenden Abhandlungen der Herren Münch, Ohlert, Kühn, Hornemann, Roden, Möller und Breymann u. a. mit Lust und Liebe nachgeschlagen und erwogen haben. Unter dieser Voraussetzung und im Hinblick auf die Einigung der Methode, wie sie erst auf Grund amtlicher Instructionen zu erwarten ist, würde uns das Bewusstsein beglücken, wenngleich nichts Neues gesagt, so doch das weite Gebiet neuer und älterer Versuche prüfend, im Einklange mit erfahrenen Lehrern der modernen Sprachen auf zweckmäßige Wege der Reform aufmerksam gemacht zu haben.

Prag. Julius Roth.

Entwicklung der Raumvorstellung des menschlichen Bewusstseins.

Eine psychologische Analyse von Dr. Karl Siegel. Wien 1899, 8°.

Wie jede Darstellung, welche die Entwicklung der Raumvorstellung zum Gegenstande hat, beschäftigt sich auch die vorliegende Monographie Siegels mit der Frage, was in der entwickelten Raumvorstellung als angeboren, was als erworben zu betrachten sei. Wenn der Verf. es sich zur Aufgabe gestellt hat, wie Ref. vermuthet, über diese Frage zu orientieren, so ist ihm dies gelungen, während wohl von einer eigentlichen wissenschaftlichen Bereicherung nicht gesprochen werden kann. Die Schrift gibt uns instructive Aufschlüsse über den Stand dieser viel behandelten Frage und lässt erkennen, dass der Verf. sich mit dem Studium derselben eingehender befasst hat. Wenn der Standpunkt des Verf.s im vorhinein charakterisiert werden soll, so kann man ihn als den des nicht extremen Nativismus bezeichnen, dem ja die modernen Forscher auf diesem Gebiete (Hering, Stumpf u. a.) angehören.

Dies zeigt schon der Plan der Arbeit, der Gegenstand der Einleitung ist.

Von der Voraussetzung ausgehend, dass das Räumliche ein der Empfindung in bald umfassenderem, bald beschränkterem Maße zukommendes Moment sei, will der Verf. die Empfindungen, in welchen jenes Moment besonders hervortrete, in erster Linie die Gesichts-, in zweiter die Haut- und die Bewegungsempfindungen nach der Richtung des Räumlichen hin einer psychologischen Analyse unterziehen.

Wenn der Verf. ferner in dem ersten Abschnitte, der die Gesichtsempfindnngen untersucht, davon ausgeht, dass er hell und dunkel im Sinne der Intensität der Empfindung den Farben als der Qualität gegenüberstellt, so hätte ihn Höfiers Darstellung [1]), wie Ref. glaubt, überzeugend belehren können, dass hell nnd dunkel häufig nicht Intensität, sondern Qualitätsunterschiede bezeichnet, da z. B. blau eine dunklere Farbe als gelb ist. Allerdings hat diese modificierte Ansicht keinen modificierenden, eher noch einen bestärkenden Einfluss auf die vom Verf. weiter vorgebrachte Ansicht, dass mit diesen Empfindungsdaten die Extensität verbunden sei. Beweise dafür bringt der Verf. aus dem Gebiete der Erfahrungen beim Kinde und bei operierten Blindgebornen.

Dass die Flächenvorstellung rein aus der flächenhaften Ausbreitung der Netzhaut zu erklären sei, weist wohl der Verf. mit Recht zurück. Aber ob die im Vergleiche mit den Gehörsnerverregungen mehr stabile Natur der Netzhauterregungen hinreichender Grund für die räumliche Auffassung sei, wie der Verf. will, scheint Ref. doch zweifelhaft, vielmehr richtiger die Auffassung, dass bei örtlich verschieden gereizten Netzhautstellen auch die entsprechenden Empfindungen verschieden den Raum bestimmen, wobei gar nicht nothwendig eine neue Mythologie eingeführt ist, welche von sich selbst empfindenden Netzhautpunkten spricht. Allerdings, dass bei der entwickelten Flächenvorstellung auch die Erfahrung einen Antheil hat, hat Höfler an einigen Fällen der Täuschung und Berichtigungen von falscher Auffassung gezeigt [2]).

Um nun das „Empfindungs-Mosaik der Netzhaut“ von dem „Sehfeld, wie es sich uns darstellt“, zu scheiden, bespricht der Verf. im folgenden die Function der Netzhaut, den Vorgang der Accommodation, die Structur der Netzhaut, den Begriff des Sehfeldes, der Gesichtslinie, Netzhautgrube, den blinden Fleck und den Mariotte'schen Versuch. Aus den Erscheinungen des blinden Fleckes folgert dann der Verf. die Transformation der durch die erregten Fasern des Sehnervs dem Gehirne übermittelten Erregungen in entsprechende Bewusstseinserscheinungen, Raumbilder.

Die eigentlich psychologischen Thatsachen werden aber durch die Projectionstheorie, welcher sich der Verf. anschließt, und derzufolge jeder einem Punkte des Sehfeldes entsprechende Netzhautpunkt wieder auf den Punkt jenseits des Leibes dem Richtungsstrahle entlang projiciert wird, nicht erklärt; denn wir haben weder eine Empfindung von der gereizten Netzhautstelle, noch auch von der Richtungslinie, anderseits zeigt der das Gesetz der identischen Sehrichtungen illustrierende Hering'sche Versuch, dass die Anordnung der Dinge im Sehraume eine solche ist, als wenn wir die wirklichen Dinge in der Medianebene des Kopfes sehen würden [3]).

---

[1]) Psychologie, S. 111.

[2]) a. a. O., S. 330.

[3]) Vgl. Hering, Raumsinn des Auges. V. Cap. Gesetz der ident. Sehrichtungen, und Höfler, Psych., S. 291.

Die Ausgestaltung des Sehfeldes erfolgt nun nach des Verf.s Darstellung dadurch, dass die zunächst, beim Kinde und beim Blindgebornen, nachweisbaren atypischen Augenbewegungen durch das Streben nach directem Sehen bezweckt gemacht werden, so dass also das Sehen die Bedingung des Zustandekommens geregelter Augenbewegungen und nicht umgekehrt sei. Um die Wichtigkeit der Augenbewegungen für die feinere Gliederung und Ausmessung des Sehfeldes darlegen zu können, gibt der Verf. eine Beschreibung des Zustandekommens der Augenbewegungen, bespricht dann das Listing'sche Gesetz, das beim Fernsehen genau wirke, beim Nahesehen aber nur modificiert gelte.

Dann folgt eine Betrachtung des zur Drehung dienenden Apparates des Auges und des durch dieselbe zustande kommenden Blickfeldes, sowie der Bedeutung der Augenbewegungen auch für die qualitative Vervollständigung des Sehfeldes, für die Erkenntnis der Grenzen, des Umrisses, der Fläche.

Als optisches Maß für die Entfernungen zweier Punkte gilt dem Verf. die Zahl der Lichteindrücke beim Dahingleiten des Blickes von einem Punkte zum anderen und nicht die Muskelempfindungen, wie Wundt will. Statt von der „Zahl“ wäre freilich richtiger von der Menge eben noch unterscheidbarer „Lichteindrücke“ zu sprechen. Daran schließt sich eine Darlegung der irrigen Messungen einer leeren neben einer ausgefüllten Strecke, ungetheilter Winkel neben nicht ungetheilten usw. Die Erscheinung wird daraus erklärt, dass in denjenigen der angeführten Fälle, wo mehr Lichteindrücke die Aufmerksamkeit mehr in Anspruch nehmen, eher eine Überschätzung, im anderen Falle eher eine Unterschätzung stattfindet. Ob nun in Lichteindrücken oder in Muskelempfindungen der Maßstab zu suchen ist, in jedem Falle ist hier nicht die Schuld in der Empfindung, sondern in der irrigen Beurtheilung derselben zu suchen; es wäre daher besser von einem „uns scheinen“, als von einem „erscheinen“ zu reden, wie es der Verf. thut. Überhaupt wäre das bessere Hervorheben der irrigen Urtheile hier instructiver gewesen. Sehr anschaulich ist im folgenden die Unterscheidung von Ruhe und Bewegung mit Hilfe der Augenbewegungen dargelegt.

Im weiteren gibt der Verf. eine beschreibende Analyse der Tiefenwahrnehmung und des Körpersehens in der Weise, dass er zunächst am Kinde und dann am Blindgebornen nachzuweisen sucht, dass man bei beiden höchstens von einer unentwickelten, aber nicht von einer gänzlich mangelnden Tiefenempfindung sprechen könne, dass daher ursprünglich auch in der Gesichtsempfindung ein Hintereinander enthalten sei. Die folgende Erörterung sucht nun die Daten der Erfahrung auf, welche hinzukommen, um die Tiefenvorstellung zu vervollkommnen, nämlich die Wirkung der Luftperspective, die scheinbare Größe als Maß für die Entfernung von Gegenständen mit bekannter Größe, Fortsetzung der Conturen und Färbung der Flächen, die Orientierung durch Beleuchtung und Schattenvertheilung u. a. m. Dann geht der Verf. auf die Vortheile des binocularen Tiefsehens vor dem monocularen mit Bezug auf die Tiefenvorstellung des näheren ein.

Nach seiner Darstellung beruht der Eindruck des Körperlichen im wesentlichen nur auf der Verschiedenheit der beiden Netzhautbilder. Von dem Hering-Greef'schen Versuche mit den bald hinter, bald vor einem fixierten Gegenstande fallenden Kugeln, der dem Verf. die in dem binocularen Sehen liegende Empfindung für Tiefenunterschiede nachweist, ausgehend, antwortet er auf die Frage, wie es komme, dass wir bei doppelten Netzhautbildern nicht alles doppelt sehen. Die Erklärung gibt der Verf. in dem auf entsprechende Versuche hin sich ergebenden Satze: „Jeder Punkt, der sich auf correspondierenden oder nahe correspondierenden Punkten der Doppelnetzhaut abbildet, wird einfach, jeder andere wird doppelt gesehen". Bei dieser Fassung des Gesetzes läuft man allerdings Gefahr, in Tautologie zu verfallen, wenn die Definition der correspondierenden Punkte als nicht hinreichend sich ergäbe.

Zunächst werden die freiesten Punkte einfach gesehen, dagegen nahe bei unserem Auge gehaltene Gegenstände bei gleichzeitiger Fixierung eines anderen doppelt gesehen, so lange der Gegenstand nahe bleibt. Entfernt er sich immer mehr, so werden wir endlich nur Einen Eindruck haben, weil dann die an sich disparaten Netzhautbilder nicht allzusehr von correspondierenden Netzhautbildern abweichen. So wird die Größe der Disparatheit das Maß der Entfernung des denselben veranlassenden Raumpunktes vom jeweiligen Fixationspunkte. Wie nun dieser Erklärung gegenüber hervorgehoben werden muss, dass nicht bloß die fixierten Punkte, sondern auch die nicht fixierten Punkte innerhalb der „Kernfläche des Sehraumes" einfach gesehen werden, so fällt es anderseits auf, dass namentlich zur Erklärung der correspondierenden identischen Punkte, des Einfachsehens des fixierten Punktes immer wieder die oben schon erwähnte Projectionstheorie und nicht das Hering'sche „Gesetz der identischen Sehrichtung" zur Anwendung gelangt.

Die Frage, welchen Antheil die Hautempfindungen, d. h. die beim Berühren einer Stelle der Leibesoberfläche entstehenden und die Bewegungsempfindungen an der Raumvorstellung haben, beschäftigt den nächsten Abschnitt.

Die Weber'schen Zirkelversuche beweisen nach der Darstellung des Verf.s, dass die Vorstellung der Ausdehnung mit dem Inhalte der Hautempfindung zwar gegeben, aber nicht, namentlich wegen der fehlerhaften Orientierung durch dieselbe in Bezug auf Größe und Gestalt der Flächen, zur Weiterentwicklung der Raumvorstellung geeignet seien. Geeignet zur richtigen Orientierung werde die Hautempfindung erst durch die mit ihr verbundenen Muskel- und Bewegungsempfindungen. Diese Verbindung führe auch erst zur Vorstellung der eigenen Leibesoberfläche, indem die Empfindungen zweier gleichzeitiger Hauptempfindungsgruppen ausgelöst werden. Das Maß für den Abstand zweier Hautstellen sei die Zahl der zwischen diesen liegenden reproducierten Punkte, darum erscheine auch der Abstand größer bei größerer Empfindlichkeit der Hautstelle.

Mit der Körpervorstellung ist ein Ausgangspunkt für räumliche Orientierung gewonnen. Den Abstand 0 zeigen Objecte, die nur Haut-,

einen größeren, die zugleich Bewegungsempfindungen hervorrufen. In dieser Hinsicht wird die Bewegung der Arme, der Hände, der einzelnen Finger u. a. besprochen. Dazu kommt, dass auch die passive Bewegung unseres Körpers in verschiedener Hinsicht, wie aus Versuchen sich ergibt, empfunden wird.

Damit ist die Grenze dessen erreicht, was an Raumvorstellung nur durch directe Sinnesempfindung gewonnen wird. Über diese Grenze hinaus, u. zw. weit über dieselbe, führt Association und Reproduction, wie der Verf. in dem letzten Abschnitte zeigt.

Unter den so gewonnenen Erfahrungen sind zwar die an den Gesichtssinn sich ausschließenden die bedeutendsten, dürfen jedoch die an andere Sinnesempfindungen anknüpfenden nicht unterschätzt werden. So finde auf dem Vorgange der Reproduction und Association beruhende Umsetzung der Gesichts- in Tastbilder oder der Tast- in Gesichtsbilder statt, ebenso auch Reproduction der Gesichtsbilder untereinander. Durch diese und noch andere Vorgänge, wie die Reproduction bei der Luftperspective, bei scheinbar mit der Größe der Entfernung veränderlicher Größe des Gegenstandes u. a. komme sozusagen eine Objectivierung des Raumes zustande. In dem entwickelten Raumbewusstsein aber setze ein Idealisierungsprocess der gewonnenen Raumvorstellung ein, durch den man dazu gelange, die Form mit Außerachtlassung des Inhaltes zu betrachten; „nur das Nebeneinander“ leite zur Vorstellung der Linie, der Fläche usw. Warum die Vorstellung eines unendlichen Raumes so spät erst, wie sich erweisen lässt, zur Geltung komme, sucht der Verf. zu begründen und zeigt, wie sich aus der Vorstellung des beschränkten Raumes durch die Erkenntnis, dass „eine unter gegebenen Umständen geschlossen erscheinende Gesammtheit von „Neben-“ und „Hintereinander“ noch jenseits der wahrzunehmenden Grenzen ein „Neben“ und „Hinten“ besitzt, die des unendlichen entwickle. Dabei hätte aber der Verf. nicht versäumen sollen, darauf hinzuweisen, wie aus der anschaulichen und directen Vorstellung des beschränkten Raumes und mit Hilfe derselben erst die indirecte des unendlichen Raumes entstehe. Denn diese Erwägung lässt klar erkennen, warum nicht, wie Kant will, das ursprünglich Gegebene der unendliche Raum sei, aus dem die Vorstellung des endlichen Raumes entstehe.

Wien. Gustav Spengler.

Dr. A. Huther, Die psychologische Grundlage des Unterrichtes. (Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogischen Psychologie und Physiologie, herausgeg. von H. Schiller und Th. Ziehen, II. B. 6. H.), 83 SS. Pr. 2 Mk.

Wer gewöhnt ist, erst Stichproben vorzunehmen, bevor er sich in die Lectüre einer Arbeit vertieft, könnte in Versuchung geführt werden, diese Abhandlung ungelesen bei Seite zu legen, in der Meinung, dass

sie nichts Neues enthalte (vgl. z. B. S. 72 f. über die Anwendung der inductiven Methode) oder noch nicht hinreichend erwiesene Hypothesen stütze (vgl. S. 29 und die Anm. S. 28 über die Erklärung der Gedächtnisfunction, oder kurzweg mit Althergebrachtem breche (vgl. S. 5 über logische Schulung, S. 6 über formalbildende Lehrfächer).

Wer sich aber über diese Einzelheiten hinwegsetzt, wird an dieser Abhandlung großen Genuss haben und aus der Lectüre derselben reichlichen Gewinn ziehen. Da uns jedoch die Psychologie im Dienste des Unterrichtes ein weites Feld geistiger Beobachtung eröffnet, müssen wir uns hier auf die Wiedergabe der Disposition beschränken, womit wir uns umso mehr bescheiden können, als es wünschenswert erscheint, dass möglichst viele diese vortreffliche Abhandlung durch eigene Lectüre kennen lernen.

Der Verf. unterscheidet die Stufe der Wahrnehmung und die Stufe des Denkens. Erstere wird erreicht a) durch associative Verschmelzung der Sinnesempfindungen (Perception), b) durch Assimilation der Vorstellungen (Apperception), c) durch Complication und d) durch Association (vermöge des Gedächtnisses). Die so erworbenen klaren Vorstellungen werden durch das Denken verarbeitet, und zwar entweder I. durch einfache Functionen, sei es a) synthetischer Natur, b) analytischer Natur, oder II. durch die zusammengesetzten Functionen a) der Induction oder b) der Deduction.

Aussig. Dr. G. Hergel.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Grundriss zur Geschichte der Philosophie. Von Dr. E. Lagenpusch. Erster Theil: Alte Philosophie und Mittelalter. Breslau 1900. 157 SS.

Wer das unscheinbare Büchlein in Kleinoctav, das die Philosophie des Alterthums und des Mittelalters im Grundriss enthält, in die Hand bekommt, mag vielleicht denken: Was kann auf so engem Raume geboten werden? Und vielleicht legt er es zur Seite, ohne es weiter zu würdigen. Wer sich aber der geringen Mühe unterzieht, es von Anfang bis zu Ende zu lesen, wird seine Freude haben an diesem einzig in seiner Art dastehenden Werkchen. Es kann als Excerpt eines guten, ausführlichen Werkes über Geschichte der Philosophie im Alterthum und Mittelalter angesehen werden; es orientiert leicht und völlig ausreichend über das genannte Gebiet und entbehrt durchaus nicht der selbständigen Auffassung und der wissenschaftlichen Darstellung. Die Übersicht ist eine treffende, die Bedeutung der einzelnen Philosophen und Philosophenschulen, sowie das Gemeinsame und Unterscheidende der letzteren wird nach allen Seiten beleuchtet; überall sehen wir den mit dem Gegenstande vertrauten Kenner, der nicht selten auf die neuere Philosophie kurz verweist und durch Citate aus den Werken moderner Philosophen den jeweiligen Gegenstand prägnant charakterisiert. Die alte Philosophie nimmt natürlich den Haupttheil der Darstellung ein (116 SS.); unter den Philosophen des Alterthums fällt der Löwenantheil selbstverständlich Plato (mit 28 SS.) und Aristoteles (mit 25 SS.) zu. Aber auch das Mittelalter findet eine ausreichende, orientierende Behandlung. Die Charakteristik der Nominalisten und des Nominalismus einerseits und der Realisten und des Realismus anderseits (S. 138 und S. 140) könnte allerdings leicht zu einem Missverständnisse führen.

Die Druckeinrichtung ist ganz zweckentsprechend; die griechischen Citate aber sind nicht völlig frei von Druckfehlern.

Wien. Joh. Schmidt.



Österreichische Mittelschule. XIV. Jahrg., II. u. III. Heft. Wien, Alfred Hölder 1900.

Die Verhandlungsgegenstände des VII. deutsch-österreichischen Mittelschultages, welcher zu Ostern d. J. in Wien stattfand, erregten bekanntlich durch die ihnen innewohnende Bedeutung weitreichendes Interesse.

Aus diesem Grunde sei an dieser Stelle auf das jüngst erschienene Doppelheft der Österreichischen Mittelschule aufmerksam gemacht, welches nicht bloß einen möglichst getreuen Bericht aus der Feder des Prof. Feodor Hoppe über den Verlauf des Mittelschultages enthält, sondern auch einzelne der hiebei gehaltenen Vorträge zum Abdrucke bringt.

Gerade der letztere Umstand aber, dass eben diese Vorträge, welche den Gegenstand eingehender Discussionen bildeten, nunmehr ihrem vollen Wortlaute nach vorliegen, verleiht dem erwähnten Hefte einen besonderen Wert. Denn durch diese Vorträge wurden manche Fragen aufgerollt, welche die verschiedensten Seiten unseres Schullebens aufs innigste berühren und deren Bedeutung schon dadurch gekennzeichnet ist, dass sie nicht etwa ihre Erledigung in einer fix und fertig gebrachten Resolution fanden, sondern dass ihre Lösung zum Theil von weiteren literarischen Vorarbeiten abhängig gemacht wurde. Es sei in dieser Richtung vor allem an den gehaltvollen Vortrag des Directors Dr. Eduard Martinak über das Prüfen und Classificieren erinnert, welcher nicht bloß am Mittelschultag selbst die lebhafteste Discussion erweckte, sondern auch weit über die Grenzen der Schule hinaus berechtigtes Aufsehen erregte. Eben dieser Vortrag „Psychologische Untersuchungen über Prüfen und Classificieren" erscheint demnach auch an der Spitze des Doppelheftes abgedruckt. Diesem sind in weiterer Folge angereiht die Vorträge: „Der geographische Unterricht im österreichischen Lehrplan" von Dir. Dr. Georg Juritsch, „Über die französischen und englischen Fortbildungscurse für die neusprachlichen Lehrer an Mittelschulen" von Prof. Al. Seeger, „Die Bedürfnisse unserer Schülerbibliotheken und Lehrmittelsammlungen" von Dir. Dr. Wendelin Toischer, „Vorschläge zur Einführung einer allgemeinen Versicherung der Activitätszulage für die Pension" von Prof. Georg Schlegl.

Andere Vorschläge von gleichfalls allgemeinem Interesse sind in dem Berichte über den Mittelschultag selbst aufgenommen. So der Vortrag des Prof. Dr. Karl Wotke „Über die Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte", in welchem Ziel und Zweck dieses Vereines dargelegt und mit warmen Worten zur besonderen Unterstützung der österreichischen Gruppe aufgefordert wird; ferner der Vortrag des Prof. A. Sobota über die „Errichtung von Studentenconvicten im Lichte der Praxis", der Vortrag des Directors Franz Kemény über den „Kampf gegen die Sinnlichkeit", der des Prof. Dr. A. Polaschek über den „Lehrermangel an Mittelschulen".

Wenn wir weiter erwähnen, dass noch ein guter Theil von Vorträgen, welche am VII. Mittelschultage gehalten wurden, in dem besprochenen Hefte wenigstens im Auszuge gebracht sind — ein Theil derselben musste behufs vollständiger Veröffentlichung den nächsten Heften der Mittelschule vorbehalten bleiben, — so erscheint dessen Inhalt zur Genüge als reichhaltig charakterisiert.

Trotzdem ist hiemit der Inhalt des Doppelheftes noch bei weitem nicht erschöpft. So füllen einen bedeutenden Raum desselben die Berichte über die Thätigkeit der einzelnen Zweigvereine, welche ein erfreuliches Bild von deren wetteiferndem Bemühen um die Hebung des Mittelschullehrstandes in geistiger und sachlicher Beziehung gewähren. Im besonderen möchte aber der Ref. auf die Verhandlungen der „Mittelschule" und „Realschule" in Wien hinweisen, die auch ein allgemeineres

Interesse beanspruchen dürften. So bringt der Bericht des Vereines „Mittelschule“ in Wien das ausführliche Referat des Prof. Guido Ritt. v. Alth über die neuen Lehrpläne für Mathematik und Physik am Obergymnasium nebst der Discussion, die sich daran knüpfte und welche durch den Umstand, dass sich hervorragende Fachmänner der Mittel- und Hochschule sowie Vertreter der hohen Unterrichtsbehörde an ihr betheiligten, nicht bloß an sich großes Interesse gewann, sondern auch die Vorzüge der neuen Lehrpläne in die rechte Beleuchtung rückte.

Von nicht geringerem Interesse ist auch der vorläufig noch nicht abgeschlossene Bericht über die Besprechung der neuen Maturitätsprüfungsverordnung für Realschulen, welche in dem Vereine „Realschule“ in Wien gehalten wurde und die gleichfalls dadurch eine erhöhte Bedeutung erfuhr, dass zur Begründung einzelner Bestimmungen Vertreter der hohen Unterrichtsbehörden wiederholt das Wort ergriffen.

Schließlich dürfte, um nur noch eines zu erwähnen, für manche Lehrercollegien der Abdruck des XIX. Protokolls der archäologischen Commission für österreichische Gymnasien (S. 232 ff.), sowie das an einer anderen Stelle des Heftes veröffentlichte Normalverzeichnis der archäologischen Anschauungsmittel nicht unwillkommen sein.

Wien. Leopold Eysert.

Meinrad Helmpergers Denkwürdiges Jahr. Eine Erzählung von E. von Handel-Mazzetti. Mit Originalzeichnung von Prof. J. Reich. Stuttgart u. Wien, Jos. Roth'sche Verlagshandlung 1900. 610 SS. Preis br. 5 Mk. 80 Pf., geb. 7 Mk. 20 Pf.

Unter diesem Titel birgt sich eine romanhafte Erzählung aus dem beginnenden 18. Jahrhundert, in deren Mittelpunkt die Bekehrung eines lutherischen Knaben, eines Atheisten Sohnes steht. Der Stoff mag in seinen Grundlagen auf klösterliche Quellen (Chroniken, Tradition) zurückgehen, auch historische Einzelheiten und Localfarben wurden verwertet, in der Hauptsache ist er gewiss freie Erfindung.

Das umfangreiche Werk zerfällt in zwei Haupttheile. Der erste spielt fast ausschließlich im Kloster Cremifanum, d. i. Kremsmünster, der zweite vorwiegend in Berlin. Ein frommer, schlichter Mönch mit kindlichem Gemüth, namens Meinrad, und das früher erwähnte Kind bilden das Bindeglied. Die Geschichte ist mit unleugbarem Talent abgefasst; der Verf. weiß zu interessieren und zu erwärmen. Der schwächste Theil mag in der Composition liegen (z. B. loser Zusammenhang der beiden Theile, umständliche Briefe statt Erzählung, Wiederholung der Motive), auch die große Breite verschuldet ermüdende Partien. Dagegen in der wechselvollen Charakterzeichnung und in zahlreichen Details der Erzählung dürfte H.-M. jeden Leser zu fesseln wissen. Freilich für den jugendlichen Leser (und eine Jugendschrift soll es doch wohl in erster Linie sein?) wünschte ich manche Änderung. Gewisse Derbheiten, unerquickliche Reden, besonders grasse Scenen mögen ja — objectiv betrachtet — als dem Stoffe eigen hingenommen werden, doch wer für die Jugendlectüre heikle Grundsätze aufstellt, wird an vielen Stellen des Buches Anstoß nehmen. Da wäre eine Milderung des Ausdruckes oder der Darstellung zu empfehlen. Anderes wieder ist überaus zart, innig, ja rührend und ergreifend geschrieben. — Valentinis Handlungsweise finde ich zu wenig motiviert, ein Charakter wie Margarete Thielemann ist schier

unmöglich und verdirbt geradezu eine der effectvollsten Stellen. Auch der sogenannten poetischen Gerechtigkeit dürfte in den Augen der Jugend mehrmals zu wenig entsprochen sein.

Stilistisch ist das Werk ungleichwertig. Dialog herrscht vor, stellenweise steigert sich dieser zu dramatischer Lebendigkeit. Besonders gut gelingen dem Verf. die kindlichen Scenen, dagegen machen die Gespräche höherer Gesellschaftskreise zuweilen den Eindruck der Unbeholfenheit. Das häufige Einmischen fremdsprachlicher Wörter und Reden kann ich trotz gewisser Erklärungsgründe nicht als schön bezeichnen. Auch dem Verständnisse des Zusammenhanges können sie abträglich werden. Das letztere gilt auch von manchen gelehrten Anspielungen, die ohne erklärende Fußnote geblieben sind. Da die Sprache (besonders der Briefe) gern alterthümliche Ausdrucksweisen verwendet, so kann man an sie — sowie an die Orthographie — nicht den gewöhnlichen Maßstab anlegen.

Aber auch abgesehen davon gähe es hier manches zu verbessern. Eigentliche Druckversehen begegnen selten. Typisch ist das Buch gut ausgestattet.

Idee und Tendenz der Erzählung sind durchsichtig; schon das Titelbild bereitet die religiöse Stimmung vor. Theologische Fragen, Glaubensmeinungen, philosophische Disputationen, welche ganze Seiten füllen, erklären sich zwar aus der Natur des Stoffes, kommen aber der Erzählung als solcher nicht zugute. Dass der Geist der Liebe, Duldung und Versöhnung besonders verherrlicht wird, gereicht der Dichtung zur größten Zierde.

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

Programmenschau.

86. **Lanznaster, Prof. P. Franz Anton, Alois Flir. Eine biographisch-literarische Studie.** (Fortsetzung und Schluss.) Progr. des k. k. Franz Joseph-Gymn. der Franciskaner zu Hall 1898 u. 1899, 61 u. 97 SS.

Die beiden Haller Programmaufsätze der Schuljahre 1897/98 und 1898/99 bilden die Fortsetzung und den Schluss der im Bozener Programm von 1896/97 begonnenen biographischen Skizze desselben Verf.s über den im Jahre 1859 als Rector des Hospizes Sa. Maria dell' Anima und Uditore della Sa. Rota Romana in Rom gestorbenen Tiroler Schriftsteller Alois Flir[1]).

Der Verf. behandelt hier in den Abschnitten VIII—XII seiner inzwischen auch in Buchform in Innsbruck bei Wagner (1899) mit Nachträgen erschienenen Studie Flirs Thätigkeit als Professors der alten Sprachen und der Ästhetik an der Innsbrucker Universität (1835—1853), dessen Stellung im geistigen Leben Tirols neben und zu Adolf Pichler, Johann Senn, Johann Schuler, Hermann v. Gilm, Beda Weber, Pius Zingerle u. a.; die von ihm ausgegangene Förderung der Lectüre deutscher Classiker; dessen Werke „Bilder aus den Kriegszeiten Tirols" (1846), das Drama „Regnar Lodbrok" (1845 vollendet, 1865 gedruckt), seine „Vor-

[1]) S. Bd. 1899, S. 846 dieser Zeitschrift.

lesungen über Goethes 'Faust'" (1851) und die „Briefe über 'Hamlet'" in der Zeitschrift „Phönix" von 1850/1, sowie den „Beitrag zur Geschichte Tirols im XIX. Jahrhundert" (1853), welcher die Geschichte der sogen. Manharter Bauernsecte des Brixenthales erzählt; ferner Flirs Berufung nach Wien durch den Unterrichtsminister Grafen Leo Thun (Februar 1853) und die ihm zugedachte Aufgabe bei der beabsichtigten Reform der österreichischen Universitäten, eine Sendung, die ihn während eines achtmonatlichen Wiener Aufenthaltes mit zahlreichen hervorragenden Persönlichkeiten, wie Jäger, Bonitz, Grysar, Helfert, Rauscher, Fessler, Günther, Sebast. Brunner u. a. in mannigfache Berührung brachte, von der die gedruckten und vom Verf. benutzten handschriftlichen Briefe interessante, mit Geschick gewählte Zeugnisse geben: den Beschluss bildet Flirs Berufung an die Anima nach Rom (October 1853), die von ihm mit Hilfe der Cardinäle Rauscher und Reisach durchgeführte Reform dieses Institutes und die Darstellung von Flirs Leben in Rom, das ihn namentlich mit bedeutenden Künstlern (wie Cornelius, Overbeck, Flatz, Wörndle) in Verkehr setzte.

Eine sehr interessante Episode in diesem Gelehrten- und Priesterleben bildet Flirs Thätigkeit als Mitglied des deutschen Parlamentes in der Paulskirche in Frankfurt a. M. im Jahre 1848, besonders sein mannhaftes Auftreten gegenüber den Sonderbestrebungen der Wälschtiroler.

P. Lanznaster hat sich durch seine Arbeit ein Verdienst um die Geschichte seines engeren Vaterlandes Tirol, aber auch um die Geschichte der Literatur und des geistigen Lebens in Österreich erworben, das Anerkennung und Nacheiferung verdient. Diesem Verdienste gegenüber sollen Härten des Stils und sprachliche Absonderlichkeiten, sowie einige Flüchtigkeiten in Namen u. dgl. nicht allzusehr betont werden; dies umso weniger, als solche kleine Gebrechen bei der nächsten Auflage der Buchausgabe, die hoffentlich bald erfolgt, sich leicht werden verbessern lassen.

Wien. Dr. K. F. Kummer.

---

87. **Nuckowski Jan, T. J., Zasadniczy punkt wyjścia w badaniu filozoficznem (Der principielle Ausgangspunkt in der philosophischen Forschung).** Progr. des Jesuitengymn. zu Bąkowice bei Chyrów 1898. Przemyśl, 49 SS.

Die Hauptgedanken dieser gut geschriebenen Abhandlung sind folgende: Für jede Wissenschaft ist eine feste Grundlage unentbehrlich; nur die Philosophie scheint sich um ihre Fundamente nicht zu bekümmern und doch würde sie Luftschlösser bauen, wenn sie auf keiner unumstößlichen Wahrheit fußen könnte. Eine solche grundlegende Wahrheit findet schon der heil. Augustinus in der Gewissheit unserer eigenen Existenz. Diesen Gedanken hat später Descartes wieder aufgegriffen und zum Ausgangspunkt der neueren Philosophie gemacht, indem er damit seine Lehre von der Evidenz verknüpfte. Leibnitz stellt neben das Aristotelische Princip der Widerspruchslosigkeit das des ausreichenden Grundes. Was die Kant'sche Vernunftkritik anbelangt, schließt sich der Verf. denjenigen Forschern an, die sie im großen und ganzen für einen Fehlgriff ansehen. Nach Balmes und anderen Neo-Scholastikern, denen auch der Verf. sich zugesellt, bilden die „Fundamente der Philosophie": Das Selbstbewusstsein und die zwei Principien der Widerspruchlosigkeit und der Evidenz.

Im dritten Abschnitte der Abhandlung werden die zuletzt angeführten Principien, die der Verf. sich zueigen gemacht, in populärer

Weise auseinandergelegt und zugleich der subjective Idealismus, der Skepticismus und der Agnosticismus als unbegründete Hypothesen abgewiesen. Im vierten (und letzten) Abschnitt findet der Verf. das Kriterium der Wahrheit in der Evidenz.

Die Darstellung ist stellenweise etwas zu breit und mit ganz überflüssigen Redensarten ausstaffiert: so wird z. B. Aristoteles „der geistige Enkel des garstigen athenischen Philosophen" genannt (S. 12).

Lemberg. Dr. Alexander Pechnik.

88. Orszulik Karl, Beispiele zur griechischen Syntax aus Xenophon, Demosthenes und Platon gesammelt. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Teschen 1898, 8°, 38 SS.

„Um leicht möglichen Missverständnissen vorzubeugen", verbreitet sich der Verf. dieser Auswahl von Beispielen, die er den in der Schule zumeist gelesenen Schriften der genannten Autoren entnommen hat, im Vorworte des weiteren über Zweck, Umfang und Einrichtung seiner Sammlung. Der Zweck, der dahin definiert wird, „ein Material zur Einübung und Wiederholung der Syntax des attischen Dialektes zu bieten", wird wohl keinem Missverständnisse, aber einigen Bedenken begegnen, da es der Verf. unterlassen hat, darzulegen, wie er sich eine Verwendung seiner Sammlung im Rahmen des Unterrichtes vorstellt, und weiter die Frage zu beantworten, ob die Sammlung einem dringenden Bedürfnisse des Unterrichtes zuhilfe kommt. Ref. ist der Überzeugung, dass eine richtige Methode sehr wohl eines solchen Hilfsmittels entrathen kann. Denn ein praktischer Unterricht in der griechischen Syntax leitet den Schüler nach dem inductiven Verfahren an, aus Beispielen die Regeln zu abstrahieren, wobei es nicht ausbleiben kann, dass bei gegebener Gelegenheit der Schüler ähnliche Beispiele, die in der absolvierten Lectüre vorgekommen sind, oder mindestens die Fundstätten derselben reproduciert. S. im übrigen: A. Setunsky, Zur Methode des fremdsprachlichen Unterrichtes an unseren Gymnasien. Zts. f. österr. Gymn., 48. Jahrg. (1897), S. 673 ff.

Der problematische Wert der fleißigen Sammlung liegt also vornehmlich darin, dass sie eine Auswahl und noch dazu eine Auswahl von Citaten enthält. Von einem ganz unvergleichlich höheren Werte für die Schule wäre die Arbeit des Verf.s gewesen, wenn er entweder Vollständigkeit in den Beispielen angestrebt oder statt Citaten deutsche, auf den griechischen Beispielen beruhende Übungssätze geboten hätte. Denn an dem zuletzt angegebenen Hilfsmittel zur Belebung des Unterrichtes in den Grammatikstunden herrscht gegenwärtig noch kein Überfluss. Sollte der Verf. die Fortsetzung seiner Arbeit, die er in Aussicht stellt, nach einer der beiden angedeuteten Arten einrichten, so würde er sich die Vertreter der classischen Philologie an den Gymnasien zu großem Danke verpflichten.

Die vorliegende Sammlung erstreckt sich auf die Regeln über Subject und Prädicat, den Artikel und den Gebrauch des Accusativs. Die Anordnung derselben schließt sich an die Paragraphenfolge der Curtius-Hartel'schen Grammatik an. In den Unterabtheilungen wäre für die Reihenfolge der Beispiele die Rücksicht auf die Fassung der grammatischen Regel angezeigter gewesen, als die Zusammenstellung nach den Autoren und den Capiteln ihrer Werke.

Bei der großen Anzahl der gebotenen Beispiele darf es nicht wundernehmen, wenn sich hie und da ein Beispiel in einen unrichtigen Ort eingeschlichen hat so unter § 144, 2 die Beispiele Anab. I 6, 6; I

6, 7; II 5, 39. Plat. Apol. p. 19 c, p. 19 d; unter § 144, I, Anab. I I, 1; nnter § 144, 3. Kyrop. I 5, 5 fg.; nnter § 145, 2 Anab. III 1, 42; nnter § 146, 2 Anab. IV 2, 14; nnter § 152, 1 Anab. II 3, 23. Dem. Chers. 16; nnter § 152, 4 Anab. IV 8, 7; nnter § 155 *B* Anab. IV 1, 24. Comm. II 1, 23. Ferner gehört Dem. Chers. 71 wohl nnter § 153, 1, Dem. Ol. II 14 nicht nnter § 155 *A* (vgl. den Commentar von Sörgel zu dieser Stelle), wobin anch Dem. Ol. II 26 nnr dnrcb ein Verseben gelangt sein dürfte. Auffällig ist es aber, wenn nnter den znr Beleuchtung der Regel von der Verbindnng eines neutr. plur. als Subject mit einem Prädicat im Singnlar aus Xenopbon entnommenen nenn Beispielen vier und von den übrigen anch nocb Plat. Lach. p. 179 a (!) im Widerspruche zur Regel steben, und nicbt minder anffällig, wenn zwei Beispiele — Anab. IV 8, 25 und ebd. III 2, 9 — in denen die Verbindnng *σωτήρια θύειν* vorkommt, nnter zwei verschiedene Abschnitte — 153, 2 nnd 153, 3 — anfgenommen erscbeinen. Ref. vermisst anch hie nnd da manch brauchbares Beispiel; so feblen solche zn *καὶ τόν* im acc. c. inf. — § 141 —, nahe lag Xen. Kyrop. I 3, 9 *καὶ τὸν κελεῦσαι δοῦναι*; zn § 144, 1 feblen Beispiele wie *Ξενοφῶν Ἀθηναῖος* Anab. III 1, 4 nnd *τὴν πόλιν τοὺς Ταρσούς* ebd. I 2, 26, zn § 152, 2 Beispiele für die übrigen angeführten Verba, so für *ἀποδιδράσκειν* Plat. Protag, 310 c. Zn den §§ 149—151 sind überhanpt Beispiele nicht in die Sammlung aufgenommen worden.

Der Druck ist nahezn feblerfrei. Als der Correctnr bedürftig konnte vom Ref. nnr notiert werden: S. 14 *αὐτὸς*, S. 15 *ἐκεῖ*, S. 20 *χρημάτων*, S. 21 *Εὐφράτου*, S. 24 *παῖς*, S. 34 *Παρευόμενοι*, S. 36 *ὑποχα*

Ried im Innkreis. E. Sewera.

---

89. **Peroutka Em., O výkopech delfských** (Über die Ausgrabungen in Delphi). Progr. des böhm. k. k. Staatsgymn. in Prag-Königl. Weinberge 1898.

Den äußeren Anlass zn dieser wohl dnrchstndierten, als anch von nmfassenden Kenntnissen nnd richtiger Methode zengenden Arbeit gab ein Besnch, den der Verf. in Dörpfelds Gefolge dem geheiligten Boden Delphis abgestattet hat. Perontkas Arbeit zerfällt in zwei Theile. In dem ersteren Theile wird die Gescbichte der französischen, mit glücklichstem Erfolge gekrönten Ansgrabnngen an der Hand der Berichte Homolles geboten, der zweite dagegen behandelt eingebend und mit Sachverständnis die topographiscben Fragen, wozu die Chorographie des Pansanias zngrnnde liegt. Gelegentlicb werden ancb die während der Ansgrabnngen zutage getretenen Inschriften herangezogen. Die Monograpbie Perontkas ist recbt branchbar nnd gibt Zeugenschaft von großer Belesenbeit nnd reifem Urtbeile des Verf.s.

Prag. Dr. J. V. Prášek.

---

90. **Kádner, Dr. Otakar. O quantifikaci praedikatu v logice.** Über die Qnantification des Prädicats. (Progr. des k. k. Obergymn. in Reichenau a. K. 1898, 8°, 31 SS.

Unter ansgiebiger Benütznng der einscblägigen Fachliteratur gibt der Verf. eine gediegene Übersicht der Frage nm die Quantification

des Prädicats, prüft die gegen das Princip der neuen Analytik erhobenen Einwendungen und schlägt sich schließlich an die Seite derjenigen, welche diese Theorie als einen misslungenen Versuch betrachten, die alte formale Logik zu retten — ein Resultat, mit welchem Ref. vollkommen übereinstimmt. Die Einleitung hebt überflüssigerweise zu weit an. Die Liardsche Zweitheilung der englischen Logik, welche übrigens allgemein angenommen wird, scheint dem Ref. durch die vom Verf. erhobenen Zweifel nicht im geringsten erschüttert. Zwischen Mills' inductive Richtung und Hamiltons neue Analytik kann man unmöglich Whatelys Festhalten an dem alten Formalismus als selbständige Richtung einschieben wollen; denn das Verhältnis des Millschen Standpunktes zu beiden anderen ist dasselbe und eine Vermittlung zwischen der formalen und inductiven Richtung wird von Hamilton nicht angestrebt. Zu § 7 wäre zu bemerken, dass die Quantificierung des Prädicats auch in dem üblichen Veranschaulichungsmodus der Begriffsverhältnisse durch Kreise enthalten oder wenigstens angedeutet ist. In einem Anhange sind die im Texte vorkommenden französischen Citate böhmisch übersetzt. Diese Correctur ist nur zu billigen. Ref. meint, dass es überhaupt unpassend ist, in einer böhmischen Abhandlung englische Autoren in französischen oder deutschen Übersetzungen zu citieren; entweder in Originali oder böhmisch.

Prag, Kgl. Weinberge. Dr. Franz Krejčí.

---

91. Stossich M., Saggio di una fauna elmintologica di Trieste e province contermini. (Civica Sc. Reale supr., Trieste 1898. 162 S.).

Ein Verzeichnis von 309 Würmerarten, welche bis jetzt für die Fauna von Triest und der benachbarten Gebiete festgestellt werden konnten. Der als Helmintologe trefflichst bekannte und seit ein paar Decennien thätige Verf. hat hier eine, für die localen Verhältnisse recht wichtige Übersicht geliefert, die auch als formvollendet zu bezeichnen ist.

In jeder Ordnung werden ausführlich die Merkmale für die einzelnen Familien gegeben: darin sind dann die Gattungen mit ihren Diagnosen eingereiht, worauf die eingehenden Beschreibungen der Arten folgen. Jede Artbeschreibung beginnt mit den Größenangaben und schließt mit dem Vorkommen des Thieres. Besprochen sind jedoch nur die parasitischen Würmer, während die Regenwürmer, die Egel, Röhrenwürmer, Strudelwürmer u. dgl., das sind die frei lebenden Arten, nicht genannt sind.

Von einem Eingehen in die Details möge hier abgesehen werden; der Fachmann wird selbst die Schrift zurathe ziehen. Eigenthümlich fällt jedoch dabei die Schreibweise der Artnamen, welche Personen dediciert sind, mit kleinem Anfangsbuchstaben (Tetraonchus van benedenii, Distoma vallei, Calicotyle kroyeri u. dgl.) auf.

Interessant ist dagegen zum Schlusse die Zusammenstellung der (176) Wirte, mit der Angabe der Arten, die auf oder in denselben parasitieren, und in welchen Organen auch letztere anzutreffen sind. Die meisten der angeführten Wirte gehören den Fischen und den Vögeln an

92. Koller R., Der Schulgarten der k. k. Theresianischen Akademie und die Gartenarbeiten der Zöglinge. (Progr. d. Gymn. d. Akademie 1898. 9 SS.)

Infolge der Änderung, welche der Unterricht in der Botanik an Gymnasien, mit der Verordnnng vom 24. Mai 1892 erfahren, stellt sich, namentlich in größeren Städten, das Bedürfnis nach der Anlage von Schnlgärten immer dringender ein. In diesem Sinne hatte sich auch Dr. Noë (1897) geäußert. Verf. geht auf denselben Gegenstand ein, meint jedoch, dass den Schülern nicht allein der Schulgarten zu eröffnen wäre, sondern es sollte ihnen eine selbständige Bethätigung anf dem Gebiete des Pflanzenbaues möglich gemacht werden.

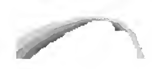
Eine Angabe Dr. Noës zunächst berichtigend, hebt Verf. hervor, dass an der k. k. Theresianischen Akademie in Wien bereits seit der Einführung eines botanischen Unterrichtes am Gymnasium eine als „botanischer Garten“ bezeichnete Area als Schulgarten im modernen Sinne benützt worden ist. Die bezeichnete Area weist eine Culturfläche von 300 m², für Gartenarbeiten, neben dem Warmhanse nnd den Warmbeeten anf; auf ihr gedeiht ferner eine größere Anzahl wild wachsender Pflanzen in einer möglichst genauen Anpassung an die Verhältnisse ihres natürlichen Vorkommens; außerdem ein sogenanntes Alpenbeet. Ein ansteigender Theil des Parkes, mit einheimischen nnd Zierbäumen, in zwangloser Gruppierung besetzt, ist ein treues Bild des Laubwaldes und des gemischten Waldes.

In dem Schulgarten wnrden schon 1894 die Gartenarbeiten der Zöglinge eingeführt, und zwar wurden nnter der Leitnng des Verf.s die Schüler der beiden ersten Gymnasialclassen bestimmt, an denselben theilzunehmen.

Verf. bespricht sodann die mehrfachen Vortheile der Gartenarbeiten, die in dieselbe Reihe mit dem Tnrnen und den Jugendspielen zu stellen sind, aber diesen haben die Gartenarbeiten zunächst voraus, dass sie stets im Freien, nicht in staubberfüllter Luft vorgenommen werden, außerdem sind sie so einladend nnd den natürlichen Neignngen der betreffenden Altersstufen so entsprechend, „dass ein principiell ablehnendes Verhalten eines zur Theilnahme bestimmten Zöglings bisher nicht vorgekommen ist“. — Nun geht Verf. die vorznnehmende Eintheilung der Arbeiten, die Regelung nnd Vertheilnng derselben (Graben, Ausmessen, Ebnen, Aussäen, Begießen etc.) durch, nnd beschließt seine mit Begeisterung und innerer Überzeugung für die Sache abgefasste Schrift mit dem Satze, dass die Gartenarbeitsstunde eine Erholungsstunde für die Jugend sein soll; ein Satz, der jedenfalls keinen Widerspruch in sich schließt, oder jedenfalls in der Praxis stets so aufgefesst werden soll, dass man der Jugend in den Gartenarbeiten eine thatsächliche frendige Erholung gewähren will.

93. Noë F., Der Schulgarten des k. k. Carl Ludwig-Gymnasiums im XII. Bezirke von Wien. II. Th. m. 1 Plan. (Prgr. der Anstalt, 1898, 28 SS.).

Zn dem im vorigen Jahre publicierten allgemeinen Theile des genannten Schnlgartens (vgl. Bd. 1898, S. 862) liefert Verf. im Vorliegenden die specielle Beschreibung der Culturen in den Familienbeeten, Pflanzengruppen usw., mit Bemerkungen über die einzelnen Pflanzenarten. Darin wurden „die bei jeder Pflanzenart über Herkunft, Pflege, Blütezeit, eingenommene Bodenfläche oder Stückzahl, Verwendung und manches andere gemachten Beobachtungen und Erfahrungen mitgetheilt“, nach dem Pflanzenstande vom Sommer 1897.



Die Gesammtzahl der Arten betrug 332; die meisten derselben wurden mit je einem vollkommen adjustierten emaillierten Metallschilde mit der deutschen und lateinischen Pflanzenbenennung versehen. Diese Schilder „gereichen nicht nur dem Garten zur schönsten Zierde, sondern erhöhen wegen der leichten Lesbarkeit ihres Textes die Verwendbarkeit des Gartens zur Belehrung der Schüler in sehr hohem Grade".

Solla.

---

94. Matzner Joh., Analytische Chemie. II. Theil. Qualitative Analyse der organischen Verbindungen. Progr. der böhm. Realschule in Budweis 1899, 8°, 27 SS.

Vorliegende Arbeit ist eine Fortsetzung der in den Jahren 1895 und 1896 publicierten Programmabhandlungen.

Im ersten Theile dieser seiner Arbeit bespricht der Verf. zunächst die Erkennung der Elemente (Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff, Schwefel) und verweist hiebei auf den Kohlenstoff als auf ein für die organischen Verbindungen höchst wichtiges und denselben nie fehlendes Element; weshalb auch seine Bestimmung zuförderst durchgeführt werden muss, um den Charakter einer organischen Verbindung sicherzustellen. Durch Verbrennung von organischen Verbindungen wird dann erkannt, ob die Substanz von anorganischen Verbindungen frei war oder, wenn bei ihrer Verbrennung ein Rückstand geblieben ist, solche enthält.

Nach Angabe der Bestimmung des Kohlenstoffes und des Wassers in festen, flüssigen und gasförmigen organischen Stoffen führt der Verf. die Methoden der Bestimmung des Stickstoffes, des Schwefels und des Phosphors an. Zum Schlusse werden Methoden angegeben, wie man sich von der Gegenwart der Halogene (Chlor) in den erganischen Verbindungen überzeugen kann. Die bei ihrer Verbrennung übrig gebliebene Asche wird dann wie eine jede andere unorganische Masse untersucht.

Im II. Theile der Arbeit werden drei verschiedene Gruppen von organischen Säuren, und als vierte Gruppe die außerhalb dieser drei Gruppen stehenden Säuren mit ihren empirischen und Structurformeln angeführt.

Zur ersten Gruppe rechnet der Verf. die Oxalsäure, Weinsäure, Citronensäure und die Apfelsäure; zur zweiten Gruppe die Bernsteinsäure, Benzoësäure, Salicilsäure; zur dritten Gruppe die Essigsäure, Ameisensäure, Milchsäure, Propionsäure, Buttersäure; zu den außerhalb dieser drei Gruppen stehenden Säuren die Cyanwasserstoffsäure, Sulfocyansäure, Ferrocyan- und Ferridcyanwasserstoffsäure, Hippursäure und die Harnsäure.

Hierauf werden die wichtigsten Eigenschaften der organischen Säuren und zum Schlusse die Reactionen der einzelnen organischen Säuren angeführt.

Nach Angabe der wichtigsten Reagensmittel (Bariumchlorid, Calciumchlorid, Silbernitrat, Quecksilbernitrat, Bleiacetat) werden dann die Reactionen auf 14 organische Säuren durchgeführt, wobei die Reagensmittel Silbernitrat, Quecksilbernitrat, Bleiacetat die Hauptrolle spielen.

Hierauf folgt die Auffindung der organischen Säuren. Bevor jedoch die einzelnen Vorgänge der Auffindung der einzelnen organischen Säuren durchgeführt werden, in Voraussetzung einer Alkalibase, wird die Überführung der Salze der übrigen fünf Gruppen in Salze mit einer Alkalibase besprochen.

Bei der hierauf vorgenommenen Scheidung in Gruppen werden vom Verf. als Reagensmittel Ammoniak, Salmiak und Calciumchlorid verwendet, die, wenn sie zu einer mit Salzsäure angesäuerten concen-

rierten Lösung der zu untersuchenden Substanz zugesetzt werden, entweder einen Niederschlag bewirken (I. Gruppe) oder nicht (II. Gruppe).

Zur ersten Gruppe werden gerechnet: die Weinsäure (Traubensäure) und Oxalsäure; zur zweiten Gruppe: die Citronensäure, Bernsteinsäure, Apfelsäure, Benzoësäure, Salicilsäure, Essigsäure und Ameisensäure.

Hierauf lässt der Verf. die Gruppenanalysen folgen, durch welche die einzelnen, oben angeführten Säuren bestimmt werden können und fügt noch weiter die einzelnen Reactionen auf die Säuren bei.

Anschließend folgen dann die seltener vorkommenden organischen Säuren der dritten Gruppe (Milchsäure, Propionsäure und Buttersäure).

Zum Schlusse werden die benützten literarischen Quellen angeführt.

Aus den zahlreich angeführten Hilfsquellen geht hervor, dass der Verf. auch in diesem Zweige der Chemie wohlbewandert ist und dass er keine Mühe schente, seiner Aufgabe gerecht zu werden. Auch diese übersichtliche und fleißige Arbeit kann manchem Collegen bei der Bestimmung der organischen Verbindungen, namentlich der Säuren, als ein willkommenes Hilfsmittel dienen.

Ung.-Brod. Joh. Rain.

---

95. Der Zeichenunterricht in der zweiten Classe der Mittelschule. (Der erste Unterricht im Zeichnen nach der Natur). Von Prof. Adalbert Micholitsch. (Progr. der Landesoberrealschule in Krems 1899, 86 SS.).

Vor drei Jahren hatten wir Gelegenheit, an dieser Stelle über eine Arbeit desselben Verf.s zu referieren, welche den Zeichenunterricht in der ersten Classe der Mittelschule behandelte. Von dem vorliegenden Werkchen lässt sich nach genauer Prüfung urtheilen, dass es in noch höherem Grade das Richtige trifft als das erste. Der uns zugewiesene Raum lässt uns nur ein kurzes Urtheil hier abgeben.

M. sucht sein Ziel zunächst mit Hilfe großer Holzmodelle zu erreichen, welche in der Hauptsache nach jenen Grundsätzen geschnitten sind, welche bei der Herstellung der bekannten Steinbaukasten von Richter befolgt wurden. Endzweck ist Aneignung der perspectivischen Gesetze durch praktisches Skizzieren, und dadurch Hinleiten der Schüler zu intensiven eigenen Übungen des perspectivischen Sehens. In der Form von Stundenbildern legt der Verf. seine Intentionen klar. Sein Grundsatz ist „Langsam aber sicher“, und wenn irgendwo, so ist im perspectivischen Zeichnen dieses festina lente am Platze. Zeitraubendes Ausführen der Zeichnungen ist strenge zu vermeiden, Hauptsache sind viele Entwürfe, wobei sich rasch ein richtiges Sehen und eine gute Ausdrucksweise des Gesehenen einstellt. Die auf 88 Seiten angewachsene Arbeit mit 113 Figuren behandelt von Seite 40—68 besonders eingehend nach der Entwicklung der Hauptgrundsätze des Autors das von ihm vornehmlich gepflegte Zeichnen nach den eben erwähnten „Blockmodellen“ in der Art der Bausteine. Würfel, dreiseitige Prismen, hohle, volle und Halbcylinder, ebensolche Kegel und Kugeln, Vierteltheile der genannten Umdrehungskörper, große und kleine Pyramiden, Prismen und prismatische Platten etc. bilden den Materialbestand. Was der Autor aus diesen Bausteinen zusammensetzt, zeigt er uns in den Abbildungen 34 bis 57: Stufen, primitive Kreuzformen, Grundformen von Häusern und kirchenähnlichen Gebäuden in den verschiedensten Combinationen; das überträgt er in den Abbildungen 73 bis 87 auf die runden Formen, wobei die architektonischen Grundformen von Kuppelanlagen, Basiliken etc. sich erheben. Überall ist es die Absicht des

Verf.s, den Schüler schon von vornberein auf die Klippen aufmerksam zu machen, die bei der einen oder der anderen Arbeit drohen. Eine Reihe guter Hilfsapparate und Zeichnungen sind dabei verwendet.

Ein besonderes Gewicht legt M. auf das Skizzieren, dem er mit Recht viel Wert beilegt. Zu diesem Zwecke besitzt er eine große Anzahl von Modellen, die Gebrauchsgegenstände im verkleinerten Maßstabe imitieren. Infolge der durch das Skizzieren in der Schule erworbenen Fertigkeit werden nun die von den Schülern gehaltenen Skizzenbücher fleißig benützt und von der Mehrzahl der Schüler spontan solche Übungen ausgeführt. Die Abbildungen 61 bis 66 sowie die kleine Autographie nach einer Liebhaberaufnahme: „Zwei skizzierende Schüler in der Schule“ werden nicht nur den Fachmann, sondern ganz besonders auch den Freund des Zeichnens interessieren. Das Zeichnen einfacher Ornamente, wie es neben dem perspectivischen Zeichnen gepflegt werden soll, behandelt M. ebenfalls sehr eingehend in ähnlicher Weise wie in seiner Ausführung über das Zeichnen in der ersten Classe; diesmal gibt er noch eine recht übersichtliche kleine Farbenlehre dazu.

Wie überall, entscheidet natürlich auch hier der Erfolg und hier scheint uns der Erfolg ein entschiedener zu sein. Wir weisen, mit Vergnügen das verdienstvolle Schriftchen empfehlend, die interessierten Kreise auf die Arbeit hin, die auf jeder Seite von ernstem Eifer, selbständigem Denken und hingebungsvoller Liebe zum Berufe zeugt.

Troppau. Rudolf Böck.

---

96. Fiby Heinrich, Die Flüsse Indiens. II. Theil. (Progr. der Landes-Oberrealschule in Znaim 1899, 8°, 43 SS.)

An die im ersten Theile seines Aufsatzes (siehe Jahrgang 1899, SS. 667 u. 668 dieser Zeitschrift) gebotene allgemeine Charakteristik der Flüsse Vorderindiens und die specielle Beschreibung des Indus und seiner Nebenflüsse anknüpfend, bespricht der Verf. nun den Ganges und den Brahmaputra nebst deren Nebenflüssen hinsichtlich der Größe des Flussgebietes, der Höhe und des Gefälles, der Länge und Art des Laufes, der Wassermenge und Wasserführung. In ähnlicher Weise werden dann die Flüsse der Ostküste und die der Westküste Vorderindiens behandelt. Auch diesem Theile seiner Arbeit hat der Verf. die einschlägigen neueren Werke deutscher, englischer und französischer Forscher zugrunde gelegt.

Steyr. Edm. Aelschker.

---

97. Dr. August Hofer, Die Jugendspiele. (Progr. der deutschen Oberrealschule in Triest 1899, 32 SS.)

Zu viel Gedanken, zu wenig Durcharbeitung! Auf 32 Seiten finden wir fünf Abschnitte (1. Zeitsymptome, 2. Jugendspiele im Alterthume, 3. Jugendspiele in der Gegenwart, 4. Theorie des Spieles, 5. Methodik des Spieles) nebst einem Epiloge. Dazu nehmen noch einen beträchtlichen Raum Citate in Anspruch.

In der Theorie des Spieles hätte müssen das Spiel des schulpflichtigen Kindes von dem des kleinen Kindes getrennt werden, dann wäre eine folgerichtigere Anordnung der Gründe möglich gewesen (einerseits Spieltrieb, Thätigkeitstrieb, Nachahmungstrieb, andererseits Kräftigung des Körpers und Erholung des Geistes, Stärkung der Willenskraft und Hebung des Gemeingefühles).

Die Eintheilung der Spiele (S. 29) „in 1. Lauf- und Ballspiele, 2. Volksthümliche Spiele: a) Klettern, Hangeln, Gewichtheben, b) Steinstoßen, Gewichtwerfen, c) Hoch- und Weitspringen. d) Laufen, Hürdenrennen, e) Ringen, f) Ger- und Lanzenwerfen, g) Dauer- und Schnellgehen, 3. Wettspiele und sportähnliche (?) Übungen, wie Eislauf, Rudern u. a., 4. Pentathlon (nicht Pen - tathlon!) nach griechischem Muster mit kleinen Abweichungen" (?) wird wenig Beifall finden. Die Zahl der vorgeschlagenen Spiele (S. 30) ist zu groß; auffälliger Weise wird hier Crocket (und zwar für die oberste Abtheilung) noch genannt, wiewohl S. 13 versichert wird, „dass dasselbe heutzutage ebensowenig mehr in England gespielt werde als das fast auch schon außer Cours gesetzte Lawn-Tennis, an dem nur bei uns in monotoner zäher Einseitigkeit festgehalten wird".

Desmolins' Charakteristik des Franzosen, des Deutschen und des Angelsachsen (S. 15) hätte ich nicht acceptiert; man denke nur an die rastlose Arbeit in Frankreich nach 1871 und an Deutschlands gegenwärtige Machtstellung in der Colonialpolitik. Den Engländern wird vielfach ein überschwengliches Lob gesungen; die Gegenwart hat Beweismaterial gezeitigt, dass der höhere Zweck der Spiele in jenem Lande nicht erreicht worden ist. Und ganz begreiflich, weil in England das Spiel zum Sport herabgesunken ist; Söldlinge sind dort vielfach auch im Spiele, die beispielsweise den Fußball in so unverdienten Misscredit gebracht haben.

Aussig. Dr. G. Hergel.

---

98. Medved, Dr. A., Dem frommen Andenken weiland Ihrer Majestät der Kaiserin Elisabeth. — Holzer J., Die Entwicklung des österreichischen Schulwesens, insbesondere des Mittelschulwesens unter der Regierung Kaiser Franz Josefs I. (Progr. des Staatsgymn. in Marburg a. D. 1899, gr.-8°, 2 u. 19 SS.

Bevor das erstere zur Besprechung gelangt, muss vorausgeschickt werden, dass in dem vorliegenden Jahresbericht die Jubelfeier vom 2. December 1898, wenn auch nicht unter besonderem Titel, eine ausführliche Darstellung erfahren hat. An dem genannten Tage weihte auch der Bischof von Marburg (Lavant) Dr. Napotnik in der dortigen Domkirche die neue Gymnasialfahne ein und hielt bei diesem Anlasse unter dem Motto des Kirchenhymnus *„Vexilla regis prodeunt"* an die Studierenden eine weihevolle und patriotische Ansprache, welche in der Chronik der Anstalt, SS. 42—52, wörtlich abgedruckt ist, wobei auch der entsprechenden Feierlichkeiten im Schulgebäude an diesem Tage gedacht wird. Der Nekrolog schildert zunächst den un- und außergewöhnlichen Eindruck, den jene Schreckenskunde in dem von Schicksalsschlägen wohl nicht verschonten, aber doch noch nie so schwer getroffenen Österreich hervorgerufen habe. Der Schmerz sei umso größer, wenn man die hohen Tugenden der edlen Kaiserin, deren Lebensbild hier kurz skizziert erscheint, gedenke, wie dies ja auch seinerzeit das Manifest Sr. Majestät betonte. Ihr Nachruhm in der Geschichte wird immer groß und herrlich bleiben. — Der Aufsatz zur Schulgeschichte unter Kaiser Franz Joseph I. hebt zuerst hervor, dass unter dessen glorreicher Regierung das österreichische Schulwesen eine Entwicklung genommen habe, die in der Geschichte der menschlichen Cultur fast einzig dastehen dürfte. Die vorliegende Abhandlung ist speciell mit besonderer Rücksicht auf die studierende Jugend abgefasst und beruht auf den in

letzter Zeit vielfach nach dieser Richtung erschienenen schulgeschichtlichenen Publicationen, welche vom Autor gründlich benützt wurden. Wir heben hier nur namentlich hervor den Jubiläumsaufsatz in der Decembernummer dieser Zeitschrift vom Jahre 1898, die Abhandlung „Universität und Akademie" von dem gegenwärtigen Herrn Unterrichtsminister Sr. Excellenz Dr. Wilhelm v. Hartel in dem Kaiserblatte der Wiener „Concordia" und Dr. Frankfurters Schrift „Die Organisation des höheren Unterrichts in Österreich". Der Verf. betrachtet 1. die Hochschulen und die ihnen ähnlichen Anstalten, 2. die Mittelschulen, 3. die Fachschulen höherer Ordnung, 4. die Fachschulen niederer Ordnung, 5. die Volks- und Bürgerschulen, 6. die Fortbildungsschulen und schließlich in einem „Anhang" die Schulinspection und die Schulbücherliteratur. Da dies alles in der „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien" zur Genüge behandelt wurde, so braucht im vorliegenden Falle wohl nicht näher darauf eingegangen zu werden. Die Arbeit des Autors bleibt aber nicht unverdienstlich.

99. **Ziwsa K.**, Kaiserin und Königin Elisabeth † 10. September 1898. — v. **Pidoll**, Dr. M., Festfeier am 2. December 1898. Progr. des Gymn. der k. k. Theresianischen Akademie in Wien 1899, gr. 8°, 5 u. 14 SS.

Außer den fachwissenschaftlichen Abhandlungen bringt das Programm des Gymnasiums der k. k. Theresianischen Akademie für das Studienjahr 1898/9 noch besondere Berichte über den Verlauf der Trauerfeier um die verewigte Kaiserin und Königin Elisabeth und den der Festfeier vom 2. December 1898 anlässlich des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums Sr. Majestät des Kaisers und Königs Franz Joseph I. und die dabei gehaltenen Ansprachen. Bei der ersten Veranstaltung legte der Director des Gymnasiums und Vicedirector der Akademie der Gymnasialjugend zunächst die Größe des Verlustes der vom tückischen Mordstahl getroffenen erhabenen Person Ihrer Majestät für Kaiser und Reich dar, gab sodann ein Bild der Jugend und Erziehung der hohen Verblichenen bis zu ihrem Einzuge in die alte Kaiserstadt an der Donau, in der die jugendliche, in Schönheit strahlende Braut sofort allseits großen Sympathien begegnete, welche die Herrscherin durch ihr edles, stilles Wirken noch vermehrte. Bald aber wurden die Freuden der ihren erhabenen Gemahl und ihre Völker beglückenden Monarchin durch schwere Prüfungen getrübt. Diese und selbst die schwersten Heimsuchungen, die ihr nicht erspart bleiben sollten, ertrug die hohe Frau mit der heldenmüthigsten Standhaftigkeit und erwies sich in diesen Tagen bitterster Trübsal als die beste Trösterin des tief gebeugten Kaisers und Königs, der dem Himmel nicht genug danken konnte, dass er ihm eine solche Lebensgefährtin gegeben habe. Bei dem aufrichtigen und tiefen Schmerze über den Verlust der edlen Herrscherin seien die Blicke auf Se. Majestät, den schwer geprüften Monarchen, gerichtet, der in seinem unerschütterlichen Gottvertrauen und in seiner unvergleichlichen Pflichttreue das Wort bewahrheitet, dass großes, schweres Schicksal den Menschen erhebe. Dem allgeliebten Kaiser und König weihe die Jugend ihr ganzes Leben und bete für sein Heil und das Seelenheil der unvergesslichen Landesmutter, deren Andenken unvergänglich, gesegnet und geheiligt bleibe. — Bei der Festfeier vom 2. December 1898 hielt der Akademiedirector an die versammelten Schüler und Zöglinge die Ansprache. Es sei ein Gedenktag, begann er, vor dessen weihevoller Größe die Flucht des Geschehens stille zu stehen scheine, da sich ein unbeschreibliches Bild einer Fülle von Thaten, Ereignissen und Wandlungen und einer ungeheueren Summe des gewaltigsten Aufschwungs vor dem geistigen Auge entrolle. Der Redner legte weiter dar, unter welch schwierigen Momenten Seine

Majestät die Regierung angetreten habe, entwarf hierauf zunächst die Umrisse der Thätigkeit des Herrschers auf dem Gebiete der äußeren und inneren Politik, um sodann auf die großen und mannigfachen culturellen Errungenschaften und Fortschritte geistiger und materieller Art in Agricultur, Gewerbe, Handel und Verkehr, in der Vervollkommnung und Ausgestaltung des Heereswesens, in Schule, Wissenschaft, Kunst und den durch sie bedingten Richtungen menschlicher Thätigkeit einzugehen. In beiden Theilen der Monarchie, besonders in ihren Hauptstädten, seien überall die Zeugen und Zeichen des ungeheueren Aufschwungs deutlich sichtbar. Geachtet und machtvoll stehe Österreich-Ungarn, Dank der weisen Staatskunst seines Lenkers, der ein Hort des Friedens, der Freiheit und des Rechtes sei, nach außen, geordnet und hochentwickelt im Inneren da. Ein so großes Werk und solche Thätigkeit lasse sich nicht ohne die schwersten persönlichen Opfer vollbringen. Dem Glücke seiner Völker habe der Kaiser und König seine Jugend, sein ganzes Leben gewidmet. Über Schicksal, Fügung und allen Wandel der Ereignisse rage sein hehres Charakterbild von echtem Gottvertrauen, von strenger Pflichttreue, Wahrheit und Gerechtigkeit und von unendlicher Güte und Milde empor. Weiter zog dann der Vortragende die unverkennbare historische Parallele zwischen den hohen Eigenschaften des Monarchen und seinen Schicksalen und denen seiner Ahnfrau, der großen Kaiserin Maria Theresia, der der erlauchte Nachkomme ein herrliches Denkmal gesetzt habe. Kein Wunder also, dass der Kaiser und König sich so unvergleich großer Liebe und Verehrung erfreue. Die Huldigung der Jugend, die noch keine Thaten und keine Verdienste aufzuweisen habe, müsse vor allem darin bestehen, getreu den Intentionen des Monarchen zu leben und zu wirken. Möge ihr dieser Tag unvergesslich bleiben und sich das edle Bild des erhabenen Herrn in ihre Herzen prägen! Sein ruhmreiches Wirken sei ihr eine Mahnung, ihre ganze Kraft, Gut und Blut dem theueren Vaterlande zu widmen. An diese schöne Ansprache fügte der Curator der Akademie, Se. Excellenz Dr. Freih. v. Gautsch, einige bedeutsame, auf die glorreiche Regierung und die erhabene Person Sr. Majestät des Kaisers und Königs Franz Joseph I. bezügliche Worte, welche in dem Gebete für dessen Heil gipfelten. In das von demselben ausgebrachte „Hoch!" stimmten die Versammelten begeistert ein.

Bielitz. S. Gorge.

Regierungsrath Josef Steiner †.

Palmsonntag, den 8. April l. J., wurde auf dem St. Leonhardfriedhofe in Graz der gewesene Director des Mariahilfer Staatsgymnasiums in Wien, Regierungsrath Josef Steiner, zur ewigen Ruhe bestattet.

Derselbe war am 5. December 1832 in einem längst verschollenen Einkehrgasthofe an der Landschabrücke bei Leibnitz in Steiermark geboren. Nachdem er früh seinen Vater verloren hatte, übersiedelte seine thatkräftige Mutter, die sich trotz mannigfacher Schicksalsschläge, die sie als junges Weib betroffen, durch Fleiß und Geschäftsgeist ein kleines Vermögen erworben, mit ihm und seinem jüngeren Bruder Franz nach Marburg, wo sie sich ein kleines Anwesen erwarb und durch den Betrieb eines Kaufladens zu mäßigem Wohlstande emporarbeitete. Frau Steiner erzog ihre Söhne streng; aber hinter der Strenge verbarg sich echte Mutterliebe. — Neben dem Normalschulunterrichte erhielt Steiner auch

Unterweisung im Zeichnen und in der Musik. Wie sehr er diese Kunst schätzte, beweist der Umstand, dass er seinen Kindern, besonders seinem Sohne Hubert, eine weit über das Mittelmaß hinausgehende musikalische Ausbildung zutheil werden ließ. Auch rühmte er sich mit Vorliebe, einer der ersten Schätzer der Wagner'schen Musik gewesen zu sein.

Seinen Gymnasialstudien oblag er in den Jahren 1843—1848 in Marburg, worauf er zum Studium der „Philosophie" nach Graz übersiedelte und am 31. Juli 1850 die Reifeprüfung ablegte. Die Stürme des Jahres 1848 schienen dem feurigen Jünglinge gefährlich werden zu wollen; allein seine besonnene Mutter bewahrte ihn vor übereilten Schritten. In Graz wohnte er bei seinem Vormunde, dem Hofrathe Rigler, der ihn zum Studium der altclassischen Philologie begeisterte.

Das gute Einvernehmen mit seiner Mutter wurde einigermaßen getrübt, als Steiner seinen längst gefassten Beschluss ausführte, von Graz an die Universität Wien zu übersiedeln; denn seine Mutter hätte ihn lieber in Graz gewusst. Aber der Ruf der Wiener Hochschule, besonders aber Bonitzens gefeierter Name wirkten mächtiger auf den strebsamen Jüngling als der Wille seiner Mutter. Die Folgen dieses eigenmächtigen Schrittes blieben aber nicht aus; Steiner musste hungern und lectionieren, um sein Leben kümmerlich durchzubringen.

Endlich nach einer in Sorge, Kummer und harter Arbeit durchlebten Studienzeit ward ihm das Glück zutheil, im Jahre 1855 in Marburg eine Supplentur für altclassische Philologie zu erhalten, die er auch noch im folgenden Jahre beibehielt. Im Jahre 1857 aber finden wir ihn als Studienpräfecten an der Theresianischen Akademie in Wien, welchen Posten er bis zum April 1860 bekleidete. Inzwischen hatte er auch die Staatsprüfung aus der altclassischen Philologie an der Wiener Hochschule mit sehr gutem Erfolge bestanden und wurde am 18. März 1860 zum wirklichen Lehrer am k. k. Gymnasium in Görz ernannt. Seinen Görzer Aufenthalt bezeichnete Steiner stets als eine seiner schönsten Lebensperioden. Von der Natur mit einem heiteren Temperamente begabt, trat er in den fröhlichen Kreis geschätzter Collegen ein, zu welchen die Professoren Leitgeb, Schindler, Pauschitz, Hohenwarter u. a. gehörten, und verlebte in dieser geistvollen Gesellschaft die glücklichsten Stunden. Fünf und ein halbes Jahr genoss Steiner dieses Glück einer gesicherten, durch edle Freuden verschönten Lebensstellung und würde diese auch jetzt noch keineswegs aufgegeben haben, wenn ihm nicht die Aussicht auf die Erlangung einer Wiener Lehrstelle gewinkt hätte. Im Jahre 1865 wurde er zum Lehrer am damaligen städtischen Real-Obergymnasium in Mariahilf bestellt, vertauschte aber 1871 diese Stelle mit einer solchen am Theresianischen Gymnasium, woselbst er 1875 in die VIII. Rangsclasse befördert wurde.

Steiners segensreiches Wirken fand seitens der hohen Schulbehörde unter anderen auch die Anerkennung, dass er im Schuljahre 1877/8 mit der Direction des k. k. Gymnasiums in Freistadt in Oberösterreich betraut wurde. Wenn er aber schon nach Jahresfrist auf diese Anstellung verzichtete und wieder als Professor an das Mariahilfer Real-Obergymnasium, dieselbe Anstalt, an der er seine pädagogische Thätigkeit in Wien begonnen hatte, zurückkehrte, so waren es sicher schwerwiegende Gründe, die den pflichtgetreuen Mann zu diesem ernsten Schritte bewogen. Von nun ab blieb er im Dienste der Gemeinde Wien bis zum Jahre 1893, wo das Mariahilfer Real-Gymnasium in die Staatsverwaltung übergieng und gleichzeitig in ein reines Gymnasium umgewandelt wurde. Bei diesem Anlasse wurde Steiner durch die Ernennung zum Director dieser Anstalt neuerdings ausgezeichnet. Aber nur für kurze Zeit noch wirkte er auf diesem Ehrenposten, indem er schon im Februar 1897, also noch vor Ablauf des dritten Jahres, in den bleibenden Ruhestand trat, bei welcher Gelegenheit er mit dem Titel eines k. k. Regierungsrathes

ausgezeichnet wurde. Schon nach wenigen Monaten verlegte er seinen ständigen Wohnsitz nach Graz, durch Familienrücksichten bewogen.

Kaum zwei Jahre hatte sich Steiner nach einer mehr als vierzigjährigen Dienstzeit seines wohlverdienten Ruhestandes erfreut, als er gegen Ende des Jahres 1899 von einer tückischen Krankheit, der Lungenentzündung verbunden mit Influenza, auf ein monatelanges, schweres Krankenlager geworfen wurde. Immer ernster wurde sein Zustand, bis Steiner endlich am 6. April morgens um $^3/_4$ 9 Uhr im 68. Lebensjahre seine Seele aushauchte. Sanft trat der Tod ihn an, wie er sichs immer gewünscht!

Josef Steiner war ein bescheidener, vornehmer, liebenswürdiger Charakter, ein treuer, zuverlässiger Freund, ein gefälliger College und allseits beliebter Vorgesetzter. In ihm waren alle Vorzüge eines tüchtigen Lehrers vereinigt: ein umfangreiches allgemeines wie fachmännisches Wissen, Liebe zur Jugend, ein heiteres Temperament, wohlgefälliger Umgangston, ideale Gesinnung und ein vorzügliches Lehrtalent. Die Schule und ihre Bedürfnisse bildeten den Mittelpunkt seiner gesammten Lebensbethätigung. Seine durch unermüdlichen Lehreifer und seltene Pflichttreue erzielten Unterrichtserfolge sicherten ihm die Anerkennung seiner Vorgesetzten, die Hochachtung und Wertschätzung seiner Collegen, den Dank seiner zahlreichen Schüler. Auch seine Mußezeit stelle er in den Dienst der Schule, indem er sie literarischen Arbeiten widmete. Seine im Vereine mit Dr. August Scheindler seit 1889 in immer neuen Auflagen veröffentlichten lateinischen Lese- und Übungsbücher haben seinen Namen in weite Mittelschulkreise hinausgetragen. Seine Schrift „Sprichwörter und Sprüche als Übungsstoff für den Unterricht in der deutschen Rechtschreibung“ zeigt, wie trefflich Steiner es verstand, einen an sich trockenen und spröden Stoff zu durchgeistigen. Von seinem geläuterten Verständnisse für die Schönheiten echter Poesie legt die Abhandlung „Über Ziel, Auswahl und Einrichtung der Horazlectüre“ ein beredtes Zeugnis ab. In seinen jüngeren Jahren entstanden die Programmaufsätze: „Über das attische Theater“ (1862), „Das philosophische Princip des Xenophontischen Sokrates nach Ursprung und Entwicklung“ (1868), endlich Conjugationstabellen der griechischen regelmäßigen Verba des attischen Dialectes (1871). Selbst in der kurzen Zeit seines Ruhestandes entwickelte Steiner noch eine rege literarische Thätigkeit; doch sind diese Arbeiten, wie auch vieles aus der früheren Zeit, Manuscript geblieben.

Alles in allem genommen kann man sagen: Josef Steiner hat seine Lebensaufgabe als Mensch sowohl wie auch als Lehrer in der rühmlichsten Weise gelöst, so dass ihm ein unvergängliches, dankbares Andenken bei der Nachwelt gesichert bleiben wird für alle Zeiten!

Wien. Ferd. Dressler.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Hofrath Dr. Karl Schenkl[1]).

Nekrolog.

Die aufrichtigen Wünsche, welche die Mitredacteure dieser Zeitschrift (S. 669) und der „Wiener Studien" im ersten Hefte dieses Jahrganges ihrem unermüdlichen Collegen in seine wohlverdiente Muße nachgerufen hatten, sollten sich leider nicht erfüllen. Ganz unerwartet traf sie am 20. September die Trauerbotschaft, dass der schaffensfreudige Gelehrte, der noch kurz vorher Beiträge zu beiden Zeitschriften in Aussicht gestellt hatte, sanft in Graz entschlummert sei. Die Redaction gab ihrer tiefen Trauer um ihr hochverdientes früheres Mitglied durch Absendung eines Beileidtelegrammes an die Hinterbliebenen, durch Entsendung eines Mitgliedes nach Graz und die Niederlegung eines Kranzes mit entsprechender Widmung sowie durch vorläufige Mittheilung des Trauerfalles Ausdruck. Sie erfüllt ihre letzte Pflicht, indem sie dem Verehrten einen Nachruf widmet, der besondere seine langjährige ersprießliche Thätigkeit als Mitarbeiter und Redacteur der beiden Zeitschriften beleuchten soll.

Die Vaterstadt Karl Schenkls ist Brünn, in der er am 11. December 1827 geboren wurde. Er besuchte hier zunächst die Normalhauptschule, dann die vier Grammatikal- und zwei Humanitätsclassen (1837—1843). Infolge seiner Begabung und seines ausdauernden Fleißes erhielt er in allen Jahrgängen das Prädicat *classi primae eminenter adscriptus*. Auch in den zwei Jahren philosophischer Studien (1843—1845), während welcher er nebenbei allgemeine Erziehungskunde und Landwirtschaftslehre hörte, errang er die besten Fortgangszeugnisse. Am 20. October 1845 immatriculierte er sich als Jurist an der Wiener Universität. Außer den Fachcollegien besuchte er bei Franz Ficker Vorlesungen über Äesthetik, Kunstgeschichte und classische Literatur und bei J. Bayer griechische Philologie. Die letzte juridische

[1]) Einige Daten verdanken wir der Güte des Herrn Universitätsprofessors Dr. Heinrich Schenkl in Graz.

Prüfung bestand er am 16. October 1849. Trotzdem ihm dadurch die aussichtsreichen Berufe winkten, die sich absolvierten Juristen zu öffnen pflegen, so folgte er doch seiner längst erwachten Vorliebe für das Studium der classischen Sprachen, die er, wie angedeutet, nebenbei immer gepflegt hatte. Zwar hatte er schon am 19. Juni 1849 das Doctordiplom der Philosophie errungen, er inscribierte sich aber gleichwohl am 17. Jänner 1850 nach der epochemachenden Berufung von Hermann Bonitz als ordentlicher Hörer an der philosophischen Facultät unserer Universität, hörte zwei Semester lang die anregenden Vorlesungen des Meisters und ward dank seinen besonderen Fähigkeiten, seiner ausgebreiteten Lectüre und seinem regen Eifer im Juni 1850 als ordentliches Mitglied in das philologisch-historische Seminar aufgenommen. Die während dieses und des folgenden Jahres gelieferten Arbeiten, u. a. über Sophokles Tragödien, insbesondere die Trachinierinnen, und über die vierte Ecloge Vergils befinden sich noch im Archive des classisch-philologischen Seminars und bezeugen das löbliche Bemühen des jungen Philologen, den Intentionen seines Lehrers gerecht zu werden. Aus der erstgenannten Übungsarbeit ist sein späteres Programm 'Kritische und erklärende Anmerkungen zu den Trachinierinnen des Sophokles' Prag 1853 erwachsen. Die andere über die vierte Ecloge, welcher Schenkl die vollständigen Varianten aller Vergilhandschriften unserer Hofbibliothek beigegeben hat und die Bonitz' Beifall erntete, scheint die besondere Vorliebe des Dahingeschiedenen für genaue und gewissenhafte Collationen geweckt zu haben. Da ihm die an der juridischen Facultät verbrachten Jahre theilweise für das philologische Studium angerechnet wurden, durfte er sich schon nach drei an der philosophischen Facultät verbrachten Semestern der Prüfung für das Gymnasiallehramt unterziehen; er bestand sie am 30. Juli 1851 gut unter Bonitz, Grauert und F. Lott. Während dieser Zeit (vom 18. November 1850 ab) hatte er als supplierender Lehrer am Josefstädter Gymnasium (als 'Docent am Josephinischen Obergymnasium') in der V. und VII. Classe Griechisch gegen eine monatliche Remuneration von 20 fl. gelehrt.

Kaum zwei Monate nach seiner Prüfung wurde er (mit 800 fl. Gehalt und 200 fl. Zulage) zum wirklichen Lehrer am Gymnasium auf der Kleinseite in Prag ernannt. Mit vollem Eifer und großem Erfolge widmete er sich seinem neuen Berufe. Neben der gründlichen Erfüllung seiner Berufspflichten fand er aber Zeit, alsbald, wie wir unten noch eigens erwähnen werden, singehende Gutachten für unsere Zeitschrift zu liefern und die eigene literarische Schaffenskraft zu erproben. Zunächst bewog ihn der empfindliche Mangel an ordentlichen Lehrbehelfen für das Griechische, diesem Übelstande gründlich abzuhelfen. Seiner bewunderungswürdigen Arbeitsamkeit und seinem angeborenen pädagogischen Geschicke gelang es, schon im Jahre 1852 bald nach dem Er-

scheinen von G. Curtius „Griechischer Schulgrammatik" in seinem „Griechischen Elementarbuch" ein bisher nicht übertroffenes heimisches Lehrmittel herzustellen. Die darin gebotene Blütenlese aus den hellenischen Classikern, hauptsächlich aus den Tragikern, aus Xenophon und Demosthenes, erwies sich als besonders geeignet, die Anfangsgründe der griechischen Sprache den Gymnasiasten mundgerecht zu machen. Der Recensent der ersten Auflage, Karl Enk, rühmt im III. Bande dieser Zeitschrift, S. 897 namentlich die Fasslichkeit und den „angenehmen Wechsel von Sätzen historischen, mythologischen, ethnographischen und gnomologischen Inhalts". Dieses praktische Buch hat wohl am meisten dazu beigetragen, Schenkls Namen populär zu machen, da es fast durch ein halbes Jahrhundert beinahe ausschließlich an den österreichischen Gymnasien im Gebrauche steht, mehrfache Übersetzungen in die Landessprachen erfahren und selbst über die Reichsgrenzen hinaus Verbreitung gefunden hat (so durch die im Jahre 1864 erfolgte Übertragung ins Englische). Nach verschiedenen zeitgemäßen Umarbeitungen hat es bereits im Jahre 1895 eine 16. Auflage erlebt. Etwas minder freundlich wurde anfangs das 1860 erschienene „Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen und Latein ins Griechische" aufgenommen[1]). Doch hat dieses Lehrmittel, umgearbeitet und erleichtert, im Jahre 1893 die 8. Auflage erreicht und sich in unseren Obergymnasien eingebürgert. Im Jahre 1854/55 genoss Schenkl einen einjährigen Urlaub, der ihm infolge eines langwierigen Augenleidens und zur Vollendung literarischer Arbeiten für weitere zwei Jahre (bis 1857) verlängert wurde. Während dieser Zeit erschien seine bewährte „Chrestomathie aus Xenophon", Wien 1855 (Carl Gerold's Sohn), die rasch Boden fasste und jetzt in der 10. Auflage vorliegt.

Gegen Ende des Jahres 1857 wurde er zum ordentlichen Professor der classischen Philologie an der Innsbrucker Universität (mit dem jährlichen Gehalte von 1000 fl.) unter gleichzeitiger Bestellung zum Examinator für Griechisch ernannt. Doch verlängerte sich sein Aufenthalt in Prag bis zum März 1858. Darauf begann er mit ganzer Hingabe seine neue erweiterte Wirksamkeit. Infolge Aufforderung des Ministeriums betheiligte er sich an der im gleichen Jahre in Wien stattfindenden Philologen-Versammlung. In ihrer philologischen Section hielt er am 28. September eine Rede in lateinischer Sprache über das Thema, ob der letzte Römer Boethius ein Christ oder Heide gewesen sei; auch griff er in der pädagogischen Abtheilung in der Debatte über die für die Schullectüre besonders geeigneten Dialoge Platos ein. Im October desselben Jahres erschien sein „Griechisch-deutsches

[1]) Vgl. die Polemik des Verf.s mit A. Wilhelm in dieser Ztschr. XI., 433 ff. und 705 ff.; dagegen die günstige Beurtheilung von Kvíčala das. 558 ff.

Schulwörterbuch" (Wien, Carl Gerold's Sohn), das auf eigenen sorgfältigen Arbeiten und den damals besten lexikalischen, kritischen und sprachvergleichenden Hilfemitteln beruht. Gegenüber den früher im Gebrauche stehenden kahlen Wörterverzeichnissen oder veralteten Lexika bedeutete es einen großen Fortschritt. Insbesondere ist hervorzuheben, dass darin zum erstenmale für die Schule die Ergebnisse der vergleichenden Sprachforschung nach Thunlichkeit verwertet erscheinen. Schon im nächsten Jahre finden wir ihn zum Decan der philosophischen Facultät (für 1859/60) gewählt. Seine Collegien und Seminarübungen waren regelmäßig gut besucht, und nach Enthebung des Professors Kopetzky im Jahre 1861 wurde er zum alleinigen Examinator für classische Philologie ernannt. Am 28. Mai 1863 erfolgte seine Wahl zum correspondierenden Mitgliede der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, für deren Sitzungsberichte (philol.-histor. Cl. XLIII. 11—73) er eine größere Abhandlung, „Zur Kritik späterer lateinischer Dichter" betitelt, beigesteuert hatte.

Noch in dem gleichen Jahre wurde er zum ordentlichen Professor der classischen Philologie in Graz ernannt. Seine Antrittsvorlesung handelte über den „Wert der Sprachvergleichung für die classische Philologie". Er hielt auch hier, wie früher an der Innsbrucker Universität, Vorlesungen über Sanskrit und vergleichende Sprachwissenschaft; einschlägige Abhandlungen hatte er seit 1861 für die Germania Pfeiffers verfasst. Zunächst wusste er die Errichtung eines philologischen Seminars an der Grazer Universität durchzusetzen (1864) und war für die 1866 daselbst erfolgte Gründung einer philologischen Societät hervorragend thätig. Auch die Anlage eines archäologischen Cabinets geht auf seine Anregung zurück. Von Anfang an Mitglied, dann Director der Gymnasialprüfungscommission, war er ferner für die Heranbildung tüchtiger Philologen unablässig bemüht. Um diese Zeit gab er das „Deutsch-griechische Schulwörterbuch" (Teubner 1866) heraus. An diesem Werke ist die sorgfältige Benützung und Prüfung der Vorarbeiten und die Verwertung eigener, seit Jahren angelegter Sammlungen rühmend hervorzuheben; dazu kommt die gute Sichtung des darin in reicher Fülle behandelten attischen Wortschatzes, die Beigabe der griechischen Synonyma, die übersichtliche Eintheilung der Artikel und genaue Scheidung der Bedeutungen. Dieses Lexikon ist 1897 in fünfter Auflage erschienen. Infolge neuer wissenschaftlicher Arbeiten wurde er am 27. Mai 1868 zum wirklichen Mitglied der Wiener Akademie gewählt. Bei der allgemeinen Beliebtheit, der sich Schenkl bei seinen Grazer Collegen erfreute, ist es nicht zu verwundern, dass ihn diese in den Jahren 1865/66 und 1871/72 mit der Würde des Decans der philosophischen Facultät und 1869/70 mit der des Rectors magnificus bekleideten. Auch wurden seine pädagogischen Erfahrungen schon damals maßgebenden Orts so gewürdigt, dass er gelegentlich der

im Jahre 1870 stattgehabten Verhandlungen der Gymnasial-Enquête vom Unterrichtsministerium zur Theilname aufgefordert und als Mitglied der Commission mit einem wichtigen Referate betraut wurde. Im Jahre 1872 erhielt er einen Ruf an die neugegründete Straßburger Universität. Bei diesem Anlasse beschäftigte sich die öffentliche Meinung lebhaft mit ihm, und das Unterrichtsministerium bot alles auf, um ihn der Monarchie zu erhalten. Es fesselte ihn außer durch Gehaltserhöhung auch durch die Gewährung eines Urlaubes nach Italien für das Wintersemester 1872/73. Dazu ward er am 31. März 1873 durch die Verleihung des Regierungsrathstitels ausgezeichnet.

Während dieser Jahre veröffentlichte er die spät-lateinische epische Darstellung der Orestessage, die sogenannte *Orestis tragoedia* (Prag 1867); dann seine Xenophonausgabe mit knappem handschriftlichen Apparate in 2 Bänden (I. *Anabasis* 1869, II. *Libri Socratici*, Weidmann 1876). Diese Edition, welche neue handschriftliche Hilfsmittel verwertet, bedeutet gegenüber der von H. Dindorf einen nennenswerten Fortschritt; freilich ist inzwischen der erste Band durch die Hug'sche Ausgabe überholt worden. Besondere textkritisch wichtige Fragen behandeln die drei Hefte „Xenophontischer Studien" (Wien 1868 ff.), welche in den Bänden LX, LXXX und LXXXIII der Sitzungsberichte der phil.-hist. Classe der Wiener Akademie erschienen sind. Daran reiht sich seine ausgereifte Ausgabe des Vergilnachahmers *Valerius Flaccus* (Weidmann 1871), die sich durch hohe Gewissenhaftigkeit der Ausführung und durch glückliche Textverbesserungen bemerkbar macht. Als Art näherer Begründung und Commentar sind die „Studien zu den *Argonautica* des *Valerius Flaccus*" Wien 1871 (Separatabdruck aus dem LVIII. Bande der Sitzungsberichte der phil.-hist. Classe der Wiener Akademie) aufzufassen.

Eine ehrenvolle Anerkennung des trefflichen Wirkens Schenkls als akademischer Lehrer und Gelehrter lag in seiner Wahl und Ernennung zum Nachfolger Johann Vahlens, der im Jahre 1875 den Wiener Lehrstuhl mit dem Berliner vertauschte. Am 14. März dieses Jahres nach Wien berufen, wirkte Schenkl bis zum Schlusse seines Ehrenjahres (1898) in vielseitiger und fruchtbarster Weise an unserer Universität als beliebter und angesehener Professor. Seine wohl disponierten, einfach und klar gehaltenen Vorlesungen bezogen sich nicht bloß auf die Textkritik und Erklärung einer großen Anzahl griechischer und lateinischer Classiker (bes. auf die der Dramatiker und Platos), sondern auch auf griechische Syntax, wichtige Abschnitte der griechischen Literaturgeschichte, auf Staats-, Privat- und Kriegsalterthümer sowie Encyklopädie der Philologie. Er hatte dabei nicht nur das praktische Interesse seiner zahlreichen Hörerschaft im Auge, sondern war auch eifrig bemüht, den sorgfältig ausgearbeiteten Inhalt auf der Höhe der

Wissenschaft zu erhalten. Mit größtem Lehrgeschicke leitete er fernerhin die griechischen Stilübungen im philologischen Proseminare und entwickelte eine reiche Thätigkeit im Seminare. Niemals ward er müde zu belehren, und jedes wissenschaftliche Streben unterstützte er mit Freuden. Aus seiner großen Bibliothek überließ er bereitweilig gar manches Buch den tüchtigeren Studierenden zur Benützung. Er gab Rathschläge für die Privatlectüre und für allerlei Arbeiten, ja er hatte die Aufopferung, kostbare Zeit auf den Privatunterricht strebsamer Jünger der Philologie zu verwenden, die sich im Griechischen schlecht vorbereitet zeigten. Er corrigierte überdies mit staunenswerter Gewissenhaftigkeit alle Arbeiten und Dissertationen, wobei er auf das stilistische Moment des lateinischen Ausdrucks ein ganz besonderes Gewicht legte. Sein eigenes weites Arbeitsfeld reichte von den Anfängen der Sprachwissenschaft und der griechischen Literatur einerseits bis zum späten Griechisch, anderseits bis zum Kirchenlatein, ein ungeheures Gebiet, das er mit ehernem Fleiße, bewunderungswürdiger Sicherheit und philologischer Gründlichkeit bebaut und gepflegt hat. Dazu war er ein tüchtiger, mit den österreichischen Schulverhältnissen wohlvertrauter Schulmann, ein Umstand, der ihm bei der Leitung unserer Zeitschrift sehr förderlich war.

Bald nach seiner Übersiedlung nach Wien vom Ministerium zum Mitredacteur ernannt, war er seit dieser Zeit (11. November 1875) ununterbrochen in hervorragender und unermüdlicher Weise für dieselbe thätig. Ferner gründete er im Jahre 1879 im Verein mit seinem damaligen Collegen, dem gegenwärtigen Unterrichtsminister Dr. Wilhelm Ritter v. Hartel, das erste deutsch-österreichische philologische Fachblatt, die „Wiener Studien", welche ein Supplement dieser Zeitschrift bilden und zu deren Entlastung und ausschließlich zur Förderung der Philologie dienen. Übrigens war Schenkl schon lange vorher ein fleißiger und gründlicher Mitarbeiter unserer Zeitschrift gewesen. Sein erstes Gutachten über G. F. Schönes 1. Bändchen der erklärenden Ausgabe des Euripides ist im III. Bande (1852), S. 41—44 erschienen. Es folgten in rascher Folge gehaltvolle Recensionen über die Ausgaben der Tragödien des Sophokles von Hartung, die der Gedichte Vergils von Ladewig, über verschiedene *Euripidea* und *Xenophontea* sowie über griechische Grammatiken, Elementar- und Wörterbücher. In den späteren Jahren findet sich fast kein Band der Zeitschrift, der nicht Beiträge, sei es in der Form von eindringenden Referaten oder wissenschaftlichen Aufsätzen, von Schenkls Hand enthielte. Wir wollen aus der langen Liste nur einzelne bezeichnendere und größere Beiträge herausheben, um seine umfassende Thätigkeit und Belesenheit zu beleuchten. So besprach er eingehend O. Jahns Ausgabe von Ciceros *Orator* XXI, 619 ff., Hartels *Cyprian*-Ausgabe XXIV, 29 ff., J. Kleins Schrift „Über eine Handschrift des Nicolaus von Cues nebst ungedruckten Frag-

menten Ciceronischer Reden" XVIII, 447 ff., Lehrs Horazedition XXIII, 342 ff., Ribbecks „Des *Horatius* Episteln nnd Bnch von der Dichtkunst" XXIV, 117 ff., Ellis' *Ovidii Ibis* XXXIV, 259 ff. und desselben Ansgabe von Avians Fabeln XL, 615 ff., Klussmann-Studemunds *Emendationes Frontonianae* XXVI, 30 ff., B. Nieses *Flavii Iosephi Antiquitates Iud.* XL, 14 ff. nnd viele andere Bücher, meist wohlwollend, stets objectiv nnd gründlich. Doch konnte er anch mit gehöriger Schärfe unberechtigte Angriffe, wie sie z. B. Bährens gegen seine Ausgabe nnd Stndien zn Valerius Flaccus gerichtet hatte, abwehren oder ephemere Erscheinungen der griech. Schulbücherliteratur (Jahrg. V, VII, VIII ff.) abweisen, Fabrikate aber, wie Freunds Schülerbibliothek. stellte er schonungslos an den Pranger (X, 917 ff.). Nicht minder zahlreich sind die Aufsätze, welche der Rastlose für die Zeitschrift und die „Wiener Stndien" lieferte. Nur einige, zunächst wissenschaftlichen Inhalts seien hervorgehoben: „Kritische Bemerkungen zn Sophokles" (Oedip. Tyr. und Phil.) Zeitschrift XI, 178 ff. und XXI, 697 ff.; „Kritische Studien zu Euripides' Elektra nnd Helene" XXV, 81 ff. nnd 432 ff.; „Znr Kritik und Erläuternng... Platos" (Charmides, Laches, Euthyphron und Symposion) XI, 173 ff., XII, 589 ff. und XVI, 226; „Zum Epitaphios des Hyperides" XXVIII, 896 ff.; „Zu den Brnchstücken des Menandros" Wiener Stndien XX, 161 ff.; *Valckenarii animadversiones in Philostratos* das. XIV, 267 ff. und XV, 116 ff., 200 ff.; ferner *Herodianea* ebenda VI, 269 ff. u. a. Von Abhandlnngen ans dem Gebiete der lateinischen Literatnr verdienen genannt zu werden: „Kritische Bemerkungen zn den sog. *carmina minora* des Vergilius" Zeitschr. XVIII, 771 ff., „*Ovidius* nnd *Livius*" XI, 401 ff., eine interessante Studie über die Abhängigkeit Ovids in den *Fasti* von der Livianischen Darstellnng; dann mehrere kleinere Aufsätze zu Ovid in den Bänden X, XIV fg. und XXXIV der Ztschr.; weiters 'Die handschriftliche Überlieferung der *consolatio ad Liviam*' Wr. Stndien II, 56 ff. (vgl. VII, 339 ff.); zu Senecas Tragödien das. XVI, 237 ff.; „Über die Randbemerkungen im Codex Γ des Taciteischen *Agricola*" Ztschr. XII, 421 ff.; zu den Annalen XI, 406 ff. und XXVII, 349; „Znr Kritik des *Homerus Latinus*" XXVI, 243 ff.; *Grammaticorum Batavorum in C. Valerii Flacci Argonautica coniecturae ineditae* Wr. Studien V, 139 ff.; zur Kritik des *Pervigilium Veneris* Zeitschrift XVIII, 233 bis 243; *Lectiones Panegyricae* Wr. Stud. III, 118 ff.; zu *Ausonius* das. II, 275 ff., III, 313, Ztschr. Bd. XXXI u. XXXII; zum Räthselgedichte des *Symphosius* Wr. Stud. II, 297 ff. und III, 143 ff. (vgl. Sitzungsber. d. Wr. Ak. XLIII, 11). Mehrere Beiträge sind endlich der lateinischen Anthologie gewidmet, so im I.—III., V., VII., VIII. u. a. Bänden der Wiener Stndien. Diese Abhandlnngen sind zum größeren Theile textkritischen, zum kleineren erklärenden Inhaltes; einen interessanten Beitrag zur griechischen Cultnrgeschichte gibt seine Unter-

suchung über „Die politischen Anschauungen des Euripides“, Ztschr. XIII, 357 ff. und 485 ff.

Zeigt Schenkl in diesen Aufsätzen sein kritisches und exegetisches Können, seine Combinationsgabe und seine reiche Belesenheit, so geht sein Streben, alle didaktischen und methodischen Erfahrungen auf dem Gebiete des Mittelschulwesens kennen zu lernen und zu verbreiten, aus anderen Beiträgen zur Genüge hervor. Schon 1857 erstattete er über die Verhandlungen der pädagogischen Section der XVII. Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten zu Breslau im VIII. Bande dieser Zeitschrift, S. 825 ff. Bericht. Bei der 1858 vom Unterrichtsministerium geplanten Modification des Gymnasial-Lehrplanes, der hauptsächlich die Vermehrung der Stundenzahl für den Lateinunterricht im Untergymnasium und die damit zusammenhängende Verlegung des naturwissenschaftlichen Unterrichtes vom Untergymnasium ins Obergymnasium bezweckte, sprach sich Schenkl (IX, 228—240) gegen das letztere Vorhaben aus, indem er den naturwissenschaftlichen Unterricht im Untergymnasium als unerlässlich bezeichnete, aber eine mäßige Vermehrung der Lateinstunden in der III.—VI. Classe als zweckmäßig bezeichnete. Ein ähnlicher pädagogischer Aufsatz ist betitelt: „Über die schriftlichen Übungen im griech. Unterrichte am Obergymnasium und über den Gebrauch commentierter Schulausgaben von griech. und lat. Classikern“ XI, 505 ff. und 698 ff. Wie eingehend er auch das Unterrichtswesen anderer Staaten studierte, ergibt sich aus dem inhaltsreichen Referate über das *Giornale del museo d'istruzione e di educazione* (Rom 1875) XXVII, 704 ff.; ferner aus dem Berichte über die Reform der italienischen Universitäten XXXIV, 709 ff. Über die Gymnasien Serbiens verbreiten sich ausführlich seine Aufsätze im XXXVIII. und XL. Bande. Ähnlichen Zwecken dient die Anzeige der „Festschrift zur Feier des 350jährigen Bestehens des protestantischen Gymnasiums zu Straßburg“ (1888) XXXIX, 1001 ff. Bedeutenden Gelehrten und Schulmännern widmete er ferner gehaltvolle und warme Nekrologe; so würdigte er das Wirken seines unvergesslichen Lehrers Hermann Bonitz bei der Trauerfeier im Jahre 1888 in einer Rede, welche im XXXIX. Bande, S. 961—975 veröffentlicht ist. Ein anderer Nekrolog aus seiner Feder gilt Anton Theodor Wolf (XXIV, 870 ff). Endlich ist der auf den hochbegabten früheren Director des akademischen Gymnasiums in Wien, Franz Hochegger, im Vereine „Mittelschule“ gehaltene Nachruf XXVI, 872 ff. abgedruckt.

Zu dieser reichen literarischen und nicht minder zeitraubenden, pünktlich genauen redactionellen Thätigkeit für diese zwei heimischen Zeitschriften gesellte sich seit 1886/87 die Mitleitung der *Dissertationes philologae Vindobonenses,* in welchen die früher einzeln veröffentlichten Doctordissertationen in Bänden zusammengefasst werden. Die bisher erschienenen sechs Bände

(ein siebenter ist in Vorbereitung) legen mit ihren von den damaligen akademischen Lehrern W. v. Hartel und Schenkl angeregten und genau überwachten Untersuchungen Zeugnis ab von dem segensreichen Zusammenwirken der Genannten und dem hoffnungsvollen Stande der Wiener philologischen Schule.

Überdiss betheiligte sich Schenkl an den Arbeiten für das *Corpus scriptorum ecclesiast. Latinorum* zunächst durch die Übernahme eines Theiles der *Poetae Christ. minores*, die im XVI. Bande vereinigt sind. Dem ersten von ihm recensierten Gedichte des *Claudius Marius Victor* hat er den ursprünglichen, handschriftlichen Titel *Alethia* zurückgegeben. Als Verfasser vermuthet er mit hoher Wahrscheinlichkeit den von Gennadius erwähnten Rhetor von Massilia *Victorinus* oder *Victorius*. Dabei geht eine stattliche Anzahl der in den Text oder in die kritischen Anmerkungen gesetzten Verbesserungen auf ihn zurück. Daran reiht sich eine abschließende Ausgabe des Centos der christlichen Dichterin *Proba* und die quellenmäßige Untersuchung der anderen uns überlieferten Vergilcentone. Leider hat sich aus dieser gründlichen und zeitraubenden Arbeit für die Vergilkritik nichts Positives ergeben, wie der Index auf S. 638 f. darthut[1]). Unmittelbar darauf begann Schenkl mit Eifer die Vorarbeiten für die Ausgabe des heiligen *Ambrosius*. Nach der gewissenhaften Vergleichung zahlreicher Handschriften hat er in den letzten Jahren zwei von der Kritik gerühmte Theile des XXXII. Bandes im Drucke vollendet und den vierten Theil *Commentarius in evangelium Lucae* druckfertig hinterlassen. Auch für die übrigen sechs Theile ist manches vorgearbeitet; so hat er die schöne Leichenrede *De excessu fratris liber prior* in der Jubiläumsschrift *Ambrosiana* zur 15. Jahrhundertfeier des Todes des heil. Ambrosius (Mailand 1897) in trefflicher Weise herausgegeben.

Ein noch umfangreicheres und mühevolleres Unternehmen ist die von ihm anfangs mit Kvíčala, dann allein besorgte Leitung der Tempskyschen *Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum*, welche ein heimisches Pendant zu den großartigen deutschen Unternehmungen Teubners und Weidmanns bilden sollte und die volle Umsicht und Unermüdlichkeit des Redactors in Anspruch nahm. Während die *editiones minores* fast nur für die Schule berechnet sind, haben die *editiones maiores* mit meist knapper *adnotatio critica* bekanntlich auch ihren eigenthümlichen wissenschaftlichen Wert.

Ferner fand Schenkl Zeit, für Bursians Jahresberichte inhaltsreiche Referate über die Xenophonlitteratur XVII, 1—32 und LIV, 1—128, außerdem über die zu den späteren griechischen Geschichtschreibern in den Jahren 1873—1884 erschienenen Schriften daselbst XXXIV, 168 ff. und XXXVIII, 178 ff. abzu-

[1]) Vgl. auch die Anzeige J. Huemers, Zeitschr. XXXIX, 728 ff.

fassen. Schon früher hatte er im Philologus XX, 302 ff., 466 ff. und 681 ff. die Euripideische Literatur von 1850—1862 besprochen und „Beiträge zur Erklärung und Kritik des Sophokleischen Oedipus auf Kolonos" XVII, 29 ff. u. 229 ff. geliefert. Weiter veröffentlichte er Beiträge zur Textkritik des Xenophontischen Hiero in den *Mélanges Graux* S. 111—120, eine *Disputatio de locis aliquot Euripidis Herculis* als Gratulationsschrift zu dem 25jährigen akademischen Jubiläum von G. Curtius (Prag 1874), *Adnotatiunculae ad Himerium* im *Eranos Vindobonensis* S. 131 ff. und *Adn. ad comicorum Atticorum fragmenta* in den *Commentationes Woelfflinianae* S. 323 ff. Er schrieb überdies gelegentliche Beiträge für die „Deutsche Literaturzeitung" und „die Jahrbücher für class. Philologie" (so LXXXIII, 540 ff. „Über die Echtheit des Epilogs der Xenophontischen Kyropädie"). Eine anerkannt gediegene Leistung ist weiterhin seine große Ausgabe des *Ausonius* in den *Monumenta Germaniae hist.* (Berlin 1883) mit genauen grammatischen, sprachlichen und metrischen Indices. Über Grabepigramme aus Lesbos handelte er in den „Archäolog.-epigraphischen Mittheilungen aus Österreich" XI, 93; für die „Jahreshefte des österr.-archäolog. Institutes" lieferte er zwei Beiträge: „Der Georgos des Menandros" I, 49 ff. und „Das Grab des Parthenios" II, Beiblatt S. 85 ff. Mit Hofrath Benndorf leitete er ferner die Vorarbeiten und den Druck der von den Mitgliedern des philologischen und archäologisch-epigraphischen Seminars an der Wiener Universität besorgten Ausgabe der *Imagines* des älteren Philostratus (Leipzig 1893), einer Festgabe für die letzte Wiener Philologenversammlung, und die des jüngeren hat er zusammen mit E. Reisch bereits druckreif gemacht. Seine Bemühungen nach dieser Richtung und seine Thätigkeit für die archäologische Commission wurde durch die Ernennung zum Mitgliede des archäologischen Institutes zu Beginn des Jahres 1899 anerkannt. Werkthätig half er außerdem bei den Vorarbeiten zum *Thesaurus linguae Latinae* mit, indem er sich an den sprachlichen Excerpten aus den von ihm im XVI. und XXXII. Bande des *Corpus scriptorum eccles. Lat.* veröffentlichten kirchlichen Schriften betheiligte. Für denselben Zweck revidierte er Senecas Tragödien nach der Ausgabe von Leo. Auch gehörte er der *Thesaurus*-Commission der Wiener Akademie an und bewährte sich als Obmann oder eifriges Mitglied mehrerer anderer Commissionen dieser gelehrten Körperschaft.

Eine nicht minder rege Wirksamkeit entwickelte er als Mitglied der Prüfungscommission für Candidaten des Lehramtes, zu deren Directorstellvertreter er im Jahre 1884 ernannt wurde; nach Zimmermanns Scheiden von der Universität im Jahre 1896 rückte er an dessen Stelle als Director und versah dieses arbeitsreiche und heikle Amt hingebunge- und taktvoll. Bei den Candidaten galt er als gerechter, aber besonders in den Anfangsjahren

als sehr genauer und gelegentlich ziemlich strenger Prüfer. Wie durch diese Thätigkeit, so blieb er auch durch seine oft aufgelegten Schulbücher mit dem Gymnasium in steter Fühlung. Hiezu trug er weiter bei durch Betheiligung an den Verhandlungen des Vereines „Mittelschule", in welcher er nicht nur, so oft als möglich, erschien, sondern auch bei Debatten in belehrender und anregender Weise das Wort ergriff und, wie schon erwähnt, für verdiente Vereinsmitglieder Nachrufe hielt. Vom Jahre 1891—1897/98 war er Mitglied des niederösterreichischen Landesschulrathes als Vertreter des Mittelschullehrstandes und leitete durch viele Jahre als Prüfungscommissär Maturitätsprüfungen an den Wiener Gymnasien, so 1877 am akademischen und eine lange Zeit hindurch an dem Gymnasium der Theresianischen Akademie.

Trotz so vieler Agenden hatte er für alle Bestrebungen, Anliegen und Wünsche seiner Schüler, Freunde, Collegen und der Mitarbeiter unserer Zeitschriften stets ein offenes Ohr und erfahrenen, wohlwollenden mündlichen oder brieflichen Rath. Wenn man diese vielseitige, reiche Wirksamkeit erwägt, so fühlt man recht lebendig, dass in Schenkls Augen nur Thätigkeit und Fleiß geeignet schienen, dem Leben Wert zu verleihen. Das *Diem perdidi* konnte er sich gewiss nie vorwerfen. Eine weitere hervorstechende Eigenschaft seines Wesens war Liebenswürdigkeit und Güte; er war gleichsam die Verkörperung des Dichterwortes: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut".

Es konnte daher nur als selbstverständlich erscheinen, dass ihm an seinem 70. Geburtstage zahlreiche Beweise aufrichtiger Liebe und Hochachtung und verschiedene Ehrungen zutheil wurden. Bei der im Festsaale der Wiener Universität abgehaltenen Feier richtete sein früherer Schüler und langjähriger College, der jetzige Unterrichtsminister von Hartel an ihn herzliche Worte des Dankes und warme Wünsche für sein ferneres Wohl. Vertreter der Facultät, der Prüfungscommission, der Mittelschule, seiner ältesten und jüngsten Schüler brachten ihm die innigsten und wärmsten Segenswünsche dar und überreichten ihm außer einer seine Verdienste feiernden Adresse eine wertvolle, künstlerisch ausgestattete Statuette der Pallas Athene aus Edelmetall. Es entsprach nur dem bescheidenen Wesen des Jubilars, wenn er in der Erwiderung auf diese Reden und Gaben erwähnte, er lege all das, was er bisher geleistet und etwa noch leisten werde, als bescheidenes Weihegeschenk der Pallas Athene zu Füßen. Literarische Widmungen, welche ihm aus dem gleichen Anlasse Fachcollegen zudachten, verursachten ihm eine nicht minder große Freude. Nach Vollendung des vom Collegium einstimmig beantragten und ihm vom Ministerium bewilligten Ehrenjahres ward er durch die Verleihung des Ritterkreuzes des Leopoldordens seitens Sr. Majestät ausgezeichnet, und von einer anlässlich der Erneuerung seines Ehrendoctorates bei ihm erschienenen Abordnung der Universität wurde

er mit dem einst H. Bonitz zugedachten Ehrentitel *Praeceptor Austriae* begrüßt.

Mit dem Scheiden von der Universität schien die Kraft und die Lebensfrendigkeit des greisen Gelehrten gelähmt zu sein. Es genügte ihm nicht, dass der wissenschaftliche Verein „Eranos", zu dessen Gründern und fleißigsten Theilnehmern er gehörte, ihn zum Präsidenten wiederwählte und er durch längere Zeit die Agenden dieser Zeitschrift und der „Wiener Studien" mitzuleiten hatte. Trotzdem er auch an der Fortsetzung seiner großen Ambrosiusausgabe mit unverminderter Hingabe und Sorgfalt weiterarbeitete, so misste er doch die Lehrbethätigung und den directen Verkehr mit den wissensdurstigen, blühenden Jüngern sehr, nicht minder den Segen der regelmäßigen, vielseitigen Beschäftigung, die, durch lange Jahre hindurch in nahezu aufreibender Weise gepflegt, ihm zur zweiten Gewohnheit geworden war. Dazu kam, dass ein Einbruchsversuch in seine Wohnung ihn schwer erschütterte und übermäßig ängstigte. Er beschloss darauf, Wien dauernd zu verlassen und nach Graz zu übersiedeln. Aber auch hier fand er die gesuchte Gemüthsruhe und frühere Geselligkeit nicht, und infolge eines älteren, zu wenig beachteten Leidens wurden seine Kräfte so erschöpft, dass er gegen die Voraussicht aller seiner Freunde und selbst seiner ihn zärtlich liebenden Familie am 20. September die Augen schloss.

Mit seiner nimmermüden Thätigkeit für beide Zeitschriften hat der entschlafene, fleißige Forscher und vortreffliche Lehrer reiche Anregungen gegeben und Segen für die Schule und die Philologie gestiftet. Sein Andenken ist und bleibt nicht nur mit der Geschichte beider Blätter aufs innigste verknüpft, sondern auch mit einer gedeihlichen Epoche der classischen Philologie in Österreich untrennbar verbunden.

Sein reiches Wissen und seine unerschöpfliche Arbeitskraft, gepaart mit emsigem, stillen Wirken und einem vorbildlichen Eifer, der sich nie genug that und nie beim Halben stehen blieb, haben ihm die Herzen seiner zahlreichen Hörer und Schüler, die Hochschätzung seiner Amtsgenossen und Freunde erworben. Diese Gesinnungen werden sein Grab unverwelkt überdauern. Sein Bild aber ist als lichte, freundliche Gestalt allen eingeprägt, die ihm während seines langen, fruchtbaren Lebens näher getreten sind.

Die Redaction.

Porcius Licinus über Terenz.

Die vielbehandelte Stelle (zuletzt recht ausführlich von Dr. R. Büttner-Gera in dem Buche *Porcius Licinus*, Teubner 1893) wird von Sueton zu dem Zwecke citiert, um das Verhältnis des Terenz zu Scipios Kreis zu illustrieren. Denn der Stadtklatsch zu Rom wusste von einem perversen Verhältnis Scipios und des Laelius zu Terenz. Fenestella hatte dagegen vorgebracht, Terenz sei an Jahren älter gewesen, die Sache also unwahrscheinlich, Nepos hingegen hielt (fälschlich vgl. Sauppe, Gött. gel. Anz. 1870 S. 116) alle drei für Altersgenossen, und Porcius Licinus: *suspicionem de consuetudine per haec facit:*

dum lasciuiam nobilium et fucosas[1] *laudes petit*
dum Africani uoce diuina inhiat[2] *auidis auribus*
dum ad Filum[3] *se cenitare et Laelium pulcrum putat*
dum se amari ab his credit[4] ....
5 ...... *crebro in Albanum rapitur*[5] *ad*[6] *florem aetatis suae.*
post[7] *sublatis rebus ad summam inopiam redactus est.*
itaque ex conspectu omnium abiit in Greciam in terram[8] *ultimam.*
mortuus est in phalo[9] *Arcadiae oppido nihil P. Scipio*
ei[10] *profuit nihil illi*[11] *Laelius, nihil Furius,*
10 *tres*[12] *per id tempus qui agitabant nobiles facillime.*
eorum ille opera ne domum quidem habuit conducticiam,
saltem ut esset, quo referret obitum domini seruolus.

Wer immer diese Verse zu emendieren unternimmt, muss sich fest vor Augen halten, zu welchem Zwecke sie citiert sind. Es soll in ihnen eine *suspicio consuetudinis* enthalten sein. Sie sollen sich also von einem perversen Verhältnis auslegen lassen, ohne aber so ausgelegt werden zu müssen. Wofern man oberflächlich hinsieht, könnte *lascivia... amari.... florem aetatis* leicht zu dem angeführten 'Verdacht' bringen; aber weder das erste noch das zweite Wort zwingt, wie Vahlen und Büttner richtig ausgeführt haben, zu erotischer Auslegung. Nur *florem aetatis* führt näher heran, wenn das *ob* im P richtig ist......!

Und hier stehen wir vor der Frage nach dem Wert der Hss. Ritschl gab dem *Parisinus* 7920 (s. XI) trotz seiner unsinnigen Schreibfehler den Vorzug vor den jüngeren Hss. des XV. Jahrhunderts. Schon Büttner hat in der genannten Schrift sich mit Nachdruck gegen Ritschls Auffassung gewehrt und den jüngeren

Varia lectio: [1]) *l. f.* J(uniores), *f. l.* P(arisinus 7920); [2]) So J. *vocē dum et in huius* P; [3]) *fixum* P, *furium* J, *Philum* Roth; [4]) *credit* J, *credat* P; [5]) *rapitur* P, *rapi* J; [6]) *ad* J, *ob* P; [7]) *post* P, *ipsus* (*ipsis*) J; [8]) So J; *abit g. i. t. u.* P; [9]) *falo* P; [10]) *ei* P, om. J; [11]) *illi* P, *ei* J; [12]) *furius tres* J, *Siministros* P.

Hss. sich angeschlossen. Ich basiere den Text ganz auf diese und lasse den *Parisinus* nur als Correctiv gelten, und zwar gehe ich dabei zunächst von der Erwägung aus, dass jenes *ob* gegenüber dem *ad* der Jüngeren total unstatthaft ist.

Denn, wie schon Büttner bemerkt, Sueton wäre ein Tollhäusler gewesen, wenn er geschrieben hätte, man könne aus den Versen des Porcius nach der Lesart des P einen 'Verdacht' herauslesen; denn dort stehe geschrieben, man habe seine Gesellschaft gesucht *ob florem aetatis suae*. Hier ist doch offenbar von keinem Verdacht mehr die Rede, hier steht nüchtern und trocken: *paedicabant Scipio eiusque familiares Terentium*, ganz wie in der bekannten Liviusstelle (XXI 2) von Hasdrubal dasselbe gesagt ist mit ähnlichen Worten.

Wesentlich anders steht die Sache, wenn wir das bisher ganz unbeachtete *ad* der Jüngeren betrachten. Hindert auch die Lücke von V. 4 auf V. 5 ein völlig abschließendes Urtheil, so steht doch fest, dass von Ausflügen nach dem Albanum des Scipio die Rede ist, und dann wird der Vers eben jene Zweideutigkeit zulassen, die Sueton in ihm gefunden hat. Denn wenn man nach Ritschl (proll. Trin. 132) und Klotz (Altr. Met. 74) den Vers so scandiert:

⏑́ ⏑ *crebro in Ălbánum rapitur ad florem aetatis suae,*

so lässt der Vers eine Doppelübersetzung zu. Entweder nämlich ist *flos aetatis* in dem oben genannten aus Livius XXI 2 und Cic. Phil. II 2, 3 hinlänglich bekannten obscönen Sinn gebraucht und heißt dann: 'bis zur Erreichung der ἀκμή', worin nun thatsächlich die von Sueton betonte *suspicio* liegen kann — oder *flos aetatis* ist ganz unschuldig, hat einen ganz anderen Sinn und bezeichnet eben nur die *jeunesse dorée* jener Zeit ganz wie in dem nachplautinischen Prolog der Casina:

ea témpestate flós poetarúm fuit.

Meinem Sprachgefühl nach ist dieses „zu der Blüte seiner Zeit“ eine durchaus statthafte lateinische Wendung, um die hochgeborenen Herrn zu bezeichnen, die auf des Lebens Gipfel gestellt alle seine Herrlichkeit genießen durften. Porcius meinte die Worte im letzteren Sinne. Sueton, der Scandalchronist *par excellence*, legte ihm den anderen Sinn unter, und der täppische Schreiber des Parisinus änderte in diesem Sinne den Text mit dem plumpen *ob*.

Wir also folgen den jüngeren Hss.

An einer anderen Stelle noch zeigt sich die Überlegenheit dieser Bücher gegenüber dem P. Abgesehen davon, dass P in V. 2 ein sinnloses Buchstabenconglomerat bietet (entstanden durch Missdeutung eines offenen *cc*), wo die Jüngeren klar *uoce diuina inhiat* haben, legt er überdies noch über das erste Wort eine Virgula: *uocē*. Muretus hatte einen sehr üblen Tag, als er nach dieser

Verschlechterung *uocem diuinam* schrieb (das hie heute allgemein gilt). Nicht als ob Bährens berechtigt gewesen wäre, an der Verbindung von *inhiare* mit dem Acc. zu zweifeln. Nein, Büttner hat Bährens gut widerlegt mit Verg. Aen. IV 84, Caecil. ap. Gell. II 23, 10 und hätte ihn noch besser *ad absurdum* geführt mit Plaut. Merc. 182, Reposianus bei Bährens selbst in den P. L. M. IV 352, Florus III 11, 2 und 5 u. a. m.

Aber darin hat Muret geirrt, dass er *diuina* mit *uoce* verband. Er hat also gar nicht erkannt, was Licinus beabsichtigt. Denn er, den Horaz um seiner schneidigen Kritik willen den 'Rasenr' (*tonsor*) nennt, er hat hier an dem Africanus eine scharfe Kritik geübt. Wir wissen aus Eutrop (III 20), dass nach der Meinung des Volkes *diuini quiddam inesse Scipioni existimabatur, adeo ut putaretur etiam cum numinibus habere sermonem.*

Diesen Volksglauben nun mag vielleicht Terenz getheilt haben oder zu theilen geschienen haben, nicht aber der kalte Kritiker Porcius, der den Terenz eben deswegen getadelt hat; denn in den Worten

dum Africani uoce diuinā inhiat auidis auribus

ist *diuina* nicht Abl. sing., gehört nicht zu *uoce*, sondern ist selbständiges substantiviertes Neutrum, und die Worte bedeuten: *dum de Africani ore oraculi instar responsa captat.* Auch hier also ist die jüngere Überlieferung besser.

Die dritte Stelle ist V. 6. Er ist an sich ganz verständlich: 'Später gerieth er in die tiefste Noth'. Aber was will *sublatis rebus* sagen? Und dann: Wie erklärt sich gegenüber dem *post* des P das *ipsus* der jüngeren Hss.?

Das *sublatis rebus* hat an Vahlen einen Vertheidiger gefunden. Er sagt: „*post* mit folgender Erläuterung *cum res sublatae essent* scheint lateinischer Rede nicht entgegen (ganz gewiss!) und *rebus*..... fordert und verträgt den Rückbezug auf den Umgang des Dichters mit seinen Gönnern". Ich sage: Nein! Ich erkenne hier Vahlen, den strengen Mann stringentester Beweise nicht. Hier musste mit einer Fülle von Material erst bewiesen werden, dass ein einfach hingestelltes *rebus* 'Umgang' bedeuten kann, was ich einfach leugne. Selbst in der Ehescheidungsformel heißt es doch *tuas res tibi habeto,* und nur dann wird Vahlens Erklärung stichhältig sein, wenn ein beigefügtes Pronomen den geforderten „Rückbezug" auf die früheren Verse herstellt. Was Vahlen erklärt, ist gewiss richtig, wenn der Wortlaut etwa folgender gewesen wäre: *post, his* (oder *iis,* oder *is*) *sublatis rebus, a. s. i. r. e.* Und so wenden wir uns nun der Überlieferung der jüngeren Hss. zu, die im Chorus *ipsus* (oder als Missverständnis einer Ligatur *ipsis*) bieten.

An sich unvernünftig führt diese Lesart durch Combination mit der älteren, gemeinsamer Quelle entsprungenen Überlieferung

zu folgender Reconstruction des Archetyps: IS POS. In dieser Fassung hat *is* als *iis* zu gelten[1]), und *pos* ist die bekannte Vulgärform der Präposition (Ritschl, op. II 548, Neue II 736, Rönsch It. u. V. 470, 525, Coll. phil. 22, 131 u. a. m.), die mit Naturnothwendigkeit vor sulantendem S (in *sublatis*) eintritt, wie sie eingetreten ist in *pos-sino, possidere* u. dgl. Diesem supponierten Text entspricht nun eine doppelte Missdeutung. Die jüngere Überlieferung fasste *ispos* als ein Wort und entstellte es zu *ipsus* — dabei um Sinn und Metrum unbesorgt. Die ältere erkannte in *pos* richtig *post*, strich aber das überflüssig scheinende *is* weg, offenbar durch metrische Gründe veranlasst, da

is pós sublatis rébus ad summam ínopiam redáctus est

nur möglich ist, wenn — wie so oft in der Komödie — zwischen den trochäischen Septenaren auch einmal ein auftaktiger — vulgo iambischer Octonar[2]) — steht. Auch hier scheinen mir also die iuniores im Recht zu sein.

Die Ausfüllung der Lücke von 4 auf 5 ist naturgemäß nur rein subjectiv vorzunehmen. Zunächst ist V. 5 zwar ἀκέφαλος, aber nicht ἀνεγκέφαλος und, wie ich glaube, schon längst gut emendiert von C. L. Roth. Denn wie schon Ritschl (Rh. M. II 648) gesehen hat, kann zu dem *rapitur* (aus P aufzunehmen) ein Ablativ des Vehikels nicht entbehrt werden. Schon Ritschl hat also ....[*redis*].... *rapi* ergänzt. Weitaus besser aber hat dann Roth (Rh. M. XII 187) die Entstehung der Lücke plausibel gemacht, indem er schrieb:

dúm se ab his amári c r e d i t ⟨............
r é d i s⟩ *crebro in Albánum rapitur e. q. s.*

Man sieht, wie von *credit* auf *redis* abirrend das Auge die Lücke schuf. Da nun aber der P *credat* bietet, glaube ich den Singular *reda* empfehlen zu sollen auf Grund von Heluius Cinna bei Gellius XIX 13, 5:

at nunc me Cenumana per salicta
binis r e d a r a p i t citata nauis.

An der Scansion *in Ălbánum* kann man, wie oben gesagt wurde, nicht Anstoß nehmen. Was weiter in der Lücke stand — chi lo sa? Schon Roth meint (Suet. praef. XXXV) *ad lacunas explendas sensus reperiri possunt plus minusue probabiles, uerba reciperari non possunt;* und so schreibe ich „nur Versuches halber und, um dem Gedankenfortschritt, wie er sich mir darstellt, eine

[1]) Diese Schreibung von *i* statt *ii* (*colonis* = *coloniis* u. dgl.) ist in dem ganzen *codex Memmianus* weit verbreitet (Roth praef. p. XXXVI), und mit Recht von Roth im Text durchgeführt.

[2]) Vielleicht ist auch Vers 10 so zu lesen. Vers 3 ist in der Fassung der iuniores ebenfalls Octonar.

lateinische Form zu geben" (Vahlen, Monatsb. d. B. Ak. 1876, p. 790):

dúm se ab his amári credit ⟨*ób uenam ditem ingeni,*
réda⟩ *crebro in Albánum rapitur ád florem aetatis suae.*

Roth batte ausgefüllt mit den Worten *ob morum elegantiam.*

In V. 7 gehen die Quellen derart auseinander, dass die jüngeren die Präposition *in* doppelt zeigen, der P aber nur *greciam in terram ultimam* hat. Dazu kommt die sachliche Schwierigkeit, dass, wie Büttner richtig ausführt, die Worte „nach Griechenland, dem fernsten Land" zunächst toller Unsinn sind und einfach dem Volcatius Sedigitus widersprechen, der ausdrücklich erklärt: *iter hinc* *in Asiam fecit.*

Alle Schwierigkeiten beseitigen sich, wenn man liest:

itaque ex conspectu ómnium abiit in Graecam terram últimam

Man konnte ja gewiss Kleinasien — von Rom aus — das fernste Land griechischer Zunge nennen. Davon also ist weiter nichts zu sagen.

V. 8 haben die Philologen greulich missverstanden:

mortuus est in phalo arcadiae oppido nihil P. Scipio
ei profuit nihil illi Laelius nihil Furius.

So müssen die Verse abgetheilt werden, und das *P(ublius)* im ersten Verse muss als müßiger Zusatz des Schreibers unter allen Umständen fallen. Zunächst liegt in *estinphalo* nur der bekannte vocalische Vorschlag vor S impura wie in *estomacus, isporta, iscurra,* wofür auf Quellen zu verweisen Beleidigung der Leser wäre. Aber um den Hiat zwischen *Arcadiae* und *oppido* zu decken, und um zugleich der Grammatik Genüge zu thun, schob man *in* ein. Mit Unrecht. Der Hiat an dieser Stelle ist bekanntlich legitim, *oppido* aber ist gar nicht Ablativ von *oppidum,* sondern die bekannte Versicherungspartikel (*oppido*: *ualde, multum* Paulus Festi), die zu *nihil* gehört. Dann aber ist logische Consequenz, dass *Arcadiae* nicht Genitiv des Substantivs, sondern Locativ des Adjectivs ist. Wie der Lateiner *Athenis Atticis* oder *Campanâ Capuâ* (Porph. zu Hor. sat. 1, 6, 68) sagte, so hat eben Porcius Licinus gesagt *Stymphali Arcadiae,* d. h. im arkadischen Stymphalos. Und er musste so sagen; denn es gibt bekanntlich drei oder gewiss zwei Städte dieses Namens in Griechenland. Denn wenn man absieht von der Nachricht des Stephanus von Byzanz, nach dem Chalkis auf Euboea so geheißen haben soll, so bleibt immer noch das macedonische Στυμφαλία oder Στυμφαλίς übrig bei Ptolemäus III 13, 43 und Livius XLV, 30.

Ob *nihil* oder *nil* geschrieben werden soll, darüber verliere ich vernünftigerweise kein Wort. Man schreibe einfach *nihil* und lese *nil,* wo nicht ausdrücklich das Metrum die Doppelsilbigkeit verlangt. Auch im folgenden ist das überlieferte *ei* und

illi richtig; nnr mnss man sich beqnemen, *illi* nicht als Dativ, sondern als den bekannten Locativ (= damals) zn fassen, der nnn schon so oft nachgewiesen ist, wie z. B. bei Lucilius:

quom illi uidissent Hortensius Postumiusque...

Und somit stelle ich folgende Fassnng der Stelle als meinen Ansichten entsprechend anf:

Dúm lasciuiám nobilium et fúcosas laudés petit,
dum Áfricani uóce diuinā ínhiat auidis aúribus,
dum ád Philum se cénitare et Laélium pulchrum putat,
dúm se ab his amári credit ⟨ób uenam ditem íngeni,
5 *réda⟩ crebro in Albánum rapitur ád florem aetatís suae.*
Is pós sublatis rébus ad summam ínopiam redáctus est.
Ítaque ex conspectu ómnium abiit ín Graecam terram últimam.
mórtuus[t] Stympháli Arcadiae. Óppido nihil Scípio
éi profuít, nihil illi Laélius, nihil Fúrius,
10 *trés per id tempus quí agitabant nóbiles facíllime⟨i⟩.*
Eórum ille opera né domum quidem hábuit conductíciam,
Sáltem ut esset, quó referret óbitum domini séruolus.

Dies zn Porcins. Da aber die Gelegenheit sich darbietet, so mag ein kleiner Anhang hier mitgehen über ein paar andere Kleinigkeiten znr vita Terenti. Sneton berichtet nämlich (207 R.): *Et hanc* — die Andria — *autem et quinque reliquas aequaliter populo probauit, quamuis Volcatius †denumeratione omnium ita scribat †sumetur Hecura sexta ex his fabula. Eunuchus quidem bis die acta est meruitque...... VIII milia nummorum.*

Der P hat *sumetur* — offenhar nnsinnig. Die inniores aber weisen alle anf ein in den Lexicis völlig unhelegtes Wort hin, nämlich anf *submeretur*. So steht im D: *submētur*; der C hat *submeret* (statt *submeret*[2]), die anderen Bücher EG hatten die Präposition assimiliert nnd schriehen statt *summeretur* oder *sũmeretur*: *sumeretur*. Der F endlich machte darans *sũmetur* (statt *sũmetur*).

Damit ist aber anch das nnverständliche *Denumeratione* sofort emendiert zu *de numeratione* (d. h. „über die Bezahlnng") nach dem aus Seneca und dem corpus iuris hinlänglich bekannten Sprachgehrauch (Stellen hei Georges 7). *Submereri* aher — das in den Thesanrus gehört — heißt „unterverdienen" nnd will sagen, dass er bei diesem Stücke nicht anf seine Kosten kam. Der Sinn der ganzen Nachricht des Sneton ist also: Sueton sagt, alle seine sechs Komödien hätten dem Volke gefallen, wenn auch Volcatins in seinem Berichte über die für die Komödien geleisteten Barzahlnngen ansdrücklich schreibt, „die sechste, Hecyra, brachte ihm nichts Rechtes ein". Der Ennuch wenigstens gab einen Reingewinn von 8000 nnmmi.

Was aber den Senar des Volcatius betrifft, so glaube ich, hat er gelautet:

Hecúra sexta ex his súbmeretur fábula[1]). Doch dies ist von geringerer Bedeutung als das neue Wort.

Auf eben denselben „Sechsfinger" will Bücheler (Rh. M. XXXIII 492) die Verse zurückführen (p. 214 R.), die nach Ausweis der Bücher dem *†uallegius* gehören, woraus Ribbeck sehr vernünftig *Vagellius* machte: *Scipionis fabulas edidisse Terentium Vallegius* (P, *ualegius* inn.) *in actione ait:*

> *Hae quae uocantur fabulae cuiae sunt?*
> *Non has qui iura populis retentibus*
> (P, *recensentibus* inn.)
> *dabat, summo honore affectus, fecit fabulas?*

Was man an diesen Versen gesündigt und gewüthet hat, ist erstaunlich (vgl. Büttner p. 40). Und doch ist die ganze Geschichte so einfach zu lösen:

> *Hae quaé uorantur fábulae, cuiaé sient?*
> *non hás, qui iura pópulis ⟨et⟩ regéntibus*
> *dabat, súmmo honore afféctus, fecit fábulas?*

Dass man *uorare* von literarischen Producten ganz im Sinne unseres „verschlingen" gebraucht hat, zeigt z. B. Cic. ad. Attic. IV 11, 2. Statt seiner citiere ich aber lieber den alten Aristophanes Vesp. 461 f.:

> ἀλλὰ μὰ Δί' οὐ ῥαδίως οὕτως ἂν αὐτοὺς διέφυγες,
> εἴπερ ἔτυχον τῶν μελῶν τῶν Φιλοκλέους βεβρωκότες.

Im zweiten Vers aber wird man leicht den uralten Gebrauch aller römischen Schriftsteller erkennen, die Freiheit republikanisch regierter Staaten und die monarchische Verfassung als entgegengesetzte Staatsformen zu verbinden. Z. B. Sallust Iug. 6. *igitur reges populique finitimi bello temptare.*

Aber ein Schriftsteller, der statt *reges* schon *regentes* schrieb (unser 'Regenten'), war offenbar kein Alter, kein Volcatius, sondern ein Silberner, ein Zeitgenosse des Seneca, und also wahrscheinlich sein Freund Vagellius.

Wien. J. M. Stowasser.

---

[1]) Oder im Ablativ: *Hecurā s. e. h. s. fabulā?*

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Sophokles' Aias. Für den Schulgebrauch erklärt von Gustav Wolff. 5. Aufl., bearb. von Ludwig Bellermann. Leipzig, Teubner 1899. 8°, VIII u. 168 SS.

Trotz der zahlreichen Schülerausgaben und Präparationen, wie sie in den letzten Jahren von Conradt, Muff, Pähler, Schmelzer, Wecklein, H. Schmitt erschienen sind, behauptet die erklärende Ausgabe des Sophokles von Gustav Wolff ihre alte Beliebtheit. Ludwig Bellermann, gleich trefflich und verlässlich als Schiller- wie als Sophoklesinterpret, der diesen Bändchen seit mehr als einem Vierteljahrhundert seine Fürsorge widmet, thut aber auch alles, um sie auf ihrer Höhe zu erhalten. Sehr sympathisch berührt vor allem bei der Textbehandlung die streng conservative Richtung des Neubearbeiters, der mit Recht hervorhebt, wie auch auf dem Gebiete der Sophokleskritik gegen die kühnen Umdichtungen früherer Kritiker sich ein besonnener Rückschlag bemerkbar mache. Demnach sind Abweichungen von der besten Überlieferung nur in zwingenden Fällen zugelassen worden, d. h. „wenn die handschriftliche Überlieferung sich aus Gründen des Zusammenhanges, des Sprachgebrauches, der Grammatik, der Metrik als unmöglich nachweisen lässt".

Die vorliegende fünfte Auflage zählt um einige Seiten weniger als die vorige, da viele Citate, die einen zu breiten Raum einnahmen, beseitigt wurden. Die Verweise auf die Paragraphen einer oder mehrerer Grammatiken, wie sie in älteren Ausgaben so beliebt waren, wo die Verse des Dichters oft gleichsam nur erwünschte „Beispiele" zu grammatischen „Regeln" zu liefern schienen, sind mit Recht ausgeschieden, da jene Grammatiken „erfahrungsgemäß in den seltensten Fällen nachgeschlagen werden". Fast auf jeder Seite merkt man die bessernde Hand des Herausgebers, der hier Unwesentliches taktvoll strich, dort wieder manche Anmerkung schärfer fasste. Gegenüber der vierten Auflage seien folgende Änderungen im Texte angemerkt. Im v. 28 ist jetzt das besser

bezeugte *τρέπει* gegenüber *νέμει* wohl mit Recht bevorzugt. v. 33 steht jetzt gleichfalls richtig *ὅτου* für *ὅπου*; ersteres ist zwar in den Handschriften (auch im Par. 2712, den ich an einigen Stellen vor längerer Zeit eingesehen, liest man *ὅπου* mit der Randbemerkung von erster Hand: *γρ. ὅτου*) nur eine Correctur der ursprünglichen Schreibung, verdient aber sicher den Vorzug (vgl. die guten Bemerkungen von Hermann Schütz, Sophokleische Studien. Potsdam 1890, S. 5). Auch den Änderungen im v. 256 *λαμπρᾶς γὰρ ἅπερ στεροπᾶς ᾄξας ὀξὺς νότος ὣς λήγει*, 650 f. (geänderte Interpunction), 841 f. (Annahme einer Interpolation) wird man zustimmen dürfen.

An Druckfehlern haben sich eingeschlichen: 271 *ἡμίχ'* f. *ἡνίχ'*, 650 *ἐμαρτέρουν* (in der Anmerkung) f. *ἐκαρτέρουν*. Accente sind abgesprungen 491 (*λεχος*) und 1264 (*ειθ'*), fehlerhafte Accente stehen 970 (*κείνοῖσιν*), 1034 (*οὐx*). S. 129 (oben) lies sustinuit f. sustit*u*it, S. 142 (unten) viersilbig f. vier*se*lbig, S. 151 (zu v. 110) Meineke f. Meine*cke*. Aus der vorigen Auflage sind folgende Versehen in die neue übergegangen: 471 *ταιάδ'* f. *τοιάδ'*, 878 (Anmerkung) *ὁδόν* f. *κέλευθον*, 884 *ποτάμων*, 1276 ist Antwort auf 1237 (nicht 1137), *ἀλιάδαι* steht 880 (nicht 890, wie es S. 134 heißt), S. 162 lies 833 statt 883.

Gefreut hat es mich, dass Bellermann, statt überflüssigen Änderungen Raum zu gönnen, an zwei Stellen (369 = 384, 905 = 951) antistrophische Responsion der dreizeitigen Länge und des vollen Fußes annimmt. Ohne Bedenken empfehle ich ein Gleiches 402 f. = 419 f.

str.	*ἀλκίμα θεὸς*	⏓́ ⏑ – ⏑ ⏓
	ὀλέθριον αἰκίζει.	⏑ ⏑́⏑ ⏗ ⏗́ – ∧
ant.	*γείτονες ῥοαί,*	⏓́ ⏑ – ⏑ – ∧
	εὔφρονες Ἀργείοις	⏓́ ⏑⏑ ⏗ ⏗́ – ∧,

wo der Hiatus in der Gegenstrophe durch die Pause entschuldigt ist. Der Vorschlag, *ὀλέθριον* (dessen zweite Silbe übrigens lang zu messen ist, vgl. 799) und *εὔφρονες* entsprechen zu lassen (⏑́ ⏑ ⏑ ⏑ = –́ ⏑ ⏑), ist trotz des Hinweises auf Ant. 798, 970, O T. 1195, wo einfach die gleiche freiere Responsion festzustellen ist (vgl. Diss. phil. Vindob. I 146 f.), ebenso verunglückt wie jener, *ἐύφρονες* mit offener Form zu lesen, die „bei den Tragikern sonst nirgends nachweisbar ist".

Prag-Kgl. Weinberge. Siegfried Reiter.



Index in Xenophontis Memorabilia. Confecerunt Catharina Maria Gloth, Maria Francisca Kellogg. Ithaka N. Y., The Macmillan Company 1900. gr. 8°, VI u. 96 SS. (A. u. d. T.: Cornell Studies in Classical Philology. Edited by Charles Edwin Bennett and George Prentice Bristol. Published for the University by the Macmillan Company. Nr. XI.) Preis 1 $.

Was die beiden Damen veranlasst hat, gerade Xenophons Memorabilien zum Gegenstande ihrer lexikographischen Untersuchung zu wählen, erfahren wir nicht. Indes kann im Zeitalter des zur That gewordenen Thesaurus linguae Latinae jede derartige Arbeit auch auf griechischem Sprachgebiete Interesse beanspruchen. Wir haben es mit einem Formenindex zu thun, d. h. die Belegstellen jedes Wortes werden nach den Formen, in denen es die Memorabilien bieten, gesondert. Nur die Indeclinabilia werden nach syntaktischen Gesichtspunkten oder nach ihrer Stellung im Satze (vgl. z. B. *γάρ*) behandelt, von einigen wenigen, wie *εἰς* und *ἐν* wird nur das Stellenmaterial mitgetheilt. Übrigens wird auch sonst vernünftigerweise nicht in allzu starrer Consequenz die Form allein berücksichtigt. So wird unter *πολύς* bemerkt, dass *πολύν* sich nur in Verbindung mit *χρόνον* findet, und es werden weiter die Stellen abgesondert, wo *πολλῷ* beim Comparativ erscheint, und wo *πολύ*, *πλέον* und *πλεῖστον* Adverbia sind. Übergangen ist der Artikel (als solcher) und die Conjunction *καί*, insofern sie keine Verbindung wie *καὶ γάρ* oder *ἀλλὰ καὶ* eingeht und außer Responsion mit *καί* oder *τε* steht. Was zunächst den Artikel anlangt, so wird allerdings bei Angabe der Formen von Substantiven, Adjectiven, Participien und Infinitiven durch den Druck angedeutet, ob sie mit dem Artikel versehen sind oder nicht. Dass jedoch hiermit dem wissenschaftlichen Interesse noch immer nicht Genüge geschehen ist, scheinen die Verff. gefühlt zu haben, wie die ungenaue Durchführung des Programmes lehrt. Wenigstens ist unter *ὁ ἡ τό* hinter der Note: '*articulus merus omissus est*' Folgendes zu lesen: '2. *c. advv., genn., simm.* (*e. g.* *τὰ ὕπερθεν*, *τὰ τῆς πόλεως*, *ὁ Σωφρονίσκου*): *ὁ* II 5, 2. *τοῦ* IV 8, 4 *τῇ* III 5, 4, 12. *τόν*..' Es ist hiemit zugegeben, dass es Aufgabe des Lexikographen ist, die Verbindungen, die der Artikel eingeht, nachzuweisen. Dabei genügt aber keineswegs eine willkürlich vorgenommene Auswahl von Wendungen — wo sich der Artikel beim Prädicat findet, wo er das Possessivum vertritt, wo seine Stellung bemerkenswert ist; diese und ähnliche Fälle, die aus den Memorabilien reich zu belegen wären, bleiben ganz unberücksichtigt —, sondern nur ein nach syntaktischen und phraseologischen Gesichtspunkten, nicht nach der zufälligen Casusform disponiertes Stellenverzeichnis, etwa in dem relativen Umfange wie in dem grammatischen und lexikalischen Index zu Demosthenes von Rehdantz und Blass. Die von den Verff.n gewählte Anordnung nach den Casusformen bringt ganz ungleichartiges Stellenmaterial

unter eine Rubrik, so dass man gegebenenfalls die Belege für **einen** bestimmten Sprachgebrauch aus dem Durcheinander nur **schwer** aufbringen wird. Ähnliches ließe sich gegen die Ausschließung von *καί* vorbringen. Dass auch dieses nicht einfach zu streichen ist, zeigt der Artikel *καλός*, wo sich die Stellen für *καλὸς καὶ ἀγαθός* (*κ. τε καὶ ἀ.*) abgesondert beisammen finden. (Unter *ἀγαθός* fehlt ein entsprechender Hinweis). Als sonstige **Mängel** bezeichnet Ref., dass — offenbar unabsichtlich — unter *δέ* die große Anzahl von Stellen — Ref. zählt deren mindestens 50 — übergangen ist, wo die Partikel ohne vorangehendes *μέν* erscheint, und dass das Adverb *ᾗ* unter *ὅς* eingereiht ist, ohne dass an der Stelle, wo man es als selbständigen Artikel erwartet, ein Hinweis vorhanden wäre.

Im übrigen findet Ref. die Arbeit verlässlich. Namentlich ist **zu** loben, dass die Überlieferung durchwegs strenge berücksichtigt und der Druck mit peinlicher Sorgfalt überwacht ist: gewiss keine Nebensache bei einem Buche, dessen Inhalt fast durchaus Zahlencitate bilden. Wer Zeit und Mühe nicht scheut, dieselben auszubeuten, wird den darin verborgenen Sprachschatz zu heben im Stande sein.

Wien. J. Golling.

Demosthenes on the peace, second Philippic, on the Chersonesus and third Philippic with introduction and critical and explanatory notes by J. E. Sandys. London, Macmillan and Co. 1899. 8⁰, LXXII u. 260 SS.

Im Jahre 1897 veröffentlichte Sandys in dem gleichen Verlage eine Bearbeitung der 1. philippischen und der drei olynthischen Reden des Demosthenes; über diese commentierte Ausgabe habe ich in diesen Blättern (Jahrg. 1898, S. 705 ff.) ausführlich Bericht erstattet. Was dort über Zweck und Anlage des Commentars und über die Grundsätze in der Behandlung des Textes gesagt ist, darauf kann und muss ich hier umso eher verweisen, als der vorliegende Band in seinem äußeren und inneren Gewande dem früher erwähnten vollkommen entspricht. Auch hier finden wir in der Einleitung und im Commentar unter möglichst vollständiger Anführung der Literatur in reicher Fülle alles geboten, was die bisherige Forschung in der Kritik und Erklärung des Demosthenes geleistet hat. Z. B. behandelt ein besonderer Abschnitt der Einleitung die Überlieferung der 3. Philippica und verzeichnet die darüber abgegebenen Meinungen, um schließlich der Vermuthung beizutreten, dass wir es mit Spuren einer doppelten Redaction der Rede durch Demosthenes zu thun haben. Im Texte schließt sich auch hier wieder der Herausgeber am engsten an die



Bearbeitung von Blass an, hat aber, wie billig und erklärlich, an vielen Orten die Überlieferung gegen ihn in Schutz genommen. Neue Lesarten bringt der Text nicht; ein paar eigene Vermuthungen sind in den kritischen Noten unter dem Texte verzeichnet und im Commentar näher begründet. Es sind folgende:

De pace § 23 am Schlusse ist nach Rehdantz, dem die neueren Editoren zumeist folgen, im Texte *τοῦτο μέντοι τοῦτ' ἔστιν φυλακτέον* geschrieben. Der Parisinus S schiebt vor das zweite *τοῦτο* ein *ὅτι* ein, die Vulgata bietet nach diesem *ὅτι* nicht *τοῦτο*, sondern *τοιοῦτον*. Die Überlieferung ist also jedenfalls verderbt, eine Heilung der Stelle, wenn man *ὅτι* beibehalten wollte, wie sie Weil versuchte, höchst zweifelhaft. Abzuweisen ist auch Blass' Vorschlag: *ταὐτὸ μέντοι τοῦτ'*, was im 29. Prooemium § 3 wegen des darauffolgenden *πάλιν* allerdings ganz gut am Platze wäre. Sandys nun möchte an unserer Stelle *αὐτὸ μέντοι τοῦτ'* schreiben, wie es ähnlich in der Leptinea § 47 heißt: *αὐτὸ δὴ τοῦτο καὶ τὸ δεινόν ἐστιν*. Doch gerade das erste *τοῦτο* ist handschriftlich gesichert, auch ist die Epanadiplosis nicht ohne eine gewisse Kraft und in diesem recapitulierenden Schlussatze ganz angemessen.

Chereon. § 51. Der Redner hat an die Hörer die ungeduldige Frage gerichtet: Wann werdet Ihr endlich Euere Pflicht thun? worauf man ihm antwortet: Offenbar dann, wann es nothwendig sein wird! Darauf entgegnet Dem.: „Aber was man bei freien Menschen *ἀνάγκη* nennt, das *οὐ μόνον ἤδη πάρεστιν, ἀλλὰ καὶ πάλαι παρελήλυθε.*" Die Stelle gäbe nur dann einen befriedigenden Sinn, wenn *παρελήλυθε* gleichbedeutend wäre mit *πάρεστιν*. Allein wie die vielfach citierte Stelle aus der Kranzrede § 48 (*παρελήλυθεν ὁ τῶν πραγμάτων καιρός*), ferner 23. § 80 *παρεληλύθασιν οἱ χρόνοι* beweist, muss das Verb in der Bedeutung „ist vorbeigegangen", „ist vorüber" genommen werden; dann aber ist die Verbindung der Glieder mit *οὐ μόνον — ἀλλὰ καί* sinnwidrig. In ansprechender Weise schlägt nun S. im Commentar vor, *οὐχ ὅπως* zu schreiben, womit der passende Zusammenhang der Glieder hergestellt wäre.

Ibid. § 75. Indem der Herausgeber die bisherigen, an dem sinnlosen *ἐπιστήμῃ* versuchten Besserungen zurückweist, betont er Blass gegenüber mit Recht die Nothwendigkeit, *λέγειν* als Gegensatz zu *τὰ ἔργα* beizubehalten, und setzt selbst *ἐπιστήμῃ* in Klammern. In der Anmerkung dagegen äußert er die Vermuthung, die ursprüngliche Gestalt des Satzes habe gelautet: *ἃ δὲ βέλτιστ' ἔνεστι λέγειν*, womit ich mich einverstanden erkläre. Wir gewinnen damit einen befriedigenden Sinn, und die Verbindung *ἔνεστι λέγειν* oder *ἔνεστι εἰπεῖν* ist bei Demosthenes äußerst häufig.

Ohne einen bestimmten Vorschlag zu machen, spricht S. zu Cherson. § 44 den Verdacht aus, dass *τῶν ἐν Θρᾴκῃ κακῶν*

verderbt sei, da man eine bestimmte Ortsbezeichnung wie *κωμιδίων* oder *πολιχνίων* erwarten sollte. Der allerdings seltsame Ausdruck mag indessen vielleicht auf ein in Athen gangbares Scherzwort zurückzuführen sein, mit dem man damals jene thrakischen Nester bezeichnete.

Wien. Franz Slamsczka.

Dr. A. Kaegi, Griechische Schulgrammatik. Mit Repetitionstabellen als Anhang. 5. verb. Aufl. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1900. XXII. 290 u. XLVI SS.

Über die erste Auflage dieser griechischen Grammatik, deren hoher Wert nicht zum mindesten dadurch erwiesen wird, dass sie in mehrere fremde Sprachen (tschechisch, französisch, holländisch, polnisch, russisch) übersetzt worden ist, habe ich im Jahrg. 37 (1886), S. 660 ff. eine Besprechung veröffentlicht, in welcher ich die Vorzüge des Buches einer geziemenden Würdigung unterzogen habe. Auch die zweite Auflage, welche sich in manchen Punkten von der ersten unterschied, hat meinerseits im Jahrg. 41 (1890), S. 436 f. eine Besprechung erfahren, in welcher auf die oben berührten Differenzpunkte ausdrücklich hingewiesen wurde. Die nunmehr vorliegende fünfte Auflage dieses trefflichen Lehrbuches entspricht hinsichtlich Anordnung und Umfang des Stoffes genau der zweiten; Änderungen haben nur in Einzelheiten, in der Stilisierung usw. stattgefunden. So haben die beiden von Augment und Reduplication handelnden Paragraphen 78 und 79 jetzt eine entschieden übersichtlichere Fassung erhalten, ist § 190 der Terminus „Actionsart" st. „Zeitart" aufgenommen, § 109, Anm. 2 b der zweiten Auflage weggelassen usw. Die in den verschiedenen Paragraphen, z. B. 104, 125, 240, 260 stehenden Wörterverzeichnisse bekunden durch Weglassung oder Zusetzung von Worten die peinliche Sorgfalt des Verf.s, der übrigens in den Vorworten zur 2. — 5. Auflage selbst dankenswerte Andeutungen über Verbesserungen gibt, die er insbesondere mit Rücksicht auf die in zahlreichen Recensionen seiner Grammatik niedergelegten oder privatim mitgetheilten Bemerkungen vorgenommen hat. So sei denn auch diese neue Auflage der Kägi'schen Grammatik der aufmerksamen Beachtung der Herren Schulmänner empfohlen.

Innsbruck. Fr. Stolz.

T. Livi ab urbe condita libri. Wilh. Weissenborns erklärende Ausgabe. Neu bearbeitet von H. J. Müller. 6. Band. 2. Heft. Buch XXVIIII—XXX. 4. Aufl. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1899.

Die noch von Weissenborn besorgte 3. Auflage des vorliegenden Heftes ist im Jahre 1878 erschienen. Der dort gebotene Text war auf *P* aufgebaut und nur hie und da durch Lesarten von *Σ*, d. h. den aus dem verlorenen Speyerer Codex geflossenen oder mit ihm verwandten Handschriften, modificiert; Weissenborn fehlte aber der Überblick über die gesammten Lesarten des *Σ*. Der neue Herausgeber hat nun gleichfalls *P* zur Grundlage genommen und dort, wo *Σ* mehr hat (es betrifft dies meist kleine Wörter und unbedeutende Zusätze), die Frage zu beantworten gesucht, weshalb das betreffende Wort in *P* fehle oder weshalb es in *Σ* stehe, und da hat sich ihm an nicht wenigen Stellen die Überzeugung aufgedrängt, dass in *Σ* ein an sich unnöthiges Wörtchen zur Förderung der Deutlichkeit oder aus anderen Gründen hinzugefügt worden ist. Dieses Bewusstsein hat ihm, wie er Vorw. VI erklärt, die Entscheidung bei der Textkritik oft sehr erschwert. Was in den seither verflossenen Jahren zur Kritik und Erklärung der beiden vorliegenden Bücher beigesteuert wurde, ist für die neue Auflage gewissenhaft verwertet. Der Herausgeber verweist hiefür auf die der 'Zeitschrift für das Gymnasialwesen' beigegebenen Jahresberichte, in denen er die gesammte Literatur besprochen und die Gründe für seine Entscheidung in den einzelnen Fällen genauer entwickelt hat. Nach der Zusammenstellung im Vorworte ist die Lesart des Textes an nahezu 200 Stellen verändert worden. Auch der Text der *periochae* ist (nach der Rossbach'schen Collation) revidiert worden und weist eine Anzahl Änderungen auf. Die Interpunction ist vielfach anders gestaltet. Der Commentar ist ganz umgearbeitet. Entbehrliches wurde gestrichen, Unhaltbares getilgt oder berichtigt, neue Zusätze wurden eingefügt. Der Wortlaut der Citate wurde, wo es geboten schien, vervollständigt, wo es nicht darauf ankam, fallen gelassen. Dadurch, dass die Anmerkungen zu den einzelnen Paragraphen mit der vorgesetzten Zahl jedesmal in eine neue Zeile gerückt sind, ist ihre Auffindung wesentlich erleichtert. Angehängt ist ein Verzeichnis der Stellen, an welchen von der handschriftlichen Überlieferung abgewichen ist, und der wichtigsten Conjecturen, welche J. N. Madvig in die 2. Auflage seiner Textausgabe (Hauniae 1872) aufgenommen hat. Unter den aufgenommenen Conjecturen zu offenbar verdorbenen Stellen empfehlen sich durch ihre Leichtigkeit zwei von Novák herrührende: XXX 29, 4 *maxime spe hostis fiduciaque*, und in demselben Buche 42, 7: *nequaquam ipsi simile*. — XXIX 11, 2 scheint mir die Einfügung von *rati* überflüssig. Weissenborn bemerkt richtig: „*facturum* von dem in *memores* liegenden Begriff des Denkens abhängig". Ich verweise für *memor*

in dieser Bedeutung auf Instin. II 5, 4; und für das verwandte *meminisse* auf denselben Instin. XI 5, 9. — XXIX 32, 10 würde ich vorschlagen *quae varie animos adfecit.* — XXX 4, 2 ist Gronovs Vermuthung *tenderent* aufgenommen. Ich denke, *haberent* ist zu halten. Das Object *castra* oder *partes castrorum* ergänzt sich mit Leichtigkeit aus dem unmittelbar Vorhergehenden. Die geläufige Verbindung *castra habere* nähert ja das Verbum beinahe dem elliptischen Gebrauche. — Ebd. 11, 10: Ist der in *PΣ* überlieferte Wortlaut *ac propere turbati novo genere pugnae postremo non pediti solum cedere*, wie Weissenborn in der Textausgabe und Hertz lesen, wirklich unhaltbar? — Ebd. 18, 7 lautet mit Nováks Ergänzung: *et ut permixtus hostibus.* Zugegeben, dass diese auf den Livianischen Sprachgebrauch gegründete Ergänzung nothwendig ist, so ist doch die Stelle damit noch nicht erledigt. Das vor *permixtus* überlieferte *rem* ist sicher ein echter Bestandtheil. Man erinnert sich in dem ganzen Zusammenhange unwillkürlich an die Bedeutung, welche *res* in Verbindung mit *gero* hat oder in dem Livianischen Ausdrucke *ante rem*, u. dgl.; weshalb auch Weissenborn an *rem gerens* dachte. Ich halte die Einfügung der entsprechenden Präposition vor dem fraglichen Worte für das Richtige. — Ebd. 21, 6 liest der Herausgeber *invasisse omnis* für *esse meminisse* (in *P*), *sese meminisse* (*Σ*), *esset meminisse* (ς d. i. jüngere Handschriften oder alte Ausgaben vor Aldus), indem er eine von Weissenborn in der Anmerkung ausgesprochene Vermuthung durch Umkehren der Wortstellung zu seiner eigenen macht. Ist es dem bedachtsamen Kritiker entgangen, dass gerade *meminisse* allein schon durch seine Beziehung auf die vorhergehenden Worte *mentio deinde ab senioribus facta est* gegen jede Änderung gefeit sein muss? — Ebd. 25, 6: Ich kann nicht zur Überzeugung kommen, dass der Ausdruck *celeritate superlabentem* von dem Fünfruderer, der infolge seiner Schnelligkeit über die Meeresfläche nur so dahingleitet, an dieser Stelle unpassend gebraucht ist. — Ebd. 30, 15 liest der Herausgeber mit Harant *novi hos spiritus.* In BC fehlt *hos*, *Σ* bietet *nobis* (für *novi*). Die letztere Corruptel erklärt sich aber doch wohl nur, wenn die Worte *novi* und *spiritus* ursprünglich zusammenstießen: denn dass *hos* unentbehrlich sei, wird niemand behaupten können. — Ebd. 30, 20 ist nach Alanus ergänzt *ad spem eventus respondent*, doch unnöthig. Das Verbum ist in diesem Zusammenhange für sich allein verständlich. Wir sagen ganz ähnlich: die Erfolge entsprechen nicht, oder: sie entsprechen nicht den Erwartungen.

Im Texte sind mir folgende Druckfehler aufgefallen: XXIX 6, 1 *toto classe*; 7, 6 *icta* (richtig *-o*); 10, 1 *garvior* (*gravior*) ist aus der früheren Auflage stehen geblieben; 11, 4 *decerunt* (*decernunt*); 25, 2 fehlt das Komma nach *peditum*; 28, 8 *aliquod* (*-t*); 37, 9 *serveritatis.* Periocha, Z. 29 *quo* (*qui*).

XXX 1, 10 *progatum* (*prorogatum*); 2, 12 *ingentem* (*in ingentem*); *effugerumt*; '7, 9 (Schluss) Komma (Punkt); 19, 11 *confixit* (*conflixit*); 38, 6 *Carthagiensium*; 39, 5 *prohiberunt* (*prohibuerunt*); 41, 1 *Brutiis*; 42, 6 *quatutor* (*quattuor*)[1]. — Andere Kleinigkeiten, die sich theils selbst verbessern, theils nicht stören, übergehe ich.

Wien. R. Bitschofsky.

R. Ehwald, Exegetischer Commentar zur XIV. Heroide Ovids. Gotha 1900. Engelhard-Reyher'sche Hofbuchdruckerei. 26 SS.

Clem. Ballabeni, Sopra il rimaneggiamento dei Fasti Ovidiani. Milano 1898. Libreria ed. Dom. Briola. 24 SS.

Die Studie Ehwalds ist eine des verdienten Ovidforschers würdige Arbeit und wird in der Literatur zu den Heroiden einen beachtenswerten Platz einnehmen. Sind auch einzelne Ansichten des den Ovidischen Ursprung der Epistel energisch vertheidigenden Verf.s bereits von anderen geäußert worden, so namentlich die über die Benützung des Aeschylus durch Ovid (vgl. O. Ribbeck. Gesch. d. röm. Dichtung II, 250), so werden sie hier doch noch näher begründet, und es schließen ferner die eingehenden, alle Fragen berücksichtigenden Untersuchungen, welche neben wertvollen exegetischen Beiträgen auch eine klare Disposition enthalten, einen Schatz von eigenen Beobachtungen des feinen Ovidkenners in sich. Sehr gut ist der Gedanke und gelungen der Nachweis, dass wir es bei diesem Stücke nicht mit einer poetischen *suasoria*, sondern mit einer *controversia* zu thun haben (S. 2 f.).

Auch das Kritische geht nicht leer aus, und jene Stellen, an welchen der Verf. jetzt eine Änderung der Fassung in der von ihm besorgten neuen Auflage der Merkel'schen Textausgabe (Leipzig 1888) empfiehlt, sind gleich in einer Fußnote der ersten Seite zusammengestellt. Einen Zweifel hat Ref. nur v. 19; allerdings lässt sich *marito* durch die nun vorgenommene Interpunktion noch halten, aber das Distichon wird doch zu gekünstelt. Zudem hat *cod. P* selbst die Änderung *mariti* vorgenommen (nach Sedl-

---

[1]) Aus den Anmerkungen führe ich an: zu XXIX 10, 8 *omnibus* (richtig *ominibus*); 11, 10 ist 129 zu verbessern in 12, 9; 19, 3 *ominus* (*omnis*); XXX 2, 7 u. 24, 1 *Bruttium*? 11, 9 ist *suas* zu tilgen; 13, 12 *duorum* (*deorum*); 17, 3 der zu tilgen; 20, 6 *augustiore* (*ang.*); 21, 2 ist 275 zu verbessern in 27, 5; 34, 2 ufa (auf); 39, 3 gemissbilligt? 44, 8 Hasdrubal (Hannibal).

mayers Apparat bereite die erste Hand) und das zuerst geschriebene *o* konnte leicht wegen des *o* im unmittelbar vorhergehenden *potuisse* dem Schreiber in die Feder geflossen sein; Ref. hat derartiges bei vielen genauen Collationen manchmal in den besten Handschriften recht auffallend getroffen. — In der erklärenden Anmerkung zu V. 29 (S. 15), welche einzig richtig ist und darum vielleicht kürzer gefasst sein könnte, wären Iw. v. Müllers griech. Privatalterthümer nun nach der neuen Auflage (1893) zu citieren; in diesem Passus findet sich im sonst correcten Druck auch das Versehen „de*r* Danans" (st. de*s* D.). — Wir möchten dem Verf. schließlich empfehlen, zunächst noch einige der schwierigeren Heroiden in dieser Weise zu behandeln, woraus sich im Verlaufe dann sicher ein dem jetzigen Stande der Forschung entsprechender Commentar dieser ganzen Dichtungsgruppe entwickeln würde.

Der Schrift von Cl. Ballabeni über die *Fasti* können wir nicht solche Anerkennung spenden. Zwar huldigt sie der richtigen, von der neuesten Forschung im wesentlichen nun wohl allgemein anerkannten Ansicht, dass Ovid in der Verbannung eine Überarbeitung des Werkes mit der Widmung an Germanicus begonnen habe, aber irgendwie Neues wird nicht vorgebracht; dafür finden wir wiederholt begeistertes Lob der jetzigen Fortschritte der Kritik, eine im Verhältnis zum Hauptthema ziemlich breite, aber gerade einen wichtigen Punkt nicht genügend hervorhebende Digression über die Quellen der Fasti (dabei wird S. 8 Verrius Flaccus nur vorübergehend und zwar als *Verio Flacco* citiert!), Anmerkungen über längst Bekanntes (z. B. S. 5 über *Ovidio non esiliato, ma solamente relegato*; S. 7 über Kallimachos und seine Werke; S. 23 über Germanicus) und ausgedehnte, einmal sogar zwei Seiten umfassende Ausschreibungen des Originaltextes Ovidischer Stellen. Der Verf. hatte, wie dies wohl aus ein paar Andeutungen vermuthet werden darf, die Absicht, jungen italienischen Philologen die neueren Resultate gegenüber anderen, hie und da von eigenen Landsleuten noch gebilligten Ansichten übersichtlich in gut geschriebener italienischer Darstellung mitzutheilen. Von diesem Gesichtspunkte betrachtet hat die Abhandlung wohl noch eine gewisse Berechtigung, aber falsche Citate (z. B. S. 9 „Fast. IV, 11" st. I, 1) und fast auf jeder Seite begegnende, manchmal sinnstörende (z. B. S. 15 *auxilium* st. *exilium*) Druckfehler im Ovidtexte hätten darum doch doppelt vermieden werden sollen.

Innsbruck. Anton Zingerle.

P. Cornelius Tacitus, Dialogus de oratoribus. Erklärt von Dr Constantin John, Rector des Gymnasiums zu Schwäb. Hall. Berlin Weidmann'sche Buchhandlung 1899. 8°, VII u. 164 SS. Pr. 2 Mk. 10 Pf

Für die Erklärung des Dialogus liegt in der Ausgabe Andresens eine tüchtige Leistung vor; die Bedeutung dieses Buches beruht vorzugsweise auf den Ergebnissen, die in der Einleitung niedergelegt sind. Diese handelt: I. Über die Frage der Echtheit, II. Über den künstlerischen Aufbau, die Charakterzeichnung und den Zweck, III. Über die Vorbilder und Quellen der Schrift. Noch für Andresen war die Frage der Autorschaft ungelöst; für John steht es fest, dass Tac. nicht nur der Verf. sein kann, sondern es sein muss. Zunächst setzt John im Anschluss an Borghesi-Urlichs die Geburt des Tacitus in das Jahr 56 oder in eine der angrenzenden Jahreshälften. Tacitus erzählt, dass er im Jahre 77 als *iuvenis* sich mit der Tochter des Agricola verlobte. Da nun der Verf. des Dialogus von sich sagt, als *iuvenis admodum* dem Gespräche beigewohnt zu haben, Tacitus aber mit diesem Ausdrucke sonst Jünglinge bezeichnet, die das *tirocinium fori* unmittelbar hinter sich hatten, also im Alter von 17—20 Jahren standen, so ist das Gespräch oder die Fiction desselben, wenn Tac. der Verf. sein soll, vor 77 anzusetzen. Von den zwei Angaben, die die Schrift über die Zeit des Gespräches c. 17 enthalte, weise *sextam iam felicis huius principatus stationem* (wo *statio* = 'Etappe, Station') auf die Zeit unmittelbar nach dem 1. Juli 74; in die Mitte dieses Jahres sei also das Gespräch zu verlegen. Kein Widerspruch liege darin, dass die Anzahl der Jahre vom Tode Ciceros bis auf den Tag des Gespräches mit 120 angegeben werde, denn die Zahl sei eine runde und nicht so genau zu nehmen. Man wird nicht umhin können, John hierin zuzustimmen. Denn dass es kein so wichtiger Umstand ist, der zur wörtlichen Auffassung nöthigte, wenn Maternus diese Angabe Apers c. 24 wörtlich wiederholt, geht daraus hervor, dass c. 25 'Messalla es mit derselben Zahl gar nicht so genau nimmt und von 100 Jahren spricht. Unzweifelhaft ferner deutet auf eine runde Zahl, dass der betreffende Zeitraum thatsächlich nur 115—116 Jahre beträgt, und dass selbst die Addition der angeführten Summanden nur die Summe 117 ergibt, was im ganzen zum Jahre 74 stimmt. Die runde Zahl aber erhält ihre Berechtigung, wenn damit, was Aper eben wollte, nur die äußerste Grenze des menschlichen Lebens bezeichnet werden sollte, in welchem Sinne diese Zahl auch sonst gebraucht wurde. Wird sich schon solchen Folgerungen schwerlich Stichhältiges entgegenhalten lassen, so gewinnt in der Beweisführung Johns auch Plin. n. h. XXXII 6, 62 erneute Wichtigkeit. Es ist kein Zweifel, dass, wenn man in den Worten '*lingua, quae peritissima huius censurae in nostro aevo fuit*' *lingua* = 'Rede, Sprache' nimmt, die Stelle kein Zeugnis dafür sein muss, dass der c. 37 als noch lebend erwähnte Mucianus zur Zeit der Herausgabe der 'Naturalis historia'

(77) schon todt war. Sie wird es aber unbedingt, wenn Plinius, wie John annimmt, den Mucianus als feinsten Austernkenner hinstellt und mit *lingua* die Zunge des Feinschmeckers meinte. John setzt also das Gespräch um die Mitte des Jahres 74 an, wo Tacitus im Alter von 17—19 Jahren als Student der Redekunst vollkommen geeignet war für die Rolle, welche die Schrift dem Verf. zuweist.

Was die Zeit der Abfassung und Veröffentlichung der Schrift betrifft, so kann erstere, wenn Tac. der Verf. ist, nur vor, nicht unter oder nach Domitian angesetzt werden. Man kann dem sowie der Möglichkeit der Veröffentlichung noch unter Titus schon deshalb die Zustimmung nicht versagen, weil, wie John bemerkt, der Anspruch des Verf.s auf eine bis ins Einzelne gehende Treue der Wiedergabe des Gespräches nur dann verständlich ist, wenn kein Jahrzehnte langer Zeitraum zwischen dem Gespräch und der Niederschrift liegt. Gleichwohl scheint mir das, was gegen die Möglichkeit einer Abfassung unter Domitian vorgebracht ist, an und für sich genommen, minder stark zu sein. Aus Agr. 2 f. mag sich ergeben, dass Tac. unter Domitian nichts veröffentlicht hat, es ergibt sich nicht, dass er nichts geschrieben hat. Warum sollte der Mann, der sich augenscheinlich zu Domitian gut zu stellen wusste und unter ihm hohe Würden bekleidete, nach dessen Tode aber das bekannte Bild von ihm entwarf, in dem wir von *saevitia per quindecim annos* lesen, nicht unter diesem Kaiser eine Schrift haben verfassen können, um sie später bei passender Gelegenheit herauszugeben? John fragt: 'Wozu überhaupt ein Werk für die Öffentlichkeit schreiben ('schreiben' allein wäre besser gewesen), wenn man fürchten musste, es nicht herausgeben zu können?' Aber was seit Tacitus sich so viele gestattet haben, das brauchte bei ihm nicht räthselhaft zu erscheinen, und wenn die Schrift, soweit wir den Verf. aus ihr sprechen hören, den wohlthuenden Humor eines glücklichen, mit den staatlichen Verhältnissen der Gegenwart zufriedenen Gemüthes athmet. so ist es doch selbstverständlich, und die Kunst der Darstellung verlangte es, dass Ton und Färbung des Gespräches den Verhältnissen des Jahres 74 entsprachen und nicht die Gedrücktheit und Misstimmung unter Domitian zum Ausdruck brachten.

Den schönen und lichtvollen Ausführungen über die zeitlichen Fragen schließt sich die Untersuchung der stilistischen Frage an. John meint, dass, wenn auch der Verf. des Dialogus geflissentlich in den Spuren eines fremden stilistischen Vorbildes aus früherer Sprachperiode gegangen sei, doch die stilistische Verwandtschaft des Dialogus mit den übrigen Werken des Tacitus unverkennbar sei, und dass den zahlreichen Abweichungen eine ebenso beträchtliche Zahl augenfälliger Übereinstimmungen gegenüberstehe. Wer nun das, was in trefflicher Disposition zur Stütze dieser Behauptung beigebracht ist, durchgeht, wird sie für vollauf berechtigt

halten und in dieser Partie, wenn auch andere, namentlich Wölfflin, tüchtig vorgearbeitet haben, eine Zierde des Buches erblicken. Die Ausführung zerfällt in zwei Abschnitte: *A*. Die sprachliche Übereinstimmung des Dialogus mit den Geschichtswerken. *B*. Die größere sprachliche Verwandtschaft desselben mit dem früheren historischen Stile des Tacitus. Es kann nicht Aufgabe sein, auf die einzelnen Unterabtheilungen näher einzugehen; nur die Versicherung möge hingenommen werden, dass in dem Abschnitte ein reiches und wertvolles Material niedergelegt ist. In solchen Zusammenstellungen aber gewinnen an sich unscheinbare Dinge oft große Bedeutung, z. B. *clientulus*, *histrionalis*, *later* = *tegula*, die sich nur bei Tacitus finden, und vieles andere, das in Verbindung mit der Behandlung der zeitlichen Fragen beim Leser den Eindruck hervorruft, dass sich gegen Johns Ausführungen kaum Erhebliches werde vorbringen lassen, und dass damit die Frage nach der Echtheit der Schrift wohl erledigt sei.

Der Raum gestattet es nicht, auch auf die gründlichen Abschnitte näher einzugehen, die über den künstlerischen Aufbau, die Charakterzeichnung und den Zweck, endlich über die Vorbilder und die Quellen der Schrift handeln. Bemerkt sei, dass auch John außer der Lücke zwischen c. 35 und c. 36 noch eine zweite, nicht ganz unbeträchtliche in c. 40 nach *admovebant* annimmt, die den Abschluss der vorausgehenden Rede, den Übergang des Wortes an Maternus und den Anfang seiner Schlussworte enthalten habe. Mit überzeugenden Gründen wird dann dargethan, dass der Sprecher zwischen den beiden Lücken nur Secundus, nicht Messalla sein könne. Gegenüber der Frage, ob wir es mit der treuen Wiedergabe eines historischen Gespräches zu thun haben, kommt John zu dem Ergebnis, dass die erzählte Unterredung eine freie Schöpfung des Schriftstellers sei, in ihrer Entstehung und Ausführung bedingt durch die Gesetze der Kunstform des aristotelischen Dialogs, die Cicero in die römische Literatur eingebürgert hatte, so dass Tac. mit der Sprache auch die Kunstform neu beleben wollte, in der Cicero seine sorgfältigsten und bewundertsten Gespräche geschaffen habe. Mit feiner Argumentation ist gezeigt, dass bei einer sorgfältigen Vergleichung mit Cicero von der historischen Grundlage des Gespräches nichts mehr übrig bleibe als seine in den Zeitumständen begründete Möglichkeit.

Interessant ist der Nachweis, dass Tacitus für diese Schrift aus der pädagogischen und rhetorischen Literatur der Griechen mehr und unmittelbarer geschöpft habe, als bisher angenommen wurde; dass er z. B. Chrysippus' Handbuch *'Περὶ παίδων ἀγωγῆς'* benützt habe, lasse sich an der Übereinstimmung der Hauptgedanken in den vergleichenden Ausführungen über die römische Jugenderziehung mit denen der gleichnamigen pseudoplutarchischen Schrift erkennen. Hauptquelle des Werkes aber ist nach John die rhetorische Schulbildung des Tacitus. Der Dialogus ist ihm ein

unumstößliches Zeugnis dafür, dass Tacitus zu jener Zeit sich zu den Bestrebungen der Schule Quintilians, zur Reaction gegen den modernen Asianismus bekannt habe, und kann mit Recht als die reifste Frucht dieser Reactionsbewegung betrachtet werden.

Der Text des Dialogus ist der Halms. Die Abweichungen gibt der kritische Anhang, in dem die Handschriften nach Michaelis bezeichnet sind. Nicht erwähnt ist 5, 32 *qui* (*qua* H.) *accinctus*, 6, 25 *quamquam alia diu seruntur* (*quamquam. † alia d. s.* H.). Ein Versehen ist 9, 25 *liberalitas* = 'Milde' statt 'Freigebigkeit'. Auch 37, 7 stimmt '*contrahere*, zusammenziehen; sammeln hieße *colligere*' nicht recht zu S. 6, A. 13.—32, 12 ist *simplex* richtig erklärt; *uniforme* aber in der Bedeutung 'einseitig' vermag ich keinen Sinn abzugewinnen. Es bedeutet m. E. 'gleichförmig, was zum gegebenen Falle passt', wie ja *unus* oft im Sinne von 'ein und derselbe, der nämliche, gleiche' gebraucht ist. 32, 17 scheint mir *et* = 'und besonders' unstatthaft. 'Besonders' ist schon mit *vero* gegeben. 39, 11 steht *incipias* kaum für das genauere Futurum, d. i. die periphrastische Form. Die Beziehung auf die Zukunft ist doch in Verbindung mit *quando* unzweifelhaft. Vielleicht haben 42, 6 *ego te poetis, Messalla autem antiquariis criminabimur* die Dative doch den Sinn 'im Interesse'. S. 66, Z. 9 v. o. fehlt die Capitelbezeichnung, und c. 21, 26 ist das Druckversehen *libros nisi qui legit* zu ändern in *libros legit, nisi qui.* Was den Titel betrifft, so wäre vielleicht dem Komma nach *Tacitus* der Apostroph vorzuziehen.

Das treffliche Buch sei der Beachtung aller Fachmänner angelegentlich empfohlen.

Wien. Franz Zöchbauer.

Übungsstücke zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische im Anschlusse an die Lectüre für die Oberstufe des Gymnasiums. 1. Heft. Üb. im Anschl. an Cicero 4. Rede gegen Verres, bearb. von C. Hachtmann, 39 SS. 8°, Mk. 0·80. 3. Heft. Üb. im Anschl. an Ciceros Rede für Archias, bearb. von J. Strenge. 14 SS. 8°, Mk. 0·50. 4. Heft. Üb. im Anschl. an Ciceros Rede für Murena, bearb. von J. Strenge, 32 SS., Mk. 0·70. 5. Heft. Üb. im Anschl. an Ciceros Briefe, bearb. von A. Ablheim, 43 SS., Mk. 0·80. 6. Heft. Üb. im Anschl. an Sallusts Jugurtha, bearb. von Otto Wackermann, 39 SS., Mk. 0·80. 7. Heft. Üb. im Anschl. an Ciceros Reden gegen Catilina, bearb. von C. Hachtmann, 35 SS., Mk. 0·80. 8. Heft. Üb. im Anschl. an Ciceros Rede de imp. Cn. Pompei, bearb. von J. Lehmann, 19 SS., Mk. 0·50. Gotha 1898—99. Verlag von Friedr. Andreas Perthes, 1898—1899.

Diese Sammlung von Übungsstücken verdankt ihren Ursprung der Vorschrift der neuen preußischen Lehrpläne vom Jahre 1892,

dass die Texte für die häuslichen und für die in der Classe zu arbeitenden Übersetzungen ins Lateinische in der Regel im Anschlusse an die gelesenen Partien des betreffenden Autors zu entwerfen seien. Bei uns ist diese Forderung schon längere Zeit in Kraft zufolge der Bestimmungen der Instructionen vom Jahre 1884. Das in dieser Forderung zum Ausdrucke kommende Princip ist, wie heute wohl allgemein zugestanden wird, gewiss richtig. Es gibt kaum ein besseres Mittel, die Schüler zu verhalten, sich den durch die Classikerlectüre vermittelten Vocabel- und Phrasenschatz gut einzuprägen, als wenn auch die schriftlichen Übersetzungen ins Latein demselben Stoffe entnommen werden. Es ist anzuerkennen, dass die Herausgeber dieser Sammlung von Übungsstücken der Forderung nach einer einfachen, klaren Ausdrucksweise, die ohne besondere Schwierigkeit dem fremden Idiom sich anpassen lässt, im allgemeinen gerecht worden sind. Häufungen grammatischer und stilistischer Schwierigkeiten, die den Schüler mit Misstrauen erfüllen, indem sie bei ihm die Empfindung erwecken, als würden ihm fort und fort Fallen gestellt, wurden so ziemlich vermieden. Dennoch wird die geschickte Abfassung der Übungsstücke, in denen die Regeln der Grammatik und Stilistik in zwangloser Weise, aber häufig genug zur Anwendung gebracht werden, nicht nur eine feste Einprägung des Vocabelschatzes der Lectüre, sondern auch eine fortgesetzte Auffrischung und Einübung des grammatischen Wissens bewirken. Nur die von C. Hachtmann im Anschlusse an die 4. Rede gegen Verres dargebotenen Übungsstücke entsprechen vielfach jener Forderung nach klarer, einfacher Ausdrucksweise nicht, sondern zeigen oft einen schwerfälligen Satzbau mit überdies gehäuften grammatischen Schwierigkeiten, wie sich aus folgender Probe ergibt (S. 22): 'Da es schien, als ob P. Scipio gar nicht fühlte, dass es seine Pflicht sei, das Andenken eines Mannes, der durch seine Heldenthaten den römischen Staat berühmt gemacht hatte, in Schutz zu nehmen, so benutzte Cicero die Gelegenheit, um den Adeligen zu Gemüthe zu führen, wie sehr es ihnen am Herzen liegen müsse, für die Ehre ihres Hauses einzutreten. Mit Recht macht er geltend, der Adel habe keinen Grund, sich darüber zu beklagen, dass das römische Volk es vorziehe, rührigen Emporkömmlingen Ehrenstellen zu übertragen, wenn es das Andenken berühmter Vorfahren von Leuten, die aus der gleichen Familie stammten, so wenig vertheidigt sehe, dass fremde Hilfe in Anspruch genommen werden musste.' Das sind wahrhaft handwurmartig gestaltete Satzgebilde, die zu vermeiden waren. Auch die grammatischen Schwierigkeiten erscheinen hier stark gehäuft. In den übrigen Heften jedoch ist der Ausdruck, ohne dass der deutschen Sprache Gewalt angethan würde, so eingerichtet, dass der Schüler nach aufmerksamer Lectüre des Schriftstellers ohne besondere Schwierigkeiten die richtige lateinische Ausdrucksweise und Satzbildung finden kann. Anmerkungen unter dem Texte

wurden keinem der vorliegenden Hefte beigegeben, da notorisch dadurch die Aufmerksamkeit der Schüler beim Übersetzen vom Texte abgelenkt wird. Wohl aber werden öfter Noten, die sich auf einzelne Wendungen, den Satzbau, die Verminderung der Germanismen und Ähnliches beziehen, in den Text selbst eingereiht. Besonders gelungen scheinen mir die von Strenge im Anschluss an die Reden pro Archia und pro Murena ausgearbeiteten Übungsstücke zu sein und die Übersetzungsstücke jenes Heftes, das sich an die Briefe Ciceros anlehnt, die bekanntlich in Deutschland einen wichtigen Bestandtheil der Cicero-Lectüre bilden. Zugrunde gelegt wurde von dem Verfasser dieses Heftes (Ahlheim) die von Dettweiler aus Ciceros Briefen veranstaltete Auswahl. Die vorliegenden Hefte müssen im ganzen als ein sehr dankenswerter Behelf für den Betrieb des Latein-Unterrichtes bezeichnet werden, und Referent gestattet sich, auch die österreichischen Fachgenossen auf diese Sammlung aufmerksam zu machen. Bei Zusammenstellung schriftlicher Arbeiten wird sie sich sehr nützlich erweisen.

Wien. Alois Kornitzer.

Q. Horatius Flaccus. Auswahl von Dr. Michael Petschenig. Dritte, umgearbeitete Auflage der „carmina selecta". Wien u. Prag, Tempsky 1900.

Petschenigs Horaz liegt nunmehr in dritter Auflage in deutschem Gewande vor und tritt dadurch, mit der ministeriellen Approbation ausgestattet, in den Rahmen unserer wirklich verwendbaren Schulbücher. Es mag ja eine Zeit gegeben haben — Ref. hat sie allerdings nicht erlebt —, in der es für den Schüler interessant und anregend war, die Einleitung zum Autor und Inhaltsangaben seiner Werke in lateinischer Sprache zu lesen und zu lernen. Dass aber bei dem heutigen Stande der Lateinkenntnisse auch unserer Obergymnasiasten ein in lateinischer Sprache abgefasster Lern- oder Wiederholungsstoff noch irgendeinen praktischen Wert habe, möchten wir nicht gerne zugeben. Ist man ja doch selbst beim Gebrauche deutscher Lehrbücher oft genöthigt, vor der Behandlung des Stoffes förmliche Interpretationscollegia zu halten. Und vollends für die rasche Wiederholung, sagen wir für die Matura, da wird doch, wenn das Auge nur so über den Text hinstreift, mit dem deutschen Worte gleich eine ganze Gedankenmasse wieder aufgefrischt, das Auge sieht ein verstandenes Bild wieder; bei dem lateinischen Texte erblickt der Schüler nur Vocabeln und nicht einmal immer bekannte. Und dass es da einen Schüler leicht verdrießt, vor dem Autor wieder einen „Autor" in die Hand zu nehmen, ist eine nicht zu ferne liegende Gefahr.

Darum begrüßen wir die neue Auflage, die nicht mehr *in usum scholarum*, sondern auf Grund mannigfaltiger Kürzungen und Hinweglassung alles gelehrten Beiwerkes (Belegstellen, Angabe der Abfassungszeit bei den Gedichten etc.) wirklich für den Schulgebrauch gearbeitet ist. So ist denn der Abschnitt über das Leben und die Dichtungen des Horaz wesentlich gekürzt und auf das wirkliche Bedürfnis der Schule reduciert, die Übersicht über die lyrischen Versmaße dagegen mit Recht durch Vorbemerkungen über die Elemente des Versbaues erweitert, und dass hier noch die volltönenden lateinischen Bezeichnungen für die Verse als eine Erinnerung an bessere Zeiten beibehalten sind, kann man sich ja gefallen lassen, wenn auch eine Nöthigung biezu nicht leicht zu erweisen ist.

Neu ist der Abschnitt „Griechische Vorbilder der Horazischen Lyrik“, in welchem zu einer Reihe von Horazstellen mehr oder minder treffende oder zwingende griechische Parallelstellen zusammengetragen sind. Doch dürfte die Bezeichnung „Vorbilder“ nicht glücklich gewählt sein, eher könnte es heißen: 'Stellen mit ähnlichen Gedanken'; denn es wird doch nicht gut angehen, beispielsweise für Od. I 9 vs. 1—8 Alcäus, vs. 9 Archilochos, vs. 13 ff. Eurip. Alcestis als Vorbilder zu bezeichnen. Eine treffliche Fundgrube schöner Gedanken in schöner Form ist die folgende Sammlung von „Sinnsprüchen“ aus den Gedichten des Horaz, die in keiner Schulausgabe des Dichters fehlen darf.

Die approbierte Auswahl ist reichlich und frei von übertriebener Prüderie. Besonders reich ist das „Namen- und Sachverzeichnis“ ausgefallen (48 Seiten), und zwar hauptsächlich durch den zweiten Theil des Titels, indem nicht bloß Eigennamen aufgeführt und erläutert, sondern auch Sachnamen verzeichnet und deren besondere dichterische Verwendung oder symbolische Bedeutung angegeben wird, woraus mancher Behelf für die Präparation und das Verständnis erwächst. Auch ist es dadurch dem Herausgeber möglich gewesen, manche Bemerkung aus dem Gebiete der philologischen Realien anzubringen, manche Notiz, die man allerdings auch im Wörterbuche finden könnte, ausführlicher zu gestalten.

Ausstattung und Druck sind bekannt gefällig, Druckfehler oder Versehen spärlich. Wir verzeichnen abgesehen von geringfügigen Druckfehlern nur Porto d' Anzo statt Anzio und den uns nicht geläufigen Ausdruck 'Baumgänge' für 'Laubgänge, Lauben' an den Häusern.

Von den beigegebenen Karten sind 'Italien' mit dem eingezeichneten iter Brundisinum, die Umgebung Roms mit den Wasserleitungen und die Umgebung Neapels theils nett, theils ausreichend, aber der römische Stadtplan gefällt uns gar nicht. Auf einem eigentlich leeren Blatte mit einem Tiberknie und spärlichen Hügelandeutungen ohne räumliche Umgrenzung bloß durch

eine Reihe geometrischer Figuren die für die Horazlectüre in Betracht kommenden Örtlichkeiten und Gebäude zu verzeichnen, ist denn doch zu skizzenhaft. Das schöne Buch und der Octavaner verdienten doch etwas mehr.

Wien. Dr. F. Perschinka.

Elmer, H. C., The Latin Prohibitive again. Reprinted from the American Journal of Philology, vol. XXI Nr. 1, pag. 1—12.

Elmers musterhaft geführte Untersuchung über den Prohibitiv im Lateinischen, über welche Ref. in dieser Zeitschr. 1895, S. 1074 f. berichtet hat, rief bezüglich der gewonnenen Resultate Bennets Widerspruch in den Cornell Studies in Classical Philology Nr. IX, 1898 (Critique of Some Recent Subjunctive Theories; vgl. diese Ztschr. 1899, S. 223 ff.) in dem Maße hervor, dass letzterer auf Grund seiner Untersuchung des Plautinischen Stellenmaterials Elmers Theorie als vollständig unbegründet erklärte. Elmer nimmt infolgedessen im vorliegenden Aufsatze Anlass, seine Theorie hinsichtlich der Bedeutung der Tempora (Präsens und Perfect) im lateinischen Prohibitiv noch deutlicher als in seiner ersten Untersuchung darzulegen. Ref. muss davon Abstand nehmen. Elmers dermalige Auseinandersetzung ins einzelne zu verfolgen. da es sich vornehmlich um die Interpretation einschlägiger Stellen handelt. Es genügt, die beiden Classen des Verbotes, die Elmer diesmal S. 5 constatiert und die für seine Theorie von grundlegender Bedeutung sind, vorzuführen: 1. Die mögliche Übertretung des Verbotes bringt dem Verbietenden Verdruss oder empfindlichen Nachtheil: das Verbot erfolgt daher naturgemäß mit besonderem Nachdruck. 2. Das Verbot hat für die Interessen des Verbietenden keine hervorragende Bedeutung, mag es nun beachtet werden oder nicht; es erfolgt nachdrucklos, weil von einer eventuellen Nichtbeachtung nichts zu fürchten ist. Diese neue Formulierung der beiden Arten des Verbotes, die einerseits durch *ne* mit dem Perfect, andererseits durch *ne* mit dem Präsens gegeben werden, sind insoferne bedeutungsvoll, als dadurch die Auffassung Bennetts abgewiesen wird, als ob es sich beim Prohibitiv im Perfect immer um ein im Affect ausgesprochenes Verbot handelte: es genügt nach Elmer, dass der Verbietende die Folgen der Übertretung perhorresciert. Die verschwindend geringen Ausnahmen, welche vorstehende Regel nach beiden Seiten hin durch den thatsächlich vorliegenden Sprachgebrauch erfährt, weiß Elmer ohne Anwendung von Interpretationskünsten in ansprechender Weise zu deuten. Damit ist übrigens Bennetts Polemik gegen Elmers Lehre vom Prohibitiv noch nicht abgethan. Der Verf. gedenkt daher bei anderer Gelegenheit auch auf die Kritik ein-



zugehen, welche seine Behandlung der Stellen, die *nec (neque), nihil, ne-quidem, nunquam* u. a. mit folgendem Perfect enthalten. durch Benett erfahren hat. — Schließlich verdient hier bemerkt zu werden, dass es für die Beurtheilung der Elmerschen Resultate nicht belanglos ist, dass Geddes (Classical Review for Oct. 1898, p. 355 ff.) auf Grund seiner Durchforschung des ganzen Literaturgebietes, über welches sich Elmers Arbeit erstreckt, und außerdem der silbernen Latinität die Elmersche Lehre glänzend bestätigt gefunden und dass unabhängig von Geddes auch Clement, Proceedings of the Am. Philol. Ass. XXX, p. XXXVI bezüglich der silbernen Latinität, soweit es sich um den Conjunctiv des Perfects mit *ne* handelt, zu demselben Ergebnisse gelangt ist.

Wien. J. Golling.

J. Lattmann, Lateinisches Elementarbuch für Sexta, 8. Aufl., besorgt von Dr. H. Lattmann, Oberlehrer Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht, 1900. Preis geh. 1 Mk. 20 Pf., geb. 1 Mk. 50 Pf.

Die achte Auflage dieses Elementarbuches unterscheidet sich von der siebenten besonders dadurch, dass die 27 Fabeln am Ende mit den sieben der griechischen Sage entlehnten Stücken zusammengestellt sind. Die Stellen, wo sie passend gelesen werden sollen, sind vorne immer hinter größeren Abschnitten, die ausschließlich Einzelsätze enthalten, bezeichnet. Eine methodische Anleitung (16 SS.) wird den Lehrern auf Verlangen von der Verlagsbuchhandlung unentgeltlich geliefert.

Den Gebrauch zusammenhängender Stücke in der Art, wie sie in diesem Übungsbuche begegnen, kann Ref. unter keinen Umständen billigen. Sie widersprechen den Vorstellungen, die er über eine systematisch fortschreitende Ausbildung des grammatischen Wissens der Schüler gewonnen hat. Zusammenhängende Stücke auf dieser Stufe des Unterrichtes sollen keine besonderen grammatischen Schwierigkeiten, am allerwenigsten Formen enthalten, die der Schüler bis jetzt weder gesehen noch gehört hat. Darüber hilft keine combinierte Methode hinweg, keine gedruckte Interlinearübersetzung, wie sie sich in diesen Fabeln breit macht, hier ist einzig und allein der entsprechende Gedankenhorizont und der jeweilige Stand des grammatischen Wissens der Schüler maßgebend. Dem kindlichen Alter entsprechen die von Lattmann aufgenommenen Fabeln ganz wohl, dem grammatischen Wissen und Können der Schüler greifen sie in höchst bedenklicher Weise vor. Nach Absolvierung des Lehrstoffes der Masculina der II. Declination und nach Vermittlung der Kenntnis des Imperativs sowie der 3. Person Sing. und Plur. der I. Conjugation begegnet dem Schüler

in der sich nunmehr anschließenden I. Fabel (S. 90) die Verbindung *in cornu*, ferner *si tibi gravis* (zu schwer) *sum*, Verbalformen wie: *sedebat*, *avolabo*, *respondet*, *sentio*; unter den 19 lateinischen Wörtern, welche die Fabel enthält, sind dem Schüler bloß zwei, nämlich *taurus* und *musca*, bekannt, die anderen erhalten die gedruckte Interlinearübersetzung. Nach Abschluss der II. Declination und des Präs. Ind. Act. der I. Conjugation liest man in der II. Fabel (S. 90) *patris*, *patrem*, *vocem*, *fauces*, ferner *curabat*, *venit*, *aperi*, *mi (!) aselle*, *volo visitare*, *audio*. Der Schüler, in dessen Kopfe die Casusendungen der II. Decl. und die Formen des Präs. Ind. Act. sowie des Imperative der I. Conj. eben erst fest geworden sind, liest da mit einemmal die mannigfachsten Formen verschiedener Declinationen und Conjugationen. Welchen Wert die Lectüre einer solchen Fabel haben soll, in der dem Schüler auf Schritt und Tritt grammatische Räthsel entgegenstarren, erscheint geradezu unbegreiflich. Nein, diese mannigfachen unbekannten Nominal- und Verbalformen sind nur darnach angethan, in das errungene feste Wissen des Schülers Bresche zu legen und arge Verwirrungen anzurichten.

Ref. will hier auf die Frage der Einzelsatz- und Lesestückmethode des näheren nicht eingehen; aber die Fülle inhaltsleerer, nichtssagender Sätze, die dieses Buch geradezu zu einem *Ollendorff redivivus* machen, könnte selbst einen starren Anhänger der Einzelsatzmethode zum Abfalle verleiten. Hier eine kleine Auswahl: „*Amici laudant equum medici* (15, 6). *Pater scribae donat filio avunculi caudam galli* (16, 9). *Avunculus donat pueris libros et cultros* (19, 18). *Muscae sedebant in naso pueri* (22, 22). *Vir necat inimicum gladio* (23, 5). *Librum discipuli habet magister* (25, 4). O schlechter Schiffer! Du kämpfest mit dem Messer (36, 6). *Culter ancillae est longus. Meus culter est optimus* (36 B). Ich erschreckte unsern Hahn (38 B, 2). *Pueri grati socio probo cultrum donant* (39, 4). *Puer necat muscas digito* (39, 7). Der dumme Fuhrmann sieht nicht die Thür des Gartens (40, 5). Die Schmerzen des Bauches sind lästig (43, 22). *Nuntius liberat uxorem centurionis falsa suspicione* (45, 9)." Was soll sich der Schüler darunter denken? „Das Geschrei der Krähe ist dem Richter unangenehm (47, 11). Das Hündchen wird gelobt werden, der Esel wird immer schlecht behandelt werden (75, 1). Der Kaufmann hat einen Affen: ich habe ihn gesehen (90, 4)".

Die aus dem Lateinischen ins Deutsche aufgenommenen Fremdwörter in ihrer lateinischen Form mit den mannigfachsten Nominal- und Verbalausgängen an die Spitze des Elementarunterrichtes zu stellen, hält Ref. bei aller Wertschätzung der Bedeutung der Apperception im Hinblicke auf den vom Verf. angestrebten Zweck für bedenklich. Für das Vocabellernen selbst unterschätzt Ref. keineswegs das Mittel der Apperception. Jene dem Schüler wohlbekannten Fremdwörter mögen da immerhin in ihrem latei-

nischen Gewande den Zug der Vocabeln eröffnen, — vorausgesetzt, dass sie auch in den sich anschließenden Übungssätzen irgendwie berücksichtigt werden. Freilich muss dann von diesem Gesichtspunkte die Frage, ob der Schüler hiebei gleich in der ersten Stunde mit den mannigfachsten Nominativausgängen bekanntgemacht werden soll, nur negativ beantwortet werden. Um arger Verwirrung im Kopfe des Anfängers vorzubeugen, behalte der Lehrer zunächst die für den künftigen Bedarf nothwendigsten Vocabeln im Auge, das sind Substantiva der I. Declination. — Für orthoepische Zwecke jedoch will dem Ref. das Mittel der Apperception da gar nicht behagen. Die lateinische Orthoepie findet keinen Stützpunkt in der deutschen und kann nur durch richtiges Erfassen der eigenen Quantität und Accentuierung in zufriedenstellender Weise gehandhabt werden. Will der Lehrer seine Schüler in die Orthoepie rasch einführen, so vermeide er gerade für diesen Zweck das Mittel der Apperception, schreibe vielmehr mehrere dem Schüler unbekannte Wörter an die Tafel, lese sie laut vor, lasse sie wiederholt nachsprechen, erkläre an ihnen die bei Lattmann in § 3 angegebenen Zeichen der Quantität und lasse im Anschlusse daran aus den gegebenen Beispielen die bei L. erst in § 27 behandelten Gesetze der Betonung abstrahieren.

Den Unterrichtsstoff selbst behandelt das Elementarbuch in zwei Halbjahren, von denen das erste die §§ 1—50, das zweite die §§ 51—92 enthält. Ref. beschränkt sich in Nachfolgendem auf diejenigen didaktischen Einwendungen, die er gegen die ersten 40 §§ vorzubringen hat. Mit § 2 könnte sich Ref. nur dann einverstanden erklären, wenn die angeführten Wörter lediglich orthoepischen Zwecken dienten, und das hat auch der Verf. vorzüglich im Auge, da er in der methodischen Anleitung (S. 2) die häusliche Aufgabe der Schüler nicht darin erblickt, „diese Vocabeln zu lernen — sie werden ja leicht behalten werden (!) — sondern durch lautes Sprechen sich die lateinische Aussprache und Betonung genau einzuüben.“ Da sie aber, wie z. B. *filius* (13), *gallus, gallina* (15), *vallum*, *instrumentum* (21) zeigen, nicht nur als Leseübung dienen, sondern gleichzeitig auch geistiger Besitz des Schülers werden sollen, so kann Ref. auch hier nur die Aufnahme von Substantiven der I. Decl. zugeben. Wörter wie *rex, amicus, gallus, caelum* greifen über den zunächst liegenden Lernstoff hinaus. Aber schon hier gewöhne der Lehrer den Schüler, wenn auch die I. Decl. systematisch erst in 5 behandelt wird, unzertrennlich vom Nominativ den Genitiv auszusprechen. Dieser Eigenthümlichkeit in der Aussprache eines lateinischen Substantive, einer der wichtigsten Hilfen für die Erkenntnis der Stämme der Substant. der III. Decl., muss der Schüler *ab ovo* Rechnung tragen. Allerdings schiene es dem Ref. zweckmäßiger, nach Besprechung der Quantitätserscheinungen und nach Feststellung der Accentgesetze die I. Declination

deductiv darzubieten und dann erst die entsprechenden Vocabeln aus 1 und 2 lernen zu lassen. In 4, wo von der Übersetzung des Ablativs im Deutschen die Rede ist, möge die Klammer (von) entweder wegfallen oder die Fassung erhalten: „meist von, mit, durch". Da der Schüler schon in 5 die Wahrnehmung macht, dass das latein. Geschlecht mit dem deutschen nicht immer übereinstimmt, so könnte der entsprechende Theil von 20 passender schon in 5, bezw. in 12 erwähnt werden; dann genügte wohl auch von Sachnamen das Beispiel *mensa*, die zwei anderen könnten einem Personennamen platzmachen, vor dessen Abl. gleich jetzt die Präpositionen *'a'* und *'cum'* mit den deutschen Bezeichnungen stehen müssten. Die Frage im II. Absatze des § 6 sollte dementsprechend rücksichtlich der zwei letzten Substantiva modificiert werden. Insofern der attributive Genitiv (7) als Satztheil einen Satz voraussetzt, verdient die Behandlung des einfachen Satzes (8) den Vorrang vor der eines Satztheiles; man könnte eine derartige Verbindung als Übung wohl im mündlichen Unterrichte gelten lassen, keineswegs in einem methodisch angelegten Lehrbuche.

In der methodischen Anleitung vermisst Ref. den von allem Anfange an nothwendigen Hinweis auf den Gang des Construierens. Construieren sei das ewige Gebot, das dem Sextaner in die Ohren klinge! Der Lehrer mache den Schüler sofort mit der Bedeutung des Verbum finitum vertraut, das ihm fortan im Latein-Deutschen der Leuchtthurm ist, von dem aus er alles andere leicht übersieht. Dann kann dieses schon in 11 den ihm gebürenden Platz am Schlusse des Satzes einnehmen, und auch andere Schwierigkeiten, die sich allenfalls aus der Abweichung von der deutschen Wortfolge ergeben, schwinden leicht dahin. Wird nämlich der Schüler, der beim Construieren im Latein-Deutschen vom Verbum finitum ausgeht, zu fortwährendem Fragen nach den anderen Satzgliedern verhalten, so erscheint die Bemerkung zu 25, wenigstens in dieser Form, sammt den darauf folgenden Beispielen überflüssig. Die Wortfolge in einfachen, von jeglichem Zusammenhange losgelösten Sätzen, wie (25) „Die Äpfel lieben die Knaben. Die Speise bereitet die Magd. Das Vaterland liebt das Volk" muthet uns fremd an: sie fände nur in einem darauf folgenden scharfen Gegensatze ihre Berechtigung.

Vocabeln wie *matertera* (11) gehören nicht in ein Elementarbuch, das vorwiegend aus Einzelsätzen besteht. In zusammenhängenden Übungsstücken kann die Aufnahme eines derartigen Wortes unter Umständen begriffen und entschuldigt werden. Es wird jedoch ein ἐτώσιον ἄχθος für das Gedächtnis des Sextaners, wenn er es um eines Satzes willen, wie *Matertera donat filio scribae agnum* (16, 12) oder „Du bereitest der guten Tante große Sorgen" (32, 5) lernen soll. In 12 schlüge Ref. für die Bildung des Voc. sing. dieser Decl. folgende Regel vor: „Die Wörter der II. Decl. auf *-us* endigen gegen § 4 im Voc. sing. auf *e*." Dann

können die Bemerkungen 18 und 19 bezüglich des Voc. mit Rücksicht auf 4 entfallen. Die Regeln über die Neutra in 21 mögen mit Weglassung der Worte „und zwar im Singularis *um*“ in entsprechender Form zu einer für die Neutra überhaupt geltenden erhoben werden. Dann werden in 46 die Regeln 2 und 3 überflüssig. Gegen die Aufnahme von *venator* und *rex* in 23 muss Ref. aus dem schon oben angedeuteten Grunde Stellung nehmen. Das Wort *visitare* (29) im Sinne von *convenire, visere* ist in der classischen Sprache selten; Cic. gebraucht *visitare* nur von einem Krankenbesuche; cf. Krebs Antibarbarus. Der Satz selbst „*Visitabat amicum*“ ist mehrdeutig. Das Beispiel „*Liberos ludos amant pueri, libros non amant*“ (32, 20) zeigt eine etwas pessimistische Anschauung von der Lernlust der Jugend. 34: Hier wird ohne jede Einschränkung *suus* 3 als Possessivpronomen der dritten Person angeführt. Dies hätte aber wie „er, sie, es“ in 28 einer späteren Besprechung überlassen werden können. Die Bemerkung über die unregelmäßige Bildung des Voc. *mi* verlangt, wenn sie schon auf dieser Stufe (vgl. II. Fabel) gelehrt wird, eine deutlichere Fassung. 35: Auch das Pronomen und Numerale (mit Ausnahme des adverbialen Numerale) sind dem Umfange des Begriffes Nomen beizuzählen. — Das prädicative Adjectiv antwortet auf die Frage: „Wie beschaffen ist das Subject?“ und nicht, wie L. angibt, auf die Frage: „Wie ist das Subject?“ Denn der Schüler müsste sich darnach über die Fassung des vorhergehenden Mustersatzes „Der Sperling ist schlau: *Passer est callidus*“ baß wundern. In 41, 23 wäre eine kurze Bemerkung darüber am Platze, dass hier *est* im Gegensatze zu 35 die Kraft eines selbständigen Verbums besitzt.

Druck und Ausstattung des Buches sind correct. Unliebsam fällt die Verwendung des *j* für das lateinische *i* auf.

Der Verf., dessen zahlreiche Arbeiten auf dem Gebiete der Schulbücherliteratur sich großer Verbreitung erfreuen und der so rege an der Vervollkommnung seiner Bücher seit Jahren arbeitet, möge in den vorstehenden Bemerkungen nur das lebhafte Interesse des Ref. an seinen Arbeiten erblicken. Dieser würde sich sehr freuen, wenn seine Anregungen bei einer neuen Auflage entsprechende Beachtung fänden.

Wien. Dr. M. Tschiassny.

Deutsche Literaturdenkmale des XVIII. u. XIX. Jahrhunderts.

Herausgegeben von A. Sauer. — Nr. 82 (N. F. 32). Christ-Comoedia. Ein Weihnachtsspiel von Johann Hübner (Rector der Domschule zu Merseburg 1694—1711.) Herausgegeben von Friedrich Brachmann. Berlin, B. Behr (E. Bock) 1899. 8°. XXVII, 39 SS. — Nr. 83 bis 88 (N. F. 33—38). Der musikalische Quacksalber von Johann Kuhnau (1700). Herausgegeben von Kurt Benndorf. Berlin 1900. 8°. XXV, 271 SS.

Die „Deutschen Literaturdenkmale" bringen unter der gediegenen Leitung Sauers diesmal zwei Werke und zugleich zwei Schriftsteller, deren Namen selbst den Fachleuten nahezu fremd klingen werden. Beide stammen fast aus derselben Zeit und haben gemeinsam, dass sie auch von demselben literarischen Vorbilde, Christian Weise, abhängig sind. Das eine ist eine handschriftlich in Hamburg aufbewahrte „Christ-Comoedia", als deren Autor der Herausgeber Friedrich Brachmann schon in einer vorausgehenden Monographie den Rector des Johanneums, Johann Hübner, nachgewiesen hat. Der Einfluss Weises verräth sich bei ihm in den volksthümlich derben Gestalten, die er in natürlicher Sprache einführt, während der Zusammenhang mit der volksthümlichen Tradition ein loser ist. Besonders eigenthümlich ist der vierte Act mit dem Rupeltusspiele, dessen schulmäßige Tendenz dick aufgetragen hervortritt.

Nicht Handschrift, aber als Buch von größter Seltenheit ist der „Musikalische Quacksalber" von Johann Kuhnau, dem Vorgänger Seb. Bachs in Leipzig. Die treffliche Einleitung Benndorfs stellt die Beziehungen zu Weise und Chr. Reuter fest; auch ist die Bedeutung des Werkes als unendlich charakteristische, wenn auch nicht künstlerisch vollendete Satire durchaus nicht überschätzt. Als interessante Episode hebe ich die Capitel 3 und 4 hervor, welche ein Bild des ärztlichen Quacksalbers geben. Die Erzählung von der durchbrochenen Wand (Cap. 35) gehört in die reiche Stoffgeschichte von Kotzebues „Schneider Fips". S. 228, 34: „Sie sprühe fast wie D. Faustens Geister in der Comödie, Feuer aus"; S. 56, 22 „Schuld-Krankheit" ist nicht, wie der Herausgeber (XXII) will, „Schutz-Krankheit", sondern einfach in „Schul-Krankheit" zu emendieren.

Wien. A. v. Weilen.

Th. Vogel, Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen.

In zeitlicher Folge zusammengestellt. 2. Aufl. Leipzig 1900. B. G. Teubner. Preis Mk. 2·80.

Goethes Bedeutung für die Naturwissenschaft ist in den einzelnen Theilen und im Zusammenhange des Ganzen in zahlreichen Schriften dargelegt worden, es fehlt auch nicht an Dar-

stellungen, die sich in leicht verständlicher Form an die große Öffentlichkeit wenden. Dass nun auch seine Stellung zu den sogenannten Geisteswissenschaften in den Bereich der Erörterung gezogen wird, mag als eine Wandlung in der Anschauung und Stimmung unseres Zeitalters betrachtet werden.

Die Sinne sind es wohl in der vorderen Linie, die uns zu Kenntnissen führen, Erkenntnis gibt nur der einheitliche Geist, der zum Zusammenschluss der mannigfachen Kenntnisse trachtet und den Dingen ihre Werte setzt. Man scheint des Unzulänglichen der Erfahrungswissenschaften, die in die Breite gehen, inne zu werden und schürft nach der Tiefe, um aller Dinge Wesenheit und Sinn heraufzuholen. Zum letzten Ziele handelt es sich nicht so sehr um das Wissen als um das Thun. „Thätig zu sein ist des Menschen erste Bestimmung", bekennt Goethe selbst, „und alle Zwischenzeiten, in denen er ausruht, sollte er anwenden, eine deutliche Kenntnis der äußeren Dinge zu erlangen, die ihm in der Folgezeit abermals seine Thätigkeit erleichtert". Der thätige Mensch schafft in der Welt der Dinge an einem Zustande, der in der scharfen Bedeutung des Wortes als Gedanke oder Idee vor ihm steht; hier tritt der selbstgewollte Zweck in die Natur ein, und das Reich der Zwecke lenkt ob des Mangels an Sinnenfälligkeit den Weg vom Wissen zum Handeln ab zum Glauben. Es liegt auf der Hand, dass die Fülle des Wissens und die Lauterkeit der Zwecke auch den Glauben des Menschen gestaltet; die umfassende Bildung und hohe Lebensstellung, das harmonische und kräftige Wesen Goethes macht uns daher sein Glaubensbekenntnis besonders wertvoll. Dass er es in seiner Weise sagt, wer sollte es einem Goethe verwehren? Die Zusammenstellung der „Selbstzeugnisse", die Th. Vogel in seinem Büchlein bietet, lässt den Dichter über Religion und religiöse Angelegenheiten zu uns reden in den verschiedensten Perioden seines Lebens, in gehobenen wie gedrückten Stimmungen, in feierlichen Kunstformen wie in der zwanglosen Sprache des Verkehres mit Engvertrauten. Diese Behandlung kann wohl weniger Geschlossenheit und Abrundung beanspruchen, sie hat aber gerade hier den höheren Vorzug der Treue, und dieser Umstand empfiehlt das Büchlein als einen trefflichen Behelf zur Lectüre des Dichters in der Schule: Dem Lehrer ist es eine Fundgrube von Gedanken, die er zu seinem besonderen Zwecke leicht auffindet, dem reiferen Schüler kann es ein Geleiter ins Leben werden, den er während der Lehrjahre in der Schule gefunden und schätzen gelernt hat.

Von den Abschnitten, in die Th. Vogel den gesammten Stoff theilt, enthalten i und f „des Dichters Christenthum für den Privatgebrauch" und „Dulden und Entsagen, des Herzens Unruhe" mehr Persönliches, die übrigen Abschnitte erheben sich zur Allgemeinheit. Sie bringen die Gedanken des Dichters von des Menschen Zug nach der Höhe, von Gott und Gottesverehrung,

vom Kämpfen und Wirken, von der Einkehr und Buße und von der Fortdauer nach dem Tode; sie handeln von der heiligen Schrift und der Offenbarung, von den Wundern, von Christus und dem Urchristenthum, von der Kirche und dem Cultus. Hier sei nur Weniges herausgehoben, was Goethes Stellung zum Christenthum ins rechte Licht rücken soll. Wir glauben nicht fehl zu gehen, wenn wir Goethes Wahrspruch in religiösen Dingen und sein religiös-sittliches Gesetz in dem Gedichte vom Jahre 1782 „Das Göttliche“ suchen: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut — Unermüdet schaff' er das Nützliche, Rechte. — Den Göttern gleiche der Mensch! Sein Beispiel lehr' uns jene glauben“ (Nr. 229, 295). Der Acker, in dem Goethe nach Christi Lehre den Schatz des Himmelreiches zu finden hofft, ist für uns Menschen diese Welt, hier sollen wir fest stehen und uns umsehen, „dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm“ (Nr. 297, 534). Für Goethe steht daher Christi Lebenswandel höher als sein Kreuzestod. „Er wandelt seine Straße unverrückt und, indem er das Niedere zu sich hinaufzieht, indem er die Unwissenden, die Armen, die Kranken seiner Weisheit, seines Reichthums, seiner Kraft theilhaftig werden lässt und sich deshalb ihnen gleich zu stellen scheint, so verleugnet er nicht von der anderen Seite seinen göttlichen Ursprung. Er wagt sich Gott gleich zu stellen, ja sich für Gott zu erklären. Und so ist sein Wandel für den edlen Theil der Menschheit noch belehrender und fruchtbarer als sein Tod; denn zu jenen Prüfungen ist jeder, zu diesem sind nur wenige berufen. — Wir ziehen einen Schleier über diese Leiden, eben weil wir sie so hoch verehren. Wir halten es für eine verdammungswürdige Frechheit, jenes Martergerüst und den daran leidenden Heiligen dem Anblick der Sonne auszusetzen, die ihr Angesicht verbarg, als eine ruchlose Welt ihr dies Schauspiel aufdrang“ (Nr. 754). Im Zusammenhange hiemit steht eine andere Überzeugung, wir können sie die Überzeugung vom radical Guten der menschlichen Natur nennen. „Durch Gott selber ist das Sittliche in die Welt gekommen. Es ist kein Product menschlicher Reflexion, sondern es ist angeschaffene und angeborene schöne Natur“ (Nr. 117, 488, 574, 627). Gott hat den Menschen gemacht nach seinem Bilde, und wenn der Schöpfer der Welt selbst die Gestalt seiner Creatur angenommen und auf ihre Art und Weise als Mensch lieb und milde sich eine Zeit lang auf der Erde befunden hat, so muss uns dieses Geschöpf schon unendlich vollkommen erscheinen, weil sich der Schöpfer damit vereinigen konnte. Es muss also in dem Begriff des Menschen kein Widerspruch mit dem Begriffe der Gottheit liegen, und wenn wir auch oft eine gewisse Unähnlichkeit und Entfernung von ihr empfinden, so ist es doch umsomehr unsere Schuldigkeit, nicht immer, wie der Advocat des bösen Geistes, nur auf die Blößen und Schwächen unserer Natur zu sehen, sondern eher alle Vollkommenheiten auf-

zusuchen, wodurch wir die Ansprüche unserer Gottähnlichkeit bestätigen können (Nr. 751). Wenn nun Goethe für seine Person die kirchliche Lehre von der Erbsünde ablehnt, so dürfen wir nicht vergessen, dass er durch das Evangelium der guten That so recht auf dem Boden des Christenthums steht. „Indem ich", so schreibt er an Carlyle im Jahre 1828, „das Testament Johannis als das meinige ausspreche und als den Inhalt aller Weisheit einschärfe: „Kindlein, liebet Euch", so darf ich hoffen, dass das Wort meinen Zeitgenossen nicht so seltsam vorkommen werde als den Schülern des Evangelisten, die ganz andere, höhere Offenbarungen erwarteten". Und vor dem Hingange drängt sich an Freund Zelter der Gruß der Engel über die Lippen des greisen Dichters: „Friede mit Gott und ein Wohlgefallen an wohlwollenden Menschen. Also sei es und bleibe" (Nr. 703, 647). — Wir Menschenkinder dringen vorwärts, und die Zukunft deckt dem Blicke Schmerzen und Glück;

„Stille
Ruhen oben die Sterne
Und unten die Gräber. —
Doch rufen von drüben
Die Stimmen der Geister,
Die Stimmen der Meister:
Versäumt nicht zu üben
Die Kräfte des Guten!"

Prag. Dr. Ant. Frank.

Dr. Robert Franz Arnold, Die deutschen Vornamen. Wien 1900. 8°, 28 SS.[1])

Dieser Vortrag, der in Wien im Wissenschaftlichen Club gehalten wurde, behandelt die Vornamen nicht nach ihrer Bildung und Bedeutung, sondern verfolgt in großen Zügen die Geschichte unseres heutigen Namensvorrathes und überblickt dann die Motive, die heute für die Wahl der Namen entscheidend sind. A. hebt hervor, dass die Geschichte unserer Namen „nach unendlich feinerer Ausführung" verlange; er könne sich eine auf möglichst umfassenden statistischen Vorarbeiten aufgebaute historische Bearbeitung dieses Gebietes vorstellen, die freilich nur für die letztvergangenen Jahrzehnte über vollkommene Induction zu verfügen hätte, gleichwohl aber nicht verfehlen würde, die ganze Vergangenheit des Volkes vielfach neu zu erhellen. Er hat gewiss Recht. Leider sind solche schwierige Vorarbeiten bisher kaum unternommen worden, und ohne solche ist das Urtheil eben vielfach nur Vorurtheil. So erscheint gleich das Urtheil über die Ursache der auffallendsten Erscheinung in der Geschichte unserer Namen, dass nämlich um die Wende

[1]) Während der Correctur erfahren wir, dass soeben eine „umgearbeitete und (auf das Dreifache) vermehrte 2. Auflage" der Schrift erschienen ist. Die Red.

des Mittelalters zur Neuzeit die alten deutschen Namen durch biblische oder andere fremde verdrängt wurden, völlig unbewiesen. A. behauptet (S. 8), die Kirche sei den alten Personennamen abhold gewesen, wie allen Reminiscenzen aus der altgermanischen Zeit, aber nur sehr langsam sei es ihr gelungen die zumeist hebräischen, griechischen, römischen Heiligennamen des christlichen Kalenders in Deutschland einzubürgern, dafür aber habe dann die Reformation „auf Wiedereinführung des vergessenen alten deutschen, auf Ausmerzung des neuen fremden Materials“ gedrungen (S. 10). Ein Blick auch nur in Khulls Namenbüchlein S. 75 ff. hätte lehren können, welch eine große Anzahl von Heiligen (neben den „Seligen“ und „Ehrwürdigen“) deutsche Namen führen, die auch im Kalender stehen, und eine etwas vorsichtige „Induction“ hätte doch ein oder das andere Verzeichnis von Namen der Klostergeistlichen eingesehen. Denn wenn in der katholischen Kirche eine solche „Abneigung“ gegen die germanischen Namen jemals geherrscht hätte oder herrschte, oder (wie es S. 9 noch schärfer heißt) wenn die Kirche wirklich „jederzeit nach Entnationalisierung des Namensvorrathes getrachtet“ hätte, so müsste dies doch zuerst und am ausgeprägtesten bei den Klosternamen sich zeigen, deren Wahl ganz den Vorstehern der Klöster zufällt. Es liegen lange Verzeichnisse solcher Namen gedruckt vor; mir ist hier in der kleinen Stadt freilich nur wenig davon zur Hand, aber ich brauche auch nur nach dem Schematismus („Jahrbuch“) zu greifen, um meine Bedenken gegen jenes Urtheil zu begründen. Unter den geistlichen Professoren, die an dem Gymnasium des altehrwürdigen Kremsmünster im Jahre 1900 wirken, findet sich ein *Erembert, Philibert, Adolf, Thassilo, Anselm, Robert, Leonhard, Heinrich, Altmann, Thiemo, Adalbert, Friedrich* und *Gotthard*. Der Director des Gymnasiums der Benedictiner in Seitenstetten führt den Vornamen *Udiscalc*, bei den Professoren finde ich die Namen *Robert, Gotthard, Anselm, Raimund, Siegfried, Erembert*; in Melk findet sich ein *Hermann, Albert, Rudolf, Odilo, Edmund*; in Salzburg ein *Wilibald* und ein *Gislar*. Ich denke, schon diese Reihe genügt zum Beweise, dass wenigstens die Benedictiner von einer „Abneigung“ gegen altgermanische Namen nichts spüren lassen. Die Cisterzienser ebensowenig. Das *Album Ossecense* z. B., das anlässlich des siebenhundertjährigen Jubiläums des Stiftes Ossegg 1896 herausgegeben wurde, zeigt dies; es verzeichnet sämmtliche Namen der Mitglieder dieses Stiftes seit 1645 und außerdem die Äbte seit 1196. Der erste Abt hieß *Ruthard*, der zweite *Hermann*, der dritte *Arnold*, der vierte *Theodorich* (der fünfte, *Slavko von Riesenburg*, war ein Enkel des Stifters), der sechste *Wynandus*, der siebente *Wernher*, der achte *Giselbert*, der neunte wieder *Theodorich*, der zehnte *Konrad*, der eilfte *Heinrich*, der zwölfte *Gervicus*; erst der dreizehnte ist ein *Johannes*, dann kommt wieder ein *Ludwig*, ein *Konrad*, dann erst eine Reihe fremder Namen. Der

jetzige Abt führt den Namen *Meinrad*. Die Namen der Geistlichen seit 1645 sind vielfach fremd, aber viele auch deutsch, so *Adalbert*, *Adolf*, *Alberik* (der siebente dieses Namens im Stifte † 1888), *Arnold*, *Benno* neben *Bernhard*, *Bruno*, *Edmund*, *Emerich* usw. Und dagegen die Reformatoren? Martin Luthers Kinder hießen: *Johann*, *Elisabeth*, *Magdalena*, *Martin*, *Paul*, *Margareta*; die Kinder des Philippus Melanchthon: *Anna*, *Magdalena*, *Philipp*, *Georg!* Während also der conservative Geist in den Klöstern die alten Namen zum Theil sogar in der alterthümlichen Form bis in unsere Zeiten erhalten hat, folgten die Reformatoren dem Zuge ihrer Zeit, den Neuerern, Melanchthon auch in der Übersetzung seines Familiennamens. Offenbar nahmen die biblischen Namen zu, wie das Lesen der biblischen Schriften zunahm. Bekanntlich hat die Kirche dieses nicht gerade begünstigt, erst seit Luther wurde es allgemein. Aber schon lange vor Luther wurde die Bibel vielfach in deutschen Übersetzungen gelesen. Nicht er hat zuerst seit Vulfila die ganze Bibel übersetzt, wie noch Scherer behauptet hat und wie nach ihm unsere deutschen Lesebücher lehren, sondern schon im 14. Jahrhundert wurde von einem Manne die ganze Bibel übersetzt; diese Übersetzung wurde vielfach abgeschrieben und dann (vor Luther) 16mal gedruckt, während daneben eine große Anzahl anderer Übersetzungen, wenn auch nur von Theilen der Bibel, dann von Legenden u. a., verbreitet war und immer häufiger gelesen wurde. So waren freilich auch schon vor Luther biblische und andere fremde Namen immer häufiger geworden, aber Luther und die Reformation haben diese Strömung verstärkt. Wenn einzelne Männer diesem Strome entgegen für die alten deutschen Namen eintraten (Fischart, Moscherosch, eine lateinische Schrift eines Ungenannten, die von einigen Luther zugeschrieben wird, wie A. anführt), so stellt sich das neben die Bestrebungen etwa der Sprachgesellschaften; ihre Erfolge waren gering, wie auch A. weiß, indem er sagt, Fischart habe sich „für die freilich fast schon verlorene Sache der schönen alten Namen" eingesetzt (S. 11), aber nicht merkt, dass er damit seiner früheren Behauptung widerspricht, die angeblich Luther'sche lateinische Schrift habe „schon vermöge der Autorität ihres Urhebers gewiss stark gewirkt". S. 13 lesen wir denn auch, die Reformation habe trotz der einzelnen Stimmen aus ihrem Lager „nichts weniger als conservierend auf den alten Namenvorrath eingewirkt" — ja warum wird denn dann die Reformation gerühmt und die katholische Kirche verklagt, wenn kein Anlass ist weder zum Rühmen dort noch zur Klage hier?

Merkwürdig ist, dass nur wenig fremde Namen im Deutschen Änderungen erfahren haben und auch diese nur geringe (z. B. *Peter*, *Paul*); weder ist der *Hans* allgemein durchgedrungen (im Gegensatz zum *Jean*, *John*, *Jan*) noch der *Klaus* oder *Klas*, weder *Lise* noch *Grete*. Die anderen Völker haben die fremden Namen nationalisiert; dies zeigen die *Gabor* (Gabriel), *Andor*

(Andreas), *Wilma, Ilona* und *Ilka* (Helene) u. a., oder *Havel* (Gallus), *Bedřich* (Friedrich), *Jindřich* (Heinrich) oder *Bohdan* (Theodor), *Bohumil* (Gottlieb), — ins Tschechische werden auch die Namen ohne weiteres übersetzt — *Louis, Henriette* usw. Solcher Nationalisierung der fremden Namen im Deutschen stand wohl auch die Geistlichkeit hindernd im Wege (nicht die Kirche), die immer wieder die vollen Namen schrieb; doch nicht die Geistlichkeit allein schrieb die vollen Namen. Aber aus der verschiedenen Behandlung der Namen bei den verschiedenen Völkern kann leicht der Schein entstehen, die anderen hätten mehr nationale Namen als die Deutschen. Thatsächlich finden sich besonders bei den romanischen Völkern überraschend viele Namen germanischen Ursprungs (auch in den Familiennamen), und wenn heute solche Namen wie *Louis* und *Wilma* auch von den Deutschen gebraucht werden, so gehört das doch in das Capitel der Rückentlehnungen. Die Geschichte unseres Namensvorrathes spiegelt wirklich die „Geschichte eines mitten im europäischen Verkehr stehenden Volkes" (S. 15), aber kaum „eines mehr empfangenden als gebenden Volkes"; zum mindesten ist diese Behauptung unerwiesen, dazu müsste erst einmal „Einfuhr" und „Ausfuhr" gegen einander abgewogen werden.

Warum gebrauchen die Deutschen so vielerlei fremde Namen oder die deutschen Namen so vielfach in fremden Formen? Zunächst doch nur aus dem unaustilgbaren Hang nach dem Fremdartigen. Merkwürdigerweise hat A. dieses Motiv der Namengebung nirgends erwähnt, auch nicht das Streben nach dem Eigenartigen, von der Menge Unterscheidenden, Vornehmen, was mit dem Früheren zusammenfällt, da das, was allgemein gebraucht wird, nicht mehr vornehm erscheint, wohl aber, was „weit her" ist und was großartig klingt. Diese Motive wirken dahin, dass keine zu große Eintönigkeit oder Gleichheit entsteht, während die „ethische Hilfe" bei der Wahl der Namen durch die Eltern und die religiöse und dynastische und politische bewirken, dass derselbe Name von vielen gleichzeitig gewählt wird; so wirkt auch die Freude an einem bestimmten Klang, einer bestimmten Kürzung etwa eines Namens, die ihn in bestimmten Kreisen überraschend häufig macht — und vielleicht bald wieder zurücktreten lässt, wie bei irgendeiner Mode. Die Macht der Tradition (Familie, Pathe) wirkt conservierend, aber sie wirkt sowohl differenzierend wie generalisierend, wenn diese Ausdrücke in Bezug auf die nur vereinzelt oder allgemein gebrauchten Namen angewendet werden dürfen; denn durch sie werden sowohl ungewöhnliche Namen erhalten, wie die einmal häufigen wieder häufig gegeben. Ähnliches gilt bezüglich der Wahl der Namen nach literarischen Werken, was A. eingehender behandelt. Wenn in einem Lustspiele von Bauernfeld ein Mädchen den Namen *Jerta* erhalten hat, weil ihre Mutter für diesen Charakter aus der „Schuld" geschwärmt hat, so spricht das nicht, wie A.

meint, für den großen Einfluss der Schicksalstragödie auf die Namengebung, sondern es zeigt nur, dass Bauernfeld richtig beobachtet hat, wie zuweilen die absonderlichsten Namen gewählt werden. Ich kenne eine *Hedwig*, die diesen Namen nach der Hedwig in Holteis „Vagabunden" erhalten hat; deshalb ist aber dieses Werk nicht unter diejenigen zu rechnen, von welchen ein namhafter Einfluss für die Namengebung ausgieng. Aber A. beachtet die differenzierend wirkenden Motive nicht, er richtet sein Augenmerk vorwiegend auf die häufigen Namen und kommt dabei zu dem Schlusse: „Die historische Entwicklung unserer Vornamen führt von größter Mannigfaltigkeit zu dürftiger Monotonie". Das ist im allgemeinen richtig, bedarf aber vielleicht doch einer Einschränkung. Mir will scheinen, dass eine solche Monotonie nur in Bezug auf die häufigsten Namen vorhanden ist, dass aber neben diesen eine große Mannigfaltigkeit auch heute herrscht, mag sie auch gegen die altgermanischen Namen weit zurückstehen. Unter den beliebig gewählten Gruppen von Namen, die ich durchgezählt habe, zeigt das Mädchenlyceum in Graz 1900 bei 159 Schülerinnen 75 verschiedene Namen, d. h. derselbe Name kommt hier durchschnittlich nur etwa zweimal vor, bloß *Elsa* und *Margareta* haben etwas höhere Zahlen (10 und 11, dazu 2 *Ilse*, 2 *Margit*, 1 *Margarita*). Dass die Mode auch bei Namen rasch wechselt, ergibt eine Vergleichung z. B. der Namen am Mädchenlyceum in Prag 1885 und 1900 (365 und 382 Schülerinnen); 1885 waren da 21 *Olga* gegen 7 im Jahre 1900; 16 *Adele* gegen 3; 5 *Martha* gegen 16; 14 *Margareta* gegen 30; 1 *Edith* gegen 5 + 1 *Editha*: 1 *Gertrud* gegen 9 + 1 *Gertrude* (auch die *Waltraut* fehlt 1900 nicht mehr) u. a. Von Knabennamen ist 1885 am Gymnasium Prag-Graben (557 Schüler) *Richard* 25mal vertreten; 1899 an den beiden Gymnasien der Neustadt-Prag (Graben und Stephansgasse, zusammen 543 Schüler) 14mal; so ist *Max* von 24 auf 11, *Hugo* von 22 auf 13 gesunken, *Johann (Hans)* von 7 auf 21, *Paul* von 10 auf 21 gestiegen. In Wien ist *Leopold* häufig (nach der Zählung von A. unter 550 Schülern 24), in Prag selten (3, bezw. 5), noch seltener in Leipzig (am kgl. Gymnasium 1899 mit 562 Schülern nur einmal vertreten). *Emil* ist in Prag häufig (26), in Wien und in Leipzig selten, *Victor* kommt in Prag häufig vor (19), in Leipzig (kgl. Gymnasium) gar nicht, während hier *Kurt, Walther, Herbert, Werner, Erich, Martin, Georg* zu den häufigsten Namen gehören, die wieder in Prag und Wien selten oder gar nicht begegnen. Unter den 80 verschiedenen (gezählten) Namen in Leipzig sind etwa 56 germanische, unter 79 in Innsbruck (Oberrealschule 1899, 316 Schüler) 40, unter 85 in Prag 37; unter 86 Mädchennamen in Prag etwa 22, unter 75 in Graz 17.

Zu sicherem Urtheil muss man größere Massen überblicken können. Nach der letzten Volkszählung wurden auch die Zahlen für die Häufigkeit gewisser Namen in ganz Österreich in den

Zeitungen veröffentlicht; waren diese Zählungsresultate ganz unbrauchbar für das gewählte Thema?

Doch ich muss abbrechen, die Besprechung des Vortrages wird schon allzu lang. Sie mag als Zeichen dienen, dass der Verf. ein dankbares, weil interessantes und fruchtbares Gebiet der Forschung betreten hat, auf dem allerdings gründliche Arbeit geboten erscheint.

Saaz. W. Toischer.

Dichter und Darsteller. Herausgegeben von Dr. Rudolph Lothar. I. Goethe von Georg Witkowski. Leipzig, Berlin u. Wien, 1899. Verlag von A. Seemann und der Gesellsch. für graph. Industrie. 270 SS.

Unter den Goethebiographien, die die letzten Jahre gebracht haben, erinnert die vorliegende am meisten an die von Karl Heinemann, die im selben Verlage erschienen ist. Wenn dieser seine ursprüngliche Absicht, Biographie und Bilderatlas gesondert erscheinen zu lassen, buchhändlerischen Rücksichten zuliebe aufgegeben hat, so scheint hier der Bilderschmuck fast zur Hauptsache geworden, die Biographie gleichsam nur den begleitenden Text zu bilden. Auf 264 Seiten kommen anderthalbhundert Illustrationen, die fast ein Drittel des Raumes beanspruchen. Sie scheinen — manches ist allerdings ganz neu — zum Theil aus Heinemanns Buch herübergenommen zu sein. Der Wert der Illustration für Bücher, die sich an ein größeres Publicum wenden, sei nicht verkannt, wenn nur darunter der Text nicht leidet und die Oberflächlichkeit des Lesens, zu der unsere viel producierende Zeit ohnedies genug Anlass bietet, dadurch noch gefördert wird. Witkowski, auf dem Gebiete der Goetheforschung vortheilhaft bekannt, hat seine Aufgabe in sehr ansprechender Weise gelöst. Das Buch zerfällt in drei große Abschnitte: Die Kindheit und die Jünglingsjahre (1—109), die Mannesjahre (110—206) und das Alter (207—264). Das Hauptinteresse des großen Publicums wird sich ja immer dem jungen Goethe und der Zeit der Meisterschaft zuwenden, es ist begreiflich, wenn der letzte Abschnitt etwas rascher abgethan wird. Hier nimmt W.s Darstellung den Charakter der bloßen Übersicht an, die Fülle der Namen und Titel, die hier zu nennen waren, verführt ihn doch nicht zu bloßer Aufzählung, zumeist werden kurze treffende Bemerkungen zur Orientierung hinzugefügt. So wird das hübsch ausgestattete und verhältnismäßig billige Buch gewiss dazu beitragen, das Interesse für Goethes gewaltige Persönlichkeit, das sich um die Wende des Jahrhunderts allerorten so mächtig kundgibt, in die weitesten Kreise zu tragen. Auch die Schule wird es nicht ohne Nutzen für ihre Zwecke heranziehen können.

Wien. Franz Spengler.

Lehrbuch der englischen Sprache für den Schul- und Privatunterricht. Von Edward Collins, B. A., Professor der englischen Sprache und Literatur am k. k. Officierstöchter Erziehungsinstitut in Wien. 4. umgearb. Aufl. Stuttgart, Paul Neff, 1896. XXI und 414 SS.

Dieses Lehrbuch ist ganz nach Art der fremdsprachlichen Grammatiken älteren Datums eingerichtet. Es besteht im wesentlichen aus 56 Lectionen, deren jede irgendeine Partie aus der Aussprache, Formenlehre, Syntax, Synonymik und Phraseologie behandelt und zur Einübung des neu gelernten Stoffes einige Reihen von englischen und deutschen Übungssätzen enthält. Im Anhange folgen kleine „Lesestücke" (S. 364—396) mit Angabe der Bedeutung noch nicht vorgekommenor Wörter und ein deutsch-englisches Wörterverzeichnis (S. 397—414). Wiewohl sich der Verf. bestrebt, den Übungsstoff anziehend zu gestalten und, soweit es nur angeht, in Gesprächs- und Briefform zu kleiden, so kommen doch noch hie und da unzusammenhängende Sätze à la Plötz vor. Vgl. S. 155 f.: „Viel Blut wurde in den Kriegen von 1792 bis 1815 vergossen. Wie konnte die Magd das Öl in der Pfanne übergießen! Ich liebe nicht Thiere, welche kriechen. Mein Geschäftsfreund hat sehr ehrlich gegen mich gehandelt. Hat nicht der Hund die Kuh gebissen? Frau Rogers trägt ihren Shawl schon seit 13 Jahren; er sieht schon sehr abgetragen aus. Das kleine Kind zahnt" usw.

Die Darbietung der Aussprachegesetze und der Grammatik ist, wie von einem gebildeten und des Deutschen kundigen Engländer nicht anders zu erwarten war, eine gediegene. Zur Bezeichnung der Aussprache einzelner Wörter wird das Walker'sche Ziffernsystem verwendet. Auffallend ist es, dass in Wörtern, wie *plant, raspberry, Bath,* nur die nordenglische Aussprache mit a (wie in *fat*) angegeben ist: S. 29 plant, S. 112 raś-ber-ri, S. 197 bath. Der Verf. scheint diesen Mangel selbst zu empfinden, denn er schreibt S. 109: „a vor einem s wird gewöhnlich gedehnt und mehr dem a (wie in *far*) ähnlich ausgesprochen; in diesem Buche wird es durch a ausgedrückt". Vergl. S. 50 fast, S. 94 ask, S. 189 pas. Unrichtig ist die Dehnung bei Wörtern, wie S. 91 scanty, S. 245 gas. In Bezug auf die Formenlehre verstößt es gegen die wissenschaftliche Erkenntnis, wenn S. 29 gesagt wird, dass *J must* bloß Präsens sei und das Imperfect dazu fehle (!), ferner wenn die Verbalform auf *-ing* in Sätzen, wie *singing was his greatest pleasure* (S. 129) oder *after having bought that tool, you must use it* (S. 267) für ein Particip Präsens (!) erklärt wird. Verfehlt ist auch die Formulierung der Regel S. 159 „Das relative *what* ist eine Verschmelzung (!) des hinweisenden *that* und des relativen *which*". Eine Inconsequenz ist es, wenn

von den unregelmäßigen Verben *shrink, sling, slink, spin, spring, swing* auf S. 348 die Präterita *shrunk, slung, slunk, spun, sprung, swung*, auf S. 363 dagegen *shrank, slang, slank, span, sprang, swang* angegeben werden. Henry Sweet gibt in seiner *New English Grammar*" (Oxford 1892), einerseits *slung, slunk, spun, swung* (S. 407), andererseits *shrank, sprang* (S. 409) an. Auch das Präteritum *flang* ist S. 235 u. 362 in *flung* zu ändern.

Zum Schlusse ist zu erwähnen, dass die deutschen Ausdrücke „zurückbeziehend" (S. 126), „Leideform" (209), „Zahlfürwörter" (S. 338) etwas ungewöhnlich klingen. Das schön ausgestattete Buch eignet sich besonders für den Privatunterricht.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Paul Ribbeck, Senatores Romani qui fuerint Idibus Martiis anni a. u. c. 710. Diss. Berlin 1899.

Den Senatslisten, die Willems für die Jahre 179 und 55 v. Ch. angefertigt hat, ist von Ribbeck eine neue von besonderem Interesse hinzugefügt worden: Das Verzeichnis der Senatoren zur Zeit von Caesars Ermordung. Der Verf. hat seiner Liste eine zweckentsprechende Eintheilung gegeben: zuerst werden — nach der Rangstufe geordnet — 246 Männer aufgezählt, deren Senatorenstand für das Jahr 710 bezeugt ist; hierauf in alphabetischer Folge diejenigen, die kurz vor oder nach 710 als Senatoren genannt werden, deren Zugehörigkeit zum Senate aber auch für dieses Jahr erschlossen werden kann; endlich Zeitgenossen von Caesars Ende, deren senatorische Stellung nicht ausdrücklich überliefert ist, darunter alle von Appian verzeichneten Proscribierten des J. 711. Die Liste umfasst im ganzen 475 Namen, also etwa die Hälfte des damaligen Senates. Bei den einzelnen Persönlichkeiten, deren Auffindung durch ein alphabetisches Namenregister erleichtert wird, fügt der Verf. kurze Bemerkungen über ihre Ämterlaufbahn hinzu, die von fleißiger Durcharbeitung des Quellenmateriale Zeugnis ablegen. Ergänzend kann jetzt bemerkt werden, dass wir durch eine jüngst am Forum Romanum gefundene Inschrift (Not. d. scavi 1900, 292) den ganzen Namen des Barbatius (n. 250) kennen lernen: er hieß *M. Barbatius Pollio. P. Canidius Crassus* (n. 74) fand auf Befehl Octavians sein Ende, nicht durch Selbstmord, wie der Verf. angibt (vgl. Oros. VI 19, 20). *Cispius Laevinus* (n. 80) heißt richtig *Cispius Laevus*. In der Notiz über *L. Cornelius Lentulus* (n. 84) sind zwei Persönlichkeiten vermengt. *L. Cornelius Balbus* (n. 221) erhielt nicht von Caesar, sondern von Pompeius das Bürgerrecht.

Als Anhang zu seiner Liste gibt Ribbeck einen Vergleich zwischen dem Senat von 710 und dem des Jahres 699,

den Willems reconstruiert hat. Befanden sich in letzterem unter 418 Senatoren 45 Patrizier, so zählt der Verf. unter 475 nur 29 Patrizier. Ich werde auf diese numerische Verhältnis in anderem Zusammenhange zurückkommen; hier sei nur darauf hingewiesen, dass der Verf. die patrizischen Familien der *Aemilii Scauri*, der *Cornelii Cethegi*, der Fabier und Quinctier nicht zu den ausgestorbenen rechnen durfte, da sie noch in der Kaiserzeit blühten.

Die Übersicht über die Parteien zur Zeit von Caesars Tode und ihre Zusammensetzung ist zwar recht nützlich, geht aber nicht eben in die Tiefe.

Wien. Edmund Groag.

Gindelys Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für die oberen Classen der Mittelschulen, bearbeitet von Dr. F. M. Mayer. II. Band: Das Mittelalter. VI u. 292 SS. mit 95 Abbildungen. 9. verb. Aufl. Wien und Prag, F. Tempsky 1900. Preis geh. K. 2·70, geb. K. 3·20.

Die Unermüdlichkeit, mit der Dr. F. M. Mayer an der Schaffung eigener und an der Verbesserung fremder Lehrbücher arbeitet, verdient volle Anerkennung; er hat sich durch seine umfangreiche literarische Thätigkeit ein nicht zu unterschätzendes Verdienst um den Geschichtsunterricht erworben. Auch die vorliegende, von ihm besorgte Auflage von Gindelys Lehrbuche des Mittelalters für die oberen Classen weist sprachlich und inhaltlich mancherlei Verbesserungen auf, wenn dieselben auch, um das Buch zur vollen Höhe seiner Aufgabe zu erheben, zahlreicher und tiefergreifend hätten sein müssen, allerdings keine geringe Arbeit, da auch hier, wie sonst, ein größerer Umbau mitunter schwieriger und mühevoller ist als ein gänzlicher Neubau.

Ich habe die vorletzte (8.) Auflage des Buches in dieser Zeitschr. (Jahrg. 1897, S. 1008—1014) einer ausführlichen Besprechung unterzogen; ich kann mich deshalb, da die neue Aufl. von ihrer Vorgängerin nicht sonderlich abweicht, diesmal kürzer fassen und möchte mit Vermeidung von Einzelheiten bloß einen oder den anderen allgemeinen Gesichtspunkt hervorheben.

Nach dem jüngst erschienenen Lehrplane, der dem Verf. bei seiner Arbeit allerdings noch nicht vorlag, müssen mit Rücksicht auf das äußerst umfangreiche Pensum, das der sechsten Classe zugedacht ist — römische Geschichte vom Auftreten der Gracchen an, das ganze Mittelalter und die Neuzeit bis zum Beginne des Dreißigjährigen Krieges — ausgiebigere Kürzungen vorgenommen werden, und diese lassen sich auch unbeschadet der Sache durchführen. Die moderne Didaktik, an deren Ausgestaltung jetzt eifriger



denn je gearbeitet wird, verlangt mit Recht, dass von dem überreichen Inhalte unserer Lehrbücher, durch den die Leistungsfähigkeit der Schule durchaus nicht erhöht wird, ein guter Theil als todter Ballast ausgeschieden werde, dass der Unterricht mehr in intensiver als extensiver Richtung sich entfalte und dadurch für die allgemeine Bildung recht wirksam werde. Nur auf diesem Wege kann die Lernthätigkeit zu einer geistbildenden Arbeit werden, die bei den Schülern das Wachsthum der Kräfte fördert. Auch aus unseren Geschichtsbüchern — und das gilt ja auch von dem vorliegenden — könnte noch manches belanglose Detail, das für die Weckung des historischen Sinnes nur hinderlich ist, entfernt werden, um Raum für jene historischen Thatsachen zu schaffen, denen ein Bildungswert zukommt, sei es, dass sie zur Veranschaulichung eines geschichtlichen Processes, oder zur Aufstellung historischer Typen beitragen. Diese Bemerkungen beziehen sich in gewissem Sinne auch auf den Anhang des Buches, auf die sonst trefflichen „Erläuterungen zur Kunst- und Culturgeschichte des Mittelalters", die in ihrer zuweitgehenden Ausführlichkeit (S. 194—292) dem Unterrichte nicht den Dienst leisten wie eine sorgfältige, auf das Wissenswerteste beschränkte Auswahl aus der Überfülle des Stoffes. Die unverhältnismäßige Erweiterung, die gerade dieser Theil in der neuen Bearbeitung erfahren hat, hat leider auch seinen Einfluss in einer nicht unbedeutenden Preiserhöhung geäußert.

Eine hervorragende Bedeutung kommt dann weiter der methodischen Gliederung des Stoffes zu. Da scheint es mir nun, als ob der Gang der Ereignisse öfter als nöthig unterbrochen und der Stoff allzusehr zerstückt würde, worunter die Übersichtlichkeit leidet. Ich vermag z. B. nicht einzusehen, was mit dem § 52 (S. 127) bezweckt wird, der die „Leistungen in der Kunst" im Zeitalter der Kreuzzüge behandelt, diesem wichtigen Gegenstande aber im ganzen bloß 14 Zeilen widmet. Solche Miniaturparagraphen könnten denn doch leicht mit einem früheren oder späteren Abschnitte verbunden werden. Der § 36 trägt die Überschrift: „Das Königreich Jerusalem, die Ritterorden", und doch ist hier (S. 88) bloß von dem Johanniterorden und dem Templerorden die Rede, — der Deutsche Orden wird erst später (S. 118) bei dem „Ritterwesen" besprochen.

Die äußere Ausstattung des Buches verdient in mehrfacher Hinsicht Lob; die zahlreichen (95) Abbildungen sind zumeist trefflich ausgeführt und wirken recht anschaulich, auch der Druck ist scharf und deutlich, — nur hätte ich in dem Zeitalter der Schulhygiene nicht erwartet, dass der Kleindruck in einem Schulbuche noch eine so bedeutende Rolle spielen kann.

Linz. Chr. Würfl.

Dr. Julius Jung, Grundriss der Geographie von Italien und dem Orbis Romanus. 2., umgearb. u. verm. Aufl. München 1897. 8°, VIII u. 178 SS. Preis geh. 3 Mk. 50 Pf. („Handbuch der classischen Alterthumswissenschaft", herausg. von Dr. Iwan v. Müller. III. Bd., 3. Abth., 1. Hälfte.)

Durch mehrere hindernde Umstände ist die vor drei Jahren erschienene 2. Auflage von Jungs Grundriss verspätet in meine Hände gelangt, so dass ich erst jetzt eine Anzeige dieses Werkes zu bieten in der Lage bin.

Das Erscheinen einer zweiten Auflage nach nicht ganz zehnjähriger Frist muss bei dem sich alljährlich so bedeutend vermehrenden Material als sehr wohl gerechtfertigt gelten. Sind doch gerade in dem letzten Decennium die Ergebnisse der archäologischen Forschungsreisen und der an immer mehr Punkten der antiken Welt unternommenen Ausgrabungen auch für die Erforschung der alten Örtlichkeiten so überraschend ergiebig ausgefallen. Diesen neuesten Resultaten trägt der Verf. überall mit der größten Sorgfalt und Vollständigkeit Rechnung, und welche Arbeitsleistung schon das allein erfordert, wird der zu würdigen vermögen, der auch das seither Erschienene evident zu halten versucht. Das neue Material wächst dermaßen an, dass schon jetzt Jungs Buch, wenn auch bei weitem nicht veraltet, so doch an vielen Punkten bereits unvollständig ist.

Dem vermehrten Materiale entsprechend hat sich auch der äußere Umfang des Buches auf fast das Doppelte vermehrt; besonders günstig ist dabei Italien davongekommen; doch sind die leitenden Grundsätze bei der Feststellung des Textes im allgemeinen dieselben geblieben. Ich verweise dafür auf Kubitscheks Recension der ersten Auflage in dieser Zeitschrift 1889, S. 522 f. Als eine höchst dankenswerte Beigabe ist das am Schlusse des Bandes hinzugefügte Register zu begrüßen.

Die einfache und sich natürlich ergebende Gliederung des Stoffes ist beibehalten, die Darstellung leicht und gut lesbar; doch sind Härten des Stils nicht immer vermieden. Wo dem Verf. nicht eine sachliche Änderung vonnöthen erschien, hat er die frühere Fassung des Textes beibehalten. Im folgenden sei auf das Wichtigste von dem, was neu hinzugekommen ist, hingewiesen. Bei der Angabe der Quellen sind hinzugefügt: die Berichte über die in Italien geführten Kriege, wobei übrigens Cäsars *bellum civile* vermisst wird; erweitert ist der Abschnitt über antike Kartographie. In diesem wie in den folgenden Paragraphen enthalten namentlich die kleingedruckten Abschnitte schier unübersehbare Angaben der neueren und neuesten Literatur; besonders erfreulich ist es auch, dass hier die topographischen Verhältnisse vielfach selbst bis ins späte Mittelalter hinein berücksichtigt werden.

Der Beschreibung Italiens ist ein Abschnitt über „physische Geographie", ebenso der von Mittelitalien die „physische Geo-

graphie“ von Latium vorausgeschickt. Ausführlicher ist namentlich das Capitel Campanien, die Topographie von Latium und von Etrurien, das Hafenwesen von Ravenna sowie das Straßennetz der Transpadana behandelt. Reicher bedacht ist auch die Topographie der einzelnen Provinzen der Pyrenäenhalbinsel und die Einleitung zu Gallien. Bei Germanien konnte vor allem die specielle Literatur über den rätisch-germanischen Limes in größter Vollständigkeit mitgetheilt werden. Bei den übrigen Literaturangaben über Germanien muss auffallen, dass die Quellenzusammenstellung von A. Riese, Das rheinische Germanien in der antiken Literatur, Leipzig 1892, nicht angeführt erscheint. Bereichert ist schließlich die geographische Beschreibung und das Literaturverzeichnis hinsichtlich Ägyptens, wo die in ungeahnter Menge zutage geförderten Funde einen immer tieferen Einblick in die politischen, culturellen und auch geographischen Verhältnisse des Landes gewähren. Bei den Literaturangaben im allgemeinen hätte doch ein für allemal auf encyklopädische Werke, wie Pauly-Wissowas Real-Encyklopädie oder Ruggiero, *Dizionario epigrafico*, hingewiesen werden können.

Zu bemängeln ist auch, dass die Flächeninhalte in Quadratmeilen angegeben sind, da doch jetzt in der gesammten geographischen Literatur bei allen derartigen Angaben das Metermaß zugrunde gelegt ist.

Wenn bei einem so inhaltsreichen Werke begreiflicherweise auch einzelne Versehen unterlaufen sind, so hat das natürlich nicht viel zu bedeuten. Darüber mit dem Verf. zu rechten, der den so gewaltigen Stoff vollauf, und zwar meistentheils auf Grund eigener Forschungen beherrscht, wäre unbillig. Wenn ich trotzdem ein paar davon auf gut Glück heraushebe, so geschieht dies mehr zum Beleg meiner Behauptung, als um daraus einen Vorwurf gegen den Verf. zu erheben. So sollte *Interamna Nahars* doch nicht als die Heimat des Tacitus (S. 50) angegeben werden, man weiß ja auf wie unsicheren, ja unrichtigen Gründen das beruht. Die Schreibung *Marcomanni* (S. 11) anstatt *Marcomani* ist unrichtig; vgl. z. B. Mommsen (Jahresber. d. Berl. philol. Vereins, 1894, 201). Warum Jung an der Schreibung *Pythecusae* statt *Pithecu(s)sae* (vielleicht von πίθος abzuleiten) festhält, weiß ich nicht. Auffallen muss die Bezeichnung *classis Misenatensis* (S. 27) und *Ravennatensis* (S. 60). Bei der Beschreibung Britanniens ist die Erwähnung der Hebriden *(Ebudae)* ausgefallen. Die Schlacht bei Sentinum war nicht 296 (S. 51), sondern 295 v. Chr.; die Feldzüge des Drusus nicht 13—9 (S. 106), sondern 12—9 v. Chr.; das *regnum Noricum* wurde dem römischen Reiche nicht ein Jahr nach Rätien (S. 131), sondern ein Jahr vorher, nämlich 16 v. Chr., einverleibt usw.

Im ganzen verdient aber dieses reichhaltige und tüchtige Werk durchaus die uneingeschränkte Anerkennung, die ihm schon

in der ersten Anflage zutheil geworden ist. Seinem Zwecke, in ein gründliches Stndinm der antiken Geographie einzuführen und dem Fachmann manch wertvolle Qnellennachweise nnd literarische Behelfe heqnem, übersichtlich und mit wünschenswerter Vollständigkeit in die Hand zn geben, genügt es in jeder Weise.

W i e n. Dr. A. S t e i n.

M a y e r Fr. M., Geographie der österr.-ungar. Monarchie (Vaterlandskunde) für die vierte Classe der Mittelschulen. 5. verb. Auflage. Wien u. Prag. Tempsky 1900.

Die textlichen Änderungen der neuen Auflage betreffen vorwiegend die Beseitigung stilistiecher Härten. Trotzdem ist dae vorliegende Buch von ihnen nicht frei, wie folgende Beispiele zeigen: S. 7 „.... die.... eingeschlossen werden, und von denen... hervorzuheben ist". S. 20: „An der Grenze..... erheht sich der Monte Christallo, der.... emporeteigt, und an dessen Fnß... sich ansdehnt". S. 28: „.... ihr fließt zu. die .... bildet nnd an der... liegt". S. 35: „die Maros, welche am Ostrande... entspringt, dessen... ist, und.... empfängt". S. 95: „...welches erhoben, nnd mit dem... die Stadt.... vereinigt wurde". Die Zahlenangaben wnrden allenthalben anch in den Einern berichtigt. Abgernndete, aher trotzdem genane Werte wären zweckdienlicher gewesen. Die Einwohnerzahlen decken sich vielfach nicht mit den Angahen der Hühner'schen Tabellen für 1900. Gewagt erscheint es, das procentnale Verhältnie der Nationen und Confessionen im Jahre 1890 anch den Berechnnngen für 1900 zngrunde zn legen. Die Bewohnerzahlen der Bnkowina auf S. 50 und 98 stimmen nicht überein. Die Einwohnerzahlen der Städte Ungarns dürften in einigen Fällen zu groß eein. Dass Sehenico, welches 1890 nur 7014 Einwohner zählte, hente 20.000 besitzen eoll (S. 84), ist nnwahrscheinlich. Die G e m e i n d e Sehenico hatte 1890 schon 20.360 Einwohner. Einige Abbildungen wnrden dnrch nene ersetzt. Mit Ansnahme der Fig. 28 (Erdpyramiden usw.) können sie nicht zu den Verhesserungen des Buches gezählt werden. Statt einer idealen konnte eine typische Gletscherlandschaft aue der Natnr genommen werden. Oh der Vergleich der Figuren 13, 18 und 34 in beiden Auflagen zn Gnnsten der neneren ausfällt, iet mindestens zweifelhaft. Fig. 19 (der Negoi) ist in der 4. Anfl. jedenfalle instrnctiver. Dass statt Fig. 31 (Triest) und Fig. 38 (Ofen-Pest) nach typiecheren Bildern gesncht wnrde, ist anerkennenewert. Die entsprechenden nenen Bilder erfüllen jedoch ihren Zweck ehensowenig wie die alten. Fig. 38 etellt übrigens nicht Ofen-P e s t dar. Das wenig anschauliche Bild des Gesäuses blieh merkwürdigerweise nnverändert erhalten. Die Behauptung, dass die Seen „mit Wasser ansgefüllte T h a l s p a l t e n" (S. 5) und

die Flussthäler des Karstes „tief ausgenagte Spalten" sind (S. 105), ist ebenso unrichtig wie die Bezeichnung der Siebengründe als „tiefer Spalt" (S. 30). Da der Comersee, der tiefste Alpensee, nur 414 m tief ist, geht es nicht an, von einer Tiefe der Alpenseen bis 600 m zu sprechen (S. 5). Der Inn nimmt die Oetz, Sill usw. auf, aber nicht „die tief eingeschnittenen Thäler" dieser Flüsse, wie es S. 7 heißt. Die österr. Alpen werden gegenwärtig, abgesehen von der Eisenerz-Vordernbergerbahn, an 5, nicht an 4 Stellen von Eisenbahnen überschritten (Bahn über den Obdacher Sattel). Die Charakterisierung der Ur- und Kalkalpen (S. 9) muss in dem Schüler den Glauben erwecken, dass die Kalkalpen keine Gletscher und Schneefelder enthalten. Der Brenner (S. 9) ist 1370 m, das Timmeljoch (S. 10) nur 2509 m hoch. (Vgl. Karte Oetzthal und Stubai Bl. III, 1 : 50.000). Die Einführung des Perchauersattels auf S. 13 ist wenig am Platze, da die Bahn westlich von diesem 1005 m hohen Sattel geführt wurde. Östlich vom Obdacher Sattel setzt sich die Centralzone zunächst in der Packalpe fort. Von dieser gehen zwei Züge aus. Den nordöstlichen bildet die Stub- und Gleinalpe. An den Wechsel (S. 15) schließt sich die „bucklichte Welt" und das Rosaliengebirge an. Erst letzteres setzt sich im Leithagebirge fort. Dass sich das Wettersteingebirge „an der Isar erstreckt" (S. 15), ist ungenau. Das Todte Gebirge wird vom Dachsteingebirge nicht „durch den Grundl- und Altausseersee getrennt" (S. 17). Die Grenze verläuft vielmehr längs einer Tiefenlinie von Steg am Hallstättersee über den Klachauersattel zur Enns. Dass „das ganze Riesengebirge von vielen Querthälern durchzogen ist", ist unrichtig (S. 30). Auf Seite 32 vermisst man die Höhe des Arber und Rachel. Nach der Specialkarte 1 : 75.000 ist der Jägerhüttenberg nur 1041 m hoch. Die Zahl der Tatraseen beträgt nach Grissinger 107, nach der Partsch'schen Umgrenzung 109. Seite 43 wäre bei Besprechung des Rheins auf den neuregulierten Lauf desselben Rücksicht zu nehmen gewesen. Wagram ist die Terrasse, welche den Nordrand des Tullnerbeckens bildet, nicht der linksufrige Theil der Ebene (S. 44). Niederösterreich hat 78 Landtagsmitglieder, nicht 72 (S. 59). Seite 61 fehlt das Eisenbahnministerium. Es sind daher acht Ministerien in Wien. Ackerbau- und Handelsministerium sind in Ungarn getrennt. Niederösterreich zählt gegenwärtig 22 Bezirkshauptmannschaften, nicht 17, Wien 20 Bezirke, nicht 19 (S. 64), Salzburg 5 Bezirkshauptmannschaften, nicht 4 (S. 69), Böhmen 94, nicht 92 (S. 88), Mähren 33, nicht 31 (S. 92), Galizien 78, nicht 74 (S. 95), Bukowina 9, nicht 8 (S. 97). Ungarn zerfällt in 63 Comitate und 26 Municipalstädte. Seite 77 konnte bei Nennung des Iselberges auch das Hoferdenkmal erwähnt werden. Dass Ungarn „in Bezug auf Menge des Weines nur von Frankreich übertroffen wird", (S. 104) entspricht nicht den Thatsachen, da beispielsweise im Jahre 1898 nach Frank-

reich zuerst Italien, hierauf Spanien und dann erst die österr.-ungar. Monarchie folgte. Ungarn allein steht mit seiner Weinproduction noch weiter zurück. Als Druckfehler seien vermerkt: S. 13 Spangalpe (st. Stangalpe), S. 27 Arca (st. Arsa), Zrmajna (st. Zrmanja), S. 44 dem Hanna, S. 53 Hallstadt (st. Hallstatt), S. 55 Kunisza (st. Kanizsa), S. 69 Unterberg (st. Untersberg), S. 70 der Bodens, S. 81 der Landes. Die letzte Zeile der Seite 30 zeigt fehlerhaften Druck. Die beigegebenen Karten am Schlusse des Buches sind überflüssig.

Wien. J. Müllner.

Die kubische Gleichung und ihre Auflösung für reelle, imaginäre und complexe Wurzeln. Ein Versuch von Thilo von Trotha, Berlin, Verlag von Wilhelm Ernst & Sohn, 1900, 8°. 61 SS.

Der Anfang der Arbeit wird damit gemacht, dass statt des üblichen Nullsetzens des Gleichungspolynoms die kubische Gleichung in der Form (1.) $x^3 + a x^2 + b x + c = \pm$ Null geschrieben wird, was den Eindruck hervorruft, als ob der Verf. mit besonderem Nachdrucke darauf hinweisen wollte, dass ihm die Identität von $+ 0$ und $- 0$ bekannt sei. Die Differenzen $x_1 - x_2$ und $x_1 - x_3$, wo x_1, x_2, x_3 die Wurzeln der kubischen Gleichung bedeuten, werden mit δ und ε bezeichnet und aus diesen Bezeichnungen eine Reihe von selbstverständlichen, in der Folge gar nie zur Anwendung gelangenden Beziehungen abgeleitet, die mehr als eine Seite in Anspruch nehmen. Von dem bekannten Zusammenhange zwischen x_1, x_2, x_3 und a, b, c ausgehend, werden dann die Gleichungen: $a^2 - 3 b = \delta^2 - \delta \varepsilon + \varepsilon^2 = s$ und $2 a^3 - 9 a b + 27 c = - 2 \delta^3 - 2 \varepsilon^3 + 3 \delta^2 \varepsilon + 3 \delta \varepsilon^2 = S$ aufgestellt, von denen der Verf. bemerkt, dass sie in der folgenden Untersuchung eine hervorragende Rolle spielen, dass sie gewissermaßen dazu dienen, das Innere der Gleichung aufzuschließen, weshalb er die erstere den kleinen und die letztere den großen Schlüssel der Gleichung (1.) nennt.

Es wird hierauf $A = 2 \delta - \varepsilon$, $B = 2 \varepsilon - \delta$, $C = \delta + \varepsilon$ gesetzt, wornach $A B C = S$ ist; B und C hängen durch je eine quadratische Gleichung von s und A ab, so dass mit A auch B und C und daher auch δ und ε bestimmt sind, und weil x_1, x_2, x_3 durch δ und ε in Ausdrücken darstellbar sind, die nur Quadratwurzeln enthalten, so ist die Lösung der Gleichung (1.) mit der Bestimmung von A bewerkstelligt. Die Größe A aber ist Wurzel der Gleichung (2.): $3 A s - A^3 = S$, die Lösung der completen kubischen Gleichung (1.) ist daher auf die Lösung der reducierten kubischen Gleichung (2.) zurückgeführt, welches Ergebnis be-

kanntlich durch eine höchst einfache lineare Substitution erlangt wird, wozu es also der 6 Seiten umfassenden Rechnungen, die der Verf. hierauf verwendet, nicht bedarf. Von der Gleichung (2.) nun bemerkt er, dass, weil dieselbe A in der dritten Potenz enthalte, sie nicht direct brauchbar sei (!) und dass man versuchen müsse, A durch eine Function einer bekannten Größe auszudrücken. Welches soll nun diese bekannte Größe sein? Man erfährt es nicht, denn der Verf. lässt sich auf die Aufsuchung einer solchen gar nicht ein, vielmehr wird, wie folgt, geschlossen: Ist $S = 0$, so ergibt sich aus (2.) für A der Wert $A = \sqrt{3\,s}$, ist jedoch S von Null verschieden, so werde $A = \sqrt{(3 + p)\,s}$ gesetzt, wo p eine beliebige positive oder negative, eine endliche oder unendliche große Zahl sein kann; auf mehreren Seiten wird hierauf überaus umständlich die Art der Abhängigkeit der Größen A, BC, $ABC = S$ von p untersucht, wobei zu dem Ergebnisse gelangt wird, dass A für jeden Wert von S drei verschiedene Werte annimmt. Dies aber ist selbstverständlich und bedarf keinerlei Rechnung, denn S ist einer der beiden Coefficienten der kubischen Gleichung (2.), und diese lässt für jeden Wert dieser Coefficienten eben drei Wurzeln A zu. Hierauf nun baut der Verf. seine erste Methode der Auflösung von Gleichung (1.) auf, wie an dem Beispiele (3) $x^3 - 3\,x^2 - 10\,x + 24 = 0$ gezeigt wird. Es werden für A von Null angefangen die ganzen positiven und negativen Zahlen angenommen und die dazu gehörigen Werte von BC und $ABC = S$ berechnet; da die Wurzeln der Gleichung (3.) ganze Zahlen, nämlich 3, 4, 2 sind, so wird der durch die Coefficienten der Gleichung ausgedrückte Wert von S, hier 324, selbstverständlich für drei verschiedene ganzzahlige Werte von A auftreten müssen, hier für $A = -12, +3, +9$, und diese drei Werte von A sind eben diejenigen, aus denen wieder umgekehrt die drei Wurzeln $-3, 4, 2$ sich ergeben müssen. Welchen Wert der Verf. selbst diesem Vorgange beilegt, geht aus seinen Worten hervor (S. 12): „Trotzdem ist die Methode nicht zweckmäßig; denn erstens versagt sie, sobald die Wurzeln gebrochene Zahlen sind, und zweitens erfordert sie für jede Gleichung die Aufstellung einer besonderen Tabelle“. Was aber dann unternommen wird, um die Methode zu einer für alle Fälle brauchbaren zu gestalten, ist nicht viel von dem früheren verschieden. Es wird jetzt $A = \sqrt{z\,s}$ angenommen, wo z vorläufig unbestimmt ist, da aber (4.) $s\,(3 - z)\,\sqrt{z\,s} = S$ sich ergibt, somit z einer Gleichung dritten Grades genügt, die von derselben Art ist wie (1.), so ist damit das Problem wieder auf den allerersten Ausgangspunkt zurückgeführt. Der Verf. kümmert sich aber darum nicht; er setzt vielmehr für z die willkürlichen Werte 0·01, 0·02, 0·03 usw. und berechnet die zugehörigen Werte von A und $E = (3 - z)\sqrt{z}$ auf 2, bezw. 4 Decimalstellen, wodurch dann auch,

da, wenn $s\sqrt{s} = D$ gesetzt wird, zufolge (4.) $S = D.E$ ist, die Größe S bekannt ist. Wie nun hiedurch die Auflösung der kubischen Gleichung erzielt wird, mag an dem Beispiele der Gleichung (3.) ersehen werden. Für diese ist $s = 39$, $S = 324$ und $D = s\sqrt{s} = 243{\cdot}5862$, daher

$$E = \frac{S}{D} = 1{\cdot}3301;$$

dieser Wert für E liegt in der angelegten Tabelle zwischen $E = 1{\cdot}3380$ und $E = 1{\cdot}3269$, denen bezw. $A = \sqrt{2 \cdot 07\ s}$ und $A = \sqrt{2 \cdot 08\ s}$ entsprechen, woraus durch Interpolation $z = 2{\cdot}0771$ und $A = 9{\cdot}0\,003$ berechnet wird. Mittelst dieses Wertes von A werden dann die zugehörigen Werte von B und C usw. schließlich die Wurzeln der Gleichung (3.) selbst erhalten. Auf diesem Wege findet der Verf. annäherungsweise die drei ganzzahligen Wurzeln —3, 4, 2, aus denen er die Gleichung zusammengesetzt hat, überdies aber merkwürdigerweise drei andere Wurzeln, welche er die Nebenwurzeln (!!) nennt und die, wie er sich ausdrückt, für die Lösung der Aufgabe keinen Wert haben (!!).

Es bedarf wohl keines Wortes, um eine Methode zu kennzeichnen, welche für eine Gleichung dritten Grades 6 Wurzeln — 3 brauchbare und 3 ungiltige — liefert; wogegen aber auf das entschiedenste Einspruch erhoben werden muss, ist, dass unter dem Scheine streng mathematischer Forschung Vorgänge wie die beschriebenen, für die es auch nicht einer einzigen von den vielen aufgestellten Formeln bedurft hätte, geübt werden.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Der Bau des menschlichen Körpers. Mit Rücksicht auf die Gesundheitspflege dargestellt als Leitfaden für den Unterricht von Dr. Lensch, Professor und Oberlehrer am königl. Wilhelms-Gymnasium zu Berlin. Mit 32 Bildern. 2. Aufl. Berlin, Verlag von Wiegandt & Grieben 1897. 80 SS. Preis 1 Mk. 25 Pf.

Ref. hat das Buch mit großem Interesse gelesen, da es von der gewöhnlichen Art, wie die Somatologie des Menschen behandelt wird, erheblich abweicht, was ihm aber durchaus nicht zum Nachtheile gereicht. Die in klarer Sprache gegebene Beschreibung der Theile des menschlichen Körpers wird unterstützt durch Vorführung interessanter Versuche, und überall werden an passender Stelle diätetische Winke eingestreut. Am Schlusse eines jeden Capitels steht eine Auswahl passender und anregender Fragen.

Weniger gut gefiel dem Ref. die bildliche Ausstattung des Buches. So vermisste er eine eigene Abbildung der Schädelknochen des Menschen, eine Darstellung der beiden obersten Halswirbel.

eines Brustwirbels mit Rippen u. a. Andererseits sind etliche der vorhandenen Bilder mangelhaft, z. B. S. 24 die Abbildung des Blutkreislaufes, S. 63 des Gehörorganes (Gestalt und Zusammenhang der Gehörknöchelchen sind gänzlich verzeichnet!). — Am Schlusse des Buches findet sich eine Zusammenstellung: „Themata zu kleinen Vorträgen und Aufsätzen" und auf der letzten Seite in 22 Zeilen eine Aufforderung zu moralischem Lebenswandel als Quelle der Gesundheit.

Leitfaden zum Unterrichte in der Naturgeschichte. **Von Franz Engleder, Lehrer in München. I. Abtheilung: „Die Thierkunde." Zugleich begleitender Text zu Engleders Wandtafeln der Naturgeschichte. Esslingen bei Stuttgart, Verlag von J. T. Schreiber. 80 SS.**

Das Büchlein ist nur für den Lehrer und besonders für denjenigen bestimmt, der sich der Wandtafeln des Verf.s beim naturgeschichtlichen Unterrichte bedient. Es enthält auch die Bilder dieser Tafeln in verkleinertem Maßstabe, auf jeder Seite des Buches je ein Bild und darunter den begleitenden Text. Der Verf. sagt selbst im Vorworte: „Der Leitfaden bietet in Wort und Bild kurzgefasste Unterrichts-Skizzen, die jedem Collegen und besonders jenen willkommen sein dürften, die nach meinen Wandtafel-Bildern unterrichten." Die ausgewählten Bilder sind zumeist recht gut, und der Text entspricht seinem übersichtlichen Zwecke.

Krems. Franz Müller.

Antike Denkmäler zur griechischen Götterlehre. **Zusammengestellt von C. O. Müller u. F. Wieseler. 4. umgearbeitete u. vermehrte Ausgabe v. Konrad Wernicke. Lief. I u. II (Zeus, Hera, Poseidon, Demeter u. Kore). Text 8°, Tafeln 4°. Leipzig, Dieterich (Weicher) 1899.**

Mit sicherem Blick und Entschlossenheit hat Wernicke von Müller-Wieselers einstmals so fruchtbarem Buche beiseite gelassen, was nicht zu erneuern war, ohne den Charakter des alten Werkes völlig preiszugeben: der kunstgeschichtliche Theil ist ausgeschieden, weil Kunstgeschichte ohne die modernen Hilfsmittel der Reproduction nicht mehr zu denken ist, dafür der kunstmythologische erweitert und vertieft. Statt der „Denkmäler alter Kunst" gibt W. „Antike Denkmäler zur griechischen Götterlehre", „für den Forscher zur raschen Orientierung, wie für den Fernerstehenden zur allgemeinen Anschauung". Dem veränderten Zwecke entspricht die Zusammenstellung der Tafeln, die ergänzt und neu geordnet sind. Dabei war nicht einzig der Wunsch, sachlich Zusammengehöriges zu vereinen, sondern auch das Bestreben maßgebend, das Tafelbild erfreulicher, weniger unruhig zu gestalten, weshalb z. B. die Münzen größtentheils auf eigenen Tafeln abgesondert sind. Absolute Vollständigkeit ist nicht beabsichtigt. Manches wird man ver-

missen, wie z. B. den S. 106 erwähnten Alkamenestypus der Hera oder eine Erneuerung der Zeichnung des Wiener Heratorsos und charakteristische Beispiele für den Schleiertypus der Hera in der späteren Zeit; indes der Verf. kennt selbst die Lücken und kann billigerweise verlangen, dass man auch die durch praktische Rücksichten gebotene Beschränkung beachte. Übersichten auf den Umschlägen der Texthefte geben eine rasche Orientierung über das sachlich Zusammengehörige, sie werden wohl am Schlusse definitiv beigegeben werden, wie dies bezüglich der vergleichenden Tabellen der alten und neuen Nummern beabsichtigt ist. Der Text ist völlig neu gestaltet. Jede Gottheit wird in zwei Abschnitten behandelt. Eine „Einleitung“ gibt die Entwicklung der Typen. Die 2. Abtheilung enthält die Beschreibung der Tafeln von Nummer zu Nummer. Dass W. dort, wo die Ansichten weit auseinandergehen, so z. B. hinsichtlich der Bedeutung des Alkamenes für die Entwicklung des Heratypus, in Bezug auf die Deutung der Hera Farnese in der allgemeinen Einleitung nicht viel polemisiert, kommt der strafferen Gestaltung zugute; dafür ist bei den Einzelerklärungen Gelegenheit geboten, auf Streitfragen einzugehen, vgl. z. B. zu Taf. XI 5 (Hera Barberini). Die oben erwähnte Übersicht und die Anführung der Nummern auch in der Einleitung ermöglichen es jederzeit, dem Einzelnen seine Stellung innerhalb des Ganzen anzuweisen. Diese Möglichkeit, sich rasch zurechtfinden zu können, macht einen Vorzug des Buches aus und kann vor dem Fehler bewahren, am Einzelnen haften zu bleiben, wie er in unseren „sachlichen“ Schülercommentaren immer häufiger wird. Wer die Fülle der Typen leicht übersieht, wird vorsichtiger darin werden, die erstbeste Abbildung auf jeden Text zu pfropfen.

Im besonderen seien einige Bemerkungen zum Abschnitte Hera gestattet: S. 119 zu Taf. X 12. Dass hier das Ziegenfell als Helm erscheint, ist mir nicht sicher; es liegt auf einem ehernen Helm, von dem Nasen- und Backenschutz sichtbar sind; auf diesem Helm sitzt auch die Mauerkrone. — S. 121 zu Taf. X 15. Mit welchem Rechte wird das Gewand des Mannes als Reisekleid bezeichnet? So dunkel noch immer die Deutung dieser spätrömischen Tracht ist, mit einem Reisekleide hat sie sicher nichts zu thun. Zwei Druckfehler sind mir aufgefallen: S. 109 unt. soll es heißen „Heraköpfe samischer Münzen (Taf. XII, Nr. 20, 22 (nicht 21)“. S. 118 ist der Gigantenname *Φοῖτος* vollständig zu lesen.

Wien. E. Hula.

Welche Kraftleistung verwendet die Currentschrift auf die Darstellung der Sprache? (Festgestellt für die 20 Millionen im „Häufigkeitswörterbuch der deutschen Sprache“ verarbeiteten Silben) von F. W. Kaeding. Steglitz bei Berlin 1898. 31 SS. Preis 75 Pf.

Der Verf. hat bereits in seinem Häufigkeitswörterbuch nachgewiesen, wie oft in 20.000 Silben eines ausgewählten Stoffes

jedes Wort, jede Silbe, jeder Laut vorkommt. Dies reicht aber für die Berechnung des Verhältnisses der stenographischen Schrift zur gewöhnlichen deutschen Schreibschrift nicht aus. Gleichwohl liegt in diesen Urlisten der Häufigkeitsuntersuchungen das Materiale für die zahlenmäßige Feststellung der Frage: Wie viel Handbewegungen erfordert der Durchschnittsbuchstabe, die Durchschnittssilbe, das Durchschnittswort. Der Verf. theilt sodann die näheren Bestimmungen zur Durchführung der Arbeit mit. Aus den gegebenen Berechnungen stellt sich die Durchschnittsleistung in Handbewegungen für das Wort auf 26·49, für die Silbe auf 14·46 und für den Buchstaben auf 4·77. Auf Grund der Tabelle V kann mit annähernder Genauigkeit der Kraftaufwand bestimmt werden, den jede der beiden Schriftformen fordert. Es ergibt sich, dass in der Currentschrift die Vocale auf 100.000 Silben 140289·48 Handbewegungen mehr als in der kleinen lat. Schrift, die Consonanten hingegen 65984·72 Handbewegungen weniger als in der kleinen lat. Schrift erfordern; im ganzen aber immerhin die Currentschrift einen Mehraufwand von 74304·71 verlangt. Dies gibt auf die Durchschnittsilbe eine Mehrleistung von dreiviertel Handbewegungen, „immerhin eine beachtenswerte Erweiterung der schon von Grimm gegen die Beibehaltung der deutschen Schrift ins Feld geführten Gründe", sowie eine Anregung, die großen Anfangsbuchstaben abzuschaffen. Aus der folgenden Tabelle VI „Verhältnis der großen Buchstaben zu den kleinen in der deutschen und lateinischen Schrift" ergibt sich, dass neben den Schwierigkeiten, welche das „groß schreiben" der Hauptwörter den Kindern wie den Ausländern bereitet, dies auch eine nicht unbedeutende Vermehrung des Kraftaufwandes für die Herstellung der Zeichen in sich schließt, und zwar auf den Durchschnittsbuchstaben ein Mehr von (deutsch) 1·47, (latein.) 1·68 Handbewegungen. Aus den weiteren Untersuchungen über den Antheil der einzelnen Laute an der Gesammtdarstellung der deutschen Schrift folgt, dass die Durchschnittsleistung des Schreibers in der Currentschrift 40 Silben = 578·40 Handbewegungen in der Minute beträgt. Es ergibt sich daher für die Schulschrift eines guten Stenographie-Systems, dass sie fünfmal kürzer sei als die Currentschrift, eine Forderung, der das Gabelsberger'sche in seiner Schulschrift am nächsten kommt (4·63mal). Die Feststellung der Schreibflüchtigkeit der Currentschrift im Vergleiche zur Stenographie muss den „Geläufigkeitsuntersuchungen" vorbehalten bleiben.

Linz. F. Barta.

Die ethischen Grundfragen. Zehn Vorträge von Theodor Lipps. Hamburg u. Leipzig 1900. Leop. Voß.

Der erste dieser Vorträge sucht unter dem Titel „Egoismus und Altruismus“ diese beiden Begriffe zu scheiden. Doch ist in einer vorausgeschickten Einleitung die Aufgabe der Ethik präcisiert als die Lehre vom Sittlichen. Das Sittliche verhalte sich als das eine zur Moral, wie die Wahrheit zu den Wahrheiten. Wie nämlich Wahrheit die giltigen Wahrheiten und nicht die geltenden Wahrheiten umfasse, so verhalte sich das Sittliche als die giltige Moral zu der da oder dort geltenden Moral.

Und wie wir den wechselnden Meinungen gegenüber das Bestehen der Wahrheit, mag auch die Wahrheitserkenntnis noch so beschränkt sein, festhalten, so steht auf sittlichem Gebiete der jeweiligen Moral das Sittliche gegenüber. Die Aufgabe der Ethik sei nun nicht in erster Linie zu entscheiden, was unter bestimmten Umständen das Sittliche sei, sondern worin Sittlichkeit überhaupt bestehe. Dazu bedürfe sie aber nur der Kenntnis des menschlichen Geistes und nicht der Kenntnis der vielen vom menschlichen Geiste unabhängigen Beziehungen zwischen Handlungen und Folgen. Ref. scheint die vom Verf. durchgeführte Analogie zwischen Wahrheit und Wahrheiten einer- und Sittlichkeit und jeweiliger Moral andererseits in der Hinsicht nicht ganz klar dargelegt, dass ja die Frage offen bleibt, ob, wenn die Wahrheit (giltige Wahrheiten) den bloß geltenden Wahrheiten gegenüber durch das Merkmal der Evidenz charakterisiert sind, auch das Sittliche durch eine Art Evidenz von dem jeweilig Moralischen sich unterscheide und welche diese sei. — Und wenn der Verf. auch im Verlaufe der Darstellung diese Analogie zu begründen sucht, so erregt, wie noch gezeigt werden soll, manches Bedenken. Da die Ethik als theoretisch praktische Disciplin sich nicht bloß mit der Theorie des sittlich Guten und des sittlich Verwerflichen, also mit bloß theoretischen Lehren begnügt, sondern auf dieselben ihre sittlichen Forderungen gründet, diese sittlichen Forderungen aber an Menschen gerichtet sind, so muss es nach des Verf. Darstellung Motive im Menschen geben, die ihn zur Erfüllung derselben antreiben. Damit gewinnt der Verf. den Übergang zu der Frage: Sind diese Motive egoistisch oder altruistisch, und was versteht man unter Egoismus und Altruismus?

Um zu einer Begriffsbestimmung des „Egoismus“ zu gelangen, tritt Lipps gegen die Behauptung auf, „alles Wollen sei egoistisch, weil jeder beim Handeln seine Lust, seine Befriedigung suche“. Diese Behauptung wird mit dem Hinweise zurückgewiesen, dass in diesem Falle die Befriedigung, die Lust nicht den Gegenstand, sondern, was eine psychologische Nothwendigkeit sei, den Act des Wollens betreffe. Der Gegenstand des Wollens sei die Erhaltung des Lebens eines Kindes bei seiner Rettung aus Lebensgefahr, und damit verbinde sich ein lustvoller Gedanke.

Mit der obigen Deutung werde also nur etwas Selbstverständliches ausgesprochen, dass nämlich jedes bewusste menschliche Wollen motiviert sei. Auch sei bei dieser Behauptung gar kein ethischer Standpunkt eingenommen, weil die Ethik nur frage, was Gegenstand unserer Befriedigung sein soll, worauf unser Willen gerichtet sein soll und nicht nach der psychologischen Thatsache, dass das Gewollte als ein Befriedigendes vorschwebe. Allerdings ist bei der so gegebenen Deutung obiger Behauptung der Egoismus nur ein anderer Name für eine psychologische Thatsache; aber, wenn der Satz, „wenn ich ein Kind mit Lebensgefahr vor dem Ertrinken bewahre, geschehe dies aus keinem Grunde als, weil mich der Gedanke an die Rettung des Kindes und die Freude der Eltern befriedigt" auch die Deutung des Befriedigtseins zulässt, dass ich es will, weil mir daran liegt, weil ich einen Wert darauf lege, liegt auch dann nur eine psychologische Thatsache vor, oder lässt nicht diese Deutung auch noch die Frage offen, was mir wert ist, möglich auch die Lust eines anderen?

Wenn nun im folgenden der Verf. die im obigen Beispiele bezeichnete Handlung als altruistisch bezeichnet, weil sie „nicht egoistisch" ist, und somit die altruistische Handlung zur egoistischen als im contradictorischen Gegensatze stehend betrachtet, so liegt die Sache doch anders; das Merkmal des Egoismus ist außer der Meinbeziehung, die ja im obigen Beispiele vorhanden ist, auch das Merkmal „nicht altruistisch". Wo das letztere Merkmal fehlt, wie in unserem Falle, ist von Egoismus nicht mehr die Rede, daher aber nicht von einem „unmittelbaren Gegensatz" hier gesprochen werden kann.[1]) Anstatt dieses nothwendig zur Bestimmung des Egoismus hinzutretenden Merkmales „nicht altruistisch erklärt der Verf. jenes Wollen als „egoistisch", welches auf ein Sachliches abzielt, das dem Wollenden als ein ihn befriedigendes vorschwebt, auf ein Sachliches (Sachwertgefühl) deshalb, weil das Wollen des eigenen Persönlichkeitswertes (Persönlichkeitswertgefühl) wie bei der Selbstachtung nicht egoistisch, aber auch nicht altruistisch genannt werden könne. Letzteres scheint also mehr ein neutrales Wollen zu sein, durchaus nicht hinsichtlich seines ethischen Gehaltes, sondern hinsichtlich des psych. Begriffes. Der Altruismus ist dem Verf. dann als „das genaue Gegentheil des Egoismus das Abzielen auf Verwirklichung solcher sachlicher Werte, die anderen Befriedigung gewähren".

Die Behauptung, jeder Altruismus sei aus Egoismus ableitbar, wird im folgenden von dem Verf. so widerlegt, dass er namentlich die Thatsache der Sympathie als das Erleben meiner selbst in einem anderen darstellt und zeigt, dass, wenn diese

[1]) Vgl. Höfler Psych. S. 485.

Thatsache eine selbständige sei, auch der Altruismus eine selbständige Wurzel haben müsse. Auch könne bei den altruistischen Neigungen nicht von Gewohnheit, da diese letztere abstumpfe und etwas Gleichgiltiges nicht wertvoller werden könne durch die Gewöhnung, auch nicht von Umgebung, in welchem Falle es sich in Wirklichkeit nur um Wertung der Folgen und nicht des Verhaltens selbst handle, nicht von Tradition und Einwirkung anderer gesprochen werden. Dass trotz dieser selbständigen Wurzel des Altruismus derselbe eine untergeordnete Rolle spiele, erkläre sich daraus, dass dem Egoismus das gegenwärtige thatsächliche Erleben über die reproducierten eigenen Erlebnisse der Sympathie und des Altruismus ein Übergewicht verleihe. Nur Gedankenlosigkeit, ja zum Princip erhobene Gedankenlosigkeit könne den Egoismus zum Moralprincipe machen.

In dem zweiten Vortrage, der über die sittlichen Grundmotive und das Böse handelt, wird nochmals das Handeln aus Motiven der Selbstachtung als weder altruistisch noch egoistisch dargestellt und gezeigt, dass diese als Persönlichkeitswertgefühle verschieden von den Sachwertgefühlen, die beim Egoismus und Altruismus in Betracht kommen, bezeichneten Motive die eigentlichen ethischen Grundmotive seien. An einer Reihe von Beispielen, die Motive der Selbstachtung bei der Blutrache, bei der Freude des Kindes an jenem Spiele, das ihm Bewusstsein der eigenen Kraft verschafft, u. a. sucht der Verf. nun zu zeigen, dass diese Persönlichkeitswertgefühle (Eigenwertgefühle) selbständige psychologische Thatsachen, nicht aus Egoismus ableitbar seien und eine selbständige Wurzel haben. Dabei streift er verkehrte Maximen der Erziehung, ferner das Streberthum. Auch eine psychologische Analyse der „Gefühle der Befriedigung“ und des Selbstwertgefühle neben dem Gefühle des Wertes von Objecten ergebe die Unmöglichkeit, die eine Art des Wertgefühls auf das andere zurückzuführen.

Diese Eigenwertgefühle machen eine Entwicklung durch bis zur Vorstellung der idealen Persönlichkeit, welche aus einer Steigerung der Züge meiner Persönlichkeit hervorgeht, die durch Lebensäußerungen anderer geweckt werden. Da demnach dieses Streben nach einem höheren Werte der Persönlichkeit ein Product socialer Entwicklung ist, so ist Isolierung ein Hindernis für dieses Streben. Daher die Phantome eigenen Wertes bei Reichthum, Orden, Titel, bei der Ehrung gegenüber wirklicher Ehre.

Neben dem Eigenwertgefühle werden als „sympathische Persönlichkeitswertgefühle“ jene bezeichnet, welche als modificierte Vervielfältigung der meinen die fremde Persönlichkeit zum Gegenstande haben. Wir schreiben nämlich den Bethätigungsweisen derselben den Wert zu, dessen Gefühl wir hätten, wenn diese Bethätigungsweisen in uns sich fänden. Neid, Hass, Schadenfreude zeigen den Einfluss dieser sympathischen Persönlichkeitsgefühle.

Da die Antheilnahme an fremder Lust und fremdem Leide nur entstehen kann, wenn unser sympathisches Persönlichkeitsgefühl es gestattet, dass wir mit der fremden Personlichkeit sympathisieren können, so bilden jene Gefühle die ethische Basis der eigentlichen ethischen Grundgefühle. Da der Wille nichts anderes ist als die Persönlichkeit, die sich in den Arten des Wollens kundgibt, so ist Gegenstand unserer sittlichen Beurtheilung und Verurtheilung das Verhältnis der Motive. Das Böse hat seinen Grund in der Schwäche von an sich guten Motiven, der Achtung des Räubers z. B. vor fremdem Besitz gegenüber dem Streben nach eigenem Besitz, so dass eigentlich das Nichtwollen, nicht das Wollen böse ist. Eine andere Quelle des Bösen ist der Irrthum infolge mangelhafter moralischer Überlegung. Eine solche Selbsttäuschung liegt z. B. bei der Schadenfreude vor. Das Positive im Menschen ist gut, Böses ist Negation Schwäche.

Im dritten Vortrage über „Handlung und Gesinnung" tritt Lipps gegen den Eudaemonismus und Utilitarismus auf. Davon ausgehend, dass sittliche Bewertung nicht die Handlungen, sondern nur die Gesinnungen treffen kann, zeigt der Verf., dass weder die Utilitätstheorie Recht hat, die von „Gut" nur in der Bedeutung „Gut schaffend" spricht, noch der Eudaemonismus, der „Gut" in dem Sinne fasst, dass daraus Glück folgt. Im folgenden wird der individuale Utilitarismus, bezw. Eudaemonismus, der den sittlichen Wert der Handlung nach dem Nutzen oder Glück, das die Handlung dem handelnden Individuum bringt, bemisst sowie der sociale Utilitarismus, bezw. Eudaemonismus einer eingehenden Kritik unterzogen. Es ergibt sich dem Verf., dass sein Standpunkt auch als eudaemonistischer, aber als ethisch-bedingter, individual-eudaemonistischer sich darstellt.

Die Handlung erhält nämlich ihren sittlichen Wert nach demselben dadurch, dass das Wertvolle in der Persönlichkeit, das Gute, Grund und Gegenstand des sittlichen Wollens ist. Das sittliche Wollen zielt darauf ab, dass die sittliche Persönlichkeit sich ausleben könne. Das könne es aber umsomehr, je mehr solches wertvoll Persönliche da ist; da aber Wertgefühl Lustgefühl ist, so ist wertvoll Persönliches beglückend. Auf die Mehrung dieses wertvollen Persönlichen ziele die sittlich wertvolle Handlung ab. Dieser ethisch bedingte individuale Eudaemonismus fordert also: „Verhalte dich so, dass du als sittliche Persönlichkeit nach Möglichkeit glücklich bist".

Zu den schwächsten unter den zehn Vorträgen gehört nach dem Dafürhalten des Ref. der vierte, welcher „Gehorsam und sittliche Freiheit" zum Gegenstand hat. Wie es beim Handeln überhaupt auf Gesinnung ankomme, so sei auch nicht Gehorchen überhaupt, sondern sittliches Gehorchen nothwendig. Blinder Gehorsam sei aber unsittlich. Der blinde Gehorsam des Hypnotisierten und des Kindes allerdings könne nicht zugerechnet werden, aber-

der Mangel der Motive, wie er sich in dem blinden Gehorsam des Erwachsenen und Wachen zeigt, sei sittlich verwerflich, was sich schon aus der obigen Bestimmung des Bösen ergebe. Für diese, wie Ref. meint, in dieser Allgemeinheit nicht ganz berechtigte Ansicht bringt nun der Verf. verschiedene Beispiele von Mitteln, die geistige oder sittliche Blindheit herbeizuführen. Gar zu allgemein scheint Ref. die Ansicht von dem blinden Gehorsam, da derselbe gewissermaßen doch auch wieder zu den Mitteln der Erziehung der Kinder zu starkem Willen gehört. Die Übung im Hemmen des Willens nämlich bei Kindern hat, wie Höfler Psych. S. 573 f. richtig bemerkt, Willensstärkung, das gegentheilige „den Willenlassen" Willensschwächung zur Folge. — Zu den oben erwähnten Mitteln, den blinden Gehorsam zu erzielen, rechnet der Verf. den Alkoholismus und Förderung desselben, verkehrte didaktische Methoden, welche Zweifel und Erkenntnisbestrebungen des Kindes unterdrücken und — man muss staunen, dies von so berufener Seite zu hören — „die sogenannte formale und humanistische Bildung", die in einem Athem mit den verderblichen Folgen des Alkoholismus als Beispiel angeführt wird.

Es ist Ref. leider versagt, im Einzelnen auf eine Kritik der nun folgenden Bekämpfung der humanistischen Bildung vonseiten des Verf. einzugehen. Aber soviel scheint Ref. außer Zweifel zu sein: Lipps trägt in dieser Ausführung dem Zuge der Zeit, der humanistischen Bildung entgegenzutreten, denn doch bei aller Wissenschaftlichkeit, den populären Intentionen der Vorträge entsprechend, in allzu nachgiebiger Weise Rechnung.

Neues findet sich in dieser Polemik gegen den Humanismus nicht; ganz ähnliche, logisch nicht gerechtfertigte Generalisierung, die sich darin gefällt, verkehrte Unterrichtsmethoden Einzelner, die jedoch immer weniger werden, und ihre Schäden als charakteristische Merkmale dieser Bildung hinzustellen, kann man oft in aus ganz unberufenen Federn stammenden Flugschriften lesen; ein Novum aber muss es genannt werden, den Unterricht in den classischen Sprachen als Mittel der geistigen und sittlichen Einschläferung darzustellen, wie es der Verf. thut. Als weitere Belege für denselben Gegenstand dienen dem Verf. gewisse auf vermeintlich religiösem Gebiete stattfindende Verirrungen und die Disciplin im Sinne einer Mechanisierung des menschlichen Wollens.

Dieser heteronomen Moral, die also auf Gehorsam gegen einen fremden Willen gegründet ist, setzt der Verf. das Princip der sittlichen Autonomie entgegen, das allein auf dem eigenen sittlichen Bewusstsein beruht. Von diesem letzteren Standpunkte aus bespricht der Verf. dann die Gesellschafts- und Standesmoral.

Der fünfte Vortrag behandelt die Frage: „Was ist sittlich richtig?" Da die sittlich richtige Handlung unter der Voraussetzung, dass unter Handlung gemeint sein kann das, was von mir gethan wird, so viel heißen kann als „das Gute thun ohne

sittliche Gesinnung", sittlich lobenswert aber nur die Handlung sein kann, wenn sie aus guter Gesinnung stammt, so präcisiert der Verf. die Frage dahin, dass er zwar nach dem sittlich richtigen Handeln fragt, aber zugleich auch nach den Bedingungen in der Persönlichkeit, aus welchen mit Nothwendigkeit dieses sittliche Handeln fließe. Um nun zu zeigen, dass nur ein Handeln oder vielmehr ein Willensentscheid, der aus objectiven Gründen hervorgeht, sittlich richtig sei, führt der Verf. eine Analogie zwischen Wahrheit der Verstandesurtheile und dem Sittlich Richtigen auf dem Gebiete des Wollens durch, welche dem Ref. manches Bedenkliche zu involvieren scheint. Zunächst bezeichnet der Verf. das wahre Urtheil als das stichhaltige, endgiltige, „hinsichtlich dessen keine Gefahr oder Möglichkeit besteht, dass irgend welche Thatsache der Erfahrung nicht nöthigen könnte, es wieder aufzugeben" [1]). Damit scheint Ref. einerseits nur eine synonyme Bezeichnung für „wahr" gegeben zu sein, andererseits, namentlich im letzten Theile, nur auf die Wirkung des wahren Urtheilens, nicht auf das Urtheilen selbst hingewiesen zu sein. Erst wenn mir ein Urtheil evident ist und einleuchtet, wie $2 \times 2 = 4$, ist es in dem Sinne wahr, dass keine Gefahr besteht, dass es durch eine Thatsache umgestoßen werden könnte. Ob es nun denselben Sinn haben kann, bei dem sittlich richtigen Willensentscheide von einem ähnlichen Standhalten gegenüber allen möglichen Erfahrungen zu sprechen, möchte Ref. bezweifeln, da ja hier Begehrungsthatsachen, dort Urtheile in Betracht kommen, und der dort hervorgehobenen Evidenz der Urtheile, aus der ihre Stichhaltigkeit folgt, auf dem Gebiete des Begehrens eine Quasievidenz entsprechen müsste, die jedenfalls aus der Darstellung des Verf.s nicht ersichtlich ist.

Wie das Verstandesurtheil richtig sei, wenn es so ist, wie es sein soll, so sei auch der Willensentscheid richtig, wenn er so sei, wie er sein soll. Hier scheint dem Ref. wiederum eine Unklarheit durch die Äquivocation des Wortes „sollen" hervorgerufen, welches in dem Falle des Verstandesurtheiles auf „eine logische Nothwendigkeit" zielt, während wohl von einer solchen beim „thun sollen" nicht wird gesprochen werden können. Nachdem der Verf. in Durchführung dieser Analogie zwischen Urtheilen und Wollen das objective Wollen als sittlich richtig erkennt, wie es das objective Urtheilen sei, führt er Fälle an, wo das Wollen bedingt sei durch meine jeweilige Verfassung, Disposition, Zuständlichkeit, also subjectiv bedingt, daher nicht sittlich richtig sei, weil diese subjectiven Bedingungen wandelbar seien, also nicht ein Wollen aus objectiven Gründen oder, was er dafür im Verlaufe der Darstellung einsetzt, nach objectiven Werten. Im letzten Theile des Vortrages wird zwischen Wünschen und Wollen, zwischen Neigung und Pflicht unterschieden.

[1]) S. 111.

In consequenter Anwendung des Satzes, dass nur der objectiv giltige Willensentscheid sittlich richtig ist, stellt Lipps in einem sechsten Vortrage drei oberste sittliche Normen auf. Die erste verlangt: „Verhalte Dich jederzeit innerlich so, dass Du hinsichtlich dieses Deines inneren Verhaltens Dir selbst treu bleiben kannst" Diese Norm fordert nicht etwa, dass man von seiner Überzeugung unter keiner Bedingung abgehen dürfe, sondern erklärt es vielmehr als unsittlich, die Überzeugung nicht zu ändern, wenn ihr Inhalt sich als unsittlich erweist. An der Untreue gegen sich selbst, wie sie sich in dem leichtsinnigen Aufgeben eines Urtheiles äußert, messen wir den Charakter, den wir als wertvoll erkennen. Durch Festhalten an den einmal gewonnenen Anschauungen um jeden Preis aber wird die Stärke zur Schwäche. Als weiteres Beispiel, das die obige Norm beleuchtet, führt der Verf. die Lüge an, welche als Untreue gegen die eigene Person, Aufgeben des eigenen Wesens in verschiedener Hinsicht dargestellt wird. Beide Fälle vermengen sich sozusagen in dem nicht gehaltenen Versprechen oder Vertrage. Dabei streift der Verf. die Heilighaltung des Ehrenwortes, des Eides. Zugleich aber werden immer gewisse Fälle hervorgehoben, die eine sittliche Verpflichtung involvieren, das Versprechen, den Vertrag, das Ehrenwort, den Eid zu brechen.

Die zweite oberste Sittenregel lautet: „Verhalte Dich wollend so, dass Du, wo immer die gleichen objectiven Gründe Deines Wollens gegeben sind, jederzeit das Gleiche wollen kannst und mit innerer Nothwendigkeit willst". In den Ausführungen über diese Norm findet der Verf. Gelegenheit, über sittliches Eigenthumsrecht, Herrschen und Dienen zu sprechen. Die dritte sittliche Norm endlich lautet: „Verhalte Dich in allgemein giltiger, d. h. in einer für das sittliche Bewusstsein aller giltigen Weise."

Der übrige Theil des Vortrages beschäftigt sich mit dem Begriffe des Gewissens, und zwar im Sinne eines actuellen Gewissens, das nicht angeboren, sondern, wie das actuelle Erkennen, durch Erfahrung erworben sei und im Sinne eines potentiellen Gewissens, eines Vermögens, einer Disposition. Nebenbei stehe „das Gewissen" als „absolutes Gewissen", als unerreichtes Ideal. Das erste sei sittliche Anlage, das zweite die unvollkommene Verwirklichung derselben, das dritte endlich die volle Verwirklichung, also des, was objectiver Wille sein soll.

Der siebente Vortrag hat die sittliche Ordnung der Zwecke zu seinem Gegenstande und zeigt, dass gewisse Zwecke anderen vorgehen, gewisse Werte anderen übergeordnet sind. So sind zunächst die unbedingten Werte den bedingten vorzuziehen. Persönlichkeitswert, das, was Kant „Würde" nennt oder gesteigert „Erhabenheit", ist unbedingt. Im Anschluss daran bespricht der Verf. den Sinn des wahren Patriotismus und des falschen Patriotismus. Weiter ist der umfassendere Zweck der höhere, und zwar umfassender in dem Sinne, dass er seinem äußeren Umfange nach

engere oder weitere Kreise, ja die ganze Menschheit betrifft, aber auch in dem Sinne, dass er in der Persönlichkeit tiefer greift, die ganze Persönlichkeit umfasst. So komme es bei der Befriedigung jedes Triebes zur Frage, in welchem Zusammenhange derselbe mit der ganzen Persönlichkeit stehe. Der Trieb des Geschmacksinns ist niedriger, denn er beschränkt sich nur auf einen Bezirk auf der Oberfläche der Persönlichkeit, was bei Gesicht und Gehör nicht der Fall ist. Daher auch das Bedürfnis, durch Etiquette, Trinksitten, ja religiöse Gebräuche die untergeordnete Bedeutung dieses sinnlichen Triebes wenigstens anzuerkennen.

Hier spricht der Verf. auch über die Formen der Schamhaftigkeit, welcher Theil des Vortrages durch seine zur Zeit seiner Entstehung wohl nicht beabsichtigte Beziehung zu dem Gegenstande der lex Heinze in Deutschland ein actuelles Interesse beansprucht. Kunstprüderie, Wesen und Wert des Kunstgenusses, Inhalt und Form des Kunstwerkes, Bevorzugung der Musik, der Betrieb der Kunst und Wissenschaft nur um ihrer selbst und der Freude an ihr willen, Gefahr der Vergeudung von Menschenkraft für minderwertige Leistungen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, Nothwendigkeit der Volksthümlichkeit der Kunst und Wissenschaft sind Gegenstände, welche im Zusammenhange mit der vorangehenden theoretischen Darlegung berührt werden. Auch führt die Erwägung, dass die Arbeit der Hände schon höheren Wert erhält, wenn sie abzielt auf die eigene Existenz und die Existenz anderer, besonders der Nächststehenden, eine Arbeit aber, die unmittelbar auf die Schaffung von Persönlichkeitswerten abzielt, noch viel höher stehe, dazu, dass der Beruf des Erziehers im weitesten Sinne, ob es nun der der Mütter, der Erzieher oder der der Regierenden sei, als der denkbar höchste Beruf zu gelten habe. Ferner müsse der Zweck vorgehen, der sich zu anderen wie Voraussetzung zur Folge verhalte. So sei das Leben und das menschliche Leben ein solcher Zweck, der anderen vorgehe. Daran schließt sich ein kurzer Excurs über die sociale Frage.

Die Zwecke können weiter höheren oder niederen Wert erhalten dadurch, dass sie Näherem oder Fernerliegendem gelten. Die Bethätigung wohlwollender Gesinnung gegen die Nächststehenden hat den Vorzug, weil die Nichtbethätigung derselben eben einen besonderen Mangel an wohlwollender Gesinnung involviere. Dankbarkeit, Freundschaft, Vaterlandsliebe, der Schutz des Vaterlandes durch Krieg finden hier Erwähnung.

Endlich bestehe ein Gegensatz der Zwecke in dem Gegensatze des Erreichbaren und des absolut oder relativ Unerreichbaren, ob dies nun durch die Lage der Umstände oder durch persönliche Anlage der Fall sei.

Wenn auch durch die Unvollkommenheit menschlichen Denkens Zweifel bei der Concurrenz verschiedener Zwecke entstehen können, so seien nicht die einzelnen Willensentscheide, sondern nur die

Gesinnung, die Gewissenhaftigkeit Gegenstand sittlicher Werturtheile.

Der achte Vortrag verbreitet sich über „Sociale Organismen“, besonders über die Familie und den Staat.

Von dem Begriffe eines absoluten sittlichen Organismus, wie er sich in dem Ideale eines Weltstaates, einer Weltkirche darstellen würde, ausgehend, fordert der Verf. als Voraussetzung dieser höchsten Einheit untergeordnete Einheiten, zu denen sich Individuen zusammenschließen müssen, wie sie eben Ehe, Familie und Staat aufweisen.

Die Ehe, die nun besprochen wird, ist ihm ein sinnlich-sittliches Geschlechtsverhältnis. Es müsse, ähnlich wie zum Nahrungstrieb ästhetische und intellectuelle Bedürfnisse, auch hier zum Sinnlichen Geistig-Sittliches hinzutreten. Darnach bestimmt er nun die Stellung der Frau und des Mannes in der Ehe. Zu dem sinnlich-sittlichen Trieb der geschlechtlichen Liebe kommt aber auch der Genuss der Ergänzung durch Sympathie, und zwar Sympathie mit etwas relativ anderem, als das Individuum in sich selbst findet. Auch hier ist die Sympathie wieder ein Erleben unserer selbst in einem anderen, aber in einem anderen, das mit unserem eigenen Gesammtwesen in Contrast steht, wodurch eben der Drang, ihn im Acte der Sympathie zu verwirklichen, ein besonders starker wird.

Diese Sympathie darf aber nicht bloß durch den unmittelbaren Eindruck hervorgerufen sein, sondern auf der Erkenntnis, wie es um das Innere eines Menschen wirklich bestellt sei, beruhen. Diese sinnlich-sittlichen Beziehungen der Ehegatten erheben dann den Anspruch der Ausschließlichkeit, so dass Monogamie geradezu gefordert ist.

Wenn auch die Ehe nach dem Gesagten nicht bloß Mittel zum Zwecke ist, so erhält sie doch volle sittliche Bedeutung durch die Sorge für Kinder. Aus der daraus einleuchtenden innigeren Zugehörigkeit der Frau zur Familie, des Mannes zum socialen Ganzen folge aber nicht die Ausschließung der Frau vom socialen Ganzen, dem sie auch angehöre. Hier findet der Verf. Gelegenheit, die Frauenfrage ganz im Sinne der Frauenbewegung zu beantworten, wenn er es auch zunächst in den verschiedenen Berufssphären auf einen Versuch ankommen lassen will. Zur Besprechung des Staates übergehend, unterscheidet der Verf. vom Rechte als allgemeiner und als Zwangsnorm, als welche es noch nicht einen sittlichen Inhalt involviere, das sittliche Wesen des Rechtes, und stellt die Frage: „Soll der Staat sittliche Zwecke verfolgen?“ Die Bejahung dieser Frage scheint in Widerspruch zu stehen mit der Forderung des Sittlichen nach Vollbringung aus freier Gesinnung, während der Staat mit Zwang an das Individuum trete. — Dieser scheinbare Widerspruch löst sich durch die Erwägung, dass der Zwang im Staate eben die Voraussetzungen zur Ermöglichung der

freien Bethätigung des Sittlichen schaffe. Die Ermöglichung des freien Betriebes der Kunst, Religion, der wissenschaftlichen Wahrheit, des freien Austausches der Überzeugungen gehöre hieher. Classen- und Privilegienrecht im Verhältnisse zu diesem sittlichen Rechte, historisches Recht und Macht, Gottesgnadenthum, Staatserhaltung und Revolution finden im Anschlusse dazu ihre Würdigung durch den Verf.

Einen innigeren Zusammenhang als die bisherigen weisen die noch übrigen zwei Vorträge auf, und zwar der neunte über „die Freiheit des Willens" und der zehnte über „Zurechnung, Verantwortlichkeit und Strafe". In dem ersten von beiden handelt es sich um das „Problem der Willensfreiheit". Wie das freie Wachsthum des Baumes das nur in der Beschaffenheit des Baumes Begründete, durch nichts von ihm Verschiedenes Behinderte ist, so ist auch das freie Wollen des Menschen nach der Ausführung des Verf.s dann frei, wenn es seine Ursache in der Natur des Menschen hat. Um dies bestimmter darlegen zu können, geht der Verf. in ähnlicher Weise wie Höfler in seiner „Psychologie" auf den verschiedenen Sinn ein, der sich mit dem Worte „Willensfreiheit" verbindet: „Freiheit des Willens" heißt einmal: „Mein Wollen ist frei in seiner Bethätigung" oder, wie Höfler es ausdrückt, „ich kann thun, was ich will", oder hat den Sinn: „ich bin frei in meinem Wollen" oder „ich kann thun, was ich will". Im ersten Falle ist das Handeln verursacht durch das Wollen oder durch die wollende Persönlichkeit, im zweiten Falle das Wollen durch die wollende Persönlichkeit. Es schließt sich schon jetzt eine Betrachtung der Zurechnungsfähigkeit und Verantwortlichkeit an, jedoch ohne diese beiden Begriffe vorläufig auseinanderzuhalten. Ganz richtig wird zum Unterschiede von dem Sinne, in welchem wir eine ausbrechende Krankheit „den Bodenverhältnissen" zurechnen, wo wir es nur mit einem intellectuellen Zurechnen zu thun haben, beim sittlichen Zurechnen einer Handlung mit dem intellectuellen Zurechnen, durch welches wir die Handlung als durch die Persönlichkeit verursacht beurtheilen, nothwendig ein emotionales Zurechnen in Verbindung gebracht, durch welches wir die Person nach der Handlung bewerten. Dieses sittliche Bewerten kann aber nur stattfinden, wenn ich aus der Handlung auf die Gesinnung schließen darf und wenn weiter die Handlung durch die Gesinnung verursacht ist oder wenn Willensfreiheit in dem obigen Sinne besteht, nämlich in der Bedeutung „Verursachtheit des Wollens durch meine Persönlichkeit".

Im folgenden identificiert der Verf. Willensfreiheit und Wahlfreiheit und zeigt auch den doppelten Sinn der „Wahlfreiheit" in gänzlicher Analogie mit der Willensfreiheit auf.

Was dagegen einzuwenden wäre, ergibt sich aus dem oft angezogenen Satze Zieglers[1]), nach welchem der geläuterte Charakter

[1]) Vgl. „Das Gefühl" S. 176.

„wahllos und willig" dem von ihm erkannten Guten zustrebt, woraus hervorgeht, dass nicht jedes Wollen ein Wählen ist, ja dass es[1]) sogar als „Ideal sittlicher Freiheit" erkannt werden kann, wenn jemand wahllos und willig dem von ihm als Gut erkannten zustrebt.

Wie eben unmittelbare Evidenz auf dem Gebiete des Intellectuellen das Vollkommenere ist, ohne der Überlegung zu bedürfen, so ist auch ein Wollen ohne Wahl das Vollkommenere, wenn freilich in vielen Fällen wie dort die Überlegung, so hier das Wählen unumgänglich ist.

Im übrigen Theile des Vortrages übt der Verf. von dem Standpunkte des Indeterminismus aus eine ziemlich eingehende Kritik und kennzeichnet zugleich seinen eigenen Standpunkt als den des Determinismus. Er kommt da auch auf den Begriff des Zufalls zu sprechen und nennt geradezu die indeterministische Willensfreiheit eine Zufallsfreiheit, deren Unhaltbarkeit er aufweist. Auch die Zurechnung und Verantwortlichkeit gehen bei der indeterministischen Auffassung verloren.

Der letzte der Vorträge macht es sich zur Aufgabe, zunächst zwischen Zurechnung und Verantwortlichkeit zu unterscheiden und im Anschlusse daran den Begriff der Strafe und Strafbarkeit festzustellen. Das Verhältnis dieser Begriffe stellt sich dem Verf. nach einer sehr eingehenden Erörterung, die hier im Detail zu verfolgen nicht möglich ist, folgendermaßen dar. Die Willensfreiheit wurde in dem Sinne bestimmt, dass die wollende und handelnde Persönlichkeit durch sich selbst bestimmt ist. In diesem Sinne handelt der Hypnotisierte nicht frei, wohl aber der mit schwerem Übel Bedrohte oder die Kindesmörderin. Mit dieser Freiheit steht im Zusammenhange die Zurechnung in dem Sinne, dass wir den Menschen als Ursache einer Handlung ansehen. Zu dieser Art des Zurechnens kommt als eigentlich sittliches Zurechnen jenes hinzu, welches die sittliche Persönlichkeit nach dem sittlichen Werte der Handlung bemisst, wie oben schon erwähnt ist. Mit Bezug auf die letztere Art der Zurechnung kann ganz gut mit aller Willensfreiheit doch eine verminderte Freiheit der Motive, vermöge dieser ihrer Kraft den Willensentscheid zu bestimmen, verbunden sein, welche letztere Freiheit natürlich eine andere Freiheit als die erste ist. So kann der mit einem Übel Bedrohten, der Kindsmörderin, bei ungetrübter Willensfreiheit doch wegen der verminderten anderen Freiheit der Motive die That minder zugerechnet werden.

Von ebendenselben Anschauungen über die verschiedenen Arten der Freiheit und dem Zusammenhange mit dem Begriffe der Zurechnung aus beurtheilt der Verf. Lombrosos Betrachtungen über den „geborenen Verbrecher".

Im folgenden wird, was bisher unterblieb, die Unterscheidung der „Zurechnung" und der „Verantwortlichkeit" erörtert. Das Be-

[1]) Vgl. Höfler, Psychologie, S. 512 u. 577.

wusstsein der Verantwortlichkeit ist nach dem Verf. gleichbedeutend **mit der** Heftigkeit unserer sittlichen Reaction gegen das sittlich **Minderwertige** oder das Böse. Das Thier machen wir gar nicht, **den geborenen** Verbrecher minder verantwortlich für das Böse, weil **wir innerlich** in beiden Fällen sittlich minder reagieren, weil wir **nichts** Besseres erwarten, mehr verantwortlich einen gebildeten, **der** Überlegung fähigen Menschen, von dem wir es nicht erwarteten. — Zu dem Begriffe der Strafe endlich und der Strafbarkeit übergehend, unterscheidet der Verf. nach einer Begriffsbestimmung der Strafe, deren Zweck er weder im Schutz der Gesellschaft, noch in der Abschreckung anderer, sondern lediglich in der sittlichen Einwirkung auf die Gesinnung des Gestraften sieht, im Begriffe der Strafbarkeit die Strafwürdigkeit, die im Dasein eines bösen Wollens besteht, und die Straffähigkeit, d. h. der Möglichkeit einer sittlichen Correctur überhaupt. Diese Begriffsbestimmungen sind es, auf welchen fußend der Verf., nachdem er noch die Einwände, die von „Sühnung, Heiligkeit der Strafe" usw. reden, zurückgewiesen hat, die Todesstrafe als „sittlich unberechtigt" und die Strafanstalten als „Brutstätten des Lasters anstatt Anstalten zur Erziehung des sittlichen Bewusstseins zu sein" zu erweisen sucht. Zum Schlusse seiner Ausführungen, die, wie sich wohl aus dem Referate ergeben hat, in zugleich umfassender und klarer Weise alle Gebiete der Ethik umfassen und nicht wenig Anregung durch klare Beleuchtung der Zeitfragen bieten, spricht der Verf. über Beziehungen zwischen sittlichem Bewusstsein und Religion.

Wien. Gustav Spengler.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Die deutsche Lectüre in der VIII. Classe.

Die Instructionen vom Jahre 1884 über die deutsche Lectüre am Gymnasium beginnen S. 79 mit dem Hinweise, dass diese hauptsächlich formalen Charakter habe. Gleich darauf ist von einer „Förderung des Formgefühles" die Rede, und es wird dann erklärt, durch die Betonung des formalen Charakters der Lectüre würden die ethischen Bildungszwecke des Gymnasiums nicht beeinträchtigt. Darnach müssten jene formalen Zwecke zu den ethischen Bildungszwecken in irgend einem Gegensatze stehen, was auch der Fall ist, wenn sich jene nur auf das Formelle, die Form der Dichtungen, erstrecken, was thatsächlich in jenen Instructionen immer wieder hervortritt und auch in der neuen Auflage von 1900 nicht gänzlich verschwunden ist, trotzdem hier der Satz an die Spitze gestellt ist (S. 191): „Die deutsche Lectüre verfolgt hauptsächlich den Zweck, auf Grund des nach Inhalt und Form Besten aus Prosa und Poesie die Geistes- und Gemüthskräfte der Jugend anzuregen, zu steigern und zu veredeln", mit welchem Satze die wirklichen „formalen Zwecke" der Lectüre umschrieben und erklärt sind.

Dem didaktischen Materialismus ist verfallen, wer sein Absehen nur richtet auf die Aneignung des Lehrstoffes und den eingelernten Stoff, gleichviel wie er gelernt ist, ohne weiters für geistige Kraft hält und in der Quantität des Bewältigten, dem Anhäufen des Materials seine Befriedigung findet. Ein solcher didaktischer Materialist ist ein Lehrer des Deutschen, ob er sein ausschließliches Augenmerk darauf richtet, dass alle Namen und Zahlen der Literaturgeschichte, alle Titel und Personen der Dichtungen eingeprägt werden, oder dass alle metrischen Gesetze und Bildungen, alle stilistischen Regeln und Formen und deren Benennung nach den feinsten Unterschieden und die Definitionen der Dichtungsgattungen, Arten und Unterarten gelernt werden. Der Unterricht kann also mit lauter Formen sich beschäftigen und doch einem krassen Materialismus verfallen sein. Formale Gesichtspunkte dagegen verfolgt der Unterricht, wenn er auf die Umformung, Umgestaltung,

Bildung des inneren Menschen abzielt, denn *forma* bezeichnet in der alten philosophischen Terminologie das Innere, das Wesen[1]). Der Unterricht in der Naturgeschichte verfolgt formale Zwecke, wenn er den Blick schärft, richtig sehen und urtheilen und schließen lehrt, dabei zugleich die Gewandtheit im sprachlichen Ausdruck fördert. Der Bildungswert dieses Unterrichtes beruht zum großen Theile darauf, aber nicht darauf allein, sondern die Naturgeschichte lehrt auch Kenntnisse, die an sich wertvoll sind. Die lateinische Grammatik besitzt eine formal bildende Kraft (wenn dies auch in neuester Zeit vielfach bestritten oder geleugnet wurde) und bewährt sie in richtig geleitetem Unterrichte immer wieder, aber nicht deswegen allein lernen unsere Schüler Latein, sondern auch, weil diese Sprache heute noch für die meisten gelehrten Berufe unentbehrlich ist. Wer bloß die formalen Bildungszwecke verfolgt, der verfällt dem didaktischen Formalismus, und das ist geradeso ein Fehler wie sein Gegentheil. Es muss die richtige Mitte eingehalten und die rechte Verbindung hergestellt werden, und diese besteht darin, dass der Unterricht dafür sorgt, dass ein Stoff angeeignet wird, der an sich Wert hat, und dass die bildenden Kräfte dieses Unterrichtsstoffes zur Geltung kommen; dass ein Wissen und Kennen, zugleich aber auch ein Können erzielt wird und dabei der Zusammenhang des einzelnen mit dem Ganzen gewahrt wird[2]).

Die deutsche Lectüre, richtig betrieben, verfolgt formale Zwecke: sie soll die Fähigkeit des sprachlichen Ausdruckes fördern, den Sinn für Schönheit der Form nähren oder den Geschmack bilden, die Denkthätigkeit üben in der Auffassung schwieriger Gedankeninhalte, die Theilnahme erregen und dadurch zur Bildung des Charakters beitragen, oder wie die Instructionen jetzt kurz sagen: „die Geistes- und Gemüthskräfte anregen, steigern und veredeln". Aber die deutsche Lectüre verfolgt nicht bloß formale Zwecke. Sie hat ja nach dem Lehrplan „historische Kenntnis des Bedeutendsten aus der deutschen Literatur" zu vermitteln, wie die Lectüre der lateinischen und griechischen Classiker Kenntnis der römischen und griechischen Literatur in ihren bedeutendsten Erscheinungen gewährt, „soweit es die dem Gegenstand zugemessene beschränkte Zeit zulässt" (Instruct. S. 3 u. 5). In anderer Weise als durch Lectüre lässt sich doch die Kenntnis des Bedeutendsten einer Literatur nicht gewinnen, und auf das Bedeutendste muss sich die Schule beschränken auch bei der deutschen Literatur, weil die Zeit fehlt, alles Bedeutende durchzunehmen. H i s t o r i s c h e Kenntnis dieses Bedeutendsten wird erreicht, wenn die einzelnen g e l e s e n e n und verstandenen Dichtungen und Prosawerke nach der Zeit ihrer Entstehung und nach der Persönlichkeit der Verfasser bestimmt, neben den anderen Werken derselben Dichter, derselben Zeit und vielleicht derselben Gattung gewürdigt werden. Es ist also ganz wohl möglich, dass dasselbe Werk auf einer

---

[1]) Vgl. J. Loos, Material und formal, die didaktischen Leitbegriffe der neuen Instructionen f. Gymnasien und Realschulen. Prag 1885.

[2]) S. O. Willmann, Didaktik II, §. 40.

früheren Stufe für sich und erst auf einer späteren in historischem Zusammenhang betrachtet wird, aber es ist ausgeschlossen, dass eine historische Kenntnis irgend welcher Literatur bloß durch Berichte über die Werke ohne eigene Lectüre gewonnen wird. Nur das ist möglich, dass ein oder mehrere Werke, die an sich wohl zu dem Bedeutendsten der Literatur gehören, in der Schule doch nicht gelesen werden. Gerade die formalen Zwecke der Lectüre können dagegen sein. Die Amores von Ovid und die Dichtungen der römischen Elegiker überhaupt gehören doch wohl zu dem Bedeutendsten der römischen Literatur, sie werden aber nicht zur Schullectüre verwendet, und ähnlich sind die Werke Wielands, auch der Oberon, zur Schullectüre nicht geeignet, auch nicht Wilhelm Meisters Lehrjahre u. a. Manche Werke wieder können deshalb von der Verwendung als Schullectüre ausgeschlossen sein, weil sie trotz der größten Vorzüge, Schülern unüberwindliche Schwierigkeiten für das Verständnis bieten, z. B. die größeren Werke Platos oder die des Aristoteles; in der deutschen Literatur die philosophischen Hauptwerke Schillers (Über naive und sentimentalische Dichtung) oder Goethes Faust.

Wir verlangen freilich auf keiner Stufe, dass das Verständnis „voll und ganz" erzielt werde. Wer das verlangen wollte, der müsste alle classischen Dichtungen ohne Ausnahme der obersten Stufe vorbehalten, ja er dürfte gar keine in die Schule bringen. Sie gleichen ja den Werken der Natur, die wir nie voll ergründen, wie Goethe gesagt hat: „Ein echtes Kunstwerk bleibt wie ein Naturwerk für unseren Verstand immer unendlich". Je tiefer die Forschung geht, je mehr Hilfsmittel die Naturwissenschaften anwenden, desto mehr Wunder, desto mehr Schönheiten enthüllen sich uns. So auch im Gebiete der Kunst. Welcher Fleiß und welcher Scharfsinn ist doch auf die Erforschung der Werke Homers in den letzten Jahrhunderten verwendet worden, und haben wir denn heute das Verständnis dieser Werke „voll und ganz" erreicht? Man vergegenwärtige sich nur die Reihe von Dacier und Wood zu Lessing und Herder, Fr. A. Wolf und Lachmann, bis zu Schliemann und seinen Nachfolgern: wer wird behaupten wollen, dass hier die Forschung zu Ende ist? Und doch ist und war Homer auch schon dem kindlichen Geiste so anziehend und verständlich! So ist es auch bei so vielen anderen Dichtungen. Das ist eben die Eigenart der classischen Werke, dass sie jedem Alter, jedem für Poesie empfänglichen Geiste etwas bieten und nie veralten. Wenn wir in reifem Alter die Dichtungen Schillers wieder in die Hand nehmen, so muthen sie uns ganz anders an als in der Schulzeit, wo wir doch auch glaubten, sie zu verstehen, und sogar innerhalb der Schulzeit ist ein sehr großer Unterschied. Auch der Tertianer versteht das Gedicht „Der Graf von Habsburg", aber ganz anders betrachtet es schon der Septimaner, der unterdessen so vielerlei (darunter Homer) kennen gelernt hat; deswegen braucht man aber dieses Gedicht nicht erst dieser Stufe vorzubehalten.

Um zum tieferen Verständnis der Kunstwerke zu gelangen, ist eine fortgesetzte Betrachtung verschiedener Werke nothwendig. Ist der Blick geübt, so entdeckt und begreift er manches, was der ungeübte

nicht sieht und versteht. Die Freude an dem schönen Kunstwerk, der Eindruck auf das Gemüth muss deshalb beim erfahrenen Kunstkenner gar nicht größer sein als beim ungeübten Laien. Es ist ein wichtiger Gesichtspunkt für die planmäßige Behandlung der Kunstwerke in der Schule, dass die Empfänglichkeit für das Schöne nicht abgestumpft werde, nicht ein Widerwille entstehe gegen „das doch unverständliche Zeug“ und nicht Blasiertheit, die auf der Meinung beruht, alles „schon gehabt“ zu haben und damit nun fertig zu sein. Wie der kleine Schüler ahnt, dass ihm mehr zu erfahren bevorstebt, und so das Interesse gespannt ist, so soll auch der Schüler, der die Schule verlässt, noch das Gefühl haben, dass er die großen Kunstwerke, die er in der Schule zuerst betrachtet hat, im Leben voller wird würdiger lernen. Um nicht die Meinung aufkommen zu lassen, dass schon alles in der Schule abschließend abgethan wurde, wird es gar nichts schaden, wenn hie und da den Schülern gesagt wird: das werdet ihr erst später würdigen können, oder wenn dieses oder jenes Werk genannt, aber nicht weiter besprochen wird mit der ausdrücklichen oder stillschweigenden Begründung: das erfordert zum Verständnis längeres Verweilen und tieferes Studium, als der Schule möglich ist, oder das ist noch schwer. Dass mit der Lectüre in der Schule das höchste Verständnis noch nicht erreicht ist, kann den Schülern auch gerade dadurch zum Bewusstsein gebracht werden, dass auf den obersten Stufen früher Gelesenes von neuen Seiten beleuchtet wird gerade zum Zwecke des historischen Verständnisses, wie bei den Balladen Schillers und Goethes, oder bei „Hermann und Dorothea“; bei letzterem Werke namentlich ist hinreichend Gelegenheit, auch auf der obersten Stufe noch auf verschiedene Seiten der Betrachtung hinzudeuten, die doch über die Schule und die Fassungskraft der Schüler hinausreichen. Nur wenn eine solche Vertheilung eintritt, dass alles, was für sich betrachtet der empfänglichen Aufnahme durch Schüler auf niederer Stufe sicher ist, dieser auch zugewiesen wird, ist es möglich, auf der obersten Stufe ein historisches Verständnis des Wichtigsten der classischen Literatur zu gewinnen, sonst lässt die Überfülle des Stoffes ein genaueres Einblicken und Verstehen nicht zu.

Nur classische Werke umfasst dieses Wichtigste der Literatur, das in der Schule gelesen wird; nur dieses ist „Lehrgut“, nicht die neueste Literatur, mag immer in jeder Gegenwart das Bestreben vorwiegend darauf gerichtet sein, die „neueste“ Literatur kennen zu lernen. Schon der alte Homer hat dies empfunden (*τὴν γὰρ ἀοιδὴν μᾶλλον ἐπικλείουσ' ἄνθρωποι, ἥ τις ἀκουόντεσσι νεωτάτη ἀμφιπέληται.* Od. α, 351 fg.) und der „letzte der Homeriden“ lädt seine Freunde ein: Höret das neueste Gedicht! Es spiegeln sich ja in jeder Literatur die Interessen und Strebungen der Zeit wieder, der sie entsprungen ist, was ist natürlicher, als dass die Gebildeten zu dieser Literatur sich wenden, namentlich wenn sie thätig an diesen Bestrebungen der Zeit sich zu betheiligen beginnen? Das ist aber kein Grund, diese Literatur in die Schule zu ziehen. Sie bleibe Sache des freien Bildungserwerbes, der gebildeten

Unterhaltung und Erholung, sie bleibe „Bildungsgenuss“ [1]). Wenn man jetzt in der Schule die Geschichte bis zur Gegenwart verfolgt im Gegensatze zu früher, wo man mit dem Wiener Congress abschloss, so ist das richtig; der Schluss, ebenso müsse man die Literaturgeschichte bis in die Gegenwart verfolgen, ist aber nicht richtig. Die Verschiedenheit der Gegenstände ist größer als die Ähnlichkeit. Denn wenn die Geschichte mit dem Wiener Congress abgeschlossen wurde, so fehlte fast das ganze XIX. Jahrhundert zum Verständnis unserer Zeit, die Geschichte soll aber lehren, die Gegenwart aus der Vergangenheit zu verstehen. Schon die politischen Veränderungen während des letzten Jahrhunderts erfordern dringend, dass die wichtigsten Ereignisse bis heran zur Gegenwart in der Schule dargelegt werden (s. Instruct. S. 166). Diese Ereignisse sind auch ebensogut historisch wie die der Römerzeit, nur stehen wir ihnen weniger kühl, weniger objectiv gegenüber, und deshalb wird die Behandlung schwieriger. Selbst die Worte müssen hier sorgfältig abgewogen werden, aber welche Ereignisse entscheidend waren für die Herbeiführung der heutigen Verhältnisse und die Gestaltung der Landkarte, das liegt doch zu Tage. Die Beurtheilung dieser Ereignisse mag vielfach schwankend sein, das gilt aber für gar manche der früheren Perioden der Geschichte auch. Die Schule hat auch keine Institution, die etwa leer gelassene Stelle bis zur Gegenwart auszufüllen. Betrachten wir dem gegenüber die Literatur des XIX. Jahrhunderts, so ist gewiss auch von dieser so manches, was seit Goethes Tod entstanden ist, im dem Sinne historisch geworden, dass feststeht, was bleibenden Wert hat, aber bis zur Gegenwart gelangen wir doch nicht; denn in der neuesten Literatur steht dieses Urtheil nicht fest. Dann ist der deutsche Unterricht fortgesetzt auf Ergänzung durch die Privatlectüre angewiesen, und Hauptwerke der neueren und neuesten Literatur werden durch die Schülerbibliothek den Schülern zugänglich oder sollen wenigstens auf diese Weise zugänglich sein, womit aber freilich noch nicht die Forderung ausgesprochen sein soll, dass jeder Schüler diese Werke auch lesen müsse; denn das würde zu der Forderung führen, dass jeder Schüler auch von der neuesten Literatur alles schon auf der Schule „gehabt“ haben müsse. Er wird vieles oder manches als Student mit umso größerem Verständnis, also umso größerem Genuss lesen, als wenn er sie in der Schule gelesen hätte. Wenn die formalen Zwecke der Schullectüre erreicht wurden, so wird er auch im Stande sein, das Echte von dem Unechten, das Edle von dem Verderblichen zu unterscheiden, und letzterem ist dann seine Schädlichkeit für ihn zum guten Theil oder ganz benommen. Die Schule hat auch kaum ein anderes Mittel, gegen solche Schäden zu bewahren. Das schlechteste Mittel dagegen wäre sicherlich, die Schüler auf die schlechten Bücher aufmerksam zu machen oder Werturtheile über die Dichter und Dichtungen der Gegenwart abzugeben.

Welcher Art könnten denn auch solche Urtheile sein? Wie jeder Gebildete hat doch wohl auch der Gymnasiallehrer das Recht, seine

[1]) O. Willmann, Didaktik II, 111 ff.

Lieblinge unter den neueren Dichtern zu haben — NB jenen, die er gelesen hat; alles kann er ja nicht lesen — und natürlich dann auch solche, die er verabscheut. Wie denn, wenn er seinen Schülern diese seine subjectiven Ansichten vorträgt? Unter gebildeten Erwachsenen mag er seine Meinung aussprechen, die haben das gleiche Recht wie er zu urtheilen, sei es zustimmend oder ablehnend; auch in Fach- oder anderen Blättern mag er die Kritik öffentlich handhaben, man kann ihm hier, wenn er irrt, entgegentreten: aber wenn er vor unreifen Schülern die neuesten Werke der Dichtkunst lobpreist oder herunterkanzelt, so ist das sicher etwas, was weder eine vernünftige Pädagogik billigen noch auch die „neuesten" Dichter und deren Freunde wünschen können[1]). Freilich taugt es auch nichts, wenn der Lehrer über classische Werke, die die Schüler nicht gelesen haben, kritische Urtheile vorträgt und einlernen lässt, aber am deutlichsten, denke ich, ist doch, dass die „Geschichte der neuesten Literatur" nicht in die Schule gehört.

Wird die Geschichte der classischen Literatur in der Schule „vorgetragen", so ist der Strom doch nicht so uferlos breit, und das Urtheil über die einzelnen Werke steht meist fest. Trotzdem ist auch hier die Didaktik übereinstimmend der Meinung, dass ein solcher Unterricht nicht nur wertlos für die Bildung, sondern sogar schädlich sei. Wer seine Kenntnis der Literatur nur aus Berichten über diese schöpft und nicht aus den Werken selbst, der kann mit Worten und Redensarten prahlen und gebildet scheinen, aber es bleibt doch beim Schein. Es ist freilich nicht zu verkennen, dass der Zug der Zeit nach dem Schein bei der Scheu vor der Anstrengung diese Richtung begünstigt[2]); die Schule hat aber die Pflicht, dieser Neigung entgegenzutreten und eine solide Grundlage der Bildung auch nach dieser Seite zu errichten.

Wenn Proben zur dogmatisch vorgetragenen Literaturgeschichte hinzutreten, so sind diese Proben sicher besser als nichts, aber zu mehr als Halbbildung führt auch dieser Weg nicht. Gehen die Proben voran und schließt sich das allgemeine Urtheil erst diesen an, so ist wenigstens der Lehrgang richtig, vom Besonderen zum Allgemeinen, vom Concreten zum Abstracten. Man entwickelt ja auch eine Regel aus einem gut gewählten Beispiel; man entwickelt ein Gesetz auf Grund eines Experiments, man stellt die Eigenschaften eines Minerals fest auf Grund eines Stückes von diesem Mineral, das vorgezeigt und untersucht wird. Aber steckt denn auch in der „charakteristischen" Probe das Urtheil über die ganze Dichtung und den Dichter, wie die Regel im Beispiel? Gleicht denn bei solchem Vorgang nicht der Lehrer weniger dem Mineralogen, der ein Stück des Gesteins vorzeigt, als vielmehr jenem thörichten Mann, der sein schönes Haus verkaufen wollte und als „Probe" ein Stück von dem Material,

[1]) Diese Frage ist öfter erörtert worden; vgl. Gloel, Zeitschrift für den deutschen Unterricht 11, 1 ff.; R. Lehmann, Der deutsche Unterricht S. 328 ff.; Oskar Jäger, Lehrkunst und Lehrhandwerk S. 361 ff.; Albrecht, Lehrproben u. Lehrgänge 62, 62 ff.

[2]) Vgl. Wendt in Baumeisters Handbuch III, S. 87.

aus dem das Haus gebaut war, auf den Markt brachte? Das einzelne Stück des Literaturwerkes ist doch ein Theil des Ganzen, und der Theil kann erst beurtheilt werden aus dem Ganzen; aus dem Theil allein ist kein Schluss auf die Schönheit und Zweckmäßigkeit des Ganzen erlaubt. Willmann vergleicht die großen classischen Literaturwerke sogar mit organischen Wesen. Mag die Betrachtung auch sich den einzelnen Theilen zuwenden, mag sie sorgfältig der Gliederung dieses Organismus folgen, immer müssen die Glieder aufgefasst werden als Theile zum Ganzen. Es verbietet die Achtung vor den Werken und vor ihren Urhebern ein Hinstreuen einzelner Glieder, und es verbieten die „formalen Absichten" der Lectüre einen solchen Vorgang, denn er zerstört im Schüler die Achtung vor den großen Geisteswerken und gewöhnt, nur halb und halb zu lesen oder nur ein kleines Stück und dann doch über das ganze Unbekannte zu urtheilen. So machen es ja wohl einzelne Recensenten, die nur nach dem Titel oder höchstens der Vorrede ein Buch beurtheilen, aber dergleichen zu erziehen, widerspricht allen Erziehungszwecken.

Die didaktische Theorie ist auch über diese Frage einig, nur die Praxis vermag hier so schwer und so langsam sich von den altgewohnten Bahnen frei zu machen. Nach den Weisungen im Organisationsentwurf S. 143 ist den Schülern der obersten Classen der Gymnasien eine Chrestomathie in die Hand zu geben, in welcher das Bedeutendste aus der neueren poetischen und prosaischen Literatur durch charakteristische Auswahl vertreten ist; diese Auswahl soll gelesen werden, und an diesen Stamm der Lectüre hat der Lehrer dasjenige anzuschließen, wodurch sich über die durch Auszüge in der Chrestomathie vertretenen Männer ein möglichst vollständiges Bild in der Seele der Schüler gestaltet, und daran hat er kurze Übersichten zu fügen über die minder bedeutenden in der Chrestomathie durch keine Proben vertretenen Erscheinungen. Immer soll nur „das Bedeutendste" herausgehoben und alles in eine solche Beziehung zur Lectüre der Schüler gestellt werden, „dass diese und in ihr die eigene Thätigkeit der Schüler, nicht der Vortrag des Lehrers den wesentlichen Theil des Unterrichts ausmacht". Nun hat der Verfasser dieser Instruction selbst diese gewünschte Chrestomathie verfasst, und man schlage das Lesebuch von Mozart auf, etwa den 2. Band für Obergymnasien. Da finden sich (mir liegt die 5. Auflage von 1860 vor) von „charakteristischen Proben" bei Gottsched eine „Ode auf das berühmte Kaiser Karls-Bad", ein Stück aus der kritischen Dichtkunst, dann mehrere Proben von den Briefen der Frau Luise Adelgunde Victoria Gottschedin; von Bodmer eine Übersicht über den Inhalt der Noachide, zwei Stücke aus den kritischen Briefen, ein Stück aus der Schrift Lessingsche unäsopische Fabeln; nicht bloß Gleim ist mit einer Probe bedacht, sondern auch Göckingk, Uz, Götz, Ramler, die Karschin, Christ. Fel. Weiße, Joh. G. Jakobi, Salomon Gessner, Lichtwer, Willamov, Kreuz, Liscov, Gerstenberg usw. Von all diesen sollte der Lehrer auf Grund dieser „charakteristischen Proben" ein „möglichst vollständiges Bild in der Seele der Schüler gestalten", ja er sollte doch darüber hinaus auch noch die nicht durch Proben vertretenen Männer charakterisieren, und

das Lesebuch enthält zu diesem Behufe nicht weniger als 110 eng bedruckte Seiten Literaturgeschichte, die bis zur neuesten Zeit reicht, alles für zwei Schuljahre bei wöchentlich 3 Stunden[1])!

Da war das Lesebuchwerk von Egger eine wahrhaft befreiende That, namentlich in seinem 2. Bande und namentlich dadurch, dass dieser (entgegen den Absichten seines Verfassers) für zwei Jahre, ja darüber hinaus die Grundlage der Lectüre bot, wobei sich immer mehr ganze Werke in den allmählich auftauchenden und bald sich häufenden Schulausgaben anschlossen. Freilich enthielt auch dieses Werk noch eine Überfülle von Namen und viele Proben von Dichtungen und Prosawerken, die unsere heutigen Lesebücher mit Recht übergangen haben. Aber auch sie enthalten selbst in den mittleren Bänden (für die VI. u. VII. Classe) noch zu viele „charakteristische Proben" (z. B. aus Herders Werken, aber nicht hier allein) und das Lesebuch für die VIII. Classe, das enthält ausschließlich „Literaturgeschichte mit Proben".

Dass dies der Standpunkt ist, lehrt schon das Vorwort zur 2. Auflage des Lesebuches von Kummer und Stejskal, indem es auf die „Proben aus der Hamburg'schen Dramaturgie" hinweist, während in dem Min.-Erlasse vom 14. Juni 1890 Z. 370 eine „Auswahl" verlangt war. Ich denke, das Lesebuch könnte eine solche „Auswahl" dem Lehrer überlassen, oder allenfalls mag sie in einem eigenen Bändchen unter den Schulausgaben erscheinen wie der „Laokoon", von dem man ja auch die Auswahl dem Lehrer erspart, indem man nur eine solche dem Schüler in die Hand gibt, damit ja keiner verleitet werde, auch die ausgelassenen Stücke zu lesen (so in der Freytag'schen Sammlung). Verschwindet die Auswahl (oder die „Proben") aus der Hamburgischen Dramaturgie aus dem Lesebuch, so wird auch der Lehrer nicht verleitet, diese an ungünstiger Stelle, nämlich zu Beginn des Schuljahres zu lesen, statt am Ende. Letzteres scheint schon in der Absicht des citierten Min.-Erl. gelegen, und es scheint mir das allein Richtige, erst nach der Bekanntschaft mit einer Reihe von Dramen, wie sie während der VIII. Classe gelesen werden, darunter eines Dramas von Sophokles in griechischer Sprache, und erst nach dem „Laokoon" zur Dramaturgie zu greifen. Wird die Zeit knapp, so sind wohl auch die übrigen Stücke wichtiger als diese, und auf alle Fälle wird nicht die Betrachtung der Werke Schillers und Goethes, die in der VII. Classe begonnen wurde und in der VIII. fortgeführt wird, durch die doch längere Zeit in Anspruch nehmende Dramaturgie unterbrochen. Dass eine Auswahl getroffen wird, ist natürlich nicht im Widerspruch zu den oben entwickelten Grundsätzen, da ja die Dramaturgie kein einheitliches geschlossenes Ganze ist.

[1]) Es ist wohl nicht überflüssig auf Laas zu verweisen, der entgegen seiner Theorie auch den vollen Sack ausschüttet, wenn er daran geht, specielle Vorschläge zu machen, was von der Literatur in der Schule durchzunehmen ist, und man lese nur, was er über sein eigenes Vorgehen in der Schule berichtet.



Ein solches einheitliches Ganze ist aber schon A. W. Schlegels Recension von Goethes „Hermann und Dorothea". Es ist dankenswert, dass das Lesebuch — ich habe im folgenden immer das von Kummer und Stejskal im Auge — diese herangezogen hat, aber leider bietet es nur ein Bruchstück, wenn auch ein umfangreiches. Warum nicht das Ganze? Warum sind die auf Homer bezüglichen Abschnitte ausgelassen, die doch in dem abgedruckten Stück als bekannt vorausgesetzt werden? Ich würde für das, was die Recension, vollständig abgedruckt, mehr an Raum braucht, gern alles übrige missen, was von den Brüdern Schlegel und Tieck sonst noch im Lesebuch enthalten ist. „Das Sonett" von A. W. Schlegel gehört in die IV. Classe, am besten in die Grammatik, wo der Bau des Sonettes erklärt wird, wo es in der Grammatik von Kummer wirklich zu finden ist. Will man den „Arion" in der Schule lesen, so gehe man ihn in das Lesebuch der II. Classe. Alle die anderen Gedichte sind Proben dichterischer Unfähigkeit; dergleichen zu lesen ist die Zeit der Schule zu kostbar, oder sie sind geeignet, diese Männer vor den Schülern lächerlich erscheinen zu lassen, wie Schlegels Sonett an sich selbst, — dergleichen passt nicht in die Schule. Und die Prosa? Das Stück von Fr. Schlegel „Die römische Poesie im Zeitalter des Augustus" (um nur dieses herauszuheben) lässt Horaz als Lyriker in schlechtem Lichte erscheinen; die Aeneide kann darnach nicht als ein vollkommenes Dichtwerk gelten; die Satire, wie sie Horaz pflegte, ist doch nur ein Surrogat für ein nicht vorhandenes Lustspiel, und die Satire, wie sie Juvenal pflegte, „mag moralisch achtungswert sein, aber poetisch ist sie nicht". Ist es wirklich nothwendig, durch die Lectüre solcher „Proben" im deutschen Lesebuch die zu hohe Begeisterung unserer Schüler für die römische Literatur herabzustimmen? Oder was soll denn der Lehrer mit einem solchen Stücke machen?

Leider sind auch andere „Proben" aus Prosastücken unglücklich gewählt; die bei den Brüdern Grimm nach dem Gesichtspunkte, etwas von den „Brüdern" (2 Seiten über das Wesen der Sage, 1818), etwas von Jakob (3 Seiten, 1808), etwas von Wilhelm (4 Seiten, 1819) zu bieten. Wie viel besser wäre dafür ein umfangreicheres Lesestück aus der späteren Zeit, in der namentlich Jakob eine Reihe inhaltlich und formell bedeutender „kleinerer" Aufsätze geschrieben hat, die für Schüler dieser Stufe gar nicht zu hoch liegen! Jenes Bruchstück von 1808 kann keine Ahnung geben auch nur von der wunderbaren Sprache Jakob Grimms; Sprachproben sind ja immer noch leichter zu geben als Literaturproben. Auch das Bruchstück aus „Ludwig der Bayer" und die 3 Seiten Prosa von Uhland könnten leicht im Lesebuch fehlen, ohne vermisst zu werden.

Bei der Auswahl lyrischer und kleinerer lyrisch-epischer oder epischer Dichtungen ist besonders die bei H. v. Kleist auffallend. Abgedruckt ist da das Gedicht „Franz der Erste, Kaiser von Österreich", der gepriesen wird, dass er den Kampf gegen Napoleon aufgenommen hat, aber das sonderbare „Preislied" endet mit dem Trost: wenn du nicht siegst, so wird ein anderer den Lorbeer gewinnen! Ähnlich matt ist die Zuversicht in dem zweiten der abgedruckten Gedichte: „An den

Erzherzog Karl. Als der Krieg im März 1809 auszubrechen zögerte"; der Dichter ruft ihm zu, den Sieg verlange ja niemand von ihm, wenn nur überhaupt gekämpft wird! Nun kam die Schlacht bei Aspern, und nun richtet der Dichter ein Gedicht an den Sieger, (es ist eines der wenigen gelungenen lyrischen Gedichte Kleists, zugleich höchst charakteristisch für den großen Dichter), in dem sich der überwältigende Eindruck dieses Sieges in so großartiger Weise wiederspiegelt, wie kaum sonst („Hättest du Turenne besiegt"), und dieses Gedicht ist nicht ins Lesebuch aufgenommen, auch in der 3. Auflage nicht!

Daran schließen sich die Dichter der Freiheitskriege: ein Lied von Körner, ein Sonett von Körner, ein Lied von Arndt — sonst nichts; denn die drei geharnischten Sonette, die das Lesebuch noch enthält, sind an ganz anderer Stelle eingereiht. Die Schüler haben freilich schon manches von dieser Lyrik gelesen — ja, warum nicht auch diese Stücke? Sind sie schwerer als die früher gelesenen? — Nein, aber es muss doch auch hier eine „Probe" stehen. Nothwendig scheint mir, dass an dieser Stelle die Lyrik der Freiheitskriege besprochen wird, dass sie vergleichend der Lyrik Klopstocks, Schillers, Goethes gegenübergestellt werde. Damit das möglich ist, muss einmal eine größere Auswahl dieser Lieder hinter einander gelesen werden (lieber mehr noch, als Egger an dieser Stelle geboten hat), damit ein starker unverwischbarer Eindruck von dieser Lyrik bleibt, was bei diesen Dichtungen sogar leicht erreichbar ist. Diese Auswahl kann ganz wohl in einer mittleren Classe gelesen werden und in der VIII. Classe wird darauf zurückgegriffen. Gegenwärtig werden in den verschiedenen Classen ein paar dieser Lieder gelesen, das verhindert das Zustandekommen einer kräftigen Wirkung. Ein Zuviel hinter einander schadet natürlich auch hier!

Was von Gedichten Uhlands, Justinus Kerners, Gustav Schwabs das Lesebuch der VIII. Classe bietet, könnte fast ausnahmslos in der IV. und V. Classe gelesen werden, höchstens das kleine Gedicht: „Die schwäbische Dichterschule" verdient an dieser Stelle, wo diese Dichter im Anschluss an die Romantiker genannt werden müssen, auch gelesen zu werden; alle die anderen vielen Gedichte namentlich von Uhland, die von der ersten Classe an gelesen und gelernt wurden, müssen hier in Erinnerung gebracht, womöglich nach Inhalt und Form gruppiert, den Balladen Schillers und Goethes (vielleicht in einer Redeübung) gegenübergestellt werden; in der Schule braucht jetzt keines zur „Probe" gelesen zu werden — man braucht die Zeit hier dringend zu anderem.

Denselben Grundsatz und denselben Vorgang würde ich natürlich auch bei Chamisso und Rückert anwenden und bei den österreichischen Dichtern. Eine reichere Auswahl von letzteren ist im Lesebuch sehr erwünscht, aber diese werde auf die unteren Classen vertheilt, soweit es möglich ist; nur die schwierigeren Gedichte (namentlich Gedankenlyrik) mögen hier ergänzend an das früher Gelesene angefügt werden. Es ist ja gerade diese Gattung der Lyrik ein Glanzpunkt der österreichischen Literatur des XIX. Jahrhunderts. Was macht der Lehrer in der VIII. Classe mit den Romanzen vom letzten Ritter? Eine Erklärung bedürfen

sie nicht, zum bloßen Lesen ist die Zeit zu kostbar. Möge eine größere Reihe dieser Romanzen in der IV. Classe gelesen werden, dann kann der Lehrer in der VIII. darauf zurückkommen und hier andere charakteristische Dichtungen von A. Grün lesen. Vor allem vermisse ich im Lesebuch den Prolog zur Enthüllung des Schillerdenkmals, der den Schiller'schen Satz aus „Anmuth und Würde" (gegen Schluss), die schöne Seele kenne kein süßeres Glück, als das Heilige in sich außer sich nachgeahmt oder verwirklicht zu sehen, zum Thema hat. Neben dem Prolog von Grillparzer (Mozarts Standbild) und Lenau (Erzherzog Karl) gibt es gute Gelegenheit, diese drei Dichter auf bestimmten Gebieten in ihrer besonderen Art zu erkennen [1]). Das meiste, was von A. Grün im Lesebuch steht, scheint mir wenig charakteristisch. Das dichterische Hauptwerk Grüns, Schutt, ist auch in der Schule nicht zu übergehen, sobald man irgendwie eingehender den Dichter besprechen soll; das Lesebuch müsste eine Auswahl aus diesen Gedichten bieten, einiges könnte allenfalls vom Lehrer vorgelesen werden, der den verbindenden Text und die Übersicht über den Gedankengang und Zusammenhang gibt (etwa im Anschluss an A. Zeehe, Progr. Laibach 1881).

Die Bruchstücke aus „König Ottokars Glück und Ende" und dem „armen Spielmann" gehören nicht ins Lesebuch als Bruchstücke, zumal diese beiden Dichtungen jeder Schüler ganz lesen soll. Dafür könnten einige besonders wertvolle Dichtungen jüngerer österreichischer Dichter einen Platz finden. Der Lehrplan schreibt ja einen „Überblick über die Entwicklung der deutschen Literatur in Österreich im XIX. Jahrhundert" vor. Bei diesem Überblick müssen alle Dichter genannt werden, von denen in früheren Jahren Dichtungen gelesen und gelernt wurden, also auch J. N. Vogl und P. Rosegger, und ich meine, es wird an dieser Stelle nichts schaden und nicht als Verleugnung der oben dargelegten Grundsätze aufgefasst werden können, wenn ein paar Namen mehr von österreichischen Dichtern des XIX. Jahrhunderts genannt werden. Sogar eine kleine Auswahl von Dialektdichtungen scheint mir hier durchaus am Platze, wenn auch nicht gerade nothwendig.

Denn die Zeit reicht gerade nur für „das Wichtigste". Wenn auch nach unseren Vorschlägen so manches aus dem Lesebuch entfallen könnte und dieses nicht unerheblich schwächer würde, so bleibt ja außerhalb des Lesebuches noch die Lectüre von wenigstens 2 Dramen von Schiller, je eines Dramas von Shakespeare und Grillparzer, Lessings „Laokoon", und es sollte etwas Zeit bleiben für die Prosa der neueren Zeit. Das Lesebuch würde ich sogar gern noch weiter verdünnt sehen, denn die Gedichte Schillers und die Gedichte Goethes würde ich den Schülern lieber vereint in je einem Bändchen in die Hand geben, und die großen

[1]) Bei diesem Gedichte von Lenau schleppt sich ein Druckfehler in den Lesebüchern fort; V. 53 muss es heißen: der Reiterchoc (oder Reiterschok) statt Reiterchor. Und bei der Gelegenheit mag noch ein anderer Druckfehler berichtigt werden, der in allen Auflagen steht: Goethe sagt im „Sonett": „Ich schneide sonst so gern aus ganzem Holze" (nicht: altem Holze).

literarhistorischen Lesestücke würde ich vereinfachen auf den eigentlichen Lernstoff; denn ich denke, was in den Instructionen S. 49 bezüglich der „Einleitung in die Lectüre" gesagt ist, dass die eindringliche Form des freien Vortrages am besten ist, das gilt auch für den deutschen Unterricht.

Ich unterlasse die weitere Ausführung dieser beiden Punkte. Ich habe vielleicht schon zu viel Änderungen des Lesebuches verlangt, aber ich habe es verlangt, weil ich es im Interesse des Unterrichtes gelegen erachte. Nach den neuen Instructionen dürfte ja doch eine Umgestaltung der Lesebücher erfolgen, und da braucht neben dem der V. Classe kein Band dringender eine Umgestaltung als der für die VIII. Classe.

Saaz. Dr. W. Toischer.

Die Classificationsfrage.

Am VII. Mittelschultag wurde durch Director Dr. Ed. Martinak die Frage aufgeworfen, ob die bisherige Art zu prüfen und zu classificieren nicht mit vielen Nachtheilen verbunden wäre und durch eine psychologisch berechtigtere und exactere ersetzt werden sollte. Mit Recht wurde damals vermieden, sofort Thesen aufzustellen, und zunächst nur ein reger Gedankenaustausch über diese Frage in Aussicht genommen.

Wurden in jenem Vortrag besonders die Principien des Prüfens einer Kritik unterzogen, so möchte ich heute vor allem auf die praktische Seite, auf die Durchführbarkeit eingehen. Ich halte es nämlich nicht für zweckmäßig, die Classification der Mittelschulen auf einer ganz neuen Grundlage aufzubauen, da das bisherige System zwar verbesserungsbedürftig ist, anderseits aber trotz allem, was dagegen gesagt wird, auch seine guten Seiten aufweist und sich ja historisch entwickelt hat, so dass eine radicale Änderung nutzlos Schaden stiften könnte. Dass wir bisher (oft gegen unsere Überzeugung, nur dem Zwange der Vorschriften folgend) zu viel classificierten, soll ohneweiters zugegeben werden. Es war zwar auch dabei möglich, den übrigen Aufgaben des Unterrichtes nachzukommen, aber besser wird es gewiss einmal sein, wenn sich hier der Lehrer freier bewegen kann. Ein noch größerer Missgriff aber wäre es, wollte man etwa in den entgegengesetzten Fehler verfallen und das Prüfen, bezw. Classificieren ganz abschaffen. Ideal veranlagte Schüler könnten allerdings auch ohne diesen Controlapparat herangebildet werden; doch die Erfahrung lehrt, dass unser Massenunterricht ohne diese Einrichtung nicht bestehen kann. Der Katalog ist auch nicht so böse, wie er im allgemeinen hingestellt wird. Die Schreckbilder, die man von ihm entwirft, beruhen auf Übertreibung. Ich behaupte, dass, wenn er heute durch eine Verordnung abgeschafft würde, er über kurz oder lang in irgendeiner Gestalt zuerst heimlich, schließlich offen wieder aufleben müsste. Wer wollte auch bei hunderten von

Schülern immer seinem Gedächtnisse trauen? Ich kann vielleicht annähernd nach einigen Monaten wissen, ob dieser oder jener Schüler etwas verstehe, gleichmäßig fleißig gewesen u. dgl., aber die der Gerechtigkeit und Gewissenhaftigkeit entspringenden Bedenken würden beim Wegfall eines Kataloges (ich meine auch eines privaten Notizbuches) noch weit stärker sein, als sie jetzt zuweilen sein mögen. Auch die officielle Verbuchung ist nicht so schlimm und hat eine gewisse Berechtigung. Man denke nur an die Bedürfnisse des Directors und Ordinarius, jederzeit ein vollständiges Bild über die Leistungen eines Schülers zu gewinnen, an die Übersichtlichkeit und sonstigen Vortheile, die zur Ordnung und Genauigkeit beitragen. Freilich, die einstigen Bestimmungen waren eine hemmende Fessel, die aber zum Theil schon gemildert wurde. Vorzuschreiben, wie oft mindestens jeder Schüler innerhalb einer gewissen Zeit zu prüfen sei und dies ohne Rücksicht auf Gegenstand und Schülerzahl, desgleichen ohne Rücksicht, ob im betreffenden Gegenstande schriftliche Leistungen vorliegen oder nicht, ist unthunlich. Auch das Gebot, nur scalamäßige Noten in den Classenkatalog einzusetzen, lässt sich beanständen. Ein beigesetztes + oder — könnte vielmehr oft Gutes wirken und das Schlussresultat nur genauer erscheinen lassen. Also nicht der Katalog an sich ist es, der zu bekämpfen wäre, nur der übermäßige oder ungeschickte Gebrauch desselben, seine dominierende Stellung im Schulleben. Er registriere von Zeit zu Zeit in übersichtlicher Weise das Wissen und Können des Schülers und bilde dadurch die Grundlage, um ein sicheres Urtheil über den Schüler und schließlich eine gerechte Zeugnisnote zu gewinnen.

Dies führt uns zur Frage, welche Stellung wir gegenüber der bisher üblichen Classificationsmethode einnehmen sollen. Es wurde am Mittelschultag vorgeschlagen, die Scala zu vereinfachen, hauptsächlich mit der Begründung, dass es meist schwer, ja unmöglich sei, eine vollkommen gerechte Entscheidung, eine zweifellose Einordnung zwischen zwei Stufen zu treffen. Auch hier möchte ich zunächst zu bedenken geben, dass bekanntlich bei einiger Übung sich eine außerordentliche Gewandtheit und Sicherheit in der Notengebung einstellt und dass ja eine etwa zwischen 'befriedigend' und 'lobenswert' stehende Leistung, wie ich früher andeutete, ganz gut mit + befriedigend oder — lobenswert bezeichnet werden könnte. Aber auch wenn dies verpönt bleiben sollte, liegt ja in der wiederholten Prüfung, bezw. Classification von selbst eine Correctur einer vielleicht einmaligen ungenauen Abschätzung. Doch die Anregung einer Vereinfachung verdient Unterstützung. So gut die Note ausgezeichnet sich als entbehrlich erwiesen hat, warum sollte man nicht ebenso ganz ungenügend streichen? Auch lobenswert könnte mit befriedigend vereinigt werden. Dann hätten wir vorzüglich, befriedigend, genügend, nicht genügend, also vier Stufen, die ausreichen dürften. Ich weiß, dass viele Lehrer und Eltern das Fehlen des Calculs 'kaum genügend' bedauern, der z. B. an Volks- und Privatschulen jetzt noch üblich ist. Doch zweifle ich, dass es gelingen wird, diese Bezeichnung mit ihren Consequenzen wieder einzuführen.

Sollte die erwähnte oder eine ähnliche viertheilige Scala Eingang finden, so müssten natürlich auch die Bestimmungen wegen des Vorzuges sinngemäße Abänderungen erfahren.

Besondere Vorsicht wird nach wie vor die Note nicht genügend im Zeugnis erfordern. Hängt doch von dieser Note oft genug Glück und Zukunft eines jungen Mannes, zum mindesten der Verlust eines kostbaren Jahres ab! Wir Lehrer wissen allerdings, wie peinlich gewissenhaft, ja ängstlich vorgegangen wird, ehe ein Federstrich über erste oder zweite Fortgangsclasse entscheidet. Zahlreiche Prüfungen bis zum letzten Augenblick suchen das negative Resultat in ein positives zu verwandeln, und die Möglichkeit einer Wiederholungsprüfung winkt gleichfalls noch in der Zukunft. Wollte man aber auch hier auf dem Wege der Humanität und der Reform noch weiter schreiten, so könnte man ja, wie es in mehreren Staaten geschieht, Compensation in der Weise eintreten lassen, dass selbst bei einem ausgesprochenen 'nicht genügend' noch keine zweite Fortgangsclasse erfolgen müsste, vorausgesetzt, dass diese ungünstige Note durch sehr gute Noten in den anderen Gegenständen aufgewogen sein sollte.

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Pädagogik und Poesie. Vermischte Aufsätze von Prof. Dr. Alfred Biese, Director des königl. Gymnasiums in Neuwied a. Rh. Berlin. R. Gärtners Verlagsbuchhandlung (Herm. Heyfelder) 1900. VII u. 320 SS. 6 Mk.

Die „Unrast" unserer Zeit, um ein Lieblingswort des Verf.s zu gebrauchen, hat auf allen Gebieten zu einer Überproduction geführt. Kein Wunder, wenn in der Masse des Wertlosen auch manches Beachtenswerte und Gehaltvolle übersehen wird. Wenn dieses Schicksal einen oder den andern der Aufsätze des Verf.s getroffen hätte, der vorliegende Band, der sie vereinigt, wird der Aufmerksamkeit der Kreise, an die er sich wendet, gewiss nicht entgehen. Der Verf., durch seine Schriften über das Naturgefühl, das Metaphysische und über die Lyrik rühmlich bekannt, umspannt mit seinen Interessen ein weites Gebiet. Vor dem Specialistenthum, gegen das er gelegentlich zu Felde zieht, hat er sich selbst zu bewahren gewusst. Was aber den Schulmann besonders auszeichnet, ist das Bestreben, alles, was er sich zu eigen macht, selbst die Eindrücke, die er auf Ferialreisen gewonnen hat, in den Dienst der Schule zu stellen. So sei denn der stattliche Sammelband nicht bloß den Fachgenossen, sondern allen Collegen auf das wärmste empfohlen.

„Und doch ist gerade zum Schulmann verdorben, wem nicht eine gute Fee in der Wiege schon einige Quentchen dieser Quintessenz, die da Humor heißt, ins offene Kinderherz geträufelt hat, wem sie nicht das Talent zum Glück auf den Lebensweg mitgegeben hat. Denn nur der Heitere verbreitet Heiterkeit, nur der Arbeitsfrohe Arbeitslust, nur der Begeisterte Begeisterung, und so ist die Freudigkeit die Mutter auch aller pädagogischen Tugenden. Wir sollen ohne optimistische Schönfärberei Weltfreude unter die Jugend säen, auf dass sie gestählt werde gegen die Bitternisse des Lebens; wir sollen nicht nur den Verstand bilden und ein Wissen übermitteln, sondern auch ein reines, edles Empfinden nähren, vertiefen, läutern. Wir sollen das Gefühl wecken und pflegen, denn es ist die Hauptquellader der Phantasie und die Triebfeder alles Wollens und Handelns. Der Sinn für Schönheit in der Gottesnatur, also die Naturfreude muss nicht nur im naturwissenschaftlichen und im Zeichenunterrichte, sondern auch in Stunden, die der Poesie und der Pflege des Gemüthes gewidmet sind, sich ins Herz des Schülers senken, so dass es

ihn wie ein Schauer der Andacht berühre, wenn er die erhabene Poesie der Psalmen oder der Sophokleischen Chorgesänge oder des Goethe'schen Mailiedes in sich aufnimmt."

Diese Zeilen charakterisieren vielleicht am besten den Geist, der uns aus den Aufsätzen des Verf.s entgegenweht. Die einen verfolgen, dem Gesammttitel entsprechend, mehr pädagogische Ziele, die anderen umfassen die Poesie aller Völker und Zeiten, vorzugsweise die Lyrik. Biese ist ein warmer Vertheidiger der humanistischen Studien, deren Betrieb allerdings häufig genug Anlass zu dem Emporkommen gegnerischer Strömungen darbietet. Er selbst dringt unablässig auf psychologische Durchdringung des Unterrichtes und wird nicht müde, die Art und Weise, wie das zu geschehen habe, an Beispielen und kurzen Leseproben klar zu machen. Treffliches weiß er stets zu sagen, wenn er die Zeitströmungen charakterisiert und die Schlagworte näher ins Auge fasst, die, unablässig auftauchend, ihre Apostel und Nachbeter finden und die ruhige Entwicklung der Schule bedrohen.

Eine Reihe von Aufsätzen ist Goethe gewidmet, einer sucht Lessings Stellung in der Schule zu befestigen; unter den Lyrikern wird Storm und Mónka öfters Aufmerksamkeit geschenkt; die meisten Aufsätze sind dem Naturschönen im Spiegel der Poesie gewidmet, unter denen wieder die prächtigen Aufsätze über die Poesie des Meeres, des Sternenhimmels und der Gebirgswelt hervorragen.

Was man dem Herausgeber der Aufsätze vielleicht vorwerfen könnte, sind die allerdings ziemlich häufigen Wiederholungen. Nicht jeder freilich wird sie wie der Ref. in einem Zuge durchlesen. Dass aber jeder, der den Band einmal zur Hand genommen hat, immer wieder gerne dazu zurückkehren wird, das möchte ich gerne annehmen. Unverständlich blieb mir eine Stelle auf S. 94: „Mit Recht geht Meyer usw." Sie scheint verstümmelt zu sein.

Wien. Franz Spengler.

Hoch deutsches Lied! Eine Auswahl von 300 Texten allgemein beliebter Männerchöre von erprobter Wirkung. Zusammengestellt und den deutschen Sangesbrüdern dargeboten von Bernh. Pompecki. Quedlinburg. Verlag von Chr. Friedr. Viewegs Buchhandlung (1900). 8° XXVII u. 177 SS.

Das vorliegende Büchlein bietet mehr als der Untertitel verspricht, da der Herausgeber bei jedem Texte den Componisten, die Opuszahl, den Preis für Partitur und Stimmen und den Verleger angegeben hat, eine Annehmlichkeit für alle, denen Challiers „Großer Männergesang-Katalog" nicht zur Hand ist. Dagegen vermag Ref. nicht einzusehen, nach welchem Grundsatze die Namen der Verff. bei Liedern unterdrückt wurden, welche gerade durch Vertonungen von Mozart, Beethoven, Mendelssohn, Schubert unsterblich geworden sind. Für die Auswahl der Texte selbst waren rein praktische Erwägungen maßgebend: neben den altbeliebten Männerchören, die etwa zwei Drittheile aller Nummern ausmachen, sind auch neuere Compositionen von „erprobter Wirkung" berücksichtigt worden. Die Wiedergabe des Wortlautes ist überall eine getreue. Unliebsam fällt nur ein „Unter (!) allen Wipfeln ist Ruh'" auf, dem noch zwei ebenso pietät- als geschmacklose Zusatzstrophen von J. Falk folgen. Als handliche Textsammlung wird sich das Büchlein unter den Mitgliedern von Gesangvereinen voraussichtlich viele Freunde erwerben, während es für die Schule kaum in dem gleichen Maße brauchbar sein dürfte.

Görz. Dr. Eduard Castle.



Biographische Volksbücher. Nr. 78—81: „Thomas Alva Edison der Erfinder.“ Von Franz Pahl, Oberlehrer am Realgymnasium in Charlottenburg. Leipzig, R. Voigtländers Verlag 1900. 114 SS. nebst einem Bildnis.

Obgleich viele Einzelheiten aus dem Leben Edisons aus den Tageszeitungen her bekannt sind, so muss es doch dankbar aufgenommen werden, wenn eine zusammenhängende und ausführliche Schilderung des Werdeganges dieses merkwürdigen Mannes und eine Darlegung dessen, was er in seinem rastlosen Fleiße geschaffen, gebracht wird. Selbst der Physiker und Techniker vom Fach wird so erst in die Möglichkeit versetzt, einen vollen Einblick in die beispiellos fruchtbare Thätigkeit des mit Recht zu so großer Berühmtheit gelangten Elektrikers zu gewinnen. Aber auch jeder andere wird mit Staunen und Verwunderung erfüllt werden, wenn er erfährt, wie aus dem 14jährigen Zeitungsausträger mit geringer Schulbildung, der er ursprünglich war, durch unentwegte Schulung seiner von Natur aus reich bedachten Geisteskräfte sich der gewaltige Erfinder emporzuarbeiten vermochte. Möchte das vorliegende Büchlein, das des Belehrenden viel enthält und überdies auch durch die Schönheit des sprachlichen Ausdruckes bemerkenswert ist, recht zahlreiche Leser, besonders unter der heranwachsenden männlichen Jugend finden!

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Programmenschau.

100. Die cotierte Darstellung auf einer Bildebene nebst einem Vorschlage zur einheitlichen Bezeichnung in der darstellenden Geometrie. Von Prof. Wilhelm Binder. (Progr. der n. ö. Landes-Oberrealschule und der damit verbundenen Landesgewerbeschule in Wiener-Neustadt 1898). 27 SS. und 2 Tafeln mit 29 Figuren.

Der durch sein Werk über „Unicursale Plancurven“ rühmlich bekannte Verf. spricht sich zunächst über die Methodik der darstellenden Geometrie im allgemeinen aus und wendet sich dann den allseitig vorhandenen Reformideen bezüglich der geometrischen Symbolik zu, welche er mit einem Vorschlage für einheitliche Bezeichnungen bereichert. Die Grundprincipien des letzteren dürften allgemeinen Anklang finden, weil sie die Symbole der Projectionslehre mit jenen der mathematisch-geometrischen Disciplinen zu uniformieren streben.

Punkte sollen mit großen, Linien mit kleinen Buchstaben der schrägen Antiquaschrift und Winkel mit kleinen griechischen Lettern geschrieben werden. Für die Benennung von Ebenen würden sich statt der vorgeschlagenen kleinen griechischen Typen mit Oberstrichen die großen Buchstaben bedeutend besser eignen, wenn nicht leider viele davon mit den correspondierenden lateinischen identisch wären. Die Deutschen fänden da eine sehr leichte Aushilfe mit den gothischen Lettern; weil aber die darstellende Geometrie gewissermaßen eine Weltsprache für alle Culturvölker vorstellt, so wären vielleicht die großen Buchstaben der Rundschrift am passendsten, die in fast allen Culturstaaten bekannt ist.

Bezüglich der Unterscheidungszeichen von Originalen, Bildern, Umlegungen, Schlagschatten usw. kann Ref. dem Autor aus Gründen

nicht beipflichten, da er der Überzeugung huldigt, dass es geradezu geboten ist, die eingewurzelten Usancen möglichst zu berücksichtigen, um der angestrebten Reform den Boden zu ebnen. Aus diesem Grunde empfiehlt es sich, die Projectionen eines Originals mit Accenten, rechtwinklige Umlegungen mit arabischen Zeigern und Spurelemente mit römischen Indices zu versehen, welche mit den Nummern I, II und III der Bildebenen übereinstimmen. Also A' und A_1 beim Punkte A; ferner ...... a' und a_1 bei der Geraden a.

A_I wäre der Spurpunkt der Geraden a und a_I die Spur der Ebene $\mathfrak{A}$.

Kommen mehrere rechtwinklige Umlegungen vor, so wären sie in anderer Schriftart zu markieren, z. B. in Block- oder in Nadelschrift wie:

$$\mathbf{A}_1,\ \mathsf{A}_1,\ \mathsf{a}_1,\ \mathsf{a}_1.$$

Für Schlagschatten und schiefe oder centrale Bilder könnte Blockschrift mit römischen Indices gewählt werden, z. B.

$$\mathbf{A}_I,\ \mathbf{a}_I.$$

Schiefwinklige Umlegungen werden mit Klammern angedeutet:

$$(A),\ [A],\ \{A\}.$$

Falls Umlegungen in mehrere Projectionsebenen vorzunehmen sind, so ist jeder Klammer noch der betreffende arabische Index anzufügen:

$$(A)_1,\ (A)_2,\ (A)_3.$$

Lagenveränderungen im Raume wären durch Sternchen oder Kreuzchen bemerkbar zu machen:

$$A_*,\ a\times,\ \alpha+.$$

Rechtwinklige Umlegungen von Linien wären zu stricheln, schiefwinklige Umlegungen aber gestrichelt-punktiert auszuführen, während veränderte Lagen im Raum durch kräftige Striche hervorzuheben wären.

Strecken und begrenzte Bogen wären in üblicher Weise durch $\bar{r}$ und $\bar{b}$ zu kennzeichnen. Bei Coordinaten von Punkten und Ebenen könnten ausnahmsweise die Oberstriche entfallen.

Das zugehörige räumliche Coordinatensystem wird hiebei wie in der analytischen Geometrie mit $O.XYZ$ bezeichnet gedacht, und es ist $XOY = I$, $XOZ = II$ und $YOZ = III$. Die Ebene $\mathfrak{A}$ liefert mit den Achsen drei Durchstoßpunkte, welche als A_x, A_y und A_z zu notieren sind. Mithin ergibt sich folgende Coordinatenzuordnung, bei welcher die Achsenabschnitte der Ebene durch Rundschrift unterschieden sind:

$$A\begin{cases} x = A'''A \\ y = A''A \\ z = A'A \end{cases} \qquad \mathfrak{A}\begin{cases} x = OA_x \\ y = OA_y \\ z = OA_z \end{cases}.$$

Die Neigungswinkel der Geraden a gegen die III., II. und I. Projectionsebene würden lauten: $\xi = \sphericalangle\, a'''a$, $\eta = \sphericalangle\, a''a$ und $\zeta = \sphericalangle\, a'a$. Neigungswinkel zwischen Geraden und Ebenen im Raum wäre mit ω, ν und μ, ihre Bilder dagegen mit ω', ν' und μ' usw. zu bezeichnen.

Projicierende Ebenen (Nullebenen) wären mit dem Index jener Projectionsachse zu versehen, zu welcher sie parallel laufen:

$$\mathfrak{B}_z \parallel OZ \perp XOY,\ \mathfrak{B}'_z = b_I.$$

Normalebenen zu den Achsen bekämen zwei Indices. Analog könnte man projicierende Gerade hervorheben z. B.

$$c_z \parallel OZ \perp XOY,\ c_z' = C_I.$$

Unendlich ferne Lagen werden durch den angehängten Index: ∞ gekennzeichnet.

Alle obgenannten Symbole lassen sich leicht schreiben und in Druck setzen. Es können auch keine Missverständnisse entstehen, wenn

Indices und Accente gleichzeitig auftreten. A_{I}'' heißt: zweite Projection von A_{I}. $(A)_{2}'$ dagegen bedeutet: erste Projection von $(A)_{2}$.

Obwohl Ref. die angeführte Symbolik für sehr zweckentsprechend hält, ist er gern bereit, sich anderen Vorschlägen zu fügen, wenn sie einfacher sind und sich den bestehenden Gebräuchen noch besser anschließen als die seinen. Hoffentlich gelingt es, eine hochwünschenswerte Einigung zu erzielen, welche dann hohen Orts zur Approbation und Einführung unterbreitet werden könnte.

Nach dieser im allgemeinen Interesse gepflogenen Abschweifung möge der zweite Theil der Binder'schen Abhandlung besprochen werden. Der Verf. verfolgt darin den Zweck, den Anfänger auf bequeme Art in das Studium der darstellenden Geometrie einzuführen, und bedient sich dabei nur einer Bildebene. Der Raum wird durch Parallelebenen zu dieser in Schichten getheilt, deren Ordinaten nach Vielfachen der Längeneinheit fortschreiten. Jede Ebene erhält dadurch ein System von Schichtenlinien, während jeder Geraden eine Reihe von Schichtenpunkten zukommt. Hierauf werden die Fundamentaufgaben in instructiver und einfacher Art gelöst.

Jedenfalls ist diese Unterrichtsmethode sehr ersprießlich, doch könnte sie vielleicht für den Anfang noch fasslicher gestaltet werden, indem man sich im allgemeinen auf eine einzige Parallelebene beschränkt. Wenn man diese in eine constante Entfernung hinter die Bildebene verlegt, so erscheint die obige Abbildungsart als eine Grenzform der Centralprojection für den Fall, als das Auge und mit ihm die unendlich ferne Ebene normal zur Bildebene eine unendlich große Verschiebung nach vorn erfährt.

Der Text zu den Figuren 23 bis 29 soll nachfolgen. Sie behandeln Aufgaben über die Kegelflächen unter der Voraussetzung, dass die Lehrsätze über Pol und Polare für den Kreis schon bekannt sind, was leider in der V. Realclasse noch nicht der Fall sein kann. Die Kegelschnitte werden räumlich als collineare Figuren des Kreises entwickelt und ihre Achsen als das Rechtwinkelpaar der Involution conjugierter Diameter mittels der Peripherie eines durch das Centrum gehenden Hilfskreises construiert, wofür die Begründung erst an der Hochschule möglich ist.

Ref. hat aus der verdienstlichen Arbeit viele wertvolle Anregungen geschöpft und ist überzeugt, dass diese Schrift auch jene Collegen interessieren wird, welche den Anfangsunterricht nach anderen Grundsätzen ertheilen.

Wien. Adalbert Breuer.





